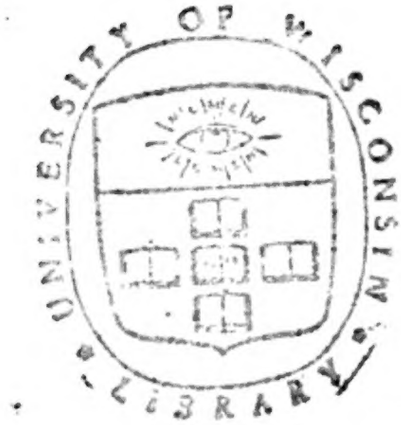
Illustrierte Heilpflanzenlehre für das 21. Jahrhundert

Library

of the

University of Wisconsin

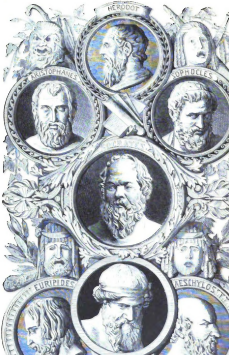
FROM THE LIBRARY OF
HERMAN SCHLUETER
A GIFT FROM
WILLIAM ENGLISH WALLING



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Illustrirte Weltgeschichte v. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Dichter und Gesetzte Griechenlands. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

I.

Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Digitized by Google

Illustrirte

Weltgeschichte für das Volk.

Begründet

von

Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Erster Band.

Geschichte des Alterthums.

Von

Otto von Corvin.

I.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tontafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten ꝛc.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1880.

Digitized by Google

Illuſtrirte

Geſchichte des Alterthums.

Von

Otto von Corvin.

Erſter Band.

Von den erſten Anfängen der Geſchichte bis zum Verfall der Selbſtändigkeit von Hellas.

Zweite neu bearbeitete Auflage.

Mit 280 Text-Abbildungen, neun Tontafeln und ſechs Karten.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1880.

Digitized by Google

Verfasser und Verleger behalten sich sämmtliche Rechte vor.

Digitized by Google

144174
JUL 15 1910
F
+C81
1

Vorwort.

Die erste Auflage des nachfolgenden Werkes, die „Illustrirte Weltgeschichte" von Held und Corvin, erschien vor dreißig Jahren gleichzeitig mit der Weltgeschichte von Schlosser. Trotz dieser sehr wichtigen Konkurrenz fand unser Werk doch solche Theilnahme im Volk, für welches es geschrieben wurde, daß schon vor Vollendung des ersten Bandes die Zahl der Abnehmer die bedeutenden Kosten deckte und eine schwedische Uebersetzung erschien.

Das Werk wurde in sehr bewegter Zeit geschrieben. Beide Verfasser nahmen lebhaften, thatsächlichen Antheil an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 und den Vorbereitungen zu denselben. Das verursachte mancherlei Unterbrechungen in unserer Arbeit und in dem regelmäßigen Erscheinen des Buches. Ja, ich selbst sah mich genöthigt, die Vollendung desselben meinem Mitarbeiter zu überlassen, der dasselbe mit dem Jahre 1850 abschloß.

Obwol unser Werk sich noch bis zur neuesten Zeit auf dem Büchermarkte erhielt, trotz den mancherlei werthvollen Weltgeschichten, die seitdem erschienen sind, so sah ich doch nach meiner Rückkehr aus Amerika 1867 ein, daß eine neu bearbeitete Auflage dringend nöthig war. Held hatte in das Buch Mancherlei hineingetragen, was nach meinen Ansichten nicht in eine Weltgeschichte paßte, und durch zu große Ausdehnung einzelner Abschnitte die Harmonie der Verhältnisse in unzulässiger Weise gestört. Es waren ferner in den letzten Decennien auf dem Gebiete der Geschichtsforschung viele neue Entdeckungen gemacht worden, die ein ganz neues Licht über sehr wichtige Zeitabschnitte verbreiteten, und endlich entsprachen auch die Illustrationen des Buches keineswegs den Anforderungen des heutigen Publikums.

Erst nach dem Tode Held's konnte ich indessen daran denken, eine von mir umgearbeitete und bis zur Gegenwart fortgesetzte neue Auflage zu veranstalten. — Die durch ihre schön illustrirten populären Werke bekannte Buchhandlung von Otto Spamer ging auf meinen Verlagsantrag ein und es wurde von derselben beschlossen, die alte und die neueste Geschichte, also den ersten und achten Band des Werkes, gleichzeitig erscheinen zu lassen.

Die oben erwähnten neuen Forschungen auf dem Gebiete der Weltgeschichte bezogen sich hauptsächlich auf die älteste Geschichte der orientalischen Völker und machten es durchaus nöthig, daß ich den größten Theil des ersten Bandes gänzlich neu schrieb. Die Vorstudien zur Vorhalle und zur Geschichte Asiens und Aegyptens nahmen viel Zeit in Anspruch, und noch mehr war dies der Fall in Bezug auf die neueste Geschichte von 1850 bis 1871, da ich mich nicht damit begnügen durfte, die darauf bezüglichen Werke zu lesen, sondern auch die gleichzeitigen Quellen, die Zeitungen, durchstudiren mußte. Um einen Begriff von dem Umfang dieser Arbeit zu geben, will ich nur bemerken, daß zum Beispiel allein von der Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1850 bis 1871 — achtzig dicke Quartbände erschienen sind.

Obwol noch viele Monate vergehen mußten, ehe nur daran gedacht werden konnte, den Druck des Werkes zu beginnen, so besorgte doch die Verlagshandlung, daß bei dem langsamen Fortschritt meiner Arbeit eine Unterbrechung in dem regelmäßigen Erscheinen des Werkes entstehen könnte und verlangte von mir, daß ich „zur schnelleren Herstellung" desselben die Bearbeitung des dritten bis sechsten Bandes durch einen andern Autor gestatte. Da ich mit aller Bestimmtheit wußte, daß namentlich der zweite Band, den ich seiner Zeit mit der allergrößten Sorgfalt vorbereitet hatte, nur wenig Aenderungen erfordere und noch vor Ausgabe der ersten Lieferungen des ersten Bandes fertig werden würde, so ging ich auf diesen Vorschlag ein.

Trotzdem ich rechtzeitig so viel Manuskript abgeliefert hatte, daß man keine Besorgniß in Bezug auf eine Stockung durch meine Schuld zu hegen brauchte, fand es doch die Verlagshandlung für angemessen, meine zur Herbeiziehung eines andern Autors gegebene Einwilligung nicht bedingungsweise, sondern als ein- für allemal gegeben aufzufassen. Ungeachtet meiner Erklärung, daß ich durchaus keiner Hülfe bedürfe und ich das Herbeiziehen eines andern Autors für durchaus unzweckmäßig halte, hat die Verlagshandlung damit begonnen, die Bearbeitung der Bände 3 bis 6 in andere Hände zu legen.

Ich begnüge mich hier damit, diese Thatsache anzuführen und zu erklären, daß ich mich von jeder Verantwortlichkeit für den Geist oder Inhalt der nicht von mir herrührenden Bände auf das Allerentschiedenste lossage.

Nachdem nun der erste Band der Illustrirten Weltgeschichte vollendet vorliegt, werden wenige Worte genügen, mich über die Grundsätze auszusprechen, welchen ich beim Schreiben des Werkes folgte.

„Die Weltgeschichte, heißt es, ist das Weltgericht." Wer es unternimmt, Weltgeschichte zu schreiben, setzt sich aus eigener Machtvollkommenheit auf den höchsten Richterstuhl. Inwiefern er damit eine Anmaßung begeht, darüber entscheidet das Volk, welches im Ganzen stets ein richtiges Gefühl hat. Das Volk, für welches mein Werk geschrieben ist, umfaßt die große Klasse, welche sich weder

zur Aristokratie des Geistes, noch zum geistigen Pöbel zählt; das heißt mit anderen Worten, ich schreibe weder für Gelehrte noch für diejenigen Leute, welche in ihrer Bildung so weit zurück sind, daß sie kein Verlangen nach Belehrung und historischer Kenntniß tragen.

Was man von dem Verfasser einer Weltgeschichte zunächst und als selbstverständlich verlangen kann, ist, daß er bei seinem Werke die festgestellten Ergebnisse der neuesten historischen Forschungen berücksichtigt. Ferner muß sein Buch in einer Weise geschrieben sein, daß die hohe Aufgabe, welche die Geschichte als Erzieherin, Führerin und Trösterin der Menschen zu erfüllen hat, möglichst gefördert wird. Es muß daher so geschrieben sein, daß sie selbst den weniger gebildeten Lesern unter der oben als Volk bezeichneten großen Klasse verständlich und nicht langweilig, zugleich aber auch dem Gebildetsten nicht trivial erscheint. Dies aber wird am besten durch eine einfache, klare und kernige Sprache erreicht und durch eine Art der Erzählung, welche die darin enthaltenen Lehren und daraus zu ziehenden Folgerungen erkennen läßt, ohne überall eine belehrende Erklärung des Autors nöthig zu machen.

Der Verfasser einer Weltgeschichte darf als *solcher*, um es scharf auszudrücken, weder eine positive Religion, noch ein Vaterland haben, noch einer bestimmten politischen Partei angehören; das heißt, er muß, indem er Geschichte schreibt, sich *bestreben*, gewissermaßen aus sich selbst herauszutreten und sein Urtheil nicht beeinflussen lassen, weder durch seinen persönlichen religiösen Glauben, noch durch sein Nationalgefühl, noch durch seine politische Parteistellung, noch durch sogenannte Zeitströmungen, die oft geistigen Epidemien gleichen. Wie der gewöhnliche Richter gehalten ist, nicht nach seinem Gefühl, sondern nach dem Staatsgesetz zu urtheilen, so darf auch der Geschichtschreiber, welcher sich zum Richter über die Handlungen von Personen aufwirft, von denen ihn viele in geistiger und anderer Hinsicht überragen, allein nur den Maßstab des gesunden Verstandes und derjenigen Moral anlegen, die bei allen civilisirten Völkern der Erde Geltung hat, welche besondere Moral auch ihre Religionen vorschreiben mögen. Er muß sich bestreben, wie man es gewöhnlich ausdrückt, unparteiisch zu schreiben; aber nicht glauben, diesem Verlangen nach Unparteilichkeit dadurch Genüge geleistet zu haben, wenn er, um keiner Partei vor den Kopf zu stoßen, sein Urtheil durch die beliebten Wörtchen „dürfte, könnte, möchte, sollte“ u. s. w. verschleiert. Was sein Verstand für unzweckmäßig oder thöricht, oder sein Moralgesetz für schlecht und niederträchtig erachtet, das nenne er auch so, frei und offen, unbekümmert ob diese oder jene Personen oder Klassen, die sich ähnlicher Thorheiten oder Schlechtigkeiten schuldig machen, dadurch sich verletzt fühlen. Der Richter, der eben einen Betrüger zu verurtheilen hat, darf auch nicht berücksichtigen, was andere Betrüger von seinem Urtheile denken werden.

Wer sich nicht frei fühlt, wer sich durch Rücksichten auf gesellschaftliche Stellung oder ein Amt, oder auf Erwerb bestimmen lassen muß, kann nie eine gute Weltgeschichte schreiben; ein glaubwürdiger Geschichtschreiber kann nur Der sein, der innerlich und äußerlich durchaus unabhängig ist und den Muth hat, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen.

Die hier ausgesprochenen Ideen haben mir bei meiner Arbeit als Richtschnur gedient. Ob ich meine Aufgabe richtig aufgefaßt und ihrem Zweck entsprechend gelöst habe, darüber haben weniger einzelne Kritiker zu entscheiden, als vielmehr das Volk, für welches das Werk geschrieben ist. Der deutlichste Ausdruck dieser Volksmeinung ist aber die Zahl der von ihm begehrten Exemplare. Die Theilnahme, welche die neue Auflage unseres Werkes schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen fand, dient als Beweis, daß das Unternehmen ein zeitgemäßes ist und ich hoffe, daß der nun vollendete erste Band die Erwartungen des Publikums erfüllen und diese Theilnahme noch vermehren wird.

Leipzig, im April 1879.

Otto v. Corvin.

Inhalt
der
Illustrirten Weltgeschichte.

Erster Band.

Einleitung. Vorhalle.

Seite

Ursprung und Alter des Menschengeschlechtes 3

Aufgabe der Geschichte; Erforschung der Erdrinde (3). — Erstes Auftreten des Menschen (4). — Steinzeit; Bronzezeit; Eisenzeit (4). — Abstammung des Menschen (5).

Menschenrassen und deren Vertheilung auf der Erde 5

Volk und Stämme (5). — Ethnologie (6). — Aethiopische Rasse (6). — Turanische oder mongolische Rasse (6). — Kaukasier (6—7). Indogermanischer Stamm (7). — Amerikanische Rasse (8.) — Malayen (8). — Zusammenhang zwischen den verschiedenen Völkern; Mischlingsvölker (9—10).

Religion 11

Gottesdienst (11). — Mythen, Märchen und Sagen (12). — Erste Religionsbegriffe; Vielgötterei (12—13). — Opfervereine; Priester (13).

Leben der Menschen in vorhistorischer Zeit 14

Nomadenleben (16); Entstehung des Ackerbaues (17). — Pfahlbauten (18). — Ursprung des Handels (18).

Der Staat 21

Familie und Eigenthum; Gesetze und Staat (21). — Monarchie und Konstitutionen (22). — Republiken, Oligarchie und Ochlokratie (23). — Theokratie (23). — Bundesstaaten (24).

Sagen 24

Schöpfung des Menschen ꝛc. (24). — Sintflut (24—25). — Verschiedene Sintflutsagen (26—29). — Thurmbau zu Babel und Sprachverwirrung (29). — Götter und Heldensagen (32).

Geographie und Chronologie 33

Erdkarten (33). — Die verschiedenen Zeitrechnungen: jüdische, griechische, römische, christliche, mohammedanische ꝛc. Aera (33). Julianischer und Gregorianischer Kalender (35—36).

Geschichte des Alterthums.

Erster Zeitraum.

Die historische Sagenzeit.

Von den ältesten Zeiten bis zur Errichtung des Persischen Weltreichs.

Das Chinesische Reich. Von Fo-hi 3000 v. Chr. bis Kong-fu-tse 550 v. Chr. 39

Name und physische Beschaffenheit von China (39). — Dynastien (40). — Kong-fu-tse (41).

Kulturgeschichte 42

Religion (42). — Erinnerungshallen (43). — Kong-fu-tse (42—44). — Lao-tse (44). — Staat und Staatsverfassung (44). — Industrie (46). — Sprache und Literatur (46). Bücher des Kong-fu-tse (48).

Indien. Von den ältesten Zeiten bis auf Buddha 550 v. Chr. 49

Geographische Ausdehnung und Beschaffenheit (49). — Ureinwohner (Arier, 51).

Kulturgeschichte 52

Religion (52). Priesterstand und andere Stände (55). — Gesetzbuch des Manu (56). — Buddah und seine Lehre (59—62). — Staats- und gesellschaftliches Leben (62). — Kastenwesen (58): Brahmanen (63), Kschatrias (64), Vaicjas und Sudras (63—64), Tschandalas (64). — Verwaltung (65). — Das Staatsoberhaupt (66). Familienleben und häusliche Zustände (66—68). Industrie und Handel (69). — Sprache und Literatur (69—70).

Aegypten. Von den ältesten Zeiten bis auf Ahabra 570 v. Chr. 71

Geographische Ausdehnung, Beschaffenheit und Eintheilung (71—72). — Nil (72—74). — Bevölkerung (74—75). — Aelteste Dynastien (76—81). — Das Labyrinth und der See Möris (82). — Die Hyksos (83). — Einwanderung der Israeliten in Aegypten (84); Joseph (84—86) und seine Brüder (87). — Neuere Dynastien (88 ꝛc.). — Ramses I. und Sethos (90). — Ramses II. (Sesostris, 91—93). — Moses und der Juden Auszug (96—97). — Ramses III. (Rampsenit, 98). — Spätere Dynastien (101 ꝛc.). — Psametich (106—109).

Seite

Kulturgeschichte 109

Religion (109—119): Götter (110—112); heilige Thiere; Hieroglyphen (113—115); Schicksal der menschlichen Seele nach dem Tode (115—116); Todtenbestattung (118—119). — Staat und gesellschaftliches Leben (119). Kasten: Priester, Krieger ꝛc. (120—121). Königthum und Regierung (122). Verwaltung (122). Gesetzgebung und Gerichtsverfassung (123—124). Priesterkaste; Kriegerkaste (124—125). — Häusliches Leben (125—126). — Industrie und Gewerbe (126—127). Handel (128). — Wissenschaft und Kunst (128—153). Sprache und Schriftzeichen (128—131). Hermetische Bücher (131). Papyrus aus der 12. Dynastie (Lehren des Phtahhotep (131—132). — Astronomie (136). Astrologie (137). Arzneikunde (137). — Somnambulismus und Magnetismus (140). Heiligenbilder (141). — Baukunst: Pyramiden 142; Grabanlagen 145; Tempel 148; Prachtbauten 150. Skulpturen 152. Gemälde 153.

Mittelasien 154

Bevölkerung und geographische Beschreibung (154—156). Handel der turanischen Nationen (156). Gesetze (156). Religion (158—160).

Elam und Chaldäa 160

Susa (160). — Religion (161). — Erste Einwanderer in Chaldäa (161). — Stadt Ur (162). — Sagenhelden (Nimrod ꝛc., 163). — Aelteste Könige (164).

Assyrien 167

Dynastien (167 ꝛc.). — Bau von Babylon (168). — Kriege der Assyrer (170). — Religion (172).

Syrien 175

Grenzen und Beschaffenheit des Landes (175—176). — Schiffahrt und Handel (177). — Völker: Aramanier (178); Kananiter und Terachiten (178—179).

Phönikien 181

Kulturgeschichtliche Bedeutung von Krieg und Handel (181). — Ursprung des Handels und Geldes (181—182). — Name des Landes (182). — Staatsverfassung (183). — Haupthandelsstädte: Sidon, Arad, Tyros (184). — Gründung von Kolonien (185 ꝛc.). — Dynastien (190—192).

Kulturgeschichte 192

Staatsverfassung (192). — Religion (194—198). — Kunst und Wissenschaft (198). — Handel und Industrie (198—200). Handelsverkehr mit Arabien und Indien (198). Handelsartikel (199). Erfindungen (200).

Die Israeliten 201

Bedeutung Israels für die Kulturentwicklung der Welt (201—202). Die Hebräer (202). Abraham und seine Söhne (202). — Moses (203—209). Zug durch die Wüste (204); Gesetzgebung am Sinai (206—207); Religion und Heiligthümer (Bundeslade, Stiftshütte, 208); Eintheilung, Stämme ꝛc. (208). Moses' Tod und Nachfolger (209). Einzug in Kanaan (210). — Zeit der Richter (211—218). Simson (214—216). Die Philister (215—216). — Die Propheten (216—217). Samuel (216—217). — Die Könige (218 ꝛc.). Saul (218—219); David (220—232); Eroberung von Jerusalem (224); Kriege mit den Philistern, Ammonitern, Edomitern ꝛc. (225—226). Volksreligion und Priesteraristokratie (226—227). — David's Nachkommen (229 ꝛc.): Absalom (229); Salomon (232 ꝛc.). Tempelbau (234—236); Beschreibung des Tempels Salomon's (236); „Urtheil des Salomon" (238). — Opferdienst im Jehovatempel zu Jerusalem. Der Priesterstand (Leviten); Der Hohepriester (239); Jerobeam's Aufstand gegen Salomon (240); Salamon's Tod (241). — Theilung des jüdischen Reiches in Israel und Juda (242).

Das Reich Israel (242—254): Jerobeam I. (242). Basäa (243). Omri. Ahab (244). Kampf des Prophetenthums (Elias, Elisa u. A.) gegen das götzendienerische Königthum (245—247). Ahasja (248). Jehu (249). Usia (Asarja, 251). — Untergang des Reiches Israel durch die Assyrer (254).

Das Reich Juda unter Hiskiah und dessen Nachfolgern (255 ꝛc.). — Manasse; Amon (258). — Wiedereinführung des Jehovadienstes (259). — Jojakim; Zedekiah (260). Jerusalems Zerstörung (261). — Gefangenschaft der Juden in Babylon (262).

Kulturgeschichte 262

Das Priesterthum; die Leviten (263). — Die Propheten und ihre Verfolgungen in Israel und Juda (264—268). — Charakter und Sitten der alten Israeliten (267). Die Dichtkunst (268).

Armenien 268

Grenzen und geographische Beschaffenheit; Kriege mit den Assyrern (268).

Kleinasien 269

Ausdehnung und Grenzen (269—270). — Gordios und Midas (270—272). — Ureinwohner: Turanier, Lykier und Arier (270); Phrygier (270—274); Kilikier, Kappadokier, Paphlagonier und Karier (274); Mysier und Trojaner (275—276). — Götterverehrung (273). — Gründung von Ilion (275—276). Neuere Nachgrabungen (276).

Lydien 276

Geographische Ausdehnung und Beschaffenheit; Abstammung der Lydier (276). — Aelteste Dynastien: Herakliden (277); Mermnaden (278). — Krösos und Solon (278 ꝛc.). Krieg mit Kyros von Persien (279 ꝛc.). Schlacht von Sardes und Gefangennahme des Krösos (281). — Ende des Lydischen Reiches (282). — Lebensweise und Religion (282).

Das zweite Assyrische Reich 283

Dynastien nach Assur-Rab-Amar (283 ꝛc.). Kriegszüge des Assur-Nazir-Habal (284). — Salmanasar III. (285). Samsi-Bin III.; Sardanapal (286). — Die Regierungszeit des Tulat (Tuklat)-Habal-Asar II. (287—288). — Sargon und die Sargoniden (289—292). Einnahme von Babylon (291). — Sanherib (292—293). Gefangennahme und Entführung der Juden (292). — Assur-Akhe-Idin (293—296). — Geographische Beschaffenheit von Arabien, dessen älteste Bewohner (294). Unterwerfung der Araber (296). — Bau des Tempels in Ninive (296). — Die Kimmerier (297). — Zerstörung von Ninive und Untergang des Assyrischen Reiches (299).

Seite

Medien 300

Grenzen; geographische Beschaffenheit und älteste Bewohner (300—301). — Uvakhshatara (Kyaxares), Gründer des Medischen Reichs (302). — Azi-Dahak, (Astyages, 304). — Sagen über Kyros (304—306).

Chaldäa 306

Nabu-kudur-Usiur II. (Nebukadnezar, 306—308). Kämpfe mit Syrien, Tyros ꝛc. (307). — Prachtbauten in Babylon (308). — Eroberung Babylons und Ende des Chaldäischen Reiches durch die Perser (309—310).

Babylonische und assyrische Kultur 310

Religion (310). — Wissenschaft (311—312). Keilschrift (311). Astronomie und Astrologie (312). Sargon's Bibliothek (312). — Staat (312—314). Das Königthum. Heereseintheilung und Kriegsweise (313). — Handel und Gewerbe (314—315). Ein- und Ausfuhrartikel; babylonisches Geld und Gewicht (314). — Häusliches und gesellschaftliches Leben (315). — Künste und Bauwerke (315—316).

Griechenland 317

Grenzen, geographische Beschaffenheit und Eintheilung (317—318). Aelteste Geschichte (318 ꝛc.). — Ureinwohner: Pelasger, Karier, Phönikier und Hellenen (320—321). — Ursprung der Hellenen (321 ꝛc.). — Lebensweise und Verfassung (322). — Danaos und Kadmos (322). — Zeitalter der Heroen (323—336): Perseus, Minos (324) und Herakles (324—328); Zwölf Arbeiten des Herakles (326.); Theseus (328—330); Argonautenzug (330—332); Sage vom goldenen Vließ und Jason (331); Thebanische Kriege (332); Zug nach Troja (333—336); die Homerischen Gesänge, Ilias und Odyssee (334). — Griechische Völkerwanderung (337—338). — Sparta (339—342). Aeltere Verfassung und Verwaltung (339). Lykurgos (340). Neuere Verfassung (341). — Die Messenischen Kriege (342—347). Erster Messenischer Krieg (342—344): Aristodemos; Ephoren; Parthenia (343). — Zweiter Messenischer Krieg (344); Aristomenes; Tyrtäos und Gründung von Messana (344). Kleomenes und Demaratos (346). — Athen (347—363). Staatsverfassung; Archonten; Drakon (347). Anarchische Zustände; Aristokratie und Demokratie (348). — Solon (349—350). — Kolonien (353—357), kleinasiatische: äolische, ionische, dorische, (354—355); italische: Tarent, Regium, Messene ꝛc. (355—357); westeuropäische und afrikanische (357).

Kulturgeschichte 357

Verfassung (357—368): Sparta (358—363); Ekklesia; Gerusia (358); Ephoren (359); die Lykurgischen Gesetze und Lebensweise der Spartaner (359—363). — Athen (363—368); Republik; Sklaverei (363); Standesunterschiede (364—365); Staatsregierung (365—366); Rechtspflege (366—368); Ostrakismos (367). — Abänderung der Verfassung. Böotischer Städtebund (368). — Religion (369—377). Orakel; Weltanschauungen (369). Die zwölf Götter des Olymp und andere Gottheiten (370—373). Elysium (373). Tartaros (374); National- und Festspiele; die Eleusinien; Olympische Spiele; Panathenäen (374—382). — Das Delphische Orakel (376). Tempel und Priesterthum (375).

Italien und Rom 383

Geographische Beschaffenheit (383) und politische Eintheilung (384—386). — Aelteste Bewohner (386—390): Etrusker (386—387); Samniter (388); Latiner (388—390). — Rom. Unter den Königen, 753—509 v. Chr. (391—416): — Gründungssage (391 ꝛc.); Romulus (392); Raub der Sabinerinnen (393); Quiriten (395). — Numa Pompilius. — Tullus Hostilius (396 ꝛc.): Horatier und Curiatier (397). — Ancus Marcius (398). — Tarquinius Priscus (399); Kapitol (400). — Servius Tullius (401—404). — Tarquinius Superbus. Latinischer Bund (404 ꝛc.). — Vertreibung des Tarquin (406).

Kulturgeschichte 406

Verfassung (406—411); Volkseintheilung (406—407). Der Senat und die Kurien (408): Vermögensklassen; Census oder Vermögensschätzung (409—410); Sklaven und Freigelassene (411). — Religion (411—416); die alten Gottheiten (412); der Priesterstand (413). Sibyllinische Bücher (414—415); Vestalinnen (415); Pontifices (416).

Zweiter Zeitraum.

Von Errichtung des Persischen Weltreichs bis auf Alexander den Großen.

Das Persische Weltreich 417

Aelteste Bewohner (417). Geographische Beschaffenheit (418). — Kyros (419—426); Krieg gegen Lydien (420); Streitigkeiten mit den Griechen (421—422); Einnahme von Babylon (422—424). Rückkehr der Juden nach Jerusalem (425). Kyros' Tod (426). — Kambyses (427—435); Kriege und Eroberungszüge (427 ꝛc.). Der falsche Bardija (Smerdis, 435—437). — Dareios I. (437—449). Kriege desselben (438 ꝛc.). Einnahme von Babylon; Zopyros (439). Feldzug gegen die Skythen (442). Gesandtenmord in Makedonien (444). Aufstand der Jonier (446). Verbrennung von Sardes (447). — Kriege gegen die Griechen (447—451). — Xerxes, Artaxerxes I. Longimanus, Dareios II. (449), Artaxerxes II. u. III.; Rückzug der Zehntausend (450). — Untergang des Persischen Reiches (451).

Kulturgeschichte 451

Religion (451—458). — Lehre des Zoroaster; Zend-Avesta (452—457). — Häusliches Leben; Gesetze (458). Verfassung und Verwaltung (458). Heerwesen (459). — Persische Münzen (461). Ackerbau und Gartenbau (462).

Griechenland 463

Die Perserkriege: Rachepläne des Dareios (463—464). Schlacht bei Marathon (465—467); Miltiades (465 ꝛc.). Aristeides (466 ꝛc.). Kimon (467). Themistokles (468 ꝛc.). Xerxes' Rüstungen und Kriegszug (470 ꝛc.); Uebergang über den Hellespont (472). Leonidas bei Thermopylä (473—476). Seeschlacht bei Artemisium (476—478). Schlacht bei Salamis (478—480). Rückzug des Xerxes (480—481). — Mardonios (482 ꝛc.). Schlachten bei Platää (483) und bei Mykale (484). — Staatsleitung des Themistokles (485—487). — Pausanias (487 ꝛc.). — Bund von Delos (490). — Kimon (491). — Perikles (491 ꝛc.). — Doppelschlacht am Eurymedon (493). — Der dritte Messenische Krieg (494 ꝛc.).

Digitized by Google

Seite

Zeitalter des Perikles (495—504); Aegyptischer Krieg (496); Der Kimonische Frieden (498); Thukydides der Aeltere (500). Staatsreformen (500). Hebung der Kunst und des Wohlstandes (502—504). — Der Peloponnesische Krieg (505—525). — Die Pest in Athen (506). Ende des Perikles (508). — Nikias und Kleon (508 ꝛc.). — Zug gegen die Insel Lesbos (509). Schicksal von Platää und Korkyra (510). Brasidas (511). Alkibiades (512 ꝛc.). Zug nach Sizilien (515 ꝛc.) und Niederlage der Athener (518 ꝛc.). — Tissaphernes (520). Thrasybulos (521). Lysander (522 ꝛc.). — Fall und Demüthigung Athens (525). Die dreißig Tyrannen (525—526). — Sparta's Hegemonie (526 ꝛc.). — Tod des Alkibiades (526). — Kritias (527). — Vertreibung der Tyrannen. Rückzug der Zehntausend (528). — Feindseligkeiten zwischen Tissaphernes und Agesilaos (529). — Bundesgenossenkriege (530—542). — Schlacht bei Haliartos (530). Konon (530); Treffen bei Koroneia (531). Antalkidischer Friede; Olynthos (532). — Phöbidas' Zug gegen Theben (533). — Pelopidas und Epaminondas (533 ꝛc.). Befreiung Thebens (535—536). Wiederausbruch des Bundesgenossenkrieges (536). Sphodrias; Gefechte bei Tegyra, Naxos und Leukas (537). — Schlacht bei Leuktra (538—539); Tod des Pelopidas (541). Schlacht bei Mantineia (541 ꝛc.). Tod des Epaminondas (542). — Philipp II. von Makedonien (543 ꝛc.). — Der Heilige Krieg (544). Demosthenes und seine Philippiken (544—545). — Schlacht bei Chäroneia; Untergang der hellenischen Freiheit (546).

Kulturgeschichte 547

Einführung (547—548). — Dichtkunst (549—558). Aelteste Dichter (549). — Homeros (550). Epos; Hesiodos; Historischeund philosophische Poesie (550). Die sieben Weisen (551 u. 552). — Didaktische, lyrische (552) und dramatische Poesie (553). Aeschylos (553 u. 554); Sophokles; Euripides (554); Aristophanes (555—558). — Geschichtschreibung (558—559); Herodot (558); Thukydides und Xenophon (559). — Philosophie (559—574): Jonische Schule. Anaxagoras (560). Pythagoräische Schule: Pythagoras (560—564); Der Pythagoräische Bund und seine Lehren (562—564). Eleatische Schule (564). Heraklit und Empedokles (564); Die Sophisten (565). Sokrates (565—568). Kynische Schule; Kynosarges (569—572). Diogenes (570—572). Kyrenäische Schule: Aristippos (572); Megarälische Schule: Eukliides (572). Akademische Schule: Platon (572—573). Peripatetische Schule: Aristoteles (573—574). — Redekunst; Lysias; Antiphon; Isokrates; Demosthenes (574—576). — Praktisches Wissen: Mathematik (576); Arzneikunst; Hippokrates (577). — Bildende Kunst (577—583). Plastik (577—580): Dädalos und Pheidias (578); Praxiteles (579). — Malerei (579—580): Zeuxis, Parrhasios und Apelles (580). — Baukunst (580—583): Die verschiedenen Säulenordnungen (580). Bauwerke (583). — Musik (583); Gymnastik (584). — Verfassung (584—589). Kriegswesen (584—586). Staatsformen u. Staatsleitung (586—588). Staatswirthschaft (588). Finanzen (588—589). Handel und Industrie (590—592). Geldwesen (590); Münzen (591—592)). — Sitten (592—596). Erziehung; Ehe; Lebensweise (594—596). — Sklaven (596—598). Häusliches Leben (598—600).

Makedonien 601

Geographische Beschaffenheit und Grenzen (601—602). Bedeutendste Städte (602). — Frühere Herrscher bis Philippos II. (602—603). — Philippos II. (603—608); das makedonische Kriegswesen (604). Kriege mit den Illyriern (604—605) und mit Griechenland (605—607). Demosthenes gegen Philippos (606); Die makedonischen Feldherren Antipater und Parmenion (607—608). Philippos' Tod (608).

Syrakus 609

Geographische Beschreibung der Insel Sizilien (609—610). — Gelon, Tyrann von Syrakus (610—611). Kriege mit den Karthagern unter Hamilkar dem Aeltern (610). Grenzstreitigkeiten zwischen Egesta u. Selinus. Hannibal, karthagischer Feldherr (611). — Dionysios, Tyrann (611—614). — Wirren unter Dionysios' Nachfolgern (614—615). — Timoleon von Korinth (615—616). Timoleon, der Vater des Landes (615). Tod desselben (616).

Karthago 617

Lage und Gebiet (617—618). Auswärtige Besitzungen (618). Staatsverfassung und Religion. Eroberungen in Sardinien und Sizilien (619). — Kriegswesen (620) und Finanzen (621—622). — Kriege: Hasdrubal, Hamilkar und Hannibal (622—623). — Handelsverkehr und Entdeckungsreisen (623—624).

Rom. Von Errichtung der Republik bis zum Siege der Demokratie, 510—343 v. Chr. 625

Lucius Junius Brutus und L. Tarquinius Collatinus, Konsuln (625—626). Brutus als Richter (626). — P. Valerius Publicola (627). — Kriege mit Arruns Tarquinius (627) und mit Porsenna (627—628). Mucius Scävola (628). — Streitigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern (629 ꝛc.). — Krieg mit den Latinern (630). — Appius Claudius und Publius Servilius, Konsuln (630—631). Aufhebung der Schuldhaft. Die Volkstribunen (631—632). — C. Marcius Coriolanus (632—634). Hungersnoth in Rom (632). Krieg mit den Volskern (633—634). — Agrarisches (oder Acker-)Gesetz von Spurius Cassius (634). — Krieg mit den Vejentern und Untergang der Fabier (634—635). — Publius Volero, Volkstribun (635—636). — Die Volksabstimmungen. Die Plebs. Terentilius Arsa's Gesetzvorschlag (636). — Quinctius Cincinnatus (637—638). Kämpfe mit den Aequern (637). Weitere Streitigkeiten mit den Volkstribunen (637—638). Sicinius Dentatus (638—639). — Die Decemvirn (638—642). Appius Claudius (638—640). Empörung des Virginius; Auszug auf den Heiligen Berg (641). Horatius und Valerius. „Zwölftafelgesetze" (641). — Censoren. Quästoren (641—642). Krieg gegen Veji und Falerii (642—643). Marcus Furius Camillus (642—648). — Kämpfe der Gallier unter Brennus mit den Clusinern (643) und Römern (644—646). — Zerstörung Rom's (644). — Marcus Manlius Capitolinus (645—646); Rettung des Kapitols (645) und Rückzug der Gallier (646). — Licinische Rogationen (647—648). — Rom, eine Demokratie; Lucius Sextius, erster plebejischer Konsul (648).

Illustrationen-Verzeichniß.

Tonbilder und Karten.

Tonbilder:

	Zu Seite
Porträtgruppe: Dichter und Gelehrte Griechenlands. Titelbild.	
Ramses II. in der Schlacht von Kadesch	92
Krösos auf dem Scheiterhaufen	281
Leichenfeier zu Ehren des Patroklos	335
Rückzug der Zehntausend unter Xenophon	450
Flucht der Perser nach der Schlacht bei Marathon	466
Rückkehr des Alkibiades nach Athen	522
Die Römischen Frauen vor Coriolanus	632
Tod des Konsuls Papirius	644

Karten:

	entweder an den Schluß oder zu Seite
Aegypten	71
Peträische Halbinsel	97
Phönikien und Paläſtina	181
Phönikische Fahrten nach den bekanntesten Punkten der alten Welt	186
Euphratländer (Doppelformat)	269
Hellas mit den Inseln, asiatischen und thrakischen Kolonien nebst Makedonien (Doppelformat)	317

(Weitere Karten, bez. Kärtchen im Text, siehe Text-Abbildungen).

In den Text gedruckte Abbildungen.

Kulturgeschichtliche Tafeln:

	Seite
Tafel I. Vorzeit: Waffen, Geräthe, Ringe ꝛc. aus der Stein-, Bronze- u. Eisenzeit	19—20
Tafel II. Aegypten: Altägyptische Kunst; architektonische Motive u. Ornamente, Hausgeräthe, Waffen, Musikinstrumente ꝛc.	138—139
Tafel III. Assyrien: Skulpturen, architektonische Motive und Ornamente, Malereien, Trinkgefäße, Waffen und Schmuckgegenstände	173—174
Tafel IV. Israel: Heilige Geräthe der Hebräer	265
Tafel V. Hellas: Griechische Kunst, architektonische Ornamente; aus dem häuslichen Leben der Griechen	581—582
Tafel VI. Hellas: Aus dem öffentlichen Leben der Griechen; Volkstypen, Waffen ꝛc.	592—593

Bildnisse, Statuen, Büsten:

	Seite		Seite		Seite
Achilles	335	Epaminondas	541	Nestor	335
Agamemnon	335	Euripides	Titelbild	Odysseus	335
Alkibiades	313	Herodot	Titelbild	Paris	335
Aristeides	482	Hippokrates	577	Perikles	495
Aristophanes	Titelbild	Homer	549	Philippos von Makedonien	604
Aristoteles	575	Janus	412	Pindaros	553
Aeschylos	Titelbild	Junius Brutus	625	Platon	Titelbild
Aspasia	505	Jupiter	410	Ramses II.	91
Buddha	63	Kimon	491	Sokrates	Titelbild
Cato	625	Marius	625	Sophokles	Titelbild
Demosthenes	576	Menelaos	335	Sulla	625
Diomedes	335	Miltiades	466	Themistokles	483

Digitized by Google

Vorhistorische und historische Scenen, insbesondere Kriegsscenen u. s. w.

	Seite
Arche des Noah	27
Trennung der Völker beim Thurmbau zu Babel	31
Wanderungen der Arier	51
Einfall der Hykfos	85
Joseph und seine Brüder	87
Auffindung des Moses	95
Seltsames Erwachen	100
Der Königstochter Enttäuschung	101
Der König in seinem Streitwagen im Gedränge	105
Auszug der Krieger des Pfametich	107
Todtengericht über einen ägyptischen König	117
Junger ägyptischer König im Tempel	123
Triumphzug des Königs in Aegypten	135
Unterjochte Völker bringen Geschenke	165
Die Phönikier in Tarsos	199
Esau und Jakob	203
Auszug der Israeliten aus Aegypten	205
Josua durchzieht das Gelobte Land	211
Simson's Ende	213
Saul zum König gesalbt	217
Saul wirft den Speer nach David	221
Abgesandte des Königs Hiram bei David	227
Absalom's Tod	231
Salomon's Urtheil	237
Einweihung des Tempels in Jerusalem	241
Erstürmung Jerusalem's durch Joas	251
Vor dem König	255
Wegführung der Juden nach Babylon	259
Krösos geleitet Solon durch sein Schatzhaus	279
Auszug eines assyrischen Kriegsheeres	285
Assyrischer König im Kampfe	287
Belagerung einer Stadt	289
Einnahme einer Festung, Wegführung der Gefangenen	289
Vor der Königin von Saba	295
Erstürmung einer festen Stadt durch die Assyrier	303
Trauernde Juden	309
Flucht Jason's mit Medea und dem goldenen Vließ	331
Opfertod des Kodros	337
Rettung des Aristomenes	345
Solon der Gesetzgeber	351
Raub der Sabinerinnen	393
Numa Pompilius bei der Nymphe Egeria	395
Auszug der Horatier	397
Tarquinius Superbus entledigt sich des Servius Tullius	403
König Kyros	421
Einnahme von Babylon	423
Kriegsrath beim persischen König	431
Artaxerxes III. Ochos (nicht Kambyses, vgl. S. 451) tödtet den Apis	433
Ueberfall persischer Gesandter durch Makedonier	445
Aristeides und der Bauer	469
Leonidas und seine Gefährten zum Tode geweiht	475
Schlacht bei Salamis	479
Opfer des Pausanias vor der Schlacht bei Platää	485
Untergang des athenischen Heeres in Sizilien	519
Schleifung der Mauern von Athen	525
Tod des Alkibiades	527
Pharnabazos vor Agesilaos	531
Leichenfeier bei Koroneia	533
Rettung des Pelopidas durch Epaminondas	535
Epaminondas ordnet das Heer zur Schlacht	539
Tod des Epaminondas	543
Demosthenes gegen Philipp	545
Homeros ergötzt die fremden Schiffer durch seine Gesänge	551
Herodot liest den Griechen seine Geschichte vor	561
Pythagoras unter den ägyptischen Priestern	563
Die letzten Stunden des Sokrates	569
Platon u. seine Schüler im Garten d. Akademie	571
Eintreffen naturhistorischer Seltenheiten	589
Philipp von Makedonien verliert ein Auge	605
Ermordung des Königs Philipp	607
Athenienfische Seemacht vor Syrakus	609
Schlacht am Krimiffos	613
Meuterei auf einem karthagischen Schiffe	621
Mucius vor Porsenna	629
Untergang der Fabier	635
Tod der Virginia	639
Camillus vor Brennus	645

Mythologie; Religion und Kultus.

	Seite
Brahma und Saraswati	55
Brahmanen	57
Indische Büßer	59
Waschungen im heiligen Strom zu Benares	61
Maja und ihr Sohn Sakja-Muni	62
Berg Meru, Erde und Hölle, getragen von der großen Schildkröte	70
Aegyptische Götter und Gottheiten	111
Opfernde Priester	119
Religiöses Fest der Bewohner von Altägypten	121
Junger ägyptischer König im Tempel	123
Phönikische Astarte	195
Hebräische Priester und Leviten	215
Einweihung des Tempels zu Jerusalem	245
Perseus auf dem geflügelten Pegasos	325
Herakles schleppt den Höllenhund aus dem Tartaros	327
Götterversammlung im Olymp	369
Kampf der Götter gegen die Titanen	371
Eleusinische Feste	373

Digitized by Google

	Seite		Seite
Die Pythia auf dem Dreifuß zu Delphi	375	Magier, Priester der Perser	457
Jupiteropfer	411	Opfer des Pausanias vor der Schlacht bei Platää	485
Tempeldienst der Vestalinnen	413	Leichenfeier bei Koroneia	533
Larenopfer	415		
Die heiligen Hühner	416		

Häusliches und öffentliches Leben.

	Seite		Seite
Spartanische Jugend	341	Blick auf die Scene eines Theaters	555
Griechische Gewandung	358	Unterweisung der Schauspieler vor Aufführung eines Satirstückes	556
Griechischer Reiseanzug	359	Haartracht griechischer Frauen	595
Griechisches Wagenrennen	377	Häusliches Leben griechischer Frauen	597
Gymnastische Spiele	379		
Empfang eines olympischen Siegers	381		

Typenbilder.

	Seite		Seite
Rassentypen: Australier, Melanesier, Chinese, Indianer Nordamerika's, Indier, Buschmann, Neger, Europäer	7	Aegyptische Kürschner und Schuster	133
Gesichtstypus des Malayen und Azteken	8—9	Amazonen	273
Altchinesische Völker	43	Assyrische Krieger	299
Aegyptische Krieger von verschiedenen Waffengattungen	75	Skythen	443
		Persische Leibwache, Krieger, Beamte, Hofleute ꝛc.	460—461
		Hellenischer Hoplite und Krieger	586—587

Gewerbe und Handel.

	Seite		Seite
Anwendung des Netzes beim Fischfang	16	Landung phönikischer Schiffe	187
Gebrauch des Pferdes zur Jagd	17	Ankunft phönikischer Kaufleute	193
Chinesische Töpfer	45	Etruskische Kunstgewerbsthätigkeit	387
Aegyptische Kürschner und Schuster	133	Münzen verschiedener hellenischer Städte und Gemeinwesen	591
Phönikische Kaufleute	183		

Wissenschaft — Sprache, Literatur, Alterthümer.

	Seite		Seite
Chinesische Schriftzeichen	46	Inschrift von Bisutan	437
Aegyptische Hieroglyphen	130—131	Der sogenannte Schatz des Priamos	275
Assyrische Keilschriften	311—312		

Skulptur.

	Seite		Seite
Relief des Sesostris (Ramses II.)	91	Persischer König auf seinem Thron. Relief aus dem Thronsaal des Dareios	439
Sphinxe von Wadi-Sebua	145	Blüte der Kunst unter Perikles	501
Obelisk Salmanasar's III.	247	Im Atelier des Praxiteles	578
Persischer König. Relief von Murghab	427		

Baukunst.

	Seite		Seite
Erste menschliche Wohnung	14	Errichtung von ägyptischen Prachtbauten	151
Spätere Wohnungen	15	Tempelanlage zu Philä	153
Chinesisches Wohnhaus aus Bambusrohr	47	Schloß „El Kaſ'r" auf den Ruinen von Babylon	157
Wohnung der Arier	53	Thurm des Nimrod (Birs Nimrod)	164
Pyramiden von Gizeh	77	Königspalast in Niniveh	169
Aegyptisches ländliches Wohnhaus	127	Inneres eines assyrischen Königspalastes	171
Grabeingang bei Beni Hassan	143	Tempel zu Jerusalem	201
Aegyptische Tempelanlage	147	Thurm des Absalom zu Jerusalem	230
Thoristempel auf Philä	149		

	Seite
Semitische Hausanlage	269
Assyrischer Palastbau	283
Palast zu Khorsabad	291
Assyrische Wohnungsanlage	313
Ruinen des Athenetempels zu Sunion	319
Pelasgische Hütte	321
Haus eines pelasgischen Edlen	323
Hof eines Hauses in dorischer Bauweise	354
Hof eines Hauses in ionischer Bauweise	355
Mauern und Ueberreste altital. Bauten	389
Tempelbau auf dem Aventinus	401
Ruinen des Palastes des Xerxes zu Persepolis	419
Grab des Kyros	425
Löwenthor zu Mykenä	548
Tempel zu Egesta	557
Bau des Akropolis	379
Im Innern eines griechischen Hauses	599

Denkwürdige Stätten (Landschaften und Orte):

	Seite
Das Nilthal bei Ueberschwemmung	73
Pyramiden von Gizeh	77
An den Wasserfällen des Nils in der Granitregion	81
Berg Karmel	180
Aus dem Libanon	197
Am Sinaigebirge	207
Jerusalem zur Zeit David's und Salomon's	235
Aus dem armenischen Hochlande	271
Gegend um Sparta	339
Gegend um Korinth	364
Thal von Delphi mit dem Parnassos	365
Gegend um Alba Longa	385
Rom unter den Königen	409
Ebene von Marathon	467
Umgegend von Thermopylä	474
Athen vom Peiräeus aus gesehen	499
Umgegend von Platää	508
Sphakteria	509
Stätte des alten Karthago	617
Anxur, die Stadt der Volsker	633

Kärtchen und Pläne:

	Seite
Erdkarte nach Herodot	34
Erdkarte nach Ptolemäos	35
Karte der Ruinen von Ninive	168
Karte von Jerusalem zur Zeit der Könige	243
Situationsskizze zur Ansicht von Athen	498

(Karten, größere, s. S. XIII.)

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen ꝛc.

Einführungsbilder zur: Vorhalle Seite 1; Geschichte des Alterthums Seite 37.

Anfangsvignetten und Kopfleisten: Seite 3; 21; 39; 49; 71; 154; 167; 181; 317; 383; 391; 417; 463; 547; 601.

Initialen: Seite 3; 21; 39; 49; 71; 154; 167; 181; 317; 383; 391; 417.

Schlußvignetten: Seite 36; 600.

Zu gefälliger Berichtigung.

Bei einer Anzahl Exemplaren steht S. 433 eine falsche Erklärung der Abbildung. Es muß nämlich die Unterschrift zur Illustration (welche zu S. 451 gehört) lauten:

Artaxerxes III. Ochos tödtet den Apis.

VOLKSHALLE

Digitized by Google

Vorhalle.

Urſprung und Alter des Menſchengeſchlechtes.

Nach ewigen ehernen großen Geſetzen
Müſſen All unſeres Daſeins Kreiſe vollenden.
Goethe.

Die Geſchichte beſchäftigt ſich vornehmlich mit dem Thun der Menſchen von dem Zeitpunkte an, wo ſie in ihrer Kultur ſo weit vorgeſchritten ſind, daß ſie in ſtaatlicher Gemeinſchaft zuſammenleben. Gleichwol erſchien es angemeſſen, in dieſer Vorhalle eine Ueberſicht der wiſſenſchaftlich begründeten Muthmaßungen über Urſprung und Alter des Menſchengeſchlechts und den Zuſtand zu geben, in welchem ſich daſſelbe in vorhiſtoriſcher Zeit befand. — Was über den Urſprung der Welt und der Menſchen von den gebildeten Völkern Europa's ſeit vielen Jahrhunderten als unantaſtbare Wahrheit angenommen wurde, entſtammt dem in der Bibel enthaltenen erſten Buche des Moſes, in welchem die Vorgänge bei Erſchaffung der Erde und der Menſchen erzählt ſind.

Für jeden Unbefangenen liegt der Gedanke nahe, daß Moſes und ſeine Nachfolger nur die Sagen berichteten, welche ihnen über dieſen Gegenſtand von den Nachkommen Abraham's überliefert wurden, die jene Sagen aus der Erzväter Stammland Chaldäa mit nach Aegypten gebracht hatten. Aber religiöſer Glaube ſchrieb dieſen Schriften des jüdiſchen Geſetzgebers einen höheren Urſprung zu und behauptete, daß ihr Inhalt ihm unmittelbar von dem Schöpfer mitgetheilt, *offenbart* worden ſei.

Erſt in neuerer Zeit hat die Wiſſenſchaft auf unwiderlegbare Weiſe dargethan, daß dieſer Glaube ein frommer Irrthum war, was zwar Viele längſt ahnten, aber nicht auszuſprechen wagten. Dieſen wichtigen Dienſt verdanken wir demjenigen Zweige der geologiſchen Wiſſenſchaft, welcher ſich ausſchließlich mit der Erforſchung der Erdrinde beſchäftigt und uns den Zugang zu den Geheimniſſen, die ſie ſeit ungezählten Jahrtauſenden birgt, eröffnet hat.

Die verſchiedenen Schichten dieſer Erdrinde ſind gewiſſermaßen die Stammbuchblätter der Natur, geſchrieben von der Hand des Schöpfers ſelbſt. Sie ſind verſtändlichere und unzweifelhaftere Offenbarungen, als alle uns mündlich oder ſchriftlich von Menſchengeſchlecht zu Menſchengeſchlecht überlieferten.

Aus dieſem ehrwürdigen Buche lernen wir, daß Gott, mit welchem Namen wir die ewig lebendige, raſtlos ſchaffende und erhaltende Kraft benennen, nicht etwa die Welt aus

Digitized by Google

dem Nichts durch ein Machtwort plötzlich erschuf, sondern daß Alles, was auf der Erde ist und lebt, sich aus vorhandenem Stoff allmählich entwickelte; daß aus den einfachsten Formen zusammengesetztere, vollkommnere organische Wesen entstanden und daß nach unendlich zahlreichen bei ihrem Eintreten oft kaum merklichen Wandlungen, deren jede aber Jahrtausende in Anspruch nahm, endlich als jüngstes und bis jetzt vollkommenstes Gebilde der Mensch hervorging.

Der menschliche Begriff von Zeit entsteht aus der Endlichkeit unseres Lebens; die Ewigkeit kennt keinen Anfang und kein Ende; Millionen menschlicher Jahre oder eine Sekunde sind vor ihr gleich: beide von der Ewigkeit abgezogen, lassen das gleiche Resultat — Ewigkeit.

Es ist durchaus unmöglich nach Jahren auch nur annähernd zu bestimmen, zu welcher Zeit die Umwandlung der thierischen Form so weit vorgeschritten war, daß das neu entstandene Wesen selbst in seiner Körperbildung der Vorstellung entsprach, welche wir jetzt mit dem Begriff Mensch verbinden. Man darf annehmen, daß der Uebergang ein sehr allmählicher war und daß Hunderttausende von Jahren darüber hingingen.

Nach unserer Ansicht verdiente das Geschöpf erst den Namen Mensch, als es anfing, eine artikulirte Sprache zu reden und vorhandene Materialien zu bestimmten Zwecken zusammenzusetzen oder zu formen. Diese letztere Fähigkeit und noch entschiedener die artikulirte Sprache und die Kunst, Feuer zu erzeugen und zu benutzen, bilden jetzt die scharfe Grenze zwischen Thier und Mensch.

Wann die Menschen zuerst anfingen, sich in artikulirter Sprache zu verständigen, darüber giebt uns die Erdrinde keinen Aufschluß, wol aber hat sie die ersten Erzeugnisse menschlicher Industrie schon in Erdschichten aufbewahrt, welche mit ihnen die Ueberreste nicht selten ungeheuerlicher, längst von der Erde verschwundener Thierarten bewahrte. Es sind dies Waffen und Werkzeuge von Stein, an denen man kaum die bildende Hand des Menschen erkennt, die aber in späteren Zeiten bessere Formen und Bearbeitung zeigen, und neben welchen sich auch allerlei aus Knochen und Horn gearbeitete Geräthe vorfinden.

Daß das Alter dieser verschiedenen Industriezeugen der lange dauernden sogenannten Steinperiode weit über die sechstausend Jahre der mosaischen Menschenschöpfung hinausreicht, ist unbezweifelbar und ein einziges Beispiel wird genügen, dies zu beweisen, da es uns hier zu weit führen würde, auf die Resultate aller geologischen und archäologischen Forschungen einzugehen.

In verschiedenen Theilen Dänemarks giebt es Torfmoore, deren Tiefe von drei zu zehn Meter variirt. In der untersten Schicht dieser Torflager findet man die Reste von Fichtenstämmen und zwischen ihnen Steinwaffen, die schon eine gewisse Politur und künstlichere Form zeigen. In der zunächst darüber liegenden Torfschicht sind riesige Eichenwaldungen begraben und zwischen den mächtigen Stämmen fand man Schwerter und Schilde von Bronze. Endlich in der jüngsten Schicht liegen Waffen von Eisen zwischen den Ueberresten von Buchenwaldungen, wie sie vor gegen 1900 Jahren, zu Cäsar's Zeiten, in Dänemark vorhanden waren und es noch heute sind, während die natürlichen Fichten- und Eichenwälder verschwanden.

Nach gewissen Anhaltspunkten hat man ungefähr die Zeit berechnet, welche zur Bildung einer solchen Torfschicht erforderlich war, und die Schätzungen schwanken zwischen viertausend und zehntausend Jahren. Halten wir uns auch nur an die geringste Annahme so geht doch daraus unzweifelhaft hervor, daß schon viele Tausende von Jahren vor der von Moses angegebenen Zeit Menschen auf der Erde zu finden waren.

Uebrigens wird der Irrthum der Offenbarungsgläubigen durch die Schrift des Moses selbst widerlegt. Im 1. Buche Mosis Kap. 4 Vers 16 u. 17 heißt es: Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn und wohnte im Lande Nod, jenseit Eden, gegen dem Morgen. Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger, und gebar den Hanoch.

Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Hanoch." Eine Schwester konnte Kain nicht zum Weibe genommen haben, da bis dahin die Geburt einer solchen nicht gemeldet ist, allein abgesehen davon, konnte er doch mit seiner Frau und seinem Sohne allein keine Stadt bauen und bevölkern. Daraus geht ganz klar hervor, daß es im Lande Nod vor Adam's Zeit schon Menschen gab.

Die Annahme der Abstammung aller jetzt auf der Erde lebenden Menschen von einem Menschenpaar, Adam und Eva, zeigt sich dadurch schon als unrichtig; allein außerdem giebt es dafür noch überzeugendere Beweise.

Wenn man die in den verschiedenen Erdschichten vorgefundenen menschlichen Ueberreste vergleicht — Schädel, Unterkiefer, Zähne und andere Knochen, aus denen Anatomen ohne besondere Schwierigkeit den ganzen Menschen konstruiren können — so stellt sich heraus, daß viele Jahrtausende erforderlich waren, um die an diesen Ueberresten bemerkbaren, geringen Vervollkommnungen zu bewerkstelligen. Hieraus läßt sich ganz unzweifelhaft schließen, daß Verschiedenheiten, wie sie jetzt zwischen Europäern und Negern oder andern Menschenrassen bestehen, zu ihrer Bewerkstelligung Millionen von Jahren erfordert haben werden, während doch seit der Erschaffung der Menschen nach Moses nur sechstausend Jahre vergangen sind.

Ueberdies wissen wir bestimmt, daß Neger und Mongolen vor Jahrtausenden ebenso aussahen wie heutzutage, und daß also eine Abstammung aller Menschen von einem erst vor sechstausend Jahren erschaffenen Menschenpaare eine durchaus unhaltbare Behauptung ist.

Da wir überall in der Natur auf Analogien treffen, so können wir annehmen, daß in verschiedenen Theilen der Erde und zu verschiedenen Zeiten, je nachdem die Natur dort in ihrem Vervollkommnungsprozeß vorgeschritten war, menschliche Wesen entstanden, die sich von einander ebenso unterschieden wie Pflanzen ein und derselben Familie, die wir in verschiedenen Theilen der Erde antreffen. Während deren allgemeiner Bau und sonstige charakteristische Eigenthümlichkeiten sie als Glieder einer Pflanzengruppe kennzeichnen, unterscheiden sie sich doch an Größe und Farben der Blüte u. s. w. in ähnlicher Weise wie wir dies bei den Menschen finden.

Menschenrassen und deren Vertheilung auf der Erde.

Unsere Erde wird von ungefähr 1424 Millionen Menschen bewohnt, von denen nach der geringsten Berechnung 860 verschiedene Sprachen gesprochen werden, deren jede wieder in mehrere Dialekte zerfällt.

Die Sprache ist keine Zufälligkeit oder dem Menschen angelernt; sie entsteht und bildet sich mit dem Verstande und wächst gewissermaßen aus demselben heraus, ist daher der Ausdruck und Maßstab für den Grad seiner geistigen Ausbildung.

Menschen, welche dieselbe Sprache als Muttersprache reden, bilden ein Volk, welches sich von anderen in seinen Empfindungen, Anschauungen, Bedürfnissen und äußerem Benehmen ebenso sehr unterscheidet wie ihre Sprachen. Ja mit dieser Verschiedenheit der Sprachen geht auch fast immer eine Verschiedenheit im körperlichen Aussehen Hand in Hand, während diejenigen Völker, deren Sprache sich ähnlich ist, auch körperlich ähnlich erscheinen, was auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt. Die Sprache ist demnach ein Schlüssel zu dem Stammbaum jedes Volkes.

Daß nicht alle Menschen denselben Ursprung haben und nicht von einem vor sechstausend Jahren erschaffenen Menschenpaar abstammen können, haben wir im vorigen Abschnitte dargethan und die Ansicht ausgesprochen, daß die verschiedenen Menschenstämme zu verschiedenen Zeitperioden entstanden sind.

Aus der unbezweifelbaren Offenbarung, welche der Schöpfer im Buche der Natur niedergeschrieben hat, lernen wir, wie er diese Natur angewiesen hat zu schaffen, und

ferner, daß sie niemals von dieser Vorschrift abgewichen ist und dieselben Naturgesetze, die vor Millionen von Jahren bestanden, noch heute bestehen. Nirgends gewahren wir in der Schöpfung einen Rückschritt. Die Wesen jeder späteren Periode sind vollkommner als die der vorhergehenden und jede fast unmerkliche Verbesserung nimmt Jahrtausende in Anspruch.

Es giebt keinen vernünftigen Grund anzunehmen, daß die Natur bei der Schöpfung des Menschen von ihren Gesetzen abgewichen sein sollte. Der so scharf ausgeprägte Grad der körperlichen und geistigen Vollkommenheit unter den verschiedenen Menschenrassen auf der Erde widerspricht geradezu solcher Annahme und dringt uns die Ueberzeugung auf, daß zu verschiedenen, durch große Zeiträume getrennten Perioden körperlich und geistig verschieden gestaltete Menschengattungen sich bildeten.

Obwol sich, wie schon oben bemerkt ist, alle Völker mehr oder weniger von einander unterscheiden, so giebt es doch außerdem noch gewisse charakteristische Merkmale, aus welchen sich erkennen läßt, welche Völker demselben Menschenstamm, gewissermaßen derselben Schöpfungsperiode, angehören.

Die Wissenschaft der Ethnologie (von dem griechischen Worte Ethnos d. i. Volk), welche sich mit der Erforschung der Abstammung, Zusammengehörigkeit u. s. w. der Völker beschäftigt, ist über die charakteristischen Kennzeichen der Menschengattungen nicht ganz einig. Einige Forscher wollen dieselbe in der verschiedenen Form des Schädels, der Bildung des Unterkiefers und der Stellung der Zähne, andere wieder in der verschiedenen Beschaffenheit des Haares finden, noch andere in der Farbe der Haut u. s. w. Jede dieser Ansichten und demnach gemachte Eintheilung hat etwas für sich; für unsern Zweck scheint uns diejenige am zweckmäßigsten, welche drei Hauptrassen von Menschen annimmt, von deren jeder sich mehr oder minder ähnliche abzweigen.

Diese drei Rassen sind die folgenden:

Die **äthiopische** Rasse mit schwarzbrauner oder *schwarzer Haut*, schwarzem, *wolligem*, krausem *Haar*, schmalem und an den Seiten zusammengedrücktem Kopf, schmalem Schädel, weit zurücktretender kugeliger Stirn, kurzer und unten breiter Nase, dicken, wulstigen Lippen, vorspringendem Gebiß mit *schrägstehenden* Zähnen, langen Armen, schmalen Händen, kurzen Beinen, mageren Waden und Plattfüßen. — Ihre Zahl wird auf 200 Millionen geschätzt; zu ihnen rechnet man die *Neger*, welche ganz Mittelafrika bewohnen, die südlich von ihnen lebenden *Kaffern* und die *Hottentotten* an der Südwestküste und Südspitze des afrikanischen Kontinents.

Die **turanische** oder **mongolische** Rasse hat eine mehr oder minder tiefe *gelbe* Hautfarbe, fast viereckigen Kopf mit niedriger Stirn, breites glattes Gesicht mit vorspringenden Backenknochen, kurzer, stumpfer, breiter Nase, schiefstehenden, enggeschlitzten Augen, kräftigem, etwas vorstehendem Gebiß und schwarzen schlaff herabhängenden Haaren. Die Menschen dieser Rasse sind meist klein und untersetzt. Sie zählen gegen 500 Millionen und bewohnen ganz Asien, mit Ausnahme des südwestlichen Theiles, der durch eine Linie begrenzt wird, welche von der Südspitze des Kaspischen Meeres das Himalayagebirge entlang läuft und an der Nordspitze des Meerbusens von Bengalen endet. Die den Norden des europäischen Rußlands und der skandinavischen Halbinsel bewohnenden finnisch-tatarischen Völker kann man als ein Mittelglied zwischen mongolischer und kaukasischer Rasse betrachten, nicht minder die Bewohner des höchsten Nordens von Amerika. Zu dieser Rasse gehören demnach Mongolen, Kalmüken, Buräten, Chinesen, Japanesen, Samojeden, Tungusen, Kamtschadalen und Eskimo.

Die **kaukasische** Rasse zeichnet sich aus durch ihren großen rundlich symmetrischen Schädel mit hoher gewölbter Stirn, senkrecht stehenden Zähnen und weichem, glattem, großlockigem Haar. Ihre Hautfarbe ist weiß oder gelblichweiß mit Roth gemischt, selbst bräunlich. Die Kaukasier zählen ebenfalls gegen 500 Millionen.

Zu ihnen gehören alle Völker Europa's (Lappen und Finnen ausgenommen), Araber, Tyrer und Kopten, Nubier und Mandschuren (Berber). Man theilt sie in drei Stämme, die so ziemlich mit den Weltgegen in den drei verschiedenen Erdtheilen übereinkommen:

Rassentypen.

1. Kaukasier. 2. Mongolen. 3. Neger. 4. Indianer Nordamerika's. 5. Inder. 6. Malayen. 7. Neger. 8. Australier.

Der indogermanische Stamm (kaukasische oder arischer) — zu dem Inder, Perser, Slaven und Kelten gehören; der semitische Stamm (Araber und Syrer) und der hamitische in Nordafrika. Letzterem sind in Amerika gegen 50 Millionen Kaukasier, und andere finden sich in fast jedem Theile der Erde.

Digitized by Google

Als Mittelrassen werden die amerikanische und die malayische betrachtet.

Die amerikanische mit bräunlicher, zimmt- oder kupferfarbiger Haut, langem schwarzen, schlaff herabhängendem Haar, kurzer Stirn, tief liegenden Augen, breitem Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, vollen Lippen und vortretender, ausgeweiteter Nase ist über ganz Nord- und Südamerika, mit Ausnahme des von den Eskimo bewohnten höchsten Nordens, ausgebreitet und zählt gegen 13 Millionen.

Die malayische Rasse, die gegen 200 Millionen zählt, enthält hellere und dunklere Völkerschaften, die oft nahe bei einander wohnen. Sie bilden die Bevölkerung der Halbinsel Malakka, der Sundainseln, der großen Insel Madagaskar, Australiens und Ozeaniens. Die zu ihr gerechneten Ureinwohner Australiens werden als eine Menschenklasse betrachtet, welche durch Mangel herabgekommen und entartet ist. Sie sind von allen Menschen diejenigen, welche dem Thiere noch am nächsten stehen und unterscheiden sich mehr von dem Kaukasier Europa's als die höheren Affenarten von den geringsten. Sie haben eine schwärzlich-kastanienbraune Hautfarbe, Schädel und Gesicht ähnlich denen der Neger, aber niemals wolliges, sondern rauhes schlichtes oder leicht gekräuseltes Haar, sehr behaarten Rumpf, dicken Bauch und auffallend magere Glieder.

Gesichtstypus der Malayen. Nach Mollns.

Die Malayen selbst sind mehr oder weniger braun, haben gerundeten, unten abgeflachten Schädel, flaches Gesicht, hervorstehende, eckige Backenknochen, langes Nasenbein, dicke Lippen, ziemlich hohe über die Augen etwas hinaus hängende Stirn und glänzend schwarzes oder dunkelbraunes, meist straffes, aber auch nicht selten seidenweiches, gelocktes Haar.

Diese verschiedenen Menschenrassen haben sich seit den ältesten Zeiten vermischt und daraus sind Uebergangsvölker entstanden, die man zu derjenigen Hauptrasse zählt, von der sie die meisten Eigenthümlichkeiten haben. Diejenigen Forscher, welche die Menschenrassen nach dem Haar bestimmen wollen, nehmen zwölf Menschenspezies und sechsunddreißig Rassen an.

Die körperlich vollkommenste und schönste Rasse ist die kaukasische.

Ebenso verschieden, wie die drei genannten Hauptrassen in ihrer körperlichen Bildung erscheinen, ja noch bei weitem mehr, ist dies in geistiger Hinsicht der Fall.

Wir haben früher gesagt, daß die artikulirte Sprache und die Zusammensetzung verschiedener Materialien zu einem bestimmten Zweck das sicherste und entschiedenste Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier sind. Sprache und Industrie oder Kunstfertigkeit liefern uns auch den faßlichsten Maßstab für die mehr oder weniger weite Entfernung vom Thier.

Die Neger und Hottentotten und Buschmänner, welche noch ebenso aussehen wie man sie vor Jahrtausenden abbildete, wurden von den Reisenden neuerer Zeit ungefähr in demselben Zustande aufgefunden, in welchem die Bewohner Europa's gewesen sein müssen, deren einfache Steinwaffen uns die Erde aufbewahrt hat. In demselben Zustande fand man die Ureinwohner Australiens und die wilden Völker Amerika's.

Man hat nicht ein einziges Beispiel, daß ein solches Volk durch sich selbst zu irgend einem nennenswerthen Fortschritt in der Kultur gekommen ist. Ihre Werkzeuge und Geräthschaften beschränken sich auf das Nothdürftigste und nur auf materielle Bedürfnisse;

von einer höheren geistigen Regsamkeit nirgends eine der Rede werthe Spur. Wo immer man eine einigermaßen vorgeschrittene Kultur fand, ließ sich entweder historisch nachweisen, daß dieselbe sich von einem früheren Zusammentreffen mit Menschen anderer Rassen herschrieb, oder die Sage solcher Völker selbst wies darauf hin, die fast immer von hohen Wesen berichtete, welche in grauer Vorzeit aus der See oder vom Himmel kamen und das Volk belehrten; wie dies zum Beispiel bei den Mexikanern und Peruanern der Fall war, die man bald nach der Entdeckung Amerika's antraf.

Wo dieser kultivirende Einfluß aufhörte, verlor sich auch bald die Kultur und das Volk fiel mehr oder weniger in seinen alten Zustand zurück. Auffallende Beweise davon liefern die sich selbst überlassenen freien Negerstaaten Hayti und Liberia, deren Kulturzustand immer mehr zu dem afrikanischer Negerstaaten herabsinkt.

Begabter in dieser Hinsicht finden wir die **turanische** oder **mongolische** Rasse; allein auch bei ihnen will man Mangel an Kulturfähigkeit, an Talent fortzuschreiten finden. Chinesen und Japanesen, die höchst kultivirten Völker dieser Rasse, werden als Beweis davon angeführt. Seit Jahrtausenden sind sie fast auf demselben Punkte stehen geblieben, während Völker kaukasischer Rasse, die vor Jahrhunderten fast noch Wilde waren, sie seitdem in jeder Hinsicht überflügelten. Uns will es jedoch scheinen, daß dieses Erstarren der Kultur bei mongolischen Völkern weniger in der untergeordneten Fähigkeit der Rasse, als in dem Einfluß von Klima und Beschaffenheit des Landes und in anderen mitwirkenden Umständen zu suchen ist. Wäre die kaukasische Rasse von Natur wirklich um so viel begabter, so würden Inder und Perser und Türken, welche auf keiner höhern Kulturstufe stehen als Chinesen und Japanesen, diese äußeren Einflüsse wenigstens in so weit überwunden haben, daß sie diesen Mongolen voraus wären, was aber keineswegs der Fall ist. Wären die Vorfahren der Völker Europa's, die jetzt die Träger der Kultur sind und es schon seit zweitausend Jahren waren, in Asien geblieben, so fragt es sich sehr, ob sie nicht hinter Mongolen zurückgeblieben wären, wenn diese das Schicksal nach Europa verschlagen hätte.

Gesichtstypus des Azteken.

Manche Gelehrte gehen in ihrer Bewunderung und in ihrem Glauben an die besondere Bevorzugung der kaukasischen Rasse so weit, daß sie die frühe Kultur der Chinesen von einem Zusammentreffen mit kaukasischen Völkern vor ihrer Einwanderung in China herleiten wollen. Diese Hypothese ist in keiner Weise durch bekannte Thatsachen unterstützt. Wir finden im allerfrühesten Alterthum, als wenigstens noch die Arier in ihrer kalten Kinderstube in der Hochebene Pamir saßen, turanische, das heißt mongolische Völker, in Elam und am Euphrat und Tigris, deren Kultur weit über die Sage von der Sintflut hinausreicht und die zu jener Zeit bereits eine Schrift und schon Bücher hatten. Mit ihnen zugleich finden wir dort semitische Völker, die sich mit ihnen vermischen und die Chaldäer bilden, deren Kultur die eigentliche Quelle der unsrigen ist.

Wir haben angegeben, welche verschiedene Menschenrassen gegenwärtig die Erde bewohnen, wie sie aber dahin gekommen, wo sie jetzt sind, ist eine Frage, deren Lösung sich besondere Wissenschaften zur Aufgabe gestellt haben. Was aus historischer Zeit darüber bekannt ist, werden wir in der Geschichte selbst berichten; was aber die Wanderungen anbetrifft, die in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben, so können wir uns nicht auf Angabe der Forschungsresultate und noch weniger auf die vielen darüber aufgestellten Hypothesen näher einlassen. Wir müssen uns damit begnügen, einige allgemeine Bemerkungen zu machen, und uns hierbei auf das Nothwendigste dessen, was zum Verständniß des Folgenden erforderlich ist, beschränken.

Ehe die Erdoberfläche die Gestalt annahm, welche sie seit Jahrtausenden ohne wesentliche Veränderung beibehalten hat, fanden auf ihr bedeutende Umwälzungen statt, die namentlich durch Wasser verursacht wurden.

Manche dieser Umwälzungen in größerem Maßstabe fanden in einer Zeit statt, welche der historischen ziemlich nahe liegt, da sich Sagen davon bei vielen Völkern erhalten haben; allein die Wissenschaft der Geologie weist uns nach, daß in Perioden, welche über jede Sage hinausreichen, weit umfassendere Veränderungen durch das Wasser hervorgebracht wurden und zwar in solchen, in denen es schon Menschen auf der Erde gab.

Wo sich jetzt Meere in unabsehbarer Weite ausdehnen, war einst festes Land, und wo jetzt festes Land ist, war sonst Meer. Ganze Kontinente sind auf diese Weise verschwunden und neue aus dem Wasser emporgetaucht. Es wird behauptet, daß, wo jetzt der Atlantische Ozean flutet, einst festes Land war, daß Europa oder Afrika mit Amerika zusammenhing und daß im Südwesten von Asien ein ganzer Erdtheil von Wasser ertränkt worden sei.

Die in jenen überfluteten Ländern lebenden Menschen und Thiere gingen zu Grunde. Völker, die früher mit einander in Verbindung standen, wurden durch das Meer gänzlich von einander getrennt und blieben Jahrtausende getrennt, so daß selbst die Sage nichts von einem früheren Zusammenhange wußte.

Daß aber ein solcher einst stattgefunden hat zwischen Völkern, welche von ihrer gegenseitigen Existenz nicht einmal eine Ahnung hatten, scheint aus gewissen auffallenden Aehnlichkeiten hervorzugehen, die man sich sonst nicht erklären könnte. Diese Aehnlichkeiten finden sich nicht nur in gewissen charakteristischen Körperformen, sondern selbst in der Sprache der Völker und in gleichförmigen Sagen und religiösen Anschauungen, die trotz mannichfacher Abweichungen auf einen gemeinschaftlichen früheren Ursprung schließen lassen.

Die Abtrennung Amerika's muß in einer außerordentlich frühen Periode stattgefunden haben, da man in den verschiedenen Erdschichten und Höhlen dieses Welttheiles die Ueberbleibsel vieler Thiergattungen nicht findet, die in der sogenannten Alten Welt aufgefunden werden. — Man könnte vielleicht daraus schließen, daß dieser Erdtheil später aus dem Wasser sich emporgehoben habe und daß dort seine eigenen Menschenrassen erzeugt wurden; allein dagegen sprechen die Ueberbleibsel einer bedeutend vorgeschrittenen Kultur, welche man sowol in Süd- als in Nordamerika gefunden hat, und die sich von Völkern herschreiben, von denen sich nicht einmal irgend eine Sage erhalten hat.

Während das Wasser ganze große Erdtheile mit ihren Bewohnern begrub und andere von einander riß, brachte es im Innern der zusammenhängend gebliebenen Kontinente andere Wirkungen hervor. Große Wasserbehälter, Binnenmeere und Seen, durchbrachen ihre Schranken, entleerten sich und ergossen ihr Wasser über tiefer liegende Länder. Wo einst Wasser war, entstanden Sandwüsten und fruchtbare Gegenden wurden ertränkt, oder auch oft durch lange andauernde Ueberschwemmung in unfruchtbare sandige Einöden verwandelt. — Auf diese Weise verloren Völker ihre Wohnsitze; sie mußten neue aufsuchen und dadurch entstanden Kämpfe mit anderen, die Jahrhunderte währten. Besiegte Völker zogen entweder aus, neue Wohnplätze zu suchen, oder blieben und unterwarfen sich den Siegern, mit welchen sie sich vermischten. — Dadurch wie auch durch den manchen Menschenstämmen eigenthümlichen Wandertrieb, in Verbindung mit besonderen zeitweilig einwirkenden Ursachen, wurden die Völker auf der Erde zerstreut. Mit Erstaunen entdecken wir noch heute an Stellen, wo sie ganz vereinzelt dastehen, Volksgemeinschaften, welche weit entfernt zusammenlebenden Stämmen angehören und sich in Körperbildung, Sprache und Sitten wesentlich von allen ihren Nachbarn unterscheiden.

Auf solche Weise entstanden auch Mischlingsvölker, die im Laufe der Jahrhunderte ihre eigene Nationalität erlangten und ihre eigenthümliche Sprache redeten. Dergleichen Völkerverschmelzungen fanden selbst häufig noch in historischer Zeit statt und werden wir im Laufe der Geschichte viele Beispiele dieser Art zu erwähnen haben.

In der Aehnlichkeit der Sprachen will die Sprachwissenschaft den Faden gefunden haben, der durch das Labyrinth dieses Völkergemisches führt und die Mittel bietet, die Stammzusammengehörigkeit der Völker zu erforschen, den Weg herauszufinden, den sie aus ihrem Ursitze genommen haben, und selbst den Grad der Kultur zu erkennen, zu welchem sie sich emporgeschwungen hatten, als sie ihr Mutterland verließen.

Alle diese Dinge, die wir in diesem Abschnitte nur flüchtig berührt haben, bilden das Ziel und den Zweck besonderer Wissenschaften, die meistens noch sehr neuen Ursprungs sind. Der praktische Werth, den die Resultate derselben für die *eigentliche Geschichte* haben, ist vielleicht nicht übermäßig groß, da sie sich hauptsächlich mit einer Zeit beschäftigen, mit welcher die Geschichte nichts oder doch nur wenig zu schaffen hat; allein sie sind von der allerhöchsten Wichtigkeit, da ihre Resultate die absolute Falschheit von Voraussetzungen darthun, auf welche hin man seit Jahrhunderten Schlüsse gezogen hat, die auf die Kulturentwicklung der Menschen den verderblichsten Einfluß hatten. Diese Wissenschaften leiten eine ganz neue Phase der Kultur des Menschengeschlechtes ein. Die Herrschaft des blinden Autoritätenglaubens hat ihr Ende erreicht. Das neue Geschlecht baut seine Schlüsse nicht auf Sagen, welche Menschen vor Jahrtausenden niederschrieben, sondern auf diejenigen Offenbarungen, welche die schaffende Kraft selbst im Buche der Natur klar und einfach niedergelegt hat. Bei der Geschichte der einzelnen Völker werden wir angeben, was man von ihrem Ursprunge und den Umständen weiß, unter welchen sie sich von ihrem Stammlande trennten, wie auch den Weg, den sie zu ihren neuen Wohnsitzen nahmen, und die Schicksale, welche sie auf ihrem Wege dahin betrafen.

Religion.

Religion entspringt der Gottesfurcht, der Ahnung oder Ueberzeugung von dem Dasein einer höheren, überirdischen Macht, an welche der bedrängte Mensch sich unwillkürlich mit der in Gefühl, Gedanken oder Worten ausgedrückten Bitte um Trost und Hülfe wendet, wenn er diese weder in sich noch irgend wo anders auf Erden zu finden weiß.

Dieses religiöse Gefühl scheint dem Menschen zugleich mit dem Verstande gegeben worden zu sein, denn es giebt kaum einen Menschen oder ein Volk, in welchem es sich nicht, oft freilich *sehr* schwach, in irgend einer Weise äußerte.

Jeder Mensch, der überhaupt eines Gedankens fähig ist, macht sich von der höchsten Macht eine Vorstellung, welche dem Grade der Ausbildung seiner Vernunft entspricht.

Obwol wir nun rings um uns die Aeußerungen der höchsten Macht, welche die Menschen Gott nennen, beständig sehen und beobachten und daraus ganz sicher darauf schließen können, daß diese oder jene Gottvorstellungen unmöglich die richtigen sind, so ist es doch andererseits unmöglich zu *beweisen*, daß *irgend welche* Gottvorstellung die *richtigste* sei, und in *dieser* Beziehung hat die Anschauung des gebildetsten Europäers vor der des rohesten Australiers nichts voraus. Das einzige bestimmte Resultat, zu dem wir gelangen, ist, daß es eine solche höchste Macht giebt.

Was verschiedene Menschen für eine Ansicht von der Natur der Sonne haben, mag sich der Wahrheit nähern, allein keinesfalls ändert es die Sonne und ebenso bleibt Gott derselbe, welche Vorstellung sich auch Dieser oder Jener von dieser die Welt mit Allem, was in ihr ist, schaffenden und erhaltenden Kraft denken mag. Alle Menschen, die beten, beten zu ein und demselben Gott.

Da Vorstellungen, welche dem Verstande entspringen, sich gleich diesem unter ähnlichen Verhältnissen ähnlich entwickeln werden, so ist es begreiflich, daß auch die Gottvorstellung eines oder mehrerer verwandter Völker ähnlich ist, während es andererseits wieder viele verschiedene Religionen giebt, da eben die Gottvorstellung die Form der Religion bestimmt. Religion, wie es gewöhnlich verstanden wird, ist eigentlich der *Gottesdienst*, der aus der Gottesfurcht hervorgeht.

Wenn wir auch nicht wissen, wie der religiöse Trieb in den Menschen der Steinzeit sich äußerte, so bieten uns doch die religiösen Zustände einen Anhalt, welche Reisende der Neuzeit bei noch unberührten wilden Völkern vorfanden, deren Kulturzustand sich augenscheinlich nicht weit über den jener Urmenschen erhoben haben kann. Selbst bei dem ersten Menschengeschlecht kaukasischer Rasse wird der Anfang der Religion ein ähnlicher gewesen sein, wenn deren Entwicklung auch schneller fortschritt und nicht auf der niedern Stufe jener kulturunfähigen Rassen stehen blieb.

Wie die Religion einer der wichtigsten Faktoren aller Menschenkultur wurde, und welchen außerordentlich großen Einfluß sie auf alle Handlungen der Völker ausübte, werden wir in der Geschichte selbst kennen lernen; hier wollen wir nur ihren Ursprung und die ersten Phasen ihrer Fortentwicklung kurz andeuten.

Das junge Menschengeschlecht empfand wie alle anderen lebenden Wesen die unangenehmen und angenehmen Wirkungen gewisser Naturerscheinungen, namentlich der des Wetters, wie Regen und Sonnenschein, Hitze und Kälte, Wind und Gewitter. Da die Menschen mit Verstand begabt waren, so kamen sie schon bald zu dem naheliegenden Schluß, daß jeder Wirkung eine Ursache zu Grunde liegen müsse, und es ist natürlich, daß sie sich Gedanken machten über die Ursache solcher Naturerscheinungen, welche ihre Neugierde um so mehr erregten, als deren Urheber ihren Augen stets verborgen blieben.

Die Veränderungen, welche bei Regen und Gewitter am Himmel vorgingen, konnten sie indessen sehen, und da der Regen und der Blitz aus den Wolken kamen, so lag es sehr nahe, die verborgenen Urheber „im Himmel", das heißt in den Wolken, zu suchen.

Die Sonne, von welcher Tag und Nacht, Wärme und Kälte mit ihren Wirkungen abhängen, mußte natürlich ebenfalls ein Gegenstand ihrer verwunderten Betrachtung werden. Auch der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten mußte die Frage nach dessen Ursachen erzeugen.

Da die Erfahrung, die Mutter aller Wissenschaft, noch in der Kindheit war, so bewegte sich die Phantasie, das ungeregelte Spiel der Vernunft, nur in dem sehr beschränkten Kreise des Sichtbaren und knüpfte daran ihre Schlüsse auf das Verborgene. Als handelnde Wesen kannte man nur Menschen und Thiere, und die Geschöpfe der Phantasie, die man als Urheber der genannten Naturerscheinungen vermuthete, konnten nur thier- oder menschenähnliche Wesen sein, die man mit Kräften und Körpern ausstattete, wie sie den durch sie hervorgebrachten mächtigen Wirkungen entsprachen.

In manchen Menschen ist die Phantasie reger als in anderen, und diese theilten mit, was sie über die Handlungen und Verhältnisse dieser Wesen zu einander dachten und aus den Aeußerungen der ihnen zugeschriebenen Thätigkeit erfanden. So entstanden Märchen und Sagen, welche, durch die mit besonders lebhafter Phantasie begabten Menschen, Dichter, immer weiter ausgesponnen, in mehr oder minder vernünftigen Zusammenhang gebracht und mit Personen bevölkert wurden.

Solche in der Kinderstube des Menschengeschlechtes entstandenen Märchen pflanzten sich als wirklich geschehen von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ihre Spuren sind noch nach Jahrtausenden selbst unter den am weitesten fortgeschrittenen Kulturvölkern nachzuweisen und üben noch heute einen gewissen Einfluß. Das wird jedem begreiflich sein, der sich über seine eigenen Gefühle und Empfindungen Rechenschaft giebt. Selbst der aufgeklärteste und gebildetste Mann wird noch am Ende seines Lebens Anklänge der Eindrücke entdecken, die er in seiner Kindheit empfing: es wird keinem gelingen, sich ganz und gar von dem Ammenmärchen loszumachen.

Da sich die Urmenschen die in den Wolken oder an anderen ihnen unzugänglichen Orten vermutheten Urheber der Naturerscheinungen — „Götter" — nur als mächtigere Thiere oder Menschen dachten, so schrieb man ihnen natürlich auch dieser Vorstellung angemessene Empfindungen zu, wie Zorn, Haß, Rache, Wohlwollen, Güte u. s. w. Weil sich

nun der Zorn von Menschen besänftigen und dessen Aeußerung abwenden läßt, so lag der Gedanke nahe, dies auch mit den Göttern zu versuchen, und so entstanden die Opfer.

Diese Opfer bestanden in Gegenständen, die Menschen angenehm waren, und da die Götter im Himmel wohnten und diese Opfer nicht abholten, so mußte man sie ihnen in den Himmel senden, was in keiner andern Weise geschehen konnte als dadurch, daß man sie verbrannte, da doch wenigstens der Geruch und Rauch zum Himmel aufstiegen.

Die geschäftige Phantasie bildete sich bald eine Theorie über die Wirkung dieser Opfer, und da man dabei nie den menschlichen oder rein sinnlichen Standpunkt verließ, so kam man natürlich zu dem Schluß, daß das, was Menschen ganz besonders angenehm, was selten und daher schwer zu verschaffen, was ihnen vorzüglich lieb war, den Göttern das angenehmste Opfer sein müsse.

Da nun aber der Zorn der Götter oft schwer zu besänftigen war, das heißt, die unangenehmen Naturerscheinungen oft lange anhielten und man viele Opfer brauchte, bis sie mit ihren Wirkungen aufhörten, solche seltene, den Göttern besonders angenehme Opfer aber schwer zu verschaffen waren und dem Einzelnen oft fehlten, so vereinigten sich Viele, den Bedarf für die Götter herbeizuschaffen, da ja Alle den Wunsch haben mußten, sie zu versöhnen oder sich ihren Beistand zu sichern. So bildeten sich Opfervereine, die wol als der Anfang der Religion bezeichnet werden können.

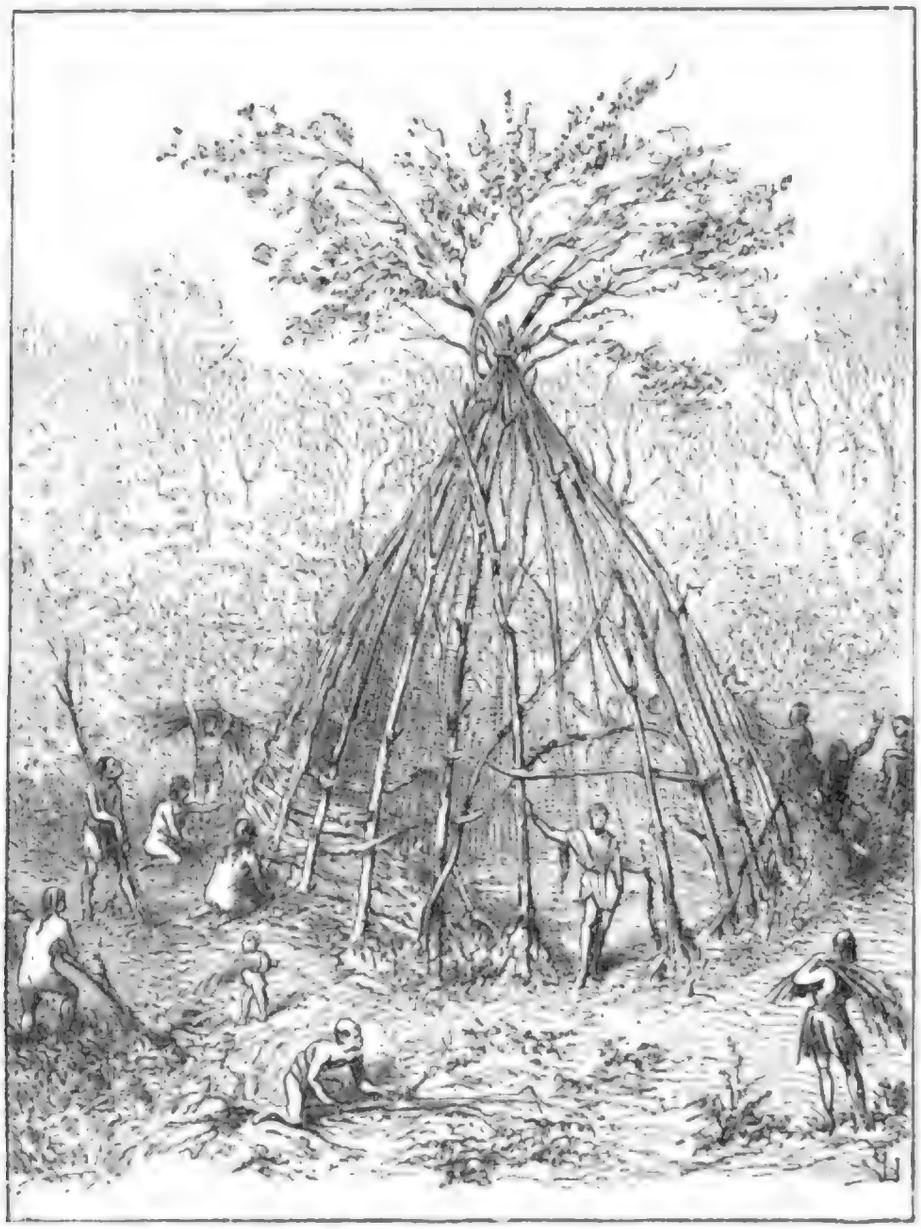
Die herbeigeschafften Opfervorräthe mußten aufbewahrt und endlich den Göttern dargebracht werden, und besondere Personen wurden mit diesem Geschäfte beauftragt. So entstanden die Priester. Da diese Priester diejenigen Personen waren, welche den Göttern die Opfer darbrachten, also mit ihnen in unmittelbare Verbindung traten, so lag der Gedanke nahe, daß die Götter ihnen als den wirklichen Spendern besonders günstig seien und ihnen zunächst ihre Wünsche mittheilten. Daraus folgte wieder, daß man ihnen einen gewissen Einfluß auf die Entschlüsse der Götter zuschrieb und sich um ihre Gunst bemühte, damit sie diesen vorausgesetzten Einfluß für diejenigen verwendeten, welche sich ihre Zuneigung zu erwerben verstanden.

Das Feuer ist ein Element, dessen wohlthätige und zerstörende Wirkungen einen ganz besonders starken Eindruck auf die Menschen machen mußten. Es wird in ihnen ungefähr dieselben Empfindungen erregt haben, wie wir sie noch jetzt an Thieren bemerken: sie fürchten und fliehen es, weil es brennt, und werden durch dasselbe unwiderstehlich angezogen, weil es ihre Neugierde erregt oder weil es wärmt. Kein Thier kann Feuer erzeugen. Die Fähigkeit Feuer zu erzeugen könnte als eine der Grenzmarken zwischen Mensch und Thier aufgestellt werden. Derjenige Mensch, der zuerst durch Reibung Feuer hervorbrachte, wurde sicher als ein Wesen angestaunt, welches mit den Göttern in Verbindung stand und mußte Gewalt über seine Mitmenschen gewinnen.

Herrschsucht liegt aber in der Natur jedes Menschen und es ist begreiflich, daß den Priestern der von ihnen erlangte Einfluß angenehm war und sie denselben zu erhalten und zu vermehren trachteten. Sie wußten freilich, daß die in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Göttern gehegten Voraussetzungen irrthümliche waren: allein der Irrthum hatte dieselbe Wirkung, wie ihn die Wahrheit gehabt haben würde, und es lag in ihrem Interesse, die Menschen darüber nicht aufzuklären. Die Priester in dieser Kindheitszeit der Menschen glaubten übrigens wol selbst an die Götter und hatten von ihrer Natur im Hauptsächlichen dieselbe Vorstellung wie die übrigen Menschen; sie hielten auch eine unmittelbare Verbindung mit ihnen keineswegs für unerhört oder unmöglich, und Träume und Visionen, die ja bei wilden Völkern noch heute eine so große Rolle spielen und über deren Ursprung und Natur die Erfahrungen noch gering waren, mochten sie darin bestärken, daß ein solcher Verkehr mit den Göttern nicht nur möglich sei, sondern auch häufig stattfinde.

So entstand allmählich infolge unabsichtlicher und absichtlicher Täuschung über die Beziehung zwischen Göttern, Priestern und anderen Menschen ein System, welches auf dem

Glauben beruhte, den das Volk den Aussagen der Priester schenkte. Diese, die vertraut mit den Göttern waren, wußten, was denselben angenehm war, und sie verstanden es allein, die Sprache zu deuten, durch welche sie ihren Willen den Menschen mittheilten. Die Priester ordneten die Art und Weise an, wie die Opfer gebracht werden sollten, und daß sie bei all diesen Anordnungen sich selbst nicht vergaßen, versteht sich wol von selbst. So wuchs das Ansehen der Priester von einem Menschenalter zum andern immer mehr und mehr, und sie waren die eigentlichen Herrscher des Volkes. — Wie sich Religion, Einfluß und Macht der Priesterschaft entwickelten, welchen Einfluß sie auf die Kultur hatte und welche Rolle sie im Staatsleben spielte, werden wir im Laufe der Geschichte kennen lernen.



Erste menschliche Wohnung. Zeichnung von Violet-le-Duc.

Leben der Menschen in vorhistorischer Zeit.

Die Zeugen menschlicher Thätigkeit, welche man in der Erdkruste, in Höhlen, uralten Abfallhaufen und im Schlamm fand, welcher die Ueberreste von Pfahlbauten umgiebt, beweisen ganz deutlich, daß die Kultur der ersten Menschenschöpfungs-Perioden auf einer sehr niedrigen Stufe stehen geblieben war und sich sehr wenig von derjenigen unterschied, welche Reisende neuerer Zeit bei wilden Völkern vorfanden, die sie in Centralafrika, Neuholland u. s. w. entdeckten. Ihre Lebensweise wird auch dieselbe gewesen und ihre einzige Sorge

dahin gegangen sein, sich die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, sich gegen die Einflüsse der Witterung wie gegen die Angriffe wilder Thiere und wilder menschlicher Nachbarn zu schützen.

Solche wilde Menschenstämme entstanden wahrscheinlich „jeder nach seiner Art" in verschiedenen Gegenden der Erde und blieben wie sie waren, bis sie mit höher begabten jüngeren Rassen zusammentrafen, deren Berührung einen veredelnden und kultivirenden Einfluß auf sie ausübte. Wie wilde Holzapfelbäume bis zu ihrem Absterben nur Holzäpfel hervorbringen, so blieben auch die Menschen der frühesten Menschenperiode gewissermaßen nur wilde Frucht erzeugende Stämme, welche auf die Okulation warteten, um Kulturfrüchte zu tragen.

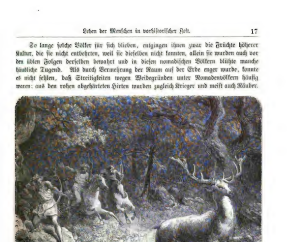
Spätere Wohnungen (Pfahlbauten). Zeichnung von Violet-le-Duc.

Es scheint, daß die Eigenschaften dieser frühen Menschen ähnlich verschieden waren wie ihre Körper, daß manche Stämme kulturfähiger waren als andere und der Einfluß der Berührung sich fruchtbringender und nachhaltiger zeigte, als bei vielen, die, wenn sie sich selbst überlassen waren, in der Entwicklung stehen blieben oder wieder in die vorige Wildheit zurückfielen.

Dergleichen erlebte ja selbst die neue Zeit zum Beispiel an den Jägervölkern Amerika's, die sich durchaus abweisend und kulturunlustig bewiesen trotz aller Mühe, welche man sich gab. Aehnliche Völker mag es auch in anderen Gegenden gegeben haben, und sie verschwanden allmählich vor dem Eindringen der höheren Rasse, wie wir ja die Indianer verschwinden sehen, und ließen nur hin und wieder in schwer zugänglichen Gegenden Spuren ihres früheren Vorhandenseins zurück. Alle Völker, die sich der Kultur nicht fügen, sind zum Untergange bestimmt.

Die Beschaffenheit der Gegend, in welcher die Menschen ursprünglich entstanden oder welche sie frühzeitig gewählt zu haben scheint, hatte einen sowohl Einfluß auf die Art ihres Lebens und die Einrichtung ihrer Kultur. Die Menschen, die Völker über die Erde in ihren Wohnsitzen, waren und sind sehr verschieden, die, welche in den Wäldern wohnten, und die, welche Ackerbau trieben, die Bewohner großer Ströme, die nicht viel mehr als Wasser und Himmel sahen, die Bewohner großer Steppen, die nicht viel mehr als Gras und Kräuter, die Bewohner der Gebirge, die Bewohner der Küsten, die Insulaner, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Viehzucht, durch Jagd, durch Fischerei, durch Handel und Schiffahrt suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Ackerbau, durch Gewerbe, durch Künste, durch Wissenschaften suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Raub, durch Plünderung, durch Krieg suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Betrug, durch Diebstahl, durch Mord suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Sklaverei, durch Leibeigenschaft, durch Frohndienste, durch Tribut suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Müßiggang, durch Betteln, durch Faulheit suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Arbeit, durch Fleiß, durch Industrie suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Verachtung, durch Spott, durch Hohn, durch Schande suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Ehre, durch Achtung, durch Tugend suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Laster, durch Verbrechen, durch Ungerechtigkeit suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Gerechtigkeit, durch Wohlthun, durch Liebe suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Gottlosigkeit, durch Aberglauben, durch Unglauben suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Religion, durch Gottesfurcht, durch Gottesliebe suchten und fanden, die Völker, welche ihren Unterhalt vorzüglich durch Gottesdienst, durch Gebet, durch Andacht

So lange solche Völker hier sich bleiben, entgingen ihnen ganz die Früchte höherer Kultur, die sie nicht entdeckten, weil sie dieselben nicht kannten, allein sie machten auch nur den üblen Folgen derselben bemerkbar und in ihnen namentlich Völkern Mängel manche thatsächliche Tugend. Als durch Verwilderung der Raum auf der Erde enger wurde, konnte es nicht fehlen, daß Streitigkeiten wegen Weidegründen unter Nomadenvölkern häufig waren: und den rohen abgehärteten Horden machen jedoch Kriege und selbst auch Mörder.



Gedenkstein von Rhodus per Kopf.

Trennten diese die Erzgegnisse und Gewerbe friedlicher Kulturvölker kennen und danach verlangen, allein im Handel zu sein, sie selbst hervorzubringen, so entstand die Lehre Christi große Gefahr von den rohen Horden, die durch Gewalt ermächtigt ihre Raubzüge weiten ausdehnten, wovon wir in der Geschichte manche Beispiele kennen werden.

Die Bewohner friedlichen Niederungen schützen sich von den Erzgegnissen der Pflanzgewächs, Getreide und Früchten. Dagegen, die ihnen die nützlichen und angenehmen Thiere waren, pflegten und vermehrtigten sie, während die die Erde von ihnen unnützen Pflanzen und Bäumen säuberten. Auf diese Weise entstand der Ackerbau. Zu man die gepflanzten Bäume und die gebauerten Acker, deren Früchte man gewissen nutzte, nicht mitnehmen konnte, so mußte ein Bleiberleben für ackerbauerlichen Völker unumgänglich.

Der Ackerbau schuf in den friedlichsten Gegenden ist nicht so einfach wie die Viehzucht, da die Horden sich eine Zeitlang der Menschen verwerfen, während die Bewirtschaftung des Feldes, daß Säen und Ernten Mühe und Arbeit verursachen. Dem konnte manche Verwirrungen allein nicht freie bringen, welches sich gegenseitig Hülfe und Beistand bereit. Der Arbeit durch Vermehrung den einfach Wirkungen zu erleichtern.

Dieses Bedürfniß regte den Erfindungsgeist an und das Gleiche war der Fall mit den festen Wohnungen, deren Beschaffenheit nicht so gleichgiltig war wie bei dem Zelte der Nomaden, die dasselbe immer nur kurze Zeit bewohnten. Man benutzte Felsenhöhlen, und wo sich diese nicht vorfanden, erbaute man Hütten von Baumästen und bedeckte sie mit Schilf oder mit Fellen. Da solche Wohnungen dem Angriff der wilden Thiere ausgesetzt waren, kam man bald darauf, sie an Orten zu errichten, die denselben schwer zugänglich waren. Manche richteten sich Wohnungen auf Bäumen ein, Andere bauten sie sich auf Pfählen im Wasser; es entstanden die Pfahlbauten.

So wurde der Ackerbau die Eingangspforte zu fortschreitendem Kulturleben, während dasselbe bei Jäger- und Hirtenvölkern stehen blieb und sich gewissermaßen im Sande verlief.

Die Völker kaukasischer Rasse mußten ohne Zweifel all die Kulturphasen durchmachen, in welchen wilde Völker stehen blieben. Nahrung, Obdach und Kleidung wird ebenfalls ihr nächstes Ziel gewesen sein; allein da ihr Verstand ein regerer, entwicklungsfähigerer war, so gingen sie wahrscheinlich nicht nur von Anbeginn dabei verständiger zu Werke, sondern schritten auch bald über die äußerste Kulturgrenze dieser Halbmenschen hinaus.

Die Fähigkeiten und Neigungen der Menschen sind ebenso mannichfaltig wie ihr äußeres Aussehen oder ihre körperliche Kraft. Während Dieser seine hauptsächliche Freude daran findet, das Feld zu bebauen, zieht Jener die Jagd oder die Pflege und Zucht der Hausthiere vor und Andere haben besonderes Geschick im Erfinden und Verfertigen von Geräthschaften, welche Jäger und Ackerbauer brauchen. Während der Jäger die Thiere verfolgt und erlegt, welche die Felder verwüsten, und der Handwerker die Geräthe macht, kann er keinen Acker pflegen, welcher die Feldfrüchte trägt, die er zu seinem Leben braucht. Dem Ackerbauer sind aber das Fleisch und die Felle der Thiere, die aus Pflanzenfasern gemachten Gewebe, aus Thon gemachten Gefäße und die Geräthschaften des Handwerkers nothwendig und willkommen, und um sie zu erlangen, giebt er dafür von seinem Ueberfluß an Erzeugnissen des Feldes. Das ist der Ursprung des Handels.

Während bei wilden Jäger- und Hirtenvölkern sich Alle mit der Jagd und der Viehzucht beschäftigen und ihre Geräthschaften in ihren vielen Mußestunden selbst verfertigen, folgt unter Kulturvölkern Jeder dem Beruf, der ihm am meisten zusagt und wobei er sicher ist, seinen Lebensunterhalt besser zu gewinnen, als wenn er eine bestimmte Beschäftigung wählen müßte, wozu er kein Geschick hat. Durch diese Verschiedenheit entsteht ein lebhafter Verkehr und ein Streben zu verbessern und fortzuschreiten.

Sobald für das Nothwendige gesorgt ist, kommt das Verlangen nach dem Angenehmen. Das Feld menschlicher Thätigkeit erweitert sich und das Bestreben, die sich vermehrenden Bedürfnisse zu befriedigen, und der Wetteifer, dies in einer vollkommneren Weise zu thun, erzeugt ein immer regeres Leben. Zu den materiellen Bedürfnissen und Genüssen gesellen sich bei mit Verstand begabten Menschen bald geistige, und sie entwickeln sich mit jenen gleichzeitig. Sie finden gewöhnlich ihre erste Anregung in der Religion und die Form und Beschaffenheit derselben bestimmt die Richtung, in der das geistige Leben fortschreitet und sich entfaltet.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Weg Schritt für Schritt verfolgen, auf dem die Völker zu dem erstaunlichen Grade der Kultur gelangten, der uns aus alten Monumenten offenbart wird, deren Ruinen noch heute Bewunderung erregen oder welche die Erde sorgsam bewahrte, und die aus einer Zeit stammen, welche gewissermaßen die historische Tagesdämmerung genannt werden könnte. Wir müssen uns hier auf diese flüchtigen Andeutungen beschränken; aber wir sind in Betreff der nebenstehenden kulturgeschichtlichen Tafel Nr. I unsern Lesern eine Erklärung schuldig. Nichts ist bezeichnender für die Erhebung unseres Geschlechts von einer Kulturstufe zur andern, als sein Fortschreiten in der Erfindung von Werkzeugen, Geräthen und Waffen, die gesammte Entwickelung aller jener Behelfe, welche der Kampf um das Dasein auffinden läßt und welche die Sicherheit des Lebens verbürgen.

Waffengeschichtliche Tafel I. Verteilung der verschiedenen Arten.

In einer ganzen Reihenfolge solcher Tafeln, welche im Bilde mehr sagen als es das bloße Wort vermöchte, werden wir die stufenweisen Fortschritte unserer Urahnen verfolgen. Es genügt vielleicht zu gegenwärtigem Abschnitte die Erklärung, welche wir der kulturgeschichtlichen Tafel I nachstehend hinzufügen. Weiter auf dieselbe zurückzukommen, behalten wir uns für jene Abschnitte vor, in denen wir Veranlassung haben, die Entwicklung einzelner Völkerstämme zu weltgeschichtlicher Bedeutung und ihre Stellung zur gesammten Kulturgeschichte zu besprechen.

Erklärung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel I.

1. Ornament eines Tellers aus den Schweizer Pfahlbauten.
2. Ornamente von Bronzegefäßen der Bronzezeit.
3. " " " " "

Steinzeit.

4. Dolch aus Feuerstein, in Dänemark gefunden.
5. und 6. Lanzenspitzen aus Feuerstein ebendaher.
7. Messer aus Feuerstein "
8. Pfeilspitze aus Feuerstein "
9. Nadel aus Bein "
10. und 11. Pfeilspitzen aus Stein und Bein, geschäftet in Dänemark gefunden.
12. 13. 14. Hämmer aus Stein, aus Dänemark.
15. Axt aus Feuerstein, aus Dänemark.
16. Hammer aus Stein, aus Dänemark.
17. Steinaxt, in Hirschhorn gefaßt, aus dem Torfmoore der Somme.
18. Harpune aus Renthierhorn.
19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. Schalen und Urnen in gebranntem Thon, vorzugsweise aus Dänemark.

Bronzezeit.

28. Dolch mit Scheide aus Bronze.
29. Beil aus Bronze, am Rhein gefunden.
30. Schere aus Bronze.
31. Pincette aus Bronze, aus Dänemark.
32. 33. Messer aus Bronze, aus Dänemark.
34. 35. Paalstäbe aus Bronze, aus Dänemark.
36. Kelt aus Bronze, " "
37. Beil aus Bronze, " "
38. 39. Dolche aus Bronze, vom Rhein.
40. Sichel aus Bronze, von Dänemark.
41. Sogenannte Hausurne aus den Pfahlbauten.
42. 43. 44. 45. 46. Urnen in verschiedenen Formen, von verschiedenen Fundstellen.
47. 48. Speere aus Bronze, aus Dänemark.
49. 50. Bronzeaxt, aus den Rheinlanden. Steinaxt, aus Dänemark.
51. Schild aus Bronze, in Dänemark gefunden.
52. Schmuck. Armspange aus Bronze, aus Dänemark.
53. 54. Halsringe aus Bronze, vom Rhein.
55. 56. 57. Ober- und Unter-Armringe und Spangen aus Bronze, aus Dänemark.
58. 59. Gefäße mit reicher Gravirung in Bronze, aus Dänemark.
60. 62. 65. Fibulä aus Bronze, aus Dänemark.
61. 64. Armspangen aus Bronze " "
63. 66. Diadem oder Kopfring aus Bronze, aus Dänemark. 63. Halsschmuck aus Bronze, Dänemark.
67. Ketten aus Bronze.
68. 69. Schilde aus Bronze, Nr. 68 innere Ansicht.
70. Schwert mit bronzener Scheide, vom Rhein.
71. 72. 73. Schwerter aus Bronze, Dänemark.
74. Heertrompete aus Bronze, aus Dänemark.
75. 76. Helme aus Bronze, beide aus München.
77. Fibula aus Bronze. Dänemark.

Eisenzeit.

78. Schwert mit Griff und Scheide aus Bronze, Klinge aus Eisen, gefunden bei Hallstadt.
79. Schwert mit bronzenem Griff und eiserner Klinge, von Hallstadt.
80. Eiserne Lanzenspitze, vom Rhein.
81. Schwert, aus Hallstadt in Oesterreich.

Der Staat.

So lange die Menschen noch nicht weit über die höchste Entwicklungsstufe der wilden Völker hinausgegangen waren, folgten sie dem Willen des Familien- und Stammesoberhaupts und seinen Entscheidungen in Streitigkeiten; denn solche mußten unter den wilden Völkern über das Mein und Dein schon frühzeitig vorkommen, da der Begriff Eigenthum wol einer der frühesten ist, der im Menschen aufsprießt. Bei den Jägervölkern handelte es sich um eine Jagdbeute oder den Besitz eines Jagdgebietes, bei den Hirtenvölkern um den von irgend welchem Hausthier oder Weideplatz. Es bildeten sich Gebräuche und Gewohnheiten in rechtlicher Beziehung und nach ihnen war es leicht, die einfachen Streitfragen zu erledigen.

Wilde Thiere beraubten die Herde, oder wilde Nachbarn ahmten ihnen nach, oder es gab mit diesen Streit über Jagdgebiete oder Weideplätze, die oft zu lange anhaltenden Kriegen führten. Man folgte dem kühnsten und glücklichsten Jäger, oder dem tapfersten und umsichtigsten Krieger und diese Abhängigkeit wurde Gewohnheit. Aus solchen Familienhäuptern oder Kriegshelden wurden Fürsten, welche nicht nur über den eigenen Stamm, sondern auch über die Besiegten und in Abhängigkeit Gehaltenen herrschten. Diese Herrschaft wurde ein durch die Gewohnheit geheiligtes Recht und vererbte sich in der Familie.

Diese patriarchalischen Herrscher mögen in frühesten Zeiten wol auch die Priesterwürde bekleidet und diese zur Befestigung ihrer Herrschaft benutzt haben und andererseits mögen Priester, welche nicht große Krieger oder Jäger waren, die Furcht vor den Göttern ausgebeutet und sich mittelbar die Herrschaft bewahrt haben, indem sie damit den Willen und die Handlungen des Fürsten beeinflußten.

Bei ackerbautreibenden seßhaften Völkern nahm die Sache wol denselben Verlauf, und die Herrschergewalt blieb bei der gewohnten Familie auch dann, als die Verhältnisse nicht mehr den patriarchalischen Zuschnitt hatten. Der Fürst konnte, als die Volksmenge wuchs und die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ständen mannichfaltiger wurden, nicht alle Streitigkeiten in Person entscheiden; von ihm beauftragte Personen mußten in seinem Namen richten und damit sie es in übereinstimmender Weise thaten, mußten Bestimmungen gegeben werden, die theils dem Willen des Herrschers und seiner Rathgeber und dem Herkommen entsprangen; dies waren die Gesetze.

Gemeinschaften, deren Handlungen durch Gesetze geregelt werden, nennt man Staaten, oder mit anderen Worten: ein Staat ist ein Verein von Menschen, in welchem Jeder einen Theil seiner natürlichen Freiheit aufgiebt, um den Schwachen gegen Beeinträchtigung seiner Freiheit durch den Starken zu schützen, und das Gesetz ist wiederum das Maß für diese Freiheitsbeschränkung.

Die Starken würden sich aber wenig an diese Gesetze kehren, wenn nicht hinter dem Gesetz eine Macht stände, die stärker ist als die ihrige. Diese Macht ist eigentlich die Gesammtheit der Staatsangehörigen; allein da es selten nöthig wird oder möglich ist, diese

Digitized by Google

Gesammtheit anzurufen, so wird in die Hände des Fürsten oder der Regierung eine für fast alle Fälle ausreichende Macht gelegt.

Die Ansichten über die Erreichung des Staatszweckes, der, auf den einfachsten Begriff reduzirt, Sicherheit für Leben und Eigenthum ist, sind sehr verschieden. Die Staatsform wächst gewissermaßen aus dem Innern des Volksgeistes heraus, ebenso wie die Sprache; allein sie hängt auch von äußeren Verhältnissen ab, von uraltem Herkommen, von Traditionen und Gewohnheiten; mit einem Wort, der Volkswunsch und Volkswille in dieser Hinsicht wird fast überall geregelt durch das sogenannte historische Recht.

Wie nun dieses historische Recht entstand und sich mit Hülfe der Religion, das heißt der Priester entwickelte, befestigte oder veränderte, wie diese oder jene Völker ihre natürliche und persönliche Freiheit ganz und gar verloren und dem Willen eines einzigen Menschen preisgeben konnten; wie bevorzugte Stände sich bildeten und die Bildung der Gesetze und die Form der Regierung beeinflußten — Alles dies zu erläutern würde ein Werk für sich erfordern. Die Geschichte, die sich in ihren Handlungen meist wiederholt, wenn deren Kern auch anders umhüllt erscheint, wird es dem denkenden Leser leicht machen, sich ein ungefähres Bild der Vorgänge zu bilden, welche die erwähnten Erscheinungen hervorbrachten. Wir haben es hier allein mit der Thatsache zu thun, daß es verschiedene Arten von Staaten giebt, und beschränken uns darauf, diese Arten aufzuzählen und kurz zu charakterisiren, ohne uns auf eine Kritik einzulassen.

Aus der patriarchalischen Regierung erwuchs die Monarchie. Diese zerfällt wieder in die unumschränkte Monarchie oder Despotie und in die beschränkte oder konstitutionelle Monarchie.

An der Spitze des despotisch-monarchischen Staates steht ein Fürst, dessen Wille allein Gesetz ist. Jede Auflehnung gegen diesen Willen ist ein Verbrechen. Er ist der absolute Herr, jeder Staatsangehörige ist sein Knecht. Ein unantastbares Eigenthum hat Niemand. Grund und Boden und deren Ertrag gehören dem Despoten, und was Jeder erwirbt und besitzt, besitzt er nur durch die Gnade desselben. Ein Recht hat Niemand.

Dies ist die Theorie der Despotie. In der Wirklichkeit gestaltet sie sich nach der Persönlichkeit des Despoten. Ist dieser ein guter oder großer Mensch, so kann das Volk unter seiner Herrschaft glücklicher und freier sein wie unter jeder andern. Die Härten der Despotie werden auch noch durch Umstände gemildert. Da Viele stärker sind als Einer, und das Volk, wenn es zu sehr bedrückt wird, leicht zum Bewußtsein dieser Thatsache kommt, so liegt es im Interesse des Despoten, seiner Gewalt Schranken zu setzen. Unter allen Umständen ist aber die Despotie eine eines kultivirten Volkes unwürdige Staatsform.

Eine konstitutionelle Monarchie ist ein Staat, in welchem die Rechte des Fürsten durch einen Vertrag mit dem Volke beschränkt sind. Diese Staatsform entwickelte sich gewöhnlich aus der Despotie. Machte der unumschränkte Fürst einen unerträglichen Gebrauch von seiner Gewalt, so kam das Faktum, daß Viele stärker sind als Einer, nicht nur zum Bewußtsein des Volkes, sondern machte sich auch praktisch geltend. Man zwang den Fürsten zu Konzessionen. Der Sinn solcher beschränkender Verträge, Konstitutionen, beziehentlich deren Folge ist eigentlich, daß das Volk sich das Recht vorbehält und ausübt, die Gewalt, die ihm die Mehrheit giebt, bis zur Vertreibung des Fürsten auszudehnen, wenn es demselben gefallen sollte, den Vertrag nicht zu halten.

Solche konstitutionelle Monarchien entstehen aber auch durch freiwilligen Entschluß der Despoten; sie sind eine vorbeugende Maßregel, getroffen, um zu verhindern, daß in dem Volke das Verlangen entstehe, von seiner Macht Gebrauch zu machen.

In solchen konstitutionellen Staaten ist im ersteren Falle zu befürchten, daß der Fürst danach trachtet, irgend welche Umstände zu benutzen, seine ihm abgezwungenen Versprechungen zu umgehen und im letzteren Falle wird das Volk danach streben, weitergehende Zugeständnisse zu erlangen. Dadurch entsteht eine Art Kampf zwischen Fürst und Volk.

Eine andere Form der Despotie ist die Oligarchie. So nennt man einen Staat, in welchem eine besondere Klasse des Volkes die Herrschaft in Händen hat.

Der Kampf zwischen Volk und Fürst in konstitutionellen Staaten muß endlich in dem Sieg der einen Partei enden und den Staat entweder zur Despotie zurückführen oder zu der Staatsform, welche Republik heißt. Seltener entspringt diese direkt aus der Despotie. Republik nennt man einen Staat, in welchem das Volk sich selbst eine Regierungsform wählt und in diesem Sinne würde selbst ein Staat, welchem ein vom Volke erwählter Fürst vorsteht, eine Republik genannt werden können und ist früher wol auch so genannt worden. Nach jetzigem Sprachgebrauch nennt man aber nur solche Staaten Republiken, die keinen Fürsten haben, sondern einen Präsidenten als Staatsoberhaupt.

Wie man unbeschränkte und beschränkte Monarchien hat, so könnte man auch unbeschränkte und beschränkte Republiken annehmen.

Die ersteren nennt man demokratische Republiken. In ihnen beruht die Staatsgewalt im ganzen Volk und jeder volljährige Staatsangehörige ist ein gleichberechtigter Theil derselben. Die Gesetze trachten danach, die durch sie verfügte Freiheitsbeschränkung des Einzelnen auf das allergeringste nothwendige Maß zurückzuführen. Sie werden in Volksversammlungen gemacht oder, wo dies wegen der Zahl des Volkes nicht möglich ist, wählt man Vertrauensmänner, welche es im Namen des Volkes in gesetzgebender Versammlung thun.

Die Handhabung der Gesetze wird Beamten aufgetragen, welche den Staat nach den Bestimmungen regieren, die in der Verfassung festgesetzt sind. Sie sind vom Volke für ihre Mühe bezahlte Diener und diesem für ihre Handlungen verantwortlich. An der Spitze der Regierung steht gewöhnlich ein Präsident, der für eine bestimmte Reihe von Jahren vom Volke gewählt worden ist.

Dieser und die unter ihm stehenden Beamten wachen über Beobachtung der Gesetze und führen außerdem aus, was von den sich zu gewissen Zeiten versammelnden erwählten Volksvertretern beschlossen wird. Diese Versammlungen kontroliren das Verhalten der Beamten und wachen darüber, daß ihnen überall der verfassungsmäßige Gehorsam geleistet wird, und andererseits darüber, daß sie ihren Auftrag nicht überschreiten und die Freiheit mehr beschränken, als es die Gesetze vorschreiben.

Eine solche demokratische Republik ist nur unter Völkern möglich, oder wenigstens zweckmäßig und gedeihlich, deren überwiegende Majorität soweit gebildet ist, daß sie die Nothwendigkeit gesetzlicher Ordnung begreift und das Gesetz als das Größte und Heiligste im Staate betrachtet.

Eine beschränkte Republik nennen wir eine solche, in welcher nicht alle Staatsangehörige gleiche Rechte haben und wo vorzüglich das Recht, die Repräsentanten des Volkes zu wählen, an noch andere Bedingungen als an die bloße Volljährigkeit und bürgerliche Zurechnungsfähigkeit geknüpft ist, wo zur Erlangung dieses Rechts ein gewisser Besitz vorhanden sein muß und die Repräsentanten nur aus einer bestimmten Klasse von Staatsbürgern gewählt werden können.

Sind diese Beschränkungen der Wahlfreiheit und anderer Rechte gegen die ärmere oder gesellschaftlich geringere Klasse gerichtet, so nennt man die Republik eine aristokratische, und richten sich dieselben gegen die reicheren oder gesellschaftlich höher stehenden Klassen, so wird die Republik eine ochlokratische. Eine solche Ochlokratie artet leicht in Massen- oder Pöbelherrschaft aus.

Schließlich erwähnen wir noch eine in der Gesellschaft sehr vereinzelt vorkommende Staatsform, die Theokratie. Sie könnte füglicher Priesterherrschaft genannt werden, denn diese herrschen als Stellvertreter des Nationalgottes, was ihrer Herrschaft eine größere Sicherheit und Weihe giebt.

Fast alle Fürsten trachten danach, diese Ansicht dem Volke ebenfalls einzuflößen und nennen sich, um ihre alleinige Abhängigkeit von Gott auszusprechen: „von Gottes Gnaden“.

Dieser Titel erscheint daher gewissermaßen als ein Protest der Fürsten gegen die Annahme, daß sie ihre Herrschaft dem Willen des Volkes verdanken, wodurch demselben das Recht abgesprochen wird zu entscheiden, ob es den Fürsten behalten will oder nicht. Jeder Fürst, sowol derjenige, der seine Stellung ererbte, wie derjenige, der sie durch Gewalt erlangte, ist „von Gottes Gnaden", da nach den Lehren aller Religionen nichts ohne den Willen Gottes geschehen kann und daher auch nicht eine Revolution, die einen schlechten Fürsten von Gottes Gnaden vertreibt.

Innerhalb jeder der genannten Staatsformen giebt es unendlich viele Abarten, auf deren Aufzählung wir uns hier nicht einlassen können.

Als natürliche Staatenbildungen sind nur solche zu erachten, in welchen sämmtliche Staatsangehörige dieselbe Sprache reden, also ein Volk bilden. Sprache und Staatseinrichtungen hängen auf das Genaueste zusammen; sie sind gewissermaßen Zwillingsgeschwister, die beide zugleich aus dem Innersten des Volkes geboren werden. Verschieden wie diese Sprachen sind, wie wir schon früher bemerkten, auch die Gefühle, Gewohnheiten und Bedürfnisse der Völker, und wenn auch gewisse Gesetze für alle kultivirten Völker gleich nothwendig und gleich wohlthätig sein mögen, so ist dies doch keineswegs mit allen der Fall.

Deshalb sind Staaten, welche mehrere Sprachen redende Völker unter einer Regierung und derselben Verfassung vereinigen, im Grunde unnatürliche Staaten. Meistens tragen dieselben den Keim des Verfalls in sich; allein es geschieht auch hin und wieder, daß sich durch günstige Umstände und weise Regierung diese verschiedenen Völker zu einer Nationalität verschmelzen.

Bundesstaaten heißen solche, in denen die Nationalität der einzelnen Völker berücksichtigt und für sie die Verfassung ihrer Eigenthümlichkeit gemäß geändert ist.

Sagen.

Sagen nennt man Erzählungen, welche sich seit grauer Vorzeit von Mund zu Mund durch ungezählte Generationen fortpflanzen. Sie unterscheiden sich in solche, die einen thatsächlichen Kern haben, und andere, die ihn nicht haben, sondern ursprünglich Phantasiegebilde waren. Zu den letzteren gehören selbstverständlich alle Sagen von der Schöpfung der Erde und der Menschen, wie auch theilweise die Göttersagen. Sie gehören eigentlich nicht in die Geschichte, da sie aber in genauem Zusammenhange mit der Religion stehen, so werden wir darauf zurückkommen müssen, wenn von der Religion der verschiedenen Völker die Rede sein wird.

Hier wollen wir nur bemerken, daß die Sage von der Schöpfung des Menschen aus Erde oder Lehm und die des Weibes aus dem Körper des Mannes sich bei sehr vielen Völkern der Erde findet, über deren früheren Zusammenhang nicht einmal eine Sage besteht. Dasselbe ist der Fall mit der Sage von einem Paradies, dem Verlust desselben durch Schuld der Frau, dem Essen verbotener Frucht, der Verführung durch die Schlange, dem Baum des Lebens u. s. w.

Die Sagen von der Sintflut. Noch mehr als diese Sagen interessiren die Geschichte solche Sagen, denen eine historische Thatsache zu Grunde liegt, das heißt, welche Menschen wirklich erlebten. Dazu gehören vorzüglich die von einer großen Flut (altdeutsch Sintflut), der Errettung einiger Menschen aus derselben, welche die Stammväter der Völker wurden, und deren Zerstreuung über die Erde durch Verwirrung der Sprache.

Daß in frühesten Zeiten auf der Erde große Veränderungen durch Wasser verursacht wurden, haben wir schon erwähnt. Ueberschwemmungen in kleinerem Maßstabe sind leider auch heute keine Seltenheit und vergleicht man die Berichte über dieselben, so wird man finden, daß die dabei stattgehabten Vorgänge sich häufig wiederholen, wie das auch in der Natur der Sache liegt. In alter Zeit wird das ebenso gewesen sein und auf diese Weise erklärt sich die Manchem auffallend scheinende Aehnlichkeit alter Flutsagen.

Es mag wol häufig vorgekommen sein, daß ein ganzes Volk oder ein Stamm durch Wasser zu Grunde ging, daß sich einzelne Personen retteten und zwar auf irgend einen Punkt, einen Berg, der vom Wasser nicht erreicht wurde. Die Geretteten wurden die Stammväter eines neuen Volkes oder neuer Völker und unter ihnen erhielt sich die Sage von der Flut, mehr oder weniger ausgeschmückt.

Ein solche große Ueberschwemmung suchte auch die Völker heim, die in der Nähe des Landes wohnten, welches wir als das Stammland der kaukasischen Rasse bezeichnet haben. Die Gleichheit oder große Aehnlichkeit der Sage darüber unter den kaukasischen Völkern kann daher nicht überraschen.

Das älteste geschriebene Dokument über diese Sage ist erst in neuester Zeit aufgefunden worden und wieder war es die wahrheitsliebende Mutter Erde, welche uns diese Offenbarungen machte. Der englische Gelehrte Austen Henry Layard, welcher die Ausgrabungen leitete, die an der Stelle gemacht wurden, wo das alte Niniveh gestanden hatte, entdeckte eine originelle Bibliothek, die aus dem siebenten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung stammt, also gegen 2500 Jahre alt ist. Die gefundenen Bücher sind nicht Bücher in unserem Sinne; ihre Blätter bestehen aus gebrannten Thontafeln, die mit Schrift bedeckt sind. Bei der Geschichte Assyriens werden wir weitläufiger über diesen Gegenstand reden; hier genüge es, zu wissen, daß diese Tafeln auch die Sage von der Sintflut enthalten, wie sie schon seit undenklichen Zeiten in Chaldäa existirte und schon gegen das Jahr 2000 v. Chr. (etwa zur Zeit, als Abraham lebte) in Babylon niedergeschrieben wurde, von wo sie abschriftlich nach Niniveh gelangte.

Der Inhalt dieser Tafeln stimmt so ziemlich mit dem Bericht überein, welchen ein Priester des Bel oder Baal (Repräsentant der Sonne), Namens Berosos, niederschrieb, der zur Zeit Alexander's des Großen, 260 v. Chr., lebte.

Dieser Priester erzählt uns, daß vor dieser Flut in Babylon zehn Könige regierten und zwar 432,000 Jahre. Der letzte derselben sei Xisuthros gewesen. Diesem Könige erschien der Gott Bel (griechisch Kronos) im Traum und verkündete ihm, daß die Menschen am 15. des Monats Däsios (Sommersolstitium) durch eine Flut vertilgt werden würden. Er befahl ihm, alle Wissenschaften und Kenntnisse der Menschen aufzuschreiben und in der Sonnenstadt Siparis zu verbergen; darauf ein Schiff zu bauen und mit seinen Gefährten, Verwandten und nächsten Freunden dasselbe zu besteigen; auch Speise und Getränk hineinzuthun und Thiere, sowol Geflügel als Vierfüßler, mitzunehmen. Wenn man ihn fragen sollte, wohin er schiffe, solle er sagen: zu den Göttern, um zu flehen, daß es den Menschen gut gehe. Xisuthros gehorchte und baute einen Kasten, der 5 Stadien (3000 griechische Fuß oder 925 Meter lang) und zwei Stadien breit war. Die Höhe ist nicht angegeben.

Die Flut kam, und als sie sich verlief, ließ Xisuthros Vögel fliegen, die aber wieder zum Schiff zurückkehrten, da sie sich nirgends niederlassen und auch keine Nahrung finden konnten. Später losgelassene Vögel kamen zwar auch zurück, hatten aber Schlamm an den Füßen. Zum dritten Mal kamen die Vögel nicht zurück. Xisuthros schloß daraus, daß die Erde vom Wasser frei sei, machte ein Loch in die Decke des Schiffes und sah, daß dasselbe auf einem Berge fest saß. Er stieg mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Steuermann aus, betete die Erde an, erbaute einen Altar und opferte darauf den Göttern. In diesem Augenblicke verschwand er mit seinen Begleitern. Als die im Schiffe Zurückgebliebenen sahen, daß Xisuthros nicht mehr zurückkehrte, stiegen auch sie aus und suchten ihn, indem sie seinen Namen riefen. Sie sahen ihn nicht mehr, allein seine Stimme rief ihnen aus dem Himmel zu, fromm gegen die Götter zu sein, denn er empfange den Lohn seiner Frömmigkeit, indem er entrückt sei, um bei den Göttern zu wohnen, und seine Frau, Tochter und sein Steuermann genössen dieselbe Ehre. Er befahl ihnen, nach Babylon zu gehen und dem Befehl der Götter gemäß die zu Siparis vergrabenen Schriften

auszugraben und sie den Menschen zu übergeben (die demnach doch nicht alle ertrunken sein konnten). Auch sagte ihnen die Stimme des Xisuthros, daß das Land, wo sie sich befänden, Armenien sei. Als sie das gehört hatten, gingen sie zu Fuß nach Babylon. Sie gruben die Schriften aus, gründeten viele Städte, errichteten Heiligthümer und bauten auch Babylon wieder auf. Trümmer des Schiffes, sagt Berosos, befänden sich noch auf dem kordyäischen Gebirge in Armenien und manche Leute kratzten von denselben den Asphalt ab, der als ein Mittel galt, Krankheiten zu verhüten.

Der Bericht von der großen Flut in den aufgefundenen assyrischen Keilschrifttafeln ist in der Sage von Igdubar (Nimrod) enthalten, der sich in das Paradies begiebt, wo sein Vorfahr mit den Göttern weilt. Dieser Vorfahr ist Hasisadra (dasselbe Wort wie bei Berosos Xisuthros), der aus der Sintflut gerettet wurde. Dieser erzählt dem Igdubar, wie das zugegangen. Die Tafeln sind zum Theil zerstört; allein aus den Bruchstücken läßt sich der Zusammenhang leicht errathen.

Die Erzählung ist mit unwesentlichen Abweichungen dieselbe wie bei Berosos. Dem Hasisadra wird ebenfalls befohlen, ein Schiff zu bauen, allein nur von 600 Ellen Länge und 60 Ellen Breite. Als dasselbe fertig war, goß er über die Außenseite 3 Maße Erdpech und über die Innenseite eben so viel. Dann wurden die Thiere des Feldes, „die Söhne des Volks allesammt", Kasten mit Opfern, viel Wein und viel Speise u. s. w. in die Arche gebracht. Nun begann unter Donner und Blitz der Regen, der sechs Tage lang dauerte; am siebenten „legte sich Sturm und all die Flut" und das ganze Menschengeschlecht war in Verderben verkehrt, wie Schilfrohr schwammen die Leichen. Das Schiff trieb nach dem Lande Nizir und blieb auf dem Berge Nizir sitzen.

Im Laufe des siebenten Tages sandte Hasisadra eine Taube aus, dann eine Schwalbe, die beide wiederkamen und endlich einen Raben, der nicht zurückkehrte. Nun ließ er die Thiere heraus, goß ein Trankopfer aus, baute dann einen Altar und opferte. „Die Götter scharten sich gleich Fliegen über dem Opfer" erzählt die Sage.

Die in der Genesis des Moses enthaltene Sintflutsage brauchen wir nicht zu erzählen; sie ist aus der Bibel Jedem bekannt. Die Uebereinstimmung ist so augenscheinlich, daß an den gleichen Ursprung aller drei Versionen nicht gezweifelt werden kann. Der Xisuthros des Berosos, der Hasisadra der Keilschrift und Noah sind eine und dieselbe Person.

Die Unterschiede in der Angabe des Anfanges und der Dauer der Flut und in dem Namen des Berges, auf welchem die Arche landete, sind historisch von keiner Bedeutung, und eben so wenig, daß in der Genesis, wenigstens dem Wortlaute nach, die ganze Erde überschwemmt und alles Lebende auf ihr vertilgt wird, während nach der Version des Berosos und der Keilschrift die Ueberschwemmung sich nur über Mesopotamien erstreckte. Die orientalischen Völker nehmen es mit ihren Ausdrücken nicht genau; ihre Könige nannten sie „Könige der Welt" und jedes Volk sein Land „den Erdkreis".

Die alten Perser hatten eine Tradition von einer großen Flut, durch welche die Erde gereinigt worden sei und durch welche Tschter, der Genius des Wassers, die sich empörende böse Schlange besiegte. Er ließ dreißig Tage und Nächte (oder neunzig Tage und Nächte) lang Wasser auf die Erde herabgießen und diese war mannshoch mit Wasser bedeckt. Dann erhob sich ein mächtiger Sturm. Ormuzd faßte darauf alles Wasser zusammen und gab ihm die Erde zur Grenze; so entstand das Weltmeer.

Die indische Sage trägt deutliche Spuren ihrer Abstammung von der chaldäischen Sage. Die Vedas (die heiligen Bücher) waren von einem Riesen gestohlen und die Menschen gottlos geworden. Da kam Wischnu in Fischgestalt auf die Erde zur Rettung der heiligen Bücher und der tugendhaften Menschen. Er, der „Herr des Weltalls" wollte den tugendhaften König Manu Satjavrata (Vollbringer des Guten) retten und sagte ihm, daß in sieben Tagen die drei Welten in einen Ozean des Todes versenkt werden würden. Er werde ihm jedoch ein Schiff senden. In dieses solle er hineingehen

und mit ſich nehmen alle heilſamen Kräuter und Samen, ferner ſieben Heilige (Brahmanen) und Paare unvernünftiger Thiere. Eine ungeheure Schlange würde das Schiff umwerfen wollen, allein er ſollte es an dem Horn des Gottes feſtbinden. Der König that das Alles. Das Schiff wurde vom Sturm bewegt, allein der Gott erſchien als Fiſch auf dem Ozean; er war eine Million Meilen groß und hatte ein ungeheueres Horn, woran das Schiff befeſtigt wurde. Als die Flut zu Ende war, ſchlug der Gott den Rieſen und nahm ihm die heiligen Bücher wieder ab. Dieſe Sage, vielfach ausgeſchmückt, wiederholt ſich in vielen indiſchen Büchern.

Auch die Chineſen haben eine Sage von einer großen Flut, von der eine Menge alter Schriften reden. Man will ſie mit der moſaiſchen in Verbindung bringen; allein wir halten ſie für eine unabhängige, rein chineſiſche Sage. Große Ueberſchwemmungen fanden zu ſpäteren Zeiten noch in China ſtatt und die dabei vorkommenden Ereigniſſe ſind ſich nothwendigerweiſe ſehr ähnlich.

Die Arche Noah nach der bibliſchen Vorſtellung. Zeichnung von F. W. Heine.

Die Kamtſchadalen haben ebenſo ihre Flutſage. Das Volk rettete ſich mit ſeiner Habe und Nahrung auf ein Floß, welches oben auf einem Berge ſitzen blieb.

Auch die Lappländer haben eine Tradition von der Sintflut, durch welche Gott „die Welt umgekehrt“ habe. Ein Bruder und eine Schweſter ſeien auf einem Berge gerettet worden.

Faſt jeder Stamm der Griechen hatte ſeine beſondere Sintflutſage. Wir werden vielleicht ſpäter eine oder die andere erwähnen und hier nur diejenige geben, welche der ſpäter herrſchend gewordene helleniſche Stamm erzählte.

Zeus beſchloß das gottloſe Menſchengeſchlecht zu vertilgen und ſandte eine Flut über Hellas. Auf den Rath ſeines Vaters Prometheus machte der fromme Deukalion einen Kaſten, verſah ihn mit Lebensmitteln und ſtieg mit ſeinem Weibe Pyrrha hinein. Neun Tage und Nächte wurden ſie umhergetrieben und landeten dann auf dem Berge Parnaß.

Hier stieg er aus und brachte Zeus ein Opfer, welches dem Gotte wohl gefiel, denn er sandte ihm den Götterboten Merkur und gestattete ihm, sich eine Gnade auszubitten. Deukalion erbat Menschen. Zeus hieß ihn die Knochen von seiner Mutter hinter sich zu werfen. Das deutete Deukalion auf Steine, welche gleichsam die Knochen der Mutter Erde sind. Aus den Steinen, die Deukalion über seinen Kopf warf, entstanden Männer, aus den Steinen die Pyrrha warf, Weiber.

In dem englischen Wallis oder Wales besteht folgende Tradition: Es war ein schreckliches Ereigniß, als der See der See'n ausbrach, die Welt überschwemmte und alle Menschen ertränkte bis auf den Dwyan und die Dwyvach, die in einem segellosen Schiffe entkamen und Britannien bevölkerten. Dies kunstvolle Schiff war von dem himmlischen Herrn Neivion gebaut und in ihm wurde ein Männchen und ein Weibchen von jeder Thiergattung aufgenommen. Neivion ist aber Hu, den die Kelten als ersten Menschen und Schöpfer, aber noch mehr als Erfinder des Weines und Ackerbaues verehren.

Die Lithauer haben folgende Sintflutsage: der höchste Gott Pramzimas sah zum Himmelsfenster hinaus und war so zornig über die Bosheit der Menschen, daß er zwei Riesen Wandu und Wejas (Wasser und Wind) aussandte, welche zwanzig Tage und Nächte hindurch Alles verwüsteten. Der höchste Gott sah zu und aß dabei himmlische Nüsse. Eine Schale derselben fiel auf den Gipfel des höchsten Berges, wohin sich Thiere und auch einige Menschen geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nußschale und als die Flut verrann, stiegen sie aus und vertheilten sich; ein Paar blieb jedoch am Ort und von diesem stammen die Lithauer. Das Paar war aber schon alt und betrübt, daß es keine Menschen zu Gefährten hatte. Da sandte Gott als Tröster den Regenbogen, der ihnen den Rath gab, über die Gebeine der Erde zu springen. Neunmal sprangen sie und neun Paare entstanden, welche die Ahnen der neun lithauischen Stämme wurden.

In Afrika finden sich die Sagen von einer Flut spärlicher und die Hypothesen, welche Gelehrte an Stammesähnlichkeiten knüpfen wollen, sind sehr fraglicher Natur.

Bei den alten Aegyptern finden sich allerdings Sagen von großen Ueberschwemmungen, allein von einer allgemeinen wollten sie nichts wissen, sondern behaupteten, daß sie älter seien als die Sintflut, die in ihren Schriften allerdings erwähnt ist.

In Amerika findet sich bei einer Menge von Völkern ein Flutsage.

Die Grönländer erzählen, die Erde sei einst umgeschlagen wie ein Kahn und alle Menschen seien ertrunken. Nur ein Mensch sei leben geblieben; dieser habe mit seinem Stock auf die Erde geschlagen und eine Frau sei in die Höhe gefahren, mit welcher er die Welt bevölkert habe. Die erste Frau des früheren Geschlechtes sei aus dem Daumen des Mannes entsprungen.

Die Hundsrippenindianer erzählen, daß ihr Stammvater Tschäpiwih nahe einer Meerenge wohnte, an welcher er ein Wehr anlegte, um Fische zu fangen. Die Menge derselben verstopfte einst die Enge und das Wasser ergoß sich über die ganze Erde. Tschäpiwih stieg mit seiner Familie und allen Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln in ein Kanoe und fuhr lange umher. Er schickte einen Biber aus, Land zu suchen, aber dieser ertrank. Die nach ihm ausgeschickte Bisamratte blieb lange aus, hatte aber Erde an ihren Füßen, als sie endlich wieder kam. Er nahm die Bisamratte an seinen Busen, bis sie sich wieder erholte. Die Erde, die er an den Füßen des Thieres fand, formte er zu einem Klumpen, den er auf das Wasser legte. So entstand allmählich eine Insel.

Aehnliche Sagen finden sich bei vielen Indianerstämmen Nordamerika's. Nach einigen entstanden die neuen Menschen aus den Körpern der todten Thiere. Ein Volksstamm der Irokesen erzählt von „der alten Frau Großmutter", die wegen ihres Falles aus dem Paradiese verstoßen worden sei. Ihre Nachkommen seien schlechte Menschen gewesen und deshalb durch eine Sintflut vernichtet worden. Die neuen Menschen entstanden aus Thierleibern.

In Mexiko finden wir verschiedene Sagen, von denen einige eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der chaldäischen zeigen. Diejenige der Bewohner der Provinz Mechoacan lautet in der Kürze: Gott habe einen Mann und eine Frau aus Erde geschaffen. Als sie im Wasser badeten, verloren sie ihre Gestalt, allein Gott habe ihnen dieselbe durch eine Mischung von Metallen wieder gegeben. Das von ihnen abstammende Geschlecht wurde gottlos und deshalb durch eine große Sintflut vernichtet, nur ein Priester Namens Tezbi sei verschont worden. Er stieg mit seiner Frau und seinen Kindern in einen hölzernen Kasten und nahm allerhand Thiere und Sämereien mit in denselben. Er ließ einen Geier und noch andere Vögel fliegen, die aber nicht wieder kamen. Nur der kleine Kolibri sei mit einem Zweige im Schnabel zurückgekehrt.

Ein anderer mexikanischer Stamm leitete seinen Ursprung von dem Oberhaupt der bei der Sintflut auf Berge geflüchteten Menschen. Diese seien dort aber in Affen verwandelt worden und hätten erst allmählich ihre Gestalt, Vernunft und Sprache wieder bekommen.

Dergleichen Sagen giebt es noch viele, oft von christlichen Missionären erzählt, die sich bemühten, sie mit der Erzählung der Bibel in Einklang zu bringen, weshalb wir sie als verfälscht übergehen.

Alexander von Humboldt bestätigt ebenfalls, daß die Sintflutsage fast bei allen Stämmen am Ober-Orinoko angetroffen werde. Die der Tamanaker ist merkwürdig. Ein Mann und ein Weib retteten sich aus der Flut auf den Berg Tamanaku. Sie waren betrübt über ihre Verlassenheit und eine Stimme befahl ihnen, die Kerne der Nüsse von der Mauritiuspalme über ihre Köpfe rückwärts zu werfen. Aus den Kernen, die der Mann warf, entstanden Männer, aus den von der Frau geworfenen Weiber.

Die Peruaner erzählten, daß ihr erster König oder Inka Manco Capak und seine Frau Manca Oello gleich nach der großen Wasserflut in ihr Land gekommen seien und zwar von der heiligen Insel im See Titicaca, auf welche die Sonne zuerst wieder geschienen habe.

Nach einer andern Sage der Peruaner sind nach der großen Wasserflut vier Männer und vier Frauen aus drei Fenstern gewisser Felsen hervorgekommen. Der eine der Männer habe Manco Capak geheißen.

Eine dritte Sage läßt gleich nach Ablauf der Gewässer im Süden von Cuzco einen mächtigen Mann erscheinen, der die Welt in vier Theile unter vier Könige theilte, wovon einer Manco Capak war.

Auch auf den Inseln der Südsee findet sich die Sintflutsage sehr häufig und meistens ist es die Schlechtigkeit der Menschen, welche ihr Verderben herbeiführte. Einige Personen werden gerettet, gewöhnlich in einem Kasten oder Schiff, welches auf einem Berge landet. Thiere, meist Vögel, werden als Boten ausgesendet, ein Opfer wird gebracht und auch der Regenbogen erwähnt.

Der Thurmbau zu Babel und die Sprachverwirrung. Ebenso wie die Sintflutsage des Moses stammt auch die vom Thurm zu Babel aus alter chaldäischer Ueberlieferung und sie findet sich gleichfalls über die Erde zerstreut.

Daß die erwähnte Bibliothek in Ninive auch diese Sage enthalten habe, vermuthete man zwar, erhielt aber erst 1875 Gewißheit darüber, als George Smith die betreffenden Thontafeln auffand. Leider war nur eine der Keilschriftkolumnen einigermaßen erhalten, doch genug, um daraus die Existenz der Sage festzustellen.

Nach der Bibel bevölkerten die Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet, die Erde. Die Nachkommen Sem's zogen nach Osten und ließen sich „im Lande Sinear" nieder, welches zwischen Euphrat und Tigris liegt und das Stromland der Mitte — Mesopotamien genannt wird. — Die Menschen, berichtet die Sage, redeten damals ein und dieselbe Sprache. Sie beschlossen, eine Stadt zu bauen und einen Thurm, „dessen Spitze bis an den Himmel reichen solle."

Das Unternehmen mißfiel Gott und um sie an dem bereits vorgeschrittenen Bau zu hindern, verwirrte er ihre Sprache, so daß keiner den andern verstand, sie ihren Plan aufgeben mußten und sich in alle Länder hin zerstreuten. Davon erhielt der Ort den Namen Babel.

Von dieser Verwirrung der Sprachen redet auch das Fragment der von George Smith aufgefundenen Keilschrifttafel, allein dieser bemerkt, daß auch statt Sprache „Rath" gelesen werden könne, was die Erklärung zu gestatten scheint, daß bei dem Bau Streit entstand und dieser die Ursache des Aufgebens des Baues und der Zerstreuung der Menschen war.

Ein alter griechischer Schriftsteller, der wahrscheinlich die Sage aus dem Buche des Berosos entnommen, erzählt sie wie folgt: „Einige sagen, die ersten aus der Erde hervorgegangenen Menschen, trotzend auf ihre Größe und Stärke, und die Götter verachtend und sich besser als jene dünkend, hätten es unternommen, einen hohen Thurm zu bauen, da wo jetzt Babylon ist. Schon wären sie dem Himmel nahe gewesen, da hätten die Winde, den Göttern zu Hülfe kommend, das Bauwerk auf sie umgestürzt. Die Trümmer desselben hätte man Babylon genannt. Da die Menschen bis dahin eine Sprache geredet, so hätten sie nun nach dem Willen der Götter verschiedene Sprachen bekommen."

Auch bei den Griechen finden sich Sagen, welche die Sprachverwirrung mit dem Bau der ersten Stadt in Verbindung bringen.

Bei einer Mönchssekte in Korea fand man im siebzehnten Jahrhundert die Sage, daß alle Menschen früher dieselbe Sprache gesprochen hätten: erst bei der Erbauung eines Thurmes, von wo sie in den Himmel steigen wollten, sei dieselbe in Verwirrung gerathen.

Ebenso wie die Sintflutsage findet sich, was weit merkwürdiger ist, auch die Sage von dem Thurmbau und der Sprachenverwirrung in Amerika. Von der letzteren erzählten die Mexikaner Folgendes: Die Nachkommen des aus der großen Wasserflut geretteten Menschen Coxcox seien stumm gewesen. Da sei eine Taube auf dem Gipfel eines Baumes erschienen, die ihnen die Sprache mittheilte, aber so verschieden, daß Keiner den Andern verstand. Deswegen hätten sie beschlossen, von einander zu ziehen. Nur fünfzehn Hausväter hätten das Glück gehabt, einerlei Sprache zu reden. Diese seien zusammen geblieben und endlich nach Mexiko gekommen.

Humboldt erwähnt eine Sage, welche er in Mexiko bei den Tlascallesen fand. Vor der Sintflut, berichtet sie, war das Land von Riesen bewohnt. Sieben derselben retteten sich in eine Höhle und einer von diesen, Xelhuaz, ging nach Chollolan (Cholula) wo er zum Andenken an den Berg Tlalok, in dem sich die rettende Höhle befand, einen künstlichen Berg in Pyramidenform aufbaute. Die Ziegel dazu ließ er in der Provinz Tlamanalco, am Fuße der Sierra von Cocotl, verfertigen und stellte, um sie nach Cholula zu bringen, eine Reihe Menschen auf, die sie sich von Hand zu Hand reichten. Die Götter sahen dieses Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Unwillen und schleuderten, aufgebracht über Xelhuaz's Kühnheit, Feuer auf die Pyramide. Viele Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht vollendet und man weihte es später dem Gotte der Luft Quetzalcoatel.

Diese Sage stammte aus uralter Vorzeit, denn die Lieder, welche dieselbe enthielten und die bei den Festen abgesungen wurden, während man die Teocalli (Pyramide) umtanzte, begannen mit Tulalian hululaëz, Worte, die in keiner der mexikanischen Sprachen vorkommen, wahrscheinlich einer alten Sprache angehören und mit den religiösen Gebräuchen überliefert wurden. Aehnliches kommt häufig vor, z. B. bei den Buddha-Priestern in China, welche ihren Gottesdienst in Sanskrit halten, den sie nicht verstehen, und bei den katholischen Priestern, welche die Messe lateinisch lesen.

In Yucatan erzählt man die Sage von dem Stammvater der Chiapanesen Votan. Auf Befehl seines Großvaters, der in der Arche aus der Sintflut errettet wurde, baute er ein großes Haus, welches bis an den Himmel reichen sollte. In jener Gegend,

ne das große Haus erkannt worden war, soll auch jedes Volk seine Sprache gegeben haben. — Der Thurm zu Babel stand noch zu Zeiten des griechischen Geschichtschreibers Herodot, der ihn vor beinahe 2400 Jahren sah und beschrieb. Der Thurm war damals noch 180 Meter hoch*). Wie wir und einer von Sir Rawlinsons verschiedenen Keilschriftinterpretirt entnehmen, wurde der verfallene Thurm von Nebukadnezar aufgebaut.

Errettung der Kinder beim Thurmbau zu Babel. Zeichnung von E. Vogel.

In dieser Zeitschrift heißt es: „Wir sagen in Betreff des andern, Nebel-Mimrod, den Erzjäger vor seinen Brüdern, daß er, als er sah, daß die direkte Erinnerung von Noeliten bald heißt: „Ein alter König baute ihn vor 42 Menschengenerationen, aber er vollendete nicht seinen Zweck. Die Menschen hatten ihn zerfallen seit dem Tage der Flut, indem sie in Uneinigung ihre Worte verwechselten.“* . . . . . Ich habe die Hand angelegt, den Thurm wieder herzustellen und seine Zinne aufzubauen, und wir er früher hätte werden sollen, so habe ich

*) In der deutschen Bibelausgabe werden wir darauf zurückkommen.

Digitized by Google

ihn gegründet und neu gebaut; wie er hätte sein sollen in der entferntesten Zeit, so habe ich seine Spitze hochgebaut." — Als Herodot den Thurm sah, waren etwa 150 Jahre seit seiner Wiederherstellung vergangen.

Man will jetzt die Ueberreste des Thurmes in dem bei Babylon liegenden Hügel Birs Nimroed aufgefunden haben. Der obengenannte Rawlinson hat die Ruine auf das Sorgfältigste untersucht. Sie ist 48 Meter hoch. Der Bau ruhte auf einer Erdplattform, deren Höhe sich jetzt nicht mehr ermitteln läßt. Der Thurm hatte sieben Etagen nach der Zahl der sieben Planeten, zu denen die Babylonier auch Sonne und Mond rechneten. Die erste Etage war 5 Meter hoch und bildete ein Quadrat von 65 Meter Seitenlänge. Die Backsteine waren mit Asphalt schwarz gefärbt; sie soll dem Saturn geweiht gewesen sein. Die zweite Etage, 59 Meter im Quadrat, hatte orangenfarbige Backsteine und war wol dem Jupiter geweiht. — Die dritte Etage, 47 Meter im Quadrat, hatte roth gefärbte Backsteine und war wahrscheinlich dem Mars geweiht. Die vierte Etage war 36 Meter im Quadrat und nur 3 Meter hoch. Rawlinson ist der Ansicht, daß die Wände mit dünnen Goldplättchen überzogen waren und die Etage der Sonne geweiht. Die andern Etagen sind sehr zerfallen und die Dimensionen lassen sich nicht genau bestimmen. Sie waren der Venus, dem Merkur und dem Monde geweiht und ihre Steine dunkelblau und blaßgelb: die der letzten Etage waren mit Silberplatten belegt. Die oberen Etagen standen nicht in der Mitte über den unteren, sondern auf der Vorderseite 9 und auf der Rückseite 3 Meter zurück.

Der von Rawlinson ausgesprochene Zweifel an der richtigen Uebersetzung des Wortes in dem Keilschriftfragment mit Sprache, welches wol „Rath" heißen sollte, giebt einer nicht selten ausgesprochenen Vermuthung Raum, daß die Trennung durch einen Streit unter den Bauleuten des Thurms veranlaßt sein möchte. Möglich, daß ein Theil desselben durch einen starken Sturm umgestürzt wurde, daß die verschiedenen Leiter des Baues sich gegenseitig beschuldigten, durch irgend welche Fehler die Katastrophe veranlaßt zu haben und so der Streit entstand. Der mosaische Bericht, der sehr knapp ist, sagt freilich nichts von einer solchen Zerstörung: allein das ist noch kein Beweis dafür, daß sie nicht stattfand.

Wir begnügen uns mit der Mittheilung dieser beiden Sagen, denen ohne Zweifel eine bestimmte Thatsache zu Grunde liegt. — Fast ebenso verbreitet wie die Sintflutsage ist freilich auch die der Theilung der Erde unter die Kinder Noah's, Sem, Ham (Cham) und Japhet; welche Namen gelehrte Forscher unter allerlei Verkleidungen bei sehr vielen Völkern als die ihrer ersten Könige wieder finden wollen. Diese Hypothesen sind aber so gewagt und die Sage erscheint oft so verwirrt und verändert, daß wir es für besser halten, uns nicht darauf einzulassen.

Hier wollen wir nur bemerken, daß die meisten Völker den Anfang ihrer Geschichte mit dem Aufhören der Sintflut beginnen und daß die von ihr erretteten Stammväter in den Sagen als Götter oder Helden auftreten.

Was die Götter- und Heldensagen anbetrifft, so werden wir, wie gesagt, bei der Geschichte der verschiedenen Völker von ihnen reden müssen.

Die Sage wird sehr allmählich zur Geschichte. Man muß sich die Ereignisse mühsam aus alten Monumenten, Inschriften in längst erloschenen und schwer zu entziffernden Sprachen, Dichtungen, Gebräuchen u. s. w. zusammenreimen. Frühere gelehrte Forscher haben dies zwar zu einer zusammenhängenden Erzählung vereinigt, welche in den Schulen als Geschichte gelehrt und an deren Wahrheit geglaubt wurde. Wir werden jedoch im Verlaufe unseres Werkes unzweifelhaft sehen, daß die ganze Geschichte des ersten Zeitraumes zum großen Theil noch der Sage angehört und werden sie deshalb die historische Sagenzeit nennen.

Geographie und Chronologie.

Ehe wir zur Geschichte übergehen, halten wir noch einige Bemerkungen über diese Gegenstände für zweckmäßig.

Was die Geographie oder Erdbeschreibung betrifft, so müssen wir eine allgemeine Kenntniß derselben bei den Lesern voraussetzen. Die politischen Grenzen der Länder ändern sich häufig, allein die Gestalt der verschiedenen Kontinente und Hauptinseln ist seit Beginn der Geschichte unverändert geblieben und dasselbe ist der Fall mit Meeren, Gebirgen und Flüssen.

Wo die Namen sich veränderten, werden wir es angeben, und ebenso werden wir, wo es nöthig ist, den besondern geographischen Charakter der verschiedenen Länder dem Leser anschaulich zu machen suchen. — Wie sich die Menschen vor Jahrtausenden die Erde vorstellten, ersehen wir aus den ältesten auf unsere Zeit gekommenen Landkarten.

Die Chronologie (Zeitkunde) zerfällt in mehrere Theile; uns interessirt nur die historische Chronologie. Ihre Aufgabe ist es, die verschiedenen willkürlichen Zeiteintheilungen der Völker in Einklang zu bringen und sie in die Zeitrechnung zu übersetzen, welche jetzt allgemein angenommen ist.

Fast jedes bedeutende Volk hat seine eigene Chronologie; wenn auch die Haupteintheilung der Zeit in Tage, Monate und Jahre bei den meisten Völkern ziemlich übereinstimmt. Diese Uebereinstimmung erklärt sich daher, daß das natürlichste Mittel, die Zeit zu messen, die regelmäßige Bewegung der Gestirne war, diese Bewegung aber für alle Völker dieselbe ist und Verschiedenheiten nur durch Rechnungsfehler entstanden.

Am verschiedensten ist bei alten Völkern der Zeitpunkt, von welchem aus sie ihre Begebenheiten abzählen. Der natürlichste wäre freilich der Anfang der Welt oder des Menschengeschlechtes. Da wir aber gesehen haben, daß darüber jede Zeitbestimmung ganz unmöglich ist, so blieb den Völkern nichts übrig, als ihrer Phantasie oder Ansicht zu folgen und einen chronologischen Anfangspunkt nach eigener Wahl festzusetzen.

Die jüdische Aera beginnt mit der Schöpfung nach Angabe des Moses, nach welcher die Welt jetzt ungefähr 6000 Jahre besteht. Diese Aera finden wir noch heute im jüdischen Kalender und nach demselben beginnt das Jahr 5638 am 8. September 1877.

Die griechische Aera beginnt von den ersten olympischen Spielen und ist in Olympiaden eingetheilt, deren jede vier Jahre umfaßt. Sie sagten: dies oder jenes Ereigniß fand im 1., 2., 3. oder 4. Jahre dieser oder jener Olympiade statt; z. B. XI. Olympiade, Jahr 3.

Die römische Aera beginnt mit der Erbauung Roms (754 v. Chr.).

Die mohammedanische Aera mit der Hedschra, das ist Flucht Mohammed's von Mekka nach Medina (622 nach Chr.). Am 16 Januar 1877 begannen die Mohammedaner ihr Jahr 1294.

Die sehr schnell vorübergehende französische Revolutions-Aera werden wir an ihrem Orte in der Geschichte erwähnen.

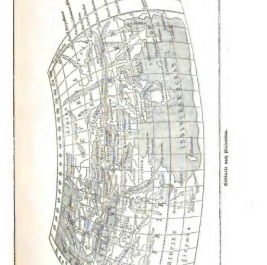
Die Aera, nach welcher alle kultivirten Völker rechnen und welche auch allen Geschichtsbüchern dieser Völker zum Grunde gelegt wird, ist die christliche Aera, die mit der Geburt des Stifters der christlichen Religion beginnt. — Da aber Jahrtausende vor diesem Ereignisse liegen, in welchen sehr viel geschah, so mußte man, um ihre Zeit zu bestimmen, von 1 angefangen rückwärts rechnen. Hieraus ergeben sich Jahre vor und nach Christi Geburt. Was 20 Jahre vor diesem Ereigniß stattfand, das geschah also im Jahr 20 v. Chr., was sich 20 Jahre nach der Geburt Christi ereignete, das fand statt im Jahr 20 n. Chr., und zwischen beiden Ereignissen liegen demnach 40 Jahre.

Diese Aera wurde im sechsten Jahrhundert nach Chr. von einem Mönche, Namens Dionisius Exiguus, eingeführt. Derselbe stellte das Geburtsjahr Jesu nach den im Evangelium des Lucas enthaltenen Angaben fest, nach welchen er im 15. Regierungsjahre

den Kaiſers Tiberius und im dreyßigſten Jahre ſeines Lebens leidend aufgerichtet iſt. Nach dieſen Angaben müßte das Oſterfeſtfeſt Jeſu in das Jahr 784 nach der Erbauung der Stadt Rom fallen, welches auch von dem Mönch angenommen und das Jahr 1 gezählt wurde.

ATLANTISCHES
MEER
Straße von Gibraltar
Straße von Dover
Straße von Calais
Straße von Messina
Straße von Bonifacio
Straße von Otranto
Straße von Gallipoli
Straße von Sicilien
Straße von Malta
Straße von Corfu
Straße von Constantinopel
Straße von Dardanellen
Straße von Kaffa
Straße von Kertsch
Straße von Kaffa
Straße von Kertsch
Straße von Kaffa
Straße von Kertsch

Wenn wir nun den oben genannten Angaben beitreten wollen, wir sind das Jahr 877 zu dem der Mohammedaner und Juden verfolgte, kann nicht wir andere Zahlen erhalten als 5638 und 1294. Der Grund liegt in der Verwirrung, welcher durch den Unterschied zwischen Mond- und Sonnenjahren entstand.



Bei den Römern führte schon Numa Pompilius Mondjahre von 355 Tagen ein, die in 12 Monate getheilt waren, denen oder von Zeit zu Zeit ein 13. Schaltmonat Mercedonius wurde. Durch die Nachlässigkeit oder Unwissenheit der Oberpriester, welche das zu ordnen hatten, entstand bedeute Verwirrung auch im Jahr 46 v. Chr. führte Julius Cäsar den nach ihm genannten Julianischen Kalender ein, nach welchem das Jahr

Digitized by Google

365 Tage hat und mit dem ersten Neumond nach der Wintersonnenwende beginnt (1. Jan.). Da aber das Jahr eigentlich $365\frac{1}{4}$ Tage hat, so schaltete man alle vier Jahre einen Tag ein. Dieser Kalender wurde allgemein angenommen und die Christen behielten ihn 1600 Jahre.

Das Tridentinische Konzil faßte indeß den Beschluß diesen Kalender zu ändern, und Papst Gregor XIII. führte den Gregorianischen ein. Um die Berechnung der katholischen Festtage festzustellen, mußte man die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit des Konzils von Nicäa (325 nach Chr.) auf den 21. März gefallen war, wieder auf diesen Tag bringen. Zu diesem Ende ließ man im Oktober 1582 zehn ganze Tage weg.

Hierdurch wurde die Verwirrung noch ärger, denn manche Länder sträubten sich gegen diese Neuerung. Die evangelischen Stände Deutschlands nahmen den Gregorianischen Kalender erst 1700 an und sprangen gleich vom 18. Februar auf den 1. März. In England geschah die Annahme erst 1762. Man sprang dort vom 2. auf den 14. März und begann das Jahr mit dem 1. Januar, während man es bis dahin mit dem 25. März angefangen hatte.

Die griechischen Katholiken — z. B. die Russen — sind bei dem Julianischen Kalender und daher in ihrem Datum (seit 1800) zwölf Tage hinter den übrigen Europäern zurückgeblieben. Dieser Unterschied vermehrt sich jedes Jahrhundert um einen Tag.

Da nun alle Ereignisse der Völker in den verschiedenen Geschichtswerken und Dokumenten nach der bei jedem Volke üblichen Weise datirt sind, so erfordert es große Aufmerksamkeit, diese Daten mit unserem Kalender in Uebereinstimmung zu bringen.

Digitized by Google

Erſter Zeitraum.

Die hiſtoriſche Sagenzeit.

Von den älteſten Zeiten bis zur Errichtung des Perſiſchen Weltreichs.

Das Chineſiſche Reich.

Von Fo-hi 3000 v. Chr. bis Kong-fu-tſe 550 v. Chr.

Das älteſte aller jetzt noch auf der Erde beſtehenden Reiche iſt das Chineſiſche Kaiſerthum. Es umfaßt ein Gebiet größer als ganz Europa, und die in demſelben wohnenden Völker bilden ungefähr den dritten Theil des ganzen Menſchengeſchlechts.

Die Chineſen nennen ihr Land Tſin und davon kommt Tſchina und Sina. Die Tataren nennen es Katâi oder Kitâi. Ein bei den Chineſen traditioneller Name für ihr Land iſt Tſchang-hua (Blume der Mitte) oder auch Tſchung-kuĕ (Reich der Mitte).

China iſt ein Land, welches ſich durch mehr als 30 Breitengrade erſtreckt. Während es im Norden ungefähr in gleichem Breitengrade mit Dresden liegt, entſpricht die Südgrenze der Wüſte Sahara. In einem ſo ausgedehnten Lande herrſcht natürlich ein ſehr verſchiedenes Klima, ſtarke Kälte und tropiſche Hitze. Im Weſten dehnen ſich die höchſten Gebirge der Erde aus und Ausläufer derſelben erſtrecken ſich nach Südoſten und Nordoſten und umfaſſen das eigentliche, urſprüngliche China von drei Seiten, während die vierte vom Meere gegen ſechshundert Meilen weit beſpült wird.

Die Produkte in dieſem ungeheuern Lande ſind natürlich ſehr verſchieden, nicht nur wegen der verſchiedenen Breitengrade, ſondern auch wegen der Höhe der verſchiedenen Plateaus, die von den Gebirgen teraſſenartig zum Meere hinabfallen. Ein eigentliches Tiefland exiſtirt nur im Oſten, allein es umfaßt 10,000 Quadratmeilen, iſt alſo ſo groß wie ganz Deutſchland und iſt das bevölkertſte und beſtangebaute Land der Welt. Es iſt in der That ein Garten, in dem kein Fleckchen unbenutzt geblieben iſt. Hier wächſt Alles was den Landmann erfreuen kann: herrliches Getreide, Weizen und Reis, Fruchtbäume der edelſten Art, wie Citronen, Feigen, Granatäpfel und Kaſtanien und im Süden Palmen.

Digitized by Google

Das eigentliche China, welches vorzugsweise Tsin genannt wird, hat 61,000 Quadratmeilen und zerfällt in 18 Provinzen; das ganze Chinesische Reich wird jedoch auf 230,000 Quadratmeilen geschätzt. (Europa hat nur 168,000.)

Dieses eigentliche China wurde schon seit uralten Zeiten von einem sehr fleißigen und friedfertigen Volke bewohnt, welches sich zufrieden und glücklich fühlte und ängstlich jede Gemeinschaft mit anderen Völkern vermied, die nur seine Ruhe und Behaglichkeit hätten stören können.

Die Hauptbeschäftigung war der Ackerbau; allein aus diesem ging bald eine sehr mannichfache Industrie hervor, zu welcher das große und von der Natur so reich begabte Land alle Rohstoffe lieferte. Metalle giebt es dort in großem Ueberfluß und außerdem Mineralien aller Art, von dem Gold und Silber bis zur Steinkohle, deren Nutzen man schon frühzeitig erkannte.

Während die alte blos Ackerbau treibende Bevölkerung in Dörfern lebte, bildeten sich infolge der Industrie bald Städte, die immer größere Ausdehnung annahmen, als unter der Dynastie des Wu-wang das Feudalwesen entstand und innerhalb des Reiches sich viele fast unabhängige Fürstenthümer bildeten, deren Residenzen Centralpunkte der Kultur wurden. Während ein solcher Zustand die politische Macht des ganzen Staates schwächte, nützte derselbe der Kultur, indem sich diese durch das ganze Reich verbreitete.

Der Verkehr im Lande wird durch zahlreiche Ströme befördert, welche meistens von Westen nach Osten fließen. Die wichtigsten sind unter ihnen der Hoang-ho oder gelbe Fluß, der Jang-tse-kiang oder blaue Fluß. Ersterer ist 600 Meilen lang und reißend, weshalb seine Beschiffung schwierig ist. Auch sucht er das Land mit häufigen Ueberschwemmungen heim. Das Stromgebiet dieses Flusses umfaßt nicht weniger als 33,600 Quadratmeilen. Das Stromgebiet des Jang-tse-kiang ist noch größer und seine Länge 700 Meilen. Sein Lauf ist ruhiger und regelmäßiger und 100 Meilen weit vor seiner Mündung ist er für Seeschiffe fahrbar. Der Si-kiang oder Tigerfluß, fließt im Süden.

Länder, welche jetzt die kultivirtesten der Erde sind, waren entweder noch gar nicht oder von Völkern bewohnt, die ungefähr in demselben Zustande lebten wie die wilden Völker Amerika's, als in China bereits ein vollkommen geordneter Staat und eine Kultur bestand, die zwar eigenthümlicher Natur war, aber noch heute unsere Bewunderung und Achtung verdient, wenn sie auch infolge der starr und fest geregelten despotischen Verfassung des Chinesischen Reichs sehr langsam fortschritt und deshalb von anderen viel jüngeren Völkern überholt wurde.

Jedenfalls hat das Chinesische Reich den gerechtesten Anspruch darauf, die Weltgeschichte zu eröffnen.

Obwol die Chinesen bereits vor 5000 Jahren die Kunst zu schreiben besaßen, welche ihr erster sagenhafter Herrscher Fo-hi um 2950 v. Chr. erfunden haben soll, und in unendlich vielen Büchern die merkwürdigen Ereignisse aufgezeichnet wurden, so weiß man doch über die älteste Geschichte China's nur sehr wenig, da infolge einer despotischen Maßregel einst alle Bücher vernichtet wurden.

Die Chinesen kamen von den nordwestlich gelegenen Gebirgen her und vernichteten oder vertrieben die Ureinwohner des Landes, von denen noch Nachkommen unter dem Namen Miaotse als Wilde in den südlichen Gebirgen China's leben. Die mongolischen Einwanderer ließen sich in dem mittleren Theil des Landes nieder.

Die sagenhaften Fürsten Fo-hi (2600 v. Chr.) und Yao führten den Ackerbau ein und gewöhnten das Volk an ein geordnetes Familienleben. Unter diesen Fürsten sollen große Ueberschwemmungen in China stattgefunden haben, die sie durch Anlegung vieler Kanäle ableiteten.

Jahrhunderte lang scheinen die Chinesen ihre Fürsten gewählt zu haben, allein 2207 v. Chr. machte sich Hia, der Sohn des Yü, zum erblichen Herrscher und gründete

die Dynastie Hia, die bis 1767 v Chr. regierte. Unter diesen erblichen Despoten geriethen die alten Sitten und Gebräuche in Verfall, und es fanden im Reiche mancherlei Unruhen statt, bis ein tüchtiger Mann Namens Tsching-tschang auf den Thron stieg, dessen Dynastie Schang von 1562—1123 v. Chr. herrschte.

Ueber diesen Zeitraum ist wenig Gewisses bekannt. Man weiß nur, daß benachbarte Barbarenvölker, angelockt durch den Reichthum des Landes Einfälle machten und allerlei Empörungen und Unruhen in demselben stattfanden.

Diesem Zustande und der Dynastie Schang machte der gefeierte Held Wu-wang ein Ende. Er gründete die dritte Dynastie Tshe-u, welche von 1122—255 v. Chr. regierte. Es wird angegeben, daß Wu-wang mit einer Kolonie von Westen her kam. Er gilt als der eigentliche Gründer des Gesetzstaates und Beförderer der Kultur; allein unter ihm beginnen auch die Kämpfe der Herrscher mit mächtigen Vasallen, die dem durch Gewalt zum Throne gekommenen Fürsten, der ursprünglich ihres Gleichen war, nicht die gleichen Rechte einräumen wollten, wie den früher erblichen Herrschern. Beständige Kriege dieser Fürsten unter einander oder gegen den Kaiser beunruhigten das Land. Die Geschichte wird seit 720 v. Chr. bestimmter; allein es würde ganz nutzlos sein, die Namen der vielen Kaiser, ihre Staatsreden, die Hofintriguen, Hoffeste und Empörungen aufzuzählen, welche in ihren Geschichtsbüchern enthalten sind, da sie auf die ganze übrige Welt nicht den geringsten Einfluß hatten.

Der einzige Herrscher, den wir von Wu-wangs Stamm nennen wollen, ist Ling-wang (571—544 v. Chr.), weil unter seiner Regierung der wichtigste und bedeutendste Mann geboren wurde, den China überhaupt hervorgebracht hat, nämlich **Kong-fu-tse**, der große und weise Gesetzgeber. Er wurde nach Angabe der Chinesen am 19. Juli 551 v. Chr. in der Stadt Tseu-tse in der Provinz Schan-tong geboren, wovon ein Theil zu dem Vasallenfürstenthum Lu gehörte. Obwol sein Vater nur ein untergeordneter Beamter war, der in ärmlichen Verhältnissen lebte, so machte er es doch möglich, seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben, so daß man ihm schon mit dem 17. Jahre einen Posten anvertraute. Er diente bald diesem bald jenem Feudalherrn und war deren Minister.

Es herrschte damals eine heillose Wirthschaft in China. Seit die Despotie erblich geworden, nahmen die Ueppigkeit und das Laster am Hofe des Kaisers immer mehr zu, und die sich wenig um diesen kümmernden Fürsten trieben es eben so arg. Das hatte natürlich bedeutenden Einfluß auf das Volk und demoralisirte dasselbe.

Kong-fu-tse sah das mit großem Schmerz. Er hatte die Gesetze der alten Herrscher China's, unter denen das Volk so glücklich war, genau studirt und erkannte, daß das Uebel, welches ihn betrübte und anekelte, sich nur davon herschrieb, daß man von dem alten heiligen Gesetze des Fo-hi abgewichen sei, ja dasselbe kaum kannte.

Er entsagte seinem hohen Beamtenrang, wanderte durch das Land und suchte durch seine Lehren und Hinweisung auf die Schriften der Vorfahren, die er erläuterte, die Menschen zu einem tugendhaften und gerechten Leben zurück zu führen. Es ging ihm wie anderen Reformatoren; er wurde bald verfolgt bald verbannt, allein von einem bewundernden Kreis von Schülern hoch verehrt. Er wollte nichts Anderes als ein Reformator sein: „Meine Lehre", sagte er, „ist die, welche unsere Vorfahren gelehrt und überliefert haben; ich habe nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen; ich lehre sie in ihrer ursprünglichen Reinheit; sie ist unveränderlich, wie der Himmel selbst, von dem sie stammt. Ich streue nur, wie der Landmann, den empfangenen Samen unverändert in die Erde." Er starb 479 v. Chr. Der Same, den er ausstreute, trug Frucht.

Wir schließen hier diese Periode, weil mit Kong-fu-tse, oder eigentlich schon seit 700 v. Chr. die Sage zur Geschichte geworden ist.

Kulturgeschichte.

Weit wichtiger als die politische Geschichte China's ist seine Kulturgeschichte. Sie hat freilich auf die Völker, welche die eigentliche Weltgeschichte machten, auch keinen Einfluß ausgeübt, allein dieselbe erstreckte sich nicht nur über ein unermeßliches Ländergebiet und über den dritten Theil der ganzen Menschheit, sondern ist in sich selbst äußerst interessant und verdient keineswegs die Geringschätzung, mit welcher sie manche neuere Historiker zu behandeln für gut finden.

Von allen Völkern der Erde ist das chinesische das nüchternste, praktischste und materiellste. Alle seine Einrichtungen sind einzig und allein für die Erde und darauf berechnet, sich das Leben auf derselben möglichst angenehm oder erträglich zu machen.

Religion. Bei einem so praktisch nüchternen Volke konnte die Religion keinen überwiegenden Einfluß gewinnen. Der Himmel und das Leben nach dem Tode bekümmerten die Chinesen sehr wenig; ihre Phantasie und ihr Verstand beschäftigten sich nur mit irdischen Dingen; die himmlischen machten ihnen wenigstens keine Sorgen.

Die Religionsansichten der Chinesen dieses Zeitraumes schreiben sich aus urältesten Zeiten her und werden, wie alle Gesetze, dem sagenhaften Heldenfürsten Fo-hi, dem Urheber und Begründer aller chinesischen Kultur, zugeschrieben. Sie kamen im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit. Allerlei fremde Elemente mischten sich hinein, und die dadurch erzeugten Zustände veranlaßten Kong-fu-tse (Confucius von den europäischen Schriftstellern genannt) diese Gesetze des Fo-hi wieder zu sammeln, herzustellen und zu erklären. Diese Religion ist die einfachste, nüchternste des ganzen Alterthums und Resultat des Verstandes, des Nachdenkens; Gefühl und Phantasie haben keinen Theil daran; ihre Hauptgrundsätze sind ungefähr folgende: Der Stoff war ewig da und wurde von einer Urkraft, Gott (Schangti) zur Welt geformt, die sich nach bestimmten von ihr gegebenen Gesetzen bewegt und erhält. Der sichtbare Repräsentant dieser schaffenden und erhaltenden Urkraft und ihrer erhabenen Ordnung ist der Himmel (Tien) mit seinen Gestirnen, die unwandelbar den ihnen vorgezeichneten Weg gehen und als männliches Prinzip die Erde, welche das weibliche repräsentirt, befruchten. „Die Erde ist die Mutter, der Himmel der Vater aller Dinge und der Mensch ist das einzige Wesen der Schöpfung, dem Verstand gegeben wurde." Die Ideen von einem persönlichen Gott und einer aus dem Nichts geschaffenen Welt war bei den Chinesen nicht zu finden.

Der Mensch, die Blüte der geschaffenen Dinge, trägt die Quelle der Erkenntniß, aller Tugend in sich. Von Natur ist er gut und seine Vernunft treibt ihn zur Tugend. Als Vorbild und Muster für sein Leben gilt ihm der Himmel mit seinen regelmäßige Bahnen folgenden Gestirnen und die bewundernswerthe Weltordnung. — Der Kaiser, „der Sohn des Himmels", ist der Stellvertreter Gottes auf Erden Er, wie alle Menschen, gehorcht den Befehlen des Himmels und giebt unter diesen Befehlen die Gesetze.

Die Neigung, von der guten Natur des vernünftigen Menschen abzuweichen, entspringt dem materiellen Theil desselben, und so entsteht die Sünde. Jede solche Abweichung stört die Harmonie der Weltordnung und beeinflußt das Schicksal jedes einzelnen Menschen wie der im Staat vereinigten Menschheit. Nur der tugendhafte Mensch ist glücklich, und zur Tugend gelangt man, wenn man die Gesetze befolgt. Alles Unglück, welches die Welt heimsucht, ist eine Folge der Sünde der Fürsten oder Völker. Die Sünde des Einzelnen ist demnach eine Angelegenheit Aller, und um die durch sie gestörte Harmonie wieder herzustellen, ist es Pflicht des Staates, die Sünde, das heißt Verletzung des Gesetzes, zu bestrafen und andererseits, um diese Störungen zu verhindern, die Tugend zu befördern und zu belohnen.

Kong-fu-tse schrieb diese von den Zeiten des Fo-hi überlieferten religiösen Grundsätze nieder, und die von ihm zusammengefaßte und erklärte Religion ist noch bis auf den

heutigen Tag die Religion der meiſten gebildeten Chineſen und gewiſſermaßen die Staatsreligion. Von einem ewigen Leben nach dem Tode und Belohnungen und Strafen für irdiſche Sünden in demſelben ſagt der weiſe Lehrer nichts.

Altchineſiſche Völker. Nach einem chineſiſchen Holzſchnitt.

Die Religion wurde von der Staatsregierung in China als eine Privatſache betrachtet, um welche ſie ſich nicht kümmerte, ſo lange deren Lehren und Geſetze nicht zur Verletzung der Staatsgeſetze führten. Es gab weder Tempel noch Prieſter, noch einen vorgeſchriebenen Gottesdienſt. Man hatte jedoch Erinnerungshallen an große Männer.

Die einzigen offiziellen gottesdienſtlichen Handlungen vollbrachte der Kaiſer, der Stellvertreter der Gottheit. Zu den verſchiedenen Jahreszeiten brachte er Opfer, entweder um den Segen Gottes für die Saaten zu erflehen, oder für das Gedeihen derſelben zu danken. — Wie die Religion ſich ſpäter geſtaltete, werden wir in der Geſchichte der folgenden Zeiträume kennen lernen.

Digitized by Google

Den Antrieb, die alte reine Religion des Fo-hi seinem Volke klar darzulegen, empfing Kong-fu-tse vielleicht aus den Neuerungen, welche die Lehren des Lao-tse einzuführen sich bestrebten und welche geeignet waren, die praktische Richtung des chinesischen Volkes abzulenken und unklare, verworrene Zustände zu erzeugen, wie sie das bei so vielen anderen Völkern thaten, welche den Boden der Erde und des gesunden Menschenverstandes verließen und dem unbestimmten Drange nachgaben, sich um Dinge zu kümmern, welche jenseit der Grenze liegen, die von der höchsten Macht dem Menschen gezogen ist.

Lao-tse wurde 565 v. Chr. in einem Dorfe des Kreises Honan geboren; sein Todesjahr ist unbekannt. Als er Geschichtschreiber der Dynastie Tschen war, besuchte ihn Kong-fu-tse, um sich bei ihm gewisse Nachrichten über die Schriften der alten Gesetzgeber zu holen. Ihre Unterredung, die aufbewahrt ist, wird von den Chinesen als höchst denkwürdig betrachtet. Der durchaus praktische Kong-fu-tse und der asketische Schwärmer Lao-tse konnten wol nicht übereinstimmen. Auch Lao-tse gab sein Amt auf und zog sich in ferne Gegenden zurück, wo er spurlos verschwand. Die Anhänger des Tao-Glaubens oder der Religion „vom rechten Weg" verehren ihn als eine Gottheit. Nach vielen Bitten hatte er sich bewegen lassen, ein Werk Tao-te-king (das Buch über die Kraft und die Wirkung) zu schreiben, ein berühmtes philosophisches Werk, welches den Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht hat.

Auch Lao-tse nahm die Ewigkeit des Stoffes an. Das Chaos desselben wurde durch die höchste Vernunft, die er Tao nannte, zum Weltall gestaltet. Der Himmel ist ein Abbild dieser Vernunft, die Erde ein Abbild des Himmels, der Mensch ein Abbild der Erde. Der Mensch ist ein Ausfluß, ein Theilchen dieser höchsten Vernunft. Er kehrt zu ihr zurück wenn es ihm gelingt, sich von allen Leidenschaften, ja von allem Menschlichen los zu machen, zu welchem Zwecke Ertödtung des Fleisches und Zurückziehen in absolute Einsamkeit empfohlen wurde. Durch ein solches Abtrennen von allen irdisch-menschlichen Beziehungen besiegt der Mensch selbst den Tod. Wem das nicht gelingt, dessen Seele geht in irgend einen anderen Körper über, zum Beispiel in den eines Thieres.

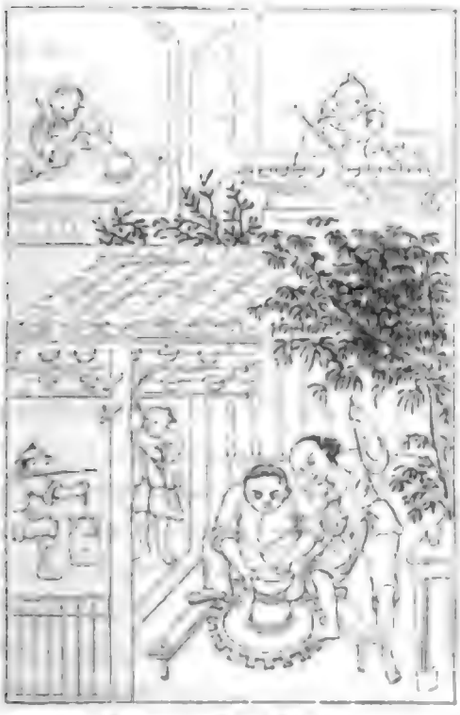
Es liegt auf der Hand, daß eine Religion, welche es als ihr Hauptziel betrachtet, sich von allem Irdischen und Menschlichen loszulösen, eine den Zwecken des Staates durchaus entgegengesetzte Richtung verfolgt, da dieser einzig und allein zu dem Zwecke gebildet ist, die irdische Glückseligkeit der Menschen zu fördern. Alle Religionen welche das Leben nach dem Tode, von dem der Verstand nichts weiß, als die Hauptsache und das Erdenleben als Nebensache betrachten, sind immer staatsfeindlich, schon ihrem Prinzipe nach. Weil sie sich in Regionen bewegen, die der Verstand nicht kennt und in denen sich allein die Phantasie tummelt, so erzeugen und fördern sie überall Wunderglauben und Aberglauben der abgeschmacktesten und schädlichsten Art, wie ihn denn auch die Tao-tse-Religion in reichlichstem Maße hervorgebracht hat.

Staat. Die alte chinesische Staatsverfassung war das Ideal der Despotie, obwol nicht der Despoten. Sie war eigentlich nichts, als die Ausdehnung der väterlichen Gewalt über das ganze Volk. Der Kaiser war der Mittelpunkt des ganzen Staatslebens. Er war der Sohn des Himmels und man erwies ihm eine fast abgöttische Verehrung. Sein Verhältniß zum Volk hatte indessen eine Seite, welche späteren Despoten schwerlich gefallen konnte: Man verlangte, daß er sich durch sein Leben und Betragen der göttlichen Verehrung würdig achte, die ihm erwiesen wurde. Da seine Laster und Sünden „die Weltordnung" störten und Unglück aller Art über das Volk brachten, so verlor ein lasterhafter Kaiser das Recht dasselbe zu regieren. Er konnte das überhaupt nicht nach seiner Willkür thun, sondern war gebunden, nach der ewigen Ordnung des Himmels zu regieren, welche in den althergebrachten Gesetzen und Gebräuchen von den Altvordern überliefert worden. Handelte der Kaiser dagegen, so gab er damit dem Volke das Recht ihn abzusetzen. In den ältesten Zeiten wurden die Kaiser gewählt.

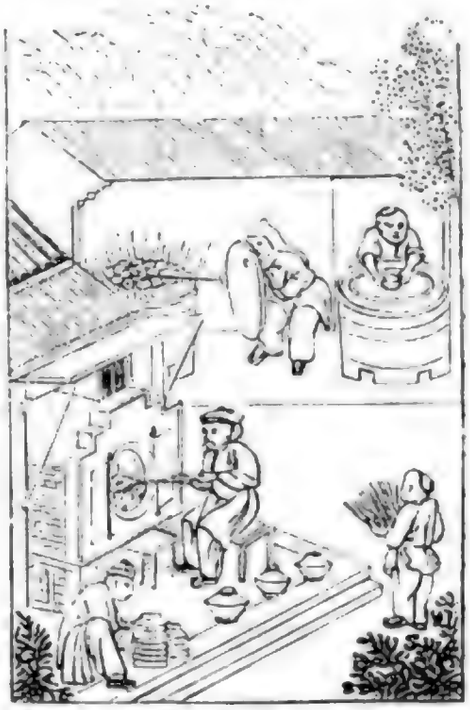
Einen Geburtsadel gab es in China nicht: jeder Angehörige des Staates hatte gleiches Recht und konnte zu jeder Stellung in demſelben gelangen. Rang vererbte ſich nicht, nur Beſitz. Nach der Theorie der alten Geſetze war der Staat eigentlich Eigenthümer alles Grund und Bodens, und jeder Familienvater hatte das Anrecht auf einen beſtimmten Theil deſſelben, von deſſen Ertrag er dem Staate den neunten Theil abgeben mußte.

Brechen des Feldſpaths.

Stampfe.



Formen auf der Scheibe.



Brennen im offenen und geſchloſſenen Ofen.

Die Töpferei bei den Chineſen. Nach einem chineſiſchen Holzſchnitt.

Andere Steuern gab es nicht. Wer ſeinen Acker unbebaut ließ, verlor ſein Recht daran. Verbrecher und Kriegsgefangene wurden Staatsſklaven.

Wie ſich das Staatsweſen in den folgenden Zeiträumen ausbildete und änderte, und wie die Regierung und Verwaltung gehandhabt wurde, werden wir ſpäter ſehen und übergehen es hier, um Wiederholungen zu vermeiden.

Induſtrie. Die Chineſen waren von jeher das fleißigſte und arbeitſamſte Volk der Erde. Die älteſte und wichtigſte Beſchäftigung deſſelben war der Ackerbau; er bildete die Grundlage des ganzen chineſiſchen Lebens und nahm den erſten Rang ein. Seine Einführung wird dem Fo-hi zugeſchrieben, und der Kaiſer ſteht ihm vor. Der alten Sitte gemäß pflügt er auf ſeinem eigenen Acker bei dem Frühjahrsfeſte einige Furchen mit einem ſilbernen Pfluge.

Die Kaiſerin ſteht dem Seidenbau vor, der ſich gleichfalls in die graueſte Vorzeit verliert und der von einer Kaiſerin eingeführt ſein ſoll, die ſchon 2000 v. Chr. lebte.

Bei einem Volke, deſſen ganze Thätigkeit und ganzes Denken nur auf die Erde und das Leben auf derſelben gerichtet war, mußte ſich die Induſtrie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit entwickeln, beſonders da ſie durch großen Fleiß und wunderbare Ausdauer unterſtützt wurde. Das hartnäckige Feſthalten am Althergebrachten, weil es für abſolut gut galt, das Mißtrauen gegen jede Neuerung, und der pedantiſche Geiſt der Staatsmaſchine, welche alle Verhältniſſe des Lebens in beſtimmte Regeln und Formen zwängte, hat allerdings ſeinen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der chineſiſchen Induſtrie gehabt und ihr einen pedantiſch-kleinlichen Charakter aufgeprägt; ſie iſt groß im Detail, aber klein im Großen. Eine gewiſſe Grenze konnte ſie nicht überſchreiten, weil dazu ein Geiſt gehört, der abſolut antichineſiſch iſt; aber innerhalb dieſer Grenze iſt ſie wahrhaft bewundernswürdig.

Chineſiſche Schriftzeichen.

Bei allen Völkern der Erde finden wir, daß der Charakter der Wohnungen, die ſie ſich erbauen, von dem Material abhängt, das ſie in dem Lande vorfinden, in welchem ſie ſich zuerſt dauernd niederließen, und natürlich auch von der Beſchaffenheit des Klimas und ihrer Beſchäftigung. Die Chineſen fanden in dem mittleren Theil des Landes, den ſie bewohnten, ein warmes Klima; ſie waren ein ackerbauendes Volk, welches an ſeine Wohnplätze gebunden iſt und bauten ſich daher Wohnungen nicht nur für vorübergehenden, ſondern für möglichſt langen Gebrauch. Baumaterialien fanden ſich genug vor, und ſie hatten die Wahl. Ihr praktiſcher Sinn ließ ſie diejenigen wählen, welche nicht nur für ihr Klima die beſten, ſondern auch die am leichteſten zu verarbeitenden waren. Ihre Ebene war ſehr waſſerreich, und überall gedieh eine Pflanze, welche für die Chineſen von ganz außerordentlicher Nützlichkeit wurde: das Bambusrohr. Dieſes Rohr bildet förmliche Waldungen, wird ſehr dick und erreicht die Höhe großer Bäume. Da das Rohr eine äußerſt feſte Schale beſitzt und hohl iſt, ſo verbindet es mit großer Leichtigkeit eine bedeutende Tragkraft, was es zu Baumaterial und zu tauſend anderen Zwecken, wozu man bei uns Holz oder ſelbſt Eiſen anwendet, ſehr geeignet macht. Bambusrohr iſt daher ein Hauptmaterial bei dem Bau chineſiſcher Wohnungen, die meiſtens einen Unterbau von Stein haben und wegen der nicht ſeltenen Ueberſchwemmungen haben mußten.

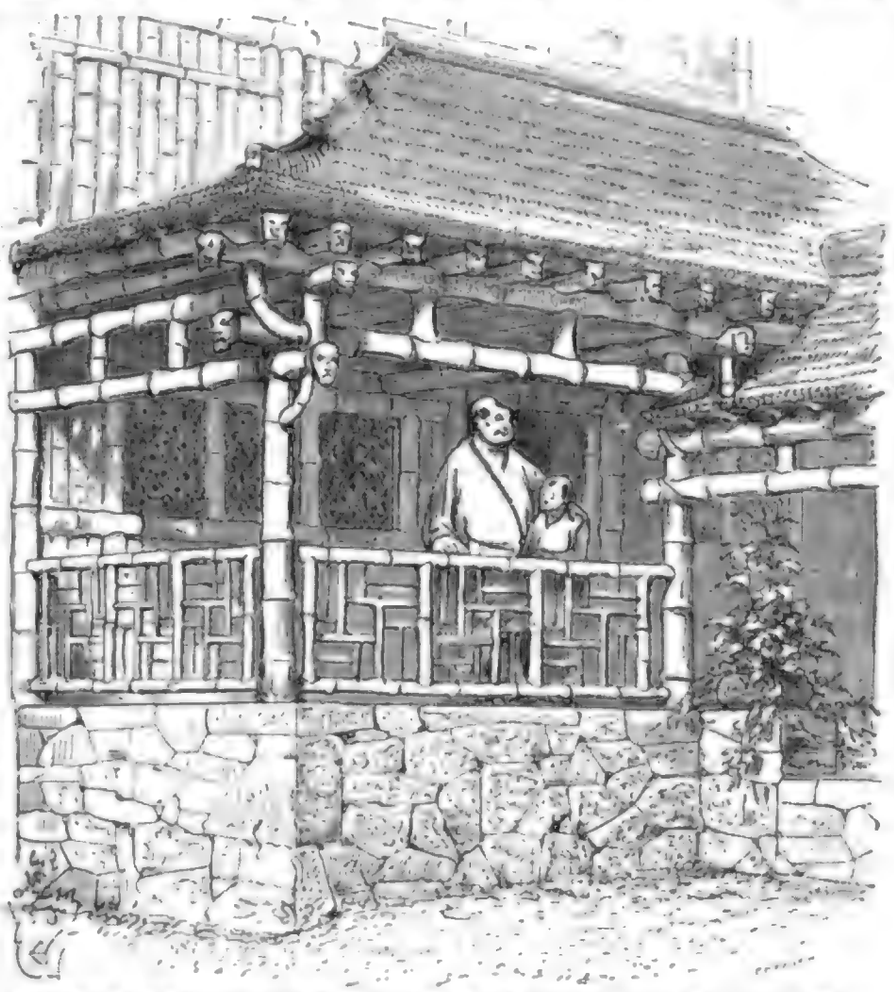
Eine Menge Erfindungen, welche Jahrhunderte ſpäter in Europa die bedeutſamſten Folgen hatten, waren ſchon längſt in China gemacht worden, verurſachten aber dort weder wiſſenſchaftliche noch ſoziale Umwälzungen. — Hier haben wir es nur mit der Periode der chineſiſchen Geſchichte zu thun, die mit dem Auftreten des großen Geſetzgebers Kong-fu-tſe ſchließt und in dieſe hinein reichen die Hauptzweige chineſiſcher Induſtrie nicht. Wir werden davon und von dem ſozialen Leben der Chineſen ſpäter ausführlicher zu reden haben.

Sprache und Literatur. Die Sprache der Chineſen iſt diejenige, welche vielleicht der Urſprache der Menſchen ſich am meiſten nähert. Sie trägt noch den Charakter der Kindheit. Wie das Kind Pa und Ma ſagt und keine Grammatik kennt, ſo hat auch die chineſiſche Lautſprache nur einſilbige Wörter und keine eigentliche Grammatik. Die Hauptwörter haben keine Deklination und die Zeitwörter keine Konjugation; die verſchiedene Zahl oder Zeit wird durch die Stellung der Wörter im Satz oder durch die Betonung ausgedrückt.

Digitized by Google

Obwol die Sprachen aller Völker des ungeheuern chinesischen Reichs denselben einsilbigen und grammatiklosen Charakter haben, sind sie doch sehr verschieden, und wenn diese Völker ihre gewöhnliche Volkssprache reden, verstehen sie sich unter einander ganz ebensowenig wie die verschiedenen Völker Europa's. Es giebt aber eine offizielle Sprache, welche von allen chinesischen Regierungsbeamten und daher auch von allen Gebildeten neben der andern für den Hausgebrauch dienenden Sprache gesprochen wird.

Ganz anders verhält es sich jedoch mit der Schriftsprache. Diese ist ganz unabhängig von der Lautsprache, denn sie drückt nicht Laute durch Buchstaben aus, sondern die Begriffe der Wörter durch bestimmte Zeichen, deren Zahl- und Zeitverhältniß zu einander durch die Stellung im Satz oder auch durch eine besondere Hinzufügung bestimmt wird. Den deutlichsten Begriff von dem Wesen der chinesischen Sprache geben uns unsere Zahlen und die musikalischen Noten. 1, 2, 3 u. s. w. bedeutet für Deutsche, Engländer und Franzosen ganz dasselbe, obwol sie dafür eins, zwei, drei, one, two, three und un, deux, trois sagen. Ebenso bedeutet dieselbe Note bei allen kultivirten Völkern denselben Ton.



Chinesisches Wohnhaus aus Bambusrohr. Nach Zeichnung von Violet-le-Duc.

Die chinesische ist eine Art von Universalschriftsprache*), die von allen Völkern China's verstanden wird, wenn sie sich auch im Reden nicht verstehen und die so gut von allen Völkern Europa's verstanden werden könnte, wenn dieselben das lernen wollten, was jeder chinesische Schulknabe lernen muß, nämlich die Bedeutung der Grundzeichen — etwas über 200 —, deren Erweiterung zum Ausdruck zusammengesetzter Begriffe und endlich die Bedeutung der Reihenfolge der Wortzeichen im Satze.

Die chinesische Lautsprache mag schwierig sein, da auch die Betonung die Bedeutung der Wörter verändert; allein die Schwierigkeiten der Erlernung der chinesischen Schriftsprache sind nicht so groß, wie sie oft geschildert werden. Es giebt allerdings kein Alphabet, denn jedes Wort ist durch ein besonderes Zeichen ausgedrückt, welche Zeichen man beim Schreiben nicht in wagerechter Richtung neben einander, sondern unter einander setzt; allein das Wörterbuch jeder Sprache enthält 40 bis 50,000 Wörter und doch schreiben wir französisch oder englisch, ohne den sechsten Theil, wenn so viel,

*) Vielleicht daß die chinesische Sprache in weiterer Fortentwickelung als Universalschriftsprache dienen könnte, was nebenbei noch den Vortheil hätte, daß sie bereits von dem gebildeteren Theil von 400 Millionen Menschen verstanden wird. — Hätte man eine solche Universalschriftsprache, so könnte man Bücher drucken, die überall verstanden würden wie die arabischen Ziffern.

davon zu kennen. — Die chinesischen Sprachgelehrten nehmen sechs verschiedene Klassen von Wortzeichen an. Die erste Klasse umfaßt die Bilder oder Zeichen für sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, und ihre Zahl wird auf 608 angegeben. Die zweite Klasse umfaßt zusammengesetzte Bilder, 740 an der Zahl; z. B. das vereinigte Zeichen von Mund und Vogel bedeutet Gesang. Die dritte Klasse umfaßt die Wörter, welche gewisse Verhältnisse der Stellung andeuten, wie rechts, links, sitzend, liegend u. s. w.; deren zählt man 372. Die fünfte Klasse enthält die Wortzeichen für abstrakte Begriffe und die Wörter sind in ähnlicher Weise wie viele unserer Sprache gebraucht. Wir sagen auch: der Mann hat kein Herz. Das Zeichen für Herz bedeutet im Chinesischen auch Geist und das Wortzeichen für Zimmer Frau. Die sechste Klasse umfaßt Wortzeichen, die eine Vermittlung mit der Lautsprache bilden. Die Schriften des Kong-fu-tse und seiner Schüler enthalten nur 2500 Wortzeichen. Sir John Davis, der viele Jahre Gouverneur von Britisch-China war und ein treffliches Buch darüber schrieb, sagt, daß man mit der Kenntniß von 600 Schriftzeichen durch ganz China reisen könne.

Wie wir verschiedene Arten von Schriften haben, so haben auch die Chinesen verschiedene Arten zu schreiben, die sich etwa unterscheiden wie unsere Druckschrift von der geschriebenen. — In China bedient man sich zum Schreiben keiner Feder, sondern eines Pinsels und schwarzer Tusche, die aus dem Ruß einer Oelpflanze gemacht wird.

Die Erfindung der Schreibekunst wird schon dem Fo-hi zugeschrieben; das heißt, sie kam zugleich mit den Chinesen nach China.

Was wir von der Literatur der Chinesen dieser frühen Periode wissen, verdanken wir dem Fleiße des Kong-fu-tse, der in seinen fünf, King genannten Büchern die ältesten Denkmäler chinesischer Gesetzgebung, Philosophie, Geschichte und Poesie sammelte. Sie stehen im höchsten Ansehen und gelten gewissermaßen für heilige Bücher, wenn auch nicht für Offenbarungen. Diese fünf Kings und ihr Inhalt sind folgende:

1) Y-King, das Buch der Verwandlungen ist unverständlich trotz versuchter Erklärungen. Es ist eine Sammlung von 88 Figuren, die aus gebrochenen Linien zusammengesetzt sind, welche Kua heißen und symbolisch die Elemente u. s. w. bezeichnen Sie stammen aus dem graueſten Alterthum und sind vielleicht die ersten Schriftversuche, die je gemacht wurden. 2) Schu-king, das Buch der Annalen. Es ist nicht vollständig vorhanden und enthält Bruchstücke der Geschichte der Wahlfürsten und der drei ersten Dynastien, zugleich aber auch moralische und politische Betrachtungen und Lehren und Kernsprüche für das praktische Leben. 3) Das Schi-king, das Buch der Gesänge, enthält eine Sammlung alter Lieder, von denen manche sehr zart und tief gefühlt, wenn auch ohne hohen poetischen Schwung sind. Diese Lieder, deren Ursprung in fabelhafte Zeiten hinaufreicht, können sich dreist mit den poetischen Erzeugnissen europäischer Kulturvölker aus ältester Periode messen. 4) Tschün-thsieu, eine Geschichte der einzelnen Königreiche, die mit 770 v. Chr. beginnt und bis auf die Zeit des Kong-fu-tse geführt ist. 5) Li-ki, der Sittenspiegel. In diesem Buche sind Vorschriften für alle möglichen Verhältnisse des Lebens enthalten. — In sehr großen Ehren steht auch ein Buch Hiao-king, welches Gespräche des Kong-fu-tse mit seinem Schüler Tseng-tse über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern enthält.

Nächst den Kings stehen die vier Sse-schu genannten Bücher im Werth am höchsten. Das eine derselben, Ta-hio, die große Lehre, oder die Kunst die Völker zu regieren, wurde von Kong-fu-tse zum Theil selbst geschrieben; die übrigen schrieben seine Schüler Tseng-tse, Tseu-tse (Enkel des großen Weisen), Meng-tse und Andere, jedoch in späterer Zeit.

Welche Bedeutung diese Schriften des Kong-fu-tse gewonnen und wie das Andenken des großen Mannes in China geehrt wurde, werden wir bei der späteren Geschichte China's berichten.

Indien.

Von den ältesten Zeiten bis auf Buddha 550 v. Chr.

Kein Land der Erde hat seit den ältesten Zeiten die Menschen mehr interessirt als Indien. Dieses märchenhafte Wunderland war von jeher das Ziel der Sehnsucht aller Völker, weniger weil es sonst als Wiegenland der Menschheit betrachtet wurde, sondern mehr wegen der Gerüchte von seinem fabelhaften Reichthum an seltsamen, werthvollen und köstlichen Naturprodukten.

Obwol schon die ältesten Handelsvölker mit den Indiern in Verkehr standen, so lag es doch in der Politik aller handeltreibenden Völker, die Quellen geheim zu halten, aus denen sie ihre kostbarsten Waaren holten. Das Land jenseit des Indus war den Völkern Europa's bis zu Alexander dem Großen fast ganz unbekannt. Man nannte es Indien, von den Hindu, dem Volke, welches man zunächst kennen lernte, und bezeichnete mit diesem Namen alle Länder östlich vom Indus. Diese theilte man wieder in India intra Gangem — das Land zwischen Indus und Ganges nebst Dekan und Ceylon — und India extra Gangem, wozu das jetzige Hinterindien und auch Serica (China) gerechnet wurde. Den Namen Ostindien erhielt das Land erst nach der Entdeckung Amerika's, welches Westindien genannt wurde, weil Columbus, als er es entdeckte, das wirkliche Indien erreicht zu haben meinte, und dieses das eigentliche Ziel seiner Reise war.

Vorderindien oder Ostindien, das Land, mit dem wir es hier allein zu thun haben, bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Winkelspitzen genau nach den vier Himmelsgegenden weisen. Dieses Land enthält 65,000 Quadratmeilen, und auf denselben wohnen jetzt 190 Millionen Menschen.

Die nordwestliche Seite dieses Viereckes wird von dem Flusse Indus (Sind oder Sindhu), die nordöstliche von dem 340 Meilen langen und 30—40 Meilen breiten Himalajagebirge gebildet, die südwestliche vom Arabischen Meere und die südöstliche vom Bengalischen Meerbusen bespült.

Ungefähr in gleichem Breitengrade mit den Mündungen des Indus und denen des Ganges zieht sich eine Bergkette hin, welche das Vindhyagebirge heißt und ganz Ostindien in zwei Dreiecke theilt.

Das nördliche dieser Dreiecke heißt Hindostan. Der nördliche Theil desselben, in welchen sich das Himalajagebirge verläuft, ist ein herrliches Alpenland, auf dem alle Arten europäischer Fruchtbäume, Getreide und andere Kulturpflanzen gedeihen; der südlich gelegene

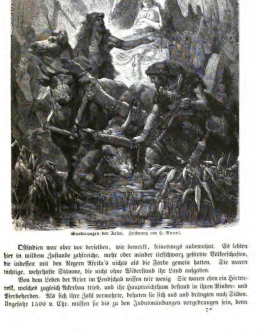
ist ein großes Tiefland. Das östliche Ufer des Indus und das Gebiet der fünf Ströme, welche zusammenfließen und den Indus bilden, Pendschab (Fünfstromland), ist mäßig fruchtbar. Bei den alten Indern hieß dieses Fünfstromland Pantschanada, bei den griechischen Geographen Pentapotamien, jetzt Pendschab (engl. Punjab). Die fünf Ströme, nach denen das Land benannt wurde, sind von Westen nach Osten folgende: Der Dschelam (Behat, auch Bedscha), bei den Alten Hydaspes; der Tschinab, Acesines; der Iravati (Rawi, auch Iroti), Hydraotes; der Vjasa (Bejas), Hyphasis; der Sutledsch, Hisidries oder Zadadres. In diesen letztern ergießen sich die vier erstgenannten Flüsse, und der Sutledsch mündet als mächtiger, schiffbarer Strom in den Indus. Einzelne Theile des Sutledsch haben Lokalnamen. In diesem Theil Indiens ist der Elefant nicht heimisch. Von dem Stromgebiet des Ganges ist das Pendschab durch eine Wüste getrennt. Dieses Stromgebiet des Ganges ist eines der üppigsten tropischen Länder der Erde. Hier wachsen die edelsten Nutzbäume, wie Palmen aller Art, Sandelholz-, Teak- und Ebenholzbäume u. s. w., und außerdem die köstlichsten Gewürzpflanzen, Bäume und Sträucher, von denen man Gewürznelken, Zimmt, Muskatnüsse gewinnt; ferner Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Reis, welcher letztere das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ausmacht. Die Niederungen sind mit undurchdringlichen tropischen Dickichten, Dschungeln, besetzt, in denen das Bambusrohr eine bedeutende Stelle einnimmt, und in welchen Farnkräuter die Gestalt von Bäumen annehmen. In diesen Wildnissen hausen Elefanten, Löwen, Tiger, Leoparden, Nashorne, Büffel, Affen u. s. w., und herrlich gefiederte Vögel, wie der Pfau, Gold- und Silberfasanen, die Ureltern unserer Haushühner, und auch riesige Schlangen. Dieses Tiefland beschützt der Himalaja gegen die eisigen Nordwinde, während er die Regenwolken aufhält, die der Passatwind von dem Südmeer heraustreibt und sie zwingt, ihren befruchtenden Regen auf die von einer tropischen Sonne durchkochte Erde zu ergießen.

Das südlich der Vindhyakette gelegene Dreieck, an dessen südlicher Spitze die große Insel Ceylon liegt, heißt Dekan. Gegen 5—6000 von den 30,000 Quadratmeilen, die es enthält, sind Küstenebenen; das übrige Land ist von verschiedenen Bergketten durchzogen, die in der Mitte ein ausgedehntes Tafelland bilden, welches jetzt Mittelindien genannt wird und etwa 420—560 Meter über der Meeresfläche liegt. Die Gebirge zeichnen sich durch Metallreichthum aus, aber noch berühmter sind die dort und in den Flußbetten gefundenen edlen Steine, wie Diamanten, Rubinen, Saphire, Smaragde u. s. w., die, wie auch die kostbaren Perlen aus der die Halbinsel umspülenden See, schon im Alterthum bekannt und hoch geschätzt waren.

Die älteste Geschichte dieses herrlichen Landes ist in tiefes Dunkel gehüllt und Alles, was wir darüber wissen oder vermuthen, entnehmen wir den heiligen Büchern und Heldengedichten, die uns zwar bis in das sechzehnte Jahrhundert v. Chr. hinaufführen, aber wenig eigentliche Geschichte enthalten. Was wir über diese wissen, oder wie gesagt, mehr errathen, beschränkt sich auf Folgendes:

Im Norden des Himalaja, wo sich andere Gebirge, namentlich das Hindukusch (welches die alten Geographen den Indischen Kaukasus nannten), himmelhoch aufthürmen, lebten auf den Hochebenen in uralten Zeiten Nomadenvölker kaukasischen Stammes. Ob sie blos dem Wandertrieb der Nomadenvölker folgten, oder durch besondere Naturereignisse veranlaßt, oder durch den Reichthum der Nachbarländer angelockt, oder durch ihre Vermehrung gezwungen wurden sich auszubreiten — wissen wir nicht; genug, sie verließen ihre Wohnsitze. Einige Stämme zogen durch die niedrigeren Vorberge des Hindukusch, welche die Alten Paropamisus nannten, nach den mehr nordwestlich gelegenen Ländern, die sonst Sogdiana, Baktria, Hyrkania und Arachosia hießen, während andere durch die Pässe des Himalaja nach dem Fünfstromland (Pendschab) wanderten und sich dort niederließen. Von den neuen Ankömmlingen wurde die vorhandene Urbevölkerung unterworfen und kultivirt oder verdrängt.

Diese Völker von heller Hautfarbe und muthigerer als ihre Nachbarn, nannten sich selbst Arja oder Arier, und von dem Zusammenstoss mit, pflügen, kommt auch die Bezeichnung von Herrenvorgängen. Ersteren oder Vornehmsten nannten sich Dasjus oder den Menschen, welche jenseits Afrikens trieben, und grösste Feinde genossen. Dasjenigen, welche nordwestlich gegen und sich in dem nach ihnen Iran (oder Eran und altertrift Arjana) genannten Lande ausbreiteten, werden wir später beschäftigen; jetzt folgen wir den anderen Stämmen, die sich am Indus niederließen und nach diesem Fluß (Sind oder Sindhu) Hindu genannt wurden. Die Zeit dieser Wanderung setzt man um das Jahr 2000 vor Chr.



Wanderungen der Arier. Zeichnung von O. Knorr.

Ständen war aber von derselben, wie bemerkt, hinreichend ausbreitet. Sie lebten hier in milden Zustande jahrlang, mehr oder minder sesshaften, getrennt Viehzüchten, die indessen mit den Negern Afrika's nichts als die Farbe gemein hatten. Sie waren tapfer, wahrhafte Männer, die nicht ohne Widerstand die Land aufgaben.

Von dem Leben der Arier im Hochland wissen wir wenig. Die meisten eben ein Hirtenvolk, welches zugleich Ackerbau trieb, und die Hauptreichthum bestand in ihren Rinder- und Pferdeheeden. Als sich ihre Zahl vermehrte, bekamen sie sich und bedingten auch Zeiten. Ungefähr 1500 v. Chr. müssen sie bis zu den Jahnuinndungen vorgedrungen sein, denn

Digitalisiert von Google

andere Völker trieben dorthin Handel, was mit den wilden Einwohnern wol ſchwierig, wenn nicht unmöglich, geweſen wäre.

Die Arier lebten in Dörfern beiſammen; es entſtanden jedoch auch einige Städte, denn aus dem Ackerbau entwickelten ſich Gewerbe. Sie wurden wahrſcheinlich in patriarchaliſcher Weiſe von Stammälteſten regiert, die auch den Oberbefehl in den Kriegen übernahmen, die ſie gegen die wilden Völker führten, welche gewiß häufig Verſuche machten, die Herden ihrer Sieger zu rauben. Der Titel dieſer Oberhäupter, Gopa, der in der alten Sanskritſprache wörtlich überſetzt Beſchützer der Kühe heißt, wie auch das für Krieg gebrauchte Wort Begehren nach Kühen, ſcheinen dies anzudeuten.

Das Volk und die Herden vermehrten ſich. Es gab Streit, theils mit den Eingebornen, theils mit Stammverwandten um Weiden, wie dies unter Hirtenvölkern vorkommt. Das Land wurde abermals zu enge, und man drang weiter nach Oſten und über die Wüſte in das geſegnete Gangesgebiet vor. Die dort wohnenden Stämme vertheidigten ſich tapfer, und daſſelbe thaten ſchon angeſeſſene ariſche Völker gegen andere, ſpäter aus dem Mutterlande nachdrängende. Dieſe Kriege dauerten Jahrhunderte. Aus den Hirten wurden Krieger, aus den „Beſchützern der Kühe“ Könige, und ſtatt um den Beſitz von Herden kämpfte man jetzt um den von Königreichen. Kriegeriſcher Muth kam zur Geltung. Die Tapferſten ſcharten ſich um den König, und aus ihnen gingen die Helden hervor, welche in Geſängen gefeiert wurden. Das Volk trat in die Heroenzeit.

Endlich nahm man die üppigen Länder am Ganges ein und ließ ſich dort häuslich nieder. Der Boden gab tauſendfach wieder, was man ihm anvertraute; mit wenig Arbeit gewann man ſeinen Lebensunterhalt, und das Volk gab ſich dem behaglichen Genuſſe hin. An Beunruhigungen durch die vertriebenen Ureinwohner fehlte es ſicher nicht; allein die Nachkommen der Krieger, welche in den Schlachten auf den Eroberungszügen geglänzt hatten, waren wieder Krieger geworden, und ihnen überließ man es gern, den Feind zurück zu treiben. Es bildete ſich ein Kriegsadel, der es verſchmähte, an bürgerlichen Beſchäftigungen Theil zu nehmen. Weil man den Preis ihrer Vorfahren bei allen Feſten ſang und ſie im Frieden von den ihnen eingeräumten Ländereien und dem vom Könige gezahlten Golde ohne Arbeit ſorglos und in Freuden lebten, ſo hielten ſie ſich bald für beſſer als das übrige Volk, welches ſich um ſeinen Lebensunterhalt bemühen mußte. Nichtsthun galt und gilt überall in der Welt für vornehm und Arbeiten für gemein.

Die Krieger, zu denen auch der Fürſt gehörte, hießen Kſchatria, das Volk Vaiçja, Stammverwandte. Letztere waren und blieben indeſſen Arier und dünkten ſich erhaben über die beſiegten Ureinwohner, die Sudra hießen.

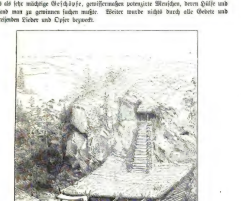
Ueber alle dieſe Klaſſen erhoben ſich aber die der Prieſterfamilien, der Brahmanen, und ſo entſtanden vier ſcharf geſonderte Kaſten, deren Unterſchiede ſich durch die Bemühungen der Brahmanen immer ſchroffer ausbildeten. Wie das geſchah und welche Folgen das hatte, werden wir in der Kulturgeſchichte ſehen. Von politiſchen Ereigniſſen iſt in dieſem Zeitraum weiter nichts Erwähnenswerthes bekannt.

Kulturgeſchichte.

So wenig uns auch die alten Schriften der Inder von der früheſten Geſchichte des Landes berichten, ſo ſetzen ſie uns doch in den Stand, über die Kultur dieſes Volkes mehr zu erfahren, als wir von den meiſten Völkern in ſo grauer Vorzeit wiſſen

Religion. Als die Arier im Pendſchab noch ein idylliſches Hirtenleben führten, welches nur hin und wieder durch unordentliches „Begehren nach Kühen“ unterbrochen wurde, war ihre Religion eine einfache Naturreligion, obwol bereits vielfach poetiſch-phantaſtiſch ausgeſchmückt. Dieſe Religion war ſo entſtanden, wie wir es in der Vorhalle angegeben haben. Man bewunderte und liebte die verborgenen Urheber wohlthätiger und angenehmer und fürchtete diejenigen unangenehmer oder verderblicher Naturerſcheinungen, ohne ihnen indeſſen

ene noch unseren Begriffen göttliche Verehrung zu schenken. Die neuen eben weiter nicht als sehr mächtige Geschöpfe, gewissermaßen potenzirte Menschen, denen Furcht und Behauf man zu gewinnen suchen mußte. Weiter wurde nichts durch alle Gebete und Lobpreisungen Lieber und Cyprer begehrt.



Weihung der Aexte. Zeichnung von Niccolò Cito.

Von der Kraft dieser Cyprer hatten die Neier eine ganz besondere Theorie. Die Götter seyen ganz einen Traum Aneita, durch den sie unsterblich wurden; allein trotz aller Macht und Unsterblichkeit hangeten sie, denn da, wo sie wachsen, gab es doch nichts zu essen und zu trinken, und so mußten sie auf die Cyprer der Menschen angewiesen. Diese Cyprer hätten ihnen Honger und gaben ihnen Brod und Kraft; durch sie verpflichtete man die Götter zur Dankbarkeit und zum Beistand und meinte, daß sie auf dieselben einen gutmüthigen Zauber ausübten.

Dazu, besonders aber wurde diese Kraft dem Tomotouf zugeschrieben, der die göttliche Ordnung der Götter kein sollte und den man deshalb mit ganz besonderer Sorgfalt auf dem Hall einer Vorsorgfrage und gegenseitem Blick bewirkte. Diesem göttlichen Weihgrad konnte kein Gott widerstehen, und die Cyprerinnen trunken ihn eben so gern.

Der Somatrank wurde aus einer auf den Bergen wachsenden Pflanze gemacht, die sammt der Wurzel bei Mondenschein gesammelt, und deren, unter allerlei Ceremonien mit Wasser besprengte Stengel ausgepreßt und ihr so verdünnter Saft durch ein Haarsieb filtrirt wurde, bei welcher Operation die Priester ihre Finger mit goldenen Ringen schmücken mußten. Dieser Saft wurde mit der Milch von dreimal sieben Kühen vermischt und gab nach der Gährung einen süßen Trank, über dessen Vortrefflichkeit Götter — und Priester — in Begeisterung geriethen. Hymnen wurden zu seinem Preise gesungen, und allmählich stieg er von einem „Ernährer der Götter" zu der der Natur innewohnenden Urgottheit selbst, zur Urmilch des All, zum Lebenserzeuger und kraftbegabten Göttererzeuger.

Die Pflanze, aus welcher dieser Trank bereitet wurde, ist die Asclepias acida *L.* (eine Cynanchum-Art). Ihr Saft ist milchig, scharf, reizend und zusammenziehend. Der Genuß bewirkt nicht wie Mohnsaft einen betäubenden Schlaf, sondern hemmt ohne denselben die Thätigkeit der Nerven. Er erzeugte nach der Gährung und Zubereitung wahrscheinlich einen extatischen Zustand. Wie wir sehen werden, kannten und schätzten die Arier Baktriens diesen Trank gleichfalls über Alles. Noch jetzt scheint man denselben in Persien aus einer Pflanze zu bereiten, die sonst dort Haoma genannt wurde.

Der Gottesdienst der indischen Arier im Pendschab war noch sehr einfach. Die Gebete und gewöhnlichen Opfer wurden von den Familienvätern oder Stammhäuptern dargebracht, und nur wenn mehr feierliche Opferfeste stattfanden, an denen das ganze Volk Theil nahm, verrichteten die religiösen Handlungen Mitglieder besonderer angesehener Familien, in welchen dieses priesterliche Amt sich bald durch Gewohnheit forterbte und ein historisches Recht wurde.

Es gab gute und böse Geister, helle, leuchtende und finstere. Die ersteren, Diva (von div, hell), waren die den Menschen freundlichen, die fortwährend, eben so wie die Menschen, mit den feindlichen Elementen im Kampf waren. Der Erstgeborne und mächtigste dieser Licht- und Luftgötter war Indra, der jenseit des Luftkreises wohnte und als furchtbare Waffe den Donnerkeil hatte. Er war der Luftgott, der Gott des blauen Himmels; ihm standen Maruts und Vaju, die schnellen Winde bei; sie halfen ihm die schwarzen Wolken verjagen, mit denen der „Einhüller", der mächtigste Vritra, den Himmel verfinsterte. Der schrecklichste unter diesen windigen, obwol wohlthätigen Göttern ist der furchtbare, heulende Rudra, der den von Indra erregten Gewittern voranzieht, welche den befruchtenden Regen bringen, den die bösen Götter fest zu halten suchen.

Unter den Göttern des Lichtes verehrte man nächst Indra die Morgenröthe, Uschas, die Tochter der Sonne und des Himmels, dessen Thor sie öffnete und aus dem sie auf einem mit rothen Kühen bespannten Wagen einherzog; ferner den Sonnengott Surja, dessen Wagen sieben rothe Pferde zogen und den man unter verschiedenen Namen verehrte, bald als Erzeuger, Savitri, oder Ernährer, Puschan, bald als Mihtra. Sein freundlicher Repräsentant auf der Erde war der schöne Feuergott Agni.

Neben oder über Indra thronte aber noch ein sehr mächtiger, geheimnißvoller Gott, Varuna. Er war es, der die Welt ins Dasein gerufen, die ewigen Gesetze gegeben hatte, denen selbst alle Götter und Menschen folgen mußten. Er hatte den Gestirnen ihre Bahn angewiesen und jedem Wesen seine besonderen Eigenschaften gegeben. Er mit den ihm dienenden Genien wachte über das sittliche Leben der Menschen, strafte ihre Uebertretungen durch Krankheit und Tod, vergab dem Reuigen und war ein Tröster in Kummer und Noth. Er war eigentlich der einzige Gott, der sich unserer Gottvorstellung nähert. Das Volk konnte sich von ihm aber keinen rechten Begriff machen und hielt sich mehr an die Götter, deren Thaten direkt auf ihre Sinne wirkten.

Das Recht mit den Göttern zu verkehren, das heißt ihnen Opfer zu bringen, vererbte sich, wie erwähnt, auf gewisse Familien. Schon frühzeitig wußten diese den Glauben zu verbreiten, daß sie ein Geheimniß besäßen, ihre Gebete, Lieder und Opfer vorzüglich wirksam

zu machen. Sie pflanzten diese Wissenschaft auf ihre Nachkommen fort, tauschten ihre Kenntnisse gegenseitig aus und erlangten ein immer größeres Ansehn. Man betrachtete sie gewissermaßen als ein Zwischenglied zwischen Göttern und Menschen, als Zauberer, welche das Geheimniß hatten, durch ihre Opfer die Götter zu zwingen.

Auf diese Weise entstand allmählich ein Priesterstand und eine theologische Wissenschaft, in deren Besitz nur dieser war. Sie, die Prohitas, verstanden allein die richtige Form der Gebete und Opfer, denn die Götter waren sehr empfindlich und ein Formfehler konnte das ganze Opfer wirkungslos machen.

Während der Heroenzeit, welche dem ruhigen Besitz des Gangesgebietes voranging, standen die Krieger, die Kschatrias, im Vordergrunde. Als aber ruhige Zeiten eintraten, und die Menschen mehr Muße hatten, ihre religiösen Hirngespinste auszubilden, machten ihnen die Priester den Rang streitig. Sie nannten sich nicht mehr Prohitas, sondern Brahmanen (Beter), hielten sich fern von den anderen Menschen, nahmen ein besonderes Betragen, eine besondere Kleidung an und verheiratheten sich nur mit Mitgliedern von Priesterfamilien.

Das war allerdings in alten Zeiten nicht so gewesen; allein die Traditionen aus diesen alten Zeiten waren nebelhaft verschwommen, weil mündlich überliefert. Die Brahmanen unternahmen es also, dieselben zu sammeln und in ihrem Sinne zusammenzustellen. Zu diesem Ende erfanden sie eine besondere, Devanagari genannte Schrift und schrieben die Vedas, in welchen sie zunächst die alten Gebete und Gesänge sammelten und die alten Götteranschauungen in ihrer Weise und zu ihrem Vortheil auslegten. Diese Vedas (das heißt heiliges Wissen) wurden die Religionsbücher der Indier, und sie sicherten den Brahmanen den Vorrang vor den Kriegern, da deren Bedeutung in der Friedenszeit in den Hintergrund trat.

Brahma und Saraswati.

Um ihre Herrschaft vollends zu sichern, erfanden die Brahmanen einen neuen Gott, den Brahmanaspati, den Herrn des Gebetes, der zwingenden Kraft, welche im Gebete der Beter (Brahmanen) liegt, eine Art von heiligen Geist, der den Vermittler spielte zwischen Himmel und Erde. Diese Gebetskraft, das Urheilige, Brahma, ist der Inbegriff aller Allmacht und Göttlichkeit, in ihm gehen alle anderen Götter auf. Er ist kein persönlicher Gott, sondern Brahma ist nur der Ausdruck für das Wesen, aus dem Alles hervorging. Brahma ist, nach einer in einem brahmanischen Werke enthaltenden Erklärung, die Quelle oder das Wesen, „aus welchem alle Wesen entstehen, durch welches sie, wenn geboren, leben, wohin sie streben und in welches sie wieder eingehen für die Erkenntniß und Seligkeit.

Aus diesem unerschöpflichen Urquell des Geistes ging Alles, was da war, hervor. Selbst die Pflanze war gewissermaßen ein beseeltes Wesen, in welchem sich ein Atom aus diesem Urquell befand. Die höchste Stufe dieser Leiter, die vollkommensten Wesen der Schöpfung, waren jedoch die Menschen; aber auch unter ihnen bestand ein großer Unterschied, der schon durch die Verschiedenheit ihres Ursprungs aus Brahma bedingt wurde. Die Brahmanen waren aus seinem Munde, die Kschatrias aus seinen Armen, die Vaiçjas aus seinen Schenkeln und die Sudras aus seinen Füßen hervorgegangen. Man sieht, wo es den Priestern paßte, wurde die Weltseele, die geistige Urkraft, ein persönliches Wesen.

Die Rückkehr des in jedem beseelten Geschöpf vorhandenen Theilchens der Gottheit zu diesem Urquell, Brahma, sollte nach ihrer Lehre das einzige Streben des Menschen sein. Diese Wiedervereinigung konnte aber nur geschehen, wenn alles von der Verbindung mit dem Körper sich herschreibende Unreine abgestreift wurde. Die Sünde sei ein Produkt dieses Körpers, des Fleisches, und jede Sünde entferne den Zeitpunkt der Wiedervereinigung mit Brahma. Löse der natürliche Tod die zeitliche Verbindung, so müsse der freigewordene, durch die Sünde mehr oder weniger verunreinigte Geist einen Läuterungsprozeß durchmachen. Die freie Seele könne als solche auf der Erde nicht bestehen, sie müsse mit einem Körper verbunden sein und wiedergeboren werden und ihre Wohnung in einem ihrem Unreinigkeitszustande angemessenen Körper, in einem mehr oder weniger hoch oder niedrig stehenden Thier, oder gar in einer Pflanze nehmen. Von da ginge sie wieder in einen andern vollkommneren Körper und hätte einen langen Filtrirungsprozeß durchzumachen, ehe sie wieder in einen Menschen, zunächst in einen Sudra fahre. Von da ginge sie in einen Vaiçjas, dann in einen Kschatrias und endlich in einen Brahmanen, von dessen Körper sie allein zu Brahma einziehen könne, wenn sie nicht durch Sünde wieder verunreinigt würde. Dies ist die indische Lehre von der Seelenwanderung.

Wir sind derselben Anschauung schon in den Lehren des Lao-tse in China begegnet und werden sie unter verschiedenen Verkleidungen bei späteren Völkern ebenfalls antreffen. Ueberall treibt das gährende Menschengehirn dieselben Blasen auf.

Diese Wanderung der verunreinigten Seele in einen irdischen Körper ging aber nach der Lehre der Brahmanen keineswegs so unmittelbar nach dem Tode vor sich. Ehe sie wiedergeboren und der Seelenläuterungsoperation unterworfen wurde, hatte sie erst die Strafe für die Sünde zu erleiden. Sie ging zunächst zu dem von den Brahmanen erfundenen Todtengott und Todtenrichter Jama und dann in die Hölle, deren Qualen die Phantasie mit den glühendsten Farben ausmalte. Hatte die Seele diese Strafe einige hunderttausend Jahre durchgemacht, dann erst wurde sie wiedergeboren und nach dem Urtheilsspruch diesem oder jenem Thiere zugetheilt.

Dieser unfaßbare, unpersönliche Brahma ging eben so wie der ältere Veruna über die Begriffskräfte des Volkes hinaus Das wußten die Brahmanen wohl und ließen die alten Götter bestehen, aber nur als untergeordnete Wesen, denen die Obhut über die acht Weltgegenden übergeben war. Die Verherrlichung der Brahmanen war der Kern der ganzen Religion. Nach dem letzten Gesetzbuch der Brahmanen, dem des Manu, hatten diese Götter folgenden Stammbaum:

Der Einige und Unsichtbare — also noch eine Kraft über Brahma hinaus — wollte aus seiner eigenen Substanz mannichfache Wesen hervorbringen. Er schuf zuerst das Wasser und legte in dasselbe den Zeugungsstoff. Aus diesem entwickelte sich ein Ei und aus diesem die schaffende Kraft des Ewigen, der Urvater aller Geister, Brahma. Durch den Gedanken dieses Ei zertheilend, schuf Brahma aus beiden Hälften Himmel und Erde, in der Mitte die Luft und die acht Weltgegenden, das Feuer und „der Gewässer unvergängliche Wohnung." Aus sich selbst ließ dann Brahma die Seele, die Ichheit oder Selbstheit und die fünf Sinne hervorgehen. Aus diesen Bestandtheilen und der Materie, den fünf Elementen, entstand das Universum, die vergängliche Welt.

Dann schuf der göttliche Geist den Manu, und dieser wieder die zehn großen Weisen, die Stammväter der Brahmanen. Diese erschufen sieben andere Manus oder Geistesfürsten, die Beaufsichtiger der sittlichen Weltordnung, ferner die Götter, gute und böse Geister, Wolken, Donner und Blitz und endlich durch die Macht ihrer Büßungen die Thiere und Alles, was auf Erden ist.

In diesem Gesetzbuch des Manu, welches Brahma diesem offenbart haben sollte, war genau der Weg vorgezeichnet, der zu Brahma zurückführte. Was damit für den Menschen erreicht wurde, ist nicht recht ersichtlich; denn der Höllenqual sowie dem

Totenmaskengebräuche, entgegen Niemand ganz, die meisten höchstens durch begeisterten Leben abgefärbt werden. Man war aber begeistert, wenn man ganz genau bis hin in das Kleinste gehenden Vorschriften befolge, die in dem Manne großenteils Gelehrte gezogen waren. Außer den allgemeinen Pflichten, Ehrfurcht gegen die Eltern und Familie, steckte Liebe und Treue, Gastfreundschaft u. s. w., waren jeder Stelle besonders Vorschriften gegeben, denen die strengste Beachtung der Reihen war nach der göttlichen Weltordnung befohlen. Jedes Menschen von dem Wiegen war Stande.

Tat allerwenigstmöglichste dieser Gesetze war aber die Ehrfurcht gegen die Erscheinungen, wie sich dort von selbst verstehe, da sie in die Ordnung dieser Übereinkunft waren.

Totenmaske, Abdruck von C. Vogel.

Selbst der verwahrloste Kleinste mußte sich in seiner Tracht dem geringsten der Erscheinungen nahen. Eine Beleidigung aber Verwahrlosigkeit einer Erscheinungen hatte nicht nur Strafen nach dem Code, sondern auch diese selbst in Leben zur Folge. Wenn ein Erscheinungsbekleidung", sagt bald Gleich bei Manne, „seinen Körper wenn auch mit Mode, schlecht, wenn er alle Glied niedergehenden; wenn er ihn verkümmelt, als Hand, wenn er ihm Gebrechen bringt, als Krumer Blatt, und wenn er ihm sein Verdienst beschert, als großerer Zufall."

Man dieser Lehre war der Zweifelsmaßregeln ging begreiflicherweise, auch hier ist die einzige ganz Folge seinen bestimmen Glaubens, eine große Milde gegen die Thiere herrscht. Man konnte ja nie wissen, ob nun in einem Thiere eben Gott einen niedergeborenen Anderen oder seinen Bruder Bestrafung. Wie andere religiöse Lehren führte also auch diejenige Brahma's durch die Konsequenzen, in welche sie verfiel, zu Thierfreundlichen.

Die Verbindung ihrer gesellschaftlichen Grundsätze mit den Erscheinungen brauchen wir nicht weiter, als wenn in einem Thiere eben Gott einen niedergeborenen Anderen oder seinen Bruder Strafe begegnete. Wie andere religiöse Lehren führte also auch diejenige Brahma's durch die Konsequenzen, in welche sie verfiel, zu Thierfreundlichen.

Die Verbindung ihrer gesellschaftlichen Grundsätze mit den Erscheinungen brauchen wir nicht weiter, als wenn in einem Thiere eben Gott einen niedergeborenen Anderen oder seinen Bruder Strafe begegnete. Wie andere religiöse Lehren führte also auch diejenige Brahma's durch die Konsequenzen, in welche sie verfiel, zu Thierfreundlichen.

nicht gelang, sich gänzlich von allem Interesse am Irdischen loszumachen und ganz und gar in Brahma zu versenken. Ueber das Menschliche im Menschen ganz und gar zu siegen, jedes Gefühl und jede menschliche Regung zu vernichten, war das höchste Streben des Brahmanen. Gelang ihm das vollständig, dann konnte er Gnade vor dem Todtenrichter finden, vielleicht der Hölle und der Unannehmlichkeit entgehen, wiedergeboren zu werden, und direkt mit Brahma vereinigt werden, das heißt in dem großen unerschöpflichen Meere des Geistes aufgehen.

„Wer einem Blinden gleich nicht sieht", heißt es in einem der heiligen Bücher, „einem Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung und Bewegung ist, von dem wisse, daß er die Ruhe erreicht hat."

Im Buch des Manu werden von dem Brahmanen, wenn er alt geworden ist, die schrecklichsten Bußübungen verlangt. Er solle, heißt es darin, sich selbst alle möglichen Qualen zufügen, und wenn er infolge derselben krank werde, solle er nach Nordwesten fortschreiten, bis sein Leib zusammenbreche und seine Seele sich mit Brahma vereinige.

Die Lehren der Brahmanen waren der direkte Gegensatz derjenigen, welche Kong-fu-tse lehrte. Die ersteren betrachteten das Leben auf der Erde als eine Prüfungszeit, den Menschen als eine launenhafte Emanation Brahma's, dessen Seele weiter keine Aufgabe hat, als möglichst schnell wieder zu ihrer Quelle zurückzukehren, während die Religion des Kong-fu-tse nur das Wohlbefinden des Menschen auf der Erde im Auge hat, für welche ihn Gott erschuf, indem die Weisheit Gottes, sagt sie, dem Verstande bestimmte Grenzen gesetzt hat, die er nicht überschreiten kann, und daß weiser als Gott sein wollen Thorheit ist.

Die Religion des Kong-fu-tse ist allerdings eine nüchterne, praktische Verstandesreligion, die dem den Menschen eingepflanzten religiösen Gefühl wenig Rechnung trägt und vielleicht manche Blüte der Kultur und des höheren Lebensgenusses erstickt; allein wenn sie auch einen Stillstand in dieser Kultur erzeugt und dem von Unglück heimgesuchten Menschen keinen Trost gewährt, also in gewisser Beziehung eben so wirkt wie die Religion der Brahmanen, so macht sie doch das Leben wenigstens nicht unerträglich. Ein guter Mensch, der seinem Gewissen und den mit dem gesunden Menschenverstand nicht im Widerspruch stehenden Vorschriften des Kong-fu-tse folgte, konnte sehr glücklich leben, während selbst der frömmste Brahmane unmöglich mit seiner Religion glücklich sein konnte, weil es ja Hauptstreben seines Lebens war, jedem Lebensgenuß zu entsagen.

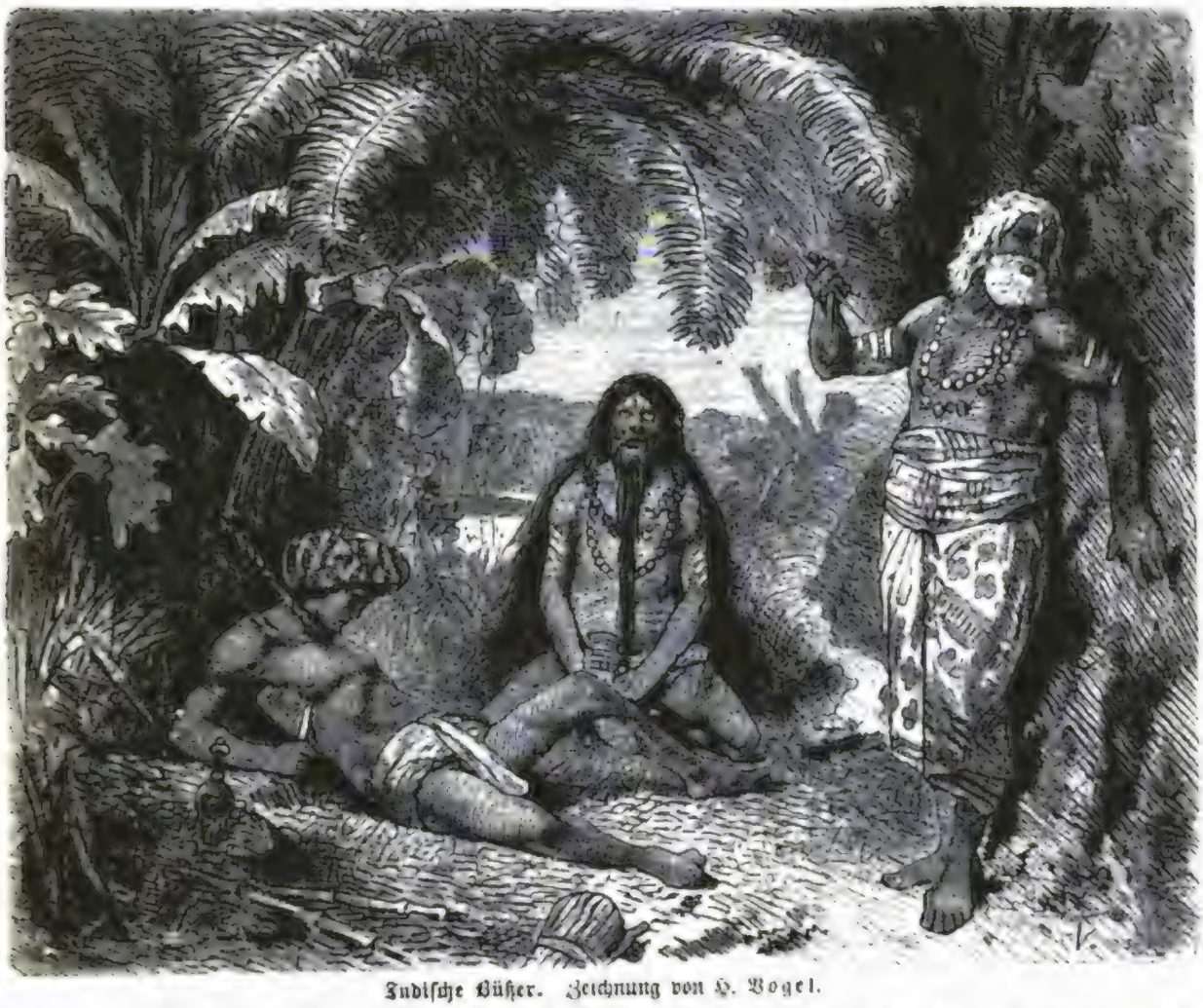
Das Kastenwesen, worüber wir weiterhin noch Einiges sagen werden, im Verein mit den trostlosen Aussichten auf die Höllenqualen und die Seelenwanderung, erzeugte im Volke einen erbarmungsvollen Zustand, dessen Erbärmlichkeit sich im Laufe der Zeit immer mehr steigerte, und der endlich unerträglich wurde.

So geschickt es die Brahmanen auch angefangen hatten, ihr Ansehn zu vermehren, und in so hohem Grade ihnen das auch gelungen war, so gab es doch Menschen, welche die sich immer seltsamer entwickelnde Brahmalehre bekämpften. Die närrischen asketischen Einsiedler, welche weiter nichts zu thun hatten, als über unlösbare religiöse Räthsel nachzudenken, kamen zu philosophischen Resultaten, die an unverständlichem Tiefsinn höchstens von denen der Weltweisen (Philosophen) eines indogermanischen Volkes übertroffen wurden, welches erst nach dritthalbtausend Jahren sich mit denselben Räthseln beschäftigte, — nämlich des deutschen Volkes.

Die brahmanischen Philosophen fanden heraus, daß nur die geistige Substanz wahrhaftes Sein besitze, daß aber die materielle Vielheit, das heißt die ganze körperliche Welt, eine bloße Sinnentäuschung sei, daß sie gar nicht anders als in unserer Einbildung existire.

Ein Mann, Namens Kapila, hatte die Keckheit zu behaupten, daß dies Unsinn sei, und ein philosophisches System aufzustellen, welches Sankhja (Erwägung) genannt wurde. Nach diesem trägt die Naturwelt ihr Lebensprinzip in sich selbst; die Materie ist ewig und die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Formen, unter denen sie erscheine, entstehe durch in

dem Stoff enthaltene Naturkräfte. Eben so wie es eine Masse des Stoffes gebe, der ewig gewesen und unvergänglich sei, so existire auch eine Masse des Geistes, deren einzelne Theile unthätig im Weltraum schwebten und erst Bedeutung gewönnen, wenn sie sich mit einen Körper vereinigten, ihn beseelten. Durch diese Verbindung werde der Geist aber in einem ihm nicht angemessenen Zustand versetzt, und es sei die Aufgabe des Lebens, die Seele aus diesem Zustande zu befreien, was nur allein dadurch geschehen könne, daß sie zum Bewußtsein und zur Erkenntniß gebracht werde, ein für sich selbständiges Wesen zu sein. Mit diesem Bewußtsein komme aber auch das Verlangen nach Befreiung, und diese werde erreicht, wenn der Mensch sich von allen körperlichen Einflüssen frei mache. Verlasse die Seele durch den Tod einen Körper, so suche sie sich nach freier Wahl einen andern und werde ein anderes Wesen.



Indische Büßer. Zeichnung von H. Vogel.

Das Resultat dieser Ansicht kam doch am Ende mit dem der Brahmanen überein, und es war also wenig gewonnen; allein indem sie die Götter leugnete und die Unfehlbarkeit der Brahmanenlehre verneinte, eröffnete sie der Reformation dieser Lehre einen Weg.

Der große Reformator der Indier wurde aber Buddha. Wir nennen ihn groß, weil die durch ihn hervorgebrachte Veränderung eine große, eine segensreiche, das Volk aus unerträglichen Banden befreiende war, obwol seine Religion an sich gleichfalls trübselig und wenig geeignet erschien, dem Menschen das Leben zu erleichtern, was doch der einzige vernünftige Zweck der Religion sein kann.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. herrschte in dem nordindischen Staat Mâghada (jetzt Behar) ein König Namens Suddhodana, dem seine Gemahlin Maja im Jahre 623 einen Sohn gebar, der Sidartha hieß Er wurde erzogen wie Königssöhne im Orient erzogen zu werden pflegen, nahm, als er 16 Jahr alt war, drei Frauen und führte ein heiteres Leben.

Die Legende erzählt, daß er durch eine besonders traurige Scene, deren Zeuge er wurde, plötzlich zum Nachdenken über das so weit verbreitete menschliche Elend kam. Dieses machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er in seinem 29. Jahre auf die Krone verzichtete, seinen Palast und seine Frauen verließ und, in ein ärmliches gelbes Gewand gekleidet, bettelnd nach Rhadschagriha wanderte, in der Nähe welcher Stadt sich einige Einsiedler von Ruf selbst peinigten, und von denen er lernen wollte.

Was er da sah, befriedigte ihn wenig, und er beschloß, sich selbst in die Einsamkeit zurückzuziehen, um dort über ein Mittel nachzudenken, wie die Menschheit aus ihrem Elend erlöst werden könne. Aus dem Kriegergeschlecht Sakja stammend, nannte er sich Sakja-Muni oder der Einsiedler Sakja, oder auch nach einem andern Geschlechtsnamen Gautama.

Sechs Jahre lebte er am Ufer des Flusses Narandschana unter den größten Entbehrungen, selbst ohne Feuer, bis er endlich den Schlüssel zu dem Räthsel, dessen Lösung er suchte, gefunden zu haben meinte. Er war nun ein Erleuchteter, ein Buddha, geworden und begann sein Lehramt. Begleitet von einigen Schülern zog er bettelnd durch Indien, auf den Straßen und Märkten seine Lehre dem ganzen Volke, nicht in der Gelehrtensprache, dem Sanskrit, sondern in der Volkssprache, dem Pali, predigend.

Die Brahmanen beachteten ihn Anfangs wenig, und als sie auf die Gefahr aufmerksam wurden, mit welcher seine Lehre ihre Herrschaft bedrohte, da war es bereits zu spät, denn der Strom des Erfolges ließ sich nicht mehr dämmen.

Diese Popularität verdankte Buddha hauptsächlich wol dem wichtigen Umstande, daß er die Kastenunterschiede nicht anerkannte, und daß er selbst ein Prinz war, verstärkte nur die Begeisterung, mit welcher diese Lehre aufgenommen wurde. Allein eben so viel Antheil an seinen Erfolgen hatte auch sicherlich, außer seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, die Milde seiner Lehre. Wie sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte gestaltete, werden wir später sehen; jetzt wollen wir nur in der Kürze den Inhalt derselben geben, wie sie Buddha selbst predigte.

Die Welt ist da; woher sie kommt, ist unergründlich; daß sie aber vom Uebel ist, liegt klar vor uns. In tiefem Schmerze windet alles Lebendige sich, bis es dem Tode verfällt. Alle Menschen ohne Unterschied sind vier Hauptübeln unterworfen: Geburt, Alter, Krankheit und Tod. Dazu kommen noch die übrigen Sorgen und Plackereien des Lebens Ueberall Jammer und Elend. Alles in der Welt ist nichtig und eitel. Wir leben ohne unser Zuthun; es ist das ein Unglück, welches man tragen, dessen Wiederholung und Fortdauer nach dem Tode man daher möglichst verhindern müsse. Die Ursachen all unserer Leiden entspringen im Körper, und daher muß es das Bestreben jedes Menschen sein, sich vom Einflusse desselben loszubinden. Durch den täglich uns vor Augen tretenden Tod sehen wir, daß der Körper nichts Wesentliches, nicht die Seele selbst ist. So lange die Seele sich nicht von dem Gefühl losmachen könne, daß sie eine Persönlichkeit, ein Ding für sich sei, könne sie keine Ruhe finden, sondern müsse sich nach dem Tode des einen Körpers wieder mit einem andern verbinden (Seelenwanderung). Sie würde also so lange die Qualen des Lebens zu erdulden haben, bis es ihr gelinge, sich von dem Gefühl des Einzeldaseins loszumachen und in der großen Einheit, dem Nichts, dem Nirwana, zu verschwinden, sich aufzulösen. Je mehr es also einem Menschen gelinge, sich von jeder Empfindung und Vorstellung frei zu machen, das heißt das denkende Prinzip zu vernichten, desto näher komme er der Lösung, dem ersehnten Ziele, dem Aufhören der individuellen Existenz im Nirwana.

Die Existenz der Götter, die Offenbarung in den Veden und dem Gesetz des Manu verwarf Buddha gänzlich und damit das ganze künstliche Gebäude der Brahmareligion. Die von derselben so glühend ausgemalten Höllenstrafen erklärte er für Thorheit und ebenso die übertriebenen Büßungen und das Befolgen der tausend Kleinigkeiten, welche vorgeschrieben waren, und deren Nichtbeachtung mit allen möglichen Strafen belegt war. Indien war in jener frühen Epoche der Schauplatz einer großen religiösen Reformation.

Da Alles, was ist, vom Uebel sei, so solle der Weise jede Berührung mit der Welt so viel als möglich vermeiden. Er solle seine Begierden und Triebe bezähmen, alle vom Fleische sich herschreibenden Gelüste und Leidenschaften unterdrücken und sich von den nichtigen Freuden und Dingen der Welt nicht fesseln lassen. Mäßigkeit, Einfachheit, Enthaltung von Lastern, namentlich Keuschheit seien Haupttugenden, die dem Ziele näher führten. Alle liebloſe, selbstsüchtige und harte Handlungen vermehrten das Uebel der Welt; man müsse sie also, um tugendhaft zu sein, vermeiden und das von Anderen zugefügte Uebel nicht allein mit Geduld und Liebe ertragen, sondern das große Elend der Menschen durch gute Handlungen vermindern. Man solle Kranke pflegen, gemeinnützige Dinge thun: wie schattige Bäume pflanzen, Brunnen graben u. s. w. Besonders solle man aber milde sein gegen die Thiere und keines, überhaupt kein lebendes Geschöpf tödten, denn Buddha's Lehre wolle die Schmerzen und Leiden mindern und nicht mehren.

Waschungen im heiligen Strom zu Benares (Tuwallah-Gath).

So faßt sich Buddha's Moral in die drei Grundsätze der Keuschheit, Geduld und Barmherzigkeit zusammen, d. h. des stillen, einfachen, mäßigen Lebens, des widerstandslosen Ertragens aller Unbill und aller unvermeidlichen Uebel und endlich des Mitgefühls und der wirksamen Hülfe für die Schicksale der Mitmenschen.

Habe man sich in Gedanken oder durch die That versündigt, lehrte Buddha, so solle man seine Sünde offen vor den Glaubensgenossen oder den heiligeren unter ihnen bekennen und seine Schuld nicht durch unnütze Bußübungen, sondern durch Reue und Besserung gut machen.

Wenn nun auch die Abschaffung, oder vielmehr Nichtanerkennung der Kasten, der Hölle mit ihren Strafen, der tausenderlei kleinlichen Vorschriften und die Milderung der Seelenwanderungslehre das Volk schnell gewann, so konnte es sich doch nicht so schnell von allen althergebrachten sinnlichen Vorstellungen losmachen und sich eben so wenig zu der Idee eines unpersönlichen Gottes, wie zu der einer absoluten Gottabwesenheit erheben: es verehrte also nach wie vor die Naturgötter, und Buddha sah das nach, da eine solche Verehrung die Ausübung der von ihm vorgeschriebenen Pflichten nicht wesentlich beeinträchtigte; er war eben kein religiöser Fanatiker, sondern ein milder und weiser Mann,

der trotz ſeiner melancholiſchen, weltſchmerzlichen Lebensanſchauung nur das Beſte ſeiner mitleidenden Mitgeſchöpfe im Auge hatte. Blutige Opfer durften aber den Göttern nicht gebracht werden; die, welche er geſtattete, beſtanden nur in Blumen und Feldfrüchten.

Nachdem Buddha zwanzig Jahre lang lehrend Indien durchzogen hatte, wüthend gehaßt und oft verfolgt von den Brahmanen, zog er ſich in die Einſamkeit zurück und ſtarb achtzig Jahre alt etwa 543 v. Chr.

Er ſtarb, durch den Enthuſiasmus und die Liebe ſeiner zahlreichen Anhänger zum Gott erhöht, der ſich durch ſeine Weisheit und Wunderkraft alle anderen brahmaniſchen Götter unterworfen habe. Man ſtritt ſich um Reliquien von ſeinem Körper, denen natürlich Zauberkraft zugeſchrieben wurde. Dieſer Körper war zwar mit königlicher Pracht verbrannt worden, allein, wie das damals nur geſchehen konnte, unvollkommen, und die übriggebliebenen Theile, zuerſt in goldener Urne verwahrt, wurden über ganz Indien ausgebreitet — wie es heißt in 84,000 Theilen. Wie groß die ſich daran knüpfende Verehrung wurde, mag man daraus ſchließen, daß um einen — beiläufig in keinem Menſchenmunde gewachſenen — Zahn des Buddha ein viele Jahre dauernder blutiger Krieg in Ceylon geführt wurde.

Maja und ihr Sohn Sakja-Muni. Nach dem Pantheon von Moor.

Wie ſich die Religion des Buddha fortentwickelte und welchen Einfluß ſie auf die Umgeſtaltung der Brahmalehre hatte, werden wir im nächſten Zeitraum ſehen. Wir hielten es für nöthig, weitläufiger auf die religiöſen indiſchen Verhältniſſe und auf die Lehre Buddha's einzugehen, da ſich zu letzterer jetzt etwa 300 Millionen Menſchen bekennen und die Religion nicht allein auf die ganze Kultur des großen indiſchen Volkes einen bis auf den heutigen Tag maßgebenden Einfluß hatte, ſondern auch weit über Indien hinausgriff.

Staats- und geſellſchaftliches Leben. Von dem Leben und Zuſtand der Arier im Pendſchab und am untern Indus wiſſen wir wenig mehr, als was wir ſchon früher geſagt haben. Sie führten ein heiteres Leben unter Geſang, Muſik, Tanz und Würfelſpiel, welches nur hin und wieder durch das „Begehren nach Kühen" von böſen Nachbarn unterbrochen wurde. Die Frauen waren zwar den Männern untergeordnet, hatten jedoch im Hauſe eine geachtete, würdige Stellung, und Vielweiberei wie auch Geſchwiſterehen fanden nicht ſtatt. Die Regierung war eine patriarchaliſche. War man mit dem Fürſten nicht zufrieden, taugte er zum Beiſpiel nichts im Kriege, ſo kam es wol vor, daß eine Anzahl Tapferer an ſeine Stelle trat und dann die Regierung führte.

Es koſtete Jahrhunderte lange Kämpfe, ehe ſich die Arier im ruhigen Beſitz des Gangeslandes ſahen, und mit ihnen hatten ſich, wie wir ſchon erwähnt haben, vier ſtreng geſchiedene

Kasten (von dem portugiesischen Wort casta: Gattung) gebildet: Brahmanen (Beter), Kschatrias (Krieger) und Vaiçjas (Ackerleute und Hirten), endlich die Sudras, zu denen die schwarze Urbevölkerung gehörte, welche in dem eroberten Lande blieb und sich den Gesetzen und der Religion der Sieger unterwarf.

Die Stellung der Brahmanen als der Spitze der Menschheit war erst vollkommen gesichert durch das Gesetz des Manu. Es galt als Offenbarung und stellte die Einrichtung der Kasten als eine Gnade Brahma's gegen die Menschen hin. Anstatt daß ihre Seele so lange in Thierleibern fort lebte, konnte sie wenigstens, wenn noch nicht vollkommen, in dem menschlichen Körper eines Sudra, Vaiçja oder Kschatria wohnen, ehe sie in einem Brahmanen wieder geboren wurde. So stellten die schlauen Priester die harte Kasteneintheilung nicht als ein Unglück, sondern als eine göttliche Gnade hin und gewannen ihr dadurch vollständige Achtung. Das war wenigstens der Fall im Gangeslande, denn im fernen Dekan folgte man nicht so ganz genau den Vorschriften des Manugesetzes, obwol es als Richtschnur anerkannt wurde.

Buddha-Statue. Museum des India-Hauses.

Die drei ersten Kasten waren Arja oder Arier und als solche weit über die Sudras erhaben. Sie durften die Veden lesen, und in einem gewissen Alter wurde an ihnen die Ceremonie der Einweihung, der „Wiedergeburt", vollzogen.

Man legte ihnen nämlich eine Schnur (nach der Kaste: von Baumwolle, Kusagras oder Wolle) an, welche von der linken Schulter über die Brust quer hinab getragen wurde. Diese Ceremonie unterschied sie durchaus von den nur einmal geborenen Sudras und allen anderen Menschen.

Während alle übrigen Kasten in einen ganz bestimmten Kreis gebannt waren, den sie nicht überschreiten durften, ohne die Weltordnung zu stören, konnte der Brahmane bis zur höchsten Stufe der Erkenntniß fortschreiten. Das geschah indessen sehr allmählich durch vier „Fortgangsstufen". Zuerst wurde der junge Brahmane Bramatschari, Lehrling. Sein Lehrer (Guru) war ihm das Bild von Brahma, und er mußte ihm daher größere Ehre und Gehorsam erweisen als seinem eigenen Vater. Die zweite Fortgangsstufe erreichten die Grihastha. Sie mußten wenigstens ein Buch der Veda gelesen haben und durften sich mit einer reinen Jungfrau aus dem brahmanischen Geschlecht verheirathen. Hatten sie einen Sohn, dann durften sie Frauen aus den beiden nächststehenden Kasten nehmen.

In die dritte Stufe trat der Brahmane, wenn er Vanaprastha, Anachoret, wurde. Er führte ein asketisches Leben und überwand die Sinne.

Die höchste Stufe erklomm aber der Sanjasin. Er hatte das höchste Ziel erreicht und war ein von der Wiedergeburt (Seelenwanderung) frei gewordener. Er durfte mit Allen umgehen, wo es die Noth erforderte, denn ihm war Alles erlaubt, weil sein Wille Brahma's Wille war — Man brauchte übrigens nicht alle diese Stufen durchzumachen: sie waren nicht wie die Kasten geschieden. Wer vorgeschritten genug war, konnte gleich ein Sanjasin werden, selbst vom Lehrling aus.

Die Brahmanen erkauften sich ihre Stellung wahrlich nicht auf leichte Weise, denn ihr Leben war durch Tausende von Vorschriften geregelt. Ihr geistlicher Stolz wurde vollkommen befriedigt, denn in der Meinung der Welt standen sie den Göttern am nächsten;

allein materielle Vortheile hatten sie von ihrem hohen Range nicht viele. Die heiligste Pflicht aller Kasten war es, die Brahmanen zu ehren und ihnen Geschenke zu geben, und wer konnte, that es, denn sie waren es, welche durch die Zauberkraft ihrer Opfer die Götter zwangen. Wer sich nur im Geringsten gegen einen Brahmanen verging, der wurde nicht nur vom irdischen Gesetz gestraft, sondern verfiel den schrecklichsten Höllenstrafen und der Verbannung in einen Thierkörper niedrigster Art.

Nach der höchsten Macht eines Königs strebten die Brahmanen nie. Der ganze Zuschnitt ihrer Lehre vertrug sich damit nicht. Die Könige waren stets aus der Kriegerkaste.

Da die Brahmanen zahlreich waren, reichten die freiwilligen Geschenke an sie nicht immer aus, ihre Familien zu ernähren, und es war ihnen im äußersten Nothfalle gestattet, ein Geschäft zu betreiben, jedoch unter besonderen Beschränkungen. Sie durften kein Geld auf Zinsen verleihen, nicht mit berauschenden Getränken handeln und auch nicht Sesam, Butter, Milch oder leinene und wollene Gewebe verkaufen, auch keine Dienerstellen annehmen.

Die Kschatrias zogen allein in den Krieg; die anderen Kasten hatten damit nichts zu thun. Konnten sie im Frieden aus ihren Mitteln nicht leben, dann durften sie auch die Geschäfte der niedrigeren Vaiçjas treiben, nämlich Ackerbau, Viehzucht und Handwerke.

Der Beruf der Sudras war Dienstbarkeit. Nur wenn sie keinen Dienst finden oder sich durch denselben nicht ernähren konnten, durften sie ein Handwerk treiben. Kriegsgefangene, Sudras und andere, wurden Sklaven. Dies Los traf auch Schuldner, die nicht bezahlen konnten, doch durfte man keine Sklaven aus höheren Kasten haben. Die Sklaven wurden übrigens gut behandelt.

Durch das Gestatten von Mischehen entstanden Zwischenkasten, und endlich bildeten sich auch solche durch Unterschied der Handwerke unter den Vaiçjas. Wohin das endlich führte, werden wir später sehen.

Außerhalb aller Kasten, und verächtlicher behandelt als irgend ein Thier, standen die Tschandalas. Sie waren die Nachkommen der Ureinwohner, die sich weder unterworfen, noch als unabhängige Menschen in die Gebirge zurückgezogen hatten. Sie durften nicht in Dörfern oder Städten wohnen, denn ihre bloße Begegnung verunreinigte einen Brahmanen. Wenn sie in einen Ort kamen, mußten sie sich durch das Zusammenschlagen von Hölzern bemerkbar machen, damit man ihnen aus dem Wege gehen konnte. Sie durften bei hoher Strafe keinen Menschen berühren, und man warf ihnen Abfall zu wie Hunden. Das Kind aus der Ehe einer ehrvergessenen Brahmanentochter und eines Sudra wurde unter diese Tschandalas verstoßen. Im Dekan nahmen die Parias dieselbe Stellung ein, und dies wurde in späteren Zeiten der Name für alle Ausgestoßenen.

Brahma hatte dem Manu äußerst detaillirte Offenbarungen gemacht. Sein Gesetzbuch zerfällt in zwölf Theile, und die prosaischsten Bestimmungen sind in Versen abgefaßt, wahrscheinlich damit man sie leichter behalten konnte. Die religiösen Bestimmungen waren klüglich mit den ebenfalls geoffenbarten Veden in Uebereinstimmung gebracht, damit die Offenbarungen sich nicht widersprachen, wie das in anderen Religionen nicht selten der Fall ist. Aber auch das ganze Staatswesen, das Familienleben, ja selbst die Marktpreise und Höflichkeitsregeln nebst landwirthschaftlichen und anderen häuslichen Vorschriften sind von dem gütigen Brahma geoffenbart worden. Das Buch ist ein Durcheinander der wunderlichsten Art.

Die Urheber dieser Offenbarung fanden es angemessen, den König mit einer durchaus unumschränkten Macht, natürlich unter den Gesetzen des Manu, zu bekleiden. Obwol sie — nämlich die Brahmanen — dem König selbst unterworfen waren, so war ihre Stellung doch schon dadurch gesichert, daß sie als Diejenigen galten, welche die Götter durch ihren Gebet- und Opferzauber zwingen konnten. Die Brahmanen zu ehren und sie mit Geschenken zu erfreuen und seine Beamten und Rathgeber aus ihnen zu wählen, war dem Könige zur heiligen Pflicht gemacht. Dieser war nach ihrer Lehre ein Ausfluß der Gottheit, den Brahma aus der Substanz der acht höheren Götter, Welthüter, geschaffen habe.

Selbst ein Königskind sei kein gewöhnlicher Mensch, sondern eine mächtige Gottheit. Unbedingter Gehorsam gegen den König war göttliches Gebot, der monarchische Staat der Abglanz der göttlichen Ordnung. Das sei immer so gewesen, sagten die Brahmanen, und um nicht Lügen gestraft zu werden, hatten sie in den von ihnen redigirten Offenbarungen Alles verwischt, was an die früheren Zustände erinnern konnte.

Da Alles bis ins Kleinste durch Manu's Gesetz geordnet war, so brauchte man sich mit Gesetzgebung nicht zu quälen; der König und seine Stellvertreter hatten weiter nichts zu thun, als auf die Ausübung des Vorgeschriebenen zu achten und Uebertreter strenge zu bestrafen. Der König war also trotz seiner unumschränkten Gewalt nur der Vollstrecker priesterlicher Gesetze und Bestimmungen. Die Strafen waren entsetzlich grausam und keineswegs für Alle gleich; die Kaste machte einen großen Unterschied. Wenn ein Sudra einen Wiedergeborenen beleidigte, so wurde ihm die Zunge ausgeschnitten; beleidigte er einen Brahmanen, so stieß man ihm ein glühendes Eisen in den Mund und tadelte er ihn gar, dann goß man ihm siedendes Oel hinein. Sehr strenge wurde Diebstahl bestraft, nämlich mit Gliederverlust oder Pfählen. Auf Vergehen gegen den König stand immer der Tod durch das Beil, Pfählen, Ertränken oder Zertreten durch Elefanten. Nachrichter waren Tschandalas. Die höchste Strafe für Brahmanen war indessen nur Landesverweisung.

Stellvertreter des Königs in den Gerichten waren meist Brahmanen, die auch seine Rathgeber und Lehrer waren. Auch hatte er einen Ministerrath von sieben Mitgliedern, der ihm Rath ertheilte, welchen er befolgte — wenn es ihm gut schien.

In der Gemeindeverwaltung ließ man dem Volke große Freiheit; man kümmerte sich nur darum, ob die Steuern ordentlich bezahlt und die Gesetze gehalten wurden, worüber zahlreiche Polizeispione wachten. Zehn Ortschaften bildeten einen Kanton, zehn Kantone einen Bezirk, zehn Bezirke einen Kreis u. s. w.

Die Beamten wurden mit dem Ertrag eines ihrem Rang entsprechenden Ackerlandes bezahlt, „weil sie in der Regel Spitzbuben sind", sagt das geoffenbarte Gesetzbuch, und die Beamten straften diese Offenbarung nicht Lügen.

Dafür, daß der König „sein Volk mit aller Kraft regierte", erhob er ganz ungeheure Abgaben, die nicht von dem Einzelnen, sondern von den Gemeinden bezahlt werden mußten. Nicht selten wurde der vierte Theil der ganzen Ernte eingefordert und außerdem von allen nur möglichen Dingen Steuern erhoben. Gewisse Handelsartikel gehörten ganz und gar dem König und der Ertrag der Bergwerke und Edelsteingruben zur Hälfte. Dazu kam auch noch eine Kopfsteuer, und Handwerker, Tagelöhner u. s. w. mußten alle Monate einen Tag für den König arbeiten. Daß kein Mensch der Welt gern Steuern bezahlt, wußte schon Gott Brahma, denn in dem Gesetzbuch des Manu wird dem König angerathen, die Steuern nicht auf einmal zu erheben, sondern es zu machen wie der Baum und der Blutegel, die auch nur nach und nach ihre Nahrung einsaugen. Die weisen Minister sagten, das Volk gleiche dem Sesamkorn, es gebe sein Oel auch nicht anders heraus, als indem man es auspresse oder herausbrenne.

Die Brahmanen zahlten natürlich keine Steuern; von ihnen, hieß es, dürfe der König sie nicht nehmen und wenn er Hungers stürbe, denn sie zahlten ihr Sechstel — in Fürbitten.

Die Vorschriften und Rathschläge, die in dem Gesetzbuche des Manu dem Könige in Bezug auf die auswärtige Politik gegeben wurden, waren ein merkwürdiges Gemisch von machiavellistischer Diplomatie und spitzbübischer Niederträchtigkeit. Jeder Nachbar, hieß es, müsse als ein Feind und dessen Nachbar als Freund betrachtet werden. Diese Maxime stellte im Mittelalter die Republik Venedig für die äußere Politik als maßgebend oben an. Die Schwächen des Feindes müsse man durch Spione, verstellte Büßer, verdorbene Einsiedler, Kaufleute und gewandte Abenteurer erforschen und kluge Gesandte anstellen, welche die Minister zu bestechen verstünden.

Eroberungskriege wurden als sehr verdienstlich hingestellt, doch wurde große Menschlichkeit gegen die Bewohner des bekriegten Landes empfohlen, da man ja in Indien nur Krieg gegen Stammverwandte zu führen hatte. Die Götter des Landes sollten geehrt werden und ebenso tugendhafte Brahmanen. Zu dem Ende sollten beruhigende Bekanntmachungen erlassen und Geschenke vertheilt werden. Dem besiegten Lande solle man einen Unterkönig einsetzen und die herkömmlichen Gesetze und Gebräuche möglichst bestehen lassen.

In den Krieg zogen mit dem Könige nur allein die Kschatrias. Das Heer bestand aus Reitern und Fußvolk, aus Kriegswagen und Elefanten mit Bogenschützen besetzt. Kriegslisten wurden sehr empfohlen. Viele derselben und auch Rathschläge für die Schlachtordnung selbst enthielt das geoffenbarte Gesetz.

Der König war, wie bemerkt, ein Gott, und damit er dem Volke auch immer so erschien, sah man ihn nur bei seltenen Gelegenheiten und dann stets umgeben von ungeheurem Pomp und Wachen, die auch seinen wohlbefestigten Palast behüteten. Außerdem war jeder Schritt, den er that, durch das strengste Ceremoniel vorgezeichnet.

Der Palast des Königs war eine Festung und das Gesetz rieth ihm, sich durch gut besoldete Leute von wenig Verstand bewachen zu lassen. Die nächsten Diener des Königs waren daher Weiber; die männlichen Leibwachen standen vor den Thüren. Damit etwaige Mörder irre geführt werden sollten, mußte der König Nachts mehrmals seine Schlafstelle wechseln. Im Krieg und auf der Jagd umgaben ihn zunächst waffen- und jagdkundige schöne Frauen, die er ihren Vätern abgekauft hatte. Wer bis zu diesen weiblichen Wachen sich heran wagte, mußte sterben. Mit Tagesanbruch wurde der König von seinen Sängern erweckt und nahm dann in goldener Badewanne ein mit Sandelholz parfümirtes Bad. Dann brachte er den Göttern sein Opfer und zeigte sich im allerhöchsten Staate dem Volke, welches niederfiel, während seine Sänger ihm Hymnen sangen. Bei den Mahlzeiten wurde die größte Vorsicht beobachtet und der Ceremonien war kein Ende. Erschien der König bei Opferfesten öffentlich, dann mußte Alles vor ihm niederfallen, wie vor einem Gotte.

Die Herrschaft ging in der Regel auf den ältesten Sohn des Königs über. Wurde dieser alt und krank, dann solle er das Reich dem Sohne übergeben, und den Tod in der Schlacht suchen oder den Hungertod wählen, indem er nach Nordwesten dem heiligen Berge Meru entgegenwandle, wie es die alten, erkrankten Brahmanen zu thun pflegten.

Der Berg Meru ist das traditionelle indische Paradies. Es liegt im Nordwesten des Himalajagebirges irgendwo, da wo die Urväter der indischen Völker wohnten, ehe sie nach dem Pendschab auswanderten. Das Mahabharat sagt, es sei ein hohes und schönes Gebirge, Meru genannt. Es liege am Mittelpunkt der in sieben Zonen getheilten Erde, daher sein Name Meru, Mitte. Von der Spitze dieses herrlichen Berges werfe die Sonne ihre Strahlen in die entferntesten Gegenden. Mit Gold bekleidet, sei es die Wohnung der Devas und lobsingenden Genien (Gandaowas), Kräuter himmlischen Ursprungs bedeckten seine Abhänge und seine über die Wolken erhobene Spitze erreiche kein sterblicher Gedanke. Der Berg sei mit herrlichen Bäumen verziert und mit hellen Bächen, und Vogelgesang ertöne überall. Die Puranas, heilige Bücher zweiter Ordnung, beschreiben dies Paradies noch genauer. Auf dem Berge befinden sich vier große Teiche voll Milch, Butter, geronnener Milch und Zuckersaft. Scheußliche Drachen bewachten diesen Berg und schreckten den Sünder ab, der sich ihm nahte. Vier große Ströme ergössen sich von ihm nach den vier Himmelsgegenden: der Ganga aus einem Kuhmaul, der Sita aus einem Elefantenkopf, der Bhadra aus einem Tiger- oder Löwenkopf und der Chakschu aus einem Pferdekopf. In späteren Zeiten wurde dieser Berg von den Buddhisten mit noch sorgfältigerer Phantasie ausgebaut. Sonne, Mond und Sterne bewegten sich um ihn herum und auf seinen verschiedenen Staffeln wohnten Selige verschiedenen Grades.

Der indische Staat beruhte auf der Familie, der Ehe. Kinder zu erzeugen, war eine religiöse Pflicht, denn nur durch die Todtenopfer eines Sohnes konnte der Vater aus

der Hölle befreit werden. Die Kinder waren das Eigenthum des Vaters und die Väter verkauften früher ihre Töchter an deren Gatten; später erhielten das Geld die Brahmanen, und sie wußten es dem Volke begreiflich zu machen, daß die Kinder nur gedeihen könnten, wenn die Ehe von ihnen unter religiösen Ceremonien und Opfern am blumenbekränzten Altar eingesegnet wurde. Vielweiberei war nicht verboten und Gesetze regelten Erbrecht und besonders Kastenrecht. Ehebruch wurde nur hart bestraft, wenn von einem Manne niederer Kaste mit einer Frau höherer Kaste begangen. Starb ein Gatte kinderlos, so war es die Pflicht des nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen, für einen Erben zu sorgen.

Die Frau war das Eigenthum des Gatten. Sie sollte, sagte das Gesetz, ihn wie einen Gott verehren und selbst wenn er untreu oder ein Taugenichts wäre. Sie solle willig ihr Leben für ihn opfern und ihm auch nach seinem Tode noch anhängen. „Die Frau, die mit ihrem Manne stirbt, wird mit ihm des ewigen Lebens theilhaftig werden", heißt es im Rig-Veda. Eine Verpflichtung für die Wittwe, dem Gatten im Tode zu folgen, ist aber selbst im Gesetz des Manu nicht enthalten, welches erst im siebenten Jahrhundert v. Chr. fertig wurde. Ueberall nimmt das Gesetz auf das Verhalten der Wittwe nach dem Tode des Mannes Rücksicht. Bewahrte sie ihm Treue, so war das sehr verdienstlich. „Laß eine Frau, deren Mann gestorben, selbst nicht den Namen eines andern Mannes aussprechen, laß sie bis zum Tode verharren, alle harten Pflichten ausübend, jeden Sinnenreiz meidend." — Wie sich die Ansichten auch in dieser Beziehung gestalteten, werden wir in den späteren Zeiträumen kennen lernen.

Obwol eine Frau nie als selbständig betrachtet wurde und kein Vermögen besitzen konnte, so war ihre Stellung im Allgemeinen doch ebenso würdig wie bei Kulturvölkern nach ein paar Tausend Jahren. Den Gatten war achtungswerthe Behandlung zur Pflicht gemacht. Die Frauen wurden nicht eingeschlossen, sondern durften mit anderen Männern verkehren, auch brauchten sie sich nicht zu verschleiern, wenn sie ausgingen. Sie nahmen am Gottesdienst und Festlichkeiten Theil, und strenge Gesetze bedrohten Verführungsversuche gegen Frauen und Mädchen mit harten Strafen.

Das Gesetzbuch des Manu enthält, wie erwähnt, die genauesten Vorschriften auch für das häusliche Leben. Es ist schon deshalb interessant, manche von ihnen kennen zu lernen, weil wir in ihnen den Ursprung vieler Gebräuche finden, die noch heute bei manchen Völkern kaukasischer Rasse stattfinden.

Das Essen war ein religiöser Akt, und es wäre Sünde gewesen, dabei die Schuhe an den Füßen zu behalten. Die Form des Speiseraums war für jede Kaste vorgeschrieben. Derjenige der Brahmanen war ein Viereck; die Kschatrias aßen in einem dreieckigen Zimmer, die Vaiçjas in einem kreisförmigen und die Sudras in einem halbkreisförmigen. Nachdem Hände und Füße gewaschen sind, setzt sich der Inder zu Tisch und spricht betend: „Mögen wir immer Speise haben." Dann opfert er fünfmal etwas Speise dem Jama unter fünf verschiedenen Namen desselben.

Die Gastfreundschaft ist ein indisches Sakrament; aus ihr entsteht eine Art von verwandtschaftlichem Verhältniß. Der Gast und der Hausvater verrichten Gebete vor dem Bilde des gemeinschaftlichen Gottes und geloben sich gegenseitig Treue. Dabei werden Blumen gestreut. Nachdem dem Gaste die Füße gewaschen sind, setzt er sich zu Tische und speist; erst wenn er befriedigt ist, setzt sich der Hausvater und dessen Familie.

Der Bräutigam der Tochter wird von deren Vater in einem nach den Regeln der Astrologie gewählten, besonders dazu eingerichteten Zimmer empfangen. Hierher werden die Hochzeitsgeschenke gebracht und eine Kuh, das Sinnbild ehelicher Fruchtbarkeit. Der Hausvater sagt: „Möge sie stets Ueberfluß haben an Milch und Jahr für Jahr unsere Wünsche erfüllen." Dann Gebete, Waschungen und Speiseceremonien. Unterdessen wird die Braut gebadet und drei Gefäße mit Wasser werden unter frommen Sprüchen ihr über den Kopf gegossen. Dann bindet eine Matrone die Hände des Brautpaares mit dem heiligen

Kusagrase zusammen. Das Ritual der Priester des Samaveda schreibt vor, daß der Brautvater die Mäntel des Brautpaares zusammenbinden solle, wenn er die Geschenke überreiche. Dies geschieht indessen gewöhnlich erst, wenn die Kuh losgebunden, eine Libation von Wasser gebracht ist und der Brautvater gewisse Gebete gesprochen hat; dabei sagt er: „Ihr müßt unzertrennlich sein in Pflichten, Gütern und Liebe." Darauf weiht der Bräutigam die Opfergeräthe, während das Feuer bereitet wird. Ein Freund des Bräutigams geht mit einem Krug Wasser um das Feuer. Der Bräutigam wirft Reis und Samiblätter (Wenenthera aculenta) in ein flaches Becken und legt einen Stein und Reiber daneben. Dann geht er in ein anderes Zimmer, um der Braut unter Gebeten ein neues Kleid anzuziehen. Darauf führt er sie zur Opferflamme. Der in das flache Becken gelegte Reis wird aufgenommen und der Stein vor der Braut hingelegt, die mit der Spitze des rechten Fußes darauf tritt. Darauf wird eine Hymne an Saraswati, Brahma's Gattin, gesungen. Ist das geschehen, so gießt der Bräutigam einen Löffel Butter in die Hände der Braut, welche nebst dem Reis in das Opferfeuer geworfen wird. — Unter sieben Sprüchen macht die Braut sieben Schritte, die anzeigen, daß die Ehe unwiderruflich geschlossen ist. Der beim Feuer stehen gebliebene Freund des Bräutigams gießt nun aus dem Wasserkruge Wasser über die Köpfe des Brautpaares, wobei er ein Gebet spricht. Opfer schließen die Ceremonie.

Am Abend setzen sich Braut und Bräutigam auf eine rothe Stierhaut unter gewöhnlichem Opfer. Dann zeigt der Bräutigam der Braut den Polarstern und sagt: „Der Himmel ist fest und die Erde, das Weltall beständig, so mögest auch Du in meiner Familie beständig sein." Matronen gießen aus auf den Altar gestellten Krügen Wasser über das Brautpaar und Alles schließt mit einem Opfer, wobei der Bräutigam der Braut Speise reicht, zu der kein künstliches Salz genommen ist. Nach dem Gesetzbuch Manu's sind Ehe und Familienleben die Grundlagen der gesammten sittlichen Weltordnung.

Die Verbrennung der Leichen fand unter großen Feierlichkeiten statt. Der Sterbende wurde auf Kusagras gelegt, sein Haupt mit Gangeswasser besprengt und Blätter von heiligen Bäumen über dasselbe gestreut. Heilige Melodien wurden angestimmt und Loblieder gesungen. Die Leiche wurde gewaschen, mit wohlriechendem Oel eingerieben, mit Blumen geschmückt und in die Augenlider und Nasenlöcher legte man kleine Goldstücke. Der nächste Verwandte warf das duftende Gewand über die Leiche, die dann auf eine hölzerne Bahre gelegt und unter Musik zu dem Platz am Ufer eines Flusses geführt wurde, wo der Scheiterhaufen errichtet werden sollte. Das Feuer wurde in einem Gefäße dem Zuge vorangetragen. Die Leiche wurde auf Kusagras gelegt und die Verwandten badeten sich im Strom. Jetzt errichtete man den Holzstoß; dann wusch man die Leiche, rieb sie mit wohlriechenden Salben ein, bekleidete sie mit einem leinenen Gewande und setzte sie auf den Holzstoß, den Kopf nach Norden gerichtet. Der nächste Verwandte warf nun ein Tuch über den Todten und indem er eine brennende Fackel erhob, rief er alle heiligen Oerter an und sprach: „Mögen die Götter mit dem Feuermunde diese Leiche verzehren." Dann ging er dreimal, nach Süden schauend, um den Holzstoß herum, ließ sich auf das linke Knie nieder und hielt die Fackel an das Holz, wobei die Priester sangen und beteten. Während das Holz brannte, nahmen Verwandte sieben Stücke Holz, gingen langsam um den Scheiterhaufen herum und warfen sie dann über ihre Schultern ins Feuer mit den Worten: „Heil Dir, der Du das Fleisch verzehrst." Alle, welche die Leiche berührt hatten, oder ihr gefolgt waren, mußten rings um den Holzstoß gehen, ihre linke Hand danach ausstrecken, ohne auf das Feuer zu sehen. Dann ein Bad im Strome und Alles ging nach dem Trauerhause. — War man dort angekommen, dann wurden die Leichenkuchen gebacken. Einen Kuchen warf man den Fischen ins Wasser, auf einem großen Blatte wurde Futter für die Krähen beiseite gesetzt und zehn Tage lang, so lange dauerte die Trauer, jeden Abend ein irdenes Gefäß mit Milch an die Thür gehängt.

Von Industrie und Handel der Indier werden wir in der Geschichte der nächsten Zeiträume reden und diesen Abschnitt der Kulturgeschichte mit einer kurzen Uebersicht der ältesten indischen Sprache und Literatur schließen.

Sprache und Literatur. Die Gelehrten, welche sich die Erforschung der Sprachen zur Lebensaufgabe gemacht haben, sind nicht einig darüber, ob alle menschlichen Sprachen von einer und derselben Ursprache abstammen. Wir wollen uns nicht anmaßen, darüber zu entscheiden, sondern nur bemerken, daß es zwei große Sprachengruppen giebt, die so wesentlich in ihrem grammatikalischen Bau wie in ihren Wörtern von einander abweichen, daß ein gemeinschaftlicher Ursprung mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit begründet erscheint.

Eine dieser Gruppen ist die indo-europäische, so genannt, weil von der ältesten indischen Sprache, dem Sanskrit, die Sprachen aller kultivirten Völker Europa's abgeleitet sind. Einige Wörter der verschiedenen Sprachen mögen als Beleg dafür dienen:

Sanskrit.	Griechisch.	Latein.	Altdeutsch.
Pitar.	*Πατήρ*	Pater.	Fadar.
Matar.	*Μήτηρ*	Mater.	Modar.
Duhitar.	*Θυγάτηρ*	. . . . .	Dohtar.
Sunus.	. . . . .	. . . . .	Sunus.
Bhratar.	*Φρατήρ*	Frater.	Bhrotar.
Svasar.	. . . . .	Soror.	Sviſtar.
Vidhava.	. . . . .	Vidua.	Viduvo.
Sthuras.	*Ταῦρος*	Taurus.	Stiurs.
Su-karas.	*Σῦς*	sus.	Su.
Muſch.	*Μῦς*	mus.	Mus.

Diese in Vorderindien gesprochene Sprache hatte schon im vierten Jahrhundert v. Chr. aufgehört, Volkssprache zu sein, und es haben sich in derselben geschriebene Schriften erhalten, deren Alter bis tausendvierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung hinaufreicht. Kenner behaupten, daß der Sanskrit vollkommener als das Griechische, reichhaltiger als das Lateinische und feiner als beide sei. Die Schrift, welche die Brahmanen erfanden, war gleich ursprünglich keine Bilderschrift wie die chinesische und andere alte Schriftsprachen, sondern eine, die Laute ausdrückte.

Die ältesten Denkmäler der Sanskritliteratur sind die Veden, die wir bereits mehrmals erwähnt haben. Sie zerfallen in vier Theile: Rigveda, Samaveda, Yadschurveda und Atharvaveda. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, wovon die ersten, Sanſitâ, die Lieder und Gebete enthalten, womit die Indier Gedeihen für ihre Herden und Felder erbaten, oder die Morgenröthe begrüßten, oder die Kämpfe des Indra mit dem Einhüller Vritra feierten, oder auch Kriegs- und Siegeslieder u. ſ. w. Die zweiten und viel jüngeren Theile heißen die Brâhmanas; sie bringen die Gesänge in Verbindung mit der Opferhandlung und erklären die Bedeutung der alten Lieder, wie sie die Brahmanen verstanden wissen wollten. Die dritten Unterabtheilungen sind die Sutrâs, welche kurze Lehrsprüche enthalten.

Zu den Veden wird auch noch die Upaniſchat gerechnet, eine Sammlung von Aufsätzen aus verschiedenen Zeiten, in welchen die Brahmanen ihre Lehre zu begründen versuchen.

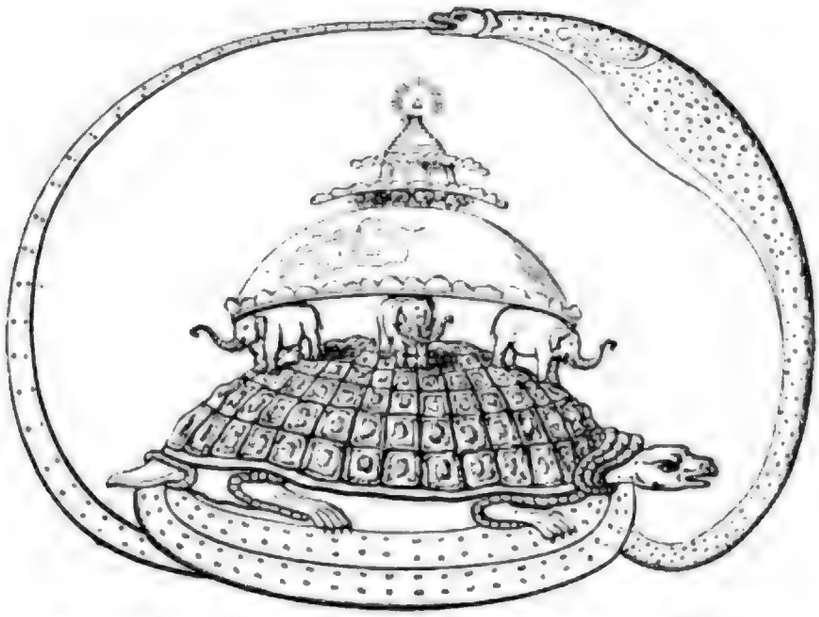
In den Jahrhunderten, während welcher die Arier sich den Weg nach dem Ganges erkämpften und bald mit Ureinwohnern, bald mit nachrückenden stammverwandten Völkern Kriege führten und daher Kriegsthaten in den Vordergrund der Ereignisse traten, entstanden eine Menge Gedichte, welche die Thaten der Helden besangen und schilderten. Diese wurden in späterer Zeit gesammelt, oder in mehr zusammenhängender Weise verarbeitet und gewiß vielfach umgestaltet und mit Zusätzen vermehrt, ehe sie die Form erhielten, in der sie uns überliefert worden sind. Die beiden uns aus so früher Zeit erhaltenen

Heldengedichte sind das Mahabharata und das Ramajana. Als Verfasser des ersteren wird Vjasa genannt, was aber weiter nichts als „Sammler" bedeutet; der Verfasser des zweiten heißt Valmicki. Diese Ordner und Sammler der Gedichte waren ohne allen Zweifel Brahmanen und sie wurden daher brahmanisch zugeschnitten, das heißt die Ideen, welche diese verbreiten wollten, wurden als schon in den ältesten Zeiten herrschend eingeschmuggelt. Was in späteren Zeiten bei anderen Völkern in Bezug auf die Geschichte geschah, wurde hier mit dem Heldengedicht vorgenommen; man änderte ihren Charakter und verfälschte sie wenn nöthig, da es stets und überall das hauptsächlichste Streben der Priester war, ihren Stand zu verherrlichen und alle Ereignisse so darzustellen, daß dies dadurch erreicht wurde. Trotzdem sind diese Heldengedichte von sehr hohem Werth für die Kenntniß der ältesten Geschichte der Inder und geben uns interessante Aufschlüsse über ihr frühes Kulturleben.

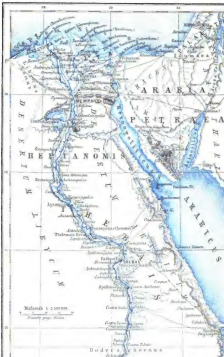
Das Mahabharata schildert den großen Kampf zwischen den beiden stammverwandten Völkern der Kuru und Pandu, dessen Entscheidungsschlacht den Kern des sehr umfangreichen Epos bildet. Dieses Werk und die in ihm enthaltenen Episoden sind an poetischer Schönheit kaum von irgend welchen Werken späterer Völker übertroffen worden.

Das Ramajana ist ein Kunstprodukt späterer Zeit, dem der Kampf mit den wilden Völkern des Dekan zu Grunde gelegt ist, die als Riesen und affenartige Ungethüme geschildert werden. In diesem Epos sind die Helden keine historischen Personen, sondern Personifikationen von Begebenheiten und Zuständen. Rama, der Held des Gedichtes, ist ganz und gar ein Held nach dem Herzen der Brahmanen, ein Inbegriff aller indischen Tugenden. Er erobert das Dekan und erregt dadurch den Zorn des Riesenkönigs Ravana, der in Ceylon seinen Sitz hat und ihm seine geliebte Gattin Sita raubt. Rama verbindet sich mit den wilden Affenmenschen, besiegt in siebentägiger Schlacht den Ravana und befreit Sita.

Ueber den Inhalt des Gesetzbuches des Manu haben wir bereits das Nöthige angegeben. Andere bemerkenswerthe Werke dieses bis Buddha sich erstreckenden Zeitraums sind nicht vorhanden.



Der Berg Meru, Erde und Hölle, getragen von der großen Schildkröte.
Nach der Zeichnung eines Brahminen.



Aegypten.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Aegypten.

Von den älteſten Zeiten bis auf Ahabra 570 v. Chr.

Ehe noch Fo-hi den Chineſen ſeine weiſen Geſetze gab, oder die kaukaſiſchen Nomadenſtämme nach Iran und dem Pendſchab wanderten, beſtand ſchon in dem nordöſtlichſten Winkel von Afrika ein Land, welches von einem hochkultivirten Volke in einem vollkommen ausgebildeten Staate bewohnt wurde — Aegypten. Wie Indien, ſo war auch Aegypten ein Wunderland; allein hier waren es nicht die Schätze, welche die Natur mit verſchwenderiſcher Hand wie über das Gangaland ausſtreute, von denen die Völker der Erde angelockt wurden, ſondern Wunderwerke, welche menſchlicher Geiſt und menſchliche Induſtrie geſchaffen hatten und deren rieſige Trümmer noch nach ſechstauſend Jahren angeſtaunt werden.

Während China Jahrtauſende lang der übrigen Welt faſt unbekannt blieb und eben ſo wenig wie Indien einen nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Kultur oder der politiſchen Ereigniſſe ausübte, fiel von der Kultur Aegyptens ein befruchtender Strahl auf viele andere Völker und ſein Einfluß läßt ſich bis auf den heutigen Tag unter den gebildetſten Nationen der Welt verfolgen.

Woher dieſe frühe Kultur ſtammte, wird nie enträthſelt werden. Bis vor Kurzem galt es bei den Forſchern für eine Thatſache, daß dieſelbe von Indien über Aethiopien nach Aegypten gebracht wurde; allein ſo viele Umſtände dafür auch zu ſprechen ſchienen, ſo weiß man doch jetzt, daß die Kultur vielmehr von Aegypten nach Aethiopien wanderte. Wir fragen nur, wie konnten die Indier geben, was ſie ſelbſt nicht hatten? Erſt um das Jahr 2000 v. Chr. ſtiegen ſie mit ihren Herden in die Induſebene hinab und blieben noch lange ein einfaches ackerbauendes Nomadenvolk, während handgreifliche Zeugen der höchſten Kultur aus jener frühen Zeit noch heute in Aegypten zu ſehen ſind.

Im Norden wurden die Küſten Aegyptens vom Mittelländiſchen, im Oſten vom Rothen Meere beſpült und an der nordöſtlichen Ecke iſt es durch die Landenge von Sues mit dem nördlichen Arabien verbunden. Im Süden trennt ein Gebirge Aegypten von Nubien (Aethiopien) und im Weſten iſt die große libyſche Wüſte.

Der Flächeninhalt des Landes beträgt freilich gegen 6000 Quadratmeilen, allein faſt neun Zehntel deſſelben ſind Wüſte. Dieſe wüſte Felſenplatte wird von dem Nil ihrer ganzen Länge nach durchſchnitten, und das Gebiet dieſes Fluſſes iſt das durch ſeine Fruchtbarkeit bekannte eigentliche Aegypten.

Der Nil entsteht aus zwei Flüssen, die aus zwei großen, fast unter dem Aequator liegenden Seen kommen, dem Ukerewe und Mwutan-Nzige. Er ist gegen 845 Meilen lang, wovon ungefähr 700 schiffbar sind. Bei dem nördlichsten der Wasserfälle, deren er in südlicher Richtung noch mehrere bildet, tritt er zwischen Philä und Assuan in Aegypten ein, und nach einem Laufe von hundert Meilen, auf welcher Strecke sich wie schon 200 Meilen früher, kein Fluß oder selbst Bach in ihn ergießt, theilt der Strom an der Spitze des Deltas sich in zwei Hauptarme und mehrere Nebenarme, die sich in fächerartiger Verbreitung in das Mittelmeer ergießen.

Die beiden Flüsse, aus denen der Nil entsteht, heißen Bahr-el-Azrek (der blaue Fluß) und Bahr-el-Abiad (der weiße Fluß). Der erstere, östliche Arm nimmt einige Nebenflüsse auf, ehe er sich mit dem viel größern und viel längern Weißen Nil (bei der jetzigen Hauptstadt Nubiens, Chartum) verbindet. Der vereinigte Fluß nimmt unter $12^1/_2{}^0$ n. Br. noch einen von den abessinischen Gebirgen kommenden Nebenfluß, den Atbara, auf, welchen die alten Geographen Astaboras nannten. Von hier an hat der Nil auf einem Laufe von weiteren 350 Meilen keinen einzigen Zufluß; nicht einmal ein Bach ergießt sich hinein. Schon ehe der Nil nach Aegypten kommt, bildet er drei kleine Wasserfälle und bei seinem Eintritt den vierten, welcher (von Aegypten aus) immer als der erste bezeichnet wird.

Die Griechen nannten das sich an den Mündungen der Flüsse durch Theilung bildende Landdreieck Delta, weil ihr so genannter Buchstabe die Gestalt eines Dreiecks (Δ) hat. Wenn man allgemein vom Delta redet, so meint man immer das Delta an der Mündung des Nils. Das Land an den Mündungen großer Ströme ist stets bedeutenden Veränderungen unterworfen, besonders wenn sie viel Schlamm, oder Sand mit sich führen. Das heutige Nildelta sieht daher bedeutend anders aus als vor drei-, viertausend Jahren. Bei dem Dorfe Kerkasore theilte sich der Nil in drei Arme: der pelusische wandte sich nach Nordosten und ging durch die syrische Wüste; der kanopische wandte sich nach Nordwesten und floß am Rande der libyschen Wüste entlang; der sebenitische Arm floß geradeaus nördlich und theilte das Delta in zwei Hälften. Diese drei Arme waren wieder unter sich durch ein Netz von Kanälen verbunden, von denen einige direkt ins Meer fielen, so daß die Alten sieben Mündungen und zu anderen Zeiten auch vierzehn annahmen. Den Quadratinhalt des Delta berechnet man jetzt auf 200 Quadratmeilen.

Bis zum Delta begleiten Gebirgszüge den Fluß als Thalränder, die bald näher an ihn herantreten, bald sich mehr zurückziehen. An der schmalsten Stelle läuft der Nil durch eine nur 300 Schritt breite Schlucht, während sich weiter hin die Thalränder drei bis vier Meilen von einander entfernen. Die größte Breite des Flusses beträgt etwa 3000 Meter.

Das östliche Gebirge trennt das Nilthal von der Wüste, die sich bis zum Rothen Meere hinzieht. Das westliche Gebirge schützt gegen den von der libyschen Wüste herüberwehenden Flugsand. In dieser Wüste befinden sich einige fruchtbare Stellen, welche Oasen genannt werden und die zu dem alten Aegypten gehörten. Die nördlichste dieser Oasen ist etwa eine Tagereise vom Nil entfernt und von diesem durch eine niedrige Hügelkette getrennt. Hier lag der berühmte künstliche See, der von den Griechen Möris genannt wurde und von dem wir noch reden werden. Die fernste dieser Oasen ist die von Siwah, berühmt durch einen Ammon-Tempel, und die größte die „Große Oase" (jetzt Arah-el-Charigeh), die etwa zwölf Meilen lang ist.

In alten Zeiten wurde Aegypten in Ober- und Unterägypten eingetheilt. Später unterschied man noch ein Mittelägypten. Das südlich gelegene Oberägypten hatte Theben zur Hauptstadt; die Hauptstadt von Unterägypten war Memphis Die südlichste Stadt Aegyptens war Philä auf der Insel gleichen Namens und dicht bei dieser lag die reizende Flußinsel Elephantine mit der gleichnamigen Stadt. Unterhalb des ersten Wasserfalls — der übrigens nirgends höher als $2^1/_2$ Meter ist und selbst der Schifffahrt keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg legt — lag die Stadt Syene.

Das kleine Aegypterinn ist heiß und trocken, aber kühlt in der Nähe des Nils gefund. In Unterägypten ist die Luft feuchter und warm, besonders im Delta. Die Hitze wird durch den von Juni bis April herrschenden Nordwind gemildert, der auch der Nilfahrt sehr günstig ist. Vieler Wind erhebt sich gewöhnlich Vormittags 10 Uhr. Im März und Mai herrschen die erschöpfendsten, heißen Südwinde innerhalb 50 Tagen vor, denen aber durchschnittlich nur 6 Tage. Die sind elektrischer Natur und verursachen die Seele der Menschen. In Menschen weint man heißen Thränen und scheint mit neue Feuer-Gluthen.

Die Unterägypten regnet es selten und in Oberägypten kaum alle zehn Jahre einmal.

Mehrer giebt es in Aegypten nicht, nur hin und wieder Sycomoren von Palmen und anderen Bäumen. Die Nilen kommerten sich nicht so viel um Dürrheit wie ihre heutigen Nachfolger. Das Nilthal, besonders aber das Delta, war ein ausserordentlich Getreidland und Aegypten galt für die Kornkammer des Alten Welt.

Nilpferd-Darstellung.

In allen Zeiten war das Thierreich nicht ganz so arm wie jetzt. Bäumen kommen in Aegypten nicht mehr vor, und die Nilpferde, die heute sich sogar ausgerottet im Delta gefunden, sind aber die Nilpferde Oberägypten, die Nilkrokodil gegegen. Schlangen und Schildkröte, Nilpferde, Antilopenarten und Hasen finden sich noch und Mosquitos giebt's in Menge; aber der Löwe ist, wie es scheint, weder heute gehalten worden, noch häufig gewesen. Die Nilpferde wurden mit noch mehrfamal Vorliebe in Mittelägypten, wegen sich aber nicht weiter den Nil hinunter.

Pferde hatte man in den ältesten Zeiten in Aegypten nicht, auch alle man sie einfuhrte bemerkte man sie lange Zeit hindurch nicht gern. Esel kommen nur zum Zugthiere. Von zeit überall zu finderen einheimische Kennet man den Quantitäter der alten Aegypter.

Wie haben Aegypten als eine Zeitalterie beschrieben, ein Land, in dessen unserem Theil sich durchschnittlich an 240 Tagen kein Wölkchen am Himmel zeigt und nur selten leichter Regen fällt, während es in Oberägypten kaum alle zehn Jahre einmal regnet und das Thermometer nicht selten auf 32, ja 40 Grad Wärme im Schatten steigt. Das Land wurde eine Wüste sein ohne den Nil[Fluß].

Thiere ist gewissermaßen Vater und Mutter Aegyptens und Schöpfer aller Zeiten, man kann seinen Ursprung Hunderttausend geschichten haben. Das tiefe Thalbett des Flusses wurde schwellen nicht weit zu bedeuten haben und die diesen Fluten, durch welche er fließt, nicht fruchtbar machen; allein regelmäßig alle Jahre tritt er über seinen Ufern, und die ganze Ebene bis an die Bergkette ist ein ungeheurer See,

aus dem die Ortschaften mit ihren Bäumen und Häusern hervorragen. Tritt der Fluß wieder in sein Bett zurück, so hinterläßt er einen Schlamm, der sich seit Jahrtausenden anhäufte und das Land zu einem der fruchtbarsten der Erde machte.

Dieses Anschwellen des Nils wird durch anhaltende Regengüsse bewirkt, welche regelmäßig Ende Februar in den tropischen Gegenden eintreten und sich bis zum 17. Grad nördlicher Breite erstrecken. Mitte Juni steigt das Wasser des Flusses in Oberägypten, und Ende Juni erreicht die Flut das Delta. Das Wasser zieht sich Ende September zurück; im Oktober wird das Land trocken und besäet und Anfang März ist die Ernte. Es ist begreiflich, daß die Aegypter nach diesem Steigen und Fallen des Nils ihr Jahr in drei Theile theilten: die Grünzeit (November, Dezember, Januar, Februar), die Erntezeit (März, April, Mai, Juni) und die Wasserzeit (Juli, August, September, Oktober). Die ägyptischen Monate stimmten nicht ganz genau mit den unserigen überein, und die Grünzeit begann mit dem 1. Thot, welcher auf den 25. Oktober fiel.

Der Nil steigt nicht alle Jahre gleich hoch. Bleibt er niedrig, so entsteht eine Mißernte. Um nun diese möglichst zu verhüten, hatte man das Land mit Kanälen und Schleußen versehen, damit das Wasser nach Punkten geleitet werden könne, wohin die Ueberschwemmung vielleicht nicht reichte, oder um das Wasser auf anderen länger zurück zu halten, oder abzuleiten, wo es zu lange verweilt haben würde.

Durch den seit Jahrtausenden abgesetzten Nilschlamm ist nicht nur das Bett dieses Flusses, sondern auch das ganze überschwemmte Land bedeutend erhöht worden. In urältesten Zeiten soll ganz Unterägypten ein Sumpf gewesen sein. An der Südgrenze Oberägyptens hat sich der Boden ungefähr alle 188 Jahre um einen Fuß erhöht, während er dazu in Theben 244 Jahre gebrauchte. Man kann daher aus der Tiefe der Grundmauern alter Denkmale ihr Alter berechnen, was ein hülfreiches Mittel ist, die Richtigkeit alter chronologischer Angaben zu prüfen. Aus diesen Bodenerhöhungen entsteht auch die Abnahme der Höhe der Ueberschwemmungen. An einem Felsen, der oberhalb des zweiten Kataraktes liegt, sieht man die Wasserhöhe von vor 4000 Jahren angemerkt; sie ist um 7 bis 8 Meter höher als heutzutage.

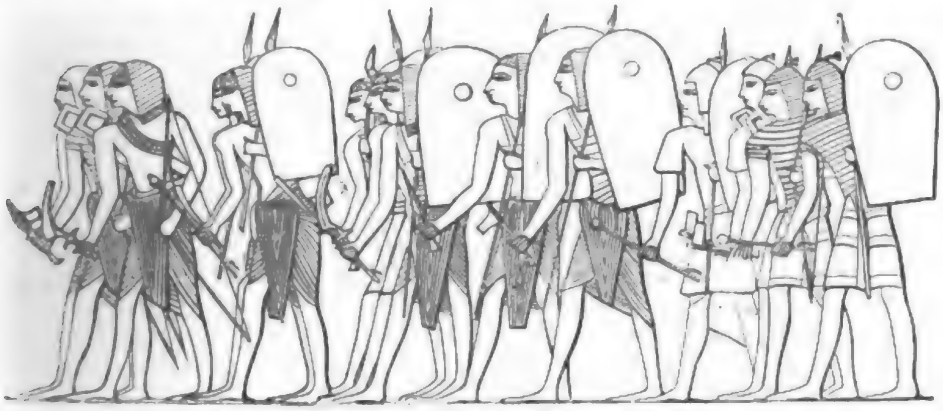
Der ursprüngliche Name Aegyptens ist Kemi und die Bedeutung des Wortes schwarz, denn schwarz war der Boden im Vergleich zu der umgebenden Wüste. Die Griechen (Homer) nannten den Fluß Aegyptos, welcher Name auf das ganze Land übertragen wurde. Der Name Neilos (Nil) ist späteren griechischen Ursprunges. Die alten Aegypter nannten den Nil „den großen Fluß" Aur-aa (in der heiligen Sprache Hapi), koptisch Jaro und hebräisch Jaur. Der Name Neilos ist von dem semitischen Wort Nahor hergeleitet.

Das Nilwasser ist auch das einzige Trinkwasser der Aegypter und gewöhnlich angenehm und gesund; allein in den ersten Tagen des Anschwellens verändert der Fluß seine Natur. Das Wasser wird grün und schlammig infolge der zersetzten Pflanzenstoffe, welche der Fluß von Sudan mitbringt. Sein Gestank ist abscheulich und kein Filtriren hilft. Dieser Zustand dauert indessen nur drei bis vier Tage, und die Einwohner der Städte versehen sich für diese Zeit vorher mit einem genügenden Wasservorrath. — Nach einem Steigen des Nils von zehn oder zwölf Tagen erscheint ein sehr merkwürdiges, bis jetzt noch unerklärtes Phänomen, nämlich der rothe Nil. Das mehr oder weniger trübe Wasser erscheint durchaus blutroth In ein Glas gegossen, bietet das Wasser zu dieser Zeit folgende Erscheinung: Ein Viertel des Glases ist mit schwarzem Schlamm gefüllt; in der Mitte ist helles Wasser und obenauf schwimmt die undurchsichtige blutrothe Masse. Diese Färbung hat indessen auf die Güte des Wassers gar keinen Einfluß. — Diese Zeit des Anschwellens des Nil ist für alle Bewohner Aegyptens eine Freudenzeit.

Obwol kein Volk der Erde uns so viele Denkmale aus uralter Zeit zurückgelassen hat wie die Aegypter, und trotzdem daß die meisten derselben mit Schriftzeichen bedeckt sind, ist es doch unmöglich, eine durchaus zusammenhängende Geschichte des Landes daraus

herzuſtellen. Griechiſche Geſchichtſchreiber (wie Herodot und Diodor), Männer mit hellem Geiſt und großer Beobachtungsgabe, welche das Land zur Zeit ſeiner noch blühenden Exiſtenz beſuchten, haben uns zwar ſehr viel Werthvolles über Kultur und Sitten der Aegypter hinterlaſſen; allein was ſie über die Geſchichte erfuhren, iſt oft ſagenhaft übertrieben und fragmentariſch. Einen Anhaltepunkt bieten Bruchſtücke eines leider verloren gegangenen hiſtoriſchen Werkes, welches ein ägyptiſcher gelehrter Prieſter, Manetho, auf Wunſch ſeines Königs (Ptolomäos Philadelphos) am Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. in griechiſcher Sprache ſchrieb. Es war aus den Archiven von Memphis und Heliopolis geſchöpft. Die erwähnten Bruchſtücke aus dieſem Werke ſind in den Schriften anderer Männer enthalten und namentlich eine Liſte der von Manetho angegebenen Königsdynaſtien.

Es iſt indeſſen erwieſen, daß Manetho alle Dynaſtien mitzählte, welche überhaupt in Aegypten, und zum Theil zu gleichen Zeiten die einen in Oberägypten, die anderen in Unterägypten herrſchten, wodurch Verwirrung in der Chronologie entſtand, welche die gelehrten Forſcher zu ſehr von einander abweichenden Reſultaten führten. Platon, der um 380 v. Chr. lebte, ſchätzt das Alter des Aegyptiſchen Reichs auf 10,000 Jahre. Neuere Forſcher haben für den Beginn der erſten Dynaſtie bald das Jahr 5702, bald 3892 oder 3643 v. Chr. angenommen.



Aegyptiſche Krieger von verſchiedenen Waffengattungen.

Wir finden, daß faſt alle orientaliſchen Völker ihre älteſten Helden oder Herrſcher Götter oder Halbgötter nennen. Dies iſt auch bei den Aegyptern der Fall. Sie wurden, heißt es, zuerſt von drei Götterdynaſtien, wahrſcheinlich Prieſtern, beherrſcht; allein woher dieſe und die Aegypter ſelbſt kamen, wiſſen wir nicht genau. Die einzigen Anhaltepunkte bieten Sprache, und namentlich Schädel- und Körperbildung, welche eine Uebereinſtimmung mit der kaukaſiſchen Raſſe nachweiſen; wann aber die am Nil wohnenden Stämme Aſien verließen und auf welchem Wege ſie dahin gelangten, iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben.

Der griechiſche Geſchichtſchreiber Diodor führt als Beweis der Abſtammung der ägyptiſchen Kultur von der äthiopiſchen eine Menge Aehnlichkeiten an, die auch wirklich ſtattfanden, aber ſehr natürlich waren, da die Aethiopier eben all ihre Kultur von den Aegyptern (unter der 12. Dynaſtie ihrer Könige) erhielten. In neueren Zeiten aufgefundene ſchriftliche Dokumente laſſen darüber keine Zweifel. — Nach der Bibel ließ ſich Mizraim, Sohn des Cham und Bruder des Kanaan und Aethiopiers Kuſh, mit ſeinen Kindern am Ufer des Nils nieder. Ludim, der älteſte unter ihnen, perſonifizirt die eigentlichen Aegypter, die Rotu und Lodu der hieroglyphiſchen Inſchriften. Anamim repräſentirt ziemlich gut die große Nation der Anu, welche das nördliche On (Heliopolis) und das ſüdliche On (Hermonthis) in vorhiſtoriſcher Zeit gründeten. Lehabim iſt das Volk der Libyer, welches weſtlich vom Nil wohnte. Naphturſim (No-Phtah) ließ ſich im Delta nördlich von Memphis nieder, und endlich Pathruſim (Pa-to-res, das Land der Mitte)

bewohnte das Gebiet zwischen Memphis und dem ersten Katarakt. — Die alten Geographen kannten diese Tradition von Einwanderung der Aegypter aus Asien über die Landenge von Sues, allein die Ansicht der Einwanderung von Aethiopiern wurde die herrschende. Man braucht nur die altägyptischen Statuen anzusehen, um zu wissen, daß die Aegypter zur kaukasischen Rasse gehören und nicht aussahen wie die heutigen Kopten, welche man lange Zeit hindurch als die echten Nachkommen der alten, reinen Aegypter betrachtete.

„Die alten Aegypter gehörten einer Menschenrasse an, die ganz und gar den Kennous oder Barabras gleicht, die gegenwärtig Nubien bewohnen. Bei den Kopten findet man keinen der charakteristischen Züge der altägyptischen Bevölkerung. Die Kopten sind das Resultat einer verwirrten Mischung aller Nationen, die nach einander in Aegypten geherrscht haben. Man irrt sich, wenn man bei ihnen die Züge der alten Rasse wiederfinden will."

Die vornehmen Aegypter der heutigen Zeit sind auch Abkömmlinge von Mischrassen, allein die gewöhnlichen Bauern, die Fellahs, sehen genau aus wie die auf den Denkmalen abgebildeten alten Aegypter. Diese waren im Allgemeinen groß, mager, schlank. Sie hatten volle und breite Schultern, gewölbte Brust, kräftige Arme, feine, längliche Hände, schmale Hüften, sehr muskulöse Beine, lange, schmale Füße. Der verhältnißmäßig oft zu starke Kopf hat gewöhnlich einen sanften, fast melancholischen Ausdruck Die viereckige Stirn ist etwas niedrig, die Nase kurz und abgerundet; die Augen sind groß und weit geöffnet, die Wangen gerundet, die Lippen voll, aber nicht aufgeworfen; der ziemlich große Mund hat meist einen melancholisch lächelnden Ausdruck. — Auch die ägyptische Sprache verräth ihren hebräisch-aramäischen („semitischen") Ursprung. — Daß die ersten Einwanderer am Nil schwarze Männer fanden, welche sie vertrieben, ist wahrscheinlich.

Die erste Dynastie residirte in Oberägypten, im Lande This, dessen Hauptort Abtu (Abydos) war. Ein König derselben, in den heiligen Schriften Mena, sonst Menes genannt, fühlte sich veranlaßt, für seinen Stamm eine mehr nördlich gelegene Residenz zu gründen. Er nannte die Stadt, die er baute, Manower (guter Ort) und weihte sie dem Gotte Phtah, wovon sie in der heiligen Sprache den Namen Ha-Ra-Phtah (Wohnung des Phtah) erhielt. Dies ist die Stadt Memphis, deren Gründung die neuesten Forscher auf 3892 v. Chr. feststellen. Um Platz für den Bau seiner Stadt zu gewinnen, soll Menes den Lauf des Nil verändert und sein Bett mehr nach Osten verlegt haben. Er baute dem Phtah einen Tempel und sein Sohn Athothis (oder Teta) baute einen königlichen Palast.

Menes wurde der Stifter der 1. Dynastie, die 253 Jahre regierte. Es wird von ihm gesagt, daß er die Aegypter zuerst lehrte, wie civilisirte Menschen zu leben, unter Anderem auf Kissen liegend ordentlich zu Mittag zu essen, wofür ihn auf einer Säule (Stele) ein späterer König (der 24. Dynastie) in steinernen Hieroglyphen verflucht, weil er wahrscheinlich die von Menes gelehrten Bequemlichkeiten im Feldlager hart entbehrte. — In der von den Priestern geschriebenen heiligen Geschichte ereilte den Menes die Strafe für seinen Abfall von der Priesterherrschaft; er wurde nämlich — erzählt diese — nach 62jähriger Regierung von einem Hippopotamos (Nilpferd) umgebracht.

Von der 2. und 3. Dynastie, wovon eine 302, die andere 214 Jahre in Memphis regierte, wissen wir wenig. Kaiekhos (Kakëu), ein König der 2. Dynastie, proklamirte den Stier Hapi (Apis) zu Memphis, den Stier Mnevis zu Heliopolis und den Bock zu Mendes als Götter. Sein Name heißt auch „Bull der Bullen". Sein Nachfolger bewilligte den Frauen von königlichem Geblüt das Recht der Nachfolge. Der König galt als „Sohn der Sonne" (Se-Ra), und damit das Blut erhalten bliebe, mußten Frauen folgen, wenn männliche Erben fehlten. Ein Usurpator wurde daher erst als eigentlicher König anerkannt, wenn er eine „Prinzessin von Geblüt" heirathete.

Der erste König der 3. Dynastie kämpfte mit den Libyern, die sich empört hatten. Als die Heere sich gegenüber standen, wurde die Mondscheibe ganz ungewöhnlich groß.

Die Pyramiden von Gizeh.

Das nahmen die Libyer für ein Zeichen göttlichen Zorns und unterwarfen sich. Sein Nachfolger Tosorthes und die anderen Könige dieser Dynastie erbauten die ältesten künstlichen Denkmäler; davon zeugen noch die Pyramiden am Rande der Libyschen Wüste; auch trugen sie Sorge für die Erweiterung der hieroglyphischen Schrift.

Der Stifter der 4. Dynastie, Snevru oder Sephuris (Soris des Manetho), ließ die auf der Sinai-Halbinsel befindlichen Kupfer- und Türkisenminen bearbeiten und erbaute

an der dortigen Grenze Festungen. Er sowol wie seine Nachfolger waren noch baulustiger als die Könige der 3. Dynastie, und sie bedrückten das Volk, welches bei Errichtung dieser ungeheuren, als Königsgrabmäler dienenden Pyramiden Frohndienste leisten mußte. Einige dreißig Denksteine dieser unerhörtesten Tyrannei stehen noch; von vierzig anderen erkennt man noch die Ruinen und viele mögen gänzlich verschwunden sein. Die größte dieser Pyramiden erbaute König Khufu (bei den Griechen Cheops), den Herodot als einen gewaltthätigen Tyrannen schildert, welcher dreißig Jahre lang beständig 100,000 Menschen an diesem seinem Grabmal arbeiten ließ, welches so groß werden konnte, da er fünfzig Jahre regierte. Herodot erzählt von ihm, daß er die Götter verachtete und die Opfer verbot, und eine andere Sage, daß er im Alter fromm wurde und sogar ein heiliges Buch schrieb. Es wird ferner von ihm erzählt, daß, als ihm das Geld ausgegangen war, er die Gunst seiner Tochter an die Reichen verkauft habe, und als Beweis dafür, wie viele Liebhaber sich fanden, wird angeführt, daß sie sich aus den Steinen, deren jeder Liebhaber ihr einen geben mußte, eine ganz hübsche Pyramide erbaute. — Eine Felsenplatte am Sinai zeigt an, daß dieser König ebenfalls die dort befindlichen Kupferminen bearbeiten ließ.

Die Denkmäler widersprechen der Erzählung des Herodot, die dieser von Priestern hatte, und aus ihnen wird im Gegentheil klar, daß Cheops die Götter ganz besonders ehrte. Sein Nachfolger Khafra (Chephren) baute ebenfalls Pyramiden; allein es scheint, daß das Volk dieser Last müde wurde und sich empörte, was dadurch bestätigt wird, daß man zertrümmerte Statuen dieses Königs in einem Schacht (neben dem Sphinxtempel) auffand, wo sie Jahrtausende gelegen haben müssen.

Auch Menkera (Mykerinos) baute Pyramiden und war ein frommer Mann. (Herodot sagt von der dritten der Pyramiden bei Gizeh, daß diese Pyramide König Menkera, der Mykerinos der Griechen, des Cheops Sohn, „ein frommer, gerechter und milder Herrscher", errichtet habe.) Er sandte seinen Sohn Horduduw aus, verfallene Heiligthümer herzustellen und neue zu bauen. Bei dieser Inspektionsreise fand er das 64. Kapitel des Todtenbuchs in Sesun (Hermopolis) zu den Füßen des Gottes Thot, mit blauer Schrift auf einer Alabastertafel geschrieben.

Sein Nachfolger Aseskaw (von Herodot Asychis und von Diodor Sasychis genannt) wird von Letzterem als einer der fünf großen Gesetzgeber Aegyptens gerühmt. Er regulirte die gottesdienstlichen Ceremonien, erfand die Geometrie und die Kunst, die Sterne zu beobachten. Von ihm schreibt sich das Gesetz her, nach welchem man die Mumie seines Vaters versetzen konnte. Wurde die Schuld nicht bezahlt, so erhielt der Körper und keiner der Familie ein Grab.

Während der in Memphis herrschenden 5. Dynastie machte sich unter König Teta, ein Fürst aus Abydos (Elephantine), Namens Usorkara Ati (Othoes des Manetho) zum Könige von Südägypten. Er wurde zwar ermordet, allein Einer seiner Familie, Meri-Ra-Papi I., blieb König und die Abkömmlinge der 5. Dynastie verloren ihre Macht.

Diese 6. Dynastie, welche nicht in Memphis, sondern in Abydos residirte, vergrößerte bedeutend die Ausdehnung des Aegyptischen Reiches. Namentlich geschah dies unter dem zweiten Regenten, dem schon genannten König Papi I., der durch einen äußerst thätigen und weisen Minister Namens Una unterstützt wurde.

Una war sehr jung als Page an den Hof gekommen, gewann die Gunst des Königs und erhielt von ihm bald ein Amt und besondere Aufträge, die er so geschickt ausführte, daß er zum Freund des Königs und Intendanten des Haushalts der Königin ernannt wurde. Bald stand er an der Spitze aller Geschäfte. Die am Sinai gelegenen Bergwerke waren von Papi wieder erobert worden. Una ordnete deren Bearbeitung und Verwaltung in so trefflicher Weise, daß dadurch die Einnahmen aus dieser Quelle sich bedeutend vermehrten. Er ließ eine Straße durch die Koptische Wüste bis an die Küste des Rothen Meeres anlegen, baute eine neue Stadt und errichtete Tempel und andere Bauwerke.

Er war indeſſen auch ein tüchtiger Feldherr. Er organiſirte ein großes Heer, wozu er auch Neger als Rekruten heranzog, eroberte Nubien und unterwarf, obwol erſt nach mehrmals wiederholten Feldzügen, ein Heruſcha genanntes mächtiges Volk im ſüdlichen Syrien, welches ſich empört hatte. Bei ſeiner ſiegreichen Rückkehr von dieſem glücklichen Feldzuge verlieh ihm der König die höchſte Ehre, die er ihm erzeigen konnte: dem Miniſter wurde das Recht gegeben, im Palaſte des Königs und ſogar in deſſen Gegenwart — ſeine Sandalen an den Füßen behalten zu dürfen!

Unter Papi's Sohn und Nachfolger Merenra wurde Una Statthalter des ganzen Landes von Elephantine bis zum Delta und erhielt den ſehr ehrenvollen Auftrag, die Materialien zu dem Grabdenkmale (Pyramide) und Sarge des Königs herbeizuſchaffen, ein Auftrag, der ihn ein Jahr lang beſchäftigte. Zur Verwirklichung deſſelben mußte er Schiffe bauen, Kanäle und Baſſins graben laſſen.

Nowerkara (bei den Griechen Papi II), der jüngſte Bruder des Merenra, regierte nach Manetho hundert Jahre und hielt das Reich auf der Stufe der Macht, auf welche es ſein Bruder erhoben hatte; allein nach ſeinem Tode brachen Unordnungen aus. Menteſuphis wurde ermordet. Ihm folgte ſeine Schweſter und Gemahlin Nitagrit (Nitokris), „die Schöne mit den Roſenwangen", welche den Mord ihres Gatten rächte. Sie lud alle Großen, die an der Verſchwörung Theil genommen hatten, zu einem großen Gaſtmahl. Plötzlich ließ ſie einen heimlich gegrabenen Kanal öffnen; das Waſſer ſtürzte in den unterirdiſchen Saal und die Gäſte ertranken.

Nitokris vollendete die dritte große Pyramide, welche Menkera unvollendet gelaſſen hatte, und machte ſie zu einer der ſchönſten. In dieſer Pyramide wurde auch ihr Sarg von blauem Baſalt beigeſetzt, und das veranlaßte den Irrthum, daß man ihr den Urſprung der ganzen Pyramide zuſchrieb.

Spätere griechiſche Touriſten in Aegypten, welche die Führer von „der Schönen mit den Roſenwangen" erzählen hörten, machten daraus gleich eine Geſchichte in ihrer Weiſe. Nach ihnen war dieſe Schöne, welcher ſie den ihnen beſſer klingenden Namen Rhodopis beilegten, eine Hetäre. Als ſie einſt im Nil badete, ergriff ein Adler eine ihrer Sandalen, flog damit hinweg und ließ ſie in den Schoß des Königs fallen, der gerade auf dem Marktplatz öffentlich Gericht hielt. Durch dieſes wunderbare Ereigniß und die außerordentliche Kleinheit der zierlichen Sandale überraſcht und aufgeregt, ließ er in ganz Aegypten nach der Eigenthümerin forſchen. Rhodopis wurde gefunden und ward Königin.

In ſpäteren Zeiten, unter der Herrſchaft der Araber, bildete ſich in Bezug auf die Pyramide der Nitokris eine andere Sage. Der Geiſt derſelben erſcheine, beſonders um Mittag und zur Zeit des Sonnenunterganges, unter der Geſtalt einer wunderſchönen nackten Frau, welche Vorüberreiſende durch ihre Geberden einlade. Wer ſich verlocken laſſe, ſich ihrer Umarmung hinzugeben, verliere ſogleich den Verſtand und müſſe raſtlos durch das Land irren.

Von der Geſchichte Aegyptens nach dem Tode der Nitokris wiſſen wir ſehr wenig Die Blüte des Reichs unter dieſer Dynaſtie war nicht von allzulanger Dauer. Nach anderthalb Jahrhunderten ging die Herrſchaft an eine Königsfamilie über, die aus Herakleopolis (altägyptiſch: Hakhnenſouten, „die Wohnung des Königskindes") ſtammte, einer in vorhiſtoriſcher Zeit erbauten, ſüdlich von Memphis gelegenen Stadt. Sie kam zu Ruf durch die Herrſchaft eines Fürſten, den die Griechen Achthoes nennen, und der ſich durch ſeine unerhörte Grauſamkeit auszeichnete, endlich wahnſinnig und von einem Krokodil zerriſſen wurde. In Herakleopolis ſcheinen die 9. und 10. Dynaſtie geherrſcht zu haben. Gegen ſie empörten ſich die Fürſten von Theben, die ihnen allmählich die Herrſchaft über Aegypten abgewannen und deren 16 Könige die 11. (1 thebaiſche) Dynaſtie bilden. Nach langer Zeit der inneren Unruhen und Zerſplitterung gelang es erſt unter der 12. Dynaſtie, die Herrſchaft über ganz Aegypten in einer Hand zu vereinigen.

Der erste König derselben, Amenemha I. (2380—2371 v. Chr.) war nicht nur ein tapferer, sondern auch ein weiser Mann. Die Weisheit dieses Königs wurde fast sprüchwörtlich. Ein zeitgenössischer Schriftsteller schrieb unter dem Namen des Königs eine kleine, nur wenige Seiten enthaltende Schrift, welche Lehren an seinen Sohn und Einiges über sein Leben enthält. Noch tausend Jahre später betrachtete man dieses Schriftchen als klassisch und die Schüler in den Schulen mußten es als Stilübung abschreiben. Amenemha gab sich die größte Mühe, die Folgen der Bürger- und auswärtigen Kriege zu verwischen und sein Volk glücklich zu machen. Nachdem er weise regiert hatte und alt geworden war, nahm er seinen Sohn Usortosen I. (Sesortosis) zum Mitregenten an und überließ seiner jüngern Kraft den hauptsächlichsten Theil der Regierung. Es war dieses eine sehr weise Maßregel, denn es würde ohne dieselbe nicht an Kronprätendenten gefehlt haben, da Amenemha erst nach hartem Kampf die Herrschaft errungen hatte Alle seine Nachfolger ahmten ihm in diesem Verfahren nach. Unter ihm erreichte das alte Reich zu Memphis seine höchste Glanzperiode

Die acht Könige dieser 12. Dynastie regierten 213 Jahre 1 Monat und 27 Tage, und die Geschichte ihrer Regierungen steht klarer vor uns als die irgend welcher andern. Sie waren tapfere Krieger, welche, ohne Eroberer sein zu wollen, die Grenzen des Reichs ausdehnten und dieselben gegen Einfälle von Barbaren sicherten. Sie sorgten für den Ackerbau und machten sich hochverdient durch die Regulirung der Ueberschwemmung, während sie die Städte durch Kunstwerke schmückten.

Die Völker jenseit der syrischen Grenze, wie noch heute Beduinen, machten nicht selten Razzias. Die Aegypter nannten sie beim rechten Namen, Spitzbuben und Plünderer, und die Beduinen ließen sich diesen Namen (Shasus oder Shus) gern gefallen. Man nannte sie auch Sati, Bogenschützen. Um die Grenzen zu sichern, hatten schon die älteren Könige vom Rothen Meer bis zum Nil Forts angelegt und den Zugang von der Wüste bei Quady Tumilat durch eine Mauer gesperrt, welche die äußerste Grenze nach Osten bildete.

Die Verbindungen mit Syrien waren in ältesten Zeiten ziemlich selten und man wußte in Aegypten nicht viel von den in jenem Lande wohnenden Völkern, obwol oftmals Flüchtlinge von dort her ankamen, deren Bildung der ägyptischen wenig nachzugeben schien.

Die Memoiren eines Flüchtlings aus jener Zeit, Namens Sineh, enthalten Nachrichten über Amenemha I. und seinen Sohn, deren Schutz er aber verwirkt zu haben scheint, da er aus Aegypten fliehen mußte und zu den Edomitern gerieth, welche ihn gastlich aufnahmen und wo er großen Ruhm erntete. Ihm verdanken wir die Beschreibung des Lebens der Beduinen jener Zeit — vor 4000 Jahren! — welches von ihrem heutigen nicht abweicht. Sineh heirathete die Tochter des Häuptlings und wurde selbst Haupt eines Stammes. Er erwarb Kriegsruhm. Der König von Ternu ernannte ihn zum General und er machte sehr glückliche Raubzüge. Er erregte den Neid eines tapfern Kriegers von Ternu, der in großem Rufe stand. Dieser forderte Sineh zum Kampf, und derselbe fand in Gegenwart des Königs und aller Stammhäupter statt. Sineh hatte das Glück, seinem Gegner gleich einen Pfeil durch den Hals zu schießen, so daß er todt niederfiel. Die 12. Dynastie hielt die Bergwerke (Kupfer und Türkisen) auf der Sinai-Halbinsel fest, begnügte sich aber damit, diese zu schützen, ohne sich sonst um die Landesbewohner zu kümmern.

Gefährlicher als die Beduinen erschienen die Völker in Aethiopien, welche in der Nähe des Nils wohnten. Usortosen III. endete die Eroberung Nubiens und bestimmte Semneh, dicht bei dem zweiten Katarakt, als Südgrenze des Reiches. Semneh war der beste Platz, den Nil zu sichern. Die Wasserfälle dort sind nur bei ganz großem Wasser für Schiffe passirbar, und auf den in den Fluß hineinreichenden Felsen wurden auf beiden Seiten Forts gebaut, welche nicht nur mit Mauern und Thürmen, sondern auch mit Gräben und einem Glacis versehen waren, wie unsere heutigen Fortifikationen.

Ufortoſen III. baute ſüdlich von Elephantine eine Stadt, die er nach ſich Heru-Khakera (Wege des Khakera, welches ſein Beiname war) nannte, und ſein Sohn Amenemha III. legte gegenüber Pſelkis eine ſtarke Feſtung an. Dieſer große König ließ an einem Felſen von Semneh die Waſſerhöhe des Nils anmerken, und dieſen Anmerkungen verdanken wir die Kenntniß, daß der Fluß damals 7½ Meter höher ſtieg als jetzt. Derſelbe König erwarb ſich großes Verdienſt um den Ackerbau, indem er die Nilüberſchwemmungen beſſer regulirte und dadurch zugleich aus der wüſten nördlichen Oaſe ein Paradies erſchuf.

Zu dieſem Ende faßte er den Gedanken, ein großes Waſſerbecken anzulegen, welches der Noth abhalf, wenn die Nilüberſchwemmung hinter der Normalhöhe zurückblieb. —

Waſſerfälle des Nils in der Granitregion.

Einige Meilen von Memphis öffnet ſich die libyſche Bergkette und führt zu einem ſich erweiternden Thale. Das große Plateau in deſſen Mitte hat im Weſten eine Einſenkung, in welcher ſich damals ein mehr als zehn Stunden langer natürlicher See befand. Dieſen See ließ der König durch 3½ Meter hohe und bis 50 Meter dicke Deiche einfaſſen, welche mehr als dreißig Meilen im Umfang hatten. Zwei Kanäle mit Schleußen brachten das durch die Deiche vertiefte Becken mit dem Nil in Verbindung, deſſen Waſſer bei der Ueberſchwemmung hineindrang und darin feſtgehalten wurde, um im Fall der Noth auszuhelfen, während der Ueberfluß von anderen Stellen in den See abgeleitet wurde.

Amenemha III., 2221—2179 v. Chr., vollendete indeſſen wol nur, was ſeine Vorgänger begonnen hatten. Schon Amenemha I. und Ufortoſen (Seſortoſis) I. widmeten dem Fayu (ſo heißt jetzt die Oaſe) ihre Aufmerkſamkeit, und man findet von Letzterem Denkmäler in Sched, welches die Griechen Krokodilopolis (ſpäter Arſinoë) nannten. Amenemha III. nahm hier ſeine Reſidenz und baute ein Schloß, wie auch eine Pyramide, ſein Grab. Das Schloß wurde ſpäter ein Tempel und erhielt den Namen Lope-ro-hunt

— das Labyrinth der Griechen, welche auch die Bauten für den See einem Könige Möris zuſchrieben, der ebenſo nur in der Einbildung exiſtirt wie andere von griechiſchen Schriftſtellern genannte Erbauer.

Das Labyrinth lag an der Oſtſeite des Sees auf einer kleinen Ebene, die ſich gegenüber dem alten Krokodilopolis erhebt. Das Gebäude bildete ein Viereck von 200 Meter Länge und 170 Meter Breite. Die von weißem Kalkſtein erbaute Front war nach dem See zu gelegen; der übrige Bau war in Granit ausgeführt. Dieſes merkwürdige Gebäude ſoll in ſpäteren Zeiten von den Fürſten der Dodekarchie wieder hergeſtellt und erweitert worden ſein. Der griechiſche Geſchichtſchreiber Herodot hat es ſelbſt beſucht und beſchrieben. Er ſagt: „Das Labyrinth liegt etwas oberhalb des Sees Möris, nicht weit von der Stadt, die da heißt die „Stadt der Krokodile“. Das habe ich ſelber geſehen und iſt über alle Beſchreibung. Denn wenn einer zuſammennähme Alles, was von Hellenen an Mauerwerk und Bauten zu Stande gebracht, ſo würde er finden, daß es an Mühe und Koſten dieſem Labyrinth nachſteht, und die Tempel zu Epheſus und Samos ſind doch wahrlich auch der Rede werth. Es waren zwar ſchon die Pyramiden über alle Beſchreibung und eine jegliche von ihnen wiegt eine Menge der helleniſchen Werke auf; aber das Labyrinth übertrifft auch noch die Pyramiden. Denn es hat zwölf bedeckte Höfe, deren Thore einander gegenüber ſtehen, ſechs gegen Norden, ſechs gegen Süden, einer an dem andern; auch umſchließt ſie von Weſten ein und dieſelbe Mauer. Und die Gemächer ſind zweierlei, die einen unter, die anderen über der Erde, 3000 an der Zahl, 1500 von jeder Art. Die oberen Gemächer habe ich ſelber geſehen und bin durchgegangen und ſpreche davon als Augenzeuge, aber die unter der Erde kenne ich nur von Hörenſagen; denn die Aegypter, die als Aufſeher da waren, wollten ſie mir durchaus nicht zeigen, weil, wie ſie ſagten, daſelbſt die Begräbniſſe der Könige wären, die das Labyrinth von Grund auf gebaut hätten und auch die der heiligen Krokodile. Die oberen Gemächer aber, die ich geſehen habe, ſind übermenſchliche Werke, denn die mannichfaltigen Ausgänge durch die Zimmerreihen und die Schlangengänge durch die Höfe bieten tauſend Wunder dar. Da kommt man von einem Hofe in die Gemächer und aus den Gemächern in die Hallen und aus den Hallen wieder in die Zimmerreihen. Und die Decke von allem Dieſen, gleichwie die Wände, iſt von Stein ſehr wohl in einander gefügt. Die Wände aber ſind voll von eingehauenen Hieroglyphen. Jeder Hof hat Säulengänge in ſeiner ganzen Ausdehnung und iſt größtentheils von weißen, in einander geſetzten Steinen gebaut. Und in der Ecke, wo das Labyrinth ein Ende hat, ſteht eine Pyramide von 40 Klaftern, darin ſind große Thierbilder eingehauen und auch ein Weg iſt in dieſelbe gemacht unter der Erde.“ —

Der See Möris ſetzte Herodot noch mehr in Erſtaunen als ſelbſt das Labyrinth. Bei den alten Aegyptern hieß der See Hunt (Ueberſchwemmung) oder Meri, der See kurzweg (woraus die Griechen eben Möris machten) oder Ph-Jum (das Meer), woraus der Name Fayum gebildet wurde, den die Araber der ganzen Halboaſe gaben. In der Mitte des Sees hätten, erzählt Herodot, zwei Pyramiden geſtanden und auf jeder derſelben habe ſich eine Koloſſalſtatue in ſitzender Stellung befunden. — Der Kanal, der den See mit dem Fluß verband, war achtzig Stadien (ca. 14½ Meilen) lang und 94 Meter breit. Das Oeffnen und Schließen der Schleußen war koſtſpielig, es koſtete jedes Mal 50 Talente (240—270,000 Mark). Im See gab es aber eine große Menge Fiſche, es heißt 22 Arten, deren Ertrag täglich ein Talent abwarf, welches Geld der König ſeiner Gemahlin als Nadelgeld ließ.

Aegypten war niemals blühender und glücklicher geweſen als unter dieſer 12. Dynaſtie, welche mit Amenemha IV. und ſeiner Schweſter Sevekneferu (Skemiophris) etwa dreizehn Jahre nach dem Tode ihres großen Vaters endete.

Da keine männlichen Erben waren, ging die Regierung auf den Thebaiden Sevekhotep I. über, der irgendwie von weiblicher Seite mit dem Königsſtamm verwandt war.

Er begann die 13. Dynastie, die 453 Jahre regiert haben soll, von der man aber nur weiß, daß die männliche Folge mehrmals in ihr unterbrochen wurde, weshalb die Krone an die Männer von königlichen Prinzessinnen überging. Es scheint auch aus vielen Denkmälern hervorzugehen, daß Aegypten unter dieser Dynastie ungetheilt und mächtig blieb.

Theben hatte jedoch im Laufe der Zeit seine Bedeutung als Hauptstadt verloren. Das Delta mit seinen Städten Mendes, Saïs, Bubastis, Tanis wurde immer wichtiger und die 14. Dynastie ging aus der alten Stadt Xois hervor, die im Mittelpunkte des Delta lag. Diese Dynastie soll 484 Jahre regiert und 75 Könige gezählt haben, allein von deren Thaten weiß man nichts; nur vermuthet man, daß unter ihren letzten Königen Bürgerkriege das Land zerrissen und die Fürsten in Theben ihre frühere Macht wieder zu erlangen strebten. Die 14. Dynastie fand aber ihren Untergang nicht durch Aegypter, sondern durch Völker, welche von ihnen als Barbaren betrachtet wurden und die durch das Thor hereinbrachen, welches die Fürsten der 12 Dynastie so sorgsam befestigt, die der 14. aber vernachlässigt hatten.

Einer der Stämme der Kushiten, die um den Persischen Meerbusen herum wohnten und den Aegyptern als Handelsvolk bekannt und Poun, Poeni oder Puni genannt wurden, sahen sich plötzlich durch irgend welches Ereigniß bewogen, ihre Wohnplätze zu verlassen und nach Westen zu wandern. Sie drangen bis nach Syrien und der Landenge Sues vor, warfen eine Menge halbwilder Völker über den Haufen und brachten unter diesen eine große Bewegung hervor. Die Nähe des reichen Aegyptens war eine große Verlockung für diese halb civilisirten Stämme und um so mehr, als die dort herrschenden Unruhen einen Einfall erleichterten. Sie fanden denn auch so gut wie gar keinen Widerstand. Das ganze Delta und Memphis wurde von diesem barbarischen, kriegerischen Hirtenvolk erobert. Sie plünderten und zerstörten Tempel und Städte, erwürgten die Männer und machten Weiber und Kinder zu Sklaven.

Die Fremdlinge erwählten einen ihrer Fürsten, Namens Shalit (Salatis) zum König und trafen Maßregeln, sich ihre Eroberung zu sichern. Der König von Xois war zwar geschlagen und ohnmächtig, allein die in Theben residirenden Fürsten machten sich zu Königen des noch uneroberten Landes; sie bildeten die 15. Dynastie und führten über 200 Jahre lang Krieg gegen die Könige (Hiq) der Schasu oder Shos, also den Hiq-Shos, woraus die Griechen Hyksos machten.

Shos, Räuber, Diebe, war der Name, den die Aegypter gewöhnlich den Beduinenstämmen gaben. Im Allgemeinen nannte man aber das Volk der Eroberer Mentiu (Hirten) oder auch Satiu (Bogenschützen).

Vorläufig kümmerten sich die Hyksos nicht viel um die thebanischen Könige und ließen es sich im reichen Delta wohl sein; gefährlicher erschienen ihnen ihre eigenen Stammverwandten jenseit der Landenge und noch mehr die chaldäischen Eroberer, welche den ganzen Völkersturm verursacht hatten. Sie konnten Lust bekommen, die reiche Beute zu theilen, und um gegen sie gerüstet zu sein, errichtete Salatis ein verschanztes Lager bei der Stadt Hauar (Avaris), in welches er 240,000 Mann legte.

Hierher begab sich Salatis alle Frühjahr, um mit seinen Truppen militärische Uebungen vorzunehmen. Dies Lager wurde eine stehende Einrichtung auch unter den folgenden Königen, und mit den aus dieser Kriegsschule hervorgehenden Truppen hielten sie die Aegypter in Zaum und sicherten das Land gegen Osten.

Die Hyksos residirten in Tanis. Sie waren verständig genug, die Vortheile der höhern ägyptischen Kultur einzusehen und sich danach zu bilden, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Aegyptische Gebräuche und Einrichtungen wurden im Lande und am Hofe eingeführt und selbst in Bezug auf die Religion zeigte man sich nachgiebig; man übersetzte die kananitischen Götter ins Aegyptische, stellte die Tempel wieder her und baute Paläste, deren Statuen freilich allmählich statt der ägyptischen die Gesichter der Barbaren annahmen.

Die Aegypter, obwol sie sicher das fremde Joch bitter empfanden, fügten sich in das Unvermeidliche, und die Sitten und Gebräuche der Kananiter äußerten auch hin und wieder ihren Einfluß unter dem ägyptischen Volke. Es scheint nämlich, daß man sogar die syrischen Menschenopfer zu Ehren des Gottes der Zeugung, Pacht, hin und wieder nachahmte. Die Eroberung Aegyptens durch die Hirten setzt man in das Jahr 2100 v. Chr. Bei den ägyptischen Geschichtschreibern bilden die Hykšos die 16. Dynastie.

Schon während der Zeiten der 12. Dynastie waren nicht selten friedliche Einwanderer aus den Ländern östlich von Sues nach Aegypten gekommen, und man hatte es geduldet, daß sie sich um und in Hauar niederließen.

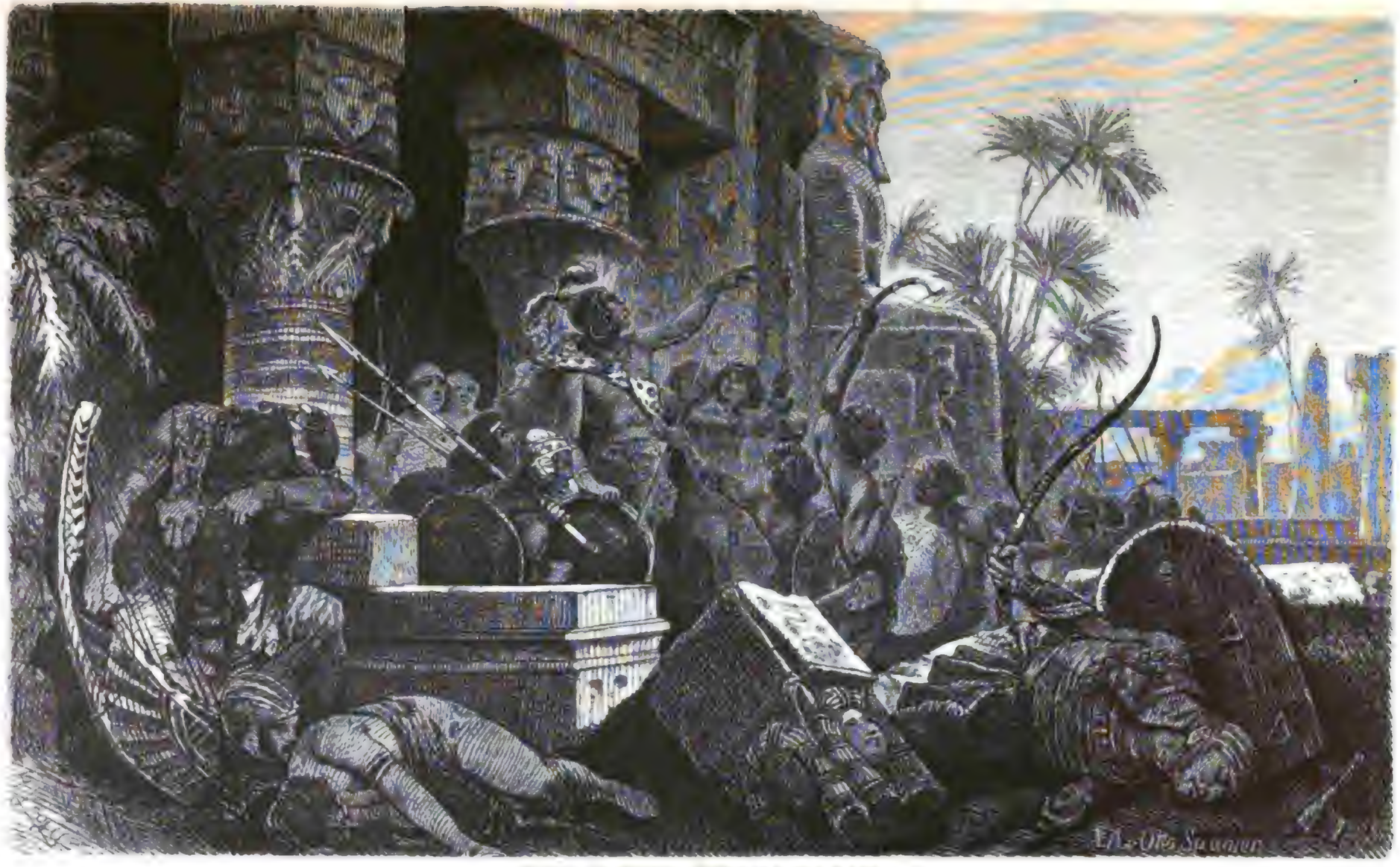
Obwol vorsichtig, konnten die Hykšos ihr Land doch nicht ihren Stammgenossen verschließen; überdies war es ihnen ganz erwünscht, von daher immer Rekruten für ihre Armee zu erhalten. Es war ebenso natürlich, daß sie mehr Sympathie für Leute hatten, die ihre Sprache redeten und ihnen ähnlich waren, als für die Aegypter. Manche asiatische Günstlinge erlangten daher großen Einfluß am Hofe. Hieraus erklärt sich genügend die bedeutende Ausdehnung der semitischen Wanderungen.

Unter einem dieser Hykšos, von denen mehrere Apapi heißen — die Tradition nennt ihn Aphobis — wanderten die Stammväter der Juden in Aegypten ein.

In Kanaan lebte ein hebräischer Häuptling, Namens Jakob, mit dem Beinamen Bnou-Israel, der von seinen Frauen und Mägden zwölf Söhne hatte. Ein Sohn seiner Lieblingsfrau (Rahel), Joseph, war sein Liebling und erregte dadurch den Neid seiner älteren Brüder. Als Joseph träumte, daß sich Sonne, Mond und elf Sterne vor ihm gebeugt, und daß die Garben, die seine Brüder auf dem Felde gebunden, sich vor der seinigen geneigt hätten, da haßten sie ihn und wollten ihn aus dem Wege schaffen. Als er einst zu ihnen vom Vater auf das Feld geschickt wurde, warfen sie ihn zuerst in eine Grube, um ihn dort umkommen zu lassen, wie der älteste Sohn Ruben gerathen, um nicht Blut zu vergießen. Auf den Rath eines andern Bruders, Juda, verkauften sie ihn aber an ismaelitische Kaufleute, die nach Aegypten zogen. Sie schlachteten einen Bock und besprengten damit den bunten Aermelrock, den Jakob seinem Liebling gemacht und welcher den Neid der Brüder erregt hatte, um den Vater glauben zu lassen, daß ein wildes Thier Joseph getödtet habe.

Die ismaelitischen Handelsleute verkauften den schönen Jüngling an einen gewissen Potiphar, der am Hofe des Königs ein hohes Amt bekleidete. Die Frau desselben fand Gefallen an Joseph und wollte ihn verführen; allein Joseph entsetzte sich vor der Sünde, und als die üppige Frau ihn festhalten wollte, floh er und sie behielt nur seinen Rock in der Hand. Erbittert über die Sprödigkeit des Jünglings klagte sie ihn bei ihrem Manne böser Absichten gegen sie an und Potiphar ließ Joseph ins Gefängniß werfen. Dasselbe Schicksal hatten aber auch der Hofbäcker und der Mundschenk Pharao's. Diese hatten Träume, die ihnen Joseph auslegte und die Auslegung traf ein; der Hofbäcker wurde aufgehängt und der Mundschenk wieder in sein Amt eingesetzt.

Darüber waren zwei Jahre hingegangen, als der König zwei merkwürdige Träume hatte. Er sah sieben fette Kühe aus dem Nil emporsteigen, die von sieben mageren verschlungen wurden, und dann wieder sieben volle Aehren, welche von sieben leeren verzehrt wurden. Die Traumdeuter konnten diese Träume nicht erklären und dem Mundschenk fiel nun der jüdische Jüngling ein, der seinen und des Hofbäckers Traum so richtig gedeutet hatte. Joseph wurde vor den König gebracht und sagte ihm, daß sieben Jahre des Ueberflusses, welche kommen sollten, von sieben Jahren des Mangels in Aegypten gefolgt sein würden. Er rieth dem Könige in den reichen Jahren Getreide für die Zeit der Noth aufzuspeichern, womit der König einen verständigen Mann beauftragen möge. Der König fand solchen Gefallen an der Rede Joseph's, daß er ihn selbst zu diesem Amt bevollmächtigte und ihn in der That zum ersten Mann Aegyptens machte.



Einfall der Hykſos. Zeichnung von H. Vogel.

Man nannte ihn Zephnathphanach (Retter der Welt) und gab ihm Asnath, die Tochter eines Priesters von Heliopolis (On) zum Weibe, welche ihm zwei Söhne gebar, die er Manasse und Ephraim nannte.

Die Traumauslegung Joseph's zeigte sich als richtig. Sieben Jahre lang war die Ernte überreichlich und er legte unendliche Vorräthe von Getreide an. Aber auch die Hungerjahre kamen und Joseph verkaufte dem Volk sein Getreide, zuerst für Geld, dann für Ochsen, Pferde u. s. w. und endlich für Land, welches auf diese Weise Eigenthum des Königs wurde. Nur das Land der Priester blieb diesen. Das Land nebst Saatkorn wurde den Leuten indessen zurückgegeben, unter der Bedingung, daß sie ein Fünftel der Ernte an den König abliefern mußten. Man kann sich denken, daß Joseph durch solche Maßregeln immer mehr in der Gunst des Königs stieg.

Die Hungersnoth dehnte sich auch über Kanaan aus und Jakob sandte zehn seiner Söhne nach Aegypten, um Getreide zu kaufen; allein den jüngsten Sohn Benjamin, Joseph's rechten Bruder, bei dessen Geburt Rahel gestorben war, behielt er bei sich.

Joseph, der seine Brüder sogleich erkannte, stellte sich, als halte er sie für Spione, welche die Schwäche des Landes auskundschaften wollten; als sie erschrocken die Redlichkeit ihrer Absichten betheuerten, verlangte er, daß sie dieselbe dadurch beweisen sollten, daß sie ihm einen der Brüder, Simon, als Geisel ließen. Er wolle ihn freigeben, wenn sie den zu Hause gebliebenen jüngsten Sohn dafür brächten. Dann sollten sie im Lande frei verkehren dürfen. Er ließ ihre Säcke mit Getreide füllen und in jeden das Geld hineinlegen, welches sie dafür bezahlt hatten.

Jakob wollte Benjamin nicht hergeben; allein die Noth zwang ihn, und die Söhne zogen abermals mit Benjamin und vielen Geschenken für den großen Minister nach Aegypten. Es wurde Joseph schwer, seine Rührung zu verbergen. Er lud seine Brüder ein, in seinem Hause zu essen, und erwies besonders Benjamin viel Ehre. Dann befahl er seinem Hausmeister die Säcke der Hebräer mit Korn zu füllen, das Geld wieder dazu, aber in den Sack des jüngsten auch den silbernen Mundbecher Joseph's zu legen. — Als die Brüder nun abreisten, ließ er ihnen nachsetzen, und weil der Becher in Benjamin's Sack gefunden wurde, verlangte er, daß dieser als sein Knecht bei ihm bleiben solle. Darüber jammerte Juda, weil es dem alten Vater das Herz brechen würde, und da er für die Rückkehr des Knaben sich verbürgt habe, so erbot er sich, statt dessen in der Sklaverei zurückzubleiben. Länger konnte sich Joseph nicht halten; er gab sich zu erkennen und lud Jakob ein, mit seinem ganzen Stamm und seiner ganzen Habe an Herden nach Aegypten zu kommen. Der König selbst sandte den Israeliten Wagen entgegen und so kamen sie alle nach Aegypten, wie es heißt 70 Seelen stark. Man räumte ihnen das fette Weideland Gosen ein, welches am Sebennitischen Arme des Nils lag und wo sie getrennt von den Aegyptern leben konnten, welche die Hirten nicht mochten und für unrein hielten. Jakob wurde 147 Jahr alt und seine einbalsamirte Leiche in Kanaan begraben. Joseph starb 110 Jahr alt.

Manche gelehrte Forscher behaupten, daß die Einwanderung Jakob's und seiner Kinder erst nach Vertreibung der Hykfos und unter der Regierung von Sethos I. (19. Dynastie) stattfand. Sie lassen Moses auch unter Ramses II. auftreten und die Israeliten unter Menephta ausziehen. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen. — Bei einem rein ägyptischen Könige würden die Hirten vielleicht nicht so freundlich aufgenommen worden sein wie von einem Abkömmling der Hirtenkönige. Daß ein Pharao derselben Dynastie, der Sethos I. angehörte, von Joseph nichts mehr gewußt haben sollte, ist auch höchst unwahrscheinlich; daß Menephta oder dessen Nachfolger von dem Günstling eines Hykfos nichts wußten, ist weit glaublicher. — Hätte Joseph unter Sethos, einem echt ägyptischen Könige, die ihm zugeschriebene große Rolle gespielt, so wären seine Thaten sicherlich auf gleichzeitigen Denkmälern verewigt worden, was unter den ägyptisirten Hirtenkönigen wohl unterlassen sein kann.

Joseph und seine Brüder. Zeichnung von Konrad Beckmann.

Die eigentliche Herrschaft der Hykſos dehnte ſich nicht weit über Memphis und die Oaſe Fayum aus. Südlich herrſchten mehrere ziemlich unabhängige Fürſten, die zwar den zu Tanis reſidirenden Hykſos jährlichen Tribut zahlten, aber ſich immer noch in einem althergebrachten Abhängigkeitsverhältniß von Theben betrachteten und mit dieſem ſich gegen die Hykſos zu verbinden bereit waren. All ihre Verſuche, das Joch dieſer Fremden abzuſchütteln, hatten lange keinen Erfolg. Endlich aber, ſcheint es, fiel es einem der Hykſos, König Apapi, ein, von der alten Toleranz ſeiner Vorgänger abzuweichen und dem Nationalgott der Shos, Sutekh (Set), einen Tempel zu bauen. Das empörte den Fürſten von Theben, wo man den Ammon-Ra anbetete. Unterhandlungen zwiſchen Tanis und Theben führten

zu keinem Reſultat. Dazu kam auch, daß Apapi in Bezug auf die Bewäſſerung unangenehme Aenderungen machte, kurz, der Fürſt von Theben, Ra-Skenen Taaa I., nahm den Titel König an, gründete die 17. Dynaſtie und begann zugleich (1800 v. Chr.) den 150 Jahre währenden Unabhängigkeitskrieg, bei dem er alle kleinen ägyptiſchen Fürſten auf ſeiner Seite hatte.

Ein König, den Manetho Aliſphragmuthoſis nennt, eroberte endlich Memphis und jagte die Eindringlinge nach Harnar (Avaris) zurück; allein es dauerte ſehr lange, ehe es gelang, ſie aus dieſer feſten Stellung zu vertreiben. Dies vollbrachte Ahmes I., der ſich im fünften Jahre ſeiner Regierung des feſten Lagers bemächtigte. Die Reſte der feindlichen Armee zogen ſich nach Syrien zurück, wurden verfolgt und noch einmal bei Sharuhen geſchlagen. Nach ſechs Jahrhunderten war Aegypten endlich von den Eindringlingen befreit.

Nach anderen Angaben ſoll Thutmoſis III. mit den Shos (oder Schaſu) in Avaris eine Kapitulation gemacht und dieſen freien Abzug bewilligt haben. Es heißt, ſie ſeien 240,000 Mann ſtark ausgezogen und hätten ſich in Syrien aufgelöſt. Die Geſchichte iſt hier, wie man ſieht, ſehr dunkel.

Ahmes I. (Amaſis) gilt als der Stifter der 18. Dynaſtie (1660—1450). Er bemühte ſich und mit Erfolg, den Glanz des alten Aegyptens wieder herzuſtellen und namentlich Theben ſeine alte Stellung wieder zu gewinnen. Das durch die Hirten entweihte Memphis und Tanis ließ man verfallen; allein in Theben wurde dem Ammon-Ra ein glänzender Tempel gebaut, an welchem die zurückgebliebenen Kananiter arbeiten mußten, und die Zahl derer, welche ägyptiſche Sklaverei dem Hunger vorzogen, war nicht klein.

Den verbündeten Fürſten ließ man ihre Titel Könige, aber weiter nichts. Die Aethiopier gewann Ahmes dadurch, daß er eine ſchwarze Königin Nowertari heirathete. Sie wurde Mitregentin und ſpäter ſogar Göttin. Aegypten reichte nun von Sennaar bis zum Mittelmeer. Des Ahmes Sohn Amenhotep I. (Amenophis) 1659—1646 v. Chr. erhielt mit kräftiger Hand, was ſein Vater erworben.

Der glückliche Erfolg des 150jährigen Unabhängigkeitskrieges hatte den kriegeriſchen Geiſt der Aegypter erweckt. Anſtatt ſich gegen die Aſiaten zu vertheidigen, fühlte man Luſt ſie anzugreifen.

Thotmes I. (Thutmoſis) war der Erſte, welcher mit einem Heere in Syrien eindrang. Die Geſchichte ſeines Zuges kennen wir nicht, allein ſeine Siegesſäulen ſtanden am Euphrat. Arabien, Syrien und Phönikien waren beſiegt und gehörten zum Aegyptiſchen Reich, das heißt, dieſe Länder behielten ihre Fürſten und Einrichtungen und zahlten einen Tribut, den ſie jedoch ſtets ſobald als möglich abzuſchütteln verſuchten. Ein ſolches Reich konnte in dieſer Ausdehnung nie Beſtand haben.

Mit Aethiopien war es anders. Die dortigen Völker gehörten zu Aegypten und ihre Statthalterſchaft wurde für ſo wichtig betrachtet, daß der Thronerbe ſtets den Titel Fürſt von Kuſh annahm, obwol er ſelten in Aethiopien ſelbſt anweſend blieb.

Das Stammland der Kuſhiten ſoll das vom Fluſſe Gihon bewäſſerte Land Kuſh in Baktrien geweſen ſein. Sie waren klein von Geſtalt, allein wohlgebildet; ſie hatten volles, oft gekräuſeltes, aber nie negerartiges Haar, dunkle Hautfarbe, die von Hellbraun bis zum Schwarz variirte, regelmäßige, oft zarte Geſichter, gerade, ziemlich hohe Stirn und eine lange und fein geformte Naſe, welche ſich kaum von der eines Ariers unterſchied; allein der Mund war unſchön wegen der dicken, fleiſchigen Lippen. Dieſe Kuſhiten waren ein unruhiges Wandervolk. Man fand ſie am Hindukuh und in Kleinaſien. Sie wanderten den Indus hinunter und verbreiteten ſich im Dekan. Andere gingen nach Perſien und Arabien, ſelbſt über die Meerenge Bab-el-Mandeb, und ließen ſich am Blauen Nil nieder. Sie waren ſehr unternehmende Seefahrer und als ſolche waren ſie mit allen damals befahrenen Meeren bekannt. Ihre Sprache hatte Aehnlichkeit mit dem Arabiſchen und anderen ſemitiſchen Sprachen und Kuſhiten und Semiten ſcheinen von einem Stamm ausgegangen zu ſein. Wir werden weiterhin noch Näheres von ihnen zu ſagen haben.

Als Thotmes I. alt wurde, nahm er seine Tochter Hatasu oder Hatshepu als Mitregentin an und verheirathete sie an seinen Bruder Thotmes II. Nach dem Tode desselben führte die Königin die Regierung für ihren unmündigen Bruder, dessen Autorität aber bald beseitigt wurde. Sie herrschte im eigenen Namen unter dem Thronnamen Ramaka (1613—1591), führte die Armeen an und ließ sich sogar auf ihren Statuen mit dem den Königen zukommenden Kinnbart abbilden. Sie regierte mit kräftiger Hand und bekam Lust, das Land Tu-nuter (To-neter) heimzusuchen, welches östlich vom Lande der Punt lag und woher so köstliche Waaren und Edelsteine kamen. Zu diesem Ende sammelte sie eine ganze Kriegsflotte, wol die erste auf dem Rothen Meer. Alles unterwarf sich ohne Kampf. Sie gab ihren Plan auf, nach Tu-nuter vorzudringen, und kehrte mit Schätzen beladen nach Hause zurück, wohin sie auch 32 Bäumchen mit wohlriechenden Blüten (Weihrauchbaum) mitnahm, die in den Gärten von Theben angepflanzt und akklimatisirt wurden.

Als diese kräftige Herrscherin starb und ihr Bruder Thotmes III. (1591—1565) wirklich die Regierung antrat, war dies das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand der Syrer, die bis auf Gaza abfielen. Dorthin eilte der König und zeigte Muth und Feldherrntalent. Vor dem Schlüsselpunkt zum Libanon und der Straße zum Euphrat, Magiddo, kam es zur Schlacht. Die Syrer ergriff panischer Schrecken. Die Besatzung von Magiddo ließ die Fliehenden nicht ein aus Furcht, die Aegypter möchten mit eindringen, und nur die Generäle wurden an Stricken die Mauer heraufgezogen. Die Zahl der Todten belief sich auf nur 83, allein die Sieger fanden auf dem Schlachtfelde eine Menge Pferde, 984 Kriegswagen und andere zurückgelassene Beute. Magiddo ergab sich und die Fürsten Syriens und Mesopotamiens unterwarfen sich.

Einige Jahre darauf empörten sich die syrischen Fürsten abermals, an ihrer Spitze der Fürst von Kadesh. Seine Hauptstadt wurde erstürmt und geplündert; den Fürsten wurde verziehen, allein ihre Söhne und Brüder wurden als Geiseln nach Aegypten geführt.

Nun drang der siegreiche König über den Euphrat, durcheilte Mesopotamien bis zum Tigris und bis Ninive. Unermeßliche Beute wurde gemacht, allein die besiegten Fürsten empörten sich immer wieder, und Thotmes hatte bis zum Ende seines Lebens mit ihnen zu kämpfen.

Gegen seinen Sohn Amenhotep II. (Amenophis), 1565—1555 v. Chr., empörten sich die Assyrer, die sich für unabhängig erklärten. Der König schlug sie, blieb den Winter in Mesopotamien, und Ninive öffnete ihm die Thore. Nach zweijährigem siegreichen Kriege kehrte er nach Aegypten zurück. An seinem Schiffsschnabel hingen die Körper von sieben rebellischen Chefs, die er eigenhändig getödtet hatte. Die Glieder Anderer wurden als warnendes Beispiel für empörungslustige tributpflichtige Fürsten in den bewohntesten Theilen ihrer Länder aufgehängt.

Die folgenden Könige wußten das Reich zu erhalten, und unter Amenhotep III. (oder Amenemha oder Amenophis) reichte dasselbe vom Euphrat nördlich bis zum Lande der Galler im Süden. Sowol dieser König wie fast alle der 18. Dynastie unternahmen große Bauwerke, von denen wir in der Kulturgeschichte reden werden.

Amenhotep IV. hatte eine nicht ägyptische Prinzessin, Namens Tai, zur Mutter, und von ihr schrieb sich wahrscheinlich sein Abscheu gegen diejenigen ägyptischen Götter, welche nicht die Sonne repräsentirten, deren Scheibe er angebetet wissen wollte. Er veränderte sogar seinen Namen, weil dieser an den ihm verhaßten Ammon erinnerte, in Khunaten (Glanz der Sonnenscheibe). Zuerst noch tolerant, wurde er allmählich fanatisch und entfremdete sich die Aegypter. Er verließ die Ammonstadt Theben und bezog eine neue Residenz zu Tell-el-Amarna, wo er einen prachtvollen Sonnentempel baute, dessen Ruinen noch heute zu sehen sind. Unter der 18. Dynastie steht Aegypten auf dem Höhepunkt seiner Kunstentwicklung.

Die alten ägyptischen Götter, welche die Sonne repräsentirten, wie Ra, Harmakis und Hor, wurden beibehalten; allein die Anhänger der neuen Religionsform stellten den Gott auf den Monumenten als Sonnenscheibe dar, von welcher die Strahlen auf die Erde fallen. Jeder Strahl endet mit einer Hand, welche das Henkelkreuz, das Zeichen des Lebens, hält. Die Scheibe hieß Aten. Nach Amenhotep's IV. Tode wurde sein Namen und die Zeichen des Sonnendienstes auf vielen Monumenten ausgemeißelt.

Die Körperbildung in den Statuen des Amenhotep ist die den Eunuchen eigenthümliche; allein jung verheirathet, hatte er von der Königin Nowertiuta sieben Töchter, und man vermuthet, daß ihm das Unglück der Verstümmelung in den Kriegen seines Vaters mit den schwarzen Völkern Aethiopiens begegnete, wo man noch heute bei den Gallas die Gewohnheit findet, Gefangenen und Todten die männlichen Glieder als Trophäen abzuschneiden.

Als Amenhotep IV. starb, folgte ihm sein Milchbruder Ai, der dessen älteste Tochter Taï heirathete. Ihm folgten seine Schwäger Tutankhamen und Rasaakakheprn. Der Erstere war noch ein mächtiger Pharao, allein unter seinen Nachfolgern schwächten Religionskriege das Reich. König Haremheb (Armais) stellte die alte Religion wieder her; allein er konnte nicht alle verloren gegangenen Länder zurückerobern, deren Fürsten den Tribut verweigerten.

Da er ohne direkte Erben starb, so ging die Regierung an Ramses I. über, mit dem die große 19. Dynastie (etwa 1445—1270) beginnt. Es scheint, daß der neue König aus dem Delta stammte. Nach einer nicht ruhmlosen Regierung von sechs oder sieben Jahren starb er, und sein Sohn Seti (Sethos) wurde König (1439—1388 v. Chr.). Er war ein tüchtiger Mann, der sich bestrebte, das Ansehen Aegyptens nach außen wieder herzustellen, wie es unter den Königen der vorigen Dynastie — Thotmes III. und Amenhotep III. — gewesen war, namentlich die Syrer wieder zum Gehorsam zu bringen.

Die Verhältnisse in Asien hatten sich aber bedeutend geändert. Das im Norden Syriens wohnende, einst vorherrschende Volk der Rutenu hatte sein Ansehen verloren und an seine Stelle und an die Spitze der vielen dortigen kleinen Staaten war der Fürst der Khetas — die Hethiter der Bibel — getreten. Einer von diesen, Sapalel, hatte sich König genannt und auf gleiche Stufe mit den großen Pharaonen Aegyptens gestellt. Ramses I. hatte mit ihm einen Vertrag machen müssen, was sonst nicht gebräuchlich gewesen war, denn der große Pharao diktirte die Friedensbedingungen.

Sethos rückte in Syrien ein und drang bis in das Thal des Orontes vor. Alles unterwarf sich. Die Phönikier, schlaue Handelsleute, zahlten gern Tribut, da ein Krieg weit kostspieliger war und sie großen Vortheil von dem Seehandel mit Aegypten hatten. Im Norden Syriens trat dem Aegypter König Sapalel entgegen. Sethos schlug ihn und nahm die Stadt Kadesh, allein damit war der Krieg nicht zu Ende, und dessen müde, schloß Sethos mit Sapalel's Nachfolger einen Offensiv- und Defensivvertrag

Die Grenze Aegyptens nach dieser Seite hin war nun der Orontes. Durch Erfahrung belehrt, begnügte sich aber der König nicht mehr mit Tribut; die besiegten Völker erhielten ägyptische Gouverneure und die Festungen Gaza, Askalon und Magiddo stehende Besatzungen.

Ramses I. war, nach ägyptischen Ansichten, ein Usurpator gewesen, und Sethos selbst wurde auch nicht für legitim gehalten, sondern regierte mehr kraft der rechtmäßigen Abstammung seiner Gemahlin Taï, welche eine Enkelin von Amenhotep III. und dessen Gemahlin Taï war. Unzweifelhaft legitim war erst Sethos' Sohn Ramses II., den deshalb sein Vater schon als Knaben zum Mitregenten annahm, um einer Empörung vorzubeugen. Schon als Knabe von zehn Jahren machte der Prinz den Krieg in Syrien mit und lernte so frühzeitig die Kunst zu befehlen. Sein Vater zog sich immer mehr von der Regierung zurück und Ramses ersetzte ihn vollständig. Durch diese kluge Maßregel wußte Sethos die Ruhe des Reiches zu sichern.

Es geſchah etwas ganz Neues, Unerhörtes. Kleinaſiatiſche Völker, deren Namen man noch gar nicht gehört hatte, landeten mit feindlichen Abſichten im Delta und verbanden ſich mit libyſchen Stämmen; Ramſes ſchlug ſie aber ſo empfindlich, daß ihnen die Luſt verging, wieder zu kommen.

Angebliches Bild des ſiegreichen Seſoſtris (Ramſes II.). Relief am Nahr-el-Kelb.

Während der letzten Lebensjahre des Sethos machte Ramſes II. glückliche, obwol nur wenig bedeutende Kriegszüge in Aethiopien. Durch den Tod ſeines Vaters wurde er alleiniger Herrſcher und ſein Name in der Welt berühmter als der irgend eines Königs vor ihm. Die Griechen nannten ihn Seſoſtris, und deren Geſchichtſchreiber, irre geleitet durch den Namen, ſchrieben ihm auch manche Thaten ſeines Namensverwandten aus der 12. Dynaſtie zu und ſchmückten dieſe Erzählungen auf wunderbare Weiſe aus.

Herodot erzählt, was er von den Prieſtern erfuhr, und Diodor verbreitet ſich noch weitläufiger über die Heldenthaten des Seſoſtris, wie ihn der Erſtere, und Seſoosis, wie ihn der Letztere nennt. (1388—1322 v. Chr.) — Nach Antritt ſeiner Regierung, heißt

Digitized by Google

es darin, bereitete ſich der König zu einem großen Kriegszuge vor, um die Welt zu erobern. Während ſeiner vorausſichtlich langen Abweſenheit ernannte er ſeinen Bruder Armais zum Reichsverweſer. Das Heer, mit welchem Seſoſtris auszog, beſtand aus 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reitern und 27,000 Kriegswagen. Durch Aethiopien drang er bis an die Meerenge Bab-el-Mandeb vor. Hier erkannte er, daß ſein Landheer nicht ausreichen würde, die Eroberungen auszuführen, die er im Sinne hatte. Sein feſter Wille überwand die Abneigung, welche die Aegypter gegen das Meer hatten, und er erbaute eine Flotte. Ein Theil derſelben befuhr das Mittelmeer, eroberte die Inſel Cypern, die Küſte von Phönikien und die Kykladiſchen Inſeln. Vierhundert Schiffe waren zum Zug gegen Indien beſtimmt. Das größte dieſer Schiffe war 280 Ellen lang, ganz aus Cedernholz erbaut, inwendig verſilbert und auswendig vergoldet. Er hatte es dem Gott Oſiris geweiht. Dieſe Flotte unterwarf alle Inſeln und Küſtenländer bis nach Indien.

Seſoſtris ſelbſt rückte mit ſeinem Heere über die Meerenge vor. Der König habe überall einen gezähmten Löwen bei ſich gehabt, der ihn auch in die Schlacht begleitete. Er beſiegte Meder und Aſſyrer, drang bis über den Ganges vor und nahm Indien bis zum Meere in Beſitz. Dann drang er nördlich in das Land der Skythen bis an den Tanais (Don) und ging von hier nach Thrakien. An der Meerenge von Bab-el-Mandeb (berichtet Strabo) habe er eine Denkſäule mit heiliger Schrift errichten laſſen. Solche Denkſäulen errichtete er an den Grenzen aller Länder, die er beſiegte, und ließ folgende Inſchrift darauf ſchreiben: „Ein König der Könige, ein Herr der Herren, Seſoſtris, hat dieſes Land bezwungen durch die Gewalt der Waffen“. Auf dieſen Säulen ließ er zugleich andeuten, ob die Völker ſich männlich gewehrt, oder weibiſch ergeben hätten, und zwar durch männliche und weibliche Glieder. Auf verſchiedenen Felſenplatten ließ Seſoſtris ſein Bild eingraben, welches ihn auf ägyptiſche und äthiopiſche Weiſe bewaffnet darſtellt mit einer Inſchrift quer über die Bruſt in heiliger Schrift: „Ich habe dieſes Land mit meinen Armeen gewonnen“.

Gegen die beſiegten Völker benahm ſich der Eroberer mild, denn außer der üblichen Beute und den Gefangenen, die er vielleicht als Geiſeln mitnahm, verlangte er nur einen jährlichen Tribut, den ihm die Fürſten in Perſon überbringen mußten. Zog er aber in eine Stadt oder in einen Tempel ein, ſo wurden vier Könige vor ſeinen Wagen geſpannt. Als er einſt mit einem ſolchen ſtolzen Geſpann dahinfuhr, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch einen ſolchen abgeſetzten König erregt, der unverwandt auf das Rad des Wagens ſah. Der ſtolze Eroberer fragte nach der Urſache dieſes Hinſtarrens, und der unglückliche König antwortete: „O König! Das Umdrehen des Rades erinnert mich an den Wechſel des Glücks. Jeder Theil des Rades iſt bald oben, bald unten, und ſo geht es auch mit dem Menſchen. Wer heute auf dem Throne ſitzt, iſt morgen vielleicht ein niedriger Knecht.“ Dieſe Worte machten tiefen Eindruck auf Seſoſtris; er ließ nie wieder Könige in ſolcher Weiſe demüthigen.

In Thrakien gerieth das Heer durch Mangel und rauhe Witterung in Noth. Dies und eine Nachricht, die er durch den ägyptiſchen Oberprieſter erhielt, bewog ihn nach neunjähriger Abweſenheit zur Rückkehr; Armais habe, wurde ihm berichtet, das königliche Diadem angelegt, die Königin geſchändet und ſich des ganzen Harems bemächtigt. Auf dieſe Geſchichte werden wir bei Ramſes III. zurückkommen.

Herodot behauptet, daß er ſelbſt in Paläſtina Siegesſäulen mit Schriftzeichen und weiblichen Gliedern geſehen habe und ebenſo Bilder des Seſoſtris. Man hat in der That drei ſolcher in Felſen gehauener Bilder bei Beyrut an der Mündung des Nahr-el-Kelb gefunden, die aus dem zweiten und vierten Regierungsjahr Ramſes' II. datirt ſind, und eine der Figuren, die Herodot in Kleinaſien geſehen hat, befindet ſich heute noch bei Ninſi, zwiſchen Sardes und Smyrna. Auf den erſten Anblick glaubt man wirklich, daß auch die letztere ein Werk aus der pharaoniſchen Zeit ſei; allein bei näherer Betrachtung entdeckt man den Irrthum und daß die Arbeit nicht ägyptiſch ſein kann. Die Fußbekleidung hat einen gekrümmten Schnabel, wie ſie im Mittelalter Mode war, und die Kopfbedeckung gleicht mehr

Illuſtrirte Weltgeſchichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der große Seſoſtris (Ramſes II.) in der Schlacht von Kadeſch (19. Dynaſtie, 1445—1270).
Zeichnung von Hermann Vogel.

Digitized by Google

einer phrygischen Tiara als einer doppelten Krone. Diese Arbeit ist schwerlich von einem Aegypter gemacht und keinenfalls stellt sie den Sesostris vor.

Schon als Knabe hatte sich Sesostris- oder vielmehr Ramses-Miamun (der von Ammon Geliebte) mit Gespielen umgeben, aus denen später tüchtige Führer wurden. — Die ersten Jahre seiner Regierung verflossen ohne besondere Störung, allein im vierten Jahre derselben zog sich ein mächtiges Gewitter zusammen.

Die Khetas hatten sich eine Weile ruhig verhalten; allein das reiche Aegypten war zu verlockend für sie, und andere Völker, zu denen mehrere kleinasiatische gehörten, wie Dardaner, Mysier, Lykier, Trojaner ꝛc., verbanden sich zu einem Einfalle in dieses Reich.

Ramses II. rückte ihnen entgegen. Durch verrätherische Beduinen wurde er in der Nähe von Kadesh in eine Falle gelockt; allein noch im letzten Augenblick erkannte der König die Gefahr. Während er noch Kriegsrath hielt, wurde er angegriffen. Der König von Khalep, der allein 18,000 Mann und mit seinen Alliirten 2500 Streitwagen hatte, führte den Angriff, und die Schlacht stand bedenklich für die Aegypter; allein Ramses stürzte sich in das Getümmel und verrichtete Heldenthaten. Das Gros seiner Armee traf ein; die Nacht unterbrach den unentschiedenen Kampf; allein am andern Morgen wurden die Verbündeten in den Fluß (Orontes) gejagt und ein glänzender Sieg erfochten. Der Fürst von Kheta bat um Frieden, der ihm bewilligt wurde.

Im Rücken der siegreichen Armee erhoben sich aber die Völker, und der Fürst von Kheta brach ebenfalls den Waffenstillstand. Ramses drang nach Galiläa vor und im neunten Jahre seiner Regierung eroberte er Askalon. Der Krieg dauerte noch zwei Jahre, bis endlich der neue Fürst von Kheta um Frieden bat. Es wurde ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm geschlossen, und das darüber aufgesetzte Dokument ist wol das älteste diplomatische Aktenstück der Erde.

Der zunächst in der Sprache der Khetas abgefaßte Vertrag wurde auf ein silbernes Blech gravirt und dem Ramses nach Aegypten geschickt. In diesem Vertrag war festgesetzt, daß der Friede zwischen beiden Völkern „ein ewiger" sein solle. Wenn Jemand vom Fürsten von Kheta verlange, daß er ihm gegen den König von Aegypten beistehen möge, solle er ihn angreifen und vernichten, und will der große Fürst von Kheta das nicht selbst thun, so soll er seine Bogenschützen und Wagen aussenden, es zu thun. Eine gleiche Verpflichtung übernahm der König von Aegypten in Bezug auf den Fürsten von Kheta. Auch enthielt der Vertrag besondere Artikel zum Schutz des gegenseitigen Handels und der Industrie, wie auch andere rechtliche Bestimmungen. Jeder Verbrecher, der in das Land eines der Kontrahenten flüchte, solle ausgeliefert werden; jeder nicht verbrecherische Flüchtling oder mit Gewalt entführte Unterthan, jeder Arbeiter, der sich im Gebiet des Andern niederlassen wolle, solle in sein Land zurückgeschickt, ihm aber seine Uebertretung nicht als Verbrechen angerechnet werden. „Das Vergehen eines solchen soll nicht an ihm gerächt werden; man soll nicht sein Haus zerstören, noch seine Frau oder Kinder umbringen; man soll ihn weder in die Augen, noch auf den Mund, noch auf die Füße schlagen und keine kriminelle Anklage soll gegen ihn erhoben werden." — In diesem Vertrage ist Alles enthalten, was wir heutzutage in jedem unserer Friedenstraktate finden. — Die anderen Eroberungen, die Sesostris von den Griechen zugeschrieben wurden, sind Fabel.

Vom 21. Regierungsjahre bis zum 66., in welchem Ramses II. starb, wurde der Vertrag gehalten und der Friede nicht unterbrochen. Sesostris-Ramses heirathete die älteste Tochter des Königs von Kheta, Isi-Nowert, und dieser besuchte seinen Schwiegersohn in Aegypten.

Während dieses langen Friedens und seiner segensreichen Regierung führte Ramses II. unendlich viele Bauten aus, und überall findet man auf den Denkmälern seinen Namen und Darstellungen seiner Thaten. Er baute nicht nur Tempel, sondern auch viele gemeinnützige Werke, außerdem zur Sicherung der Ostgrenze mehrere Städte, wie Pa-Ramses-

Anakthu (die Stadt des tapfersten Ramses), welches neben einem Kanal lag, der den Nil mit den Bitterseen verband und so der Wüste ein großes, fruchtbares Land abgewann. Es heißt, dieser Kanal sollte bis zum Rothen Meere geführt werden, da aber das Land niedriger lag als dieses, so fürchtete man durch sein Uebertreten das Nilwasser zu verderben und gab das Projekt auf.

Die drei ältesten Söhne des Königs waren todt und der vierte, Khamnas, Oberpriester zu Memphis. Nach 40 Kriegsjahren sehnte sich Ramses nach Ruhe und übergab diesem Sohne die Last der Regierung. Als derselbe im 55. Regierungsjahre des Ramses starb, gab dieser die Macht in die Hände seines 13. Sohnes, Menephta (1322—1302), der elf Jahre Regent war und nach Ramses' Tode König wurde unter den Titeln Banramernutenu (Sohn der Sonne), Menephta hotep-hi-ma. (Aus diesen Namen nahm Herodot den Namen Pharao und die Kompilatoren des Manetho Amenephtes und Amenophis.) Ramses II. hatte 59 Söhne und 60 Töchter.

Menephta war bereits ein alter Mann, als er zur Regierung kam, und die von seinem Vater so stark gezüchtigten Völker dachten, daß die Zeit der Rache gekommen sei. Raublustige kleinasiatische Völker schifften nach der libyschen Küste, verbanden sich hier mit den dort wohnenden kriegerischen Stämmen und brachen in Aegypten ein mit der Absicht, sich in dem reichen Delta niederzulassen. Der Friede hatte so lange gedauert, daß man gar nicht mehr an Krieg dachte; die Nachricht von dem Einfall wirkte daher sehr niederschlagend, allein der König handelte energisch, seine Armeen rückten dem Feinde entgegen. Es kam zur Schlacht und nach sechsstündigem Kampf flohen die Libyer und ihre Verbündeten und wagten keinen neuen Angriff. Es kommt nicht selten vor, daß „die Götter" manchen Menschen „offenbaren", was diese selbst wünschten. Der Gott Phtah erschien auch dem alten Menephta und verbot ihm, persönlich an der Schlacht theilzunehmen. Man siegte auch ohne ihn, und wenn auch das Volk den König für diesen Sieg bis in den Himmel erhob, so mochten doch manche seiner Generäle und Abkömmlinge früherer Könige wissen, daß er kein besonderer Held war. Sie warteten kaum auf seinen Tod, um sich unabhängig und ihre Ansprüche geltend zu machen.

Sethos II., Menephta's Sohn, Prinz von Kush, konnte wenigstens nicht ohne Weiteres den Thron besteigen. Ein Nachkomme des Ramses II., also Verwandter des Sethos, Amenmeses, gelangte zur Macht, und sein Sohn Menephta II. Siphtah folgte ihm. Ob sich Sethos II. mit diesen Prätendenten abfand, oder ob er sie mit Hülfe seiner Partei besiegte, ist ungewiß, wie überhaupt diese ganze Geschichte: genug, nach Menephta's II. Tode, bestieg er wirklich den Thron und man schreibt ihm allerlei Siege über fremde Völker zu. Er war auch bereits ein alter Mann, als er endlich sein Ziel erreichte, und schon bei seinem Leben brachen die Kämpfe unter den verschiedenen ägyptischen Großen aus, die ganz Aegypten in einen Zustand der Anarchie versetzten. Während dieser Kämpfe gelang es sogar einem Syrer, Namens Arisu, sich zum Oberhaupt der Fürsten zu machen. Alles ging darunter und darüber; man plünderte und mordete und kümmerte sich nicht um die Religion.

Wir haben gesehen, daß im Nordosten Aegyptens viele Syrer und Kananiter wohnten, die theils von der Zeit der Hyksos zurückgeblieben, theils neu eingewandert waren. Zu ihnen gehörten auch die Nachkommen Jakob's, die sich seit Joseph's Zeiten im Lande Gosen ganz außerordentlich vermehrt hatten. So lange die Hyksos regierten, ging es ihnen und allen Stammverwandten der Kananiter gut; allein das änderte sich, als Könige über Aegypten herrschten, „die von Joseph nichts wußten". Während die Hyksos die Aegypter arbeiten ließen, kam nun die Reihe an die Fremden, die man als Hirten verachtete und als Aussätzige und Unreine betrachtete. Namentlich soll es Ramses II. gewesen sein, der Israeliten und andere Fremde zur Arbeit anhielt, denn seit er mit den Khetas-Frieden geschlossen hatte, fehlte es an syrischen Gefangenen. Der Kanal nach den Bitterseen ging

durch das Land Goſen, und die Städte Ramſes und Pithom erhoben ſich in der Nähe deſſelben; es iſt nicht zweifelhaft, daß die Iſraeliten zum Bau dieſer Städte und ſonſtiger Arbeiten verwendet wurden, und ſehr begreiflich, daß ſie das nicht mit gutem Willen thaten und ſich oft widerſpenſtig zeigten.

Auffindung des Moſes. Zeichnung von Ernſt Peſler.

Die Anſammlung einer ſo großen Menge von nichtägyptiſchen Leuten in der Nähe derjenigen Grenze, die beſtändig durch Einfälle der beduiniſchen Stämme bedroht wurde, war wohl geeignet, das Mißtrauen einer Regierung zu erwecken, die durch innere Kämpfe geſchwächt und gefährdet war. Leicht konnte es geſchehen, daß ſich die Abkömmlinge der

Kananiter mit ihren Stammgenossen jenseit der Landenge von Sues vereinigten und abermals das Delta einnahmen, wie es ja schon einmal geschehen war. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß man besondere Strenge für nöthig hielt und, da man die große Vermehrung des israelitischen Volkes mit Besorgniß wahrnahm, danach trachtete, derselben eine Grenze zu setzen, indem man verordnete, alle neugeborenen männlichen Kinder zu tödten. Die niedergeschriebenen Traditionen der Juden erzählen dies als Thatsache. Eine Frau aus dem Stamme Levi habe jedoch ihr Kind mehrere Monate versteckt gehalten und es dann in einem wohlverwahrten Binsenkasten dem Nil anvertraut, in der Hoffnung, daß die Prinzessin, die an jener Stelle zu baden pflegte, sich des Knäbleins annehmen würde. So sei es auch wirklich geschehen. Die Tochter des Pharao, die zum Baden an den Fluß gekommen sei, habe das Kästchen bemerkt und sich des Kindes erbarmt. Sie habe es Moses (der aus dem Wasser Errettete) genannt und auf das Sorgfältigste erziehen lassen.

Die ägyptische Prinzessin, welche Moses auffand, hieß Thermutis. Nachdem Moses das siebente Jahr erreicht hatte, beschloß seine Beschützerin, ihm die ausgesuchteste Erziehung geben zu lassen, und stellte ihn daher dem Könige vor. Dieser billigte den Entschluß seiner Tochter, obgleich das trotzige Benehmen des Knaben eher geeignet war, den König gegen ihn einzunehmen. Denn der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus erzählt von diesem Zusammentreffen den freilich sehr sagenhaften Umstand: daß der König dem Knaben Moses seine Krone spielend aufs Haupt gesetzt, dieser sie aber zornig zur Erde geworfen und verächtlich mit dem Fuß darauf getreten habe. — Der Sorge der Thermutis verdankte Moses eine Erziehung, wie sie der eigene Sohn des Königs nicht besser genießen konnte. Sein Durst nach Wissen fand in der Schule der ägyptischen Priester die vollste Befriedigung und sein außerordentliches Talent machte ihn fähig, seine Lehrer in den geheimen Wissenschaften noch zu übertreffen. In dieser Schule sammelte er die Kenntnisse, die er später zur Befreiung seines Volkes und zum Unheil seiner Pfleger so energisch geltend machte.

Als Moses herangewachsen war, heißt es, fielen die Aethiopier in Aegypten ein, und so viel Vertrauen hatte der König zu dem jungen Israeliten, daß er ihm befahl, das Heer anzuführen und die Aethiopier zu vertreiben. Moses zwang die Aethiopier zur Flucht, schloß sie in der Stadt Saba ein und eroberte dieselbe nach längerer Belagerung. So lebte Moses an dem Hofe des Königs geehrt und geliebt bis in sein 40. Jahr.

Als Moses ein Mann geworden war und einst den harten Arbeiten seiner Landsleute zuschaute, sah er, wie einer der ägyptischen Arbeitsvögte einen Israeliten mißhandelte, und empört darüber, erschlug er den Aegypter. Um der Strafe zu entgehen, floh er zu den Midianitern, heirathete die Tochter des angesehenen Priesterfürsten Jethro und blieb viele Jahre aus Aegypten weg. Während dieser Zeit faßte er den Entschluß, sein Volk aus der Knechtschaft zu befreien, und überlegte diesen Plan mit seinem Bruder Aaron, der ihm in der Wüste entgegen kam und mit dem er nach Aegypten zurückkehrte. Beide bereiteten das Volk zu dem beabsichtigten Schritte vor. Sie versuchten es zuerst mit List, die Erlaubniß des Königs zum Wandern in die Wüste zu erhalten; als dies aber nicht gelang, wandten sie andere Mittel an, indem sie vermöge der von Moses erlernten Wissenschaft allerlei Uebles den Aegyptern zufügten (welche Plagen aber als von dem Judengott Jehovah verursacht dargestellt wurden). Die ägyptischen Priester und der König wußten recht gut, woher diese Plagen kamen, und Letzterer ließ sich durch dieselben zuerst nicht zwingen; allein als „Jehovah um Mitternacht auszog und alles Erstgeborene der Aegypter bei Menschen und Vieh schlug", gestattete der König den Auszug der Israeliten mit all ihren Herden um 1320 v. Chr. Da man fürchten mußte, daß der Pharao wieder andern Sinnes werden möchte, so wurde der Auszug in allergrößter Hast beschlossen. Für die harte Arbeit, welche die Juden den Aegyptern geleistet hatten, machten sie sich dadurch bezahlt, daß sie unter dem Vorwande eines Festes von ihren ägyptischen Nachbarn so viel goldene und silberne Gefäße liehen, als sie bekommen konnten und dieselben mitnahmen.

Digitized by Google

Illustr. Weltgeschichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Biblische Exegeten, Reisende und Geographen haben von jeher die Peträische Halbinsel verschiedentlich dargestellt. Unser Kärtchen zeigt sorgfältig und nach Prüfung der besten Autoritäten seit Burckhardt, Rauner, Ebers und nach Kiepert's anerkanntem Bibelatlas die Küstenkonturen des Landes an, die Richtung des mosaischen Wüstenzuges mit seinen Stationen, und die anderweitigen wichtigsten geographischen Momente, soweit sie sich graphisch darstellen lassen. Es enthält überdies ein Stück von der syrischen Küste mit der Landeseintheilung von Palästina zur Zeit Christi.

Digitized by Google

Die Zahl der ausziehenden streitbaren Männer — die Fremden, die sich anschlossen, waren wol mitgezählt — belief sich, der biblischen Angabe nach, auf 600,000.

Den König, heißt es, gereute es aber, daß er die Juden hatte ziehen lassen (was nicht zu verwundern ist, da sie einen so kolossalen Diebstahl begingen); er setzte ihnen mit einem Heere nach und holte sie ein, als sie am Rothen Meer gelagert waren. Moses habe aber seine Hand ausgestreckt, das Wasser habe sich getheilt und die Juden seien trockenen Fußes durch das Meer gegangen. Die Aegypter seien ihnen nachgejagt, aber Moses habe abermals seine Hand ausgestreckt, die Wasserstraße habe sich geschlossen und der König und sein ganzes Heer seien ertrunken, so daß auch nicht Einer übrig blieb.

Daß die Juden und mit ihnen viele Abkömmlinge semitischer Völker unter der Führung des Moses Aegypten verließen, ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache; es ist jedoch durchaus unmöglich, genau nachzuweisen, wann und unter welchem ägyptischen König und unter welchen besonderen Umständen das geschah. Aegyptische, mit Hieroglyphen versehene Denkmäler und in denselben und in Gräbern aufgefundene schriftliche Nachrichten haben uns viele überraschende Aufklärungen über die Geschichte Aegyptens gegeben, allein von den in den jüdischen Traditionen enthaltenen Wundergeschichten und namentlich von dem Wassertod eines Pharao mit seiner ganzen Armee melden sie nicht das Allergeringste.

Strabo und Diodor berichten, daß der Jam Suf — der Schilfsee — der irrthümlich stets für das Rothe Meer gehalten wurde, aber in der That nur eine lange, schmale und tiefe Seekette ist, die südlich beinahe den Golf von Sues erreicht — manchen in jenen Gegenden marschirenden Truppen gefährlich wurde. Die Furt Ha-Chiron, griechisch Baraktra, wurde nicht selten durch Sand so überweht, daß man sie für festes Land halten konnte. Diodor berichtet das Versinken eines Theils des Heeres des Artaxerxes an dieser Stelle, die noch heute durch Springfluten gefährlich ist. Moses mochte durch die Midianiter mit den besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Stelle vertraut sein und sie zum Uebergangspunkt gewählt haben. Daß ein Theil verfolgender Truppen hier zu Grunde gingen, ist wenigstens nicht unmöglich, und daß die Sage daraus ein ganzes Heer sammt Pharao machte, ist ganz im Charakter der hebräischen Sagen.

Der schon oft erwähnte Geschichtschreiber Manetho erzählt den Hergang in anderer Weise, wie wir aus einem Bruchstück ersehen, welches ein späterer jüdischer Geschichtschreiber (Flavius Josephus) mitgetheilt hat. König Menephta (Amenophis) habe das Verlangen empfunden, die Götter zu sehen, wie es ein früherer König gethan, und einer seiner Seher habe ihm gesagt, daß dies nur geschehen könne, wenn er das Land von allen Aussätzigen und Unreinen befreite. Zu diesem Ende habe der König 80,000 solcher Unglücklichen aus ganz Aegypten zusammengebracht und sie in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche von Turah schaffen lassen. Unter ihnen seien aber auch Priester gewesen und das habe die Götter erzürnt. Der Seher, dessen Rath die harte Maßregel veranlaßte, habe Reue gefühlt; er habe sich selbst umgebracht, nachdem er prophezeit hatte, daß die Unreinen sich mit Anderen verbinden und dreizehn Jahre über Aegypten herrschen würden. Der König habe auch Erbarmen gefühlt und den Aussätzigen die seit Langem verlassene Stadt Avaris eingeräumt. Sie hätten dort einen Priester aus Heliopolis, Namens Osarsyph oder Moses zum Anführer gewählt. Dieser habe ihnen Gesetze gegeben, welche durchaus von den ägyptischen abwichen, ihnen verboten, die ägyptischen Götter anzubeten und die Thiere zu verehren. Dann habe Moses sich mit anderen Priestern und den aus Aegypten früher vertriebenen Hirtenstämmen verbunden und Aegypten erobert. Der König habe nun ein Heer gesammelt, aber, sich der Prophezeiung des Sehers erinnernd, keine Schlacht gewagt, sondern sich mit seinem Heere nebst den Götterbildern und heiligen Thieren zu dem befreundeten Könige von Aethiopien zurückgezogen, wo er dreizehn Jahre geblieben sei. Die Fremden hätten nun schrecklich in Aegypten gehaust. Sie hätten Tempel und Städte zerstört und geplündert, die heilig gehaltenen Thiere gegessen und die ägyptischen Priester gezwungen, dieselben zu

schlachten und die sich Weigernden nackt hinausgestoßen. Menephta, der seinen fünfjährigen Sohn Sethos, der auch Ramses hieß, einem Freunde in Aegypten anvertraut hatte, sei darauf mit seinem Heere aus Aethiopien zurückgekehrt, habe sich mit dem seines Sohnes verbunden, die Hirten und Aussätzigen besiegt und sie bis über die syrische Grenze gejagt.

Andere Geschichtschreiber berichten diese Geschichte wieder in verschiedener Weise, aber ihre Erzählung verbreitet auch nicht mehr Licht über diese Auswanderung des israelitischen Volkes. Daß dieselbe unter Menephta stattgefunden habe, ist sehr unwahrscheinlich; man kann vielmehr annehmen, daß sie gegen Ende oder nach der Regierung des Sethos II. geschah, in welcher Zeit der König mehr als genug zu thun hatte, sich gegen die inneren Empörungen zu halten. Für die allgemeine Geschichte ist die Feststellung des Zeitpunktes von geringer Wichtigkeit und wir verweilten einzig und allein länger dabei, weil die Nachkommen jener jüdischen Auswanderung noch heute unter uns leben und ihre Traditionen auch von allen christlichen Völkern gekannt und gewissermaßen heilig gehalten werden.

Ein Nachkomme des großen Ramses II., Nekht-Seti, Fürst in Theben, besiegte alle seine Nebenbuhler und wurde Stifter der 20. Dynastie. Er nahm seinen Sohn zum Mitregenten an und nach seinem Tode wurde derselbe König unter dem Namen Ramses III. (um 1269—1244 v. Chr. oder 1351).

Unter Ramses III. erhob sich Aegypten fast zu seinem alten Glanze. Er züchtigte die kecken Beduinen und schlug die Libyer; aber kaum war er mit diesen fertig, so bedrohte eine viel größere Gefahr das Reich. Viele Völker Kleinasiens und der griechischen Inseln verbanden sich mit den Philistern in Syrien zur Eroberung Aegyptens, wozu ihnen der Zeitpunkt besonders geeignet schien. Ihre Flotte und Landarmee sammelte sich an der Ostspitze des Delta, nicht weit von der Stelle, wo später Pelusium entstand. Ramses III. griff sie hier an und schlug sie vollständig. Es geschah dies im achten Jahre seiner Regierung. Die früher zu Aegypten gehörenden syrischen Provinzen unterwarfen sich; allein die Libyer mußten zwei Jahre darauf mit ihren Verbündeten noch eine derbe Lektion erhalten, ehe sie sich ruhig verhielten.

Der König ging nun mit einer Flotte nach Arabien. Die Fürsten von Punt und Tonuter brachten ihm Tribut und ihre kostbaren Waaren, die durch Karawane bis an den Nil geführt und im Hafen Koptos in Flußschiffe verladen wurden. Die Halbinsel des Sinai mit ihren Bergwerken wurde auch wieder gewonnen und das Ansehen Aegyptens überall hergestellt. Die Völker Asiens gaben es auf, nach Aegypten auswandern zu wollen. Sie wandten sich nach Westen, nach Europa; die Philister aber blieben als Vasallen in Syrien, im alten Besitzthum der Kananiter. An der libyschen Grenze räumte Ramses dem Stamm der Mashonash ein Gebiet ein und aus ihm wurde die Leibwache des Königs zusammengesetzt, die später eine große Rolle spielte.

Während der Abwesenheit des Ramses III. hatte es nicht an Versuchen gefehlt, sich des Thrones zu bemächtigen. Einer seiner Brüder verschwor sich mit mehreren hohen Beamten und den Frauen des Harems zu seinem Untergange. Die Verschwörung wurde entdeckt und das Gericht verdammte einige der Theilnehmer zum Tode, andere zum Gefängniß. Herodot hat diese Geschichte, mit einiger Ausschmückung, fälschlich von Sesostris (Ramses II.) erzählt. — Die übrigen Lebensjahre des Königs Ramses III., der beinahe 60 Jahre regierte, vergingen in Frieden. Aegypten erholte sich, seine Industrie und sein Handel blühten wieder auf. Die Bauwerke des Ramses III. beweisen es, und seine Schätze scheinen unerschöpflich gewesen zu sein.

Dieser König ist der Rhampsenit des Herodot, welcher von ihm folgende hübsche Geschichte erzählt: Um seine Schätze vor Dieben zu sichern, ließ er sich eine Schatzkammer bauen, die mit einer Wand an seinen Palast stieß und die nur einen Eingang hatte. In diese feste Kammer brachte der König seine Reichthümer, und wenn er in derselben gewesen

war, siegelte er die Thür mit seinem Siegel zu. Bald nachdem der Bau vollendet war, wurde der Baumeister todtkrank. Er ließ seine zwei Söhne an sein Sterbelager kommen und sagte ihnen, daß er, um ihr Auskommen zu sichern, in die Wand der Schatzkammer einen Stein so eingefügt habe, daß man ihn ohne große Mühe herausnehmen und durch die Oeffnung in die Schatzkammer gelangen könne. Nachdem er ihnen Alles gehörig erklärt hatte, starb er.

Die beiden Söhne machten sich diese Entdeckung bald zu Nutze, und der König nahm mit Erstaunen wahr, wie seine Schätze sich verringerten, trotzdem, daß das Siegel an der Thür unverletzt war. Um die Diebe zu fangen, ließ er ganz heimlich um die Gefäße, welche das Gold enthielten, starke Fallen anlegen. Die Diebe kamen wie gewöhnlich, und der eine der Brüder sah sich bald in solcher Weise gefangen, daß er auch mit Hülfe seines Bruders sich nicht befreien konnte. Damit derselbe nun nicht auch verrathen würde, rieth er, ihm den Kopf abzuschneiden, welchen Rath der Bruder befolgte. Als der König den kopflosen Leichnam in der Falle fand und nirgends eine Spur davon entdeckte, wie die Diebe in die Kammer gekommen sein könnten, ließ er den Körper an der Mauer aufhängen und eine Wache dabei stellen, die den Auftrag hatte, Jeden zu ergreifen, der bei der Leiche jammern und weinen würde.

Wie nun die Mutter der Brüder das hörte, befahl sie dem noch Lebenden, den Leichnam zu holen und drohte, wenn er es nicht thue, Alles dem Könige zu verrathen. Er ersann also eine List. Er belud mehrere Esel mit Weinschläuchen und in der Nähe der Wache band er an mehreren derselben einen Zipfel los, so daß der Wein herauslief. Er stellte sich darüber ganz verwirrt und als ob er nicht wisse, zu welchem Esel er sich zuerst wenden solle. Die Soldaten der Wache liefen lachend mit Töpfen herbei, fingen den Wein auf und ließen ihn sich gut schmecken. Der Eigenthümer schalt sie und stellte sich sehr böse, ließ sich dann aber besänftigen, trank sogar mit den Soldaten und gab ihnen endlich noch mehr Wein zum Besten, bis sie betrunken wurden und einschliefen. Unterdessen war es Nacht geworden, und ohne daß es Jemand gewahr wurde, nahm er den Leichnam des Bruders herunter und schor jedem der betrunkenen, schlafenden Soldaten den Bart auf der rechten Backe ab. Der König, dem dieser neue Streich bekannt wurde, ward sehr böse. Er wollte aber um jeden Preis wissen, wer denselben ausgeführt hatte und that zu diesem Ende Etwas, woran Herodot zwar nicht glauben will, es aber doch erzählt. Er gab nämlich Jedem, der seine Tochter haben wollte, diese preis, doch mußte er ihr vorher die klügste und die schändlichste That seines Lebens erzählen.

Der Dieb merkte wohl, warum das geschah, und beschloß den König zu überlisten. Er schnitt dem frischen Leichnam den Arm bei der Schulter ab, nahm denselben unter seinen Mantel und ging zur Prinzessin, die, scheint es, ihn im Dunkeln empfing. Er sagte ihr, seine schändlichste That sei die gewesen, daß er seinem Bruder, der in der Schatzkammer gefangen worden sei, den Kopf abgeschnitten habe, und seine klügste, daß er die Wache betrunken gemacht und den Leichnam gestohlen habe. Als die Prinzessin das hörte, griff sie nach dem Erzähler; er streckte ihr die todte Hand des Bruders entgegen, so daß der Arm in der Hand der Prinzessin blieb; er aber entwich durch die Thür. Der König war außer sich über die Dreistigkeit und Verschlagenheit des Diebes. Er verhieß ihm nicht allein Straflosigkeit, sondern große Belohnung, wenn er sich melde. Der Dieb traute und der König gab ihm als dem klügsten der Menschen seine Tochter zur Frau.

Der große Reichthum machte die vornehmen Aegypter üppig und weichlich und das Volk, durch Abgaben und harte Arbeiten genug gedrückt, fand eben so wenig wie sie Geschmack an den Entbehrungen des Krieges, bei dem man nichts weiter als Wunden oder den Tod ernten könne.

In einer uns erhaltenen Schrift schon aus der Zeit des Ramses II. (Papyrus Anastasi) malt ein Literat oder Schriftsteller seinem Schüler „die Freuden" des Soldatenlebens.

„Laß dir", heißt es ungefähr darin, „das Los eines Infanterieoffiziers ſchildern. Kaum der Kindheit entwachſen, ſperrt man ihn in eine Kaſerne. Eine wunde Stelle, die ihn ſchmerzt, bildet ſich auf ſeinem Leibe, andere über ſeinen beiden Augenbrauen (von Panzer und Helm) und ſein Kopf iſt mit Läuſen bedeckt. — Laß dir von ſeinen Märſchen nach Syrien und in ferne Länder erzählen. Wie ein Eſel ſchleppt er ſein Brod und Waſſer auf ſeinem eſelhaften Hals und Nacken. Sein Rücken ſchmerzt ihn. Er trinkt verdorbenes Waſſer. Trifft er auf den Feind, ſo iſt er wie eine zitternde Gans, denn er hat keine Kraft mehr in ſeinen Gliedern. Kommt er endlich nach Aegypten zurück, ſo gleicht er wurmſtichigem Holz. Wird er krank und bringt man ihn auf einem Eſel heim, dann ſtehlen Diebe ſeine Kleider und ſeine Diener laufen davon. — Dem Kavalleriſten geht es nicht viel beſſer.

Seltſames Erwachen.

Laß dir die anſtrengenden Pflichten eines Offiziers der Kriegswagen ſchildern. Schicken ihn ſeine Eltern in die Schule, ſo muß er von fünf Dienern, die er hat, zwei hergeben (wahrſcheinlich um die Erziehungskoſten zu bezahlen). Hat man ihn zugeſtutzt, dann geht er aus, ſich in Gegenwart Sr. Majeſtät in den Ställen ein Geſpann zu wählen. Hat er gute Pferde gefunden, ſo freut er ſich laut und galoppirt davon, ſeinen Flecken zu erreichen; aber das iſt nicht ſo bequem wie auf einem Stock reiten. Da er nicht weiß, wie es ihm gehen wird, ſo verſchreibt er all ſein Hab und Gut ſeinen Eltern. Dann ſpannt er einen ungeſchickten Wagen an, deſſen Deichſel drei Outen ſchwer iſt, während der Wagen ſelbſt nur fünf wiegt. Will er mit dem Wagen galoppiren, dann muß er abſteigen und ihn ziehen. Er ſtolpert über ein Reptil und fällt in die Büſche. Das Reptil beißt ihn in die Beine und ſeine Ferſen ſind wund. Kommt man nun, ſeine Ausrüſtung zu inſpiziren, dann erreicht ſein Elend den höchſten Grad. Man legt ihn an die Erde und giebt ihm hundert Hiebe." —

Digitized by Google

Das Anſehen der Soldaten verfiel mehr und mehr und wurde durch die wenigen Kriege nicht vermehrt, welche die dreizehn (oder gar ſiebzehn) nachfolgenden Könige der Dynaſtie, die ſämmtlich Ramſes hießen, zu führen hatten. Die Macht der Civilbeamten und namentlich der Prieſter ſtieg dafür deſto höher; ſie wurden Gouverneure aller Provinzen, ſogar Prinzen von Kuſh; einer von ihnen, Her-hor, ſetzte ſich nach Ramſes X. Tode an die Stelle des zur Zeit herrſchenden Ramſes nannte ſich Hon nuter tep en Amen, erſter Prophet Ammon's, und maßte ſich das königliche Diadem an. Er wurde zwar endlich wieder abgeſetzt, aber ſein Sohn blieb Oberprieſter und deſſen Sohn folgte wieder, nach einigen Ramſes, als König in Oberägypten, während im Delta eine neue Dynaſtie, die 21., von Smendes gegründet wurde, welcher in Tanis reſidirte.

Des Königs Tochter Enttäuſchung.

Die nominelle, gewiſſermaßen Ehrenhauptſtadt Aegyptens war und blieb zwar immer Theben, denn an dieſe Stadt knüpften ſich die ſtolzeſten Erinnerungen der Aegypter; ſelbſt Memphis ſtand ihm in dieſer Beziehung nach; aber ſeit die Könige gegen die Einfälle von Syrien aus ſtets auf ihrer Hut ſein mußten und zu dieſem Ende ſich meiſtens in den öſtlichen Städten des Delta aufhielten, ging der eigentliche Schwerpunkt des Reichs auf ſie über.

Die Bevölkerung des ganzen nördlichen Aegyptens hatte übrigens längſt aufgehört, eigentlich ägyptiſch zu ſein. Das vorherrſchende Element in derſelben war ſemitiſch geworden und die Könige ſelbſt hatten dazu beigetragen, indem ſie ihre Armeen aus Syrien rekrutirten. Die Hykſos, die Oberhäupter, und die Armee der Hirten hatten freilich das Land verlaſſen, allein die Maſſe des Volks, die ſchon fünfhundert Jahre in Aegypten gelebt hatte, war, wie ſchon früher bemerkt, zurückgeblieben. Sie bewahrten ſich ſogar gewiſſe Rechte, und wenn ihnen die Aegypter auch allerlei häßliche Beinamen gaben, ſo ſetzten ſie

Digitized by Google

es doch durch, daß ihre Götter Sutekh, Baal, Astarte u. s. w. neben den ägyptischen Fuß faßten und ihnen Tempel zu Memphis erbaut wurden.

Als Ramses II. sich so enge mit dem König der Khetas verband und dessen Tochter heirathete, wurden syrisches Wesen und Sprache in Aegypten Mode. Es galt für feinen Ton, syrische Wörter zu gebrauchen, kurz es herrschte in Aegypten dieselbe Narrheit, wie sie einst in Deutschland in Bezug auf das Französische Mode war.

Alle Kinder, und selbst die schwarze Dienerschaft, mußten Syrisch lernen. Die Gelehrten spickten ihre Bücher mit syrischen Wörtern und Phrasen. Aegyptische Stutzer brachten dem Pharao nicht mehr ihre „Huldigung" (aaou) dar, sondern machten den „Salam". Eine Thür nannte man nicht mehr ägyptisch ro, sondern syrisch tarda, eine Stadt nicht nut, sondern qiriath u. s. w. Für Dinge, für welche es kein syrisches Wort gab, hing man dem ägyptischen Ausdruck eine syrische Endung an. Kurz man war „empressirt", die ägyptische Sprache zu „corrumpiren" und mit Kenntniß des Syrischen zu „brilliren"; enfin wir können es uns nicht „cachiren", daß die alten Aegypter ebenso „ridicul" waren, wie unsere latinisirten Gelehrten oder französirenden Schöngeister.

Als Simentu Meïamun (Smendes) die 21. Dynastie in Tais (1091) gründete, gelang es ihm nur sehr schwer, ganz Aegypten unter seine Herrschaft zu bringen, und Theben gehorchte ihm nur ab und zu, während Aethiopien sich unter den Abkömmlingen der Priester des Ammon gänzlich unabhängig machte. Um sich zu erhalten, mußten die Könige dieser Dynastie Verbindungen im Ausland unterhalten; ägyptische Prinzen heiratheten kananitische Frauen und ägyptische Prinzessinnen jüdische Könige.

Wir haben schon früher das kriegerische Volk der Mashonash erwähnt, aus denen die ägyptischen Könige ihre Leibgarde wählten und die gewöhnlich ein königlicher Prinz befehligte. Sie waren und blieben Soldaten, kurz, sie nahmen in Aegypten die Stelle ein, welche vor einem Jahrhundert in Europa die Schweizer innehatten. Mashonash und Soldat wurde gleichbedeutend.

Unter der 20. Dynastie ließ sich ein Syrer, Namens Bubuaï oder Bebaï, in oder bei Bubastis nieder und seine Nachkommen gelangten zu großem Ansehen. Der fünfte derselben, Scheshonk (Sesonchis 961—940), heirathete eine königliche Prinzessin und deren Sohn Rimrod wurde Oberbefehlshaber der Mashonash. Sein Enkel Scheshonk wurde „Fürst der Fürsten" und „Majestät" titulirt, was anzeigt, daß er den ersten Rang unter den Mashonash einnahm. Er verheirathete seinen Sohn Osorkon mit der Tochter des letzten Königs der tanitischen (21.) Dynastie, Hor-Psiunkha Meïamun (Psusennes II. des Manetho). Als dieser König starb, bemächtigte er sich des Thrones und gründete die 22. Dynastie.

Sheshonk (Sesonchis oder Sisak) verehrte zwar offiziell Ammon-Ra und Isis, allein daneben im Geheimen auch die syrischen Gottheiten. Er nahm jüdische Flüchtlinge und namentlich Jerobeam auf, zog dann gegen Jerusalem, eroberte es und erbeutete alle Schätze Salomon's. Die israelitischen Städte ergaben sich ihm ohne Widerstand. Die Eroberungen wurden indessen nicht festgehalten.

Die folgenden, meistens in Bubastis residirenden Könige der 22. Dynastie, welche die Herrschsucht der Priester fürchteten, hatten gesetzlich bestimmt, daß die hohen Stellen nur durch Prinzen des königlichen Hauses besetzt werden sollten. Der präsumtive Thronfolger war Oberpriester des Ammon und Gouverneur von Theben, und andere Prinzen erhielten ähnliche Stellen in verschiedenen wichtigen Städten. Jeder hatte einen Theil libyscher Soldaten (Matsiu und Mashonash) unter sich und ihre Stellungen vererbten sich auf ihre Kinder. Allmählich wurden diese kleinen Fürstenhäuser mächtig, trachteten danach, sich unabhängig zu machen und nahmen sogar den Königstitel an. Diese Usurpationen wurden immer häufiger und erfolgreicher. Als Sesonchis IV. starb, war das Ansehen der Herrscher in Bubastis durchaus gesunken. Die Oberhoheit ging an die Fürsten

von Tanis über, diese (23.) Dynastie konnte sie aber auch nicht lange behaupten; sie ging an die ehrgeizigen Fürsten von Sais verloren.

Der erste König dieser saitischen (24.) Dynastie, den wir aus Denkmälern kennen, war Tawnekht. Er bekämpfte viele seiner Nebenbuhlerfürsten mit Glück und diejenigen, die er noch nicht unterworfen hatte, wandten sich mit der Bitte um Hülfe nach Aethiopien, wo sich unter den Priesterkönigen des Ammon-Ra ein unabhängiges Königreich gebildet hatte, dessen Hauptstadt Napata war.

Aus dieser Stadt suchten die vertriebenen Priester ein zweites Theben zu machen; wenigstens ahmten sie Alles, was dort war, möglichst nach. Sie verehrten Ammon-Ra als Götterkönig und ihm wurde ein Heiligthum nach dem Muster des thebanischen gebaut.

Das Reich, welches die Priester gebildet hatten, erstreckte sich von den Gebirgen Abessiniens bis zum zweiten Katarakt, doch veränderten sich die Grenzen im Laufe der Zeit. Dieses Gebiet wurde von einem Völkergemisch bewohnt, welches aus Aegyptern, Arabern, Berbern und schwarzen Stämmen bestand. Das ägyptische Element herrschte indessen vor, wenigstens in den ersten Zeiten. Später werden wir über die eigenthümlichen Einrichtungen des Staates Napata und des noch südlicher gelegenen Meroë weitere Nachricht geben. — Die Priesterkönige trachteten natürlich danach, ihre Herrschaft über Südägypten und namentlich über Theben auszudehnen und die Bitte der nordägyptischen Fürsten war dem Könige von Napata, Piankhi-Meïamun, sehr erwünscht. Die äthiopischen Truppen standen bereits in der Thebais und ihre Vorposten waren selbst bis Abydos vorgeschoben. Die Armee rückte sogleich vor und ebenso die äthiopische Flotte. Die des Königs Tawnekht und der mit ihm verbündeten Könige ging ihr entgegen. Bei Abydos kam es zu einer dreitägigen Schlacht, in welcher die Aethiopier siegten. Sie erschienen vor Memphis, welches von Tawnekht selbst vertheidigt, aber nach zweitägiger Schlacht in den Straßen eingenommen wurde. Bald war auch das ganze Delta in den Händen der Aethiopier, und der Sieger kehrte nach Napata zurück. Das alte Aegypten war wieder unter einem Herrscher, aber nicht Memphis oder Theben, sondern die äthiopische Stadt Napata war der Regierungssitz.

Aethiopien ist weit vom Delta. Den darin herrschenden Fürsten ließ Piankhi ihren Königstitel, jedoch unter der Oberhoheit Aethiopiens. Osorkon III. herrschte in Bubastis, ein Nimrod in Sesun, Tawnekht in Sais u. s. w. Dieser Letztere hatte durch den Krieg und seine darin bewiesene Tapferkeit an Ansehen gewonnen. Sein Sohn Bokenranw (Bocchoris), der zwar schwach von Körper, allein ein kluger Kopf war, trachtete danach, sich zum Oberherrn zu machen. Der siegreiche König Piankhi war gestorben und man hatte die äthiopischen Truppen aus Mittelägypten zurückgezogen, vermuthlich wegen Unruhen, die beim Thronwechsel entstanden waren oder befürchtet wurden, und Bocchoris mochte den Zeitpunkt für günstig halten, die Herrscherpläne seines Vaters auszuführen. In Napata war der nächste Nachfolger des Piankhi bald gestorben und sein Sohn Shabak (Sabako) ihm gefolgt. Dieser, bekannt mit den Absichten des ehrgeizigen Fürsten von Sais, marschirte (726) mit einem Heere nach Unterägypten, wahrscheinlich unterstützt durch die dortigen Fürsten; Bocchoris wurde geschlagen und in Sais gefangen, wo er als Rebell lebendig verbrannt wurde. Seine Regierung hatte sieben Jahre gewährt.

Seine Familie floh in die Sümpfe des Delta und wartete fünfzig Jahre auf das Ende der äthiopischen Herrschaft.

Sabako war ein weiser Fürst. Er stellte Wege und Kanäle und verfallene Bauten in Memphis und Theben her, welche letztere Stadt unter der speziellen Herrschaft der Königin Ameniritis wieder aufblühte. Auch schaffte er die Todesstrafe ab und setzte an ihre Stelle Zwangsarbeit.

Die syrischen Fürsten, welche von dem assyrischen König Salmanasar bedroht wurden, suchten Sabako zu gewinnen, und Hoshea, der König der Juden, sandte ihm

Geſchenke, die derſelbe als Tribut anſah. Als Salmanaſar dies erfuhr, citirte er Hoſhea an ſeinen Hof und ließ ihn für immer verſchwinden, die aſſyriſche Armee aber rückte vor Samaria und das verbündete Tyros, welche Städte tapfer widerſtanden. Sabako begnügte ſich damit, die Grenze Aegyptens zu bewachen.

Nach Salmanaſar's Tode machte ſein Nachfolger Saryoukin (Sargon) dem Reiche Iſrael ein Ende. Die bedrohten ſyriſchen Fürſten baten Sabako abermals um Hülfe, der zu ſpät den Fehler einſah, Hoſhea nicht unterſtützt zu haben. Jetzt rückte er nach Syrien vor und es kam bei Ropeh (Raphia), ſüdlich von Gaza, 720 v. Chr. zur Schlacht. Die Aegypter und deren Verbündete wurden geſchlagen und Sabako, der ſich auf der Flucht verirrt hatte, wurde durch einen philiſtiniſchen Hirten mit Mühe gerettet.

Die kleinen Deltafürſten benutzten dieſe Niederlage, ſich frei zu machen. Sabako wurde nach Oberägypten zurückgejagt und ein Verwandter des Bocchoris, den Manethon Stephinatis nennt, machte ſich in Sais zum Pharao. Es geſchah dies etwa 714 v. Chr. Sabako ſtarb bald nach ſeiner Niederlage und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohne Shabatok (Sevechos).

Der aſſyriſche König Saryoukin wurde ermordet und die Fürſten des Delta verbanden ſich mit denen Syriens, die gegen Sin-akha-irib (Sanherib) von Aſſyrien ſich empörten. Die Aegypter wurden bei Altaku (Eltekeh, im alten Gebiet des Stammes Dan) gründlich geſchlagen; allein ſie erholten ſich bald von dieſer Niederlage und verbanden ſich mit Tahraqa (Tirrhaka), der von Aethiopien heranzog, um den König von Juda, Hiskiah, zu unterſtützen.

Sanherib wandte ſich ſchnell gegen die Aegypter, um ſie noch vor Ankunft des Tirrhaka zu vernichten; allein ehe er noch das Delta erreichte, wurde ſeine Armee durch die Peſt dermaßen geſchwächt, daß er ſein Vorhaben aufgeben und eilig nach Ninive zurückkehren mußte.

Die Prieſter erzählten dem Herodot, daß man dieſen Rückzug des aſſyriſchen Königs dem Prieſterkönig Sethos, dem Prieſter des Phtah, verdanke. Dieſer habe die Krieger geringſchätzig behandelt und ihnen ſogar ihre Aecker genommen, und als Sanherib anrückte, hätten ſie ſich geweigert zu fechten. Vor der Bildſäule des Phtah habe der Prieſter ſeine Noth beklagt und ſei darüber eingeſchlafen. Im Traume habe ihm der Gott Troſt eingeſprochen und ihm die Verſicherung gegeben, daß ihm nichts Widerwärtiges begegnen werde, wenn er den Arabern widerſtehe, denn er ſelbſt werde ihm Hülfe ſenden. Voll Vertrauen in ſeinen Traum, habe er Kaufleute, Handwerker und wer immer folgen wollte, geſammelt und ſei mit ihnen nach Peluſium dem Feinde entgegengezogen. Während ſich beide Heere gegenüberſtanden, ſei in der Nacht ein Heer von Feldmäuſen in das Lager der Aſſyrer eingebrochen und habe alle ihre Köcher und Bogenſtränge zerfreſſen wie auch die Riemen ihrer Schilder, ſo daß ſie am Morgen beinahe wehrlos geweſen ſeien. In großer Beſtürzung ſeien ſie entflohen und eine Menge von ihnen getödtet worden. Im Tempel wurde die Statue des Sethos mit einer Maus auf der Hand errichtet und folgende Inſchrift darunter geſetzt: „Wer mich anſieht, ſei fromm".

Nach dem Abzug des Sanherib bekämpften ſich fortwährend die tanitiſchen und die ſaitiſchen Könige im Delta. Die äthiopiſche Dynaſtie ſchien ſich unter Shabatok, dem Sohn des Shabak (Sabako), in Theben zu erhalten, allein Tahraqa beſeitigte ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn tödten. Auch Stephinatis verlor Memphis; Tahraqa herrſchte nun über das ganze Reich und machte ſeine Mutter, die er aus Aethiopien rief, zur Regentin. Der Aſſyrerkönig Aſſur-akhe-idin (Aſſarhaddon) machte dieſer äthiopiſchen Herrlichkeit vorläufig ein Ende. Er rückte über Peluſium in das Nilthal und ſchlug Tahraqa, der nach Napata fliehen mußte.

Aſſarhaddon eroberte Memphis und plünderte Theben. Er machte die 20 kleinen Fürſten, die ſich in Aegypten theilten, unter ſeiner Oberhoheit unabhängig und ſtellte an

ihre Spitze den König von Sais, Neko I., Enkel des Stephanites, der 681 v. Chr. gestorben war, und Sohn des Nekhepso, dem er 674 folgte. Er hielt sich zu den Assyrern, welche Besatzung in Aegypten zurückließen.

Assarhaddon starb 667 v. Chr. und ihm folgte sein Sohn Assur-ban-Habal (Assur-Bani-Pal). Tahraqa war während der Abwesenheit des Assarhaddon wieder in Aegypten eingefallen und hatte nach harter Belagerung Memphis der assyrischen Besatzung abgenommen. Assur-ban-Habal eilte mit syrischen Hülfstruppen nach dem Delta, schlug Tahraqa bei Karbanit und nahm Memphis und Theben wieder ein.

Nachdem der assyrische König die von seinem Vater getroffenen Einrichtungen in Aegypten hergestellt hatte und mit Aethiopien ein- für allemal fertig zu sein glaubte, ging er nach Hause; allein die ägyptischen Fürsten waren anderer Meinung; sie fürchteten den Tahraqa mehr als den fernen Assyrer und schlossen mit ihm einen geheimen Vertrag, durch den sie sich verbindlich machten, ihn wieder auf den Thron der Pharaonen zu setzen.

Der König in seinem Streitwagen im Gedränge. Zeichnung von C. F. Klimsch

Die assyrischen Statthalter erhielten Kenntniß davon. Sie nahmen die Häupter der Verschwörung gefangen und sandten sie in Ketten nach Ninive. Unter ihnen war auch Neko. Tahraqa ließ sich dadurch in seinem Marsche nicht aufhalten; er eroberte Theben und Memphis, und Assur-ban-Habal hielt es unter diesen Umständen für klug, den Verschwörern zu verzeihen. Er überhäufte Neko mit Ehren und setzte ihn nicht allein wieder in Sais ein, sondern machte dessen ältesten Sohn Psametich zum Gouverneur von Athribi.

Als Neko nach Aegypten kam, fand er, daß Tahraqa, gewarnt durch einen Traum, nach Aethiopien zurückgekehrt war, wo er nach fast 50jähriger Regierung über Aethiopien und 26jähriger über Aegypten 666 v. Chr. starb. Urd-Amaneh, sein Schwiegersohn, machte sich zum König von Theben und zwang die Assyrer in Memphis, sich zu ergeben. Auch Neko fiel in seine Hände und wurde hingerichtet, während sein Sohn Psametich nach Syrien entkam.

Assur-ban-Habal's Geduld war nun zu Ende. Er schlug Urd-Amaneh im Delta und eroberte und plünderte das wieder aufgeblühte Theben, dessen Einwohner er in die Sklaverei führte. Unter der Beute waren zwei Obelisken von Gold, die an der Thür eines Tempels gestanden hatten und 100 Talente werth waren. Urd-Amaneh floh nach

Aethiopien (664). Zum dritten Mal seit etwa sieben Jahren wurden die 20 ägyptischen Fürsten wieder in ihr Ansehen eingesetzt, allein Psametich nicht an ihre Spitze gestellt, sondern ein Fürst Paqrur von Pasupti, der schon ein Nebenbuhler des Neko gewesen war.

Die Fürsten des Delta scheinen eine erbärmliche Klasse von Fürsten gewesen zu sein, denn sie kamen bald wieder unter das äthiopische Joch. Einem der äthiopischen Könige, Nuat Meïanun, hatte ein Traum die Herrschaft über Aegypten verheißen, und einer solchen Verlockung meinte er folgen zu müssen. Theben, wo die Ammons-Priester immer die Oberhand hatten, leistete keinen Widerstand. Die Prinzen des Delta wurden bei Memphis geschlagen, welche Stadt er einnahm. Die Fürsten des Delta, Paqrur an der Spitze, ergaben sich, und der Aethiopier bewirthete sie mit Brot, Bier und allen möglichen guten Dingen. Er war aber kaum fort, so ging das alte Spiel wieder an. Die Stellung Paqrur's an der Spitze der Deltafürsten wurde indessen durch Psametich von Sais, den Sohn des Neko, bedroht, der ein ehrgeiziger, unternehmender Mann von abenteuerlichem Charakter war.

Zwölf Fürsten, heißt es, theilten sich damals in die Herrschaft Aegyptens, allein ein Orakel habe verkündet, daß dieselbe ganz Demjenigen zufallen werde, welcher den Göttern in einem ehernen Becher opfern werde.

Als die zwölf Fürsten eines Tages im Tempel des Phtah versammelt waren, reichte ihnen der Priester die goldenen Becher zum Trankopfer, allein er hatte sich verzählt; es waren nur elf Becher da, und Psametich, der letzte in der Reihe, erhielt keinen. Schnell entschlossen, nahm er seinen Helm ab und gebrauchte ihn als Opfergefäß. Man erinnerte sich des Orakelspruchs, und die elf Mitfürsten verbannten Psametich in die Sümpfe des Delta, mit dem Befehl, niemals zurückzukehren.

In dieser Noth befragte der Fürst von Sais heimlich das Orakel von Buto. Dieses verkündete ihm, daß Männer von Erz, die aus dem Meere kommen sollten, ihn rächen würden. Er glaubte, daß die Priester ihn verhöhnen wollten, allein bald wurde er andern Sinnes. Karische und ionische Seeräuber in voller Rüstung plünderten die ägyptischen Küstenländer, und die Einwohner, die bis dahin keine anderen als ägyptische, nur theilweise gepanzerte Soldaten gesehen hatten, erzählten, daß Männer von Erz, die aus dem Meere gestiegen seien, das Land plünderten. Nun ging Psametich der Sinn des Orakels auf. Er nahm die Seeräuber in seinen Dienst und mit ihrer Hülfe besiegte er seine elf Nebenbuhler, die er in einer Schlacht bei Momemphis schlug und unterwarf.

Theben ergab sich ohne Kampf. Sabako hatte die Regierung dieser Provinz seiner Schwester Amemrites übergeben. Diese hatte einen Mann Namens Piankhi geheirathet und von ihm eine Tochter Schapentep hinterlassen. Die nicht mehr junge Prinzessin heirathete Psametich und wurde dadurch nach ägyptischen Ansichten legitimer König. Nach manchen Kämpfen mit seinen Nebenbuhlern wurde er 656 (oder 651) wirklich einziger Herr des ganzen Landes vom ersten Katarakt bis zum Mittelländischen Meere und Gründer der 26. Dynastie.

Psametich fand Aegypten in einem elenden Zustande. Memphis und Theben waren mehrmals geplündert und die Tempel zerstört. Straßen und Kanäle waren in Verfall, das Volk demoralisirt und muthlos. Psametich ging mit großer Energie daran, diese Zustände zu ändern, was ihm auch gelang. Ganz Aegypten wurde wieder eine rege Werkstatt; die Kunst blühte schöner auf als jemals.

Psametich war ein aufgeklärter Mann. Er theilte nicht die Abneigung der Aegypter gegen die Fremden, sondern liebte besonders die Griechen. Die Abgeschlossenheit, in welcher Aegypten sich gefiel, schien ihm den Interessen des Landes hinderlich.

Er beförderte daher den Verkehr mit fremden Völkern und gestattete nicht nur Juden und Syrern, welche infolge der Katastrophen in ihrem Lande in Masse kamen, die Niederlassung in seinem Lande, sondern gab auch den Kariern und Joniern, denen er den

Sieg über seine Nebenbuhler verdankte, Ländereien an dem Pelusischen Arme des Nils. Angelockt durch dieses Beispiel, liefen einst dreißig milesische Schiffe mit griechischen Einwanderern in die Bolbitische Mündung und gründeten hier eine befestigte Handelsstation, welche das milesische Lager genannt wurde.

Psametich sorgte auch für die Sicherheit des Landes gegen die beiden großen Reiche, die an das seinige grenzten, nämlich Assyrien und Aethiopien. Zunächst erbaute er zum Schutz nach der syrischen Seite die Festung Daphne, nahe bei der alten Festung Tsal.

Auszug der Krieger des Psametich. Zeichnung von C. F. Klimsch.

Ferner legte er starke Garnisonen auf die Insel Abu (Elephantine) am ersten Nilfall und in Marea in der Nähe des Sees Mareotis im Westen an, um gegen Lybien geschützt zu sein, mit welchem übrigens eine lebhafte Verbindung unterhalten wurde, da hier zwischen 648 und 625 v. Chr. eine griechische Kolonie, Kyrene, entstanden war.

Als er mit diesen Vorbereitungen fertig war, schritt er auch zum Angriff zunächst gegen Aethiopien hin, wo er bis Kerkis in der Nähe des zweiten Nilfalles vordrang. In Syrien wagte er sich nur bis in das Land der Philister, wo er nach langer Belagerung Aschdod einnahm. Als die Kimerier auf ihren großen Raubzügen Aegypten bedrohten, wußte er sie durch bedeutende Geschenke von einem Einfalle abzuhalten. Die Vortheile, welche sich Psametich von der Begünstigung fremder Niederlassungen versprach, wurden von den Aegyptern nicht gewürdigt. An Syrer und Juden waren sie seit langer Zeit gewöhnt, obwol sie zuviel von den Fremden gelitten hatten, um sie mit günstigem Auge zu betrachten. Man duldete sie eben. Anders verhielt es sich jedoch mit den Griechen, die eine von ihnen durchaus verschiedene Menschenklasse waren.

Das bis dahin den Fremden verschlossene Aegypten war diesen gewissermaßen eine ganz neue Entdeckung. Wir haben hier einen der merkwürdigsten Vorgänge in der Geschichte des frühesten Alterthums zu verzeichnen. Mit äußerstem Erstaunen sah man die Früchte einer mehrere Jahrtausende alten Civilisation, und die Erzählungen, die davon nach Hause gelangten, glichen Feenmärchen. Die Griechen wurden von einem förmlichen Enthusiasmus für Aegypten ergriffen, und die ausgezeichnetsten Männer unter ihnen gingen dorthin, um ägyptische Weisheit und Philosophie kennen zu lernen. Der König liebte das griechische Volk und ließ ägyptische Kinder von ihnen in der griechischen Sprache unterrichten, da die Griechen sich mit dem Aegyptischen nicht befreunden konnten. Der Verkehr wurde durch Dolmetscher geführt, deren Zahl so groß war, daß sie in allen Staaten des Delta eine bedeutende, zahlreiche Klasse bildeten. Die Griechen, welche die Geschichte aller orientalischen Völker, theils durch ihr Bestreben verwirrten, ihre älteste Vergangenheit mit der dieser Völker zu verbinden, theils durch dreist und gewissenlos erfundene Fabeln, zu deren Ausspinnung irgend eine Sage oder ein Name diente, verfuhren in derselben Weise mit Aegypten. Sie machten aus Danaos einen Aegypter, der wegen einer Empörung gegen seinen Bruder Armais nach Griechenland verbannt worden sei, fabelten von den Wanderungen des Kekrops, von dem Kampf des Herakles mit einem ägyptischen Tyrannen Busiris, von dem Könige Proteus, an dessen Hofe Helena und Menelaos gewesen waren, sahen in der Göttin Neith von Sais die Athene, worauf wir in der griechischen Geschichte zurückkommen werden. Diese Bewunderung der griechischen Fremdlinge machte auf die Aegypter keinen Eindruck. Die Art und Weise beider Völker war durchaus verschieden, und die Gewohnheiten der Griechen waren den Aegyptern ein Greuel. Selbst das gemeine Volk betrachtete sie als unrein, aß mit ihnen nicht an demselben Tisch und scheute sich sogar anzufassen, was sie berührt hatten. Die höheren Klassen der Aegypter dagegen betrachteten die Griechen wie neugierige Kinder, wie ein Volk, welches eben aus der Barbarei aufzutauchen strebte.

Diese Abneigung der Aegypter und Eifersucht über die Bevorzugung der Fremden von Seiten des Königs führte zu einer Katastrophe. Wir haben gesehen, wie dankbar der König sich gegen die Karier und Jonier bewies. Er wählte aus ihnen seine Leibwache und stellte dieselbe auf den Ehrenposten, auf den rechten Flügel der Armee. Das beleidigte die Maschuasch und die anderen ägyptischen Truppen. Unter denjenigen der Letzteren, welche in den Grenzorten Daphne, Abu und Marea lagen, herrschte große Unzufriedenheit, da man sie drei Jahre lang nicht abgelöst hatte. Einen Aufstand wagten sie nicht, beschlossen aber auszuwandern und führten diesen Plan aus, ehe der König eine Ahnung davon hatte. 240,000 Mann zogen mit Gepäck und Waffen nach Aethiopien, wo sie der König von Nepata mit Freuden aufnahm und ihnen freie Hand ließ, Land von seinen Feinden zu erobern. Sie ließen sich auf der Halbinsel nieder, die vom Bahr-el-Azrek und Bahr-el-Abyad gebildet wird, und nannten sich zur Erinnerung an die ihnen zugefügte Beleidigung Asmakh, die Leute auf der linken Seite des Königs, die Linksliegengelassenen. Die Griechen nannten sie Automolen und Sembriten.

Diese Desertion in Masse verhinderte Psametich, die in Assyrien herrschende Verwirrung zu benutzen. Er starb 611. Ihm folgte, schon im vorgerückten Alter, sein Sohn Neko II., 611—595, der seines Vaters würdig war, und ebenso wie er die Verbindungen mit den Fremden begünstigte. Sein Vater hatte die letzte Zeit seines Lebens benutzt, eine Armee zu schaffen; er richtete nun seine Augen auf die Errichtung einer tüchtigen Seemacht und ließ von griechischen Sachverständigen eine Flotte von Triremen erbauen. Um das Rothe Meer mit dem Mittelländischen durch den Nil zu verbinden, wollte er einen Kanal graben lassen, ein Vorhaben, welches schon in ältesten Zeiten (unter der 26. Dynastie) beabsichtigt worden war. Es heißt, daß er bei diesem Unternehmen 20,000 Mann verlor und es infolge eines Orakelspruches aufgab, der verkündete, daß er diese Arbeit für die Barbaren machen werde.

Ein anderes Unternehmen, welches er anregte, war die Umschiffung Afrika's durch von ihm ausgerüstete Phönikier. Der Zweck der Expedition war, Entdeckungen an der Westküste von Afrika zu machen, woher die Karthager und Phönikier so viele kostbare Produkte holten. Sie hielten die Lage dieser Länder nicht nur geheim, sondern verhinderten auch Fahrten durch das Mittelmeer und die Säulen des Hercules, die jetzige Straße von Gibraltar. Neko befahl, daß die Expedition vom Rothen Meere aus längs der afrikanischen Küste fortfahren und durch die Säulen des Hercules nach Aegypten zurückkehren solle. Mehrere Monate lang fuhr die Expedition südlich, die afrikanische Küste stets zur rechten Seite. Nach langer Fahrt entdeckten die kühnen Abenteurer mit unaussprechlichem Erstaunen, daß die Sonne nicht mehr zu ihrer Linken, sondern zu ihrer rechten Seite aufgehe, wo die Küste lag. Das war sehr natürlich, weil sie das Kap, die Südspitze Afrika's, umschifft hatten und nun nach Norden fuhren. Nach dreijähriger Abwesenheit gelangten sie ins Mittelländische Meer und nach Aegypten. Eine weitere Folge hatte diese merkwürdige und wichtige Fahrt nicht. Unzeitig gemachte Erfindungen oder Entdeckungen tragen eben so wenig Frucht wie Blüten, die sich zu früh im Jahre hervorwagen. Diese Erfahrung lehrt die Geschichte in unendlich vielen Fällen.

Neko II. war jedoch auch darauf bedacht, den Waffenruhm Aegyptens wieder herzustellen. Er benutzte günstige Verhältnisse in Assyrien, rückte in Syrien ein, besiegte den assyrischen Vasallenkönig Josia von Juda bei Magiddo (608), ließ sich 100 Talente Silber und 1 Talent Gold bezahlen, setzte Jojakim, den Sohn Josia's, als seinen Unterkönig in Juda ein und kehrte triumphirend nach Aegypten zurück.

Neko's Herrschaft über Syrien währte nicht lange. Nach drei Jahren, etwa 605 v. Chr., zog der babylonische Prinz Nebukadnezar gegen ihn und schlug ihn in der Schlacht bei Karchemisch so entschieden, daß er keine weiteren Versuche machte, den Krieg fortzusetzen. Der babylonische Prinz schloß gern und eilig Frieden, da der Tod seines Vaters ihn nach Babylon rief. Das Nähere über diese Feldzüge werden wir in der jüdischen und assyrischen Geschichte erzählen. Neko hoffte auf Rache und setzte Flotte und Heer in besten Stand; allein ehe er noch Gelegenheit gefunden hatte, die Scharte von Karchemisch auszuwetzen, starb er 595. Psametich II., sein Sohn, folgte ihm (595 v. Chr. bis 589), hatte aber keine Zeit, die Pläne seines Vaters auszuführen, denn ein Angriff des Königs von Nepata rief ihn nach Aethiopien (591). Von dort zurückgekehrt, starb er 589. Ihm folgte Uhabra (Hophra, auch Apries genannt), 589—569 v. Chr. Dieser verband sich mit den syrischen Fürsten und dem Könige von Juda, konnte aber den Fall von Jerusalem nicht verhindern, denn bei seinem Anmarsch gab für den Augenblick Nebukadnezar die Belagerung dieser Stadt auf und zog ihm entgegen. Ob er sich vorsichtig zurückzog oder geschlagen wurde, ist ungewiß. Später war Uhabra glücklicher. Seine mit Griechen bemannte Flotte schlug die phönikische Vasallenflotte Babylons und seine Landarmee nahm Sidon mit Sturm, worauf sich die anderen phönikischen Städte ergaben. Uhabra war so glücklich, zu erreichen, was seine Vorgänger vergebens erstrebt hatten.

Kulturgeschichte.

Religion. Was wir bisher über die Religion der Aegypter wußten, entnahmen wir den Angaben griechischer, römischer und christlicher Schriftsteller, welche Letzteren von ihrem besondern Standpunkte aus und nach Dem urtheilten, was sie zu ihrer Zeit sahen, eine Zeit, in welcher die eigentliche ägyptische Religion bereits entartet war, ein Schicksal, dem bis jetzt noch keine einzige Religion, die wir auf der Erde fanden oder finden, entgangen ist. Wir haben es indessen hier nur mit der Periode bis Psametich zu thun und schöpfen unsere Ansichten von der ägyptischen Religion aus den Schriften, die auf Denkmälern und in Papyrusrollen früherer Zeit enthalten sind, die man erst in neuerer Zeit auffand und deren Schrift man erst kürzlich vollständig zu entziffern lernte.

Ehe die Welt war, schwammen die Keime aller Dinge in einem Meer oder Chaos, dem Nu. Seit aller Ewigkeit durchdrang der Geist Gottes dieses Chaos. Dieser Gott ist ein einiges, vollkommenes Wesen, allwissend und allvernünftig, unfaßbar und unbegreiflich. Er ist der einzige Schöpfer im Himmel und auf der Erde und er allein ist unerschaffen. Er ist und war stets derselbe, war stets allgegenwärtig und wird es ewig sein. Er durchdringt das ganze Weltall, ohne daß dieses nur eine schwache Idee von seiner Unendlichkeit geben könnte. Man fühlt die Gegenwart Gottes überall, aber faßt sie nirgends.

Obwol in der Hauptsache ein Wesen, ist Gott nicht eins in der Person. Von aller Ewigkeit her bringt er in sich selbst ein anderes Selbst hervor. Er ist zugleich Vater, Mutter und Sohn Gottes. Erzeugt von Gott, geboren von Gott, ohne aus Gott herauszugehen, sind diese drei Personen Gott in Gott, und weit entfernt, die Einheit der göttlichen Natur zu trennen, tragen alle drei zu seiner unendlichen Vollkommenheit bei. Diese göttliche Dreieinigkeit ist eins in allen göttlichen Eigenschaften, Ewigkeit, Unendlichkeit, Allmacht, Allgüte. Die Vollführer seines Willens schafft er sich selbst, „er schafft seine eigenen Glieder, und dieses sind die Götter." Von diesen Untergöttern, die mit dem einen Gott als identisch betrachtet werden können, können sich immer wieder neue geringere Glieder bilden, und so fort von den höchsten bis zu den niedrigsten Stufen der Dinge, die wir in der Natur sehen.

Trotz der großen Menge und der verschiedenen Formen darf man diese Ausflüsse Gottes nicht für verschiedene und unabhängige Wesen halten; sie sind für den Aufgeklärten nur Formen und Namen für ein und dasselbe Wesen: Gott.

Gott nannte man mit verschiedenen Namen je nach der göttlichen Funktion, als in deren Ausübung begriffen man ihn darstellen wollte. Gott als im Akt des Schaffens und Zeugens wurde Ammon genannt, als höchste Vernunft dargestellt, heißt er Imhotep, und wenn er Derjenige ist, der alle Dinge mit Kunst und Wahrheit ausführt, Phtah; endlich als allgütiger Gott. Osiris.

Jede ägyptische Landschaft hatte ihren Nationalgott, das heißt, sie verehrte den einen und einzigen Gott unter einem andern Namen. So wurde Gott unter dem Namen Ammon in Theben und unter dem Phtah in Memphis verehrt u. s. w. Wenn nun auch die Bewohner Thebens die Vorstellung des Ammon vorzogen, so wußten sie doch sehr gut, daß Phtah oder irgend ein anderer der Lokalgötter ganz denselben einen Gott repräsentirte, und man errichtete ihnen neben dem des Lokalgottes Altäre.

Daß das Volk die philosophischen Unterscheidungen in Bezug auf Gott nicht in ihrem ganzen Umfange verstand, dürfen wir wol ganz bestimmt annehmen, da wir ganz dasselbe nach so vielen Tausenden von Jahren unter den Völkern finden, die sich für die kultivirtesten der Erde halten.

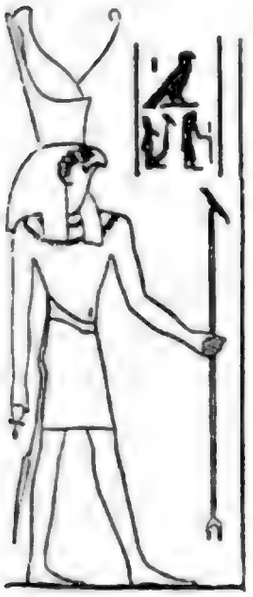
Da den Menschen, deren Verstand noch nicht entwickelt genug ist, geistiges Wesen und abstrakte Ideen zu fassen, ein wie oben geschilderter Gottesbegriff gänzlich unverständlich bleibt, so hielten es die ägyptischen Priester für gut und praktisch, und die Priester späterer Religionen haben ihnen darin nachgeahmt, ihnen einen faßlichen Ausfluß dieses Gottes, ein Geschöpf desselben, als seinen Repräsentanten zur Verehrung darzubieten. Das würdigste Bild, welches die Gottheit darstellen konnte, war aber ihrer Meinung nach die Sonne, die ewig und unaufhörlich schafft und zugleich unaufhörlich mit der Finsterniß kämpft und sie beständig besiegt, ohne sie vernichten zu können, also in ihrem Gebiet dasselbe thut wie Gott im Bereich des All. Indem Gott die Gesetze gab, welche die Harmonie der Welt regeln, entstanden zugleich (dem Menschen) wohlthätige und feindliche Naturkräfte. Das Oberhaupt der letzteren, der „Söhne der Empörung", wurde bildlich als eine große Schlange, Apap genannt, dargestellt, welche von den Repräsentanten der wohlthätigen Kräfte, den Licht und Befruchtung schaffenden Göttern, bekämpft wurden, in täglich sich erneuerndem Kampf, wie ihn die Sonne ewig mit der Finsterniß besteht.

Ammon (Amun).
Der Alles Schaffende.

Phtah.
Der Alles mit Kunst und Wahrheit Ausführende.

Osiris.
Die Personifikation des Lebens.

Isis.
Die allgültige Natur.



Hor.
Die Auferstehung.

Nebt-ha (Nephthys).
Unterweltliche Gottheit.

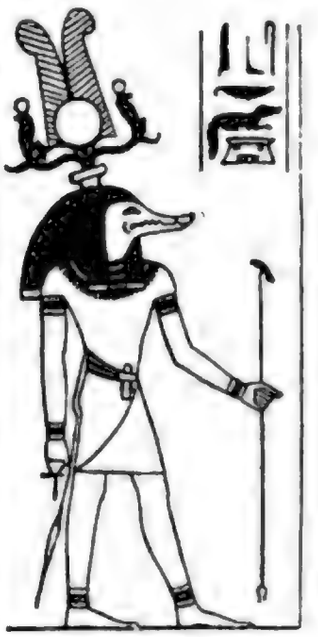
Anubis.
Geleiter der Todten zur Unterwelt.

Toth.
Der Mondgott.

Ra.
Die Sonne.

Chnum.
Der Gott des Gedeihens.

Sechet oder Pacht.
Die Geburtsgöttin.



Sebek.
Der Gott der Ewigkeit.

Noch faßlicher für das Volk war die Darstellung der Wirksamkeit Gottes im Nil, dem Wohlthäter Aegyptens und ewigen Bekämpfer der feindlichen Wüste.

Die Sonne — Ra — war für das Volk der lebendige Körper der Gottheit. Wie nun diese, je nach der besondern Thätigkeit, in der begriffen man sie darstellen wollte, bald Ammon, Phtah, Imhotep u. s. w. genannt wurde, so hatte man auch besondere Namen für die Sonne in den verschiedenen Tageszeiten. Vor ihrem Aufgehen hieß sie Atun oder Hor-em-akhu-ti (Hor in beiden Horizonten); beim Aufgang Hor in der Kindheit, um Mittag Hor in der Mitte, oder Ra, Schu, Anhur u. s. w.; beim Untergang Nower Tum, während der Nacht Osiris.

Diese hier angegebenen Elemente waren ein unendlich ergiebiger Stoff, aus dem die religiöse, poetische Phantasie und die philosophische, metaphysische Träumerei und Spitzfindigkeit grübelnder Priester und Anderer ein mit so wunderlich gestalteten allegorischen Figuren durchflochtenes mythologisches Gewebe spann, daß es fast unmöglich ist, den Sinn all dieser Göttergestalten herauszufinden. Wie schwierig das ist, geht daraus hervor, daß kaum zwei Gelehrte, welche sich das Studium „ägyptischer Wissenschaft" zur Lebensaufgabe gemacht haben, in ihren Erklärungen übereinstimmen. Wir sind vollkommen davon überzeugt, daß die Gelehrten, die nach vier- oder fünftausend Jahren über andere Religionen schreiben, eben solche Widersprüche zu Tage fördern werden, wie wir sie noch heute in so vielen Geschichtsbüchern über die Religion der Aegypter finden. — Ammon und Phtah bedeuten beide dasselbe, und doch hielten die Bewohner von Theben den Ammon für größer und mächtiger als den Phtah. Erleben wir mit den Madonnenbildern nicht täglich Aehnliches? Es ist dies keine böswillige Behauptung, sondern eine historische Thatsache. Nachdem wir den ursprünglichen Sinn, den Kern der ägyptischen Religion angegeben haben, halten wir es für unnütz, die Entstehungsgeschichte jeder Göttergestalt zu untersuchen, und für unsern Zweck wird es genügen, die Facta einfach mitzutheilen.

Die populärsten Götter in Aegypten wurden Osiris und seine Schwester und Gemahlin Isis, und sie sind auch die einzigen, von denen sich eine vollständige Legende ausgebildet hat.

Diese vielfach ausgeschmückte Legende ist in der Kürze folgende: Osiris, der Beglücker des Landes, wird von seinem bösen Bruder Typhon und dessen 72 Kameraden aus Neid umgebracht und seine in einen Kasten geschlossene Leiche in den Fluß versenkt. Die Wellen tragen den Kasten nach Byblos. Ueber dem Kasten wächst eine schöne Tamariske empor. — Isis, die Gattin und Schwester des Osiris und dessen und der Nephthys Sohn, Anubis, suchen den Leichnam. Sie finden ihn und lassen ihn auf der heiligen Flußinsel Philä begraben. Osiris kommt jedoch aus seiner Herrschaft, dem Todtenreich, und erscheint seinem und der Isis Sohn, Hor, und fordert ihn auf, Rache zu nehmen. Hor besiegt Typhon und seine Rotte und jagt sie in die Wüste. Darauf beherrscht Hor als letzter der Götter Aegypten.

Der Mythus von Osiris ist nichts Anderes als eine der vielen Formen, unter welchen der Kampf des Guten mit dem Bösen oder des Lichtes mit der Finsterniß dargestellt wird. Osiris, der Repräsentant des Guten, ist in ewigem Kampf mit Set (Typhon), dem Verfluchten. Osiris ist die Sonne: unter der Gestalt des Ra glänzt er während der zwölf Tagesstunden am Himmel; unter der Form des Osiris Unowreh regiert er die Erde. Ebenso wie Ra jeden Abend von der Nacht besiegt wird, die ihn für immer zu verschlingen scheint, so wird Osiris von Typhon verrathen, der ihn in Stücke schneidet, um sein Widererscheinen zu verhindern. Trotz dieses zeitweiligen Verschwindens sind weder Ra noch Osiris todt. Hor, das Kind (aufgehende Sonne), welche Osiris ist, kämpft mit Typhon und schlägt ihn, das heißt, vertreibt die Finsterniß. Er rächt seinen Vater, ohne seinen Feind zu vernichten. Dieser jeden Tag erneute Kampf, der das göttliche Leben versinnbildlichte, diente zugleich auch als Sinnbild des menschlichen Lebens.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der ägyptischen Religion war die Verehrung gewisser heiliger Thiere. Ueber den Ursprung dieses Thierdienstes gehen die Meinungen der Forscher sehr auseinander, und zur Zeit, als die Griechen mit Aegypten näher bekannt wurden, konnten sie selbst das Volk nicht darüber aufklären; den Priestern ging es vielleicht ebenso, allein sie stellten sich wissend und ließen ahnen, daß der Ursprung und die Bedeutung des Thierdienstes eines ihrer religiösen Geheimnisse sei.

Da man nicht nur Thiere, sondern auch gewisse Pflanzen in derselben Weise heilig hielt, so scheint uns folgende Erklärung nicht unwahrscheinlich, obwol sie auch nicht als richtig gewährleistet werden kann, und eine Vermuthung sein mag wie so viele andere.

Die Schriftzeichen der Aegypter — die Hieroglyphen (wovon später) — besonders der ältesten Zeit, bestanden größtentheils aus Bildern von Thieren. Die geschriebenen Namen der Götter enthielten also solche Thierbilder und man gewöhnte sich daran, die Götter mit diesen sie bezeichnenden Thierbuchstaben in Verbindung zu bringen, so daß die Thiere gewissermaßen als die Repräsentanten der Götter erschienen und dadurch geheiligt wurden. Die ursprüngliche Bedeutung verlor sich in Vergessenheit, allein die Verehrung der Thiere nahm mit dem Aberglauben zu, der von den Priestern genährt wurde.

Nach einer andern Erklärung seien die Thiere als Inkarnationen der Götter betrachtet worden, welche diese unscheinbare Gestalt angenommen hätten, um unbemerkt beobachten zu können, was unter den Menschen vorging.

Jede Landschaft — Nomen — hatte ihr besonderes in derselben verehrtes Thier. Manche wurden durch ganz Aegypten heilig gehalten, während andere in einer Landschaft verehrt, dagegen in einer andern verfolgt wurden. Die Einwohner von Elephantine tödteten zum Beispiel die Krokodile, während die Priester von Theben und von Sched ein zahmes hielten, dem sie Ohrringe einhingen und seine Vorderfüße mit goldenen Spangen schmückten. Sie fütterten es aus der Hand mit Kuchen und gebratenen Fischen und gaben ihm ein mit Honig versüßtes Getränk. Der Sperber war den Sonnengöttern geweiht, der Stier dem Osiris, der Widder dem Ammon, der Bock dem Mendes, das Nilpferd dem Typhon (oder Set oder Tebh, was auch der ägyptische Name für Nilpferd ist). Diesem Gott waren auch das Schwein, der Esel und das Krokodil geweiht. Die Kuh war das der Isis geheiligte Thier; ferner wurden verehrt der Schakal des Anubis und der Ibis des Thot, die Katze der Geburtsgöttin Pacht zu Bubastis, das Ichneumon des Buto, der Käfer (Scarabäus) des Phtah, der Wolf des Hor, der Hundsaffe des Thot, die Schlange der Thermutis u. s. w.

Einige Thiere wurden in Aegypten ganz besonders heilig gehalten, nämlich der Vogel Phönix, der Ochse Mnevis, der Bock von Mendes und der Stier Hapi (Apis) zu Memphis.

Der Vogel Phönix oder Bennu, der zu Heliopolis verehrt wurde und der für eine Inkarnation des Osiris galt, ist ein Fabelthier, von dem man erzählte, daß es alle 500 Jahre von Osten her komme und sich im Tempel des Ra niederlasse. Er verbrenne sich selbst in seinem aus Myrrhen und anderen wohlriechenden Hölzern gebauten Neste und aus der Asche erstehe er wieder verjüngt und kehre in seine Heimat zurück. Er wird dargestellt wie ein Adler, mit kibitzartigen Federn auf dem Kopf. Bei den Juden herrschte diese Sage auch, und wol möglich, daß sie aus Aegypten mitgebracht wurde. Im Buch Hiob wird der Vogel aber Chol genannt (Hiob 29, 18). Im Talmud (im Sanhedrin) wird der Vogel auch erwähnt und von ihm gesagt, daß er im Paradiese das einzige Thier gewesen sei, welches nicht auch von dem verbotenen Baum gegessen habe. Er wird im Talmud auch Bar Juchni, Sohn des Nestes, genannt.

Der Stier Hapi wurde allmählich das allerheiligste Thier, denn er galt für die Seele des Osiris, des populärsten Gottes, obwol er auch „das zweite Leben des Phtah" hieß. Doch konnte nicht willkürlich jeder Stier zum sogenannten Gottstier erhoben werden;

er mußte ganz besondere Zeichen an sich tragen. Er mußte schwarz sein, auf der Stirn einen dreieckigen weißen Fleck, auf dem Rücken das Bild eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln, unter der Zunge einen Knoten, in Gestalt eines Käfers, und in seinem Schwanz zweierlei Haare haben. Die Priester entschieden, ob die Zeichen vorhanden seien, und wie die Astronomen im Sternbild des großen Bären auch die Gestalt eines Wagens sahen, so erkannten wol auch die Priester in irgend welchen Flecken den Adler.

Dieser heilige Stier hatte eine Kapelle neben dem großen Tempel des Phtah zur Wohnung und seine Priester erwiesen ihm göttliche Ehre. Der Hapi galt auch als Orakel. Er begeisterte nämlich die Knaben, die rings um seine Kapelle spielten, so daß sie weissagten. Wem der Stier Mißfallen zeigte, der war sicher dem Unglück geweiht, allein wohl Dem, den er beschnopperte oder gar beleckte. Wurde die Geburt eines Hapi gemeldet, und er von den Priestern als solcher erkannt, so wurden große Feste gefeiert. Sobald sich das Gerücht verbreitete, daß der göttliche Stier das Licht der Welt erblickt habe, begaben sich einige, besonders mit dem Amt betraute priesterliche Schreiber zu der glücklichen Mutter. Der junge Gott wurde in einem besondern Hause vier Monate lang mit Milch genährt; nachdem er ausgewachsen, brachten ihn die heiligen Schreiber und Propheten zur Zeit des Neumondes in einem besonders dazu eingerichteten Schiff nach Memphis, wo man ihm eine angenehme Wohnung mit Lustgarten einräumte und ihn auch mit passenden Gespielinnen umgab. Aelter als fünfundzwanzig Jahre durfte der Hapi nicht werden. Hatte er dieses Alter erreicht, so ersäuften ihn die Priester in einem der Sonne geweihten Wasser. Uebrigens war man nicht immer so streng, denn zur Zeit der 22. Dynastie gab es zwei solche Thiere, die über fünfundzwanzig Jahre alt waren. Vor Ramses II. begrub man einen Hapi allein und in prachtvollem Grabe, später erhielten deren einbalsamirte Mumien in einer Felsengalerie Nischen, die zugemauert wurden. — Dieser Hapikultus war sehr alt und wurde schon seit der 2. Dynastie stehend.

Jeder der heilig gehaltenen Thierarten war Land zugetheilt, dessen Ertrag zum Unterhalte derselben hinreichte. Eine besondere Klasse von Leuten, die zu der Priesterkaste gehörten, widmete sich ihrer Verpflegung, und dieser Beruf erbte vom Vater auf den Sohn. Dergleichen Thierpfleger, an deren Kleidung man schon erkannte, welcher Thierart sie sich gewidmet hatten, genossen eine große Achtung. Wenn sie eine Gegend durchzogen, in welcher das von ihnen gepflegte Thier besonders verehrt wurde, so fiel Jeder, der ihnen begegnete, ehrfurchtsvoll nieder, und wer irgend ein Opfer an Geld zu bringen hatte, übergab es den Händen dieser Thierpfleger.

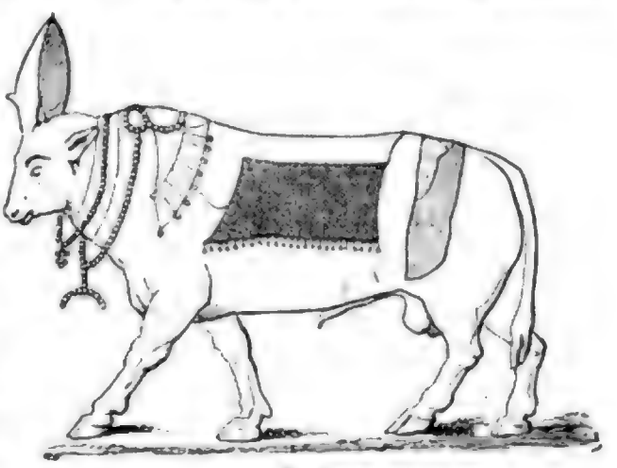
Wenn eins der geheiligten Thiere starb, so trat für das ganze Haus, in welchem es gehalten worden war, große Trauer ein. War das verstorbene eine Katze, so schoren sich alle Hausbewohner die Augenbrauen ab, war es ein Hund, so schor man sich den ganzen Körper. Von den zur Zeit des Todesfalles im Hause noch vorräthigen Speisen und Getränken durfte Niemand Etwas genießen; die Vorräthe wurden weggegeben. Das todte Thier wickelte man in feine Leinwand, balsamirte es in kostbarer Weise ein, legte es in einen geweihten Sarg und bestattete es mit den Zeichen der tiefsten Trauer. Die Tödtung solcher geheiligten Thiere galt für ein größeres Verbrechen als ein Menschenmord. Kein Aegypter durfte eine Kuh schlachten, weil sie der Isis geweiht war. Die Griechen waren den Aegyptern besonders deshalb ein Greuel, weil sie Kuhfleisch aßen. Bei einer Hungersnoth zehrten die Aegypter sich lieber unter einander auf, als daß sie geheiligte Thiere geschlachtet hätten. Bei jeder Feuersbrunst geriethen sie in Verzweiflung, nicht sowol wegen des Verlustes ihrer Habe, sondern vielmehr aus Angst für die Katzen, welche die sonderbare Gewohnheit haben, wie besessen in das Feuer hineinzulaufen. Verbrannte eine solche Katze, dann war des Jammerns kein Ende.

Wer eins der heiligen Thiere vorsätzlich tödtete, mußte ohne Gnade sterben; geschah die Tödtung ohne Absicht, so blieb die Strafe der Willkür der Priester überlassen und

bestand gewöhnlich in einer nicht unbedeutenden Geldstrafe; sie lautete aber gleichfalls auf Tod, wenn das aus Unvorsichtigkeit getödtete Thier eine Katze oder ein Ibis war. Kein Wunder also, wenn Jeder, der auf seinem Wege ein solches Thier todt liegen sah, erschrocken stehen blieb, und unter Jammern und Wehklagen schwor, daß er es todt gefunden habe.

Der griechische Geschichtschreiber Diodor erzählt eine Geschichte, die während seiner Anwesenheit in Aegypten geschah und die den Fanatismus jenes Thierdienstes in das hellste Licht setzt: Es war zur Zeit, wo das Schicksal Aegyptens von einem Winke Roms abhing und die Aegypter alle Ursache hatten, die Freundschaft der Römer nicht zu verscherzen. Zu dieser Zeit begegnete einem Römer das Unglück, aus Unvorsichtigkeit eine Katze zu tödten. Das Volk belagerte sein Haus und verlangte seinen Tod. Die angesehensten Männer baten um Gnade, ja der König selbst verlangte seine Freilassung, indem er auf die Rache der mächtigen Römer hinwies; vergebens, der fanatische Pöbel hörte nicht darauf und der unglückliche Römer wurde getödtet.

Es gab auch heilige Fische und heilige Gemüse. Bohnen durften die Priester nicht einmal ansehen. Linsen, Lauch und Zwiebeln waren gleichfalls heilig. Man schwur sogar bei Lauch und Zwiebeln, wie bei den Göttern. — Ueber die Ansichten der Aegypter in Bezug auf das Wesen des Menschen und namentlich über sein Schicksal nach den Tode giebt uns das sogenannte Todtenbuch Aufschluß, welches man jedem Todten ganz oder im Auszuge in den Sarg legte. Dieses Buch enthält eine Sammlung von Gebeten und Formeln für den Gebrauch der Seele in der andern Welt. Ehe man den Inhalt genügend entziffern konnte, war man über die Ansichten der Aegypter in Bezug auf das Schicksal der menschlichen Seele nicht vollständig unterrichtet, und daraus entstanden viele irrthümliche Meinungen.



Hapi.

Was diejenigen Aegypter, welche den Sinn ihrer Religion begriffen, über diese Dinge dachten, läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

Die Summe oder der unerschöpfliche Urquell aller Weisheit, die höchste Vernunft selbst, ist Gott; ein Theilchen dieses Gottes oder der göttlichen Vernunft ist in jedem beseelten Wesen, welches danach aus Körper und Seele besteht. Der kleinste Funke dieser höchsten Vernunft würde in ihrer Feuergestalt den Körper zerstören, wenn sie nicht in eine weniger erhabene, aber ebenfalls göttliche Substanz, die Seele (Ba), eingehüllt wäre. Aber auch so noch zu rein, um sich mit dem Körper unmittelbar zu verbinden, geschieht dies durch Vermittlung eines untergeordneten Agens, durch den Geist oder den Athem (Niwu). Dieser kann sich, weil er unvollkommen ist, durch alle Theile des Körpers verbreiten, ohne ihn zu verletzen oder zu vernichten. Der göttliche Funke, gehüllt in die Seele, wieder umgeben von dem Geist und endlich umfaßt von dem Körper, ist der Mensch. Eben so wie dieser sind die Thiere beschaffen, nur enthält ihre Seele nicht den Funken der Vernunft, oder nur in so geringer Quantität, daß die in den Körper gehüllte Seele sich über diesen nicht hinausschwingen kann.

Die Vernunft trachtet den Menschen von der Herrschaft des Körpers zu befreien und zu sich zu erheben; da sie aber ihrer Feueratmosphäre beraubt ist, und die sie einhüllende Seele nicht selten den Neigungen des Körpers nachgiebt, so gelingt es ihr nicht immer, die aus der groben Materie des Körpers herrührenden Wünsche und Leidenschaften zu vernichten, denn eben dieser Körper empört sich und siegt mit Hülfe der Seele, so daß die

Vernunft den Kampf für immer aufgiebt. Der dieses göttlichen Funkens auf diese Weise gewissermaßen beraubte Mensch erniedrigt sich zum Thier. Gelingt es aber der Vernunft, die Oberhand zu bekommen, so werden die besiegten Leidenschaften Tugenden, die sich immer mehr läutern und erheben; die entfesselte Seele dringt durch die ihren Blick verdunkelnde Materie, strebt zum Guten und ihr geht eine Ahnung des Göttlichen auf.

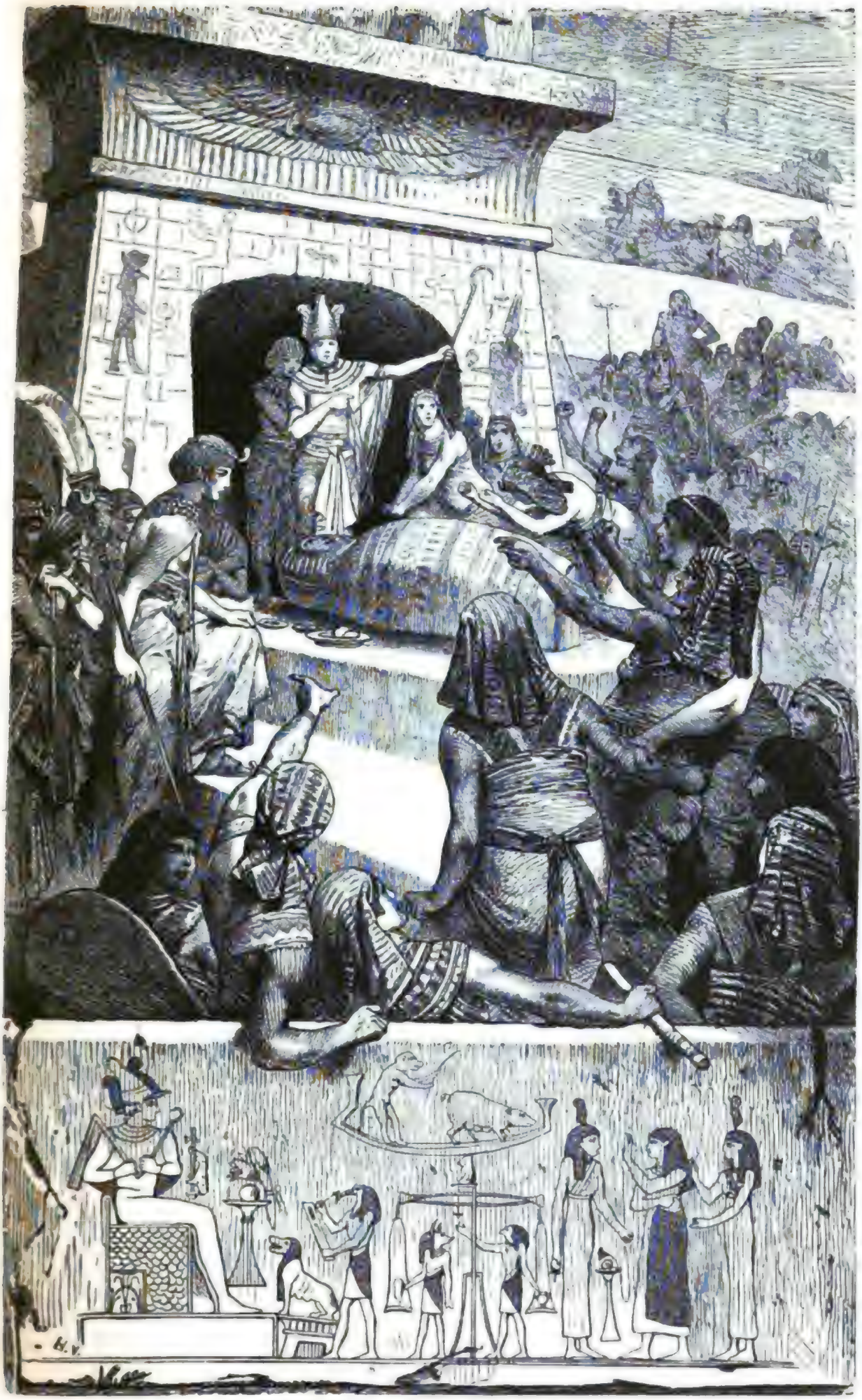
Stirbt der Mensch, so wird die Vernunft frei. Sie erhält ihre Lichtatmosphäre wieder und wird Dämon (Khu). Die Seele, aus welcher der göttliche Funke entwichen und deren Verbindung mit dem Körper ebenfalls gelöst ist, hat nun vor dem Gericht des Osiris-Khent-Amen, dem aus zweiundvierzig Richtern bestehenden höllischen Gerichtshof, zu erscheinen. Ihr Gewissen oder, wie die Aegypter sich ausdrückten, ihr Herz ist der unerschütterliche und unbestechliche Zeuge und nach dessen Zeugniß werden die Handlungen abgewogen und das Urtheil gesprochen, mit dessen Ausführung die Vernunft beauftragt ist. Diese nimmt nun wieder in der verdammten Seele ihren Wohnsitz, aber nicht, wie früher im Menschen, beraubt ihres verzehrenden Feuerkleides. Sie ruft jetzt der vom Körper gelösten Seele ihre verachteten Rathschläge und häufig verlachten Bitten ins Gedächtniß, geißelt sie mit ihren Sünden und giebt sie dem Sturm der heraufbeschworenen Elemente preis.

So zwischen Himmel und Erde unerbittlich umhergejagt, sucht die verdammte Seele einen menschlichen Körper, von dem sie Besitz nimmt, und hat sie ihn gefunden, so quält und martert sie ihn, überhäuft ihn mit Krankheit und treibt ihn zu Mord und Wahnsinn. Gelangt die Seele nach Jahrhunderte langer Qual an das Ziel ihrer Leiden, dann stirbt sie den zweiten Tod und zerfließt in das Nichts.

Die gerecht befundene Seele geht auch nicht sogleich zu Gott ein; sie hat noch manchen Kampf zu kämpfen und manche Probe zu bestehen. Sie schwingt sich zu den ihr durch den Tod geöffneten unbekannten Räumen empor, geleitet durch die Vernunft und aufrecht erhalten durch die Gewißheit naher Glückseligkeit. Ihr Wissen hat sich erweitert, ihre Fähigkeiten haben sich vergrößert; sie kann jede Form annehmen, welche es ihr wieder zu beleben gefällt, wie des Sperbers, des Lotus, des Phönix, des Kranichs, der Schwalbe, der Viper (die als Beispiele im Todtenbuch genannt sind). Diese Thiere sind, wie wir wissen, nur symbolische Figuren, und der Eintritt der Seele in diese heißt in der That weiter nichts, als daß sich die menschliche Seele mit dem göttlichen Typus vereinigt, der durch die Figur ausgedrückt wird, keineswegs also, daß die Seele in den Körper eines wirklichen Thieres fahre. Ihren Kreislauf mußte die abgeschiedene Seele so lange fortsetzen, bis sie von dem Todtengericht rein befunden wurde.

Vergebens erhebt sich das Böse — was in den Vignetten des Todtenbuchs durch die Figur des Krokodils und der Schlange ausgedrückt wird — gegen die abgeschiedene (seliggesprochene) Seele (die im Todtenbuch immer „der Osiris" genannt wird), welche siegreich die himmlischen Wohnungen durchfliegt und in den Feldern des Aalus die Ceremonien der mystischen Arbeiterschaft verrichtet. Das Ende der Prüfungen naht, die Schatten zerstreuen sich allmählich, der Tag der ewigen Seligkeit bricht an und durchdringt die Seele mit ihrer Klarheit; sie mischt sich unter die Schar der Götter und geht mit ihnen zur Anbetung des vollkommenen Wesens. Dies ist die letzte Stufe der glorreichen Einweihung der Seele. Nun wird sie ganz Vernunft; sie sieht Gott von Angesicht zu Angesicht und geht in ihm auf.

Die Bedeutung all der so mannichfachen religiösen Bilder und Allegorien erklären zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen, mit dem sich trotzdem viele Forscher abgeben, die sich darüber in den wunderlichsten Phantasien ergehen; wir müssen uns damit begnügen, den Sinn der altägyptischen Religion angedeutet zu haben; auf ihre Entstellungen in späterer Zeit können wir jetzt nicht eingehen.



Todtengericht über einen König. Zeichnung von Hermann Vogel.

Digitized by Google

Die Aegypter balsamirten ihre Todten ein. Auch dafür hat man sich bemüht, die wunderlichsten Beweggründe aufzufinden, da die Sorge für die Erhaltung des Körpers durch den religiösen Glauben eigentlich gar nicht motivirt scheint. Man braucht dafür aber keine fern liegenden Gründe aufzusuchen, denn diese liegen in der That sehr nahe. Es widerstrebt dem Gefühl fast jedes Menschen, die Gestalt einer geliebten Person zu vernichten, und wenn ein so am Alten hängendes Volk wie die Aegypter aus diesem Grunde den Körper möglichst in seiner Form zu erhalten strebte, so könnte man ihn schon allein gelten lassen. Gewissermaßen wurden sie aber durch die Beschaffenheit ihres Landes zum Einbalsamiren gezwungen, denn zum Verbrennen fehlte es in dem waldlosen Aegypten an Holz und das Begraben war unpraktisch, da das Wasser bei den Ueberschwemmungen die Leichname ausgespült und diese die Luft verpestet haben würden.

Starb ein Mensch, so äußerte man seine Trauer nicht allein durch Klagen. Die Zurückgebliebenen enthielten sich guter Kleidung und Nahrung und selbst der Bäder. Dann brachte man die Leiche zu den Einbalsamirern, die eine besondere, zu den Priestern gehörige Klasse bildeten, unter welcher sich diese Kunst forterbte, die aber ungefähr dieselbe Stellung einnahm, wie bei uns früher der Scharfrichter und dessen Gehülfen. Je nach Stand und Reichthum wählte man eine mehr oder weniger kostbare Art des Balsamirens. Die Einbalsamirer hatten verschiedene Mustermumien von Holz, wonach die Kunden wählen konnten.

Wie Alles bei den Aegyptern unter gewissen Ceremonien geschah, so auch das Einbalsamiren. Zunächst bezeichnete ein besonderer Zeichenschreiber den Platz in der linken Seite des Körpers, der herausgeschnitten werden sollte, um die Leiche zu öffnen. Kaum hatte der Einschneider mit einem äthiopischen Stein die Stelle herausgeschnitten, so entfloh er und die Anwesenden verfolgten ihn mit Verwünschungen und Steinwürfen. Darauf traten die Leichensalber ihr Amt an. Die Eingeweide, außer Nieren und Herz, nahm man heraus, spülte sie mit Palmenwein und wohlriechendem Wasser aus und verwahrte sie in einem besondern Gefäß, dessen Deckel mit dem Kopfe eines der Götter verziert war. Diese oft in den Gräbern gefundenen Gefäße nennt man jetzt Kanoben. Das Balsamiren des Körpers richtete sich nach dem Preise. Man rieb den Körper mit allerlei gerbstoffhaltigen und aromatischen Substanzen einen Monat lang und länger ein und füllte das Innere mit Harzen oder mit Asphalt, mischte auch dazu, je nach dem Preise, feinere Harze und wohlriechende Salben, oder man behandelte den Körper mit verschiedenen Salzen. Man erkennt die Art des Einbalsamirens an dem Aussehen der Mumien. Einige sind dunkel gefärbt, andere hell, bei einigen sind Gesichtszüge und Haare erhalten, bei anderen nicht. Die sorgfältigste Art des Einbalsamirens kostete mehrere Tausend Mark.

Alle Theile des Körpers wurden sorgfältig und fest mit schmalen leinenen oder baumwollenen Binden umwickelt und nur das Gesicht freigelassen. Die theuersten Mumien erhielten noch ein Gehäuse, auf welchem das Gesicht, nicht selten vergoldet, nachgebildet war. Den so zubereiteten Körper legte man in einen hölzernen Sarg und in diesen allerlei Schmucksachen, Amulete, Ringe, Waffen u. s. w. und eine Papyrusrolle, die das Todtenbuch oder einen Auszug aus demselben enthielt. Auf den Deckel des Sarges malte man allerlei Darstellungen und hieroglyphische Inschriften, welche den Namen des Todten und andere ihn betreffende Nachrichten und auch Gebete enthielten.

Die Zeit des Begräbnisses wurde den Richtern, den Verwandten und Freunden angesagt. Die Stelle unserer Leichenwagen vertrat „die heilige Barke", die auf einer Schleife stand, vor welche vier Ochsen gespannt waren. In diese Barke wurde der Sarg gelegt, und nun setzte sich der mehr oder weniger feierlich geordnete Zug in Bewegung. Priester, Klageweiber, Männer mit Palmenzweigen fehlten nicht. Die nächsten Verwandten folgten dicht hinter dem Sarge und schlugen sich die Brust.

Angekommen an dem „heiligen See", der vor jedem Begräbnißplatz angebracht war, wurde der Kahn in das Wasser gelassen. In demselben stehend war ein Fährmann, den

die Aegypter Charon nannten. Es ſtand nun Jedem frei, den Todten anzuklagen. Geſchah das, ſo prüften die auf einem Gerüſt ſitzenden vierzig Richter, ob die Anklage gegründet ſei. War dies der Fall, ſo wurde das Begräbniß verweigert; war ſie verleumderiſch, ſo wurde der Ankläger beſtraft. Zeigte ſich kein Kläger, ſo legten die Verwandten die Zeichen der Trauer ab und man verkündete das Lob des Todten.

Nach Anzünden von Weihrauch und dem Opfer wurde der Sarg aufrecht in die Todtenkammer geſtellt und daneben Waſſerkrüge und Opferkuchen. Geringe Leute ſetzte man in gemeinſchaftliche Felſengräber bei. Familien, die keine Familiengruft hatten, ſtellten auch die Leichen in ein beſonderes Zimmer ihres Hauſes, was auch geſchehen mußte, wenn der Todte wegen hinterlaſſener Schulden nicht im Begräbnißplatz aufgenommen wurde. Je nach Stand oder Vermögen war die Beſtattung mehr oder weniger ceremoniell.

Opfernde Prieſter. Zeichnung von C. F. Klimſch.

Staat und geſellſchaftliches Leben. Es iſt ſehr erklärlich, daß Viele den Urſprung der ägyptiſchen Kultur von den Indern herleiten, denn in den Staats- und geſellſchaftlichen Einrichtungen findet ſich eine auffallende Aehnlichkeit, nur mit dem Unterſchied, daß die indiſchen ebenſo wie die äthiopiſchen bis zur Karrikatur zugeſpitzt ſind, wie das bei Nachahmungen häufig der Fall iſt. Möglich iſt es wohl, daß in urälteſter Zeit beide Völker die Kultur aus gleicher Quelle empfingen; allein darüber belehrt uns keine Sage. Manche Aehnlichkeit ließe ſich auch aus dem Umſtand erklären, daß ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen erzeugen. In beiden Ländern ſpielten Flüſſe eine große Rolle, in einem der Nil, im andern der heilige Ganga, allein Verſchiedenheit mußte ſchon dadurch eintreten, daß die reiche Natur Indiens den Bewohnern, was ſie gebrauchten, faſt ohne alle Mühe gewährte, während die Aegypter ſich rühren mußten, um dem durch den Nil befruchteten Boden ſeine Schätze abzugewinnen. Wir finden daher bei dem einen Volke faules, beſchauliches Leben, bei dem andern große Thätigkeit und Fleiß. Erſteres begünſtigt das Grübeln über überirdiſche Dinge und Letzteres die Herrſchaft der Vernunft. Obwol in beiden Ländern infolge der Prieſterherrſchaft die Religion das Volk bis in die äußerſten Faſern durchdrang, ſo wärmte ſie in Aegypten mehr wie mäßig genoſſener Wein, während ſie in Indien einen erbärmlichen, oft an Tollheit grenzenden Zuſtand erzeugte.

Digitized by Google

Auch in Aegypten war das Volk in Kasten getheilt, allein die Trennung derselben war keineswegs so schroff wie bei den Indern. Herodot giebt fünf, Diodor nur drei Kasten an; Beide haben Recht, und wer fünfundzwanzig annähme, würde auch Recht haben. Es war bei den Aegyptern nicht anders wie bei Kulturvölkern unseres Jahrhunderts, wo man mit Fug und Recht eben so viele Kasten zählen kann, wie bei den Aegyptern. Die Scheidung derselben ist vielleicht eben so schroff wie sie bei Letzteren war.

Die höchste Kaste bildete die der Priester. Von allen Priestern, die es auf der Erde gegeben hat, waren sie wol die weisesten, wohlmeinendsten und nützlichsten. Obwol sie herrschen wollten und sich selbst keineswegs vergaßen, so kann man ihnen doch nicht nachsagen, daß sie dies einzig und allein in ihrem Interesse thaten, sondern daß sie wirklich das Beste des Volkes im Auge hatten. Erst nach Jahrtausenden und nachdem fremde Elemente den Aegyptern beigemischt wurden und die Verhältnisse in ihren geregelten Herrscherplan störend eingriffen, entarteten auch sie einigermaßen, obwol niemals in der Weise, wie wir es bei den Priestern viel jüngerer Religionen finden, welche von den ägyptischen und deren Abzweigungen hauptsächlich diejenigen Künste lernten und ausbildeten, welche jene nothgedrungen anwenden mußten, um ihren höheren Zweck zu fördern.

Die ägyptischen Priester waren die Träger der Wissenschaft nach jeder Richtung hin. Wenn sie auch viele Errungenschaften ihres Fleißes in diesem Gebiete als Geheimniß für sich bewahrten, weil sie zur Erhaltung ihres Ansehens benutzt werden mußten, so sehen wir doch nicht, daß sie dieselben geradezu zum Verderben und zur Verdummung des Volkes anwandten. Ihre Lehren — der Inhalt des Todtenbuchs ist Zeuge davon — enthalten nichts, was das moralische Gefühl empört, sondern im Gegentheil, sie wirken veredelnd auf das Volk. Wenn sie diesem auch die materielle Auffassung ihrer Allegorien nachsahen, anstatt ihm durch unverstandene philosophische Erklärungen die Köpfe zu verwirren, so geschah es, weil sie das, was wir Götzendienst nennen, durch eben jene praktische Moral, über welche sie wachten, unschädlich machten.

Wir finden nicht, daß Priester sich ungewöhnlich bereicherten, oder daß sie durch ihr üppiges oder sittenloses Leben jemals ein ärgerliches Beispiel gaben und dadurch gewissermaßen die Religion in Verachtung brachten; auch Beispiele persönlichen Ehrgeizes sind selten. Was sie in wissenschaftlicher Hinsicht erreichten, welche literarische Werke von ihnen ausgingen, war Produkt und Eigenthum der ganzen Priestergemeinschaft; man erfuhr nicht den Namen des Erfinders oder Verfassers. — Die Priesterkaste wurde in Aegypten sehr hoch geachtet und, was mehr ist, verdiente diese Achtung.

Die Kriegerkaste war nach derjenigen der Priester die angesehenste. Ihre Angehörigen durften kein Handwerk treiben. Im Frieden lebten sie von dem Ertrage des jedem zugetheilten Landes (12 Acker zu 100 Quadratmeter) und im Kriege erhielten sie Sold. Zu Herodot's Zeit bestand ihre Zahl aus 410,000 Männern. Im Frieden waren durchschnittlich etwa 180,000 Mann unter Waffen und bildeten die Besatzung in Städten und Grenzfestungen. Tausend von ihnen, die jährlich abgelöst wurden, bildeten die Leibwache des Königs.

Alle Krieger waren in zwei Klassen getheilt: Kalasirier und Hermotybier; worauf aber diese Eintheilung beruhte, ist nicht recht klar. Man hatte Fußvolk, Reiterei und Streitwagen. In den ältesten Zeiten wurden die Pferde nicht zum Reiten benutzt, wenigstens findet man auf den alten Denkmälern keine Reiter; allein später hatte man Reiterei; doch spielte sie im Kriege nicht die vornehmste Rolle. Man scheint mehr von den Streitwagen gehalten zu haben, in welchen man auch stets die Könige erblickt, wenn sie in Schlachten dargestellt waren.

Das übrige Volk bildete eigentlich die dritte Kaste; allein zwischen Kaufleuten, Handwerkern, Ackerbauern und Hirten bestand derselbe Unterschied, wie wir ihn noch, wenn auch vielleicht weniger scharf begrenzt, bei allen Völkern finden. Daß dieser Unterschied schroffer wurde, geschah wol infolge der Erblichkeit der Beschäftigungsart.

Eine solche Erblichkeit findet sich sogar bei den Priestern, und wenn auch die Anlagen der Kinder nicht immer denen der Väter gleich sind, so hat diese Erblichkeit Manches für sich. Einzelne Klassen standen in Mißachtung, namentlich die Hirten. Man hat dafür allerlei Gründe aufgesucht, allein das ist kaum nöthig.

Religiöses Fest der Bewohner von Altägypten.

Wenige Bankiers, Kaufleute oder Handwerker, ja nicht einmal ein Bauer, würden noch heute sich besonders darüber freuen, wenn ihre Tochter einen Mann aus niederem Stande heirathen wollte. Wenn man über die Vorurtheile oder Gebräuche anderer Völker urtheilen will, ist es immer gut, sie mit denen des eigenen Volkes zu vergleichen.

Digitized by Google

Der ägyptische König hatte ganz dieselbe Stellung wie in Indien, nur mit dem Unterschied, daß er, obwol auch aus der Kriegerkaste, bei seiner Thronbesteigung zugleich Mitglied der Priesterschaft und in ihre Geheimnisse eingeweiht wurde. Die Aegypter waren in dieser Beziehung viel konsequenter als die Indier, denn wenn bei ihnen der König auch als Gottheit betrachtet wurde, so war er doch kein Brahmane und konnte nicht einmal die Tochter eines solchen heirathen. Der ägyptische König konnte priesterliche Handlungen verrichten und wurde nicht von Sklaven oder Weibern, sondern von den Söhnen der Priester bedient, die sich dieser Auszeichnung rühmten. Im Uebrigen gilt Alles, was wir von den Königen Indiens sagten, auch von den Pharaonen. Obwol sie als Götter galten und dem Namen nach unumschränkt herrschten, waren sie doch streng an die Gesetze und Gewohnheiten gebunden und an ein bis in die kleinsten Einzelheiten vorgeschriebenes Ceremoniel. Ueber dieses belehrt uns Diodor.

Gleich nach dem Aufstehen las der König die vielen eingegangenen Briefe. Nach einem Bade schmückte er sich mit den Zeichen seiner Würde, legte ein weißes Gewand an und brachte den Göttern sein Opfer, wobei der Oberpriester neben ihm stand und laut für seine Erhaltung und sein Wohlsein betete, wenn er seine Verpflichtung gegen die Unterthanen erfülle. Er verkündete auch sein Lob, zählte seine Tugenden auf und dergleichen mehr.

Hatte der König das Opfer beschaut und eine glückliche Vorbedeutung darin gefunden, so las ihm der Tempelkanzler aus den heiligen Büchern allerlei gute Rathschläge und die Handlungen der ausgezeichnetsten Männer vor, damit in dem Könige gute Gedanken erweckt würden.

Es war ganz genau bestimmt, wann der König öffentliche Geschäfte verrichten mußte, wann er baden oder spazieren gehen oder sich zu seiner Frau begeben durfte; ja sogar seine Speisen waren ihm genau vorgeschrieben. Auf seine Tafel kamen nur Kalb- und Gänsefleisch und der Wein war ihm in sehr mäßiger Portion zugetheilt. Der geschickteste Arzt hätte keine für die Gesundheit zweckmäßigere Lebensordnung vorschreiben können. Ebenso mußte er streng nach den Vorschriften (ganz wie in Indien) Recht sprechen, und Uebereilung, Zorn oder Gunst hatten auf seine Urtheile keinen Einfluß.

Starb der König, so dauerte die Landestrauer 72 Tage. Während dieser Zeit wurden die Tempel geschlossen und die Opfer eingestellt. Man trauerte wie um den Tod eines geliebten Familiengliedes. Man aß weder Fleisch noch Mehlspeisen und überhaupt nur geringe Kost und trank keinen Wein. Auch enthielt man sich des nähern Umganges mit Frauen. Ganze Scharen von Männern und Weibern, den Kopf mit Erde bestreut und unter der Brust mit Leinwand umgürtet, zogen umher und stimmten täglich zweimal die Wehklage an, im Takt und mit Gesang, wobei das Lob des Verstorbenen laut ausgerufen wurde.

War die Leiche balsamirt, so wurde der Sarg vor dem Grabmal niedergesetzt und über den verstorbenen König eben so wie über jeden Andern ein Todtengericht gehalten. Mehrere Könige konnten wirklich nicht mit den üblichen Feierlichkeiten beigesetzt werden, weil das Volk mit ihren Handlungen nicht zufrieden war.

Ganz Aegypten war in Nomen (Regierungsbezirke) getheilt. Ueber die Zahl derselben ist man ungewiß. Nach Einigen waren deren in der Thebais 10, in Mittelägypten 16 und im Delta 10; man findet indessen auch 44 angegeben. Wahrscheinlich erfuhr die Zahl zu verschiedenen Zeiten Aenderungen. Ein Nomen enthielt eine oder auch mehrere Städte nebst einem mäßig großen Landgebiet und war in verschiedene Unterabtheilungen getheilt, nämlich 1. die Hauptstadt des Nomen, die Sitz der Civil- und Militärregierung und Mittelpunkt der Provinzialreligion war; 2. Das Ackerland, welches alljährlich überschwemmt wurde; 3. das Sumpfland, auf welchem das Nilwasser in zu großer Tiefe zurückblieb, so daß es nicht austrocknen und auch nicht abgeleitet werden konnte. Diese Marschgegenden benutzte man womöglich als Weideland, und wo das nicht anging, pflanzte

man Lotus und Papyrus an und zog unendlich viel Gänse und andere Wasservögel; 4. die vom Nil abgeleiteten Kanäle behufs der Schiffahrt oder der Agrikultur.

An der Spitze des Nomen stand nicht selten ein erblicher Gouverneur, allein meistens ein vom Könige direkt ernannter Nomarch. Ebenso war auch die Oberpriesterstelle hin und wieder erblich, wurde aber meist durch Wahl besetzt.

Der junge König im Tempel. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Einwohner bezahlten eine Abgabe, welche sich nach dem Ertrag ihres Landes oder Einkommens richtete und daher öftere Aenderungen erfuhr. Das Gesetz war in Bezug auf richtige Angaben zu diesem Zweck ganz außerordentlich streng. Die Einwohner mußten angeben, womit sie ihren Lebensunterhalt erwarben. Auf falsche Angaben oder Betreiben unrechtmäßiger Geschäfte stand Todesstrafe. Auch waren sie einer Art von Konskription für den Militärdienst unterworfen und mußten beim Bau von Tempeln, Festungen, Landstraßen oder Kanälen Frohndienste leisten.

Von den Strafgesetzen wollen wir nur folgende anführen: Wer Jemand mörderisch anfallen oder ihm überhaupt Gewalt anthun sah, ohne ihm zu helfen, mußte sterben, wenn

Digitized by Google

sich darthun ließ, daß er hätte helfen können. War dies unmöglich, so mußte er augenblicklich die Anzeige machen und den Thäter nennen oder ihn nach seinem besten Wissen beschreiben. Unterließ er es, so bekam er eine Anzahl Hiebe und drei Tage lang gar nichts zu essen. — Wer einen Andern fälschlich anklagte, erlitt die Strafe, die Jenen getroffen hätte, wenn er schuldig gewesen wäre.

Wer den Feinden Kundschaft zutrug, dem sollte die Zunge ausgeschnitten werden. — Fälschern und Solchen, welche unrichtige Maße und Gewichte verfertigten oder Siegel nachmachten, oder Schreibern, welche in die öffentlichen Bücher falsche Einträge machten oder von dem Eingetragenen etwas ausradirten oder Urkunden unterschoben, wurden beide Hände abgehauen.

Mörder wurden mit dem Tode bestraft. Elternmördern riß man mit Haken Stücke Fleisch vom Leibe, legte sie dann auf Dornen und verbrannte sie lebendig. Kindesmörder bestrafte man dadurch, daß sie die Leiche des ermordeten Kindes drei Tage und drei Nächte lang im Arm halten mußten. Eine Wache stand dabei.

Wer einer freigeborenen Frau Gewalt anthat, wurde kastrirt. Einer Ehebrecherin wurde die Nase abgeschnitten und ihr Mitschuldiger bekam tausend Hiebe.

Für Schulden konnten nur die Güter des Schuldners mit Beschlag belegt, er selbst aber nicht ins Gefängniß gesetzt werden, und Zinsen durften nur so viel genommen werden, bis sie dem Kapital gleich kamen. Wer starb, ohne seine Schuld bezahlt zu haben, konnte nicht früher begraben werden, als bis seine Nachkommen seine Verpflichtungen erfüllt hatten. Für Disziplinar- und andere Vergehen im Kriege gab es Ehrenstrafen und Stockschläge.

Eigenthümlich waren die Gesetze über den Diebstahl. Dieser war ein Gewerbe wie ein anderes. Wer es betreiben wollte, hatte sich bei dem Diebshauptmann zu melden, der seinen Namen aufschrieb. Einen gelungenen Diebstahl hatte der Dieb bei dem Vorgesetzten sogleich anzumelden und die gestohlenen Sachen vorzuzeigen. Der Bestohlene reichte nun ein schriftliches Verzeichniß seines Verlustes ein, nebst möglichst genauer Angabe von Ort, Tag und Stunde des Diebstahls. Wenn der Bestohlene den vierten Theil des Werthes bezahlte, erhielt er sein Eigenthum zurück.

Die Richter wurden aus den Priestern erwählt, die Vorsteher der Nomen und deren erste Beamten wurden gleichfalls gewöhnlich aus ihnen genommen. Das oberste Gericht bestand aus 30 Richtern, welche aus Theben, Memphis und Heliopolis gewählt wurden. Diese ernannten aus ihrer Mitte Einen zum Oberrichter, der als Zeichen seiner Würde eine goldene Kette um den Hals trug, an welcher ein Bild aus Saphir hing, welches man „die Wahrheit" nannte.

Das Gerichtsverfahren war schriftlich und es ging dabei wie folgt zu:

Sobald der Oberrichter seine Kette umhing, war die Gerichtssitzung eröffnet. Die acht Bücher des Gesetzes lagen neben dem Richter. Die Klage mußte mit allen Umständen schriftlich eingereicht sein und wurde dem Beklagten zugestellt. Dieser antwortete darauf ebenfalls schriftlich, und diese Antwort wurde dem Kläger mitgetheilt, der sie mit seinen Gegenbemerkungen versah, und worauf der Beklagte abermals antwortete. Nach dem die 30 Richter von den Akten Kenntniß genommen hatten, entschieden sie und der Oberrichter legte das Zeichen der Wahrheit auf die eine der Schriften.

Die wohlerhaltenen Darstellungen in den Grabmälern, wovon wir weiterhin reden werden, wie die verschiedenen aufgefundenen und entzifferten Ueberreste einer reichen Literatur, setzen uns in den Stand, uns von dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Aegypter vor mehreren tausend Jahren ein weit klareres Bild zu machen, als von dem unseres eigenen Volkes vor tausend Jahren.

Ueber das Leben des Königs haben wir bereits geredet. — Die Priester- und Kriegerkaste bildete die Aristokratie. Erstere waren, wie in Indien die Bramahnen, die eigentlichen Herrscher des Landes, denn von ihnen gingen die Gesetze aus, denen der

König eben so wohl wie jeder Andere unterworfen war, und sie legten auch den Sinn derselben aus. Ueberdies waren sie die Brücke, die zu den Göttern führte, und ferner hatten sie alle wichtigen Stellen im Staate inne.

Wie sich die Zahl der Priesterkaste zu der des ganzen Volkes verhielt, läßt sich nicht berechnen. Sie theilte sich nach ihren verschiedenen Berufsarten in mehrere Klassen:

1. Die Propheten (d. h. Sprecher, weil von ihren Aussprüchen, als höchster Instanz, Alles abhing). Sie waren die Großwürdenträger des Staates und standen an der Spitze aller religiösen und weltlichen Angelegenheiten.

2. Die Stolisten, welche die Kleider und heiligen Geräthschaften aufzubewahren und auf richtige Beschaffenheit der Opferthiere und Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien und was damit zusammenhing zu achten hatten.

3. Die Hierogrammaten oder Tempelschreiber. Diese waren die Repräsentanten aller Wissenschaft in Aegypten.

4. Die Horoskopen, welche Astrologie und Magie trieben und sich auch wol mit der Heilkunde beschäftigten.

5. Die Sänger und Musiker.

6. Die Pastophoren, zu denen eine Menge Leute der allerverschiedensten Beschäftigungen und mit der Religion im Zusammenhang stehenden Verrichtungen gehört zu haben scheint. Wir erinnern nur daran, daß Einbalsamirer, Verpfleger heiliger Thiere, die Träger der Götterbilder bei Prozessionen u. s. w. alle zum Priesterstande gehörten; ihr Rang innerhalb dieser Kaste richtete sich nach der Wichtigkeit ihrer erblichen Berufspflichten.

Wenn die ägyptischen Priester auch nicht für nöthig hielten, sich in der Weise zu quälen, wie es Bramahnen und Priester und Fanatiker anderer Religionen zu thun pflegten, so mußten sie sich doch, eben so wie der König, gewissen Gebräuchen und Ceremonialgesetzen fügen. Sie trugen stets frischgewaschene leinene Kleider, mußten zweimal im Tage und zweimal in der Nacht baden, sich jeden dritten Tag den ganzen Körper, vornehmlich aber Bart und Augenbrauen scheren, durften mit Fremden nicht an einem Tisch essen und nur eine Frau haben, während die anderen Aegypter so viel nehmen durften wie sie wollten. Diese und andere Beschränkungen wurden freilich durch mancherlei Vortheile und Vorrechte und die ihnen von König und Volk gezollte hohe Achtung aufgewogen.

Die Kriegerkaste nahm ungefähr dieselbe Stellung ein wie bei uns das stehende Heer, ehe die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Sie durfte nicht, wie es in Indien gestattet war, ein Gewerbe treiben, und daß man ihr Los nicht besonders beneidete, haben wir schon früher angeführt.

Wenn es auch unmöglich ist, uns die Anschauungsweise und das Gefühlsleben der alten Aegypter vollständig zu vergegenwärtigen, so bieten doch die detaillirten bildlichen Darstellungen der Phantasie einen Anhaltpunkt.

Sehen wir die ägyptischen Bilder an, so entdecken wir mit Erstaunen, daß die Aegypter vor drei, vier tausend Jahren gar nicht so viel anders lebten als wir. Das Leben der Armen und Wohlhabenden war eben so verschieden wie bei uns. Letztere hatten schöne mehrstöckige Häuser mit flachen Dächern und Galerien und behaglichen Zimmern, die auf das Eleganteste und Zierlichste mit gepolsterten Sofas und Stühlen, schön gearbeiteten Tischen, Vasen und allerlei überflüssigen, aber angenehmen Gegenständen angefüllt waren. Die Gärten hatten schattige Laubgänge, schöne Blumen, prächtige Obstbäume und Teiche; kurz die Leute verstanden die Annehmlichkeiten des Lebens.

Um einen Begriff davon zu geben, wie die alten Aegypter ihre Wohnungen anlegten, bringen wir hier die Ansicht einer solchen, die einem Nomarchen unter Chephren (Khawra), dem dritten Könige der 4. Dynastie, gehörte, also in dieselbe Zeit fällt, wie der Bau der von diesem Könige errichteten Pyramide, das heißt ungefähr vor 5700 Jahren! Das Ganze ist, wie man sieht, eine ländliche Villa.

Das Bild zeigt das Grundstück in der Vogelperspektive, mit dem Wohnhause, den Seitengebäuden und Gärten.

Das gewöhnliche Volk hatte natürlich weit einfachere Häuser und sie waren, wie auch bei uns, weniger elegant und ausgedehnt als diejenigen der Reichen. Im Allgemeinen war aber die übliche Bauart von den Wohnungen dieser nur wenig verschieden. Das Material, mit welchem man baute, waren in der ältesten Zeit Nilschlamm, den man trocknen ließ, und Papyrus oder anderes Rohr; später machte man daraus Ziegel und wandte auch Bruchsteine und Holz an, allein die Form der Häuser blieb dieselbe. Die dabei liegenden Gärten waren mit großer Sorgfalt gepflegt.

Essen und Trinken spielten bei den Aegyptern eine eben so wichtige Rolle wie bei uns. Ihre Tafeln waren mit zierlich geformten Gefäßen aller Art und mit einer Menge von Speisen besetzt. Die Damen erschienen in reicher Toilette, Diener reichten Blumen herum, Musikanten machten auf verschiedenen Instrumenten Tafelmusik und — selbst hierin waren die Gebräuche den heutigen schon verwandt — getrunken wurde oft zu viel, wovon die Beweise auf den Bildern nicht fehlen. Man trank sowol Wein als Bier.

Man hatte dort Abendgesellschaften wie bei uns. Wenn man auch keinen Thee trank, so fehlte es nicht an Wein und feinen Speisen. Die Gesellschaft kam zu Wagen oder in Sänften an; geschäftige Sklaven empfingen die Gäste. Damen in reichstem Putz unterhielten sich wahrscheinlich über dieselben Gegenstände wie die unseren und bildeten den Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie musizirten und tanzten, und die Herren machten ihnen den Hof. Andere unterhielten sich mit Würfel- oder Bretspiel, und das Ballspiel war auch nicht unbekannt.

Trotzdem daß die Vielweiberei erlaubt war, scheint das Familienleben ein angenehmes gewesen zu sein. Die Frauen waren keineswegs eingesperrt, wie es jetzt im Orient Sitte ist, sondern bewegten sich frei, nahmen eine geachtete Stellung ein und führten ein heiteres Leben. Ihre Zimmer waren elegant, mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen und eine Menge von Sklaven zu ihrer Bedienung bereit.

Herodot erzählt, daß man bei den Gastmälern der Vornehmen einen kleinen Sarg mit einem Todtenbilde herumreichte mit den Worten: „Betrachte diesen und sei fröhlich, denn wenn du todt bist, so mußt du sein wie dieser.“ — Man ließ sich das nicht umsonst sagen, trank und aß — feste Speisen mit den Fingern und flüssige mit Löffeln.

Den Priestern wurde täglich Rindfleisch und Gänsefleisch, heiliges Brot und Wein in nicht geringer Menge geliefert; Fische durften sie nicht essen und Bohnen — die Andere auch nicht aßen — nicht einmal ansehen. Warum? ist eigentlich nicht recht klar, hing aber wahrscheinlich auch mit der Religion zusammen, wie die Verachtung des Schweinefleisches und mancher anderen Gemüse- und Fleischarten, die theils als heilig, theils als unrein betrachtet wurden.

Von manchen Gebräuchen können wir den Sinn und Ursprung nicht mehr errathen, so zum Beispiel von der Beschneidung, die wenigstens bei den Priestern durchaus stattfinden mußte. Reinlichkeit konnte unmöglich der Grund sein, indem dazu bei viermaligem täglichen Baden gar keine Veranlassung war.

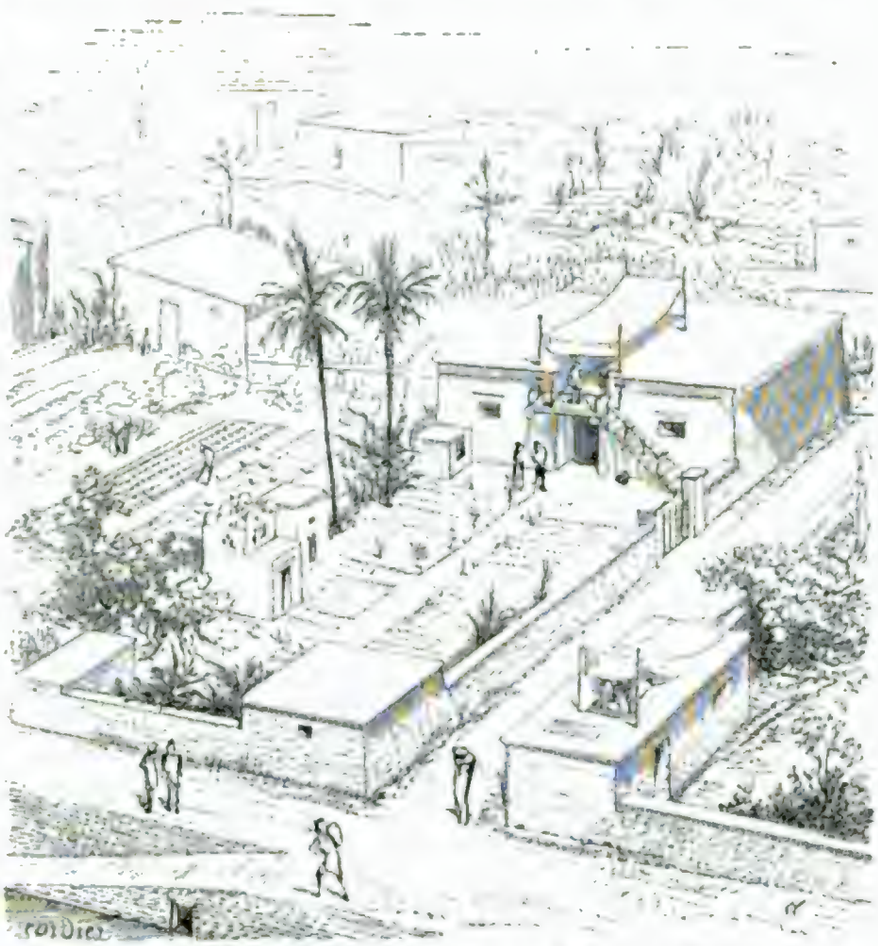
Die Jagd war ein Hauptvergnügen der Großen. Man jagte mit Bogen und Pfeil, mit Speeren, mit Netzen und Schlingen und Hunden, ja manchmal sogar mit gezähmten Löwen. Die Wüste hatte Gazellen, Strauße und reißende Thiere in Ueberfluß und der Nil bot eine reiche Auswahl an Wasservögeln und auch an Nilpferden, die man mit Speeren erlegte. Büffel, Hyänen, Hasen u. s. w. gab es genug und die Jagd bot reiche Ausbeute.

An öffentlichen Festen fehlte es nicht und auch nicht an Gauklern und Akrobaten und anderen Künstlern, wie man sie bei uns auf den Messen sieht.

Industrie und Gewerbe waren in einem hohen Grade ausgebildet. Die wunderbaren Bauwerke beweisen, daß die alten Aegypter in der Mechanik sehr erfahren sein

mußten und in allen möglichen Gewerben zu Hause waren, ja in manchen sich ganz besonders auszeichneten. Die Kupferminen auf der Sinaihalbinsel lieferten treffliches Metall, dessen Gewinnung nicht unbedeutende chemische Kenntnisse voraussetzte. Ja, man findet sogar in den Gräbern Gegenstände von Kupfer, die wie durch die Galvanoplastie erzeugt erscheinen, welche Kunst erst in diesem Jahrhundert in Europa wieder erfunden wurde. Von der Erfahrung in der Chemie zeugen auch die prächtigen Farben der Bilder, die sich Jahrtausende lang frisch erhalten haben.

Der Bergbau mußte überhaupt außerordentlich ergiebig sein, denn auf einer Inschrift („Grab des Osemandios") ist der jährliche Ertrag der ägyptischen Gold- und Silberbergwerke auf 32 Millionen Silberminen angegeben. Der Werth der attischen Mine, die als Handelsgewicht galt, betrug 108½ Mark unseres Geldes, sodaß allein diese Einnahme der ägyptischen Könige sich auf 3472 Millionen Mark jährlich belief! Das größte Goldbergwerk befand sich an der äthiopischen Grenze. Man hatte in den Bergwerken Stollen wie in den unsrigen und die Bergleute trugen ebenfalls ihr Grubenlicht an der Stirn. Man arbeitete Tag und Nacht und die Arbeiten waren, wie bei uns, in Tag- und Nachtschichten getheilt, welche unter den Arbeitern wechselten.



Ländliches Wohnhaus. Zeichnung von Viollet-le-Duc.

Feine ägyptische Leinwand (Byssos) und Baumwollenzeug waren berühmt, und man verstand es, diese Stoffe zu färben und zu bedrucken. Ebenso webte man Teppiche, die nicht selten hundert Ellen lang waren, mit allerlei Mustern. — Man verfertigte Vasen und andere Gefäße nicht nur von Thon, Metall und Stein, sondern auch von Glas. — Zum Schreiben fertigte man aus der Papirusstaude Blätter. Die Pflanze ist eine 2½ bis 3½ Meter hoch werdende Riesenbinse, die in nackten, dreikantigen Halmen aus einer holzigen, aromatischen, auch eßbaren Wurzel emporwächst. Unten wurden diese Halme manchmal armesdick. Man löste von ihnen die fasrigen, dünnen Schichten ab, überstrich sie mit einem heißgemachten Klebestoff, legte eine andere Lage darüber, klopfte das Ganze glatt, ließ es an der Sonne trocknen und glättete die Fläche dann mit einem Glättzahn. Man machte übrigens auch Taue, Matten, Schuhe, Segel, sogar Kleider aus dieser Pflanze, die jetzt ziemlich selten in Aegypten vorkommt. Von ihr schreibt sich der Name für unser Papier her. Zum Schreiben darauf bediente man sich eines entsprechend geschnittenen Rohres.

Aegyptische Waffen und Kriegswagen wurden sehr geschätzt und von Nachbarvölkern gekauft. Man verstand die Kunst zu vergolden sowie auch bereits das Emailliren.

Falsche Edelsteine aus Glas wußte man ebenfalls zu verfertigen. In der Lederbereitung waren die Aegypter sehr geschickt, auch machten sie zierliche Arbeiten von gepreßtem Leder, welche man mit einem besondern Firniß überzog.

Der Ackerbau machte in Aegypten nicht übermäßig viel Mühe und war dennoch außerordentlich lohnend. War der Nil zurückgetreten, so säete man und ließ die Saat durch Ochsen eintreten. Ein leichtes Auflockern des Bodens fand auch hin und wieder statt. Dreschen ließ man ebenfalls durch Ochsen, das heißt sie wurden so lange auf dem auf einer Tenne ausgebreiteten Getreide umher getrieben, bis die Körner sich von den Aehren gelöst hatten. — Der Gartenbau wurde gleichfalls sehr kultivirt und herrliches Obst erzeugt, ebenso Wein und Oelpflanzen. — Obwol man einen Widerwillen gegen die Hirten hatte, so wußte man doch die Herden zu schätzen und hatte deren von Ochsen, Schafen, Ziegen, Eseln und Pferden, ja sogar von den verachteten Schweinen. Wozu letztere überhaupt gehalten wurden, scheint nicht recht klar.

Der König war Eigenthümer des ganzen Grundbesitzes; doch war davon den Priestern und Soldaten ein bedeutender Theil zu ihrer Erhaltung eingeräumt, wovon sie weder Pacht noch Abgabe zu bezahlen brauchten. Von dem übrigen Lande, welches dem Volke überlassen war, hatte dieses eine bestimmte Abgabe zu entrichten. Es scheint indessen, daß das Eigenthumsrecht des Königs nur nominell war und daß die Familien ihr Land als Eigenthum betrachten und vererben konnten.

Die Aegypter schlossen sich, wie die Chinesen, so viel als möglich gegen allen Verkehr mit Fremden ab, und der Handel mußte sich viele Beschränkungen gefallen lassen. Ganz konnte man den Verkehr mit dem Auslande nicht entbehren, denn dem reichen Aegypten fehlte es an Bauholz, an manchen Metallen, an Elfenbein, feinen Gewürzen und Wohlgerüchen, allerlei Spezereien, Harzen u. s. w., welche Produkte man aus Libyen und Asien beziehen mußte. Da nun Aegypter niemals ins Ausland reisten, so ließ man sich die Waaren durch Karawanen bringen, welche gegen Getreide, Byssos, Waffen oder sonstige Kunstprodukte ausgetauscht wurden. Waaren, die zur See kamen, mußten an bestimmte Plätze gebracht und dort ausgetauscht werden, denn aller Handel in jener frühen Zeit war in Aegypten Tauschhandel. Geld wurde nicht geschlagen, und wenn man sich auch mit Stückchen Silberblech oder Goldringen half, so wissen wir doch nicht recht, wie man ohne dies Verkehrsmittel, im kleinen Handel besonders, fertig werden konnte. Fremde Schiffe durften nur in die Kanopische Mündung des Nils laufen und nicht über eine bestimmte Grenze hinausgehen. Ueberschritten sie dieselbe, so wurden die Fremden entweder getödtet oder als Sklaven verkauft. In späteren Zeiten, als der Verkehr mit fremden Völkern sich durchaus nicht mehr vermeiden ließ, mußte man dem Handel mit ihnen auch größere Konzessionen machen.

Wissenschaft und Kunst. Der Grund, warum man bis vor Kurzem so wenig Zuverlässiges von der Geschichte und den Zuständen des ältesten Kulturlandes der Welt, Aegyptens, wußte, trotzdem daß all die vielen Denkmäler, welche Jahrtausende überlebt hatten, mit Schriftzeichen bedeckt waren, ist einfach der, daß man diese Schrift nicht lesen konnte. Die Kenntniß der Hieroglyphenschrift, der heiligen oder „Schrift der göttlichen Worte", war ein Geheimniß der Priester und ging mit ihnen unter.

Die Entzifferung dieser Hieroglyphen wurde freilich von vielen Gelehrten versucht, allein immer vergebens, bis man endlich, zur Zeit der Expedition Bonaparte's nach Aegypten, durch einen glücklichen Fund zu der überraschenden Entdeckung eines Jahrhunderte hindurch genährten Irrthums kam, der freilich alle Forscher auf Abwege führte. Dieser Irrthum war nämlich die Einbildung, daß jedes Bild eines Thieres oder eines andern Gegenstandes, aus denen meistens die Hieroglyphenschrift bestand, eine Idee ausdrücke.

In dem Jahr 1799 fand ein französischer Artillerieoffizier, M. Boussard, in der Nähe der Stadt Rosette eine Inschrift, welche in hieroglyphischer, demotischer und

griechischer Sprache geschrieben war. Aus dem griechischen Text ersah man, daß die Schrift ein Dekret zu Gunsten des Königs Ptolomäos Epiphanes war, welches die Priester im Jahr 196 v. Chr. abgefaßt hatten.

Der Stein, welcher diese Inschrift enthielt und der sich jetzt im Britischen Museum in London befindet, wurde der Schlüssel, welcher das Jahrtausende lang verschlossene Geheimniß der ägyptischen Wunderwelt eröffnete.

Gelehrte Forscher aller Nationen strengten ihren Scharfsinn an, aus diesem noch dazu im hieroglyphischen Theil beschädigten Bruchstück ein Alphabet für die Hieroglyphenschrift herauszufinden. Der Stein gab zu einer Reihe von Abhandlungen Veranlassung. Als man erst entdeckt hatte, daß die einzelnen Hieroglyphen nicht Ideen darstellten, sondern Lautzeichen waren, gelang es, mit Benutzung anderer hieroglyphischen Inschriften und der koptischen Sprache, den Bemühungen verschiedener Gelehrten aller Nationen, die ägyptischen Dokumente zu entziffern, und wenn das auch im gegenwärtigen Augenblick noch nicht ganz gelungen ist, so darf man doch mit Zuversicht hoffen, daß man in wenigen Jahren die ägyptischen Schriften mit derselben Leichtigkeit wird lesen können, wie die griechischen oder lateinischen.

Silvestre de Sacy (1802) und der Schwede Akerblad untersuchten zuerst die demotische Schrift, stellten daraus ein Alphabet zusammen und thaten so die ersten Schritte zur Entzifferung der Hieroglyphen, an welche sie sich wegen des schlechten Zustandes derselben nicht wagten. Der Engländer Th. Young beschäftigte sich damit von 1814 bis 1818 und nahm dabei die Hieroglyphen zu Hülfe, welche sich auf den Denkmälern in einer besondern Umfassung befanden (Cartouchen), und von denen man vermuthete, daß sie die Königsnamen enthielten. Trotz seiner großen Mühe kam er zu falschen Resultaten; er las zum Beispiel statt Autokrator — Arsinoe und statt Käsar — Evergetes.

Der Erste, welcher den richtigen Weg einschlug, war François Champolion der Jüngere. Er erkannte, daß die drei ägyptischen Schreibweisen ihrem Wesen nach gleich und die Zeichen nicht Symbole, sondern Repräsentanten von Lauten waren. Sein Werk „Précis du système hiéroglyphique“ wurde leidenschaftlich angegriffen; allein sein Verdienst bleibt. Andere arbeiteten auf der von ihm gelegten Grundlage fort, als er 1822 starb, und die Gelehrten aller Nationen betheiligten sich an dem mühsamen Werk. Unter den Deutschen nennen wir Brugsch, Dümichen, Lauth, Eisenlohr, Ebers und Stern.

Ursprünglich war die Hieroglyphenschrift wol die einzige und ihre Zeichen drückten wirklich nur Ideen aus. Diese Hieroglyphen nennt man figürliche; allein bald vervollkommnete man die Schrift durch Einführung phonetischer Hieroglyphen, das heißt von Lautzeichen. Ein solches Zeichen drückte nicht mehr eine Idee aus, sondern den Laut des ersten Buchstabens oder der ersten Sylbe des Wortes, welches für den hingezeichneten Gegenstand in ägyptischer Sprache gebraucht wurde.

Ein Beispiel wird das erklären. Wollten wir deutsche Hieroglyphen schreiben, so könnten wir z. B. für den Laut A einen Adler, Affen, Altar, Aloe u. s. w. setzen oder für den von K einen König, Kirsche, Känguruh, für B Baum, Bär, Bombe u. s. w. Man sieht hieraus, daß es für jeden Laut oder Buchstaben eine ganze Menge homophone, das heißt gleichlautende, Zeichen gab. Neben diesen und den figurativen, die man auch beibehielt, gab es wieder andere, welche ganze Sylben bedeuteten, und da diese polyphon, das heißt verschieden lauten konnten, so mußte man, um Mißverständnisse zu vermeiden, phonetische Ergänzungszeichen dahintersetzen.

Es würde überflüssig sein, noch andere Hieroglyphen, als die in der unten gegebenen Phrase anzuführen, da wir ja doch die ägyptischen Wörter nicht kennen, welche die abgebildeten Gegenstände bezeichnen; allein einige ideographische Zeichen, die als determinative oder bestimmende gebraucht wurden, wollen wir geben, da sie allgemein verständlich sind:

(Ra) Sonne, Licht oder Abweſenheit von Licht oder auch Zeiteintheilungen.

Bergland, daher Ausland, weil Aegypten ein ebenes Land war.

Ein Gebiet, auch Stadt oder Dorf.

Waſſer und was damit zuſammenhängt.

Sehkraft, Wachen, Wiſſenſchaft.

Geruch, Athem, Freude, Vergnügen.

Traurigkeit, Gefängniß.

Gang in verſchiedenen Beziehungen.

Bäume.

Bauwerke.

Wege, Gang, verfloſſene Zeit.

Stein.

Flüſſigkeiten, wie Wein, Milch ꝛc.

Körnige Gegenſtände, wie Getreide, Sand ꝛc.

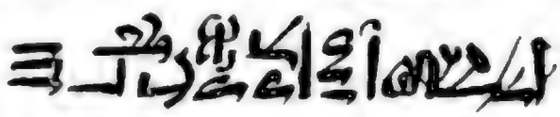
Auf dieſe Weiſe entſtanden über achthundert verſchiedene Schriftzeichen, welche ſchwerlich von allen, ſelbſt gebildeten, Zeitgenoſſen verſtanden wurden, obgleich dieſe doch die Wörter für die als Hieroglyphen benutzten Gegenſtände kannten. Hieraus mag man die Schwierigkeit ermeſſen, die Schrift jetzt zu leſen, eine Schwierigkeit, die noch dadurch vermehrt wird, daß die Lautſprache ſich im Laufe von mehreren Jahrtauſenden nothwendig änderte. Dieſe Hieroglyphenſchrift wurde nur für Monumente angewendet; für den gewöhnlichen Gebrauch bediente man ſich einer von derſelben abgeleiteten Kurſivſchrift, welche man jetzt als die hieratiſche bezeichnet. In ihr ſind die Papyrusrollen, kurz die literariſchen Werke abgefaßt. Während die Hieroglyphenſchrift bald von der Rechten zur Linken, bald in umgekehrter Ordnung geſchrieben wurde, ſchrieb man die hieratiſche ſtets von der Rechten zur Linken. Im Laufe der Zeit veränderte ſich dieſe Schrift und wir geben davon, wie auch von der Hieroglyphenſchrift einige Proben. Eine dritte Schreibart für den allgemeinen Gebrauch, z. B. der Kaufleute, welche die demotiſche Schrift genannt wird, bildete ſich erſt zwiſchen der 21. und 25. Dynaſtie. Man nennt ſie auch enchoriſche oder epiſtolographiſche Schrift.

Auf einer Triumphſäule des Thotmes III. (18. Dynaſtie) ſteht folgende Inſchrift in Hieroglyphen:

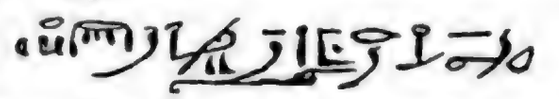
Dies heißt in der Ueberſetzung: „Ich bin gegangen, ich bewillige, (daß) du die Oberhäupter von Tſahi zerſchmetterſt; ich werfe ſie zu deinen Füßen mit ihren Ländern“.

Folgendes iſt eine Probe hieratiſcher Schrift, entnommen einem Papyrus aus der Zeit der 11. Dynaſtie, welche lautet „Aus Böſem wird Gutes“ und ausſieht wie folgt:

Folgende hieratiſche Schriftprobe iſt aus der Zeit der 19. Dynaſtie:



Das heißt: Mu N k Ho Pe DUTHəRAPAAU. (Die etwas unklare Ueberſetzung laſſen wir weg.) — Die folgende Probe der hieratiſchen Schrift gehört zwar ſchon der griechiſch-römiſchen Periode der ägyptiſchen Geſchichte an, allein wir geben ſie hier der Vollſtändigkeit wegen:



Das heißt: „In deiner Transformation als goldener Sperber haſt du es gethan“.

Schließlich noch eine Probe der demotiſchen Schrift, wie ſie in Verträgen ſeit Sabako und Tahraka angewendet wurde:

Die Ueberſetzung der unwichtigen Phraſe thut nichts zur Sache; es handelt ſich nur um die Schriftprobe.

Die Prieſter waren ſehr ſchreibſelig. Alle Monumente ſind mit Hieroglyphen bedeckt, die oft weiter nichts als irgend einen Sinnſpruch enthalten. Allein ſie ſchrieben auch ſehr weitläufige Bücher, von denen ſich leider nur einzelne Theile erhalten haben.

Das wichtigſte dieſer Werke galt als Offenbarung und wurde dem Schreiber des Himmels Thot (Hermes) zugeſchrieben und deshalb ſpäter Hermetiſche Bücher genannt. Sie ſind in ſechs Abtheilungen und 42 Bücher eingetheilt und enthalten, oder enthielten den ganzen ſeit undenklichen Zeiten angeſammelten Inbegriff ägyptiſcher Prieſterwiſſenſchaft.

Die beiden erſten Bücher ſind die Bücher des Sängers. Ihr Inhalt entſpricht dem des indiſchen Buches Rig-Veda. Das erſte enthält Geſänge zu Ehren der Götter, von denen mehrere der Iſis zugeſchrieben werden, die ſie ihren Sohn Hor gelehrt habe.

Das zweite Buch enthält eine Schilderung des königlichen Lebens. Dieſe beiden Bücher mußten die Sänger auswendig wiſſen.

Dann folgten die vier Bücher des Horoskopen. Das erſte handelt von der Ordnung der Fixſterne, das zweite und dritte von dem Zuſammentreffen der Sonnen- und Mondbahn und den Mondphaſen, das vierte von dem heliatiſchen Aufgang der Geſtirne. Mit dieſen Büchern iſt von Betrügern ſpäter viel Unfug getrieben worden.

Dann folgten die zehn Bücher der Hierogrammaten. Das erſte Buch lehrte die Grundzüge der Hieroglyphenſchrift; das zweite handelte von der Welt- und Erdkunde. Der Inhalt der beiden folgenden Bücher iſt nicht ganz klar; doch iſt wahrſcheinlich, daß darin allerlei aſteriſche Beobachtungen, namentlich 373 Sonnen- und 832 Mondfinſterniſſe angemerkt waren. Das fünfte und ſechſte Buch enthielten die Beſchreibung Aegyptens und des Nillaufes in dieſem Lande, welche der Beſteuerung (Kataſter) zum Grunde gelegt wurde. Auch war darin das Inventarium aller Tempelgrundſtücke und Alles, was zu den Tempeln gehörte, enthalten.

Die zehn gottesdienſtlichen Bücher der Stoliſten enthielten Vorſchriften über die Erſtlinge, die Opferſtempelung und eine Menge Anordnungen über Prozeſſionen und dergleichen.

Die zehn Bücher der Propheten waren die eigentlichen prieſterlichen und der höchſten Klaſſe der Prieſter anvertraut. Dieſe Bücher handelten von den Geſetzen, den Göttern und der geſammten prieſterlichen Bildung. Einen Theil dieſer Bücher bildet das uns erhaltene Todtenbuch, von welchem wir bereits geredet haben. Daſſelbe war übrigens in Hieroglyphen geſchrieben.

Die letzten ſechs Bücher der Paſtophoren handeln von der Arzneikunde, wovon wir ſpäter reden wollen.

Schon in ſehr frühen Zeiten müſſen die Aegypter eine reiche Literatur gehabt haben, denn in den Gräbern von Gizeh finden wir einen hohen Beamten aus der erſten Zeit der 6. Dynaſtie, welcher neben anderen auch den Titel „Gouverneur des Bücherhauſes“ (alſo Oberbibliothekar) führt. In dieſer Bibliothek befanden ſich ohne Zweifel Bücher, die ſich aus der Zeit der erſten und wahrſcheinlich auch der früheren Dynaſtien herſchrieben. Von all dieſen Schätzen ſind uns nur wenige Fragmente übrig geblieben.

Eines derſelben iſt in einem Papyrus enthalten, welcher in der erſten Zeit der 12. Dynaſtie geſchrieben ſein muß. Es theilt Bruchſtücke aus den Werken zweier alten Autoren mit, von denen der eine unter der 3., der andere unter der 5. Dynaſtie lebte.

Den vollständigsten Theil dieses Papyrus bilden dessen letzte fünfzehn Seiten, welche die älteste philosophische Abhandlung enthalten, die es giebt. Sie ist unter dem Namen der Lehren des Phtahhotep bekannt und in mehrere Sprachen übersetzt worden, aber nur als ältestes Buch bedeutend.

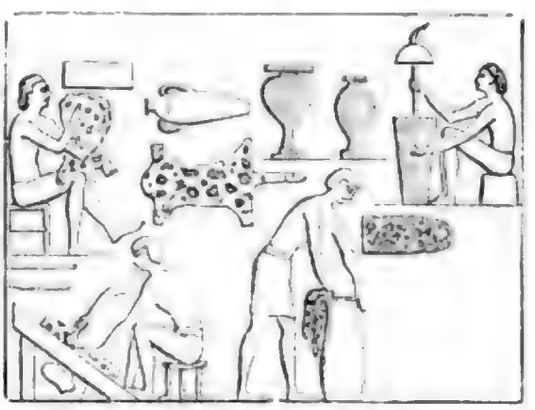
Dieser Phtahhotep war der Sohn eines Königs der 5. Dynastie und höchstwahrscheinlich ein alter Herr, als er diese Schrift verfaßte. Er schildert die Gebrechlichkeit des Alters sehr jämmerlich und fragt einen Gott, der Hauhau (vielleicht Name des Osiris) genannt ist, was er noch auf der Welt thun oder nützen könne und ob er lehren solle die Worte Derjenigen, welche die Geschichte früherer Zeiten gehört haben, die, welche die Götter selbst gehört haben. Die Heiligkeit dieses Gottes giebt nun einen Weg an, wie sich Greise nützlich machen können, und belehrt sie zu diesem Ende über die Weisheit der Vorfahren, damit sie dieselbe den jungen Leuten mittheilen und diese in der Welt ein tugendhaftes Leben führen können. Diese Weisheit ist nicht weit her und ziemlich durcheinander aufgetischt. Der Gott rühmt die Wissenschaft, weil sie nützlich ist und zur Erkenntniß des Guten führt. Da die Milde gegen die Untergebenen zum Heil nothwendig ist, so empfiehlt er sie. Seine Rathschläge erstrecken sich über verschiedene Lebensverhältnisse und geben an, wie man sich benehmen solle, einem herrschsüchtigen Menschen gegenüber, oder in der Gesellschaft, oder wenn man eine Frau nimmt. In Bezug auf Letztere heißt es: „Wenn du weise bist, so richte dein Haus wohl ein; liebe deine Frau ohne Zänkereien, ernähre sie, schmücke sie, das ist der Luxus ihrer Glieder. Parfümire sie, erfreue sie so lange du lebst: es ist dies ein Gut, welches seines Besitzers würdig sein muß. Sei nicht grob."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Inhalt der aufgefundenen, hier und da zerstreuten Papyrus angeben. Wir erwähnen nur die interessanten Memoiren eines Abenteurers Namens Sineh, der eine Zeit lang am Hofe des Königs Amenemhat I. (12. Dynastie) lebte (siehe S. 80). Ferner die Lehren dieses Königs an seinen Sohn Usortosen, die Ermahnungen des „Schreibers" Duauw-se-Kharda an seinen Sohn Papi und eine schöne Hymne an den Nil.

Die Ermahnungen oder Vorstellungen, welche der genannte Schreiber an seinen Sohn richtet, um ihm jedes andere Geschäft als das eines Schreibers zu verleiden, mögen die Leiden der Gewerbtreibenden und Arbeiter wol mit etwas grellen Farben schildern; allein sie gewähren uns einen werthvollen Blick in die Zustände jener frühen Zeit und wir sehen mit Erstaunen, daß es in vielen Beziehungen vor drei-, viertausend Jahren in Aegypten nicht viel anders zuging als jetzt bei uns. In dieser Schrift heißt es: „Ich habe den Schmied bei seiner Arbeit gesehen am Schlunde des Ofens. Seine Finger sind wie von Krokodilshaut gemacht. Er stinkt mehr als ein Fisch. — — — Der Steinmetz sucht Arbeit in jeder Art von harten Steinen, und wenn er seine Arme nicht mehr rühren kann, ruht er. Bis zum Sonnenaufgang bleibt er zusammengekauert; seine Kniee und sein Rückgrat sind wie zerschlagen. — Der Barbier barbiert vom Morgen bis zum Abend. Nur wenn er sich zum Essen setzt, ruht er auf seinem Ellbogen. Er geht von einer Hütte zur andern, um Kundschaft zu suchen; er zerbricht sich den Arm, um sich den Bauch zu füllen, gleich den Bienen, welche die Frucht ihrer Arbeit verzehren. — — — Der Weber im Innern der Häuser ist viel unglücklicher als eine Frau. Seine Kniee sind bis zur Höhe seines Herzens heraufgezogen; er genießt keine frische Luft. Versäumt er einen Tag, die ihm vorgeschriebene Quantität Zeug zu machen, so bindet man ihn krumm, wie den Lotus der Sümpfe. Nur wenn er den Thürhütern Brot giebt, gelingt es ihm, das Tageslicht zu sehen. — — — Wenn der Kurier nach fremden Ländern abreist, vermacht er, weil er die wilden Thiere und die Asiaten fürchtet, sein Hab und Gut seinen Kindern. Wie geht's ihm, wenn er in Aegypten ist? — Kaum ist er bei sich zu Hause angekommen, so muß er wieder fort. — — — Die Finger des Färbers stinken nach verfaulten Fischen. — — — Er bringt seine Zeit nur damit hin, Lumpen zu

zerschneiden. Die Kleider sind sein Entsetzen(?). Der Schuster ist sehr unglücklich; er flickt fortwährend; seine Gesundheit ist die eines krepirten Fisches; er nagt am Leder (um sich zu ernähren).

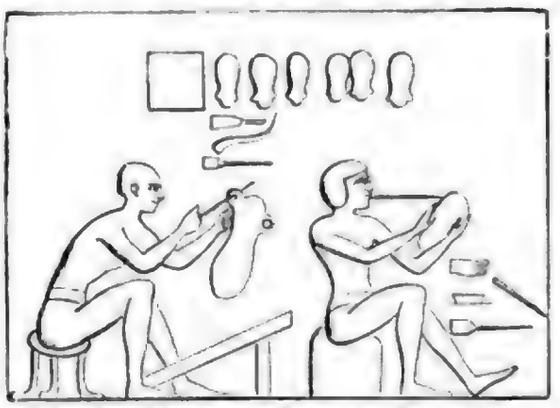
Dafür preist der Verfasser die Kenntniß der Literatur, der Wissenschaft und den Beruf eines Schriftstellers. „Sie (die Literatur) ist wichtiger als alle Handwerke; sie ist auf dieser Erde kein leeres Wort; wer von Jugend auf danach gestrebt hat, Nutzen aus ihr zu ziehen, ist geehrt; man sendet ihn aus, Missionen zu erfüllen." — — — „Man hat niemals zum Schriftsteller gesagt: Arbeite für Diesen oder Jenen; überschreite nicht die dir gegebenen Befehle". — — — Indem ich dich nach Rhennu brachte (wahrscheinlich eine höhere Schule), handelte ich sicherlich aus Liebe zu dir; denn wenn du einen einzigen Tag in der Schule benutzt hast, so ist es für die Ewigkeit; die Arbeiten, die man darin macht, sind dauernd wie die Berge". Zu jener Zeit war die Kenntniß der Literatur in der That der Weg zu allen Ehren. Hatte ein Schreiber die Examina in der heiligen Wissenschaft bestanden, dann konnte er General, Einnehmer oder Vorsteher eines Nomen werden. Nichts war ihm unerreichbar, wenn er dabei Talent hatte.



Kürschner. Nach einem ägyptischen Wandbilde.

Zur Zeit des mächtigen Ramses II. (Sesostris) begeisterte dessen Größe und Thaten die Poeten zu manchem Gedicht.

Eines derselben ergeht sich in Phantasien über die Größe der von Ramses erbauten Stadt, die er nach sich benannte. „Die Sonne geht in ihr auf und unter," heißt es darin: „alle Menschen verlassen ihre Wohnplätze, um sich in ihrem Gebiet niederzulassen. Die Bewohner der Küsten bringen ihr als Huldigung Aale und Fische. Die Einwohner der Stadt sind täglich im Feierkleid — mit Oel parfümirt und mit neuen Perrücken auf dem Kopf. Sie stehen an ihren Thüren, ihre Hände mit Blumensträußen beladen; mit grünen Zweigen von Pa Hathor, mit Guirlanden von Pahur am Tage, wo der Pharao einzieht. Die Freude ist allgemein, nichts stört sie."



Schuster. Nach einem ägyptischen Wandbilde.

Die Namen der berühmtesten Dichter dieser Ramsesperiode waren Amenemapt und Pentaur, welcher letztere der Verfasser eines trefflichen Heldengedichtes ist, das die Thaten des Ramses gegen den Fürsten von Rheta und namentlich die Vorgänge in der Schlacht bei Kadesch feiert, wo der große König beinahe das Opfer verrätherischer Beduinen geworden wäre. (Siehe S. 93.) Von diesen berichtet, daß der Fürst von Rheta noch 40 Meilen entfernt sei, wartet Ramses II. seine Legionen Ammon, Phra, Phtah und Sutekh — den Kern seines Heeres — nicht ab, sondern rückt allein an der Spitze seiner Haustruppen weiter vor. Die Vorposten bringen zwei andere Spione ein. Der König schöpft Verdacht und Schläge bringen sie zum Geständniß. Die ganze Armee der verbündeten Fürsten erwartet nur den günstigen Augenblick, sich auf die kleine Schar des Königs zu stürzen. Die zum Kriegsrath versammelten Generäle wissen keine Aushülfe, als Eilboten an die Armee zu senden. Während man noch berät, kommt die Meldung, daß der Fürst von Rheta heranrücke. Die kleine Schar ist bald eingeschlossen. Achtmal greift der König an und

hält den Feind den ganzen Tag in Schach, bis die herbeigeeilte ägyptische Armee den Sieg entscheidet.

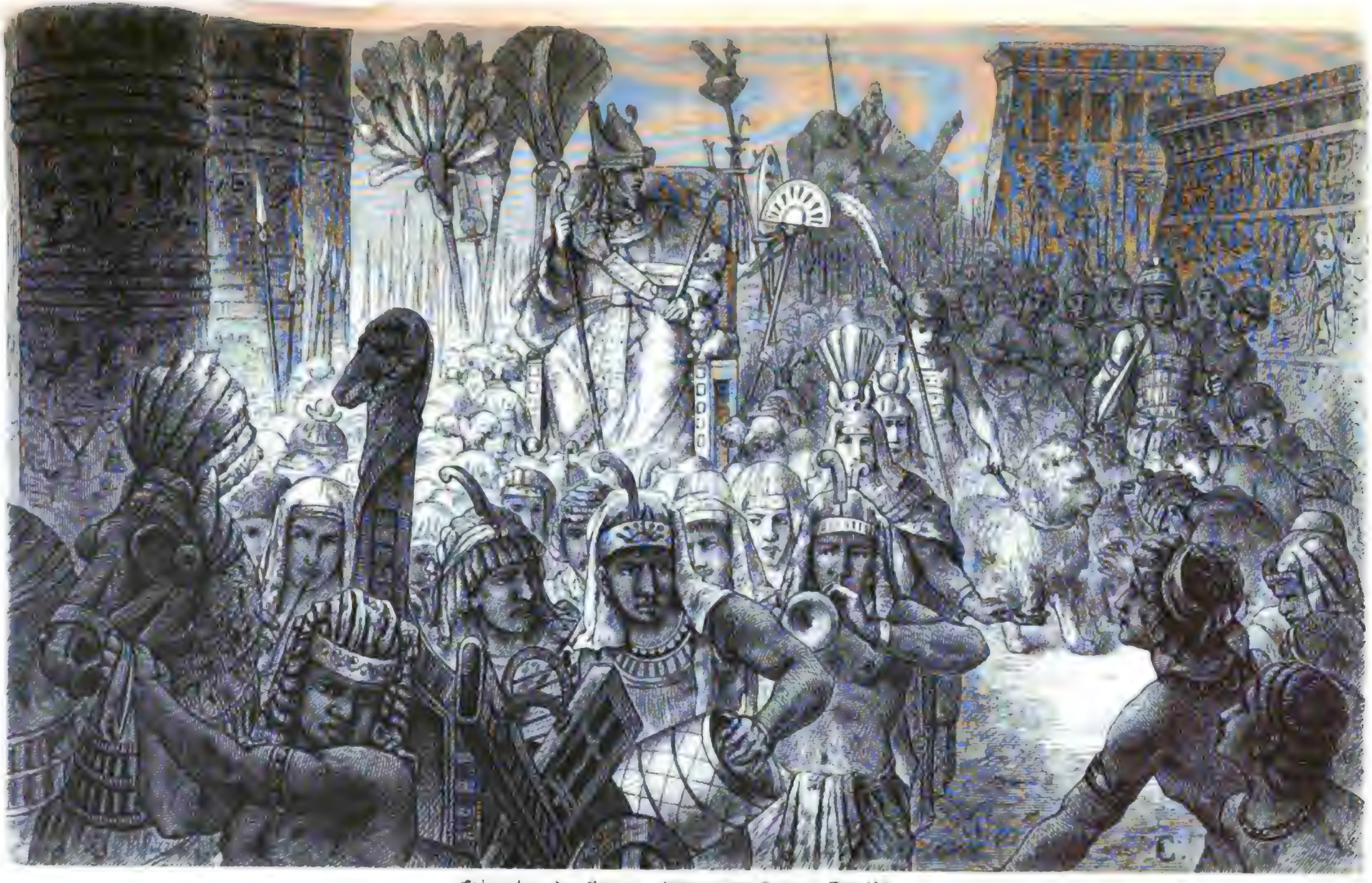
Der Dichter will nur die Tapferkeit seines königlichen Helden besingen; die Wichtigkeit des Sieges geht ihn weiter nichts an. — Die kleine Schar ist umringt: „Da erhebt sich der König wie sein Vater Month; legt seine Rüstung an und waffnet sich ähnlich dem Baal in seiner Stunde. Die großen Pferde des Königs werden an den Streitwagen gespannt und Ramses dringt in die Reihen der nichtswürdigen Khetas. Er war allein, Niemand sonst war bei ihm, und bald ist er von 2500 Wagen eingeschlossen und ihm der Rückzug durch die Khetas und die Leute von Arad, Mysien und Pedasien, ihre Verbündeten, abgeschnitten. Jeder ihrer Wagen trug drei Mann.

„Kein Fürst war bei mir! kein General, kein Offizier der Bogenschützen oder der Streitwagen. Meine Soldaten haben mich verlassen; meine Ritter sind vor ihnen geflohen und nicht Einer ist geblieben, um an meiner Seite zu kämpfen.“ In dieser Noth ruft der König seinen Gott und Vater Ammon an: „Wo bist du nur, o mein Vater Ammon? Kann ein Vater seinen Sohn im Stich lassen? Habe ich irgend etwas ohne dich gethan? Bin ich nicht auf deinen Befehl marschirt und habe ich nicht auf deinen Befehl halt gemacht? Ich bin keinem deiner Befehle ungehorsam gewesen. Der Herr von Aegypten, der die Barbaren auf seinem Wege vor sich niederwirft, ist groß! Was sind dir denn diese Asiaten? Ammon stärkt die Gottlosen. Hab' ich dir nicht unzählige Opfer gebracht? Ich habe deine heilige Wohnung mit meinen Gefangenen angefüllt, ich habe dir einen Tempel für Millionen Jahre gebaut, ich habe dir alle meine Güter für deine Magazine gegeben. Ich habe dir die ganze Welt dargeboten, um dein Besitzthum zu bereichern. — — Sicherlich erwartet Den, der sich deinem Rathschlusse widersetzt, ein erbärmliches Schicksal! Glücklich Der, welcher dich erkennt! Denn deine Handlungen entspringen einem liebevollen Herzen. Ich rufe dich an, o mein Vater Ammon! Sieh mich hier mitten unter einer Menge von Völkern, die ich nicht kenne; alle Nationen haben sich gegen mich verbündet, und ich bin ganz allein, Niemand ist bei mir. Meine zahlreichen Krieger haben mich verlassen, keiner meiner Ritter hat mir sein Angesicht zugewandt; als ich sie rief, hat nicht einer von ihnen auf meine Stimme gehört. Allein ich denke, daß Ammon mir mehr gilt als eine Million Soldaten, als hunderttausend Ritter, als eine Myriade von Brüdern und jungen Söhnen, wären sie auch alle beisammen! Menschenwerk ist nichts, Ammon wird sie übertreffen. Ich habe diese Dinge auf den Rath deines Mundes unternommen, o Ammon! ich habe deine Rathschläge nicht übertreten: siehe, ich habe deinen Ruhm bis an die Grenzen der Erde getragen!“

So mitten im Tosen der Schlacht betet der Heldenkönig. „Die Stimme fand Wiederhall bis nach Hermonthis (Her-Month oder On des Südens, eine lange vor Menes bestehende Stadt), Ammon erhört mein Gebet, er reicht mir seine Hand. Ich stoße einen Freudenruf aus und er spricht hinter mir: Ich eile herbei zu dir, Ramses-Meiamun, L. G. St.*), ich bin mit dir. Ich bin es, dein Vater! meine Hand ist mit dir und ich gelte mehr für dich als Hunderttausende. Ich bin der Herr der die Tapferkeit liebenden Kraft; ich habe ein muthiges Herz gefunden und bin zufrieden. Mein Wille wird geschehen.“

„Gleich Month schieße ich meine Pfeile nach der Rechten; auf der Linken werfe ich die Feinde nieder. Ich bin vor ihnen wie Baal in seiner Stunde. Die 2500 Wagen, die mich umringen, brechen in Stücke vor meinen Rossen. Nicht Einer unter ihnen kann die Hand zum Kampf erheben; das Herz fehlt in ihrer Brust und die Furcht macht ihre Glieder kraftlos.

*) Diese entsprechenden Buchstaben in ägyptischer Sprache findet man stets hinter dem Namen der Könige oder ihren ihnen besonders zukommenden Titeln: sie heißen „Leben, Gesundheit, Stärke.“



Triumphzug des Königs. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Digitized by Google

Sie wissen nicht, wie sie ihre Pfeile schießen sollen, und haben keine Kraft mehr, ihre Lanzen zu halten. Ich stürze sie in das Wasser, wie das Krokodil hineinfällt: sie liegen auf dem Gesicht, Einer auf dem Andern und ich tödte mitten unter ihnen. Ich will nicht, daß Einer sich umsieht, noch ein Anderer sich umkehrt: wer fällt, wird sich nicht wieder erheben."

Der Fürst von Kheta wird von Entsetzen erfaßt. Aber dennoch vereinigt er all seine Verbündeten: die Fürsten von Arad, Mysien, Ilion, Lykien, Dardanien, Karchemisch, Qarkisha und Khaleb, zusammen allein 3000 Wagen. Alles umsonst. „Das ist kein Mensch, der da mitten unter uns ist," sagen die Fürsten, „das ist Sutekh, der große Krieger, das ist Baal in Person. Das sind nicht die Thaten eines Menschen; allein, ganz allein, wirft er Hunderttausende zurück, ohne Anführer, ohne Soldaten. Machen wir, daß wir fortkommen, und suchen wir unser Leben zu retten."

Als die Feinde schon fliehen, kommt erst das Heer. Ramses versammelt seine Generäle: „Was wird die Welt sagen," redet er sie an, „daß ihr mich allein und ohne Hülfe gelassen habt? Daß nicht ein Fürst, nicht ein Offizier der Streitwagen oder Bogenschützen mir hülfreiche Hand geboten hat? Ich, ich allein habe Millionen Leute bekämpft und zurückgeworfen. „Sieg zu Theben" und „Nura die Zufriedene", meine großen Pferde, sie waren bei mir, als ich allein unter den schaudernden Feinden mich befand. Wenn ich wieder in meinem Palast sein werde, will ich täglich dabei sein, wenn sie gefüttert werden, denn ich habe sie gefunden, als ich mitten unter den Feinden war mit Menna, meinem Stallmeister, und mit den Offizieren meines Hauses, die mich begleiteten und Zeugen des Gefechtes waren. Das sind diejenigen, welche ich gefunden habe. Aus einem siegreichen Kampfe bin ich zurückgekehrt und habe mit meinem Schwerte versammelte Scharen geschlagen."

Um das Gefecht des zweiten Tages kümmert sich der Dichter wenig; sein Thema war nur die Gefahr und Tapferkeit des Königs und die ihm durch das persönliche Erscheinen Ammon's gewährte Hülfe. Der König von Kheta bittet um Frieden. Ramses kehrt triumphirend zurück und „Ammon begrüßt ihn, indem er sagt: ‚Komm, mein theurer Sohn, o Ramses Meïamun!' Die Götter haben ihm unendliche Perioden der Ewigkeit auf dem Doppelthore seines Vaters Atum gegeben und alle Nationen sind unter seine Sandalen niedergeworfen." (Der Text dieses wol ältesten Heldengedichtes der Welt ist im Papyrus Raifé und Sallier III. enthalten.)

Amenemapt ist der Verfasser der Satire — denn so kann man die Schrift wol nennen — in welcher von einem andern „Schreiber", Penbesa, das Glück der Offiziere der Infanterie und der Streitwagen geschildert wird, und wovon wir schon früher geredet haben. (Siehe S. 100.)

Eine der ältesten und von den Aegyptern am sorgfältigsten gepflegten Wissenschaften war die Astronomie oder Sternkunde. Sie unterschieden Sterne, „die niemals ruhen", und solche „die sich niemals bewegen", also Planeten und Fixsterne. Unter den ersteren nahm Hor, unser Jupiter, den ersten Rang ein, dann Saturn, der fernste der Planeten, den man mit bloßem Auge sehen kann, Harmakhis (Mars), der auch wegen seines rothen Lichtes der rothe Hor hieß und dessen scheinbar rückgängige Bewegung während eines Theils des Jahres von ihnen nicht unbemerkt blieb; Sevek (Merkur) und Venus, die als Morgenstern Duäu hieß und als Abendstern vielleicht Bennu genannt wurde. Es scheint auch, daß man die Erde zu den Planeten zählte und ihr eine ähnliche Bewegung wie Mars und Jupiter zuschrieb. Selbst die Sonne galt als ein beweglicher Himmelskörper.

Für die ägyptischen Astronomen war der Himmel eine flüssige Masse, welche die Erde von allen Seiten umschloß und auf der Atmosphäre wie auf einem festen Grunde ruhte. Auf diesem himmlischen Ozean (Nu) schwimmen die Planeten und alle Sterne. Sie werden auf den Monumenten als Genien in menschlicher oder thierischer Gestalt dargestellt, die, jeder in seiner Barke, der des Osiris folgte. Eine andere Theorie betrachtete die Fixsterne

als Lampen, die am Himmelsgewölbe hingen und welche durch göttliche Macht jeden Abend angezündet wurden, die Erde zu erleuchten. Auf den Sternwarten zu Denderah, Theni, Memphis und Heliopolis verzeichnete man jährlich den Aufgang und Niedergang der Sterne die man mit bloßen Augen sehen konnte. Bruchstücke dieser Tafeln sind erhalten.

Der wichtigste all dieser Sterne war derjenige der Isis, der Sirius, den die Aegypter Sopt (die Griechen Sothis) nannten. Mit dem Sommersolstitium dieses Sternes, dessen Licht 22 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, begann das Steigen des Nils und das bürgerliche Jahr der Aegypter. Dieses war in zwölf Monate, jeden zu 30 Tage eingetheilt; jeder Monat enthielt drei Dekaden (zu zehn Tagen), jeder Tag und jede Nacht zwölf Stunden. Da dieses Jahr nicht mit den Mondphasen übereinstimmte, so schaltete man hinter dem zwölften Monat fünf Tage ein, welche Epagomenen genannt wurden. Dies geschah schon vor den Zeiten des Menes. Ueber den Ursprung dieser fünf Schalttage hat man folgende Mythe: „Rhea (Nut) hatte ein geheimes Liebesverhältniß mit Kronos (Seb); die Sonne (Ra), die dahinter kam, sprach gegen sie einen Zauberspruch aus, der Rhea verhinderte, in einem der zwölf Monate nieder zu kommen; allein Hermes (Thot), der die Göttin lieb hatte, würfelte mit dem Mond und gewann den sechzigsten Theil jedes Tages, woraus er fünf ganze Tage machte, welche er den 360 anderen des Jahres hinzufügte."

Dies Jahr von 365 Tagen stimmte aber auch nicht genau mit dem astronomischen Jahr (weshalb wir alle vier Jahre einen 29. Februar einschieben) und 1460 der letzteren waren gleich 1461 bürgerlichen Jahren der Aegypter. Ein solcher Zeitraum, wo bürgerliches und astronomisches Jahr wieder zusammenfielen, hieß eine sothische oder Siriusperiode. Der betreffende Tag wurde schon in vorhistorischer Zeit mit großen Festen gefeiert.

Die vielfachen Wechselbeziehungen, welche zwischen den Veränderungen am Himmel und auf der Erde stattfanden und die göttliche Verehrung, die man der Sonne und anderen Gestirnen erwies, führte die Priester auf den Gedanken, daß auch in den verschiedenen Konstellationen der Gestirne das Schicksal der Menschen vorgezeichnet sei. So entstand die Astrologie oder Sterndeutkunde, mit der sich die oben angeführten Horoskopen beschäftigten. Seit undenklichen Zeiten hatte man daher die Konstellationen für alle Tage des Jahres genau aufgezeichnet, und daraus wahrsagte man. Die Könige unternahmen nicht leicht Etwas, ohne die Sterne befragt zu haben.

Die Arzneikunde wurde als eine ganz besonders ägyptische Wissenschaft von allen Völkern der Alten Welt betrachtet und bewundert. Unsere Aerzte haben freilich die Mutter aller Wissenschaft, eine um mehrere Jahrtausende ältere Erfahrung, für sich, die noch dazu durch die genauere Kenntniß des innern menschlichen Körpers unterstützt und gefördert wurde, welche die ägyptischen Aerzte in dem Maße nicht haben konnten, da sich religiöse Ansichten der Anatomie entgegenstellten; ferner wurden verborgene Kräfte vieler längst bekannten und neu aufgefundenen Pflanzen und anderer Substanzen entdeckt, von denen die Aegypter nichts wußten. Trotzdem möchten doch selbst unsere Aerzte noch Manches von den alten Aegyptern zu lernen haben, wenn uns alle alten Schriften über die Heilkunde erhalten wären, anstatt daß wir jetzt nur dürftige Fragmente besitzen. So viel ist indessen gewiß, daß die ägyptischen Aerzte vor vier-, fünftausend Jahren mehr verstanden als die unsrigen vor eben so vielen Jahrhunderten.

Herodot erzählt uns, daß es in Aegypten für die Krankheit jedes Körpertheils besondere Aerzte gab; allein wir haben Gründe zu glauben, daß es damit nicht anders war, als bei uns, daß manche Aerzte sich außer mit dem Studium der allgemeinen Krankheitskunde auch mit dem eines besondern Uebels vorzüglich beschäftigten, und daß es wie bei uns für die Krankheiten der Augen, Ohren u. s. w. Spezialisten gab.

Die Aerzte konnten übrigens nicht kuriren wie sie wollten; es ging ihnen damit wie den Königen mit dem Regieren; sie waren an strenge, von Alters her bestimmte Regeln

gebunden, und verletzten sie dieselben, so thaten sie es auf ihre Gefahr. Ein Arzt, der seine Kranken nach altem Brauch sterben ließ, das heißt der sie nach der gesetzlich vorgeschriebenen Art behandelte, war nicht verantwortlich; folgte er aber seinem eigenen Kopf, so konnte er wegen Mord bestraft werden.

Wir besitzen einige medizinische Abhandlungen aus dem höchsten Alterthum. Die eine, die noch nicht veröffentlicht ist, wird dem Zeitalter des Cheops zugeschrieben; zwei andere Bücher scheinen aus der Zeit der 18. und 19. Dynastie zu stammen.

Wie mangelhaft aber auch die medizinische Wissenschaft der ägyptischen Priester gewesen sein mag, so viel ist gewiß, daß das Volk sich dabei nicht schlechter befand als wir, denn nach dem Zeugniß des Herodot waren die Aegypter die gesundesten aller Sterblichen. Sie hielten aber auch etwas auf ihre Gesundheit und reinigten ihren Körper monatlich einige Tage hintereinander durch Brech- und Abführungsmittel oder Klystiere, da sie der Ansicht waren, daß alle Krankheiten vom Magen herkämen, worin sie im Allgemeinen wol nicht so Unrecht hatten.

Daß die Aegypter, die sich so viel mit der Sternkunde beschäftigten, an den Einfluß des Mondes u. s. w. auf die Körperwelt glaubten, läßt sich um so eher entschuldigen, als wir ja noch heute in manchen unserer Kalender angegeben finden, wann es gut sei zu schröpfen oder zur Ader zu lassen.

Nach den Angaben in den Papyrus ist es schwer zu bestimmen, welche Krankheiten in Aegypten besonders vorherrschten; doch kann man annehmen, da das Klima an vielen schuld ist, daß es meistens diejenigen waren, die man noch heute in diesem Lande findet.

Erklärung der kulturgeschichtlichen Tafel II.

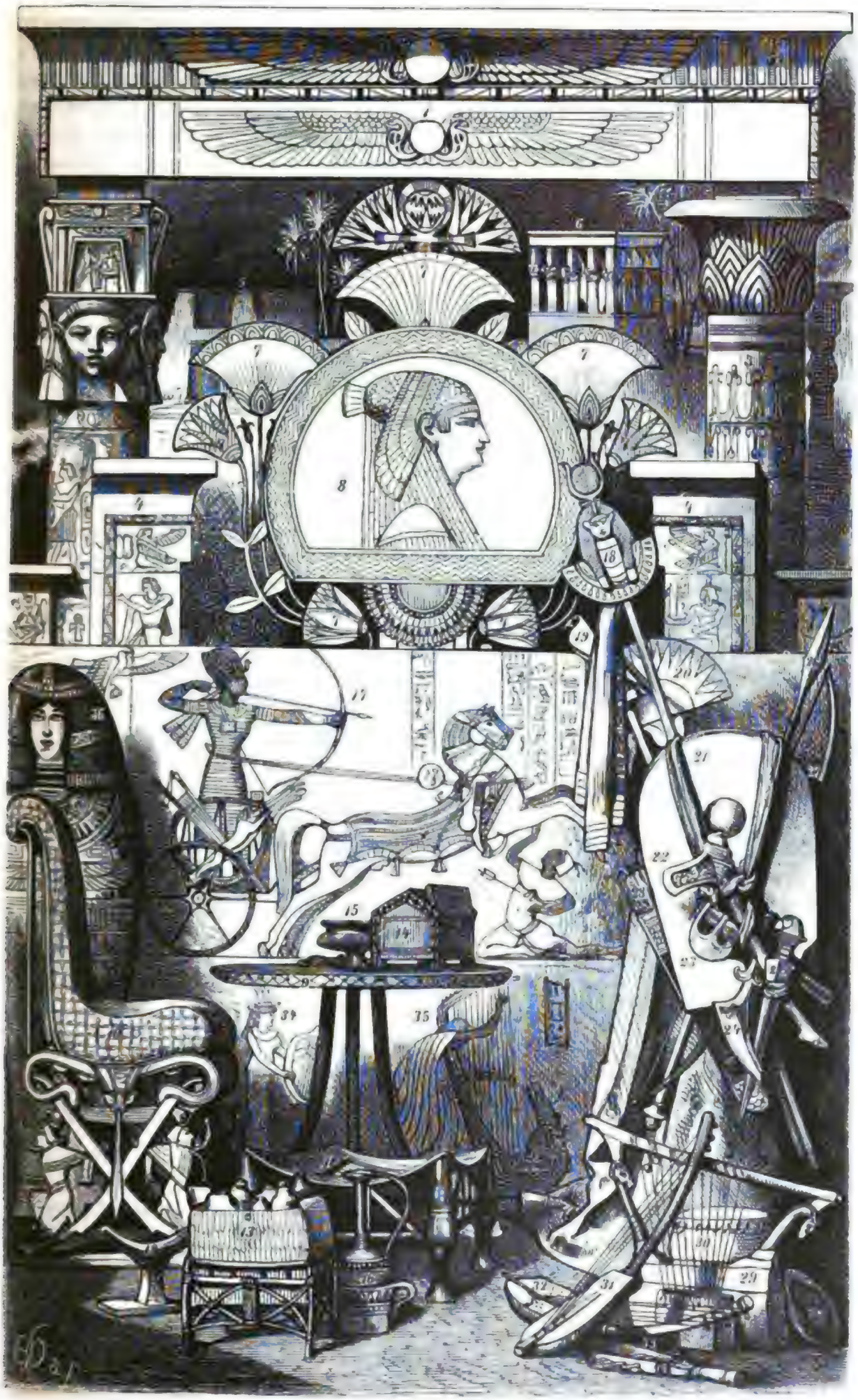
1. Architrav, von zwei Säulen getragen, dessen Mitte und oberes Kyma mit dem Sonnenzeichen ornamentirt ist. Säule 2 stammt vom Tempel zu Tendera, Säule 3 vom Tempel zu Karnak.
2.
3.
4. Thürpfosten.
5. Pylonen.
6. Der Iristempel zu Philä (Philak).
7. Verschiedene Darstellungen der Lotosblume in mehr oder weniger aufgeblühtem Zustande.
8. Porträt einer Königstochter. Relief aus Damanhour.
9. Dreibeiniger Tisch, nach einem Wandgemälde zu Theben.
10. Sessel (Thron), von 4 Gefangenen getragen, mit reichem Polster, nach einem Wandgemälde im Grabe Ramses' III. zu Theben.
11. Stuhl aus Ebenholz mit Elfenbein eingelegt. Original im Besitz des Britischen Museums zu London.
12. Kopfkissen aus Holz, von schöner, reicher Arbeit.
13. Kasten aus Rohr geflochten, diverse Flaschen (für Arznei?) enthaltend, auf einem Untersatz. Original im Berliner Museum.
14. Bemalter Kasten, nach einer Wandmalerei zu Theben.
15. Goldgefäß (Vase) aus der Zeit von Thothmes III., nach Wandbildern zu Theben.
16. Henkelvase mit Untersatz, reich ornamentirt aus Gold. Von den Wandgemälden des Grabes Ramses' III. zu Theben.
17. Kampfscene, Wandmalerei. Ramses Meïamun gegen die Khétas, vom Rameseum aus Theben stammend, den König in voller Kriegsausrüstung auf einem Kriegswagen kämpfend darstellend.
18. Standarten und Feldzeichen, nach Wandgemälden aus Theben.
19.
20.

Waffen.

21. Schild eines Fußsoldaten, nach Wandbildern zu Theben.
22. Beil mit Bronzeklinge und Holzschaft.
23. Beil, nach einem Wandgemälde zu Theben.
24. Messerartiges Handbeil aus Bronze, aus Theben.
25. Dolch aus Bronze, dessen Griff mit einem Vogelkopf endigt, aus Theben.
26. Speer, aus Theben.
27. Bogen, aus Theben.
28. Köcher mit Pfeilen, reich bemalt, aus Theben.

Musikinstrumente.

29. Lyra, aus Holz, im Berliner Museum.
30. Trommel, gefunden zu Theben.
31. Instrument, abweichend von der Harfe, Lyra und Guitarre. Original im Brit. Museum.
32. fünfsaitiges Instrument, nach einem Originale im Berliner Museum.
33. Sistrum oder Kemkem. Original in Bronze im Britischen Museum.
34. Harfenspielerin, Wandmalerei aus Dendera.
35. Harfenspieler, aus den Wandgemälden von Ramses' III. Grab zu Theben.
36. Mumienkasten, reich vergoldet und bemalt, nach einem Originale aus Theben.



Kulturgeschichtliche Tafel II. (Erklärung siehe Seite 138.)

Augenkrankheiten, Geschwüre an den Beinen, eine Art von Rose, der Wurm und die divinus morbus der Lateiner, die fallende Sucht oder Epilepsie.

Wie heute noch die Aerzte ihre Rezepte in Zeichen schreiben, die für den Laien Hieroglyphen sind, so liebten es auch die ägyptischen, sich in mystisches Dunkel zu hüllen, und sie wandten keine Pflanze als Arzneimittel an, ohne ihr einen Namen zu geben, der dem ägyptischen Laien wahrscheinlich eben so unverständlich war wie unseren Bauern Aconitum napellus oder Nux vomica. Den Epheu nannten sie z. B. die „Pflanze des Osiris", das Eisenkraut „Thräne der Isis", den Beifuß „Herz des Bubastis", den Safran „Blut des Khon" (Hercules), die Meerzwiebel „Auge des Typhon" u. s. w.

Die Mittel, welche die Aerzte anwendeten, waren vielerlei Art: Salben, Tränke, Pflaster und Klystiere. Zu diesen wurden mehr als fünfzig verschiedene Arten Pflanzenstoffe verwendet, die von Bäumen, Sträuchern, Wurzeln und Blüten gewonnen wurden. Ferner spielten unter den Mineralien Salz, Kupfervitriol, Nitrum und der memphische Stein (aner sopd) eine Rolle, welcher letztere anästhetische Kräfte haben sollte (wie bei uns Schwefeläther und Chloroform). Auch wandten sie, bei ihren Salben besonders, die Körpertheile gewisser Thiere an, wie Hirschhaut und Hirschhorn, frisches oder getrocknetes Blut u. s. w. — Die ägyptischen Rezepte zeichneten sich — wie die unserer Klöster — durch einen Reichthum der verschiedensten Ingredienzen aus. Die ganze Mischung wurde gewöhnlich mit Wasser gekocht und durch ein leinenes Tuch geseiht; manchmal nahm man auch Bier (haq) oder süßes Bier (haq notsem), Gerstenschleim, oder Kuh- oder Ziegenmilch, Olivenöl (baq notsem), hin und wieder auch menschlichen oder thierischen Urin. Das Gebräu wurde — wie bei uns — mit Zucker versüßt und dann Morgens und Abends eine Portion warm getrunken.

Wichtiger und interessanter als dieser so zu sagen materielle Theil der Medizinalwissenschaft scheint uns, weil wir in dieser Beziehung zu weit voraus sind, um ein anderes als antiquarisches Interesse daran zu nehmen, deren psychischer Theil, weil er mit Erscheinungen zusammenhängt, über welche man noch heute nicht allein im Dunkeln ist, sondern welche auch von manchen Aerzten als Unsinn und Charlatanerie verworfen werden, oder denen sie wenigstens nicht die ihnen vielleicht zukommende Wichtigkeit zuschreiben. Wir meinen den Somnambulismus und Magnetismus, der bei den Aegyptern eine sehr bedeutende Rolle spielte, wie sich aus verschiedenen Schriftfragmenten und bildlichen Darstellungen unzweifelhaft beweisen läßt.

Was mit den Kranken im Innern der Tempel vorgenommen wurde, darüber wissen wir freilich nichts Bestimmtes, da die Eingeweihten den Eid des Stillschweigens ablegen mußten und Uneingeweihten der Zutritt ganz untersagt war. Aus hier und da verstreuten Spuren gelangt man indessen zu der Ueberzeugung, daß die Krankenbehandlung und die Erscheinungen bei den Orakeln in den Tempeln vollkommen unserem magnetischen Somnambulismus entsprechen.

Die Kranken wurden durch Reinigungen, Bäder, Fasten, Gebete, Musik und geheimnißvolle Ceremonien in der Dunkelheit vorbereitet, wozu in den weitläufigen Tempeln alle Mittel vorhanden waren, und dann in den magnetischen Schlaf versetzt und in besonderen Zimmern von den Priestern behandelt, die ihnen Fragen vorlegten, theils über die anzuwendenden Heilmittel, theils über andere Dinge, und ihre Antworten wurden als Orakelsprüche betrachtet. Daß die Priester dabei wie unsere Magnetiseure verfuhren, sehen wir aus verschiedenen uns erhaltenen bildlichen Darstellungen, in welchen sie den in Schlaf versetzten Kranken die Hände auf den Kopf, Magen oder Rücken legen.

Ohne Zweifel war bei diesem Verfahren wie noch heute die Hand das Organ, durch welches die magnetische Kraft wirkte, und das erklärt das Vorkommen von Händen auf manchen ägyptischen Votivtafeln, deren Bedeutung man sich vor dem Wiederaufleben des thierischen Magnetismus nicht deuten konnte.

Daß die Hand bei aller magnetiſchen Manipulation eine bedeutende Rolle ſpielt, iſt bekannt. Von ihr ſtrömt die geheimnißvolle magnetiſche Kraft aus. Oft wird die ganze Hand gebraucht, manchmal die drei erſten Finger oder nur der Zeigefinger. Seit urälteſten Zeiten ſchrieb man dem Auflegen der Hände eine gewiſſe Kraft zu, und das Händeauflegen ſpielt ſelbſt in der chriſtlichen Kirche eine bedeutende Rolle. Wie die Spitze eines haarfeinen Drahtes hinreicht, einen elektriſchen Funken zu übertragen, ſo nahm man auch an, daß es ein Finger thue.

Noch heute ſehen wir bei Heiligenbildern irgend welche Glieder von Wachs oder anderem Material aufgehängt. Es ſind Abbilder der Glieder, welche man durch Fürſprache der Heiligen geheilt wähnte. Die bei den Votivbildern der Aegypter vorkommende Hand, wovon zwei Finger geſchloſſen und drei ausgeſtreckt ſind, deutet offenbar die Dankbarkeit für Heilung nicht der Hand, ſondern durch die Hand an, da ſie noch von anderen Attributen begleitet iſt, welche Bezug auf die geheilte Krankheit haben. Es iſt zu bemerken, daß all dieſe Hände rechte ſind, die man beim Magnetiſiren braucht.

Von den vielen Bildern, welche auf Behandlung der Kranken durch Magnetiſiren hinweiſen, wollen wir nur eins beſchreiben, welches ſich auf einer Mumienhülle befindet: Vor einem auf einem Tiſche liegenden Kranken in braunem Kleide und mit offenen Augen ſteht eine Perſon mit der Schakalskopfmaske des Gottes Anubis. Das Geſicht derſelben iſt gegen den Kranken gewendet, die linke Hand legt ſie auf die Bruſt, und die rechte hebt ſie über den Kopf des Kranken empor, ganz in der Stellung eines Magnetiſirenden. An den beiden Enden des Bettes ſtehen zwei weibliche Figuren, die eine mit aufgehobener Rechten, die andere mit aufgehobener Linken. Unter dem Bette ſtehen vier Kanoben (ſiehe S. 118), welche die Symbole der vier Heilgottheiten Oſiris, Iſis, Hor und Anubis tragen. An den beiden Enden ſtehen zwei andere Prieſter, deren Geberden eben ſo wie die der Frauen anzudeuten ſcheinen, daß ſie bei dem magnetiſchen Akt mitzuwirken haben. Der eine Prieſter trägt die Maske des Sperberkopfes und iſt alſo wahrſcheinlich ein Prieſter des Oſiris, wie der andere mit dem Schakalskopf einer des Anubis. Daß der Gott ſelbſt nicht dargeſtellt werden ſollte, geht aus der über den Kopf gezogenen Kapuze hervor, die von den Prieſtern getragen wurde.

Auf anderen Bildern findet man die Magnetiſirten im Augenblick des Erwachens dargeſtellt. Hin und wieder ſind auch die magnetiſirenden Prieſter nackt, wie ſie aus Ehrfurcht vor der Gottheit erſchienen, wenn ſie nicht ihre ſymboliſche Kleidung trugen. Dann iſt auch keine Frau gegenwärtig.

Manche Krankheiten, deren Natur man ſich nicht anders erklären konnte, ſchrieb man böſen Geiſtern zu, welche von dem Körper Beſitz genommen hatten. Wie wir (S. 116) geſehen haben, glaubte man, daß ſich die verdammten Seelen in menſchlichen Körpern einniſteten. Da mußten die Götter zur Hülfe gerufen werden.

König Ramſes XI. (22. Dynaſtie, um 1050 v. Chr.) hatte die Tochter des Fürſten von Bakhtan (im Stromlande Naharina) geheirathet. Als deren jüngere Schweſter „beſeſſen“ wurde, ſandte der König den Chef der königlichen Magier, Thotemhebi, nach Bakhtan, ſie zu heilen. Da ihm dies nicht gelang, bat der ſyriſche Fürſt ſeinen mächtigen Schwiegerſohn, ihm einen Gott zu ſenden, damit er ſeiner Tochter den böſen Geiſt austreibe. Der König war gerade in Theben bei einem Ammonsfeſte. Nachdem die ſchicklichen Gebete und Ceremonien vollzogen waren, reiſte der Gott Khons — welcher „der Rathgeber von Theben“ genannt wird — mit einem glänzenden Gefolge nach Bakhtan, wo die Statue nach einem Jahr und fünf Monaten ankam und mit ehrfurchtsvollem Pomp empfangen wurde. Der Gott begab ſich in die Wohnung der Prinzeſſin Bentrechit, die ſich ſogleich erleichtert fühlte. Der Geiſt redete durch ſie zu dem Gott folgendermaßen: „Sei gegrüßt, du großer Gott, der die Rebellen austreibt; die Stadt Bakhtan iſt dein, ſeine Bewohner ſind deine Sklaven, ich ſelbſt bin deine Sklavin. Ich werde dahin zurückkehren, woher ich

gekommen bin, um dein Herz in Bezug auf den Zweck deiner Reise zufrieden zu stellen. Möge es deiner Majestät gefallen, zu befehlen, daß der Fürst von Bakhtan mir zu Ehren ein Fest anstelle."

Der Gott geruhte seinem Propheten zu sagen: „Es ist nothwendig, daß der Prinz von Bakhtan diesem Geiste ein reiches Geschenk giebt". — Während sich der Gott mit dem Geist unterhielt, wartete der Fürst mit seiner Armee unter Furcht und Zittern. Er gab dem Gott wie auch dem Geist reiche Geschenke und ein Fest ihnen zu Ehren. Der Geist ging darauf ruhig dahin, wohin ihn der Gott schickte.

Der Fürst wollte den Gott nicht wieder fortlassen, und dieser war drei Jahr und neun Monate in Bakhtan gewesen, als der Fürst im Traum einen Goldsperber in der Richtung nach Aegypten zu fliegen sah, was er dahin deutete, daß der Gott nach Hause verlange. Khons kehrte mit Geschenken beladen in seinen Tempel in Theben zurück.

Ein richtiges ägyptisches Rezept bestand aus einem magischen und aus einem medizinischen Theil. Folgendes ist eine magische Formel, die ein Brechmittel begleitete: „O Dämon, der im Bauch des N. N. wohnt, dessen Vater derjenige genannt ist, welcher die Köpfe einnimmt, dessen Namen Tod ist, dessen Namen Mann des Todes, dessen Namen Verfluchter für alle Ewigkeit ist." Eine andere Formel, die man viermal sagen mußte, diente gegen Kopfschmerzen. Diese magischen Sprüche sollten auf den Gemüthszustand des Kranken wirken und entfernten durch den darauf erzeugten Eindruck manchmal das Uebel; geschah das nicht, so erwartete man wenigstens eine bessere Wirkung der Arznei.

Wir beenden die Kulturgeschichte der Aegypter dieses langen Zeitraumes mit der Baukunst, wobei wir zugleich Gelegenheit haben, über Bildhauerei, Malerei und mancherlei andere Dinge zu reden.

Kein Volk der Welt hat seine Geschichte in so großartiger Weise der Nachwelt hinterlassen wie die Aegypter. Ihre Könige schrieben sie in Steinen, die mit dem Schweiß und Blut ihrer Unterthanen gemörtelt waren, und wenn der Menschenfreund diese Schandsäulen der Despotie schaudernd bewundert, drängt sich ihm dabei ein Dankgebet auf die Zunge dafür, daß in unserer Zeit solche Geschichtswerke nicht mehr möglich sind. Doch lassen wir vergangenen Jammer vergangen sein. Statt unsere Sympathie an die Leiden von Völkern zu verschwenden, denen seit Jahrtausenden die schwieligen Hände nicht mehr schmerzen, denken wir vielmehr an die eigenen; allein nehmen wir uns ein Beispiel an den Aegyptern. Bauen wir auch Pyramiden, aber keine von Granit, um die Leiber unserer Könige zu umschließen. Schleppe Jeder, der es vermag, freudig und willig geistige Bausteine herbei, um die Pyramiden bauen zu helfen, in denen verständige Fürsten unserer Zeit für die Ewigkeit den Geist derjenigen Despotie zu begraben trachten, die seit zwei Jahrtausenden die Seelen der Menschen knechtet und zu einem Frohndienst zwingt, der entwürdigender ist als derjenige, welchen Cheops seinen Aegyptern auferlegte.

Die Bauwerke, deren Trümmer noch heute in Aegypten jährlich Tausende von staunenden Reisenden anlocken, wie sie es schon vor mehr als zweitausend Jahren thaten, sind die von Grabmälern, Tempeln und Palästen. Fast alle gehören der langen Periode an, deren Geschichte wir berichtet haben. Die Beschreibungen derselben, welche neuere Forscher an Ort und Stelle machten und welche durch andere von Geschichtschreibern der Griechen vervollständigt werden, die sie vor zweitausend Jahren in noch besser erhaltenem Zustande sahen, bilden fast eine Bibliothek für sich. Wir können nur eine dürftige Skizze geben und hoffen, daß deren Verständniß durch die beigefügten Abbildungen wirksam unterstützt werden wird.

Wir wissen bereits, daß die Aegypter große Sorge für die Erhaltung ihrer Körper nach dem Tode trugen, und die Könige waren besonders darauf bedacht; ihre Grabmäler sind die Pyramiden. Sobald ein König zur Regierung kam, begann er den Bau, der in folgender Weise fortschritt:

Man baute auf dem am westlichen Rande des Nilthales sich dreißig Meter hoch erhebenden Felsenplateau, wohin das Wasser nicht gelangen konnte. Zuerst wurde ein Felsengrab hergestellt, und über diesem errichtete man auf einer quadratischen Grundfläche, deren Seiten genau nach den vier Himmelsgegenden orientirt waren, einen Bau von Fels- oder Ziegelsteinen, der etwa dreizehn Meter hoch und dessen Wände schräg abfallend waren. Auf diese Unterlage setzte man einen gleich hohen Bau von kleinerer Grundfläche, so daß das ganze Gebäude zuletzt in einer abgestumpften Spitze endete und eine stufenförmige Pyramide bildete. Um diese legte man gleichmäßig einen Mantel von Mauerwerk, der überall $4^3/_4$ bis $6^1/_2$ Meter dick war. Dieses Verfahren wiederholte man nach Umständen mehreremal, bis man endlich die Stufen ausfüllte, so daß jede Seitenwand eine einzige, dreieckige glatte Fläche bildete. Starb der König nach kurzer Regierung, so war die Pyramide verhältnißmäßig nur klein; regierte er aber lange, so wurde ein Steinmantel nach dem andern umgelegt, und manche Pyramiden erlangten dadurch eine erstaunliche Größe.

Grabeingang bei Beni Hassan. Aus der 12. Dynastie. 2500 v. Chr.

Man hat die Spuren von 64 solcher Pyramiden aufgefunden; von manchen sind nur noch die Grundflächen vorhanden, von den besterhaltenen sind wenigstens die Spitzen verwittert und die Seitenplatten zum Theil herausgebrochen. Die Araber, die später in Aegypten herrschten, benutzten sie als Steinbrüche und als solche waren sie in der That ergiebig, denn die größte der Pyramiden enthielt nicht weniger als 3 Millionen Kubikmeter Mauerwerk.

30 bis 40 solcher Pyramiden befanden sich in Unterägypten in der Nähe der Dörfer Gizeh, Sakkara, Daschur, Meidun u. s. w. Bei Gizeh sind die drei besterhaltenen und schönsten, die zwischen einer Gruppe von sieben kleineren stehen. Die größte dieser und überhaupt aller Pyramiden wurde von Kheops oder Khufu, wie ihn die Monumente nennen, erbaut. Von diesem Könige erzählten, wie schon bemerkt, die Aegypter dem Herodot böse Dinge. Sie sprachen überhaupt nur mit Widerwillen von ihm und seinem Bruder Khephren (Khafra), und Diodor erzählt, daß das Volk ihre Leichen aus den Sarkophagen gerissen und zerstört hätte. Sie gingen im Haß gegen sie so weit, daß man ihre Pyramiden

sogar nicht nach ihren Namen, sondern nach einem Schäfer der Gegend, Philitis, benannte. So erzählt Herodot. Der Gewaltakt, von dem Diodor berichtet, mag indessen stattgefunden haben, denn man fand die verstümmelten Statuen des Khawra in einem Brunnen in der Nähe eines Tempels.

Der Name des Khufu (Chufu oder Cheops) ist jedoch als Steinbruchmarke mit rother Farbe auf allen inneren Steinblöcken zu lesen und läßt über den Erbauer der größten Pyramide keine Zweifel. Sie hatte ursprünglich eine Grundlinie von 239 3/4 Meter und eine Höhe von 150 3/4 Meter; jetzt beträgt die Höhe noch immer 141 1/3 und die Grundlinie 234 1/4 Meter. Man könnte die ganze Peterskirche in Rom in diese Pyramide packen und wenn man den Straßburger Münster hineinstellte, würde seine Spitze nicht hervorragen. In einer Höhe von 15 3/4 Meter über der sandverwehten Grundfläche befindet sich der Eingang, welcher 1 1/4 Meter hoch und 1 Meter breit ist. Durch ihn gelangt man in die in den Felsen gehauene Grabkammer, welche 31 Meter unter der Grundfläche und 188 Meter unter dem Scheitelpunkte der Pyramide liegt.

Durch einen vom Eingang abzweigenden wagerechten Gang gelangt man zu einem niedern aufsteigenden von geglätteten Granitplatten, der durch die große Galerie in zwei Räumen führt, welche die Königs- und die Königinkammer genannt werden. Das eine dieser Zimmer diente zur Leichenfeier, in dem andern fand man einen zerstörten Sarkophag.

Herodot erzählt, daß die Steine zu dieser Pyramide in dem arabischen Gebirge gebrochen und von dort 5 Stadien (über 9 Kilometer) weit an den Nil gezogen wurden, um in Schiffen übergesetzt und dann wieder bis an das libysche Gebirge geschleift zu werden. Um dies möglich zu machen, erbaute man zunächst gegen die Ueberschwemmung einen Weg oder Damm, der 19 Meter breit und bis 15 Meter hoch war. Er war von geglätteten Steinen und mit Bildwerk verziert. An diesem Damm arbeitete man zehn Jahre; allein an der Pyramide selbst 20 Jahre und zwar immer 100,000 Arbeiter, die alle drei Monate abgelöst wurden. An der Pyramide war angeschrieben, wieviel Rettige, Zwiebeln und Knoblauch die Arbeiter verzehrt hatten und der Dolmetscher, welcher Herodot die Inschrift übersetzte, sagte, daß 1600 Silbertalente, gegen 7 1/2 Millionen Mark, dafür ausgegeben worden seien. Daraus mag man sich einen Begriff machen, welche unermeßliche Summen der Bau dieser Pyramide verschlang, und es ist sehr glaublich, daß dem Könige das Geld ausging, wenn auch das Preisgeben seiner Tochter eine Fabel sein mag. Die zwischen den zwei größten stehende kleinere Pyramide gilt für die der Tochter und soll von Steinen erbaut sein, die sie sich von ihren Liebhabern schenken ließ — von jedem einen!

Die Pyramide des Khafra, welche nicht weit von der andern auf demselben etwa dreißig Meter hohen Hügel steht, ist noch 140 1/5 Meter hoch und im Innern der andern ähnlich, aber nicht so gut gebaut.

Die schönste der Pyramiden ist jedoch die des Menkera, deren Höhe jetzt 63 3/4 Meter beträgt; aber früher 68 1/2 Meter war. In dem Grabgemach stand der schöne Sarkophag des Königs von dunkelbraunem Basalt. Auf seinem Wege nach England ging derselbe mit dem Schiff an der portugiesischen Küste zu Grunde und nur der hölzerne Sargdeckel der Mumie ist erhalten geblieben, auf welchem folgende Inschrift sich befindet: „O der Osiris (siehe S. 118), König der beiden Aegypten, Ewiglebender, Himmelgeborner, Kind der Nut, Sprößling von Seb! Möge deine Mutter Nut sich in ihrem Namen des Himmelsraums über dich strecken. Vergöttere sie dich, indem sie deine Feinde vernichtet, o ewig lebender König (Menkera)."

Die Denkmäler bestätigen die diesem Könige zugeschriebene Frömmigkeit. Er sandte seinen Sohn Hor-Dudun aus, die Heiligthümer Aegyptens zu inspiziren und auf dieser Reise entdeckte er das 64. Kapitel des Todten-Rituals in Sesun (Hermopolis) zu den

Füßen des Gottes Thot in blauer Schrift auf einer Alabastertafel geschrieben. Dieses Kapitel ist außerordentlich dunkel und die ägyptischen Gelehrten jener Zeit zerbrachen sich darüber eben so sehr den Kopf wie die unsrigen heutzutage, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu kommen.

Andere Pyramidengruppen sind niedriger und von Ziegeln erbaut, oft sehr schön, wie die von Daschur. Die glatten Granit- oder Marmorbekleidungen sind meistens zerstört. Die nach den alten Aegyptern kommenden barbarischen Völker haben diese Ruhestätten der Todten durchwühlt, theils aus Habgier, theils aus Wißbegier.

Die Sphinxe von Wadi-Sebua.

Die Todtenstadt, westlich von Memphis und etwa eine gute Stunde davon entfernt, zieht sich auf dem Felsenplateau mehrere Meilen weit hin. Sie wurde wahrscheinlich schon von Königen angelegt, die lange vor Menes regierten, und von einem derselben stammt auch die ungeheure Sphinx, die dort aus dem lebenden Felsen ausgehauen ist, als ein Symbol des Harmakhas (der aufgehenden Sonne). Es ist das ein liegender Löwe mit einem Mannskopf, der zwischen seinen Tatzen einen kleinen Tempel hält. Der Flugsand hat sich 12½ Meter hoch um dies Riesenbild angehäuft, dessen Kopf durch Mamelucken arg zerstört wurde, welche ihre Kanonenkugeln dagegen probirten. Dieser Kopf ist vom Scheitel bis zum Knie 8 Meter hoch und der Leib des Löwen etwa 30 Meter lang; die Höhe muß vor der Verstandung über 22 Meter betragen haben. Später erbaute man in der Nähe einen

Tempel von Alabaster und Granit, und andere kleinere Tempel erheben oder erhoben sich zwischen den Pyramiden.

Mit den Leibern gemeiner Leute machte man übrigens nicht viel mehr Umstände als bei uns; man grub sie etwa einen Meter tief in die Erde, oft nackt und ohne Sarg. Für Andere mauerte man aus gelben Ziegeln eine rechtwinklige, viereckige Vertiefung. Zierrathen oder Kostbarkeiten fand man darin nicht, nur Gefäße, gewöhnliche Töpferwaaren, welche Reiseproviant enthielten.

Reichere Leute bauten sich Erbbegräbnisse — wie wir — und königliche Prinzen und vielleicht auch andere vornehme Leute kleine Pyramiden. Ein Erbbegräbniß, wenn es vollständig war, bestand aus einer Kapelle, einem Schacht und unterirdischen Kellern. Ueber dem Eingang an der Ostseite sah man meist Basreliefs und eine Inschrift, welche den Namen des Todten und die Tage angab, die zur Feier seines Andenkens besonders festgesetzt waren. —

Die Kapelle bestand gewöhnlich nur aus einem Raum. Am Ehrenplatz (an der Ostseite) stand eine große rechteckige Säule und am Fuß derselben ein niedriger Tisch von Granit, Alabaster oder Kalkstein; rechts und links davon befanden sich kleine Altäre oder Obelisken. Auf den Tisch wurden die gebräuchlichen Gaben gelegt: heiliges Brot und Früchte.

Auf der Säule war zuerst ein Gebet an den schakalköpfigen Anubis und an die anderen Götter eingegraben. Dann folgte eine kurze Biographie des Todten, sein Titel und Angabe, welchen Königen er gedient hatte, „die ihn mehr als jeden andern Diener" schätzten. Meistens ist aber noch das Leben der Todten durch Gemälde an den Wänden illustrirt und diesen oft so frisch, als wären sie gestern gemalt, erhaltenen Bildern verdanken wir eine genaue Kenntniß des Lebens der Aegypter in so uralter Zeit.

In einer Ecke sind Scenen des häuslichen Lebens dargestellt. Köche machen Feuer und bereiten das Mahl, Frauen des Harems singen und tanzen, begleitet von Flöten, Harfen u. s. w. An einem andern Ort sieht man Jagd- oder Fischfangsscenen, Wasserspiele, Scenen aus der Ueberschwemmung und des Feldbaues. Auf einer andern Wand sieht man Arbeiter aller Art beschäftigt: Schuhmacher, Glasbläser, Tischler, Zimmerleute, Frauen am Webstuhl unter der Aufsicht eines Eunuchen und dergleichen. Auf anderen Bildern sieht man den Hausherrn auf einem Schiff, auf welchem er dem Hafen — dem Grabe zusteuert. Oder er sitzt und empfängt Geschenke oder Produkte seiner Güter. Alle diese Bilder sind mit Inschriften versehen, welche sie erklären. Gewöhnlich geschieht dies durch Worte, die den handelnden Personen in den Mund gelegt sind.

Manchmal sieht man in einer der Mauern einen Einschnitt, so eng, daß man kaum die Hand hineinstecken kann, und der mit einem Raum zusammenhängt, in welchen die Statuen des Verstorbenen gestellt sind. An den Erinnerungsfesten, die in diesen Kapellen abgehalten wurden, flüsterten die Hinterbliebenen Gebete in diese Spalte hinein oder verbrannten darin Wohlgerüche.

Der Schacht, der in den Felsenkeller führt, befindet sich manchmal in der Ecke der Kapelle, allein gewöhnlich kann man den Eingang nur sehen, wenn man außerhalb auf die Plattform der Kapelle steigt. Dieser Schacht ist viereckig und bis zum Felsen herab von schönen Steinen gebaut. Seine durchschnittliche Tiefe ist 12—15 Meter, manchmal aber auch dreißig und mehr. Unten in der Südwand des Schachtes öffnet sich ein enger Gang, in welchem man nur gebückt gehen kann; er führt in die Todtenkammer, die in den Felsen gehauen und ganz schmucklos ist. In der Mitte steht ein großer Sarkophag von hellrothem Granit, schwarzem Basalt oder feinem Kalkstein, in welchen Namen und Titel des Todten eingegraben sind. Der Eingang zu diesem Felsengrabe wurde vermauert und der Schacht bis oben an mit Schutt und Erde gefüllt und mit Wasser begossen, so daß sich eine feste Masse bildete und auf diese Weise der Zugang zum Körper des Todten wohl verwahrt war. — Diese Gräber bilden bei Gizeh eine regelmäßig angelegte Todtenstadt.

Noch werthvoller für die Kenntniß der Kultur der alten Aegypter sind die Gräber der erblichen Fürsten von Meh bei Beni-Hassan. Diese Familie gehörte zur höchsten Aristokratie und ihr Verhältniß zu den Königen war ungefähr dasselbe, wie das der kleinen deutschen Fürsten zum Kaiser. Bald mehr oder weniger abhängig, je nach dem Zustand des Reichs und der Macht oder der Persönlichkeit des Königs, dienten sie diesem im Felde und nahmen andere hohe Stellen an. Auf der Grabinschrift des einen dieser Fürsten liest man: „Ich habe meinem Herrn gedient, als er auszog, die Feinde in fremden Ländern zu schlagen. Ich marschirte mit ihm in der Eigenschaft als Sohn eines Oberhauptes, als Kämmerling, als General des Fußvolks, als Nomarch von Meh — — —. Nicht einer meiner Soldaten desertirte, als ich die Produkte der Goldminen Seiner Heiligkeit König Usortosen I. brachte, der immer und ewig lebt."

Ansicht einer größeren Tempelanlage.

In diesen Gräbern findet man die reichsten und mannichfaltigsten Darstellungen aller möglichen Gewerbe und häuslichen Beschäftigungen.

Ein Portikus eines solchem Grabes ist mit den schönsten dorischen Säulen geschmückt, und sie sind zweitausend Jahr älter als die ältesten, die man in Griechenland baute.

Die großen Pyramiden interessiren mehr den Maurermeister als den Architekten und Künstler; sie erscheinen uns merkwürdig wegen ihres hohen Alterthums und als Denkmale despotischen Egoismus! Die Priester waren dem Bau der Pyramiden nicht günstig. Da wir den eigentlichen Grund dieser Abneigung nicht kennen, so wollen wir annehmen, daß sie die Bedrückung des Volkes zu so rein persönlichen Zwecken nicht billigten. Ueberall, wo sie allein zu befehlen hatten, erbauten sie nur Tempel. Obwol die Gottheit sich ihre erhabensten Tempel überall selbst erbaut und keinen von Menschenhänden errichteten bedarf, so repräsentirten sie doch eine erhabene Idee, und außerdem brauchten die Priester diese

Tempel, so daß sie doch auch noch einen andern, praktischen Nutzen hatten, der den plumpen Pyramiden abging. Die Pläne der Tempel waren sich im Allgemeinen ebenso gleich, wie die unserer Kirchen.

Das Ganze eines ägyptischen Tempels bildete ein in sich abgeschlossenes längliches Viereck, welches von einer fensterlosen Mauer eingeschlossen war; nur hin und wieder fand sich eine Thür darin. Der Haupteingang war immer an einer schmalen Seite. Dieser Eingang wurde stets durch mächtige „Pylonen" gebildet, das heißt schräg aufsteigende Mauermassen, die an den Ecken einen Rundstab als Einrahmung und oben eine Simskrönung haben, welche aus einer Platte und mächtig ausladender Hohlkehle besteht. Die Thüren waren verhältnißmäßig klein. Durch sie trat man zunächst in einen offenen, rings von bedeckten Säulenhallen umgebenen Hof, darauf in einen großen bedeckten Saal, der durch Säulenreihen in verschiedene Schiffe getheilt war. Das Mittelschiff war höher, und durch oben angebrachte Fenster fiel Licht hinein; allein es herrschte in dem Saal doch immer nur eine feierliche Dämmerung. Aus diesem Saal (den die Griechen Hypostyl nannten) gelangte man in das Allerheiligste, worin die Statuen der Gottheit standen, welcher der Tempel geweiht war. Ursprünglich wurde jeder Tempel so gebaut; allein jeder nachfolgende König wollte seinen Theil am Verdienst des Baues haben und fügte neue Höfe und Säulensäle hinzu; nur das Allerheiligste durfte nicht verändert oder angetastet werden. Wenn wir die besterhaltenen Ruinen unserer Ritterburgen ansehen, so wird es dem Laien auch nicht leicht, sich vorzustellen, wie der Bau ausgesehen haben mag, als er noch zur Wohnung diente und Fürsten und Ritter in ihm ein glanzreiches Leben führten. Noch schwieriger ist dies in Bezug auf die riesigen Trümmer ägyptischer Tempel, die wir verständnißlos nur ihrer Massenhaftigkeit wegen anstaunen, wenn uns nicht Kundige den einstigen Zusammenhang erklären und unserer Phantasie zur Hülfe kommen. Die staunenswerthesten Tempelruinen befinden sich in der Nähe von Theben bei den Dörfern Karnak und Luxor. —

So lange die memphitischen Dynastien regierten, war Theben nur eine kleine Provinzstadt am rechten Ufer des Nils, doch befand sich dort ein Heiligthum, welches den Göttern Ammon, Nut und Khon gewidmet war. Am andern Ufer des Nils standen einige Pyramiden der Fürsten und befand sich die Todtenstadt. Die Könige der 12. Dynastie verschönerten die Stadt, und namentlich thaten dies Amenemha I. und III. Ihre noch unter der 18. Dynastie vorhandenen Denkmäler umschloß Thotmes I. mit einem Kreis von Gebäuden, die Thotmes II. und die Regentin Hatasu vollendeten. Thotmes III. erbaute ein zweites Heiligthum von Granit; seine Nachfolger Thotmes IV. und Amenhotep III. vergrößerten dasselbe und Letzterer baute noch einen andern Ammontempel in der Gegend, wo jetzt Luxor steht. Die folgenden Könige erweiterten und verschönerten ihn, und namentlich that das der große Ramses II. (Sesostris), als er nach seinen Feldzügen zur Ruhe kam. Da er 67 Jahre regierte, konnte er viel vollenden. Es giebt in Aegypten und Nubien kaum eine Ruine, an der sich nicht seine Hand noch heute erkennen läßt.

Er machte nicht nur solche Luxusbauten, sondern auch andere zum Nutzen des Landes. Er erbaute auf der Straße, die zu den reichen Goldgruben Nubiens führte, Stationen, welche mit Cisternen versehen waren, ließ die Kanäle reinigen und reguliren und unter anderen den Kanal der beiden Meere. Von den Grenzstädten, die er baute, haben wir schon geredet. Die großartigen Ruinen sind in eigenen Werken neuer Forscher genau beschrieben; wir können nur einen flüchtigen Blick darauf werfen.

Der Tempel bei Karnak war 367 Meter lang, ungerechnet die zu ihm führende Sphinxreihe und das besondere Heiligthum, welches Ramses II. an seiner südlichen Umfassungsmauer baute. Eine doppelte Reihe von Widdersphinxen, liegenden Löwen mit Widderköpfen, führte zu dem freistehenden nach Westen zu gerichteten 29 Meter hohen Hauptthor. Die Säulen des Vorhofes waren 23 Meter hoch, jede aus einem einzigen Felsblock gehauen.

Sie liegen alle in Trümmern bis auf eine. Die ſteinerne Decke des Saales, zu dem man von dem Vorhof gelangt, wird von 134 Säulen getragen. Die zwölf des Mittelganges ſind 20¾ Meter hoch und haben einen Umfang von 11 Meter; die übrigen ſind 12½ Meter hoch und haben 8½ im Umfang. Der Raum iſt 52 Meter tief und 100 Meter breit. Ueberall ſtehen zwiſchen dieſem Säulenwald die Statuen von Göttern und Königen. Die Wände ſind mit Skulpturen bedeckt, welche Göttermythen oder Thaten der Könige darſtellen. Dieſe Skulpturen ſind theils erhaben, theils vertieft und reich mit Farben bemalt, auf weißem oder hellgelbem Grunde tiefroth und blau.

An der ſüdlichen Umfaſſungsmauer iſt der Kampf des Königs Ramſes II. gegen die Kheta dargeſtellt. Dieſe ſind mit Bogen und Pfeil bewaffnet und führen länglich viereckige Schilde; ſie haben keinen Bart und tragen eine knapp anliegende Mütze, die manchmal mit einer Feder geſchmückt iſt. Das Haar fällt in langen Locken auf die Schulter. Ihr langer Rock iſt gegürtet und hat kurze Aermel.

Säulenhalle des Oſiristempels auf Philä.

Der Sturm auf die Feſtung Kadeſch ſpielt in den Abbildungen eine Hauptrolle. Auch der Vertrag, den der König mit dem von Kheta abſchloß iſt an jener Wand angeſchrieben. Vor dem großen Eingang ſtanden zwei koloſſale Statuen Ramſes' II. aus rothem Granit; die eine ſteht noch aufrecht, allein der Kopf iſt verſtümmelt.

Von dem Tempel, den Amenhotep III. ſüdlich von Karnak (etwa um 1500 v. Chr.) in der Nähe von Luxor zuerſt anlegte, ſtehen nur noch die Pylonen und gegen 200 Säulen. Dieſer Nebentempel war mit dem bei Karnak durch eine Straße verbunden, an welcher auf jeder Seite 600 koloſſale Widderſphinxe ſtanden, jede von der andern zehn Schritt entfernt.

Auch dieſen Tempel erweiterte und verſchönerte Ramſes II., dem Gotte Ammon und ſich zu Ehren, denn ſeine Thaten ſind auf den Mauern abgebildet. Vor einem der Pylonenthore liegt ſeine im Schutt vergrabene Koloſſalſtatue von ſchwarzem Granit und ſteht noch einer der 23 Meter hohen Obelisken, deſſen Zwillingsbruder den Concordiaplatz in Paris ſchmückt und auf welchem geſchrieben ſteht, „daß Ramſes, der Herr der Welt, König Sonne, Wächter der Wahrheit, der von Phra Erkorene, dieſes Gebäude habe

aufführen lassen zur Ehre seines Vaters Ammon-Ra, und ihm errichtet diese beiden großen Obelisken von Stein vor dem Rameseum, der Stadt des Ammon".

Auf dem linken Ufer des Nils, wo die Todtenstadt liegt, die sich von Gurna bis Medinet-Habu erstreckt, und wo die Könige der 11. und 12. Dynastie in der steilen Felsenwand begraben liegen, erbaute die Königin Hatasu, die Tochter Thotmes' II., einen Tempel, zu welchem eine 495 Meter lange Sphinxstraße führte. Ihr Bruder Thotmes III. vollendete denselben und errichtete noch zwei andere Tempel, von denen einer wohlerhalten ist.

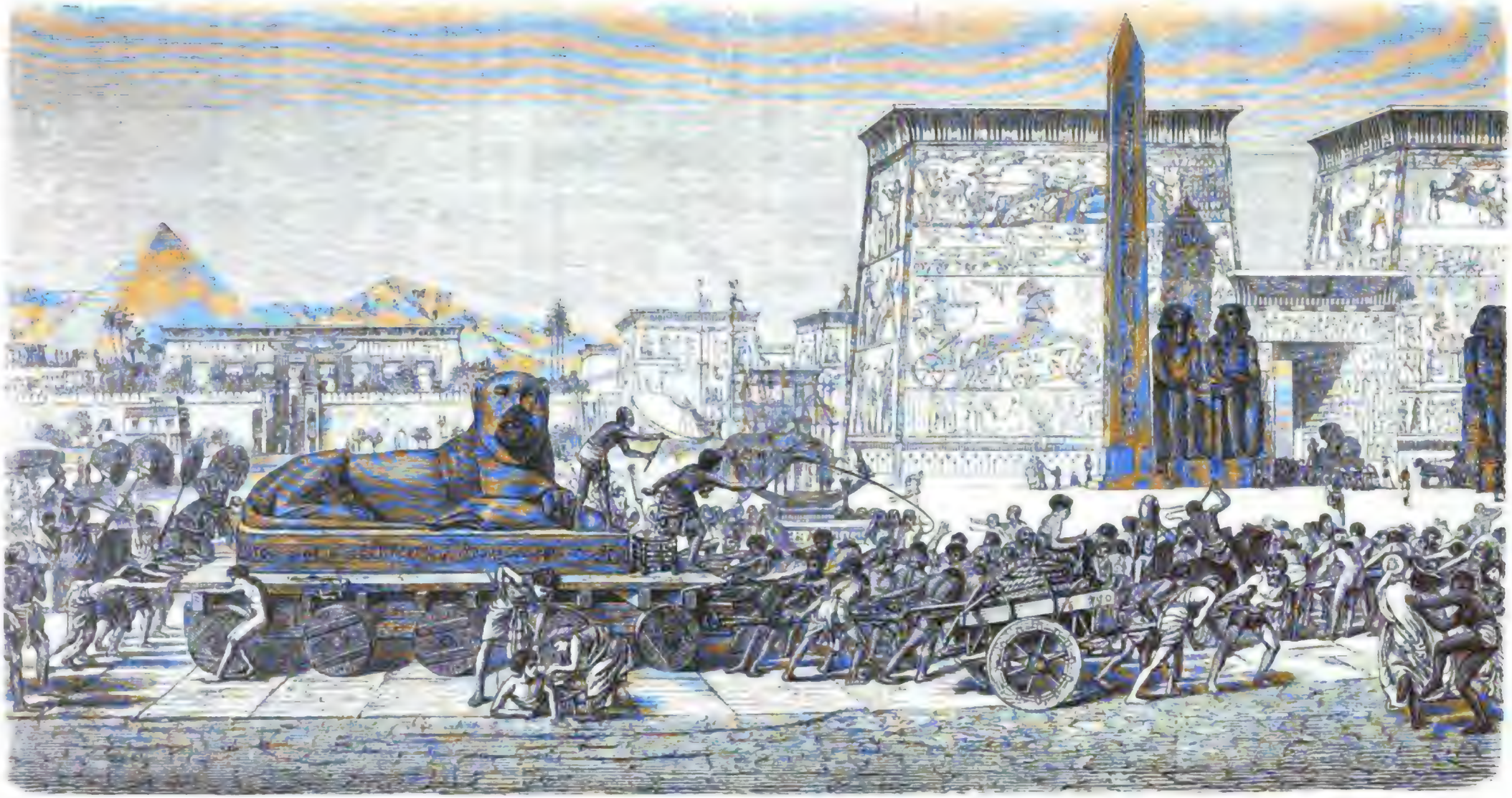
Am Eingang zu dem von Amenhotep III. (Amenophis) erbauten Tempel, der zerstört ist, standen zwei riesige Statuen, deren gegen 23 Meter hohe Trümmer noch in der Nähe von Medinet-Habu zu sehen sind. Die eine derselben wurde durch ein Erdbeben im Jahre 27 v. Chr. zerbrochen. Der obere Theil fiel herunter und nur der untere blieb stehen. Trotzdem, daß die Aegypter versicherten, daß dies eine Bildsäule des Amenhotep III. sei, beharrten die Griechen dabei, sie sei für die des Aethiopiers Memnon, des Sohnes des Tithon und der Aurora zu halten, welcher nach Hektor's Tode durch Achilles dem Könige Priamos von Troja zu Hülfe kam. Von dieser zerbrochenen Bildsäule verbreitete sich die Sage, daß Memnon, den sie vorstellen sollte, jeden Morgen seine Mutter Aurora durch einen hellklingenden Ton begrüßte. Eine Menge Reisende bezeugen durch Inschriften, daß sie diesen harmonischen Morgengruß gehört haben. Kaiser Hadrian und Kaiserin Sabina reisten eigens nach Oberägypten, um den Ton zu hören. Kaiser Septimius Severus hatte den unglücklichen Gedanken, die Statue wieder herstellen zu lassen, und seitdem ist sie stumm.

Das hieroglyphische Wort Mennu, woraus die Griechen mit griechischem Leichtsinn einen König Memnon machten, heißt weiter nichts als Prachtgebäude. Der Reisende Lepsius bemerkt, daß die bei diesen Statuen herabhängenden Steine, wenn man dagegen schlägt, einen hellen, metallischen Klang geben, und ein anderer Reisender erwähnt ein eigenthümliches Knistern in jenen Ruinen, wenn der obere Theil von der Sonne erwärmt wird. Dieser Erwärmung will man auch den Ton zuschreiben, welchen die Memnonsäule früher, vor ihrer Wiederherstellung, beim Aufgang der Sonne hören ließ.

Vor einem der Eingänge eines von Ramses III. in der Nähe des Dorfes Gurna erbauten Tempelpalastes standen zwei Obelisken von rothem Granit, die nach Alexandrien gebracht wurden, wo sie vom Volk „Nadeln der Kleopatra" genannt wurden. Der eine Obelisk steht aufrecht, der andere lag an der Erde, bis er in neuester Zeit nach England eingeschifft wurde.

Unter den vielfachen Bauten, die der große Ramses II. ausführte, nimmt (bei Gurna) der Prachtbau den ersten Rang ein, welchen die Griechen das Grab des Osymandias nannten und die Gelehrten heute als Rameseum bezeichnen. Herodot und Diodor haben uns Beschreibungen davon hinterlassen.

Durch einen 63 Meter langen und 30 Meter hohen Eingang (Pylonenbau) kam man in eine Säulenhalle, von der jede Seite 125 Meter lang war. Die Säulen waren sämmtlich Statuen, jede 10 Meter hoch und aus einem Stück. Die Decke war von 4 Meter breiten Steinplatten gebildet; sie war blau bemalt und mit goldenen Sternen besäet. Von diesen Säulen stehen jetzt nur noch zwei. Durch einen Eingang kam man in einem Vorhof, der mit vielen eingegrabenen Bildern verziert war. Neben dem Eingange standen drei Bildsäulen, jede aus einem Stück, von einem rothen Granit aus Syene. Die eine Statue war in sitzender Stellung und ist die größte in ganz Aegypten. Ihr Fußgestell war 6 und die Statue 17 Meter hoch. Es war die des Königs. Rechts und links davon knieten zwei kleinere Statuen; die seiner Mutter und Tochter. Diese Bildsäulen waren nicht nur durch ihre Größe merkwürdig, sondern noch mehr durch das köstliche Material und die ganz ausgezeichnete Arbeit. Sie gehörten zu den schönsten Erzeugnissen ägyptischer Kunst. Zu Herodot's Zeit gehörte dieser Bau zweifellos zu den Wundern der Welt.



Errichtung von Prachtbauten.

Auf der großen Bildsäule stand (nach dem Bericht der Griechen) folgende Inschrift: „Ich bin Osymandias, der König der Könige. Will aber Jemand wissen, wie groß ich bin und wo ich liege, der siege über eines meiner Werke.“ Es war da noch ein anderes Bild der Mutter 11 Meter hoch mit drei Kronen auf dem Haupte, als Tochter, Gemahlin und Mutter eines Königs. Der Säulenhof war noch merkwürdiger als der vorige, da in demselben Darstellungen aus den Kriegen des Ramses abgebildet waren.

In der Mitte der Halle stand ein wunderschöner Altar und vor der hintersten Wand befanden sich wieder zwei sitzende Bildsäulen von 16 Meter aus einem Stein. Neben diesen führen drei Ausgänge von schwarzem Stein in einen Säulensaal von 63 Meter Seitenlänge. Darin waren dreißig hölzerne Bilder in halberhabener Arbeit, die eine Gerichtshandlung darstellten. Darauf folgte ein Platz, der von mancherlei Gebäuden umgeben war, an denen die wohlschmeckendsten Eßwaaren abgebildet waren. Auch fand man dort außer anderen eingegrabenen Bildern ein Gemälde, welches den König darstellte, wie er den Göttern Gold und Silber darbringt. Der Werth des jährlichen Ertrages der Gold und Silberbergwerke ist dabei auf 32 Millionen Minen Silber angegeben. Nun folgte die heilige Büchersammlung, welche die Aufschrift trug: „Heilanstalt für die Seele“ und mit Bildern verziert war. Dann kam man in einen Saal für zwanzig Gäste. Rings um denselben lagen viele Zimmer mit Abbildungen heiliger Thiere. Durch diese Zimmer führten Stufen bis oben an das Grab. Dort fand man einen goldenen Kreis von 365 Ellen Umfang und 1 Elle Dicke. Auf den einzelnen Ellen waren die Tage des Jahres eingeschrieben und der Aufgang und Niedergang der Sterne bemerkt. (Dieser Kreis soll später von Kambyses bei der Eroberung Aegyptens geraubt worden sein.)

Die zahlreichen Skulpturen und Bilder stellten nicht nur Scenen aus der Göttergeschichte und Huldigungsakte vor, sondern auch Ereignisse aus dem Kriegsleben des Königs, die höchst merkwürdig sind. Viele derselben sind noch heute wohlerhalten zu sehen. Der Name Osymandias entspringt einem Irrthum der Griechen; es hat keinen solchen König gegeben. Die Inschriften nennen den Tempel „das große Haus des Ramses“.

Die Felsentempel, welche Ramses in Nubien ausführen ließ, sind nicht weniger merkwürdig, namentlich aber der von Abu Simbel. Das Heiligthum und andere Gemächer sind in den Felsen eingehauen, die hier nahe an den Fluß treten und keine andere Bauart erlaubten. Die frisch erhaltenen Bilder aus dem Leben des Königs sind ebenfalls das Interessanteste und Merkwürdigste. Der Krieg mit den Kheta liefert auch hier, wie im Rameſſeum, den vorzüglichsten Gegenstand der Darstellungen.

Zu beiden Seiten des Einganges sieht man eine knieende Gruppe, Gefangene aus der Wüste, drei Neger, drei rothe bartlose Männer und vier bärtige gelbe. Der König hält mit der Linken die Haare der Gefangenen, während die Rechte die Streitaxt schwingt. Die Scene geht zu Füßen des Ammon vor, welcher Ramses die Sichel reicht, wobei er spricht: „Nimm die Sichel und tödte damit mächtig. Ich gewähre dir zu unterwerfen den Süden und zu erobern den Norden, zu zerstreuen die unreinen Geschlechter der ganzen Welt und das Gebäude deiner Herrschaft auszudehnen, so weit die Stützen des Himmels reichen in beiden Hemisphären.“.

Wir können, wie bemerkt, nur andeuten. Der Reichthum dieser Trümmerwelt, Zeugnisse der ältesten Kultur der Erde, ist so groß, daß eine nur einigermaßen befriedigende Beschreibung die Grenzen zu weit überschreiten müßte, welche der Rahmen dieses Werkes nothwendig macht. Uebrigens findet man nähere Aufschlüsse in den verdienstvollen Spezialwerken der schon genannten neueren Forscher.

Wenn wir in unsern Zeitungen weitläufige, mit Illustrationen versehene Beschreibungen der Art finden, wie man zum Beispiel den Obelisken (eine der „Nadeln der Kleopatra“) nach England befördert, so kommt uns die Wichtigkeit, welche man den Schwierigkeiten des Transportes beilegt, fast komisch vor, wenn man an diejenigen denkt, welche

die alten Aegypter vor vier-, fünftausend Jahren mit ihren verhältnißmäßig unvollkommenen Mitteln zu überwinden hatten.

Einer der Reisenden, Belzoni, äußert sich in folgender Weise über die Trümmerwelt von Theben: „Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben; die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Konstruktion, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, als sei ich in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als riesige Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hätten."

Die Priester waren die Schöpfer und Pfleger ägyptischer Kunst und Wissenschaft und allen Zweigen der letzteren ist der Stempel des Priesterthums aufgedrückt. Alle Bauwerke sind darauf berechnet, weniger das Schönheitsgefühl zu befriedigen, als ehrfurchtsvolle Regungen zu erwecken; sie sind gewissermaßen geschwängert mit Geheimniß.

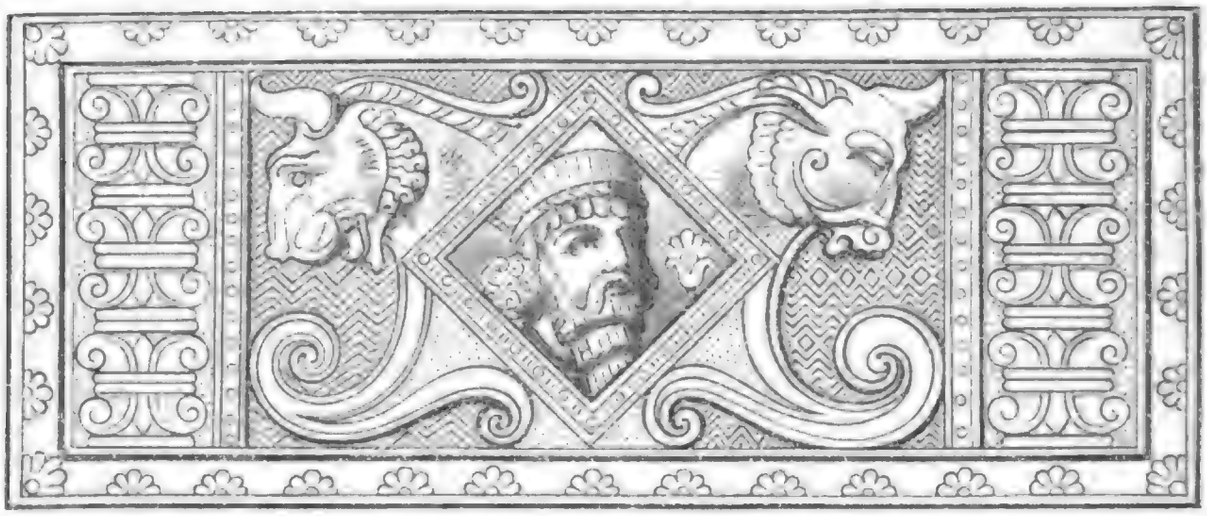
Aehnlich ist es mit der Bildhauerkunst. Ihre Gebilde tragen alle den Charakter des Förmlichen, Feierlichen und Geheimnißvollen. Die Gesichter sind starr und ausdruckslos und die Körper ermangeln nicht allein der lebendigen Bewegung, sondern sind auch nach einer gewissen vorgeschriebenen Schablone verfertigt und ohne Kenntniß der richtigen Lage der Muskeln und Sehnen, eine Folge des Abscheus, den die Aegypter vor der Anatomie hatten, durch welche sich allein solche Kenntniß erwerben läßt.

Die Figuren in den Gemälden sind in den Verhältnissen verzeichnet, die Perspektive ist fehlerhaft und eben so die Vertheilung von Licht und Schatten. Die Bilder machen den Eindruck von ausgeführteren Hieroglyphen und sie haben auch nur den rein praktischen Zweck, die Thatsache der Handlung zu konstatiren, was nebenbei auch durch Inschriften unterstützt wird.

Zur Zeit der 12. Dynastie wich man einigermaßen von dieser rein hieroglyphischen Darstellung ab, und ein gewisses künstlerisches Bedürfniß machte sich geltend. Die Form der Figuren wurde edler, die Gruppirung lebendiger, die Verzierungen mannichfaltiger und alle Darstellung durch reichen Farbenschmuck lebendiger und gefälliger. Man verwandte noch größere Sorgfalt auf die technische Ausführung als sonst; kurz, die Zeit der 12. Dynastie war die klassische Periode ägyptischer Kunst.

Die Statuen sind mit wundervoller Sorgfalt aus den härtesten Steinarten gearbeitet und ihre Politur ist so fein als nur immer möglich. Die Farben der Bilder sind sehr lebhaft und so trefflich bereitet, daß sie sich noch nach Jahrtausenden in wunderbarer Frische erhalten haben.

Tempelanlage zu Philä.



Mittelasien.

Ehe die Arier ihre Wanderungen begannen, wurde ganz Asien von Völkern bewohnt, die man mit den Namen Skythen bezeichnete. Sie gehörten meistens den turanischen Nationen an, von denen viele noch heute den Norden Europa's und Asiens von Finnland bis zum Amur an der chinesischen Grenze inne haben. Manche dieser Völker vermischten sich mit den weißen Nachbarn, andere mit den gelben, und daher findet man unter ihnen solche, die den Europäern gleichen, während andere die charakteristischen Züge und Farbe der Chinesen haben. Die Zusammengehörigkeit der meisten dieser Völker wollen indessen die Sprachforscher in ihren Sprachen erkennen, die sämmtlich turanischen Ursprungs sind.

Unter manchen dieser Nomadenvölker lebt heute noch die Tradition von der Heimat ihrer Urväter. Diese wohnten, lautet sie, in einem etwas nördlich von der Hochebene Pamir gelegenen Thale des Altai, welches von unübersteiglichen eisenhaltigen Bergen eingeschlossen war. Ein ungeheueres Feuer schmolz diese Berge und eröffnete dem gefangenen Volke die Welt.

Ein Theil desselben ging westwärts immer weiter und weiter, bis der Atlantische Ozean an der äußersten Grenze Europa's Halt gebot, und man vermuthet, daß die dort wohnenden Basken von diesen kühnen Wanderern abstammen. Das übrige Volk zog südwärts, breitete sich über die Ebenen Baktriens aus, drang dann durch die Pässe des Hindukusch und ließ sich am Rande der Hochebene von Iran nieder. Der größte Theil blieb in dem östlichen Theil dieser Hochebene, dem man später den Namen Medien gab; andere Abtheilungen gingen westlich nach Armenien und Kleinasien und noch andere gerade südlich und blieben am Fuß der Hochebene von Iran in den Ebenen von Susiana und an den Ufern des Tigris und Euphrat.

Die uralten Monumente, welchen wir diese Nachrichten verdanken, lehren uns aber noch eine andere sehr verschieden geartete Rasse kennen, die sich neben der turanischen ausbreitete, nämlich die zum semitischen Stamme gehörigen Kuschiten.

Die Kuschiten waren klein, schlank und wohlgebaut, mit vollem, gekräuseltem aber niemals negerartigem Haar und einer Hautfarbe, die vom Hellbraun bis Schwarz variirte. Ihre Züge waren regelmäßig, die Stirn eng und gerade und mäßig hoch, die feine und schmale Nase lang und etwas weniger hervortretend als bei den arischen Stämmen; allein der Mund mit seinen dicken, fleischigen Lippen war, nach unseren Begriffen von Schönheit, durchaus nicht schön.

Als ihre ursprüngliche Heimat giebt die Tradition das Land Kusch in Baktrien an, welches vom Flusse Gihon bewässert wird. Von hier auswandernd ließen sich Kuschiten am Fuß des Gebirges nieder, welches die Bucharei von der Hochebene von Iran trennt und welches noch jetzt Hindukusch heißt; andere ihrer Stämme gingen, wie es scheint, nach Kleinasien, wo die Karier von ihnen abstammen sollten. Noch andere zogen den Indos hinunter und breiteten sich im Dekan aus. Das genügte ihrer Wanderlust nicht: die Kühnsten von ihnen drangen durch Persien und Arabien nach der Meerenge von Bab-el-Mandeb vor, überschritten dieselbe und ließen sich am Blauen Nil nieder, wo ihre Nachkommen sich ausbreiteten und mächtige und erbitterte Feinde der Aegypter wurden, die ihr Land „das nichtswürdige (oder elende) Kusch" nannten.

Alte Traditionen und andere Anzeichen machen es wahrscheinlich, daß die Kuschiten, welche Seefahrer und Handelsleute waren, in jener urältesten Zeit an den Südküsten von Asien und denen des Rothen Meers ungefähr dieselbe Rolle spielten, wie später ihre Abkömmlinge, die Phönikier, im Mittelmeer. Vom Ganges bis zum Nil, von der syrischen Küste bis zum Indischen Meer, überall stößt man auf Spuren der Kuschiten.

Drei Hauptstämme der Kuschiten ließen sich in den Ländern nieder, die um den Persischen Meerbusen herumliegen. Den einen, den die Alten Kissier nannten, fand man in dem Bergland östlich vom Tigris; der zweite ließ sich längs Euphrat und Tigris nieder, der dritte an dem südlichen Rande des Persischen Meerbusens, und vorzüglich auf den Bareihninseln, wo sie auf denen, die sie Tsur und Arad nannten, und auf Dilmun oder Dilvun (nicht weit von der Mündung des Tigris) ihre Tempel und Heiligthümer erbauten.

Diese Kuschiten waren frühzeitig ein gebildetes Volk. Ihnen schreibt man viele astronomische Beobachtungen und auch die Feststellung des Zodiakus (Thierkreises) zu, welche von ihnen auf die Chaldäer überging.

Die Sprache der Kuschiten hat Aehnlichkeit mit der arabischen und hebräischen, und man schließt daraus, daß sie ein Zweig der sogenannten semitischen Völkerfamilie sind, der früher als die anderen die gemeinschaftlichen Stammsitze verließ und dessen Kultur sich auf andere Weise entwickelte, als die ihrer Stammgenossen, wie das die Beschaffenheit der Länder mitbrachte, in denen sie sich niederließen. Während die anderen semitischen Völker Nomaden wurden, entwickelte sich bei den Kuschiten an den großen Strömen und an der See der Geschmack an der Schiffahrt und dem damit verbundenen Handel, welcher wieder zu einer schnelleren Entwicklung der Kultur führte.

Das Land, in welchem sich turanische und kuschitische Stämme in der Nähe des Persischen Golfes und seiner Einflüsse niederließen, sah zur Zeit ihrer Ansiedelung bedeutend anders aus als heutzutage. Euphrat und Tigris, die sich jetzt bei Schatt-el-Arab vereinigen und zusammen in den Persischen Meerbusen fließen, waren noch getrennt und ihre Mündungen lagen in einiger Entfernung von einander, denn der Golf selbst trat gegen vierzig Meilen tiefer in das Land hinein.

Euphrat und Tigris entspringen beide auf dem Berge Niphates (Keleschin-Dagh), der höchsten der parallel laufenden Bergketten zwischen dem Schwarzen Meer und Mesopotamien; der einzigen, welche hier und da die Schneelinie erreicht. Zuerst laufen beide Flüsse parallel, von Osten nach Westen. Bei Malatiyeh wendet sich der Euphrat plötzlich südwestlich und bricht sich eine Bahn durch den Tauros, als wolle er ins Mittelländische Meer fließen; dann wendet er sich südöstlich dem Persischen Meerbusen zu. — Sobald der Tigris aus den Gebirgen heraustritt, wendet er sich südlich, nähert sich allmählich dem Euphrat, und in der Gegend von Bagdad sind beide Ströme nur wenige Meilen von einander entfernt und das Land dazwischen ist flach. Nachdem sie wieder eine Zeit lang parallel gelaufen sind, entfernen sie sich abermals von einander und vereinigen sich erst einige 80 Stunden weiterhin, bilden den Schatt-el-Arab und fließen vereinigt in den Persischen Golf. In seinem mittleren Lauf nimmt der Euphrat auf seinem linken Ufer die großen Nebenflüsse Balikh (Bilichos) und

Khabur (Aborras) auf. Der Tigris hat auch auf seiner linken Seite Nebenflüsse: den Bitlis-Khai (Kentrites), den obern und den untern Zab und den Gyndes (Diyaleh). Der Euphrat wird bei Samosate (jetzt Sumnisat) und der Tigris bei Mossul schiffbar. Im April, wenn der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, treten beide Flüsse aus ihren Ufern und überschwemmen das Land, wie der Nil Aegypten, und erst im Juni treten sie wieder in ihr Bett zurück. — Das ganze untere Thal beider Flüsse ist angeschwemmtes Land, welches dem Persischen Meerbusen durch die Niederschläge des Euphrat und Tigris und der Flüsse Adhem, Gyndes und Khoaspes abgewonnen wurde, und noch jetzt wächst das Delta des Schatt-el-Arab und das Ufer hat sich in sechzig Jahren um etwa eine Viertelmeile ausgedehnt.

Das zwischen den beiden großen Flüssen liegende angeschwemmte Land war theils an der Sonne verhärteter Schlamm, theils ein Sumpf, durchflossen von vielen Flußarmen, die sich in den Tigris ergossen oder im Sumpfe verliefen. Es wuchs dort nur riesiges Rohr oder gar nichts; allein in diesem angeschwemmten Boden lagen die Keime außerordentlicher Fruchtbarkeit. Die Kolonisten, die bereits einen gewissen Grad der Bildung erreicht hatten, als sie ihre hochgelegenen Stammsitze verließen, zogen Gräben und bauten Deiche, kurz, machten es wie die Aegypter und erzielten dadurch ähnliche Resultate. Wenn auch Oliven, Feigen und Wein zuerst nur spärlich gediehen, so trugen doch die Cerealien mehr als hundertfältige Frucht. Weizen, Gerste, Sesam — eine Oelpflanze — wuchsen zu riesiger Größe, und ihre Blätter waren nicht selten vier Finger breit. Bald erhoben sich auch Palmenbäume, deren Nutzen unschätzbar war, indem all ihre Theile nutzbar gemacht werden konnten. Fische gab es in den Flüssen in Ueberfluß, wie das noch heute der Fall ist.

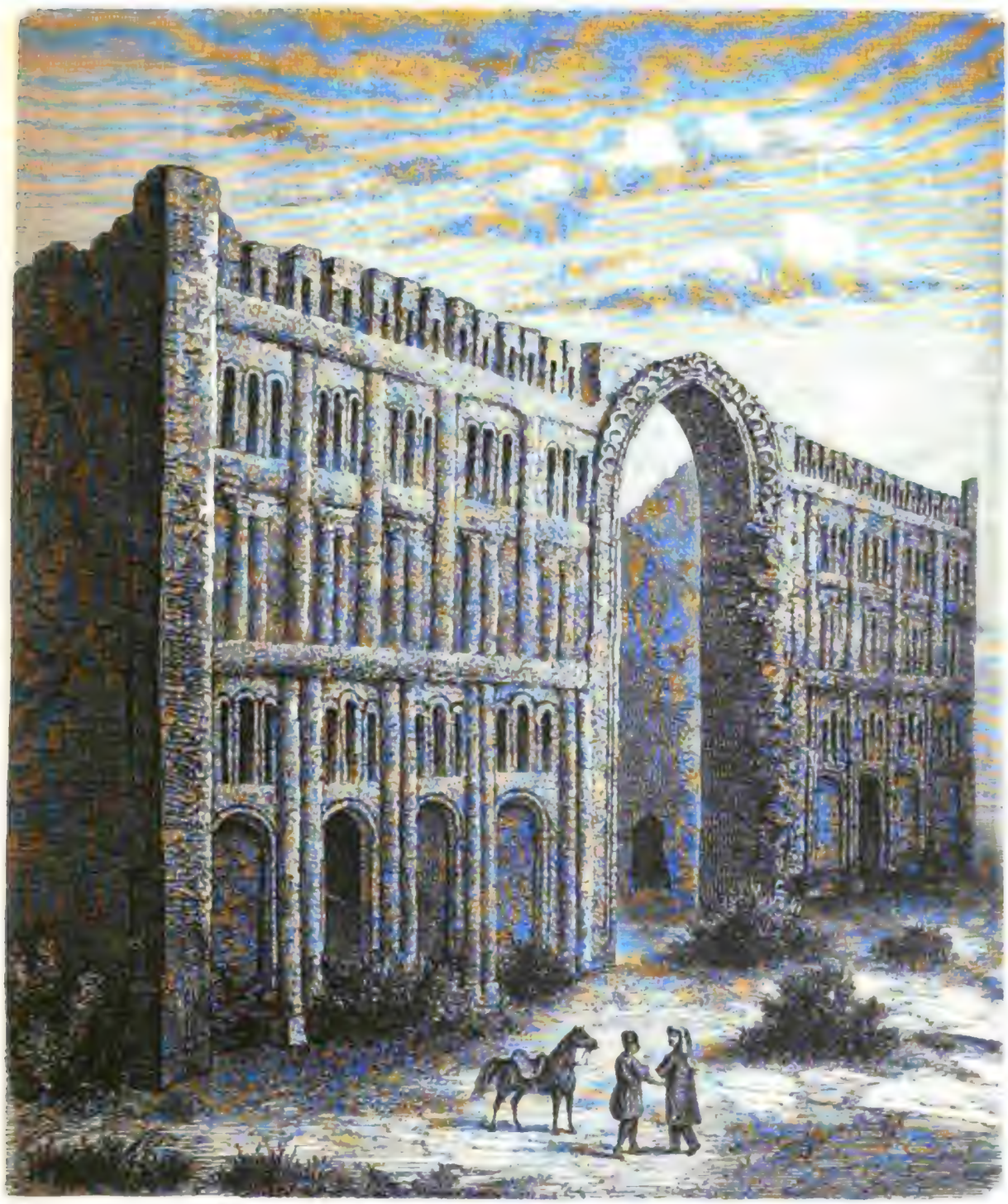
Der Handel, besonders der mit Indien, machte die Kuschiten am Persischen Meerbusen bald reich. Ihre Karawanen gingen durch Arabien an das Rothe Meer und brachten die geschätzten Erzeugnisse Indiens nach Aegypten, wo die Begier nach ihnen so groß war, daß sie, wie wir gesehen haben, die Königin Hatasu (S. 89) zu einem See- und Raubzuge nach dem Lande Tonuter veranlaßte, welches östlich vom Lande Punt lag.

Die turanischen Stämme waren ebenfalls in der Kultur schon weit über die ersten Phasen hinaus. Sie lebten bereits in Staatsverbänden, verstanden verschiedene Handwerke, hatten ausgebildete Staats- und religiöse Gesetze und kannten die Schreibekunst. In ihren ersten Anfängen glich ihre Schrift den Hieroglyphen und entwickelte und veränderte sich dann ungefähr in derselben Weise wie die ägyptische, so daß die Erkennung der Bedeutung der ursprünglichen Schriftzeichen schon ihren Nachkommen, die drei- oder viertausend Jahr vor uns lebten, eben so viele Schwierigkeiten verursachte wie unseren Gelehrten, was durch die zahlreichen Fragmente von grammatikalischen Wörterbüchern klar wird, welche man neuerdings in den Ruinen von Ninive aufgefunden hat, und die auch unseren Gelehrten als Hülfsmittel dienen.

Die Turanier brachten die Kunst, Metalle zu bearbeiten, aus ihrer metallreichen Heimat mit an den Tigris. Selbst in den allerältesten Gräbern finden sich neben polirten Steinwerkzeugen und Waffen Gegenstände von Gold, Bronze und Eisen. Bronze ist das am häufigsten vorkommende Metall und das seltene Eisen ist nicht zu Waffen, sondern zu ziemlich rohen Schmuckgegenständen verarbeitet.

Von den Gesetzen dieser alten Völker wissen wir sehr wenig, und das einzige Fragment altturanischen Rechtes, welches bis auf uns gekommen ist, handelt nur von den Familienrechten. Die Frauen hatten danach eine geachtete Stellung und durften, selbst wenn verheirathet, persönliches Eigenthum haben. Männer, die ihre Frauen verstießen, mußten ihnen eine halbe Mine Silber als Entschädigung geben; aber die Frau, die ihren Mann verleugnete, wurde ersäuft. Der Sohn, der seine Mutter verleugnete, wurde „von Erde und Wasser ausgeschlossen"; verleugnete er seinen Vater, so mußte er widerrufen und Strafe zahlen u. s. w.

Die Turanier am Tigris stellten sich die Erde wie einen umgestülpten runden Kübel vor, oder vielmehr wie eins ihrer diese Form habenden Boote, die noch heute am untern Euphrat im Gebrauch sind. Rings um diese Erde floß der Ozeanfluß (Zuab). Der Mittelpunkt dieser Erde war natürlich das von ihnen bewohnte Land. Das Himmelsgewölbe ruhte auf den Rändern der Erdfläche.



El Kaſ'r (das Schloß) aus den Ruinen von Babylon.

Das über der Erde wie eine Decke hängende Firmament drehte sich um das als Angelpunkt dienende ferne Ostgebirge — Khursak-kurra — welches den Himmel mit der Erde verband, und zog in seiner ewigen Bewegung die Fixsterne mit sich, während die sieben Planeten, die man sich als beseelte Geschöpfe dachte, mit Wolken, Regen, Winden und Blitzen sich zwischen Himmel und Erde bewegten. Letztere ruhte „auf dem Abgrund", wo die Finsterniß und der Tod herrschen.

Digitized by Google

Die turanische Religion bevölkerte Himmel, Erde und Abgrund mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Geschöpfen. Menschen und Thiere waren natürlich an die Erde gebunden, allein die Geister (Zi) bewegten sich nach dem Glauben der Turanier durch das ganze Weltall. Den höchsten Rang unter ihnen nahmen die Götter ein, welche den großen Weltabtheilungen vorstanden: Anna war die Verkörperung des Himmels; Ea, der Erdgeist, herrschte über die Erde und die Atmosphäre, hielt sich aber am liebsten im Flusse Ozean auf, denn seine Mutter war die Göttin Riah, das flüssige Element. Man nannte ihn auch den „erhabenen Fisch", den „großen Fisch des Ozean". Auf einem symbolischen Schiffe, welches von seinen göttlichen Kindern geleitet wird, durchläuft er sein Reich. Seine Gattin ist Damkina (oder Davkina), die Personifikation der Erde. Aus Beider Vereinigung entsteht das Wasser, welches Alles mit Grün bekleidet. Mulghe und seine weibliche Form Ninghe bewohnen den höllischen Abgrund, einen scheußlichen, finstern Ort, den Aufenthalt der Seelen gestorbener Menschen. An Höllenstrafen nach dem Tode für die Schlechten glaubte man eben so wenig wie an Belohnungen für die Guten: das wurde Alles auf der Erde abgemacht. Aus dem trostlosen, finstern Ort gab es nur für die Seelen einen Ausweg, welchen es gelang, die Götter zu bewegen, sie aus der an einem verborgenen Ort des Abgrundes befindlichen Quelle des Lebens trinken zu lassen. Erreichten sie dies, dann konnten sie wieder auf die Erde zurückkehren. Die Höllengeister gaben sich aber die äußerste Mühe, diese Quelle vor den Seelen verborgen und sie durch allerlei Täuschungen und Künste davon zurück zu halten.

Außer diesen großen Göttern gab es aber noch eine unendliche Zahl untergeordneter und in ihrem Range verschiedener Geister, gute und böse, die beständig mit einander im Kampfe waren.

Der Gott der Sonne war Ud; er war der Feind der Lüge, der Zerstörer böser Einflüsse und Vernichter schlechter Anschläge. Ueber ihm stand aber noch der „Erzpriester der ganzen Erdoberfläche", Izbar oder Bilgi, die Personifikation des Feuers, der Bote Silikmulu-khi's, des Spenders alles Guten, des Sohnes von Ea, des Vermittlers zwischen seinem göttlichen Vater und der leidenden Menschheit. Durch diesen theilte Ea den Menschen und Untergöttern seine Befehle mit und offenbarte ihnen den geheimnißvollen Namen, der die Dämonen in die Flucht jagte. Diese Dämonen, die aus dem höllischen Abgrund kommen, sind die Urheber alles Uebels, welches Menschen und Thieren widerfährt. Alle Krankheiten und Plagen kommen von ihnen. Sie zerfallen in sieben Klassen und alle sind nur darauf bedacht, den Menschen zu schaden. Gegen ihren Einfluß kann man sich nur schützen, wenn man sich gute Götter und Genien zu Freunden macht und ihren Schutz erwirbt, was durch besondere Zaubersprüche und Handlungen, kurz durch die Magie geschehen konnte. —

Die Religion der kuschitischen Völker war davon verschieden. In dieser, wie in der indischen und ägyptischen Religion, finden wir einen Gott, der zugleich einig und vielfältig ist; einig, weil aller Stoff von ihm ausgeht, und er sich mit dem Stoff vereinigt; vielfältig, weil jede Handlung, die er in sich selbst im Stoff oder in der materiellen Welt vorgehen läßt, als durch ein bestimmtes Wesen hervorgebracht betrachtet wurde, dem man einen besondern Namen gab.

Diesen bestimmten geistigen Wesen hatte man in urältesten Zeiten keine hierarchische Rangordnung gegeben; sie bestanden gleichberechtigt neben einander und jeder dieser Götter wurde durch diesen oder jenen Volksstamm, oder in dieser oder jener Stadt vorzugsweise verehrt, wie das ja auch in Aegypten der Fall war. Der Gott Anu war der in Urukh vorzüglich angebetete Gott: Bel verehrte man in Nipuhr, Sin in Ur, Marduk in Babylon u. s. w.

Diese im höchsten Gotte bestehenden Untergötter wurden aber wieder doppelt gedacht, ohne daß man sie sich als getrennt vorstellte: Jedem war nämlich eine weibliche Gottheit

beigeordnet, die eigentlich nur ein weiblicher Name für dasselbe Wesen war. Die weibliche Form, was wol der entsprechendste Ausdruck sein möchte, für Anu sowol als Sin war die Göttin Nana, für Bel war es Belit, und für Marduk — Zarpanit u. s. w. Diese eine Gottvorstellung ausdrückenden Götterpaare waren, wie bemerkt, ursprünglich in ihrem Range gleich; gewann aber das Land, oder die Stadt, in welcher eins derselben vorzugsweise verehrt wurde, die Oberhoheit über die anderen, so nahm man dieselbe Rangerhöhung auch für den Gott an.

Erst zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung gelang es den Priestern in dieser Götterrepublik eine bestimmte Rangordnung einzuführen.

Die Spitze dieses Religionssystems war der höchste Gott, Ilu (später in Ninive Assur genannt). Aus diesem Gotte ging der ungeformte Stoff, das Chaos, hervor, welches alle Elemente und Kräfte in sich einschloß. Durch das Wort dieses Gottes sonderten sich die Elemente: das Licht Gottes durchdrang das Weltall, schuf und erhielt die durch das Wort hervorgerufene Ordnung. Der Stoff, das Wort und die Vorsehung sind die drei Gewalten, welche die erste Dreieinigkeit der chaldäischen Religion bilden. Jede für sich ist Gott und kann außer Gott nicht allein für sich gedacht werden. Es sind dies nur drei Formen für dieselbe Sache in verschiedener Wirksamkeit. Ganz dasselbe, oder doch sehr Aehnliches, finden wir in Aegypten in Bezug auf Ra, die Sonne.

Den Stoff, die Materie, nannte man: Anu (Dannes); das Wort: Bel; die Vorsehung: Nuah.

Anu, „der Alte, der Vater der Götter, der Herr der untern Welt, der Herr über die Finsterniß und die verborgenen Schätze", wurde dargestellt mit menschlichem Leibe, auf welchem ein ungeheuerlicher Fischkopf sitzt, dessen Theile über Schultern und Hüften herunterfallen; die Figur hat einen Adlerschwanz.

Bel, „der Demiurg (Werkmeister), der Fürst der Welt, der Herr aller Länder, der Souverän der Geister", wird als ein auf dem Throne sitzender König dargestellt, aber wieder in zwei verschiedenen Formen. Bel-Marduk in Babylon und Bel-Dagon, der den Körper eines Fisches, aber die Büste eines Mannes hat.

Nuah — auch Nisrok und Schalmanu (der Erretter) — „der vernünftige Führer, der Fürst der sichtbaren Welt, der Herr der Wissenschaft, des Ruhms, des Lebens", wird dargestellt als ein Genius mit vier ausgebreiteten Flügeln.

Jedem dieser Götter ist als eine passive Form, als eine Art Spiegelbild, eine weibliche Gottheit zugetheilt, die Anat (Anaitis), Belit (Beltis, Mylitta) und Tihavti Thanatth) heißen. Diese Göttinnen stellen zusammen das Feuchte und Fruchtbringende, das weibliche Prinzip in der Natur dar, und man faßte sie häufig zusammen unter dem Namen der Belit.

Neben dieser geistigen, unbestimmt definirten Dreieinigkeit bestand eine mehr körperlich faßliche, welche aus dem Mondgott Sin, dem Sonnengott Samas und dem Gott der Atmosphäre Bin bestand.

Dem Mondgott Sin räumten die Chaldäer seltsamerweise den Rang vor dem Sonnengott ein; er galt ihnen als „das Oberhaupt, der Mächtige, der Funkelnde" und hieß auch „der Herr der dreißig Monatstage".

Samas, der Sonnengott, ist ihnen „der große Beweger, der Regent, der Schiedsrichter des Himmels und der Erde".

Bin, der Gott der Atmosphäre, ist „der Minister des Himmels und der Erde, der Austheiler des Ueberflusses, der Herrscher über die Kanäle und spielt als solcher zugleich eine wohlthätige und furchtbare Rolle. Er ist der Herr des Windes und der Ueberschwemmungen, und wie ein flammendes Schwert hält er in seiner Hand den viergespaltenen Blitz. Nach diesen beiden Dreieinigkeiten folgen im Range die Götter der Planeten: Adar (Saturn), Marduk oder Merodach (Jupiter), Nergal (Mars), Istar (Venus) und

Nabu oder Nebo (Merkur). Adar, der auch oft Samdan (der Mächtige) genannt wird, iſt das Urbild des Hercules und man findet ihn auf den Denkmälern dargeſtellt als einen Rieſen, der mit ſeinen Armen einen Löwen erdrückt. Man nennt ihn auch den Schrecklichen, den Herrn der Tapferen, den Starken, den Vernichter der Feinde, der Ungehorſamen und Rebellen, den Herrn des Eiſens".

Marduk, der planetariſche Gott, wurde ſpäter der Hauptgott in Babylon und verſchmolz mit Bel. Nergal galt als „der große Held, der König der Schlachten", mit einem Wort, er war der Kriegsgott. Man ſtellte ihn als Löwen mit menſchlichem Oberkörper oder Kopf dar.

Iſtar perſonifizirte die Natur wie Anat und Beltis oder Belit. Man findet Iſtar auch als Kriegerin, als „Königin des Sieges" und „Richterin über die Kriegsthaten" dargeſtellt, auf einem Löwen oder Stier ſitzend mit der Sternen-Tiara auf dem Haupt und mit Bogen und Köcher verſehen. Sie iſt auch zu gleicher Zeit die Göttin der Wolluſt und Zeugung und erhält als ſolche den Beinamen Zir-banit (oder Zarpanit), „Hervorbringerin der Weſen". Sie wurde ganz nackt dargeſtellt, die Hände gegen die Bruſt preſſend.

Nabu iſt der „Befehlshaber im Weltall, der Anordner der Natur, welcher die Sonne auf- und untergehen läßt." Man betrachtete ihn als den Typus für Alles, was es auf der Erde Vollkommenes giebt, und als das Muſter, dem nachzuahmen ſich die Könige beſtreben ſollten.

Der große Gott; die Götter der beiden Dreieinigkeiten und die der fünf Planeten bildeten den großen Rath der zwölf Götter, die Herrſcher über die Götter, welche den zwölf Monaten des Jahres und den zwölf Zeichen des Thierkreiſes vorſtanden.

Der Kultus dieſer Götter war derjenige, welcher im ganzen Lande dem offiziellen zu Grunde lag; aber das Volk erfand ſich noch eine Menge Untergötter, die allerlei beſondere Verrichtungen und Namen hatten.

Elam und Chaldäa.

Die neben und durch einander in der Nähe des Perſiſchen Meerbuſens, zwiſchen der Hochebene von Iran und der Arabiſchen Wüſte wohnenden turaniſchen und kuſchitiſchen Völker ſonderten ſich in zwei Reiche, deren natürliche Grenze der Tigris bildete.

Im Oſten dieſes Fluſſes lag das Reich Elam. Sein Gebiet ſtieg von dem Alluvialland in der Nähe des Stromes nach Oſten zu teraſſenförmig bis an die Grenze der mediſchen Hochebene, ſo daß im öſtlichen Theil des Reichs das Klima kälter und die Erde weniger fruchtbringend ward. Viele von den Gebirgen herabkommende Flüſſe durchfloſſen das Land und unter ihnen waren der Khoaspes, Paſitigris und Eulaös (Ulai) die bedeutendſten.

Am Zuſammenfluß der beiden Arme des Khoaspes hatten die Könige von Elam die Stadt Suſa gebaut, nach welcher das Land Suſiana genannt wurde. Weiter hinauf am Fluſſe lag Madaktu (Badaca) und im übrigen Theile des Landes Raditu, Khamanu u. ſ. w., die meiſtens ihre eigenen Könige hatten, welche ſämmtlich den zu Suſa reſidirenden König vom Elam als ihr Oberhaupt anerkannten. Da es in jenem Lande ſowol an Bauholz wie an Steinen fehlte, aber Lehm und Thon ſich im Ueberfluß vorfanden, ſo baute man dieſe Städte meiſt aus in der Sonne getrockneten Ziegeln.

In dieſem Königreich Elam herrſchte das turaniſche Element vor und die offizielle wie die Volksſprache war die turaniſche, wenn auch die Kuſchiten bis in ſpäte Zeiten ihre Nationalität bewahrten.

Suſa wurde der Sitz der älteſten Civiliſation in dieſen Gegenden, und da dieſe Stadt zugleich die gewöhnliche Reſidenz des oberſten Königs war, ſo wurden auch die dort verehrten Lokalgötter die vorzugsweiſe herrſchenden. Man verehrte in Suſa eine Göttin, welche Suſinka oder Nakhunteh genannt wurde, deren Bildſäule in dem heiligen Holze von Suſa vor den Augen der Profanen verborgen gehalten und erſt nach länger als

tausend Jahren an das Licht gezogen wurde. Die Sitten und Gebräuche der Bewohner des Reiches Elam waren ungefähr dieselben wie die ihrer anderen Stammgenossen.

Westlich vom Tigris hatten sich zwei unabhängige Nationen gebildet, die Sumirs und die Akkads; aus ihrer Vermischung entstand das Volk der Chaldäer und nach ihnen heißt das Land zwischen dem untern Euphrat und Tigris Chaldäa. Von den Kämpfen, welche dieser Vereinigung zwischen zwei so ungleichen Stämmen wie Turanier und Kuschiten sicher voran gingen, hat uns weder Sage noch Geschichte die geringste Nachricht aufbewahrt, und selbst die ältesten Monumente verrathen davon keine Spur; soweit die Sage reicht, findet sie beide obengenannte Völker als Chaldäer vereinigt. Die alten Traditionen von einem Stammvaterlande im Hochgebirge waren selbst verloren gegangen, und was davon allenfalls übrig blieb, wurde auf Chaldäa übertragen.

Während in Elam das turanische Element die Oberhand gewann, überwog in Chaldäa das kuschitische (semitische). Die turanische Sprache erhielt sich nur in den Tempeln und wurde als heilige Sprache in den Schulen gelehrt; allein die Volkssprache mischte sich derart, daß darin die semitische vorherrschte.

In Bezug auf die Religion fand dieselbe Vermischung statt, nur daß auch hier das kuschitische Element überwog. In der offiziellen Religion machten die turanischen Götternamen und religiösen Anschauungen vollständig den kuschitischen Platz, obwol sie im Volke fortbestanden und sich als Magie ausbildeten. Der turanische Gott Silik-Mulu-Khi ging in Marduk über; Ea verschmolz mit Nuah, Sin mit Hurki.

Die chaldäischen Magier erwarben einen großen Ruf, der sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und es möchte nicht schwer sein, ihre Spuren in dem Aberglauben heutiger Nationen aufzufinden.

Die chaldäische Magie nahm gute und böse Geister an, Dämonen. Den Beistand der Ersteren zu gewinnen und gegen die Einflüsse der Letzteren zu sichern, verstanden nach dem Glauben des Volkes die Magier, die sich in drei Klassen theilten: Beschwörer, Aerzte und Theosophen.

Die Beschwörer kannten die kräftigen Formeln, durch welche man die guten Götter gewann und die Dämonen zwang. Eine wichtige Rolle spielten zu diesem Zweck die Talismane oder Amulete, denen man eine solche Kraft zuschrieb, daß selbst Götter nichts dagegen vermochten. — Die Beschwörer gaben sich jedoch nicht allein damit ab, die guten Geister zu gewinnen und gegen den Einfluß der Dämonen zu schützen, sie wollten es auch verstehen, die Letzteren zu zwingen, von ihren Feinden oder irgend welchen Menschen Besitz zu ergreifen, und Beschwörer und Aerzte arbeiteten sich in die Hände. Krankheit war immer das Werk eines Dämons und konnte nicht allein durch medizinische Mittel vertrieben werden, sondern Amulete und Beschwörungen mußten deren Wirkung unterstützen. Aehnliches haben wir auch bei den Aegyptern kennen gelernt.

Fragmente eines magischen Buches haben sich erhalten (im Britischen Museum) und ebenso zahlreiche Amulete, welche der verschiedensten Art sind; oft ganz werthlose Gegenstände, oft Steine mit gewissen Zeichen und Inschriften oder groteske Statuen, welche Dämonen oder allerlei Ungeheuer darstellen. Ein solcher Talisman, der nach der Inschrift den Dämon des Südostwindes darstellt, befindet sich in Paris im Louvre. Es ist eine kleine Bronzestatue, eine Figur mit dem Leib eines Hundes, Adlerfüßen, vier Armen mit Löwenkrallen, dem Schwanz eines Skorpions und dem Kopfskelet einer Ziege.

Die ersten Einwanderer in Chaldäa fanden das Land in dem früher beschriebenen Zustande. Baumaterialien waren außer Schilf und Rohr und deren Wurzeln nicht vorhanden und sie mußten dazu dienen, Wohnungen herzustellen, bis man darauf kam, durch Sonnen- oder künstliche Hitze gehärtete Thonsteine zu verfertigen, aus denen auch die ältesten Städte Chaldäa's gebaut sind. Unter ihnen finden wir Ur, Urukh, Larsam, Nipur, Sipara, Aganeh, Borsip und Babel, Zirgilla, Eridu, Karrak, Kuti, von

denen Ruinen noch jetzt vorhanden ſind, und die man, freilich nur unter anders lautenden Namen, in Bibel und Talmud und anderen alten Schriften wiederfindet.

Ur iſt das heutige Mugheir, Urukh das Erekh oder Orekh der Bibel, welches von den alten Geographen Orchon genannt wurde und jetzt Warka heißt. Larſam iſt vielleicht das Laranchä des Beroſus und das Lariſſa des Apollodor; heute heißt es Senkereh oder Sinkara. — Nipur iſt das Kalneh oder Kalno der Bibel und Nopher des Talmud. Es hieß auch „die Wohnung des Gottes Anu" oder Hekal-Anu; jetzt heißt es Niffer. — Sipara iſt das Sepharvaim der Bibel. Zirgilla heißt jetzt Zerghul; Eridu iſt das Rata der alten Geographen. Aganeh war ein Stadttheil von Sipara, der auf dem rechten Ufer des Euphrat lag und als Stadt für ſich betrachtet wurde.

In dieſen urälteſten Zeiten war Ur die bedeutendſte Stadt. Sie lag am rechten Ufer des Euphrat, nicht weit von deſſen alter Mündung, und war eine wichtige Handelsſtadt, deren Schiffe im Perſiſchen Meerbuſen und auch nach Indien fuhren. Sie lag in einer Ebene, in der ſich einige Sandhügel erhoben, und aus der Mitte der Stadt ragte ein dreiſtöckiger Tempel hervor, der aus Ziegeln erbaut war, welche man mit Aſphalt beſtrichen hatte. Rings um die Stadt lagen Gräber, deren Inhalt noch Reiſenden neuerer Zeit manche Aufſchlüſſe über jene alte Welt gab.

Von einer Geſchichte des alten Chaldäiſchen Reiches kann eigentlich gar nicht die Rede ſein. Nur einzelne Namen und Thatſachen und Sagen ſind uns durch den ſchon erwähnten Prieſter Beroſus und die in den Ruinen von Ninive aufgefundenen Keilſchriftfragmente bekannt geworden.

Eine eigentliche Schöpfungsſage findet ſich nicht. Es heißt nur, daß einſt Alles Finſterniß und Waſſer war. Darin wimmelte es von wunderbar geſtalteten Geſchöpfen. Menſchen, die zwei oder vier Flügel und zwei Geſichter hatten und zugleich Mann und Weib waren; andere mit Ziegenhörnern und Füßen, andere, die hinten Pferd und vorn Menſch waren; Stiere mit Menſchenköpfen, Menſchen mit Fiſchleibern, Drachen u. ſ. w. Die Herrſcherin all dieſer Geſchöpfe ſei ein Weib, Omorka, geweſen. Bel ſpaltete das Weib und die Finſterniß in zwei Theile, machte Himmel und Erde, ſtellte die Sonne, den Mond und die Sterne auf, leitete das Waſſer ab, kurz machte die Welt, wie ſie iſt. Das Licht tödtete die an die Finſterniß gewöhnten Ungeheuer. Nun hieb Bel ſein Haupt ab und befahl einem der Götter, aus der mit ſeinem Blut gemiſchten Erde Menſchen zu machen und Thiere.

Die Menge verſchiedener Menſchen, welche Chaldäa bewohnten, lautet dieſe Sage, lebte in wildem Zuſtande wie die Thiere; aber ſchon im erſten Jahre entſtieg dem Rothen Meere ein mit Vernunft begabtes thierartiges Weſen, welches Dannes hieß. Es hatte den Körper eines Fiſches, aber unter ſeinem Fiſchkopf einen Menſchenkopf und auch menſchliche Füße, die aus der Gegend des Schwanzes hervorragten. Dieſes Weſen, welches die menſchliche Sprache reden konnte, blieb während des Tages unter den Menſchen, ohne jedoch irgend welche Nahrung zu nehmen, tauchte aber Abends wieder in das Meer, wo es die Nacht zubrachte. Daſſelbe lehrte auch die Menſchen die Buchſtaben kennen und unterrichtete ſie in allen möglichen Künſten und Wiſſenſchaften; unterwies ſie in der Geometrie und im Bauen von Städten; lehrte ſie ſäen und ernten und ſchrieb für ſie auch ein Buch über den Urſprung der Dinge und über die Civiliſation.

Lange Zeit nach dem Erſcheinen dieſes wohlthätigen Weſens gaben die Götter dem Volk einen König, der Aloros genannt wird, und ſechs Saren — jede zu 3600 Jahren — alſo 21,600 Jahre regierte. Nach ihm herrſchte ſein Sohn Alaparos 10,800, dann Amillaros (oder Almelohn) aus Pantibiblia (Sipara oder Urukh?) 46,800 Jahre. Während ſeiner Regierung ſtieg aus dem Meer abermals ein Fiſchmenſch, der das Werk des Dannes fortſetzte. Während der Regierung der folgenden Könige, deren es zehn gab, die zuſammen 120 Saren (432,000 Jahre) regierten, erſchienen ſechs ſolcher Fiſchmenſchen und ſeitdem iſt nichts Nennenswerthes mehr entdeckt oder erfunden worden.

Der letzte der zehn Könige war der Sohn des Obartes (oder Obartutu), Xisuthros, unter welchem die Sintflut stattfand, nachdem die Welt gegen 700,000 Jahre bestanden hatte (genau 691,200).

Der Gott Nuah (bei Berosus Saturn) verkündete Xisuthros die Sintflut, wies ihn an, ein Schiff zu bauen u. s. w., und als es fertig war, hieß ihn der Gott Samas hinein gehen, da er regnen lassen wolle.

Die Arche landete endlich auf den Gipfel des Kordyäischen Gebirges im Lande Nizir (s. Vorhalle). Xisuthros opferte, und seine und der Götter Bitten besänftigten Bel, der darein willigte, die Menschen leben zu lassen, welche in der Arche sich gerettet hatten und versprach, daß niemals wieder eine Sintflut kommen solle. Als das entschieden war, trat Bel mitten in das Schiff, nahm Xisuthros bei der Hand und führte ihn und seine Frau hinaus, die nebst seiner Tochter und dem Steuermann zu den Göttern entrückt wurden.

Die Menschen, welche die Erde neu bevölkerten (unter Erde versteht man Chaldäa), waren Riesen, welche, auf ihre Kraft und Größe trotzend, die Götter mißachtend und sich besser dünkend als diese, einen ungeheuern Thurm bauten, wo die Stadt Babel stand. Die Winde kamen den Göttern zu Hülfe, stürzten das Bauwerk um und die übriggebliebene Ruine wurde Babel genannt. Bis dahin sprachen die Menschen eine Sprache, aber die Götter machten, daß sie seitdem verschiedene Sprachen redeten. Daß Babel von dieser Sprachenverwirrung den Namen habe, ist jedoch ein Irrthum. Babel, Bab-Ilu, bedeutet einfach „das Thor des Gottes Ilu".

Nach der Sintflut und der Sprachenverwirrung herrschte die erste menschliche Dynastie. Ihre sechsundachtzig chaldäischen Könige regierten zusammen 340,080 Jahre; nach Anderen waren es sechs, die zusammen nur 225 Jahre regierten. Die genannten Namen und Zahlen haben zwar keine historische Bedeutung, aber von den Heldensagen finden sich hin und wieder Spuren auf den Denkmälern, und sie mögen daher wol einen historischen Grund haben.

Unter diesen Sagenhelden ragt vorzüglich Nimrod hervor, der „mächtig auf der Erde wurde" und der „ein großer Jäger vor dem Herrn" war, wie sich die Genesis ausdrückt. Er herrschte über Babel, Erekh, Akkad und Kalneh im Lande Sinear. Die Ueberlieferung schreibt ihm in jenem Lande alle die großen Bauwerke zu, deren Ruinen man dort noch heute sieht, ja auch den Bau des Thurms von Babel. Manche Forscher glauben, daß er und Belos, dessen Name ebenfalls aus diesem historischen Nebel hervorleuchtet, eine und dieselbe Person waren. Die arabische Sage erzählt von ihm, daß er Abraham, den Stammvater der Juden, in einen feurigen Ofen werfen ließ und es versuchte, auf einem Adler in den Himmel zu steigen.

Es erscheint in jener dunkeln Zeit noch ein anderer Name, Izdubar, welcher von Manchen nur für eine andere Bezeichnung des Nimrod gehalten wird. Nach der Legende war dieser Izdubar genannte Held wenigstens ein eben so gewaltiger Jäger wie Nimrod. Er fing einen geflügelten Stier und befreite das Land von einem schrecklichen Seeungeheuer, Buhl genannt, welches junge Mädchen fraß. Sein Jäger Sjaïd erhielt von ihm den Auftrag, zwei schöne Frauen zu benutzen, das Ungeheuer anzulocken. Als dasselbe sie in nackter Schönheit am Ufer sah, kam es ans Land; Sjaïd tödtete es und zog triumphirend in Urukuh ein. Auch befreite Izdubar das Land von grausamen Tyrannen, die Belesu und Humbaba genannt sind.

All diese Heldenthaten gewannen ihm die Liebe der Liebesgöttin Istar, die ihn zum Manne nahm. Diese Liebe schützte ihn aber nicht gegen Krankheit und Tod, und um ein Mittel dagegen zu finden, beschloß er, den bei den Göttern lebenden Xisuthros (der auch Hasisadra genannt wird) zu befragen. Ein Traum offenbart ihm den Weg. In Begleitung seines Magiers Urbel besteigt er ein Schiff (auf manchen geschnittenen Steinen findet man ihn in demselben abgebildet) und kommt nach einer Fahrt von anderthalb

Monaten den Euphrat hinunter, an den Ort, wo er Haſiſadra-Xiſuthros findet. Dieſer erzählt ihm, wie er aus der Sintflut gerettet wurde (ſ. Vorhalle), und giebt ihm dann die Ceremonien an, die er zu verrichten hat, um nicht zu ſterben.

Wir haben geſehen, wie verſchieden dieſelben Götter bei turaniſchen und kuſchitiſchen (ſemitiſchen) Völkern genannt werden. Daſſelbe iſt der Fall bei Perſonen, und daher kommt es, daß man ſich aus dem Wirrwarr von Namen nicht herausfinden kann die auf den, verſchiedenen, erſt kürzlich entdeckten Monumenten und Schrifttafeln vorkommen. Mit der Zeit wird auch vielleicht dieſe Schwierigkeit überwunden werden; allein bis jetzt weichen die Erzählungen noch ſehr von einander ab. Wie man Anfangs aus den ägyptiſchen Hieroglyphen Dinge herauslas, die ſich ſpäter als ganz unrichtig erwieſen, ſo wird es wol auch mit den Keilſchriften der Fall ſein, welche gegenwärtig noch die Gelehrten beſchäftigen.

Der Thurm des Nimrod (Birs Nimrod) aus den Ruinen von Babylon.

Die älteſten Könige, von denen uns die Monumente Nachricht geben, finden wir in Ur, wo zuerſt ein König Urukh oder Urkham (turaniſch Likbagas) vorkommt, der ſehr mächtig geweſen ſein muß, wie die Ueberreſte ſeiner Bauwerke bezeugen, in deren Ziegeln ſein Name eingedrückt iſt. Man berechnet, daß einer der Tempel, deſſen Ruinen noch vorhanden ſind, ungefähr 33 Millionen ſolcher Ziegel enthalten haben mußte. Für ſolche Bauten reichte die Bevölkerung von Urukh nicht hin, und man ſchließt daraus, daß er ein Eroberer war und die beſiegten Völker dieſe Arbeiten machen mußten. Seine Nachfolger errichteten gleichfalls große Bauwerke; allein mit der Zeit verlor Ur ſein Anſehen und die Hegemonie in Chaldäa ging auf Narrak (turaniſch Niſin) über, deſſen Fürſten Ur und Urukh eroberten, aber wieder von anderen Königen beſiegt wurden. Babylon und Aganeh bewahrten indeſſen ihre Unabhängigkeit.

Zwiſchen 2300 und 2280 v. Chr. fiel der elamitiſche König von Suſa, Kudur-Nakhunta, in das Land ein und eroberte es von Ur bis Babylon. Er nahm die chaldäiſchen Götterbilder mit in ſein Reich und machte der chaldäiſchen Herrſchaft ein Ende.

Schon vor dieſem glücklichen Kriegszug des Königs von Elam hatten unter den Völkern des ſüdlichen Chaldäa Bewegungen und Auswanderungen ſtattgefunden, deren Zeitpunkte ſich eben ſo wenig feſtſtellen laſſen wie ihre Urſachen. Eine dunkle Tradition berichtet von

Digitized by Google

dem Eroberungszuge eines skythischen Königs, den sie Indathyrses nennt, der bis nach Aegypten vorgedrungen sein soll und solche Völkerbewegungen veranlaßt haben mag. Wahrscheinlich ist es, daß zu verschiedenen Zeiten dergleichen Wanderungen vom Persischen Meerbusen her stattfanden. Von dorther kommende Völker blieben im Gebiete des mittlern Tigris in den Ländern von Assur. Ein Stamm unter der Führung eines Mannes Namens Therah (oder Thareh) verließ Ur in Chaldäa und blieb in Haran (Kharran oder Karrà) in Mesopotamien. Andere (kuschitische) Völker und unter ihnen die schon genannten Puni verließen, der Sage nach, durch ungeheure Erdbeben erschreckt, ihre Wohnsitze am Persischen Meerbusen und ihre Heiligthümer auf den Inseln Tyr und Arad.

Unterjochte Völker bringen Geschenke.

Es scheint, sie gingen den Euphrat hinauf, blieben eine Zeit lang im Gebiet von Babylon und an den Ufern des großen Assyrischen Sees (Bahr-i-Nodjif) und drangen auf der Nordstraße nach Syrien ein. Nach arabischen Traditionen zogen sie durch Arabien von der Mündung des Euphrat bis zum Jordanthal. Dort vertrieben sie die halbbarbarischen Völker und nahmen das Land vom Euphrat bis zur Landenge von Sues in Besitz. Mehrere ihrer Stämme oder durch sie in Bewegung gesetzte Völker, angelockt durch den Ruf von dem Reichthum Aegyptens, drangen durch die Wüste in das Nilthal ein zu einer Zeit, als die politische Lage Aegyptens einen solchen Einfall besonders begünstigte. Wie diese Hik-Schus (Hyksos) genannten Völker Aegypten eroberten (2100 v. Chr.) und gegen 500 Jahre im Lande blieben, haben wir in der ägyptischen Geschichte angegeben.

Gemäß der Gewohnheit der Eroberer in jener alten Zeit nahm Kudur-Nakhunta, der Eroberer von Chaldäa, nur einen Tribut von den besiegten Fürsten und ließ sie als seine Vasallen an ihren Stellen. — Nach den Berichten des Berosus (des schon früher genannten priesterlichen Geschichtschreibers) gründete Nakhunta eine neue Dynastie, die medische. Unter seinen Nachfolgern erwähnen wir Kudur-Lagamer, den die Bibel Khodor-Laomer nennt, als Eroberer. Er fiel in Syrien ein, durch seine chaldäischen

Vasallen (die Könige von Sinear, Arioth und Elassar und Thargal, die andere mesopotamische Völker beherrschten) unterstützt. Die Syrer wurden geschlagen, mußten Tribut bezahlen, empörten sich nach zwölf Jahren, wurden im Thale Siddin abermals geschlagen und ihre Städte geplündert.

Einer der Nachfolger Lagamer's, Kudur-Mabuk, machte ebenfalls noch erfolgreiche Einfälle in Syrien, aber die ihm folgenden Fürsten schienen an Macht und Ansehen verloren zu haben, so daß die chaldäischen Fürsten sich von ihrer Abhängigkeit befreiten. In Südchaldäa thaten sich die Könige von Larsam hervor, und im Norden dehnten die Fürsten von Aganeh ihre Grenzen aus. In Babylon, wo bisher das turanische Element die Oberhand gehabt hatte, gewannen die Kuschiten (Semiten) die Macht und namentlich durch den König Saryoukin I. (Sargina) von Aganeh, der eine der chaldäischen Heldengestalten ist und dessen Leben die Sage ausgeschmückt hat. Seine Bildsäule, die später in der Stadt Aganeh errichtet wurde, trägt auf ihrem Piedestal folgende Inschrift: „Ich bin Saryoukin, der mächtige König von Aganeh. Meine Mutter kannte meinen Vater nicht; aber meine Familie gehörte zu den Herren des Landes. Meine Mutter empfing mich in der Stadt Azpiranni, die am Euphrat liegt; sie gebar mich an einem heimlichen Ort. Sie legte mich in einen Korb von Binsen, dessen Deckel sie mit Harz verschloß, und warf mich in den Fluß, dessen Wellen mich fort- und dem Wasserträger Akki zuführten. Akki der Wasserträger nahm mich in der Güte seines Herzens heraus; Akki der Wasserträger erzog mich wie seinen eigenen Sohn; Akki der Wasserträger machte einen Gärtner aus mir. Als solchen war mir Istar günstig und nach — Jahren bemächtigte ich mich der königlichen Gewalt."

Saryoukin drang bis zum Persischen Meerbusen vor und unterwarf alle kleinen chaldäischen Fürsten mit Ausnahme derer von Larsam und Apirak; dann wandte er sich gegen die Elamiten und zwang sie, ihm Tribut zu zahlen. Die Stämme der Gutim, welche das Land zwischen Euphrat und den Kordyäischen Bergen bewohnten, wurden ebenfalls unterworfen. Nachdem er auch in Syrien eingedrungen und von dort siegreich zurückgekehrt war, stellte er den Tempel zu Aganeh wieder her und erbaute die Pyramide von Ulbar, welche der Göttin Anunit geweiht war.

Dieser große König war auch ein Pfleger der Wissenschaften; er gründete zu Urukh eine Bibliothek, wodurch diese Stadt den Namen der Bücherstadt bekam. Er ließ alle alten chaldäischen Bücher sammeln, welche die heiligen chaldäischen Ueberlieferungen enthielten und daraus neue Bücher in semitischer Sprache schreiben. In einem dieser Werke sind die Regeln der Auguren und die Beobachtungen alter Astronomen aufgezeichnet; in einem andern findet man die Regeln der semitischen und turanischen Grammatik. Die Abhandlungen über Magie und Gesetzgebung, die im altturanischen Dialekt niedergeschrieben waren, ließ der König übersetzen und erklären. Ein späterer assyrischer König — Assurban-habal — ließ diese Schriften auf gebrannte Thontafeln abschreiben, deren Ueberreste, die kürzlich unter den Ruinen von Ninive aufgefunden wurden, sich gegenwärtig im Britischen Museum in London befinden.

Saryoukin's Sohn Naram-sin trat als Eroberer in die Fußstapfen seines Vaters, aber nach ihm herrschte eine Frau, Ellat-bauh. Der König von Larsam, Rim-Akuh, gewann ihr das ganze südliche Chaldäa ab und schickte sich an, Babylon anzugreifen, als ihm der König der Kassi im Lande Elam, Khammuragas (Hamurabi), zuvorkam. Er entthronte die Königin, setzte sich an ihre Stelle, that im Lande viel Gutes durch Sorge für die Kanäle u. s. w. und besiegte endlich König Rim-Akuh, so daß er über ganz Chaldäa herrschte.

Das von ihm vergrößerte und verschönerte Babylon wurde seine und seiner Nachfolger Residenz. Die von ihm gegründete Dynastie ist die cissitische genannt. Sie herrschte mehrere Jahrhunderte, doch bietet ihre Geschichte nichts Bemerkenswerthes, außer Berichte über Kriege mit den Elamiten und über allerlei Verbesserungen und Bauten.

Aſſyrien.

Der gegen 150 Jahre währende Krieg der ägyptiſchen Könige gegen die fremden Eroberer hatte ſowol in den Fürſten als in dem Volke den kriegeriſchen Geiſt erweckt. Anſtatt ſich damit zu begnügen, wie bisher ihre Grenzen gegen die lüſternen aſiatiſchen Völker zu ſchützen, fielen ſie ſelbſt in Aſien ein, und wir haben in der ägyptiſchen Geſchichte die Kriegszüge von Thotmes I., Thotmes III. und Ramſes II. berichtet. Unter den von Thotmes III. beſiegten Völkern finden wir auch die Aſſyrer genannt, die ſich gegen ſeinen Sohn Amenhotep II. (oder Amenophis) empörten und dafür hart gezüchtigt wurden. Ihre Könige zahlten den Pharaonen lange Zeit hindurch Tribut.

Die älteſte Geſchichte dieſes ſpäter ſehr mächtig gewordenen Aſſyriſchen Reiches war bisher ein Gewebe mythologiſcher Fabeln, welche altgriechiſche Schriftſteller perſiſchen Legenden nacherzählten. Dieſe Fabeln ſind in alle ſpäteren Geſchichtswerke übergegangen und erſt in neueſter Zeit als ſolche erkannt worden. Ob ſie irgend welchen hiſtoriſchen Boden haben, vermögen wir nicht zu beurtheilen und theilen ſie nur ihrer Popularität wegen mit. Der weſentliche Inhalt dieſer Sagen iſt folgender:

In urälteſter Zeit herrſchte ein König Namens Ninos, der ſich mit dem Könige Ariäos von Arabien zu einem Kriegszuge gegen Babylonien verband, deſſen König er ſammt ſeinen Kindern gefangen nahm und umbringen ließ. Dann beſiegte er die Armenier und auch die Medier, deren Könige er ſammt Weibern und ſieben Kindern kreuzigen ließ. Auch die Perſer unterwarf Ninos, ferner die Völker Kleinaſiens, und ſein Reich dehnte ſich vom Mittelmeer bis zum Indos aus.

Nach dieſen Kriegen beſchloß er eine Stadt zu bauen, die alle anderen an Größe übertreffen ſollte und die er Ninos nannte. Dieſe Stadt bildete ein längliches Viereck, deſſen längſte Seite 480 Stadien und deſſen kürzere 89 Stadien lang war. Außer vornehmen Aſſyrern nahm Ninos auch viele Fremde in dieſe Stadt auf, welche die größte und blühendſte der Welt wurde.

In ſeinen früheren Feldzügen hatte der König die Baktrier nicht beſiegen können. Dies ließ ihn nicht ruhen und er beſchloß ſie anzugreifen. Sein Heer zählte 1,700,000 Fußſoldaten, 210,000 Reiter und über 10,000 Streitwagen. Trotz dieſer ungeheuern Macht gelang es erſt nach vielen Verluſten, die Baktrier in ihre Städte einzuſchließen. Sie wurden alle eingenommen bis auf die Hauptſtadt Baktra, welche eine lange Belagerung aushielt.

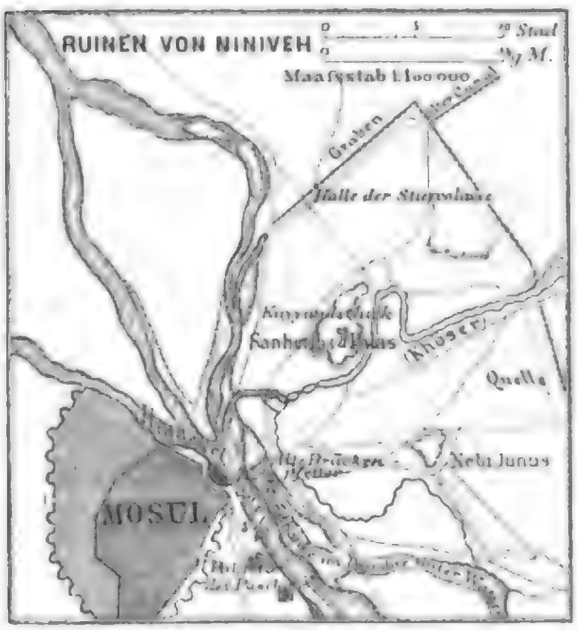
Einer der vor Baktra liegenden Hauptleute des Ninos, Namens Oannes, bekam Sehnſucht nach ſeinem Weibe Semiramis und ließ ſie kommen. Dieſe Frau war die Tochter

der Fischgöttin Derketo von Askalon und eines Sterblichen. Sie war als Kind ausgesetzt, aber von den Tauben ihrer Mutter ernährt worden. Hirten fanden sie und brachten sie dem Oberhirten Simmias, welcher das Kind Semiramis nannte, was auf Syrisch Taube heißt.

Als sie heranwuchs und der Statthalter von Syrien, Oannes, sie sah, wurde er von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sie zur Frau nahm.

Als Semiramis vor Baktra ankam, gewahrte sie, daß die Vertheidiger die Burg zu bewahren vernachlässigten, da sie auf deren natürliche Stärke vertrauten. In einer Nacht erkletterte sie dieselbe mit einer auserwählten Schar, und auf ein von ihr gegebenes Zeichen begannen die Assyrer die Stadt zu stürmen.

Die Baktrer, bestürzt, ihre Burg besetzt zusehen, verloren den Muth, und die Stadt wurde eingenommen. König Ninos beschenkte Semiramis reichlich, wurde aber von ihrer Schönheit so bestrickt, daß er sie ihrem Manne abverlangte, dem er dafür seine eigene Tochter zur Frau anbot. Oannes weigerte sich, mußte aber nachgeben, da Ninos drohte, ihm die Augen ausstechen zu lassen; allein er erhenkte sich vor Kummer. Semiramis wurde Königin.



Karte der Ruinen von Ninive.

Als Ninos starb, ließ ihm Semiramis einen Grabhügel errichten, der 1700 Meter hoch war. Sie unternahm nun bewundernswerthe Bauwerke und vor Allem den Bau von Babylon, dessen Größe Ninive, die Stadt des Ninos, noch übertreffen sollte. Die Umfassungsmauer war 66 Kilometer lang und so breit, daß sechs Wagen in Front darauf fahren konnten. Diese Mauer wurde durch 250 dicke Thürme flankirt. Der Euphrat wurde durch einen Kai eingedämmt, der 30 Kilometer lang war, und beide Ufer wurden durch eine Brücke verbunden. In der Mitte der Stadt erhob sich der Tempel des Gottes Bel, und andere prachtvolle Bauwerke zierten sie, unter denen die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis einen besonderen Ruf erlangten.

In ihren Bauten wurde die Königin durch eine in Medien ausbrechende Empörung gestört. Sie unterdrückte dieselbe und durchzog die Provinzen ihres Reiches, überall Städte gründend und großartige Bauwerke anlegend. Sie baute Ekbatana in Medien, Semiramocerta in Armenien am See Van und Tarsos in Kilikien. Sie baute auch, heißt es, die sogenannte „medische Mauer" vom Euphrat zum Tigris, durchbrach überall Felsen und legte schöne Straßen an. In der Ebene errichtete sie ihren gefallenen Heerführern hohe Grabhügel. An den Grenzen Syriens angekommen, ging sie über die Landenge von Sues nach Aegypten und unterwarf dieses Land sowol wie Aethiopien.

Von dem Rufe indischer Reichthümer angelockt, beschloß sie einen Feldzug gegen Indien und rüstete sich drei Jahre lang zu diesem Kriege. Ihr Heer zählte 3 Millionen Fußsoldaten, eine halbe Million Reiter und 100,000 Streitwagen. Da sie keine Elefanten wie die Inder hatte, so ließ sie 100,000 Kameele in die Häute schwarzer Stiere einnähen und auf jedes einen Mann setzen. Mit diesen nachgemachten Elefanten dachte sie die Inder zu täuschen. Für den Uebergang über den Indos wurden 2000 Schiffe gebaut, deren einzelne Theile auf Kameele geladen wurden.

Es gelang der Königin auch der Uebergang über den Indos und auch tiefer in das Land einzudringen, weil dessen König Stabrobates absichtlich zurückwich. Plötzlich aber

griff er an. Seine Reiterei, entſetzt vor den Kameelen, floh zwar anfänglich, allein Fußvolk und Elefanten ſchlugen die Aſſyrer in die Flucht. Der König ſelbſt verwundete Semiramis in Arm und Rücken und ſie entkam mit Mühe über den Indos, deſſen Brücke ſie abbrechen ließ. Von ihrem ungeheuren Heere gingen zwei Drittel zu Grunde (nach Anderen kamen nur 20 Mann davon).

An den Grenzen der damals bekannten Erde hatte ſie Siegesſäulen errichtet und auch in Skythien, nicht weit von Jaxarta, wo man ſie noch zur Zeit Alexander's des Großen gefunden hat, mit einer Inſchrift, in welcher es hieß: „Die Natur hat mir den Körper einer Frau gegeben, aber meine Thaten haben mich den größten Männern gleich geſtellt.

Aufgang zum Königspalaſt in Ninive.

Ich habe das Reich des Ninos regiert, welches im Weſten an den Fluß Hinaman (?) ſtößt, ſüdlich an das Land des Weihrauchs und der Myrrhe, nördlich an die Saker und Sogdianer. Vor mir hatte kein Aſſyrer das Meer geſehen; ich habe vier geſehen, die Niemand erreicht hatte, da ſie ſo fern lagen. Ich habe die Flüſſe gezwungen, zu fließen, wie ich wollte, und ich wollte, daß ſie nur da fließen ſollten, wo ſie nützten; ich habe die unfruchtbare Erde fruchtbar gemacht, indem ich ſie mit meinen Flüſſen bewäſſerte. Ich habe uneinnehmbare Feſtungen gebaut; ich habe mit Eiſen durch unwegſame Felſen Straßen gebrochen. Ich habe mit meinem Wagen Wege befahren, welche ſelbſt die wilden Thiere niemals früher durchlaufen hatten. Und mitten unter all dieſen Beſchäftigungen hab' ich Zeit für meine Vergnügungen und meine Freunde gefunden."

Als Semiramis nach ihrer Rückkehr hörte, daß ihr Sohn Ninyas gegen ſie konſpirire, entſagte ſie der Regierung zu ſeinen Gunſten und entfloh als Taube zu den Göttern. Nach Anderen wurde ſie von ihrem Sohne ermordet, der empört darüber war, daß ſie

Digitized by Google

sich in ihn verliebte. Ihr Alter wird auf 62 Jahre und die Zeit ihrer Regierung auf 42 angegeben.

Diese Semiramis-Sage wurde vom Volke auf alle Weise ausgeschmückt. Die oben erwähnten Hügel, hieß es, waren die Gräber ihrer Liebhaber, welche sie umbringen ließ, wenn sie ihrer müde war.

Ninos und Semiramis sind in der That nichts als die Göttergestalten des Adar-Sadam und der Istar, der assyrischen Venus und des Hercules. Ihre Geschichte gehört in die Klasse der Fabeln, mit denen die Babylonier ihre älteste Zeit verziert haben. Zur Zeit der Perserherrschaft sammelte sie der Grieche Ktesias von Knidos und machte aus den mythologischen Personen Menschen.

Von der wirklichen Geschichte des alten Assyriens wissen wir Folgendes: Während das Chaldäische Reich allmählich schwächer wurde, begann das von Assur sich zu stärken und zu vergrößern. Dieses Reich nahm den mittleren Theil des Tigrisbeckens ein, vom Einfluß des Kurnib bis zu der Gegend, wo der Tigris sich in die Alluvialebene Chaldäa's ergießt. Im Osten wurde das Land durch den mittleren Lauf des großen Zab und einige Ausläufer des Zagros von dem Lande Namri und den Gebieten getrennt, welche turanische Stämme Mediens bewohnten. Im Norden bildeten der Berg Masios und im Süden der Fluß Adhem die Grenze. Im Westen und Südwesten lief das assyrische Gebiet den Khabur und Euphrat entlang, ohne sich jedoch, wie es scheint, jemals bis an die Ufer dieser Flüsse zu erstrecken. Der Osten des Landes war von vielen Flüssen bewässert, nämlich durch den Khabur (oder Kurnib), den kleinen und großen Zab und den Adhem, und seine Hügel und deren Abhänge waren reich an Getreide und Früchten aller Art, während sie in ihrem Schoße werthvolle Mineralien bargen.

Das Land wurde außerdem durch eine Menge Kanäle bewässert, die vom Tigris und seinen Nebenflüssen gespeist wurden, was auch sehr nöthig war, da es während der Sommermonate selten regnete.

In diesem Reiche gab es eine Menge Städte, von denen nur die Namen und Ruinen übrig geblieben sind. Die ersten chaldäischen Kolonisten gründeten die beiden Hauptstädte Assyriens: Niniveh und Kalakh; noch älter indessen scheinen die altassyrischen Königsstädte Singar und El-Assur gewesen zu sein.

Von den ältesten Priesterkönigen Assurs wissen wir nicht viel mehr als ihre Namen und die ungefähren Jahreszahlen: Ismi-Dagan (1800 v. Chr.); Samsi-Vin (1760): Te——Va (?) und Iri-Amtuk (1520 v. Chr.). Mehrere von ihnen mußten den Pharaonen Tribut bezahlen. Diesen folgten Könige, welche sowol von Aegypten, wie auch von Chaldäa unabhängig waren. Die Denkmäler nennen uns Assur-Narara, Nabu-Dagan (gegen 1500 v. Chr.), Assur-Bel-Nisisu (1400 v. Chr.). Bis dahin waren die Könige von Assyrien noch immer als Vasallen derer von Chaldäa betrachtet worden, allein Bel-Nisisu und sein Sohn Busur-Assur verhandelten als Gleichstehende mit dem Könige von Chaldäa Kadeh und seinem Nachfolger Burnaburyias I., welcher Letztere eine Tochter des Assurubalat, des Nachfolgers von Busur-Assur, heirathete.

Der Sohn des Burnaburyias I. von Chaldäa war bei einem Aufstande der Kassi getödtet worden, und ein Usurpator Nazibugas hatte sich auf seinen Thron gesetzt. Dies veranlaßte Assurubalat sich einzumischen; er rückte in Babylonien ein, tödtete den Usurpator und setzte dann den zweiten Sohn des Burnaburyias, Kurigalzu, auf den chaldäischen Thron.

Ein Jahrhundert später (etwa 1270 v. Chr.) finden wir, daß der assyrische König Tuklat-Adar I. Babylon erobert und sich ganz Chaldäa unterwirft. Achthundert Jahre lang blieb es Assyrien untergeben, obwol es sich häufig empörte.

Schon gleich nach Tuklat-Adar's Tod empörte sich der von ihm eingesetzte Statthalter Vin Bal-Idin gegen dessen Sohn Bel-Kudur-Ussur (1260) und fiel darauf sogar in

Aſſyrien ein. Der König wurde geſchlagen und getödtet, das königliche Siegel Tuklat-Adar's erbeutet und als eine Trophäe in den Schatz Babylons gelegt, wo es 600 Jahre blieb.

Der folgende König Adar-Habal-Aſar (1250 v. Chr.) ſchlug indeſſen Bin-Bal-Idin bei El Aſſur, und von nun an ſtieg die Macht der aſſyriſchen Herrſcher immer höher. Aſſur-Dagan, Sohn des Adar-Habal-Aſar, „übertraf alles vor ihm Dageweſene". Er nahm dem Könige von Babylon, Zamana-Zikir-Idin die Städte Zabba, Irriga und Agarſal ab. Seine Nachfolger Mutakkil-Nebo und Aſſur-Ris-Iſi (1150) waren noch glücklicher; von dem Letzteren heißt es: „Er griff die Länder der Rebellen an und unterwarf die Fürſten der ganzen Erde", d. h. Chaldäa's.

Im Innern eines aſſyriſchen Königspalaſtes.

Der König von Babylonien, Nabu-Kudur-Uſſur I. (Nebukadnezar), verwüſtete zweimal Aſſyrien, wurde aber ſchmählich zurückgejagt und ließ Wagen und Bagage, ja ſogar die königliche Standarte im Stich, die man ihm vortrug.

Aſſyrien hatte keine nebenbuhleriſchen Nachbarn außer den chaldäiſchen Königen; die Völker, welche an den anderen Grenzen wohnten, hielten nicht zuſammen, waren von geringer Bedeutung und wurden von den wohlgeordneten Heeren der Aſſyrer leicht beſiegt. Ihr Gebiet dehnte ſich über das obere Becken des Tigris und über ganz Meſopotamien aus; die Länder Kumukh, welches auf den Abhängen des Tauros bei Samoſate lag und ſich über das ganze obere Thal des Tigris bis Diarbekir ausdehnte — ferner ein Theil von Nairi, welches auf den Abhängen des Berges Maſios zwiſchen dem obern Tigris und dem mittleren Euphrat lag — wurden erobert und tributpflichtig gemacht.

Die Macht und Ausdehnung des Reiches wuchs indeſſen am beträchtlichſten unter Tuklat-Habal-Aſar I. (Tiglath-Phalaſar oder Pileſar, um 1130). Dieſer hatte

gleich bei Beginn seiner Regierung einen schweren Kampf zu bestehen gegen die Muskai (Moskhier), welche auf dem nordwestlichen Abhange der armenischen Berge wohnten und früher den Assyrern tributpflichtig gewesen waren, nun aber von ihren Bergen herabstiegen und unter der Führung von fünf Königen in Kumukh einfielen, welches damals, scheint es, noch nicht gänzlich unterworfen war.

Die fünf Könige wurden geschlagen und der assyrische König sagt in einer Inschrift: „Ich füllte mit ihren Leichnamen die Wurzeln der Berge. Ich schnitt ihre Köpfe ab. Ich warf die Mauern ihrer Städte nieder. Ich nahm ihre Sklaven und gewann große Beute und unzählige Schätze. Sechstausend der Ihrigen, die sich gegen meine Macht aufgelehnt hatten, fielen mir zu Füßen und ich machte sie zu Gefangenen".

Die Assyrer überschritten nun den Tigris und nahmen die Hauptstadt des Landes Kumukh ein; dann folgte der siegreiche König den Rebellen, die sich in die Gebirge zurückgezogen hatten, und machte sich zum Herrn des ganzen Landes, welches er mit Assyrien vereinigte; es heißt in der Inschrift weiter: „Ich bin Tuklat-Habal-Asar, der mächtige König, der Zerstörer der Schlechten, der die Schlachthaufen der Feinde vernichtete".

Um diese Eroberung zu sichern, mußte der König die an den Grenzen wohnenden Völker gleichfalls unterwerfen. Seine Truppen überschritten den kleinen Zab und drangen in die Gebirge Kurdistans ein, während er selbst in das Innere von Armenien einrückte. Er marschirte gegen das Land Kharia und die Armeen des großen Landes Kurkieh und drang in undurchdringliche Wälder ein, wohin noch kein König gekommen war. „Der Gott Assur, mein Herr, befahl mir zu marschiren; ich vertheilte meine Wagen und meine Armee und nahm die Festungen der Länder Itni und Aya ein, die auf den höchsten Gipfeln unzugänglicher Gebirge lagen, welche scharf wie Dolchspitzen waren, und wo meine Wagen nicht fortkonnten. Ich ließ meine Wagen in der Ebene und drang in die verwickelten Berge." Er schlug die Einwohner von Kurkieh und nahm im Lande Kharia fünfundzwanzig Städte ein. „Ich bedeckte die Länder Saranit und Ammanit mit Ruinen; seit undenklichen Zeiten hatten sie sich nicht unterworfen. Ich habe mich mit ihren Armeen im Lande Aruma gemessen, ich habe sie gezüchtigt, ich habe ihre Krieger wie wilde Thiere verfolgt, ihre Städte erobert und ihre Götter mitgenommen. Ich habe Gefangene gemacht, ich habe mich ihres Besitzthums und ihrer Schätze bemächtigt, ich habe ihre Städte den Flammen übergeben, ich habe sie verwüstet, ich habe sie zerstört, ich habe aus ihnen Ruinen und Trümmer gemacht, ich habe ihnen das schwere Joch meiner Herrschaft aufgelegt und in ihrer Gegenwart habe ich dem Gotte Assur, meinen Herrn, Dankopfer gebracht."

Dieser Gott Assur war ein unersättlicher Gott, denn er trieb den König, seinen Diener, wie dieser sagte, zu immer neuen Eroberungen. „Der König verherrlicht sich sehr, aber er verherrlicht die Götter noch mehr. Er kämpft für seinen eignen Ruhm und die Ausdehnung seines Landes, aber er kämpft auch für die Ehre der Götter, welche die anderen Nationen verwerfen, und um ihre Verehrung weit durch alle bekannten Länder auszubreiten. Seine Kriege sind ebensowol Religions- als Eroberungskriege; seine Bauten, wenigstens diejenigen, die er am liebsten unternimmt, sind religiöse Gebäude."

Im Namen der Götter wurden von jeher die gräßlichsten Grausamkeiten begangen, und die Assyrer zeichneten sich in dieser Hinsicht mehr aus als irgend welche Völker des Alterthums; erst die Anhänger späterer Religionen sollten sie darin übertreffen. Sie waren ein sehr kriegerisches, blutdürstiges Volk, gewaltthätig, verlogen, sinnlich, hochmüthig und ohne Treu und Glauben gegen die Feinde, die sie alle verachteten. Bei ihnen galt kein anderes Recht als das des Stärkeren, und Rücksichten der Menschlichkeit kannten sie gar nicht. Die Städte, welche sie eroberten, wurden verbrannt und der Erde gleich gemacht, und die Anführer der Rebellen wurden ohne Gnade gepfählt oder lebendig geschunden: trotz der hohen Civilisation in ihrem Lande handelten sie stets wie Barbaren. Die assyrische Geschichte bietet die trübsten Bilder, welche die alte Geschichte aufzuweisen hat.

Kulturgeschichtliche Tafel III. (Erklärung siehe umstehende Seite.)

Digitized by Google

Erklärung der umſtehenden kulturgeſchichtlichen Tafel III.

1. 2. Portalfiguren in Geſtalt geflügelter Stiere mit Menſchenköpfen, welche mit Tiaren bedeckt ſind, aus Khorſabad ſtammend.
3. König Sennacherib auf ſeinem Throne. Skulptur zu Nimrud. 7. Jahrh. v. Chr.
4. König auf der Jagd. Relief zu Nimrud.
5. Sturm auf eine Feſtung. Im Vordergrunde zwei ſchwerbewaffnete Krieger mit Helm, rundem Schild und Speer ſowie Schwertern. Relief aus Khorſabad.
6. 7. Vaſen aus Glas und Alabaſter, den Namen Sargon in Keilſchrift tragend (von Nimrud).
8. Gefäß aus glaſirtem Thone, gefunden bei Babel.
9. Trinkgefäß mit Thierkopf aus Bronze.
10. Lampe aus Thon.
11. Stoff mit Muſtern im aſſyriſchen Stile, nach einem Relief zu Nimrud.
12. Tiſch nach Skulpturfragmenten aus Nimrud.
13. Thierkopf (Löwe) von einer Portalfigur aus Nimrud.
14. 15. Schwerter.
16. Krummes Schwert.
17. Zweiſchneidiges Beil, wurde mit beiden Händen geführt.

(14.–17.: Sämmtlich v. den Reliefs zu Nimrud und Khorſabad ſtammend.)

18. Speer.
19. Bogen.
20. Köcher mit Pfeilen, reich mit Quaſten und Malerei verziert.
21. 22. 23. Dolche und Meſſer (alle drei in einem Futteral).

(18.–23.: Sämmtlich v. den Reliefs zu Nimrud und Khorſabad ſtammend.)

24. Helm mit Kamm eines Schwerbewaffneten.
25. Runder Schild für Fußvolk.
26. Schuppenpanzer für die höheren Abtheilungen der Reiterei.
27. Sonnenſchirm aus Nimrud (Britiſches Muſeum).
28. Ohrring aus Gold.
29. 30. 31. 32. Armringe verſchiedener Form aus Gold.
33. 34. Diadem nach den Skulpturen zu Khorſabad.
35. Wandmalerei. Löwen darſtellend.
36. Ornamentirter Fries. Malerei aus Khorſabad.

(35. 36.: Khorſabad.)

Der Gott Aſſur alſo gab es dem Könige Tuklat-Habal-Aſar ein, einen Feldzug gegen die Syrer zu unternehmen. Er ſandte nicht ſeine Generäle, wie viele andere Fürſten, ſondern ſtand immer ſelbſt an der Spitze ſeiner Armeen. Zunächſt vollendete er die Eroberung des Landes Nairi. Bis an den Euphrat kam er ohne Mühe, allein jenſeit dieſes Fluſſes ſtanden ihm fünfundzwanzig Könige von Nairi vereinigt entgegen, verſtärkt durch Hülfstruppen, welche ſie von den Ufern des Mittelmeeres kommen ließen. Sie wurden jedoch geſchlagen und ihre Städte zerſtört. Im folgenden Jahr und nachdem ihm im Traume der glückbringende Tag dazu offenbart war, brach der König gegen das Land von Aram (Syrien) auf, welches Aſſur, ſeinen Herrn, nicht anerkannte. Er ſchlug das Volk der Tſukhi, verfolgte ſie bis Karchemiſch, drang mit ihnen durch den Paß und war der erſte Aſſyrer, der ſeinen Fuß auf das Gebiet der nördlichen Khetas (Hethiter) ſetzte, die wir bereits aus der ägyptiſchen Geſchichte kennen. Sie waren nicht mehr das mächtige Volk wie zu Zeiten Ramſes' III. und wurden leicht beſiegt. Der erobernde König ging über den Libanon in das Land von Akharu. Die Stadt Arvad öffnete ihm bereitwillig die Thore und lieh ihm ihre Schiffe. Das Meer war ihm etwas Neues. Er ließ ſich hinausſchiffen und war nicht wenig ſtolz darauf, daß er einen Delphin mit eigener Hand erlegte.

Obwol das Land, in welches der aſſyriſche Eroberer eindrang, eigentlich von Aegypten abhängig war, ſo hielt es der Pharao doch nicht für zweckmäßig, ſich empfindlich zu zeigen; im Gegentheil, er ſchickte dem mächtigen Mitkönig Krokodile und Nilpferde als Geſchenk, welche nie geſehene Ungeheuer in Aſſyrien ſo großes Aufſehen erregten, daß ihr Eintreffen ſogar in den Reichsannalen eingetragen wurde.

An einer der Quellen des Tigris ließ der König eine Siegesſäule errichten, welche folgende Inſchrift trug: „Nach dem Gebot Aſſur's, Samas', Bin's, der großen Götter, meiner Herren, habe ich, Tuklat-Habal-Aſar, König des Landes Aſſur, Sohn des Aſſur-Nis-Iſi, Königs des Landes Aſſur, Sohn des Mutakkil-Nebo, Königs des Landes Aſſur, Beſieger der Völker vom großen Meer bis zum Lande Nairi, zum dritten Mal das Land Nairi unterworfen".

Auf einem andern Zuge eroberte der König das Land von Khumanu und durchzog dann wieder zwei Jahre lang Chaldäa. Sippara, Babylon, Upi (Opis) u. s. w. wurden erobert und das Land der Tsukhis verwüstet.

Marduk-Idin-Akheh, König von Babylon, nahm indessen Rache; er verjagte die Assyrer, fiel sogar in ihr Land ein, eroberte die Stadt Hekali und führte daraus die assyrischen Götter hinweg, die vierhundert achtzehn Jahre in Babylon gefangen blieben.

Nach dem Tode Tuklat-Habal-Asar I. wurde sein älterer Sohn Assur-Bel-Kala (um 1090) König von Assyrien. Er zog gegen Babylon, nahm die Stadt Bagdada (Bagdad) ein und zwang den König von Babylon, Nabu-Zapik-Iskun, um Frieden zu bitten, der auch während der darauf folgenden Regierung des zweiten Sohnes des großen Eroberers, Samsi-Bin II. (gegen 1070), gehalten wurde. Dessen Sohn Assur-Rab-Amar (gegen 1060) gerieth jedoch in Krieg mit den vereinigten Stämmen der Khetas (Hethiter), welche ihn bei Karchemisch schlugen und dadurch ganz Syrien von der assyrischen Herrschaft befreiten.

Ehe wir in der Geschichte Assyriens fortfahren, halten wir es für nöthig, die Geschichte Syriens zu geben, welches in der Aegyptens und Assyriens so häufig genannt wurde.

Syrien.

Das Ländergebiet, welches sich von den letzten Ausläufern des Taurosgebirges im Norden bis zum Rothen Meere im Süden und vom Euphrat und der Wüste im Osten bis westlich an das Mittelländische Meer erstreckte, hieß im Alterthum Syrien. Im engern Sinne verstand man indessen unter Syrien nur den schmalen Küstenstrich am Mittelmeer, der Phönikien hieß und das südlich und südöstlich daran liegende, Kanaan genannte Hügelland. Dieses Land wird von einem Gebirge durchzogen, welches im Norden mit dem Tauros- und im Süden mit dem Sinaigebirge zusammenhängt und dessen mittlerer Theil Libanon heißt. Zwischen diesem und dem damit parallel laufenden Antilibanon erstreckt sich ein merkwürdiges Längenthal, welches von den Alten Cölesyrien (das hohle Syrien) genannt wurde. Dieses Thal wird von zwei Flüssen durchflossen, dem Orontes und dem Leontes (oder Natsana). Der Orontes entspringt im Antilibanon und entsteht durch den Zusammenfluß vieler kleiner Bergwasser, bildet in der Ebene einen unbedeutenden See, fließt dann nach Norden, wendet sich (unweit der Stadt Antiochia plötzlich nach Südwesten und fließt als von dort an schiffbarer Fluß nach einem Lauf von im Ganzen etwa sechzig Meilen ins Meer.

Der Leontes (oder Natsana) entspringt ebenfalls im Antilibanon und nicht weit von den Quellen des Orontes. Er fließt südwärts durch Cölesyrien. Sein Bett wird allmählich immer enger und an einer Stelle rücken die Uferfelsen so nahe an einander, daß sie eine natürliche Brücke bilden. Aus diesem Paß heraustretend ergießt sich der Fluß sehr bald nach einem Lauf von im Ganzen etwa dreißig Meilen unweit der Stadt Tyr (Tyros) ins Meer. Das etwa achtzig Meilen lange Cölesyrien, welches nur an den oberen Theilen der beiden Flüsse von niedrigen Hügeln durchschnitten wird, war in alten Zeiten eines der fruchtbarsten Länder der Erde, wo Getreide, Wein und Fruchtbäume aller Art in größter Ueppigkeit wuchsen. Die an dieses Thal grenzenden Länder waren in ihrer Natur sehr verschieden. Das zwischen Orontes und Euphrat liegende Gebiet war unfruchtbar. Im Norden und Westen wurde es von dem Tauros- und Khamana (Amanos)-Gebirge begrenzt, deren Ausläufer eine felsige Hochebene bilden, die vielfach zerklüftet und mit rundkuppigen, kahlen Hügeln besäet ist. An diese Hochebene schließen sich weite, von niedrigen nackten Hügeln durchschnittene Flächen, deren Boden trocken und steinig und von wenigen trägen Wassern durchflossen ist. Der wichtigste unter diesen Flüssen ist der Khalos (wie ihn Xenophon nennt) oder Alep, der von Norden nach Süden läuft und in einem unbedeutenden Salzsee endet, welcher mit kleinen Inseln besäet ist. — Ungefähr in der

Mitte zwischen Khalos und Euphrat befindet sich ein anderer, größerer Salzsee ohne Abfluß. Oestlich vom Antilibanon dehnt sich eine herrliche, fruchtbare Ebene, das damaskenische Syrien, aus, welche durch die Flüsse Abana und Phaphar und durch viele Kanäle bewässert wurde. Am Rande dieser Ebene erhebt sich der schneebedeckte Hermon.

Das Land westlich vom Libanon ist nur ein durch das Meer begrenzter, höchstens wenige Meilen breiter Landstreifen, durch den einige felsige Ausläufer des Libanon bis in die See hineinragen. Bewässert wird dieses Land durch kleine wilde Berggewässer, welche sich fast unmittelbar von dem Libanon herab in die See stürzen. Der Rand dieses Landstreifens, welcher durch die Abhänge des Gebirges gebildet wurde, war ein wahrer Garten, dessen Schönheit alte Schriftsteller nicht genug rühmen können. Auf den höheren Terrassen des bis zu 3000 Meter aufsteigenden Libanon standen damals herrliche Eichen-, Fichten- und Cedernwälder.

Am südlichen Ende des Antilibanon, auf dem westlichen Abhange des Hermon, beginnt das Thal des Jordan, welcher aus vielen Quellen auf dem letzteren Gebirge entspringt. Kaum wenige Meilen nach seinem Ursprunge bildet dieser Fluß den kleinen See Meron, der sich im Sommer in einen Sumpf verwandelt, in dessen Röhricht Schlangen und wilde Thiere hausen. Der Spiegel dieses Sees liegt in gleicher Höhe mit dem des Mittelmeeres. Weiterhin bildet der Fluß den größern See von Tiberias (oder Genezareth oder Kinnereth) und verliert sich endlich im Todten Meer, dessen Spiegel 419 Meter tiefer liegt als der Meeresspiegel. Das Todte Meer hat eine Ausdehnung von 10—11 Meilen Länge und 2—3 Meilen Breite und nimmt daher ungefähr 29 Quadratmeilen ein. Es verdankt seinen Ursprung unzweifelhaft einer vulkanischen Katastrophe, welche nach alten Traditionen unter anderen die Städte Sodom und Gomorrha verschlungen hat. Rings um den See finden sich Salzfelsen und Schwefel und andere vulkanische Produkte. Das Wasser dieses traurigsten Sees ist so salzhaltig, daß kein Fisch darin leben, kein Wasservogel sich darin aufhalten kann. In der Tiefe des Sees bildet sich, auf welche Weise weiß man nicht, Asphalt, der in großen Stücken auf der Oberfläche schwimmt. Dieses Harz wurde viel nach Aegypten ausgeführt, wo es zur Bereitung der Mumien benutzt wurde. Eine 13 Meter hohe Salzsäule trägt noch heute den Namen „Lot's Weib", nach der biblischen Sage. Das Jordanthal vom See Meron bis beinahe zum See Tiberias ist ein durch vulkanische Einwirkung entstandener Erdspalt. Die Gegend um letzteren See ist fruchtbar und lieblich und das Jordanthal nicht weit vor seiner Mündung in der Nähe von Jericho ein herrlicher Garten, in welchem alle Früchte in fast tropischer Ueppigkeit gediehen. Das Wasser des Jordan versiegt selbst im heißesten Sommer nicht, was bei den meisten anderen Flüssen jenes Landes der Fall ist.

Südlich vom Todten Meer setzt sich das Jordanthal, doch ohne den Fluß, bis zum Rothen Meere fort und erhebt sich allmählich bis zu einer Höhe von 500 Meter über der See.

Die Beschaffenheit des Landes östlich und westlich vom Jordan ist außerordentlich verschieden. Im Osten erheben sich die Ufer bis zu einer Höhe von etwa 1000 Meter und bilden dann eine leicht gewellte Hochebene, die von den Nebenflüssen des Jordan und andern, die sich ins Todte Meer ergießen, durchflossen, aber wenig erfrischt wird, denn die von Süden kommenden Winde trocknen den Boden aus und Regen fällt nur äußerst selten. Unter diesen Flüssen sind die bedeutendsten der Yarmuk, Jabock und Arnon. Besonders trostlos ist aber das Land in der Nähe des Todten Meeres, welches seinen Namen mit allem Recht verdient.

Das Land westlich vom Jordan ist angefüllt von Hügeln mit abgerundeten, steinigten Kuppen, deren Abhänge indeß sowol Getreide als Oliven und Feigen tragen. Etwas südlich vom See Genezareth löst sich vom Hauptstock ein Gebirgsarm ab, der Karmel heißt und dessen felsiges Vorgebirge schroff in die See hineinragt. Nördlich vom Karmel liegt die fruchtbare Hochebene, die Galiläa hieß; südlich von ihm wird der Küstenstrich

flacher und breiter. Dieſes Dünenland iſt nicht unfruchtbar und die dort liegenden Städte (Gaza, Joppe, Aſchdod) lagen in Hainen von Fruchtbäumen. Zunächſt dem Karmel bis in der Höhe von Joppe nach Süden zu liegen die Saron genannte Ebene und Samaria oder Ephraim, ein reich bewäſſertes, fruchtbares Land. Zwiſchen dem unteren Jordan, dem Todten Meer und dem Mittelmeer iſt das Land wild, gebirgig, von Schluchten zerriſſen, und nur großer Fleiß kann dem ſteinigen Boden Getreide und Frucht abgewinnen. Je mehr man nach Süden kommt, deſto troſtloſer wird das Land; die Thäler haben kein Waſſer und der von der Sonne und den Wüſtenwinden ausgedörrte Boden bedeckt ſich ſelten mit Grün. Endlich folgen ſandige Ebenen, die ſich bis zum Rothen Meere und zu den Bergen Seïr und Sinai hinziehen.

Die Beſchaffenheit des Landes hat ſtets auf die Kultur des ſie bewohnenden Volkes den entſchiedenſten Einfluß; ſie war aber in Syrien verſchiedener und mannichfaltiger als kaum irgend wo anders in der Welt, und daher ſchreibt ſich der verſchiedene Charakter der vielen Völkerſchaften, welche das verhältnißmäßig kleine Gebiet bewohnten, trotzdem daß dieſe ſämmtlich ſtammverwandt und hauptſächlich ſemitiſchen Urſprunges waren, wie ſchon aus der Aehnlichkeit ihrer Sprachen hervorgeht.

Die Bewohner der Küſte, welche auf Schiffahrt und Handel hingewieſen waren, mußten dadurch bald einen andern Charakter annehmen als die anderen Völker, die fruchtbare, abgeſchloſſene Thäler und deren Ränder bewohnten, welche zur Pflege des Bodens einluden. Wieder anders mußte ſich der Kulturgang derjenigen Völker geſtalten, deren Land dem Ackerbau nicht günſtig war und welches ſich nur zeitweilig mit Gras bedeckte. Sie wurden Hirten. Die in der Wüſte lebenden Stämme endlich, deren Boden nicht hinreichte, ſie genügend durch Ackerbau oder Viehzucht zu ernähren, waren gewiſſermaßen darauf hingewieſen, ihren Lebensunterhalt durch Beraubung ihrer Nachbarn zu gewinnen.

Von den Ureinwohnern Syriens, das heißt von den Völkern, die das Land in vorhiſtoriſcher Zeit bewohnten, haben wir nur äußerſt ſpärliche Nachrichten und finden dieſelben hauptſächlich in den Schriften und Traditionen der aus Aegypten zurückkehrenden Hebräer. Dieſe Nachrichten ſchildern die im Lande vorgefundenen Ueberreſte der Urbewohner in ſehr abenteuerlicher Weiſe, meiſtens als Rieſen, wie z. B. „die Kinder Anak's", die in den Gebirgen am Todten Meer hauſen und im Vergleich mit denen andere Menſchen klein „wie Heuſchrecken" erſchienen. Die Raphaim (Rieſen), die alten Herren des Landes, berichtet die Sage, waren furchtbare Ungeheuer (Emim), die kaum eine menſchliche Sprache redeten.

Den Kuſchiten, welche Jahrhunderte vor den Iſraeliten das Land an der Küſte eingenommen hatten, erging es eben ſo wie den Chaldäern, die immer Chaldäer geweſen zu ſein glaubten und deren Traditionen ſogar nichts mehr von ihrem eigentlichen Urſprunge berichteten. Auch die Phönikier — die wir ſpäter näher kennen lernen werden — hielten ſich für Ureinwohner oder Autochthonen, obwol die Sage von ihrer Herkunft nicht ganz untergegangen zu ſein ſcheint, da der große griechiſche Geſchichtſchreiber Herodot angiebt, daß die Phönikier vom Rothen Meer her eingewandert ſeien.

So intereſſant und relativ wichtig die Unterſuchung über die Abſtammung, Verwandtſchaft u. ſ. w. der verſchiedenen Völker, die Syrien zur Zeit der hiſtoriſchen Dämmerung bewohnten, für die Ethnologie, Ethnographie und andere ſpezielle Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte auch ſein mag, ſo halten wir es doch nicht für angemeſſen, uns weiter darauf einzulaſſen, und um ſo weniger, da die von gelehrten Forſchern aufgeſtellten hypothetiſchen Angaben ſo außerordentlich von einander abweichen, wovon der Grund wol hauptſächlich darin zu ſuchen iſt, daß die neuen Einwanderer ſich mehr oder weniger mit den Ureinwohnern vermiſchten, und daß Syrien ein Uebergangsland, eine Art von Völkerlandſtraße war zwiſchen dem Oſten und dem Weſten, zwiſchen großen, kompakten und mächtigen Reichen, deren Zuſammenſtoß immer neue Volkswellen nach Syrien warf, die ihre

Spuren zurückließen und so die Abstammungs- und Zugehörigkeitsfrage nur immer noch mehr verwickelten.

Wir theilen die Völker Syriens in drei verschiedene Gruppen: Aramanier, Kananiter und Terachiten.

Die Aramanier bewohnten Aram (das Oberland), das heißt den Theil Syriens, welcher nördlich und östlich vom Libanon liegt. Die von den Ufern des Euphrat herkommenden Einwanderer ließen sich hauptsächlich in dem Gebirgslande Nordsyriens und auf den östlichen Abhängen des Antilibanon zwischen dem Gebirge und der Wüste nieder, wenn auch manche Stämme noch weiter, die Südküste Kleinasiens entlang bis nach Lykien wanderten. Im Lande Aram bildeten sich allmählich zwei Centralpunkte der Bevölkerung, der eine im nördlichen Aram, zwischen dem Euphrat und Amanos und dann im damaskenischen Aram um die große Stadt Damas (Damaskos). Nach hebräischer Tradition war Damaskos von Uz, dem Sohne des Aram, der ein Großenkel Noah's war, angelegt worden.

Das nördliche Aram war für die altorientalische Welt sehr wichtig, denn durch dasselbe ging die große Handelsstraße, welche von Chaldäa nach Aegypten führte. Der Weg vom untern Euphrat und dem Persischen Golf durch die Wüste und über das Todte Meer und das Jordanthal wäre zwar näher gewesen, allein seine Beschwerlichkeit und Gefahr veranlaßte die Karawanen, den durch die Thäler des Orontes und Leontes (Natsana) vorzuziehen.

Die an dieser Handelsstraße wohnenden Völker wußten die Vortheile derselben sehr wohl zu schätzen und auszunutzen. Sie waren Herren der Flußübergänge und Pässe, die aus Mesopotamien nach Syrien führten, und bauten in der Nähe derselben Festungen. Die südlichste derselben war Thapsakos, die nördlichste Samosata, und in der Mitte von beiden lag Karchemisch. Der Weg über Samosata, welches am Eingang des Gebirges lag, wurde wenig benutzt, da er der längere war, und über Thapsakos ging man nicht gern, da die Wüste mit ihren raublustigen Beduinen zu nahe lag. Man wählte also meistens die über Karchemisch führende Straße, welches in einer durchaus civilisirten Gegend, einige Kilometer vom Euphrat an einer Quelle lag, nach welcher die Stadt später Mabog genannt ward. Diese Stadt wurde bald reich und ein berühmter Handelsplatz und Wallfahrtsort, wo die zu Ehren der Göttin Atargath gefeierte Feste stets eine große Menge versammelten und jährlich große Märkte abgehalten wurden.

Die Griechen verwechselten diese bedeutende Stadt hin und wieder mit Ninive und schreiben ihre Erbauung bald der Semiramis, bald dem Deukalion, oder dem Lydier Attes, oder dem Gott Dionysos (Bacchus) zu. Die Syrer der christlichen Zeit sagten, die Stadt sei zur Zeit des Elias von zwei Magiern, dem Thrakier Orpheus und dem Perser Zoroaster, erbaut worden.

Südwestlich von Karchemisch lagen die Städte Padan (Batnä) und Khalep (Alep) und südlich von ihnen lag das Land Aram Tsobah, welches sich zwischen Orontes und Euphrat und in den Abhängen des Antilibanon ausdehnte. Die hier wohnenden Stämme bildeten die Grenze zwischen Nord- und Südaram. Damas, welches nicht auf dem direkten Handelswege lag, hatte in alten Zeiten nicht die Wichtigkeit, welche es später erlangte; allein es bildete den Mittelpunkt eines Gebietes, dessen Reize als unübertrefflich geschildert wurden. Es liegt mehr als 1700 Meter über der Meeresfläche, und wer aus der von der Sonne durchglühten benachbarten Wüste dorthin kam, mußte sich wie im Paradiese fühlen. Seine Herrschaft erstreckte sich über alle Städte und Dörfer, die in der Ebene und in den Thälern des Hermon lagen, über Abila, die Weinstadt, über Khelbon und andere Gebiete, die im obern Jordanthal lagen. Dieses Land nannte man Südaram.

Die Kanaan (das heißt das Niederland) bewohnenden Stämme theilten sich bald nach Eroberung des Landes in zwei Gruppen. Die eine nahm die inneren Thäler vom Amanos bis zum Gebirge Seïr ein, wie auch das Land, welches sich südlich vom Berge

Karmel bis nach der Wüste und der ägyptischen Grenze hinzieht. Die andere Gruppe bewohnte den Küstenstrich zwischen dem Karmel und der Mündung des Orontes, dem Mittelmeer und dem Libanon.

Die Terachiten endlich bewohnten die Wüste. Es waren dies meistens umherziehende Nomadenvölker, die nebenbei Räuberei trieben, Beduinenstämme, welche die Aegypter im Allgemeinen sehr richtig „Schos“ oder „Schasu“, das heißt Plünderer, nannten. Sie trieben sich beständig an den Grenzen ansässiger Völker umher, und selbst Cölesyrien und die Küstenländer nördlich vom Karmel waren vor ihren Razzias nicht sicher. Unter ihnen nahmen die Amoniter eine vorragende Stellung ein und machten lange Zeit hindurch den Amoritern das Land nördlich vom Arnon streitig. Die Moabiter wohnten südlich vom Arnon und am Rothen Meere. Ihre Nachbarn waren die Edomiter, deren Hauptniederlassungen um den Berg Seïr herumlagen. Sie hatten fortwährend mit den arabischen Wüstenbeduinen, namentlich mit den Amalekitern, zu kämpfen.

Weder die Bewohner Arams noch die Terachiten haben für die Weltgeschichte eine große Bedeutung erlangt; dies ist jedoch in außerordentlich hervorragender Weise mit den Kananitern der Fall, von denen beide Gruppen einen zwar sehr verschiedenartigen, aber doch sehr bemerkenswerthen Einfluß auf die Kulturentwicklung der Völker ausübten.

In der Geschichte Aegyptens haben wir von den Kriegen berichtet, welche die Pharaonen gegen die kananitischen Völker zu führen hatten. Die Geschichte der Israeliten werden wir später ausführlicher behandeln und jetzt nur Einiges über diejenigen Nationen sagen, die vor ihrer Ankunft das innere Kanaan bewohnten.

Diese zwischen Amanos und der Nordspitze des Todten Meeres ansässigen Völker bildeten mehrere verschiedene Stammgemeinschaften. Die wichtigsten von allen alten kananitischen Völkern des Innern waren die Hethiter, die in Nord- und Südhethiter zerfielen. Die im Norden des Landes ansässigen Stämme derselben sind die aus der ägyptischen Geschichte bekannten Khetas. Sie bewohnten die Abhänge des Amanos, einerseits bis zum Orontes und andererseits bis zum Tauros. Vor diesen Khetas meldet die ägyptische Geschichte von einem in Nordsyrien mächtigen Volke, den Ruten oder Rutenu, welche Thotmes III. besiegte, die endlich ganz aus der Geschichte verschwinden und deren Machtstellung von den Khetas eingenommen wurde.

Die andere Gruppe der Hethiter hatte ihre Wohnsitze mehr südlich, in dem Gebirgslande westlich vom Todten Meer. Sie beherrschten eine Zeit lang das Land am mittleren Jordan, verloren aber allmählich ihre Macht und behaupteten sich mit Mühe in der Gegend von Hebron, begünstigt durch die rauhe Beschaffenheit des Landes.

Nächst den Hethitern waren die Amoriter das wichtigste Volk jener Gegenden. Sie waren ein mannhaftes Volk, welches die Hochebene östlich vom Jordan bewohnte und dort zwei Königreiche gegründet hatte. Das nördlichere, zwischen dem Hermon und dem Jabbok, grenzte an das damaskenische Aram und seine Hauptstadt war Edrëi; das südliche amoritische Königreich lag zwischen Jabbok und Arnon und seine Hauptstadt war Khesbon.

Ein Stamm der Amoriter war bis zum Orontesthale vorgedrungen und besaß das wichtige, an der Handelsstraße uns bereits aus der ägyptischen Geschichte bekannte, berühmte Kadesch (nicht zu verwechseln mit einem andern Kadesch, welches nördlich vom See Tiberias liegt). Ein anderer amoritischer Stamm wohnte am Meere zwischen Ekron und Joppe und ein dritter bei Jebus rings um den Berg Moriah, weshalb er auch Jebusiter genannt wurde. Bei Sichem und südlich von Hebron wohnten so zahlreiche Amoriter, daß man nach ihnen die am Todten Meere liegenden Gebirge die Amoritischen Berge nannte.

Die Hiviter (Cheviter oder Aviter) wohnten in den Thälern des obern Jordan und des Leontes (Natsana) und ihre Ansiedelungen erstreckten sich nördlich bis Hamath und südlich bis zum Lande Edom. — Die wenig bedeutenden Girgesener wohnten theils

öſtlich vom Jordan, theils in der Nähe der Khetas, der nördlichen Hethiter. — Aber wenden wir uns nun zu den Kananitern der Küſte, und zunächſt zu denen, welche den Landſtrich von der Landenge von Sues bis ungefähr nach Joppe am Mittelmeer inne hatten, den Philiſtern.

Ueber den Urſprung dieſes Volkes iſt man nicht einig. Ihr Name Pliſchti bedeutet Fremde oder Wanderer, allein woher ſie einwanderten, weiß man nicht genau. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß ſie von einer Inſel herkamen, vielleicht von Kreta, weil ſie von den hebräiſchen Schriftſtellern mehrmals Krethi genannt werden. Was wir aus der ägyptiſchen Geſchichte von ihnen wiſſen, iſt, daß ſie zu den Stämmen gehörten, welche unter Ramſes III. Aegypten angriffen. Als ſie beſiegt wurden, zogen ſie es vor, in die Dienſte dieſes Pharao zu treten, der ihnen Erlaubniß gab, ſich im ſüdlichen Syrien niederzulaſſen, weil es ihm darauf ankam, dort ein Volk zu haben, auf welches er meinte, ſich mehr verlaſſen zu können als auf die Semiten, mit denen ſeine Vorfahren Setos I. und Ramſes II. die feſten Städte an der ſüdlichen ſyriſchen Küſte (z. B. Gaza) beſetzt hatten.

Die Avvim, welche in jenem Lande wohnten, leiſteten den Philiſtern wenig Widerſtand; dieſe nahmen die fünf Städte Gaza, Askalon, Aſchdod, Ekron und Gath ein und vermiſchten ſich mit den Einwohnern, die ſie vorfanden, und deren Sprache und Götter ſie annahmen, nämlich Dagon und Derketo, die „Fiſchgötter" Askalons. Die ſemitiſchen Ureinwohner bildeten die Maſſe des Volkes und die Abkömmlinge der von Ramſes III. hingeſandten Koloniſten die militäriſche Ariſtokratie.

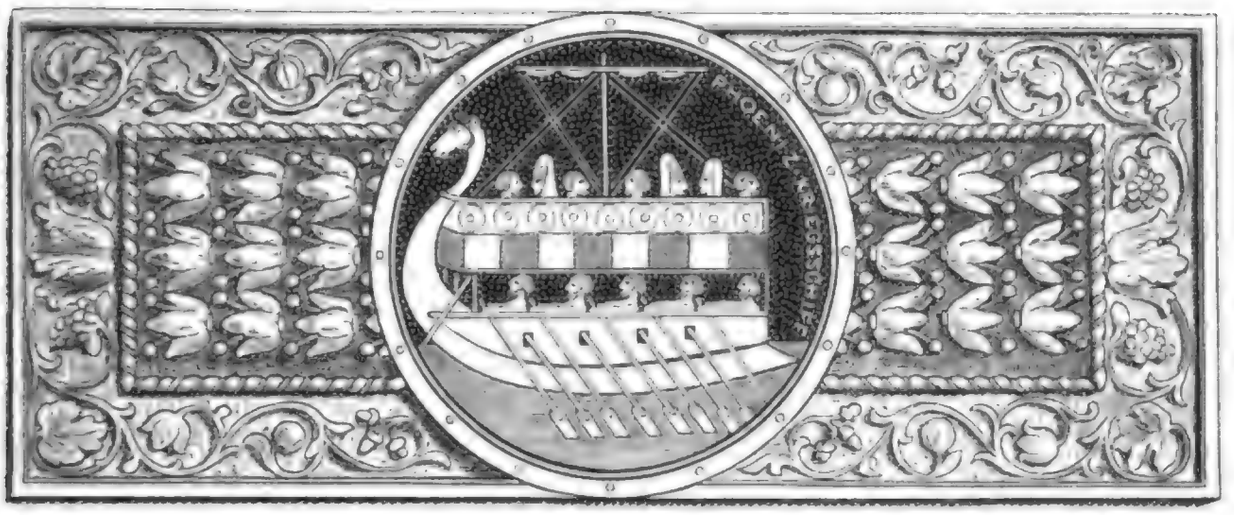
Dieſe fünf Städte bildeten einen Bund, deſſen Vorort gewöhnlich Gaza war. Jede dieſer Städte wurde durch einen militäriſchen Chef, Seren genannt, regiert. In Gaza, wo das urſprüngliche kananitiſche Element vorherrſchte, wurde die Serenwürde erblich und der Seren nannte ſich Melech oder König. Ein gemeinſchaftlicher Rath entſchied über öffentliche, allgemeine Angelegenheiten, wie über Krieg und Frieden. Ihre Hauptmacht beſtand in Kriegswagen und in Bogenſchützen, deren Geſchicklichkeit unter den Iſraeliten ſprüchwörtlich wurde.

Sie waren ein rühriges, kriegeriſches Volk, welches nicht allein Kriegszüge zu Lande, ſondern auch zu Waſſer unternahm. Von ihren Kriegen gegen die iſraelitiſchen Eindringlinge werden wir ſpäter reden. Mehr Geſchmack als am Landkrieg ſchienen ſie an der Seeräuberei zu finden, und ihre von Askalon oder Maiumas, dem Hafen von Gaza, auslaufenden Schiffe wurden ſelbſt den Phönikiern gefährlich, wie wir ſpäter ſehen werden. Von den Philiſtern ſchreibt ſich der Name Paläſtina her, welcher aus Philiſtina (Land der Philiſter) gebildet und ſpäter auf ganz Kanaan ausgedehnt wurde.

Der Berg Karmel.

Digitized by Google

PHOENIKIEN
UND
PALAESTINA
Maßstab 1:2 000 000
Stadien
Kilometer
Ostl. Länge v. Ferro
Aradus
Orthosia
Tripolis
Byblus
Berytus
Sidon
Sarepta
Ornithopolis
Tyrus
Palaetyrus
Ecdippa
Ace Ptolemais
Caesarea
Palaestina
Stratons Thurm
Apollonia
Joppe
Azotus
Ascalon
Gaza
Damascus
Trachonitis
Batanaea
Auranitis
Gadara
Hippos
Scythopolis
Gerasa
Philadelphia, Rabbath Ammon
Hierosolyma
Asphalt See
SAMARIA
IDUMAEA
ARABIA PETRAEA
Ortsnamen in stehend Cursivschrift sind solche in alter hebräischer Form, in Antiqua und schräger Cursiv griechische und römische Form.



Phönikien.

Wenn auch die Religion für die innere Entwicklung der Völker den wichtigsten Anstoß bot, ohne dessen segensreiche Wirkung kein Staat gebildet werden oder Bestand haben konnte, so war dieselbe doch andererseits ein Hinderniß für den Fortschritt der Weltkultur, indem sie, wie es die Geschichte lehrt, die Völker isolirte und ihre Erfinder und Pfleger, die Priester, durchweg und überall solche Kulturbestrebungen mit Gleichgiltigkeit behandelten, welche ihre Interessen oder einseitigen Ansichten nicht förderten, und denjenigen entschieden feindlich in den Weg traten, welche denselben schädlich schienen. Unter dem alleinigen Einfluß der Priester würde die Religion überall dieselbe Wirkung erzeugt haben wie in Aegypten und Indien, welche Länder Jahrhunderte hindurch von der übrigen Welt gewissermaßen abgetrennt blieben und auf deren Kulturentwicklungen gar keinen, oder nur einen sehr geringen Einfluß ausübten, — wenn nicht der manchen Religionen eigenthümliche Bekehrungseifer wie auch die Eroberungsluft der Fürsten *Kriege*, und Nothwendigkeit und Egoismus der Menschen im Allgemeinen den *Handel* erzeugt hätten. *Krieg* und *Handel* sind es, welche die hindernden Einflüsse der Religion überall in dieser Beziehung neutralisirten und die Hauptträger und Beförderer der Weltkultur wurden.

Der Krieg streute seine Saat in blutgetränkten Boden, und erst aus den Gebeinen der erschlagenen Väter erwuchsen die Kulturblüten und Früchte, deren sich spätere Generationen erfreuten; allein die meist ohne blutige Opfer erzeugten Wirkungen des Handels waren unmittelbarer, segensreicher und vielfältiger.

Ueber den Ursprung des Handels mehr zu sagen, als in der Vorhalle (S. 18) gesagt wurde, ist kaum nöthig. Er blieb Jahrtausende lang Tauschhandel. Was das heißt, braucht nicht erklärt zu werden; es ergiebt sich aus dem Namen. Daß ein solcher Handel sehr umständlich und beschwerlich war, liegt auf der Hand, und er war auch in seiner ursprünglichen Gestalt oft kaum ausführbar. Dies fand z. B. statt, wenn ein nur wenig Getreide erzeugendes Land aus einem Kornlande seinen Bedarf holen mußte, und letzteres für die in dem kornarmen Lande überflüssigen Erzeugnisse keine Verwendung hatte. Um nun solchen Handel zu erleichtern, oder überhaupt möglich zu machen, mußte man darauf denken, einen Preisausgleicher ausfindig zu machen, das heißt einen Gegenstand, der allgemein brauchbar war und daher überall Werth hatte, und dieser Preisausgleicher war *Geld*. Wir verstehen unter Geld gewöhnlich gemünztes Metall, oder auch ein anderes an sich werthloses Material — Papier — welchem unter Garantie, z. B. der ganzen Staatsgemeinschaft,

ein beſtimmter Werth beigelegt wird. In alten Zeiten aber, wie auch in manchen Gegenden noch heute, wurden gewiſſe Produkte, z. B. Thierfelle bei Jägervölkern, Vieh bei Ackerbauern, Salz, Thee, Tabak und dergleichen als Geld verwendet. Bald jedoch fand man im Metall ein bequemes Ausgleichmittel, erſtlich weil es nicht verdarb, überall gebraucht wurde und einen kleinen Raum einnahm, was bei dem beſchwerlichen Transport von Wichtigkeit war. Endlich machte man Münzen, das heißt Geldſtücke von einem beſtimmten Gewicht, deren Echtheit durch einen darauf befindlichen offiziellen Stempel beſtätigt wurde.

In früheſter Zeit wurde der Handel nur zu Lande vermittels Laſtthieren betrieben und war dadurch ſehr langwierig, koſtſpielig und beſchwerlich. Darauf benutzte man Schiffe, allein infolge der mangelhaften nautiſchen Hülfsmittel blieb dieſer Handel durch das ganze Alterthum hindurch hauptſächlich auf Küſtenſchiffahrt und faſt ausſchließlich auf das Mittelländiſche Meer beſchränkt; denn wenn ſich auch einzelne Seefahrer, angetrieben durch Unternehmungsgeiſt und Gewinnluſt, weiter hinaus wagten, ſo gehörten doch ſolche Fahrten zu den ſeltenen, ausnahmsweiſen.

Der Tauſchhandel civiliſirter Völker mit wilden wurde in derſelben Weiſe betrieben, wie das noch heutzutage hin und wieder der Fall iſt. Durch dieſen Verkehr lernten rohe Völker neue Bedürfniſſe und neue Sitten kennen, und da man in alten Zeiten nicht ſo ſchnell reiſte wie heutzutage und nicht immer gleich Gegenſtände zum Tauſch herbeiſchaffen konnte, ſo legten handelseifrige Völker überall, wo es zweckmäßig erſchien, Niederlagen und Kolonien an, wodurch dieſer Verkehr ein anhaltend wirkſamer wurde.

Welchen Gang die Entwicklung des Handels im Alterthum nahm, welche Wege derſelbe einſchlug und welche Kriſen und Phaſen derſelbe durchzumachen hatte, und was Alles dem Handel ſeinen Urſprung verdankt, findet man in eigenen, weitläuftigen Werken, welche dieſen eben ſo intereſſanten wie wichtigen Gegenſtand ausführlich behandeln; in dieſer Weltgeſchichte müſſen wir uns nur mit Andeutungen begnügen und es den Leſern überlaſſen, aus den überall darin verſtreuten Angaben ihre Schlüſſe zu ziehen.

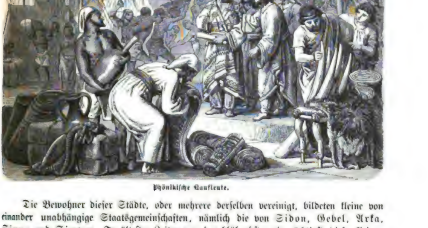
Die Phönikier waren das unternehmendſte Handelsvolk in dieſem Zeitraum der Geſchichte, die Hauptverbreiter und Vermittler der Kultur, und in dieſer Beziehung das wichtigſte Volk des frühen Alterthums.

Ueber den Urſprung ihres Namens beſtanden verſchiedene Traditionen. Die Griechen behaupteten, er ſchreibe ſich von dem Stammvater des Volkes, Namens Phönix, her, welcher ein Sohn des Agenor genannt wird. Nach Anderen heißt Phönikes das rothe Volk, entweder weil es vom Rothen Meer herkamen, oder wegen der Farbe ſeiner Haut, oder endlich wegen der Purpurfabriken, die es in all ſeinen Kolonien anlegte. Wieder Andere ſehen in Phönix den Namen der Palme und erklären, daß Phönike „das Land der Palmen“ heiße. Wir können uns über dieſe verſchiedenen Erklärungen um ſo weniger wundern, als ja die Phönikier ſelbſt von ihrer Herkunft nichts wußten und ſich für Ureinwohner des von ihnen eingenommenen Landes hielten. Wir wiſſen, daß all dieſe Erklärungen falſch ſind, und daß ihr Name nichts Anderes als die erweiterte Form von Phun (Poeni oder Puni) iſt, den ihre kuſchitiſchen Vorfahren aus der Heimat am Perſiſchen Meerbuſen mitbrachten und auf all ihre Kolonien übertrugen.

Wie wir angegeben haben, veranlaßte die Auswanderung der Puni von ihren heiligen Inſeln Tyr und Arad den Einfall der Hykſos genannten Völker in Aegypten. Man muß alſo annehmen, daß ſich die Puni ungefähr um das Jahr 2100 oder 2000 an der ſyriſchen Küſte niederließen. Als Thotmes I, mehr als 500 Jahre ſpäter, in Syrien einfiel, beſaßen ſie bereits an der Küſte große und blühende Handelsſtädte und waren klug genug, keinen Widerſtand zu leiſten, ſondern ſich ruhig einen Tribut gefallen zu laſſen, den ſie wohlfeiler fanden als einen blutigen Krieg, welcher wahrſcheinlich weit mehr gekoſtet und außerdem ihren Handel bedeutend geſchädigt haben würde.

Wir haben gesehen, daß die Pani schon am Persischen Meerbusen kühne und unternehmende Schiffer und Handelsleute waren. Dies bestimmte sie ohne Zweifel, sich an einer Küste niederzulassen, deren Beschaffenheit so äußerst günstig für die Anlage trefflicher Häfen war. Es entstanden hier eine Menge blühender Städte, unter denen wir, von Süden angefangen, folgende nennen wollen: Akō (St. Jean d'Acre), Us, Tyr, Sarepta, Sidon, Beruth, Gebel, Arka, Sinna, Botrys, Tripolis, Simyon, Simyra, Arad, Marath, Karne und Baltos.

Zur Zeit des Thotmes III. hatten sich die Bewohner von Arad und Simyra verführen lassen, an der Empörung der Rutenus gegen die ägyptische Oberherrschaft Theil zu nehmen. Sie wurden hart dafür gezüchtigt und hatten lange zu leiden, während die den Aegyptern treugebliebenen Städte Gebel, Beruth, Sidon und Tyr die Früchte ihres guten Verhaltens ernteten, denn sie erhielten dadurch das Privilegium, den Handel zwischen Aegypten und den anderen Ländern zu vermitteln.



Phönikische Kaufleute.

Die Bewohner dieser Städte, oder mehrere derselben vereinigt, bildeten kleine von einander unabhängige Staatsgemeinschaften, nämlich die von Sidon, Gebel, Arka, Sinna und Simyra. In ältesten Zeiten war der blühendste und mächtigste dieser kleinen Staaten der der Gibliten, welcher eine gewisse Oberhoheit über die übrigen Phönikier ausübte. Sie hatten zwei Königreiche: das von Gebel und das von Beruth (von den Griechen Byblos genannt). Gebel war in den ältesten Zeiten einige Stunden vom Meer am nördlichen Ufer des Nahr-el-Kelb, wie es hieß, vom Gotte El erbaut. Man sah indessen den Jrrthum des Gottes ein und baute am Meere, nahe dem Flusse Adonis, eine neue Stadt, die man ebenfalls Gebel nannte.

Beruth (Berothai oder Berythos, jetzt Beiruth), welches gleichfalls darauf Anspruch machte, vom Gotte El angelegt worden zu sein, hieß die Brunnenstadt und lag am Ende einer der fruchtbarsten Ebenen Phönikiens, in der Nähe der Mündung des Flüßchens Lykos (jetzt Nahr-el-Kelb). — An das Gebiet dieser beiden Städte, welches nicht besonders groß war, stieß das der Simyrener, und jenseit des Gebirges am mittleren

Orontes lag die prächtige Stadt Hamath. All diese kleinen Königreiche und ihre Städte verschwanden im Lauf der Zeit, so daß man keine Spur mehr von ihnen auffinden kann.

Der Glanz der Gibliten erlosch allmählich vor dem des zur höchsten Blüte gelangenden Sidon. Es war in unbekannten Zeiten von dem Gotte Bel (dem Agenor der Griechen) auf dem nördlichen Abhang eines kleinen Vorgebirges angelegt worden, welches sich schräg in südwestlicher Richtung vorschiebt. Sidon, das sich „die Erstgeborene Kanaans" nannte, war ursprünglich nur ein Fischerdorf und lange Zeit hindurch unbedeutend im Vergleich mit Gebel, Beruth und Tyr (oder Tyros), welches zu gleicher Zeit ebenfalls von Bel angelegt sein wollte.

Sidon hatte indessen einen herrlichen Hafen, der durch eine niedrige Felsenkette gebildet wurde, welche von dem nördlichsten Ende der Halbinsel einige hundert Meter parallel mit der Küste im Meere daher lief. Die Stadt war von einer durch den Bostrehn (Nahr-el-Aualy) bewässerten, mit Gärten bedeckten Ebene umgeben, welches ihr den Namen des blumigen Sidon verschaffte. Das zur Stadt gehörige Gebiet grenzte im Norden an das Königreich Beruth, wo der Tamur die Grenze bildete, und südlich ging es bis an die Mündung des Leontes (Natsana), wo das Gebiet von Tyros begann.

Arad im Norden und Tyros im Süden waren die beiden Hauptnebenbuhler von Sidon.

Arad lag auf einer kleiner Felseninsel, gegenüber der Mündung des Eleutheros (Nahr-el-Kebir). Der Raum war hier beschränkt und deshalb waren die Häuser dicht zusammen gedrängt und mehrere Stockwerke hoch. So vortheilhaft diese Lage auch in vieler Beziehung war, so hatte sie doch einen großen Mangel; die Insel hatte kein Trinkwasser außer dem, welches man in Cisternen sammelte. In Zeit der Noth hatte man indessen noch eine andere Hülfe und konnte sich Quellwasser, obwol mit großer Mühe, verschaffen. Eine solche Quelle befand sich nämlich in der Straße, welche damals die Insel vom Festlande trennte, unter dem Wasserspiegel der See. Taucher bedeckten die Quelle mit einer schweren, bleiernen Glocke, in welcher ein Lederschlauch eingefügt war. Auf diese Weise drang das Wasser in die Höhe und wurde gesammelt. Der Haupthafen der Stadt lag im Eleutheros.

Zu Arad gehörten die ihm auf dem Festlande gegenüber liegenden bedeutenden Städte Karne und Marath, ferner nördlich davon Gabala und Paltos und südlich Simyra mit seinem Gebiet. Auch Hamath am Orontes gehörte eine Zeit lang zu Arad.

Wir haben schon früher berichtet, daß die Kuschiten am Persischen Meerbusen ihre Heiligthümer und wahrscheinlich auch ihre kostbare Waaren enthaltenden Magazine auf Inseln anzulegen pflegten. Wir sehen, daß ihre Nachkommen, die Phönikier, ganz dieselbe Praxis befolgten, wo immer Inseln vorhanden waren.

Auch das nach Sidon berühmt werdende Tyros ist hauptsächlich eine Inselstadt. Die Sage von der Erbauung von Tyros ist folgende: In allerältesten Zeiten, als die Welt noch jung war und die Götter unter den Menschen lebten, baute Samemrum auf dem Festlande, südlich von der Mündung des Leontes (oder Natsana), eine Stadt von Rohr und Schilf, und sein Bruder Isoos, der erste Seemann, errichtete auf einigen Felseninseln, die dicht am Lande lagen, heilige Säulen. Im Jahre 2750 v. Chr., erzählten die tyrischen Priester, kam aber Melkart (der tyrische Hercules) und baute auf einer dieser Inseln einen Tempel und am Lande die Stadt aus festerem Material als Rohr und Schilf. Diese Sage der Priester mag wol historischen Grund haben, denn die Jahreszahl stimmt ungefähr mit derjenigen des Einfalls der Hirtenvölker in Aegypten überein, der, wie wir angegeben haben, gewissermaßen durch die Auswanderung der Puni von ihren Wohnplätzen veranlaßt wurde.

Tyros bestand aus zwei Theilen. Auf der Insel erhoben sich die Tempel und die Arsenale, während die Altstadt (Palä-Tyros) auf dem Festlande lag. Die Inselstadt hatte kein anderes Trinkwasser, als das in den Cisternen gesammelte, oder was sie in Barken

vom Festlande herbei kommen ließ. Das Gebiet von Tyros erstreckte sich bis zum Vorgebirge Karmel.

Sidon verlor erst sein Ansehn, als seine Flotte von derjenigen der Philister, welche der Seren von Askalon führte, geschlagen und die Stadt selbst genommen wurde. Das erschreckte die reichen Kaufherren von Sidon, denn ein solcher Fall konnte sich wiederholen, und viele von ihnen, denen wieder andere nachzogen, bauten sich schöne Häuser auf der Insel von Tyros, wo sie mit ihren Schätzen sicherer zu sein glaubten. Dadurch zog sich der Handel und mit ihm die Macht nach Tyros, und Sidon trat mehrere Jahrhunderte lang in den Hintergrund. Diese Uebersiedlung der sydonischen Handelsaristokratie nach Tyros fand etwa um 1200 v. Chr. statt.

Was wir früher von dem Einfluß und der Thätigkeit der Kuschiten am Persischen Meerbusen sagten, gilt noch in weit höherem Grade von ihren Nachkommen, den Phöniziern, am Mittelmeere. Die Sage berichtet zwar, daß die Puni ihre heiligen Inseln und Wohnsitze verließen, weil sie durch ungeheure Erdbeben vertrieben wurden; allein diese Erdbeben fanden an der syrischen Küste vielleicht in noch größerem Maße statt, als am Persischen Golf, und es ist wol möglich, daß der eigentliche Grund zur Auswanderung der war, daß die syrische Küste, die den Puni wol nicht unbekannt war, ihnen größere Vortheile für die Ausbreitung ihrer Handelsunternehmungen zu versprechen schien.

Die alten Sagen der Phönikier erzählen, daß Melkart, der schon genannte Gründer von Tyros, eine große Flotte und Armee sammelte, um damit Iberien (Spanien) zu erobern, wo Khryasor, Sohn des Geryon, geherrscht habe. Unterwegs habe Melkart die Nordküste von Afrika erobert, dort den Ackerbau eingeführt und die fabelhafte Stadt Hekatomphylos gegründet. Dann sei er über die Meerenge, der er seinen Namen gab, nach Spanien übergesetzt, welches er einnahm und wo er Gades (Cadix) gründete, und dann über Gallien, Italien, Sardinien und Sizilien nach Asien zurückgekehrt.

Diese Sagen mögen sich später gebildet haben; allein sie beweisen, daß die Phönikier schon in grauester Vorzeit ihre Handels- und Raubzüge bis an die Grenzen des Mittelmeeres ausdehnten, wovon sich überall die deutlichsten Spuren vorfinden. Die Geoliten, welche in ältesten Zeiten den ersten Rang unter den Phönikiern einnahmen, gründeten bereits Handelsstationen und Niederlassungen auf der nahe liegenden Insel Kypros (Cypern). Diese 250 Quadratmeilen große, gegen 60 Stunden lange und 20 Stunden breite Insel endet gegen Nordosten in einer langen Landzunge schräg über der Mündung des Orontes. Sie wird von Gebirgen durchzogen, deren höchster Punkt etwa 2000 Meter über dem Meeresspiegel liegt und welche in ihrem Schoße werthvolle Mineralien bergen. Das kyprische Kupfer war weit berühmt, und die Römer nannten dieses Metall Cyprium. Noch heute heißt das reinste schwefelsaure Kupfer (Kupfervitriol) cyprisches. Die Insel enthielt fruchtbare Ebenen, und die Abhänge der Berge waren in alten Zeiten mit reichen Wäldern bestanden. Die Küsten boten vortheilhafte Plätze für Häfen, und so ist es sehr begreiflich, daß die kuschitischen Ansiedler, denen der Küstenstrich zwischen dem Meer und dem Libanon bald zu eng wurde, sich auf der benachbarten Insel ausbreiteten. Hauptsächlich waren es die semitischen Völker der Hamither und Kittier, die Kypros einnahmen und die Ureinwohner in das Innere der Insel drängten. Der Name Kittier wurde bald allen Bewohnern von Kypros gegeben. Diese Völker bauten die Städte Hamath (Amathontes oder Amathus) und Kition (Cicium). Byblos (Gebel oder Gebon) gründete an der Westküste das große Heiligthum von Paphos, und auf verschiedenen anderen Punkten entstanden Golgos, Lapethos, Kourion, Karpasia, Tamassos, welche kleine, Anfangs von Gebel, später von Sidon abhängige Königreiche bildeten. Unter der sidonischen Herrschaft vermehrten und vergrößerten sich diese Kolonien bedeutend.

An der südlichen syrischen Küste begnügten sich die Phönikier mit befestigten Handelsstationen, wie Dor, Joppe, zu Askalon und am Berge Casios an der ägyptischen Grenze.

Jenſeit derſelben aber duldeten die Pharaonen keine ſelbſtändigen Forts oder Kolonien, und die Phönikier, welche die Vortheile des ägyptiſchen Handels wohl zu ſchätzen wußten, mußten froh ſein, wenn man ihnen geſtattete, in Tanis, Bubaſtis, Mendes und Sais Niederlagen zu haben. Die größten Niederlagen hatten ſie in Memphis, wo deren Stadttheil, welcher Ankhaui hieß, eine förmliche Stadt für ſich bildete.

Von Aegypten aus fuhren ſidoniſche Schiffe die afrikaniſche Küſte entlang; allein die Beſchaffenheit derſelben, wie die dort wohnenden Völker, ſchienen den Phönikiern nicht einladend genug, und die Koloniſation machte in älteſter Zeit dort nur kümmerliche Fortſchritte.

Weit vortheilhafter und in jeder Beziehung günſtiger waren die nördlich von Syrien gelegenen Küſten Kleinaſiens, beſonders die von dem Aegäiſchen Meere beſpülte Weſtküſte mit ihren unendlich vielen Buchten und davor liegenden großen und kleinen Inſeln. Zunächſt nördlich von der Mündung des Orontes lag die Südküſte Kleinaſiens, und die dort wohnenden Kilikier hatten nichts dagegen, daß die Phönikier ſich dort feſtſetzten. Es entſtanden an jener Küſte Kibyra, Maſura, Ruskopus, Sylion, Mygdale, Phaſelis und Sidnya. Die weiter weſtlich wohnenden Lykier duldeten an ihrer Küſte keine phöniſiſchen Niederlaſſungen, aber die benachbarten und von alten Zeiten her vielleicht ſtammverwandten Karier legten ihnen wenig Hinderniſſe in den Weg und fanden es bald vortheilhaft, ſich näher mit den Phönikiern zu verbinden und ſie in ihren Unternehmungen zu unterſtützen.

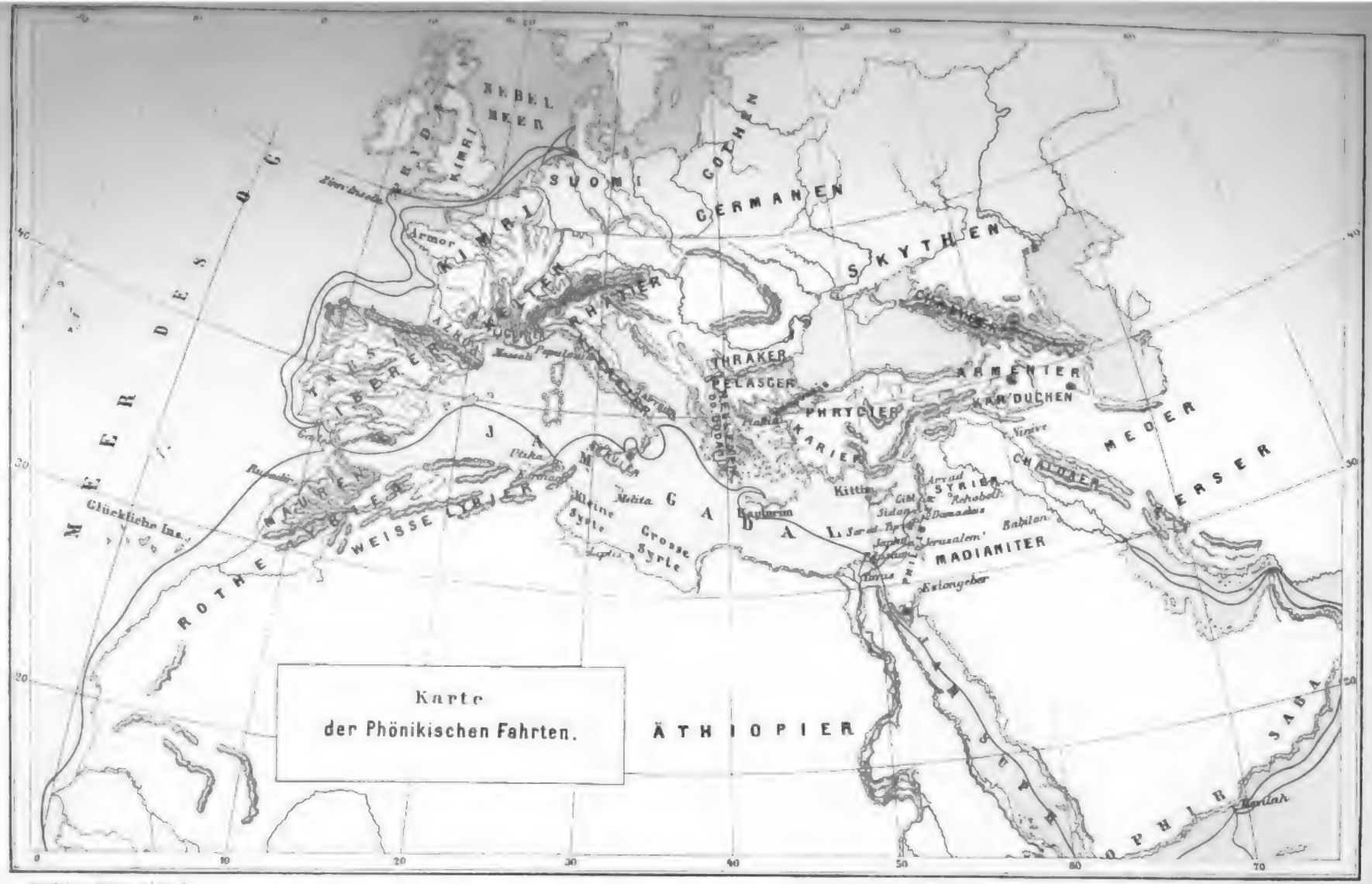
Von ihrem Hafenplatz Aſtyra, Rhodos gegenüber, gingen die Phönikier bald auf dieſe Inſel über und nahmen dort die drei Häfen Jalyſos, Lindos und Kamyros ein, indem ſie ſich mit den kariſchen Anſiedlern verbanden und die Ureinwohner in die Gebirge trieben. Karier und Phönikier wurden hier gewiſſermaßen ein Volk.

Die ſemitiſchen Völker, welche in älteſter Zeit auch bis nach Kleinaſien gegangen waren und ſich dort niedergelaſſen hatten, vermiſchten ſich mit den Einwohnern, die ſie vorfanden, oder den eindringenden Völkern ariſcher Abſtammung, und ihre Spuren verwiſchten ſich und erhielten ſich nur an der Südküſte. Die Phönikier, die ebenfalls gern mehr in das Innere Kleinaſiens eingedrungen wären, woher die Goldſand führenden Flüſſe kamen, mußten davon abſtehen, denn die dort wohnenden Völker litten es nicht, und ſie mußten ſich damit begnügen, ſich auf den Inſeln feſtzuſetzen. Sie nahmen die Kykladiſchen und Sporadiſchen Inſeln ein, von denen manche einen großen Reichthum an Metallen beſaßen, während in der Nähe anderer die Ausbeute an Purpurmuſcheln, die zur Färberei gebraucht wurden, außerordentlich reich war.

Mit Hülfe der Karier wurde Delos koloniſirt und ebenſo Paros, deſſen Marmorbrüche geſchätztes Material lieferten. Oliaros (Antiparos) wurde von den Sidoniern, Melos von den Gebliten eingenommen. In Melos fand man Schwefel und Alaun in Ueberfluß, die man zur Färberei gebrauchte. Ebenſo reich waren die Minen von Thera und Siphnos. Purpurmuſcheln wurden bei Niſyra und Gyaros gefiſcht, und auf Kos und Amorgos legten die Phönikier Färbereien und Webereien an.

Dieſe Inſeln waren für die Sidonier — ſo nannte man bald alle Phönikier — von unendlichem Werth, weil ſie viel ſicherer waren als die Anſiedelungen an der Küſte. Von hier aus machten ſie jedoch Züge nach dem feſten Lande, wo ſie beſonders darauf bedacht waren, die von den Eingeborenen vernachläſſigten oder kaum gekannten Bergwerke auszubeuten. Das thaten ſie z. B. an der thrakiſchen Küſte, wo ſie die Goldminen des Berges Pangäos bearbeiteten. Sie errichteten auch Kolonien in Samothrake, Lemnos und Thaſos, die jedoch erſt unter tyriſcher Oberherrſchaft gediehen.

Am Hellespont gründeten ſie Lampſakos und Abydos, und ſetzten ſich bei Pronektos am Eingang des Askaniſchen Golfes feſt, von wo aus ſie die bithyniſchen Silbergruben ausbeuteten. Aus der Propontis (jetzt Marmarameer) gelangten die Phönikier in den Pontus Euxinus (das Schwarze Meer) und fuhren die Oſtküſte entlang,



Leipzig: Verlag von Otto Spamer

Digitized by Google

angelockt durch den Ruf der kaukasischen Minen. Mit Hülfe ihrer Verbündeten, der Karier, legten sie vom Bosporos bis nach Kolchis eine Anzahl befestigter Handelsposten an, wie Heraklăa, Sesamos, Karambys und Sinope.

An der Mündung des Dnjepr entstand ein neues Tyros, und die kühnen Sidonier wagten sich weit hinein in die großen Ebenen des südlichen Rußlands. Von dorther brachten sie außer allerlei Meerprodukten, Gold und Silber, Blei und Zinn, welches sie früher auf dem Landwege durch Armenien und Syrien empfingen und zur Bronzefabrikation brauchten.

Landung phönikischer Schiffe. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Von Rhodos aus sah man im Süden die Berge der großen Insel Kreta. Die Sidonier trieben die Eingeborenen der Insel in die Gebirge und legten an der Küste ihre Handelsstationen und Fabriken an, wie zu Itanos, Lappa, Kairatos, Phönike oder Arab, Gortyne und Lebena. — Kythere, halbwegs zwischen Kreta und dem Peloponnes, wurde ebenfalls eingenommen. Man fand hier die murex brandaris, eine Muschel, von der man den Inselpurpur gewann, in einer solchen Masse, daß man die Insel die Purpurinsel nannte.

Unter der Vorherrschaft der Tyrier nahmen die Kolonisations- und Seeunternehmungen der Phönikier einen höhern Flug. Syrien und besonders das Küstenland wurde für die Menge der Völker, welche dort hin gedrängt wurden, zu klein, und man war darauf bedacht, sich ihrer Ueberzahl zu entledigen, indem man sie in ferne Kolonien verpflanzte, wo sie reichlicher und zufriedener leben konnten als in dem überfüllten Syrien und außerdem den Plänen der Tyrier dienten.

Auf Sizilien faßten diese schon frühzeitig festen Fuß. Wegen ihrer dreieckigen Gestalt nannte man zuerst die Insel Trinakrial (Dreispitzen) und später nach den aus Italien herüber kommenden Sikulern Sizilien. Im Süden bei Rus (Kap) Melkart

Digitized by Google

wurde eine Stadt gebaut, der die Griechen, da Melkart der tyrische Herakles war, den Namen Heraklea gaben. Im Westen der Insel erbaute man auf einer schmalen Landzunge Motya und im Norden eine Felsenstadt, Solonis; ferner Machanat, was „Lager der Buntwirker" hieß wegen der hier befindlichen Webereien und Färbereien. Die Griechen nannten die Stadt Panormos (Palermo). Auch auf der Ostküste findet man in den später bedeutend werdenden Handelsstädten Pachynos, Syrakus, Leontini, Thapsos und Katana Anzeichen, die auf eine frühzeitige Anlage durch Phönikier hinweisen. Auch scheint es, daß sie an der Küste Unteritaliens einige befestigte Handelsstationen anlegten.

Die Felseninsel Malta war ein zu bequemer Zwischenpunkt im Mittelmeer für die Fahrt von Iberien nach Phönikien, als daß man sie nicht eingenommen haben sollte. Die Sidonier erbauten hier zuerst ihrer Göttin Astarte einen Tempel, nahe am Hafen, und die Tyrier, die nicht zurückbleiben wollten, errichteten dem Melkart einen andern Tempel. Um die Insel bewohnbar zu machen, heißt es, mußte man Erde zur Bedeckung der Felsenoberfläche von Sizilien herüberbringen. — Auch auf der dabei liegenden Insel Gaulos (Gozzo) wurde ein Tempel erbaut.

An der Küste von Sardinien legten die Phönikier die Städte Caralis (Cagliari), Nora und Sulzi an, und auf den Balearen waren gleichfalls tyrische Niederlassungen.

Die größte Wichtigkeit erlangten indessen die Kolonien an der Nordküste von Afrika und in Südspanien.

Die Völker, welche westlich von Aegypten in Afrika wohnten, benannte man in ältesten Zeiten mit dem allgemeinen Namen Libyer. Von ihnen gab es eine Menge an Sitten und Gewohnheiten verschiedene Stämme, die aber in Nordafrika durch Vermischung mit einwandernden Nationen bald ihren ursprünglichen Charakter verloren. Im nördlichen Theil von Afrika, von Aegypten bis in die Gegend, wo später Karthago angelegt wurde, wohnten ackerbauende Völker mit verschiedenen Namen. In der Nähe der kleinen Syrte bewohnten die Byzanten ein fruchtbares Land, welches nach ihnen Byzaicum genannt wurde. — Südlich von ihnen wohnten dunkelfarbige Menschen, Nomaden, die aus Aethiopien dort hingekommen zu sein scheinen, und in den Oasen und auf den Abhängen des Atlas wohnten Gätuler, Maziken und Numidier.

Als die Hirtenvölker Asiens in Aegypten einfielen, gingen viele ihrer Stämme über das Delta hinaus und ließen sich in dem fruchtbaren Byzaicum nieder. Nach der Vertreibung der Hykšos folgten ihnen andere Stammverwandte, und endlich, als die Israeliten erobernd in Syrien einbrachen und manche der in Kanaan wohnenden Völker den Phönikiern auf den Hals jagten, schifften diese sie als willkommene Kolonisten nach Nordafrika ein.

Nach einer noch im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung umlaufenden Sage gehörten zu diesen infolge der israelitischen Invasion übergeführten Völkern die Girgesener, die sich bis zum Westende Afrika's ausbreiteten. Es wird berichtet, daß sie noch zu jener späten Zeit phönikisch sprachen, und daß in der Nähe von Tigisis, wo sie einst ein Fort gebaut hatten, in der Nähe eines Brunnens zwei Säulen von weißem Stein standen mit Inschriften in phönikischer Sprache, in denen es hieß, „sie seien errichtet von Denjenigen, welche sich vor Josua, dem Sohne der Nauch, flüchteten".

Die Sidonier zogen den größten Vortheil daraus, denn diese Verpflanzung befreundeter Völker machte es ihnen möglich, ihre Handelsposten in Afrika in wirkliche Kolonien zu verwandeln. Es entstanden an den Ufern der Syrte Leptis, Aea, Sabrata, Thapsos, Kambe und Utika, und der ganze Handel des westlichen Afrika fiel in die Hände der Sidonier. Die semitischen Völker, von denen zu verschiedenen Zeiten neuer Zuwachs aus Kanaan kam, vermischten sich mit den bereits dort wohnenden Berbern und Libyern, und es entstand eine eigene libysch-phönikische Mischrasse. — An der ganzen Nordküste von Afrika und selbst an der Nordwestküste entstand ein reges Leben und Treiben.

Das Land war überall trefflich angebaut und Zeugitana und Byzacium, die an den beiden Syrten liegenden Länder, waren berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit. Das Getreide trug hundertfältige Frucht, der Wein reifte zweimal im Jahr und nicht minder gediehen herrliche Frucht- und Olivenbäume. Fabriken und besonders Purpurfärbereien wurden überall errichtet, kurz durch die Handels- und Gewerkthätigkeit eines tüchtigen, praktischen Volkes der Kultur ein ungeheuerer Landstrich gewonnen, der ohne die Phönikier wahrscheinlich ein Jahrtausend länger in ursprünglicher Barbarei geblieben sein würde.

Wir haben die Sage von dem Zuge des tyrischen Hercules, des Melkart, angeführt. So viel ist sicher, und das mag wol der Grund der Sage sein, daß schon in frühester Zeit phönikische Abenteurer bis an die Meerenge kamen, welche das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Man hielt diese für das Ende der Welt und die Felsen auf beiden Seiten gewissermaßen für die Thorsäulen und nannte sie auch die „Säulen des Hercules" (Melkart). Man hatte sich indessen dennoch darüber hinausgewagt und an der Küste von Spanien jenseit der Meerenge auf einer kleinen Insel, südwärts des Flusses Tartessos oder Bätis, einen Tempel gebaut und den Grund zu einer Stadt gelegt, die man Gadir, Feste, nannte, woraus später Gades wurde. Die Zeit dieser Erbauung mag etwa 1100 v. Chr. gewesen sein; allein die Sage schrieb sie, wie oben gesagt, dem Melkart zu. Gades hatte insofern Aehnlichkeit mit Tyros, als es auch aus einem Theil bestand, der auf einer wasserlosen Felseninsel, und aus einem andern, der auf dem Festlande erbaut war. Die schmale Meerenge war indessen überbrückt worden.

Gades wurde der Hauptstapelplatz des Handels mit Tarsis oder Tartessos, dem Kalifornien jener alten Zeit, einem Landstrich, welcher zwischen den Felsen von Kalpe (dem heutigen Gibraltar) und dem Anas (Guadiana) lag und vom Bätis durchflossen wurde. In diesem Küstenstrich gab es Silber in großer Menge, und das gediegene Gold lag oft unter dem Rasen und wurde hin und wieder in ein halbes Pfund schweren Stücken gefunden. Die halbwilden Eingeborenen legten dem Metall keinen besonderen Werth bei, und für Glasperlen und andere werthlose oder äußerst wohlfeile Dinge tauschten die Phönikier den tausendfachen Werth ein. Außer Gold und Silber enthielten die Berge des Landes noch viele andere werthvolle Metalle und der Boden selbst war fruchtbar und brachte Ueberfluß an Getreide, Oel, Wein, Wachs, Honig, Pech u. s. w. hervor. Es entstanden eine Menge Kolonien in Turdetanien, dem südlichen Spanien; und auch in der Meerenge selbst, nicht weit von der einen Säule des Hercules, Kalpe, erbaute man Karteja und weiter ostwärts Malaca (Malaga), ferner Six und Abderat. Auch an der Ostküste Spaniens erhoben sich phönikische Handelsplätze, ebenso an den Mündungen sämmtlicher Flüsse und an den Ufern derselben, so weit sie schiffbar waren.

Von den Säulen des Hercules fuhren die Phönikier nach Norden und holten Zinn von den Kassiteriden (Zinninseln), die an der Südspitze von Britannien liegen und zum Theil unbewohnt waren. Auch nach Britannien selbst sollen sie gekommen sein; ob sie jedoch in die Ostsee kamen, ist unwahrscheinlich, man vermuthet es nur, weil sie mit Bernstein beladen aus jenen nördlichen Gegenden zurückkehrten; allein vermuthlich tauschten sie es von mehr westlich an der Küste wohnenden Völkern ein. Schon zu Homer's Zeiten handelten sie mit Schmucksachen aus „Elektron", welche sehr hoch geschätzt wurden.

Während die Phönikier alle Küsten der damals bekannten Welt befuhren, überall Kolonien anlegend und Verbindungen mit den Völkern anknüpfend, von deren Existenz man zum ersten Male etwas durch sie erfuhr, versäumten sie auch keineswegs den Landhandel. Alle großen Handelsstraßen, welche von den großen Märkten des fernsten Ostens, aus Indien, Baktrien, Chaldäa und Arabien oder den Gegenden des Kaukasus ausgingen, endeten in Sidon und Tyros. Ob sie selbst mit ihren Karawanen diese fernen Handelsplätze besuchten und die Produkte vom Ganges und das Gold vom Altaigebirge holten, oder ob sie es sich in ihre Zwischenstationen in Chaldäa und Arabien bringen ließen, ist

zweifelhaft; allein so viel ist gewiß, daß sie auf diesen Handelsstraßen die weitest vorgeschobenen Punkte und die Uebergänge aller Flüsse und Eingänge der Engpässe besetzt hatten. In Lais, nahe den Quellen des Jordans, nicht weit von dem Ort, wo die aus Aegypten nach Assyrien führende Handelsstraße aus dem südlichen Syrien in Cölesyrien eintritt, war eine Niederlassung der Sidonier. Ebenso waren Hamath am Orontes, Thapsakos am Euphratübergang und Nisibis in der Nähe der Tigrisquelle von Phönikiern angelegt worden. In diesen und vielen anderen an der Handelsstraße liegenden Städten hatten die Phönikier ihre Waarenniederlagen, von wo aus sie die Völker ringsum versorgten. Hier auf dem Festlande, eben so wie in Aegypten, standen sie jedoch unter der Autorität der Landesfürsten, während sie in ihren Küstenkolonien die Herren waren. Wenn sie auch keine großen Armeen aufstellten, wie die Pharaonen oder die assyrischen Könige, so gab doch ihr über die ganze Welt ausgebreitetes Reich an Macht und Einfluß keinem andern nach. Ihre Seemacht war die größte der Erde, und Tyros mehr als vier Jahrhunderte lang die angesehenste und berühmteste Stadt der Welt.

Als Tyros noch von Sidon abhängig war, wurde es von zwei von der Mutterstadt eingesetzten Oberhäuptern regiert, welche Schophetim — Suffeten — hießen, allein im 11. Jahrhundert nahm der Suffet Abibaal den Königstitel an, sagte sich von Sidons Vormundschaft los und machte Tyros zum Vorort der phönikischen Welt. Nur Arad wußte eine unabhängige Stellung zu behaupten. Unter Abibaal und besonders seinem Sohn Hiram (1001—967 v. Chr.) dehnten sich die Unternehmungen der Tyrier immer weiter aus, und der Ruhm dieses Königs erfüllte die Erde. Er schloß Freundschaftsbündnisse mit den benachbarten Völkern und besonders mit Israel, welches nun auch von Königen regiert wurde, und wußte die Kittier auf Kreta, welche keinen Tribut mehr zahlen wollten, zu bändigen.

Die Israeliten, die in Kanaan einfielen, waren keine Seeleute; das Küstenland lockte sie nicht, und so kamen sie mit den Phönikiern selten in feindliche Berührung. Die Sidonier, welche stets den Frieden dem Krieg vorzogen, wenn es irgend thunlich war, hatten nichts dagegen, daß sich einzelne Stämme der Israeliten in ihrem Lande niederließen, und diese fanden es bald vortheilhaft, den Phönikiern als Handlanger bei ihren Handelsgeschäften gegen Lohn zu dienen.

Hiram erweiterte und verschönerte Tyros bedeutend. Der alte Melkarttempel stand auf einer kleinen Felseninsel, die von derjenigen, worauf man die Stadt gebaut, durch einen schmalen Meerarm getrennt war. Der König ließ diesen Zwischenraum nicht nur ausfüllen, sondern auch an der östlichen Seite die Insel, worauf die Stadt stand, durch Aufschüttungen vergrößern, wodurch die Inselstadt der auf dem festen Lande (Palätyros) bis auf 1200 Schritt nahe rückte. Von der Größe dieser Arbeit wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man erfährt, daß auf dem angeschütteten Lande nicht nur eine Vorstadt mit einem großen Marktplatz stand, sondern noch ein heiliger Bezirk mit Gärten angelegt war. Die beiden Häfen wurden durch starke Mauern geschützt und Magazine und andere Gebäude in deren Nähe angelegt. Die Tempel des Melkart und der Astarte wurden von Hiram restaurirt und glänzend geschmückt. Ob die Festungswerke, welche die ganze Insel schützten, schon von Hiram erbaut wurden, ist zweifelhaft. Sie bestanden in Mauern aus soliden Felsenstücken, welche aus der See direkt in die Höhe stiegen und an der Ostseite 50 Meter hoch waren. An der Südseite, wo der Palast des Königs stand und sich die Schiffswerften befanden, waren die Mauern nicht so hoch.

Dies Inseltyros war gewissermaßen die Citadelle, denn als die eigentliche Stadt mußte man wol die ansehen, welche der Insel gegenüber auf dem Festlande sich zwei Stunden lang am Ufer hinzog und deren Anlagen und Pracht dem Reichthum ihrer Einwohner entsprach.

Als Hiram starb, folgte ihm sein Sohn Baleastartos, der nur sieben Jahre regierte. Ihm folgte sein ältester Sohn Abdastartos. Die vier Söhne seiner Amme, die am

Höfe erzogen waren und durch den Einfluß ihrer Mutter bedeutende Stellungen hatten, erregten einen Aufstand, in welchem der König erschlagen wurde. Der älteste der vier Verschwörer wurde zum König gemacht, und da es ihnen gelang, die Lohnsoldaten und beliebten Abenteurer in den phönikischen Städten für sich zu gewinnen, so behaupteten sie sich zwölf Jahre lang.

Dieser heillose Zustand erschütterte und schwächte die phönikische Herrschaft. Die unzufriedenen Patrizier wanderten aus, und viele Kolonien benutzten die Verwirrung in der Mutterstadt, sich unabhängig zu machen.

Man wurde endlich dieser Wirthschaft in Tyros selbst müde. Der Usurpator wurde verjagt und der älteste Sohn des Baleastart, Astart, auf den Thron gesetzt, auf dem ihm jedoch schnell nach einander seine Brüder Astarim und Pheli folgten. Während ihrer Regierung besserten sich die Zustände in Tyros keineswegs, und ein Verwandter des Königshauses, Ithoboal, Oberpriester der Astarte, ermordete Pheli (917 v. Chr.) und setzte sich auf den Thron, auf dem er sich zweiunddreißig Jahre behauptete.

Küstenstadt.

Er war ein energischer Mann, der die Ruhe wieder herstellte und sich auch Einfluß unter den benachbarten Königreichen der Israeliten zu verschaffen wußte, indem er seine Tochter Jezabel mit König Ahab verheirathete.

So lange Ithoboal lebte, war es ihm gelungen, die Feindseligkeiten zwischen der altsidonischen Aristokratie und der Volkspartei niederzuhalten; allein kaum war er todt, so wiederholten sich die beim Tode Hirom's I. stattgefundenen Unruhen. Sein Sohn Baletjor regierte nur acht Jahre und hinterließ einen achtjährigen Sohn, Namens Mutton (oder Mattan), der nicht fähig war, den Ansprüchen der Volkspartei entgegen zu treten.

Als Mattan starb, hinterließ er eine Tochter, Elissar, und einen Sohn, Pygmalion, der noch ein Kind war. Elissar war an den Bruder des Königs, ihren Onkel, Namens Sicharbal verheirathet, der Oberpriester des Melkart und als solcher der nächste nach dem König im Reiche war. Nach dem Willen Mattan's sollte er die Vormundschaft über Pygmalion übernehmen wie auch die Regentschaft. Einige Jahre, nachdem er sie geführt hatte, wurde er von der Volkspartei gestürzt und von seinem Neffen Pygmalion ermordet.

Elissar, die den Tod ihres Mannes rächen wollte, verschwor sich mit der aristokratischen Partei. Als die Verschwörung entdeckt wurde, gelang es ihr und ihren Anhängern,

Digitized by Google

sich einer reich beladenen und zum Auslaufen im Hafen bereit liegenden Flotte zu bemächtigen und mit dieser nach Afrika zu segeln. Sie schiffte sich in Zeugetanien aus, an einem Ort, wo die Sidonier mehrere Jahrhunderte früher die Stadt Kambeh gegründet hatten. Sie kaufte von dem dort herrschenden libysch-phönikischen Könige Land und baute auf den Ruinen des alten Kambeh zwischen der altphönikischen Kolonie Utika und dem Vorgebirge Hermes eine neue Stadt, Kiriath-Hadeschat (wahrscheinlich Kart-Hadschat ausgesprochen), woraus die Griechen Karkhedon und die Römer Carthago machten.

Das Jahr, in welchem Karthago gegründet wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch geschah es aller Wahrscheinlichkeit nach in der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr., zwischen 850 und 810. — Die Geschichte dieser Anlage ist, wie das stets bei der wichtiger Städte des Alterthums der Fall war, von Fabeln umhüllt. Da die Auswanderungsexpedition der Elissar unter dem Schutze der Astarte (der besondern Schutzgöttin von Sidon) stattfand, welche auch den Beinamen „Dido" führte, so verschmolz man den Namen mit dem der Elissar und betete sie als Schutzgöttin von Karthago an.

Es wird erzählt, daß Elissar von dem libysch-phönikischen Könige des Landes soviel Grund ankaufte, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne und daß sie listigerweise die Haut in dünne Riemen schneiden ließ, womit sie ein größeres Gebiet umspannte, worauf sie die Stadt gründete. Man vermuthet, daß diese Fabel aus dem Namen Byrsa ententstand, welcher dem zuerst angelegten Stadttheil gegeben wurde, was auf phönikisch Burg, im Griechischen aber Fell hieß. Die Griechen waren groß im Erfinden solcher Märchen, womit ihre Geschichtschreiber die Geschichte, besonders die der orientalischen Völker, verwirrt haben. — So wird auch erzählt, daß ein König der Nachbarschaft Elissar zur Frau begehrte, daß diese jedoch, weil sie durch ihre Ablehnung den jungen Staat zu gefährden fürchtete, oder weil sie die Verbindung mit einem Barbaren verabscheute, sich auf einem Scheiterhaufen selbst verbrannte.

Die Auswanderung der Aristokratie von Sidon nach Tyros wurde die Veranlassung zu dem Verfall der Macht der ersteren Stadt, und Aehnliches geschah in Bezug auf Tyros durch die Uebersiedelung der vornehmen tyrischen Geschlechter nach der neuen Kolonie Karthago, der es nicht einfiel, sich der in Tyros zur Herrschaft gekommenen Volkspartei zu unterwerfen, die wenigstens von der Oberhoheit der Mutterstadt wenig Notiz nahm. Dies Beispiel wurde von anderen Kolonien nachgeahmt, und die Macht von Tyros verminderte sich allmählich. Die bürgerlichen Unruhen und der Einfall der Assyrer, wovon wir in der Geschichte Assyriens ausführlicher reden werden, trugen nicht wenig zur Schwächung der tyrischen Macht bei, obwol dieselbe noch Jahrhunderte hindurch bedeutend blieb. Die Stadt verlor indessen doch so viel von ihrem Ansehn in Phönikien, daß etwa in der Mitte des achten Jahrhunderts Sidon für eine kurze Zeit wieder den Vorrang in jenem Lande einnahm. Die nähere Geschichte Phönikiens seit dem Zusammenstoß mit den mächtigen Reichen Aegypten und Assyrien werden wir in der Geschichte des letzteren Landes kennen lernen.

Kulturgeschichte.

Staatsverfassung Phönikiens. Ueber die Staatseinrichtung in den phönikischen Städten fehlen uns genaue Nachrichten; allein aus dem, was wir von den Einrichtungen der Kolonien wissen, die denen der Mutterstädte nachgebildet waren, wie aus Analogien, die wir in allen Gemeinwesen finden, welche mehr dem Handel und der Industrie, als der Militärgewalt ihr Aufblühen und ihre Macht verdanken, können wir uns ein ungefähres Bild des phönikischen Staatslebens zusammen stellen.

Die kuschitischen Einwanderer, die an der syrischen Küste Städte anlegten und Schifffahrt trieben, nahmen natürlich den Vorrang vor den Ureinwohnern ein, denen sie in jeder Hinsicht überlegen waren. Dieses Ansehn vererbte sich auf die Nachkommen und es

entſtand auf dieſe Weiſe in allen phönikiſchen Städten eine Ariſtokratie, deren Anſehen ſich immer mehr befeſtigte je reicher die alten Familien wurden. Es war ganz ſelbſtverſtändlich, daß dieſe alten Geſchlechter die Angelegenheiten der Städter ordneten und mit einem Wort die Regierung führten. Die Jahrhunderte ſpäter einwandernden Völker, die man aufnahm und duldete, da man ihre Dienſte brauchte, und welche ſich natürlich auch in den Städten niederließen, fanden dieſes Verhältniß vor, und es fiel ihnen auch lange nicht ein, darin eine Aenderung vorzunehmen, da ſie durch die See- und Handelsunternehmungen dieſer ariſtokratiſchen Geſchlechter beſchäftigt wurden und ihren Unterhalt gewannen. Die Regierung wurde alſo unter dieſen letzteren erblich und die reichſten und intelligenteſten unter ihnen erlangten den größten Einfluß und die hervorragendſten Stellen. Da die Oberhäupter aller im Lande Syrien wohnenden Völker ſich Könige nannten, ſo kann es nicht auffallen, daß die zeitweiligen Regenten der phöniſiſchen Städte, die weit mächtiger waren, ſich ebenfalls dieſen Titel beilegten und auch die äußeren Zeichen der Königswürde zur Schau trugen, was ſchon wegen des Anſehens bei anderen Völkern, mit denen man zu verkehren hatte, nöthig war.

Ankunft phöniſikiſcher Kauffarte im Hafen.

Da aber die anderen alten phöniſiſchen Geſchlechter eben ſo angeſehen und reich waren wie die, aus denen man die Könige nahm, ſo geſtaltete ſich auch das Verhältniß zu dieſem anders als in mehr barbariſchen Staaten. Die Verfaſſung war eben eine ariſtokratiſche Republik mit einem König genannten Oberhaupte, deſſen Macht durch Geſetzkörper aus den edeln Geſchlechtern eingeſchränkt wurde. In ſpäterer Zeit, als das Volk gleichfalls reich und intelligent wurde und ſich zu fühlen anfing, verfehlte es nicht, ſeinen Antheil an der Regierung des Gemeinweſens zu verlangen, der ihm denn auch eingeräumt werden mußte.

Die Könige waren Anführer des Heeres und der Flotte, ihnen gehörte die oberſte Gerichtsbarkeit; aber ihrer Willkür waren, wie bemerkt, durch Senate, oder welchen Namen ſolche Regierungskörper getragen haben mögen, wie auch durch die Oberprieſter Schranken geſetzt; nächſt dem Könige beſonders hohe das höchſte Anſehen und wurden daher auch meiſt aus der Familie deſſelben erwählt. Da man hauptſächlich Könige hatte, um hinter andern Völkern nicht zurückzubleiben, aber ihnen nicht zu viel Gewalt einräumen wollte, ſo erreichte man den Hauptzweck dadurch, daß man ſie mit orientaliſchem Pomp umgab und ihnen allerlei Auszeichnungen bewilligte. So wurde namentlich der Purpurmantel ein Vorrecht und Würdezeichen der Könige von Sidon und Tyros, und dieſe Gewohnheit ging von hier aus auch auf andere Völker über und hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Landgebiet der verſchiedenen Städte gehörte entweder dem Staat, einzelnen edlen Geſchlechtern oder den verſchiedenen Tempeln, und die Einwanderer, die ſich darauf

Digitized by Google

niederließen, konnten den Boden nicht als Eigenthum erwerben, sondern ihn nur pachten, während die größere Zahl sich damit begnügen mußte, ihr Leben durch Tagelohn zu fristen. Wurde die Menge dieser Landbevölkerung zu groß und unbequem, so führte man sie in ferne Kolonien, und oft nicht freiwillig.

Sie hatten gar keine Rechte; sie waren eben Sklaven, Leibeigene. Verträge, wie sie Sidon mit den ihm dienenden israelitischen Stämmen in seinem Gebiet schloß, gehörten zu den Ausnahmen.

Wenn auch die verschiedenen phönikischen Städte jede ihre eigene Verwaltung hatten, so fanden sie es doch zweckmäßig, sich für gewisse Fälle unter einander zu verbinden, namentlich zur Vertheidigung gegen äußere Feinde. Es ist natürlich, daß die größeren Städte, welche eine bedeutendere Macht aufstellen konnten, in dem Rath dieses Bundes eine gewichtigere Stimme hatten und dadurch überwiegenden Einfluß, gewissermaßen die Oberhoheit, Hegemonie, ausübten, wie wir das hauptsächlich bei Sidon und Tyros gesehen haben.

Religion. Die Religionsvorstellungen der Phönikier sind ein Gemisch der Anschauungen verschiedener Völker. In ihnen finden wir sowol die chaldäischen als die ägyptischen Götter wieder, wenn sie auch andere Namen tragen. Wir halten es für überflüssig, den symbolischen Bedeutungen dieser Götter und der von ihnen erzählten Mythen nachzuspüren. Sie laufen alle auf die Personifikation von Naturkräften und Naturerscheinungen hinaus, deren Symbolik höchstens die Priester verstehen konnten, und um welche das Volk sich nicht kümmerte. Dieses verehrte die Götter, weil es sich vor ihrer Macht fürchtete, oder weil es durch ihre Hülfe Wohlthaten und Vortheile zu erlangen hoffte. Anstatt uns in das Labyrinth mehr oder weniger geistreicher hypothetischer Erklärungen zu verlieren, wollen wir einfach die Götter anführen, welche die Phönikier verehrten, und die Art angeben, wie sie dies thaten. Die Phönikier waren ein praktisches Handelsvolk, welches wenig Zeit, Sinn und Neigung dazu hatte, über metaphysische Dinge zu grübeln. Sie glaubten an die Existenz guter und böser Götter, und daß dieselben durch Opfer und allerlei andere Dinge beeinflußt werden könnten. Das war für sie genug und die Richtschnur für ihre religiöse Handlungsweise.

Wie bei den Chaldäern, finden wir Götter in männlicher und weiblicher Form vereinigt. Die weibliche Form für Baal, den Sonnengott, den Erzeuger, den Herrn des Himmels u. s. w., war in Phönikien Aschera oder Baaltis. Sie war die Repräsentantin der gebärenden Naturkraft, dieselbe Göttin, welche wir bei den Chaldäern als Belit oder Beltis, Melitta oder Istar kennen lernten. — Diesen guten Göttern gewissermaßen gegenüber standen Moloch, das Symbol der Glutsonne, des verzehrenden Feuers, und Astarte, die keusche und strenge Mondgöttin, die weibliche Form jenes. Ferner verehrte man den Adonis (Adonai, Herr) als den Repräsentanten des Frühlings, des Naturlebens zur Zeit der Blüte, endlich die sieben Kabiren, über deren eigentliche Bedeutung die gelehrten Forscher nichts weniger als einig sind. Sie scheinen eine untergeordnete Art von Schutzgöttern gewesen zu sein.

Eben so wie man in Aegypten und in Chaldäa in besonderen Städten den Ra und den Bel unter besonderen Namen als speziellen Lokalgott verehrte, so geschah es auch in Phönikien. Baal-Melkart — den die Griechen wegen der ihm zugeschriebenen Wanderfahrten den tyrischen Herakles nannten — war der Lokal- und Schutzgott von Tyros und als solcher einer der vornehmsten Götter. Die Schutzgottheit von Sidon und Arad war dagegen Astarte.

Die Phönikier waren Kosmopoliten wie die meisten handeltreibenden Völker. Auch in ihrer Religion waren sie kosmopolitisch, und da sie überall andere Götter fanden und an deren Existenz glaubten, so waren sie als kluge Leute darauf bedacht, es auch mit diesen nicht zu verderben. Ihre Religion wurde daher ein wunderliches Gemisch von allerlei

wunderlichen Vorstellungen. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß selbst die Schriften der Priester, welche als heilige Bücher betrachtet, Sanchoniath genannt und einem geheimnißvollen Gotte Taaut zugeschrieben wurden, ebenfalls ein Gemisch ägyptischer, chaldäischer und anderer Religionslehren enthielten.

Herennius Philo aus Byblos, der zur Zeit des Kaisers Nero lebte, übersetzte diese heiligen Bücher der Phönikier, die er einem alten Weisen, Namens Sanchoniathon, zuschrieb, der in Beiruth oder Tyros um 1250 v. Chr. (oder zur Zeit der Semiramis) gelebt und die von den phönikischen Priestern verfälschten Lehren des Taaut in ihrer echten Gestalt wieder hergestellt habe. Obwol der christliche Kirchenschriftsteller Eusebius diese Uebersetzung des Philo (ins Griechische) für echt erklärt, so sind doch Sachkenner der Ansicht, daß das Werk ein aus ägyptischen, chaldäischen und griechischen Religionsmythen zusammengesetztes Buch sei, in welchem er, im Sinne des griechischen Philosophen Euhemeros, sich bemüht, die Götter als ausgezeichnete Menschen der Vorzeit darzustellen, und daß er, um seinem Werke mehr Glaubwürdigkeit zu geben, einen alten phönikischen Verfasser genannt habe. Philo's aus neun Büchern bestehendes Werk ist verloren gegangen, und kennen wir es nur aus Auszügen, die sich in den Schriften des Eusebius, Porphyrius und Anderer vorfinden. Die Priester, um ihre Verfälschung zu verdecken, sagt Philo, hätten dieses Werk geheim gehalten.

Die phönikische Astarte.

Folgendes berichteten die Priester von dem Entstehen der Dinge: Am Anfang war das Chaos; es war erfüllt von Finsterniß und bewegt, und der Athem (Ruah) schwebte über dem Chaos. Das Chaos war unendlich und es blieb wie es war viele Jahrhunderte lang. — Dann aber entbrannte der Athem in Liebe zu seinem eigenen Prinzip und es entstand eine Mischung, welche das Verlangen (Khephets) genannt wurde, denn das Verlangen war das allerzeugende Prinzip und der Athem kannte seine eigene Schöpfung nicht. — Der Athem und das Chaos vermischten sich, und daraus entstand Moth, woraus der Samen der ganzen Schöpfung hervorging; Moth wurde der Vater aller Dinge, denn Moth hatte die Form eines Eies. — Und die Sonne, und der Mond, und die großen Konstellationen glänzten. Es gab lebende Wesen ohne Bewußtsein, und aus diesen entstanden vernunftbegabte Wesen, die man Tsophesamim, Betrachter des Himmels, nannte. Denn der Donner, verursacht durch den Kampf dieser Elemente, die sich zu trennen anfingen, erweckte die anderen Intelligenzen wie aus einem Schlaf, und darauf begannen die männlichen und die weiblichen Wesen auf der Erde und im Meer sich zu bewegen und sich zu suchen.

Trotzdem daß das Volk nicht viel über religiöse Gegenstände nachdachte, oder vielleicht eben deshalb, waren die Phönikier doch abergläubisch, wie man das gerade bei Seefahrern häufig findet, und da sie reich waren und viele Opfer bringen konnten, so waren auch die Tempel reich, der Gottesdienst prächtig und die Priester angesehen und wohlhabend.

Baal, das Prinzip der zeugenden und fortpflanzenden Naturkraft, wurde auf Bergeshöhen verehrt, und selbst in der Ebene erbaute man seine Altäre auf künstlichen Anhöhen. Vor seinen Tempeln sah man Säulen, welche die Organe der Zeugung in riesigem Maßstabe darstellten. Dasselbe Symbol war auch der Aschera geheiligt, und neben den Altären der Göttin, auf denen nur männliche Thiere geopfert werden durften, sah man solche Phallussäulen errichtet. Auch der Stier, der Ziegenbock, das Pferd, Tauben, Fische, kurz alle Thiere und selbst Pflanzen, an denen die Zeugungs- und Fortpflanzungsfähigkeit sich

beſonders zeigte, waren dieſer Göttin geheiligt. Taubengehege und Seen mit heiligen Fiſchen fanden ſich in den ihre Tempel umgebenden Hainen, und ihre Prieſter durften keine Fiſche eſſen. Da alles phyſiſche Leben ſeinen Keim und Urſprung im feuchten Element hat, ſo war ihr auch das Waſſer geheiligt.

Die Art, wie dieſe Göttin verehrt wurde, war eigenthümlich und nach unſeren Vorſtellungen höchſt unſittlich. Jungfrauen opferten ihr ihre Jungfräulichkeit, und an gewiſſen Feſttagen, zu welchen, wie man ſich wol denken kann, Pilger von weit und breit herbeikamen, hatten ſich die Mädchen im Bezirk des Tempels Hütten und Zelte gebaut, in denen ſie ſich den Umarmungen der Wallfahrer hingaben. Manche Frauen und Mädchen widmeten ſich dieſem Dienſt im Tempel ſelbſt, Andere zogen im Lande umher, und was ſie auf dieſe Weiſe verdienten, lieferten ſie an den Tempel ab. Von Byblos aus wurde dieſer Gottesdienſt in Kypros eingeführt, wo der Opferdienſt der Göttin Aſchera (welche die Griechen Aphrodite und die Römer Venus nannten) im Haine von Paphos weltberühmt wurde. Schiffer gingen ſehr gern dorthin, denn gefällige Prieſterinnen der Göttin erwarteten ſie ſchon am Strande.

In dem eben genannten Byblos (Gebel) war auch der Adonisdienſt hauptſächlich zu Hauſe. Wenn die Zeit des Frühlings und Sommers vorüber war und der Herbſtſturm und Regen das Waſſer des Adonis durch abgeſpülte Erde roth färbte wie Blut, dann betrauerte man den ſchönen Jüngling Adonis (Frühling), den Geliebten der Liebesgöttin, den der wilde Eber (der Winter) getödtet habe. Man trauerte ſieben Tage unter allerlei Leichenceremonien und Leidbezeugungen. Mädchen ſchnitten ſich das Haar ab, oder verkauften ſtatt deſſen ihre Jungfräulichkeit, wofür ſie den Erlös in den Tempel der Baaltis oder Aſchera zahlten. Die Prieſter zerriſſen ihre Kleider und ſchoren Bärte und Haupt, kurz es war eine allgemeine Trauer im Lande, die mit einem Begräbniß des mit Spezereien geſalbten hölzernen Adonisbildes und einem Trauerfeſt endete. Im Frühling feierte man die Auferſtehung des Herrn (Adonai) mit ausgelaſſenen Freudenfeſten.

Auf ganz andere Weiſe als Baal und Baaltis diente man dem ſchrecklichen Moloch und ſeiner weiblichen Form, der Aſtarte.

Moloch iſt der Repräſentant der Zerſtörung, der Gott, welcher die Menſchen für ihre Sünden heimgeſucht, und deſſen Zorn nur durch Opfer beſänftigt werden konnte. Dieſe waren entweder Reinigungs- oder Sühnopfer. Vor Kriegen oder anderen wichtigen Unternehmungen brachte man ihm Menſchenopfer; aber nicht Sklaven oder Gefangene wurden geopfert, ſondern die Kinder der Bürger, ja hin und wieder der Sohn des Königs. Als einſt nach einer verlorenen Schlacht (es geſchah dies ſpäter in Karthago und der griechiſche Geſchichtſchreiber Diodor erzählt es) entdeckt wurde, daß viele Vornehme ſtatt ihrer Kinder gekaufte Sklavenkinder geopfert hatten, ſchrieb man dieſes Unglück dem Unterſchleife zu, und zweihundert Knaben aus den angeſehenſten Geſchlechtern wurden geopfert und dreihundert andere gaben ſich außerdem freiwillig als Opfer hin! — Moloch wurde auch als der phöniſiſche Kriegsgott angeſehn.

Aſtarte wird oft (beſonders in Karthago als Aſtarte-Dido) auf einem Stier oder Löwen ſitzend mit der Lanze in der Hand abgebildet, oder auch als Mondgöttin mit dem Halbmond (oder Stierhörnern) auf dem Kopfe. Sie iſt die Göttin, der man mit Keuſchheit und Entſagung dienen mußte, und wie man dem Moloch Knaben opferte, ſo ſoll man ihr reine Jungfrauen geopfert haben. Das in ihren Tempeln immer brennende Feuer wurde von Prieſterinnen unterhalten, welche ewige Jungfräulichkeit gelobt hatten. Da es in einem Lande, wo der Baalitkultus blühte, nicht entſagungsluſtige Mädchen geben mochte, aber der Tempeldienſt doch verſehen werden mußte, ſo waren alle Prieſter und dem Tempel angehörige Diener (Hierodulen), die man Galen nannte, entmannt und gewiſſermaßen geſchlechtslos. Die Sage ſchreibt die Erfindung der Eunuchen der Semiramis zu. Sie habe ſich mit entmannten Männern umgeben, damit ihr Geſchlecht durch den hohen Ton

ihrer Stimme nicht verrathen würde. Die weißen Eunuchen sind eigentlich Kastraten, die nur unfähig sind, Kinder zu erzeugen, während bei den schwarzen Eunuchen die Operation so gründlich vollzogen wurde, daß gar kein geschlechtlicher Verkehr mit den Frauen möglich war. Dieser Unterschied würde auch die malitiöse Bemerkung des Lukian erklären: daß die Frauen gern in Gemeinschaft mit diesen weißen Eunuchen lebten. Trotz des Reichthums der Tempel mochten doch die Einkünfte nicht immer hinreichen, diese Masse zwitterhafter Faulenzer zu ernähren, und Scharen von ihnen zogen unter religiösen Gaukeleien bettelnd im Lande umher.

Aus dem Libanon.

Ein alter Schriftsteller liefert davon eine Beschreibung. Die ekelhafte Bande, welche lärmende Musik mit sich führte, hatte einen Esel in der Mitte, der das verschleierte Symbol der Göttin nebst dem Bettelsack trug. „Die Galen waren in bunte, schmutzige Frauengewänder gekleidet; ihre Augen und Wangen waren bemalt, der Kopf mit gelben Turbanen umwunden. Manche trugen weiße Kleider mit der rothen herabhängenden Clava geschmückt. Die Arme waren bis zur Schulter aufgestreift; große Schwerter und Beile, auch die Geißel, dann Klappern, Pfeifen, Cymbeln oder Tympane in den Händen, zogen sie mehr tanzend als gehend unter dem Schall wilder Musik die Straße entlang. Kamen sie an einem Meierhof an, dann begannen sie ihre Gaukeleien. Ein schreckliches Geheul eröffnet die Scene. Dann fliegen sie wild durcheinander, das Haupt tief zur Erde gesenkt, aber in Kreisen sich herumdrehend, so daß das aufgelöste Haar durch den Koth schleift; dabei zerfleischen sie sich zuerst die Arme und zerschneiden sie zuletzt mit den zweischneidigen Schwertern, die sie zu tragen pflegen. Dann beginnt eine neue Scene. Einer von ihnen, der es in der Raserei Allen zuvor thut, fängt unter Aechzen und Stöhnen an

zu prophezeien; er klagt sich öffentlich seiner begangenen Sünden an, die er durch Züchtigungen des Fleisches nun bestrafen will, nimmt die knotige Geißel, welche die Galen zu tragen pflegen, zerschlägt den Rücken, zerschneidet sich mit Schwertern, bis das Blut von dem verstümmelten Körper heruntertrieft. Das Ende vom Ganzen ist eine Kollekte. Einige werfen ihnen Kupfer- auch wol Silbermünzen in den vorgehaltenen Schoß, Andere bringen Wein, Milch, Käse, Mehl herbei, was sie gierig zusammenraffen, in den dazu bestimmten Sack neben der Göttin dem Esel auf den Rücken legen, dann bis zum nächsten Dorf oder Landhaus weiter ziehen, wo das ganze Ceremoniel aufs Neue wiederholt wird. Am Abend in der Herberge angekommen, entschädigen sie sich durch einen Schmaus für die blutigen Kasteiungen des Tages."

Durch diese Aufzüge und das Gebahren dieser tollen Schwärmer wurden nicht selten Zuschauer so aufgeregt, daß sie sich selbst entmannten. Der eben angeführte alte Schriftsteller (Lukian) macht die Bemerkung, daß die Galen in Gemeinschaft der Frauen lebten und diese ihnen mit besonderer Liebe zugethan waren.

Die Feste des Baal-Melkart wurden mit ungeheurem Pomp begangen und seine Tempel waren auf das Reichste verziert. Herodot bewunderte darin zwei Säulen, eine von Gold und eine von Smaragd. Aehnliche Säulen (des Hercules) befanden sich in allen Tempeln dieses Gottes.

Kunst und Wissenschaft. Bei Handelsvölkern gedeihen gewöhnlich nur solche Künste und Wissenschaften, welche direkt auf den Handel Bezug haben, und so war es auch bei den Phönikiern. Sie, die in der ganzen Welt umherkamen, nahmen die Muster von den Ländern her, wo dieselben ihren Bedürfnissen zusagten. Namentlich übten Chaldäa und Aegypten in dieser Beziehung einen großen Einfluß aus. Selbst ihre Bauten haben keinen charakteristischen Stil, wenn sie auch in der technischen Ausführung Meister und Nachbarvölkern, wie den Israeliten, überlegen waren. Ihre Bildhauerkunst steht noch hinter derjenigen der Aegypter zurück. Ihre Götterbilder ließen sie entweder in jenem Lande anfertigen, oder machten sie im Lande in ägyptischem Stil, nur noch geschmackloser und mit allerlei Attributen überladen. Verzierungen in Metall, Elfenbein und Stein verstanden sie zu verfertigen, und Pracht und Masse dieser Zierrathen schien für sie mehr Werth zu haben, als der Stil des Baues selbst.

Die Götterbilder, die sie auf ihren Seezügen mitnahmen — die Panäken — und welche meistens die Kabiren darstellten, waren groteske, lächerlich schreckliche Figuren, geradezu Karrikaturen. — Von Werken der Dichtkunst oder der Literatur findet sich bei diesem praktischen Handelsvolke gar nichts vor.

Handel und Industrie. So lange es Phönikier gab, waren sie Schiffer und trieben Handel und Seeräuberei. Letztere war in alten Zeiten ein ganz ehrenwerthes Gewerbe, wie der Landkrieg, der ja meistens auch nur organisirte Räuberei war. Die zum Theil halbwilden Nationen, mit denen die Phönikier zu thun hatten, machten sich auch kein Gewissen daraus, sie zu berauben. Konnten die Phönikier, was sie wollten, durch List erreichen, so zogen sie das Gewaltthätigkeiten vor, und waren wegen ihrer Verschlagenheit berühmt.

Indem wir von ihren Kolonien berichteten, haben wir schon einen Begriff von der Ausdehnung ihres Handels gegeben. Der Welthandel war in der That ausschließlich in ihren Händen. Sie tauschten Rohprodukte aus barbarischen Ländern für wenig kostende Artikel phönikischer Industrie ein, führten sie in Länder, wo sie fehlten, und erzielten sehr großen Gewinn. Sie handelten nicht nur mit Landesprodukten und Industrieerzeugnissen, sondern auch mit Sklaven, die stets guten Absatz fanden. Wo sie Landeseinwohner, Jünglinge oder Frauen, auf ihre Schiffe locken konnten, entführten sie dieselben nicht selten und verkauften sie.

Mit Aegypten und Babylonien standen die Phönikier in regstem Handelsverkehr und ebenso mit Arabien und Indien, jenen in alter Zeit als halb fabelhaft geltenden östlichen

Wunderländern, die man mit dem allgemeinen unbestimmten Namen Ophir benannte. Aus diesen Ländern kamen die Produkte, die wir auch heute noch dort her erhalten, nämlich Elfenbein, köstliche Spezereien und Gewürze, feines Holz und Räucherwerk, Gold und Edelsteine und merkwürdige Thiere, wie Affen und Vögel mit prachtvollem Gefieder, z. B. Pfauen. Möglich ist es schon, daß Phönikier selbst in ältesten Zeiten gelegentlich direkt mit jenen Ländern verkehrten, doch gewöhnlich geschah dies durch Vermittlung der am Rothen Meer wohnenden Völker (z. B. der Edomiter), welche die Ophirwaaren aus den Häfen und Stapelplätzen abholten und nach Tyros brachten. Erst zu Hiram's Zeit, als der ihm befreundete König der Israeliten, Salomon, Häfen am Rothen Meer gewann, wurde der direkte Handel mit den Ländern am Persischen Meerbusen, an den Indusmündungen und an der Küste des Dekhan lebhafter. Man hat selbst Andeutungen, daß die Phönikier mit Ceylon in Verbindung standen.

Schlimmer Empfang der Phönikier in Tarsos.

Der Grund, warum es an genauen Nachrichten über die Handelswege und Handelsverbindungen der Phönikier fehlt, ist der, daß sie dieselben so geheim als möglich hielten und die abenteuerlichsten Lügen erzählten, um Konkurrenten abzuschrecken, die ihnen den Markt verdorben haben würden. Von den phönikischen Seefahrern stammen größtentheils die wunderbaren Fabeln, welche die leichtgläubigen Griechen von allerlei Völkern in fernen Ländern erzählten.

Der einträglichste Handelsartikel der Phönikier war wol der mit Metallen verschiedener Art, und in welches Land sie auch kamen, ihre erste Sorge war stets die Erforschung erzhaltiger Gebirge und der Flüsse, die Goldsand mit sich führten. Sie besaßen eine große Geschicklichkeit sowol im Auffinden von Metalladern, wie auch im Bergbau selbst, und kein Volk der Erde that es ihnen darin gleich. Schon in frühen Zeiten holten sie Kupfer aus dem Libanon und von Cypern, und in Spanien fanden und gewannen sie, natürlich

nicht ohne öfters auf entſchiedenen Widerſtand der Landesbewohner zu ſtoßen, Gold und Silber in Menge. Faſt eben ſo geſucht wie dieſe koſtbaren Metalle war das Zinn, welches man zur Herſtellung der Bronze brauchte, aus der man Waffen und Gefäße machte, denn die Phönikier verſtanden nicht allein die Metalle zu finden und aus den Erzen zu gewinnen, ſie waren auch ſehr geſchickt in der Verarbeitung derſelben. Sie ſtellten nicht nur ſtaunenswerthe, große Gußarbeiten her, ſondern verfertigten auch Gefäße in getriebener Arbeit, die zierlich und geſchmackvoll und ſehr geſchätzt waren. Leiſteten ſie auch nichts in der eigentlichen Bilderhauerkunſt, ſo verſtanden ſie ſich doch trefflich auf Alles, was der Handelsinduſtrie angehörte. Auch ihre geprägten Münzen zeugten von großer Geſchicklichkeit.

Nächſt dem Handel mit Metallen trug den Phönikiern wol die Fabrikation der Purpurfarbe am meiſten ein. Man gewann ſie aus dem Saft gewiſſer Seemuſcheln, die ſich im Mittelmeer in großer Menge fanden. Man erzählt, daß man dieſe Erfindung einem Hunde verdanke. Dieſer habe eine ſolche Muſchel zerbiſſen und ſein Herr mit Erſtaunen geſehen, daß das Haar ſeines Maules dadurch ſchön roth gefärbt wurde. Die aus dem Saft der verſchiedenen Muſcheln gewonnene Farbe war indeſſen nicht immer roth; manche gaben eine tief dunkle, faſt ſchwarze Farbe, andere eine violette und andere wieder eine ſcharlachrothe. Durch Miſchung erzeugte man allerlei Farbennuancen, unter denen die blutrothe und amethyſtfarbige am geſchätzteſten waren.

Man ſchrieb den Phönikiern allerlei Erfindungen zu, deren Verbreiter und Ausbeuter ſie nur waren, und auch die Purpurfärberei ſollen ſie von den Aſſyrern erlernt haben. Der tyriſche Purpur war indeſſen immer der berühmteſte, und damit gefärbte Stoffe waren ſehr geſchätzt und theuer, da man zum Färben von 50 Pfund Wolle an 300 Pfund Schneckenſaft brauchte. Man färbte mit dieſer Farbe ägyptiſche Leinewand und Wolle. Purpurgewänder wurden, wie wir erzählt haben, ein Vorrecht der Fürſten und Oberprieſter, obwol auch reiche Frauen und Männer bei feſtlichen Gelegenheiten ſie trugen, oder doch Kleider, die mit Purpurrändern verziert waren.

In Tyros und in ſehr vielen Kolonialſtädten gab es Purpurfärbereien, und gewöhnlich waren mit ihnen auch Webereien verbunden.

Die Erfindung des Glaſes ſchreibt man ebenfalls den Phönikiern zu und erzählt, daß man ſie durch Zufall gemacht habe, indem Seeleute am Strande Feuer angezündet und dabei, weil keine Steine in der Nähe geweſen, Salpeterſtücke benutzt hätten. Durch das Zuſammenſchmelzen derſelben mit dem Sande entſtand eine glaſige Maſſe. Es iſt indeſſen wahrſcheinlich, daß ſie die Kunſt der Glasbereitung von den Aegyptern lernten, welche dieſelbe ſchon kannten, ehe es Phönikier gab. Man machte in Phönikien allerlei Kleinigkeiten und Zierrathen aus Glas, die man beim Tauſchhandel mit wilden Völkern ſehr gut verwerthete; allein eine große Wichtigkeit erlangte dieſe Induſtrie nicht, da man zu Trinkgeſchirren meiſtens haltbares Material verwendete und das Glas nicht zum Verſchließen der Fenſter brauchte.

In kulturhiſtoriſcher Hinſicht waren die Phönikier in der Zeit, welche dem Aufblühen des Griechenthums vorherging, das bedeutendſte Volk der Erde, und ihre Wirkſamkeit iſt kaum von den Griechen oder Römern oder ſpäteren Kulturvölkern übertroffen worden.

Die ferneren Schickſale der großen phöniſiſchen Handelsſtädte werden wir in der Geſchichte Aſſyriens und anderer Völker kennen lernen und von dem Aufblühen der phöniſiſchen Kolonien, ihren Handelsunternehmungen und kühnen Seefahrten ſpäter weitläufig zu reden haben.

Aufgang zum Tempel zu Jerusalem.

Die Israeliten.

Während das praktische und unternehmende Handelsvolk der Phönicier einen sehr bedeutenden unmittelbaren Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte, indem es seine Kultur durch Kolonien fast allen Ländern der damals bekannten Welt einimpfte, spielten die Israeliten in derselben eine sehr untergeordnete Rolle. Selbst zur Zeit ihrer höchsten Macht und Blüte erstreckte sich ihr Einfluß nicht über die Grenzen Syriens hinaus, und so lange sie als selbständiger Staat bestanden, blieben sie in jeder Beziehung weit hinter anderen Völkern ihrer Zeit zurück. Trotzdem wurden die Israeliten für uns wichtiger als irgend ein anderes Volk der Erde.

Während die Spuren der Wirksamkeit der Phönicier nur noch in unsicherer Tradition zu erkennen sind, besteht der von Israel auf die Kulturentwicklung der Welt ausgehende Einfluß noch heute in voller Kraft. Derselbe ist nicht das Verdienst der Juden; er sproßte erst aus dem bereits abgestorbenen politischen Körper hervor und verdankt seinen Ursprung dem von Moses in ihre Religion gepflanzten Keim des Monotheismus, der, von Propheten gepflegt, sich erst durch Jesus zu einer rein geistigen Gottidee ausbildete, und ferner dem Umstand, daß die Lehrer Jesu durch israelitische Schüler verbreitet wurde, welche sie nur unvollkommen begriffen und in ihr nicht die Basis einer neuen Weltordnung, sondern nur eine reformatorische Abzweigung der jüdischen Religion sehen wollten. Israelitische Kultusformen und Religionsansichten blieben daher von vornherein in der neuen Religion vorherrschend, und durch sie, wie durch die daraus gezogenen Konsequenzen und Vermischung mit römischen Elementen wurde dann die Lehre Jesu in diejenige Form gekleidet, in welcher sie noch heute die offizielle Religion

Digitized by Google

aller Kulturvölker ist. Die Traditionen der Israeliten und selbst Theile des „Alten Testaments", welche mit der Religion wenig oder gar nichts zu schaffen haben, wurden von den Christen als Offenbarung, als „Wort Gottes" betrachtet, und es gab Zeiten, wo ein Abweichen von den darin ausgesprochenen Ansichten und Zweifeln an der Wahrheit der mitgetheilten Thatsachen, selbst wenn der Irrthum auf der Hand lag, als todeswürdiges Verbrechen bestraft wurde.

Wie das geschehen konnte, und welche bestimmende Wirkung das auf die geistige Entwicklung der christlichen Völker, und dadurch auf alle Verhältnisse des Lebens, wie der Kultur- und politischen Geschichte hatte, werden wir im Laufe dieses Werkes kennen lernen, und erwähnen es hier nur, um zu erklären, warum wir die Geschichte dieses kleinen Volkes mit größerer Ausführlichkeit behandeln als diejenige anderer Nationen, welche für ihre Zeit bei weitem wichtiger waren.

„Israel ist das Gefäß gewesen, in welches die Wasser des Lebens gefaßt, in welchem sie frisch erhalten wurden und kühl, um fortan die Welt zu erquicken. Dieser seiner Bevorzugung wegen kümmern wir uns um seine Geschichte."

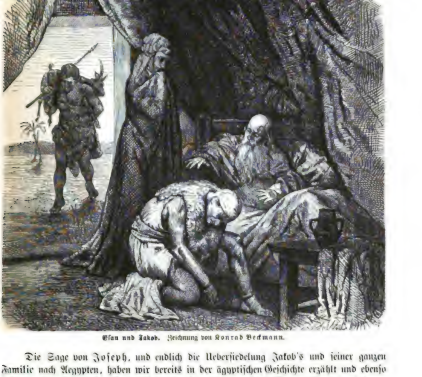
Unter den Stämmen, welche aus unbekannten Ursachen das südliche Chaldäa verließen, wird auch einer genannt, der unter der Führung des Therah (oder Tharch) aus Ur auswanderte und sich am linken Ufer des Euphrat bei Haran (Kharan) in Mesopotamien niederließ. Einer seiner Nachkommen, nach jüdischer Tradition sein Sohn, Abram (oder Abraham), verließ mit seinem Hause auch diese Weideplätze (etwa um 2000 v. Chr.), durchwanderte Syrien seiner Länge nach und ließ sich endlich in der Gegend von Hebron (oder Kiriath Arba) nieder, wo er im Hain Mamre sein Zelt aufschlug. Ein Neffe Abram's, Lot, siedelte sich im Thale des Jordan, nicht weit vom Todten Meere an, wo damals die später durch ein Erdbeben oder eine vulkanische Eruption zerstörten Städte Sodom und Gomorrha lagen. Die von den Landeseinwohnern ohne Widerstand aufgenommenen Fremdlinge wurden von diesen Hebräer (Jenseitige) genannt, weil sie von jenseit des Euphrat kamen.

Abraham und seine Söhne. Die gastfreundlichen Bewohner des Landes waren dem Könige von Elam tributpflichtig geworden; als sie sich auflehnten, wurden sie von König Khodor Laomor (Kudur Lagamer) und seinen verbündeten Vasallenfürsten im Thale Siddin geschlagen. Unter den vielen von ihnen fortgeführten Gefangenen befand sich auch Abraham's Neffe Lot. Abraham sammelte seine Kriegsleute und überfiel in der Nacht das Lager des sorglosen Feindes, wodurch Lot nebst seinen geraubten Herden und viele andere Gefangene befreit wurden. Dieser angesehene Beduinenhäuptling Abraham wird als der eigentliche Stammvater der Israeliten betrachtet.

Er hatte zwei Söhne, Ismael, von einer ägyptischen Magd Namens Hagar, und einen jüngeren Sohn, Isaak, von seinem Weibe Sarah. Auf Antrieb der Letzteren, erzählt die Sage, verstieß Abraham die Hagar mit ihrem Sohn Ismael in die Wüste. Beide blieben jedoch am Leben, und Ismael wurde, heißt es, der Stammvater der Araber. Isaak hatte zwei Söhne, Esau und Jakob. Dieser Letztere, erzählt die Tradition, betrog seinen Bruder um das Recht der Erstgeburt und sein Erbe, und Esau, der zwei Hetitherinnen geheirathet hatte, zog nach Süden in die Gegend des Berges Saïr und wurde der Stammvater der Edomiter. Jakob nahm den mystischen Namen Israel an, dessen Ursprung dunkel ist, nach welchem aber das Volk, welches von Jakob und seinen Söhnen abstammt, sich Israeliten nannte.

Israel heißt: „Der mit Gott ringt" oder „Gotteskämpfer", daher „Bnee-Israel", „Kinder Israel." — Das in Genesis 32, 25 erwähnte „Ringen mit Gott" ist auf sehr verschiedene Weise erklärt worden. Die orthodoxen Juden nahmen dieses Ringen buchstäblich, während Andere, z. B. Maimonides, der höchst berühmte jüdische Gelehrte

des Orients im 12. Jahrhundert, dasselbe durch einen sehr lebhaften, visionenartigen Traum erklärt. Die lahme Hüfte will Abarbanell, ein vor 400 Jahren in Spanien lebender Gelehrter, einer in diesem Traum stattgehabten starken Erschütterung zuschreiben. Wenn man nun auch zugeben muß, daß sehr lebhafte Träume selbst körperliche Wirkungen hervorbringen, und die verrenkte Hüfte sich allenfalls durch ein Herausfallen aus dem Bette erklären ließe, so wäre diese Erklärung doch nicht annehmbar, da Jakob im Freien auf der Erde schlief. Vielleicht erkältete er sich und trug dadurch eine Lähmung davon, wovon man Beispiele hat. — Von seinen vier Frauen, berichtet die Tradition, hatte Jakob zwölf Söhne, von denen ihm die jüngsten, von seiner vierten Frau Rahel geboren, Joseph und Benjamin, die liebsten waren.



Esau und Jakob. Zeichnung von Konrad Beckmann.

Die Sage von Joseph, und endlich die Uebersiedelung Jakob's und seiner ganzen Familie nach Aegypten, haben wir bereits in der ägyptischen Geschichte erzählt und ebenso Alles, was wir über die Veranlassung von dem Auszuge der „Kinder Israel" aus jenem Lande unter der Führung Moses' wissen (s. S. 96).

Moses. Das Volk, welches Moses in das Land zurückführen wollte, woher die Vorväter der Israeliten vor gegen fünfhundert Jahren gekommen waren, bestand aus sehr verschiedenartigen Elementen. Wenn auch die Israeliten darunter den größeren Theil ausmachten und die in der Bibel angegebene Zahl von 600,000 streitbaren Männern, welche eine Volkszahl von gegen 3 Millionen ergeben würden, um das Zehnfache übertrieben sein mag, so war doch die Aufgabe, die sich Moses gestellt hatte, eine ganz außerordentlich schwierige.

Digitized by Google

Mit den Zahlen in den Schriften der Hebräer darf man es nicht genau nehmen; sie sind fast immer übertrieben groß, und daß dies der Fall ist, läßt sich aus einfachen Berechnungen klar beweisen. Die Zahl der streitbaren Männer unter dem Volk, welches Moses aus Aegypten führte, wird auf 603,550 angegeben, wonach sich die des Volkes auf gegen 3 Millionen belaufen haben müßte. Eine solche Menschenmenge in der Wüste zu ernähren, die jetzt nicht im Stande ist 5000 Araber zu erhalten, erscheint ganz unmöglich. Als diese ungeheure Menschenmenge nichts Anderes zu essen hatte, nährte sie sich von Wachteln und Manna. Das letztere ist eine klebrige Ausschwitzung der Tamariskenzweige, die süß schmeckt und welche von den um den Sinai lebenden Beduinen noch heute Man genannt wird. Die sämmtliche Ausbeute der ganzen Sinaihalbinsel an diesem Stoff wird auf jährlich 700 Pfund geschätzt.

Wenn man nun auf jeden Kopf auch nur ein Loth Manna täglich rechnen wollte, so würde sich der tägliche Verbrauch auf über 90,000 Pfund belaufen haben! Die Auswanderer saßen aber eine Woche lang davon, bis sie satt waren, und nahmen noch ein „Gomor" davon für Jeden in ihre Hütten mit! — „Und die Kinder Israel aßen Man 40 Jahre, bis daß sie zu dem Lande kamen, da sie wohnen sollten; bis an die Grenze des Landes Kanaan aßen sie Man" — heißt es 2. Buch Mos. 16, 35.

Was nun die häufig vorkommenden Zahlen 40 und 70 anbetrifft, so darf man dieselben auch nicht wörtlich nehmen. Moses blieb vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Sinai ohne Speise und Trank; vierzig Tage brauchten die Kundschafter zu ihrer Reise von Kadesch nach Hebron und zurück. 40 und 70 wurden gebraucht, wie noch heute bei uns die Zahlen 100 und 1000. „Ich habe es ihnen schon hundertmal gesagt", oder „ich bitte tausendmal um Entschuldigung", sind Redensarten, die man täglich hört. — Die Kinder Israel zogen schwerlich 40 Jahre in der Wüste umher, und soll damit nur eine geraume Zeit ausgedrückt werden. Manche meinen zwar, daß Moses absichtlich so lange in der Wüste blieb, um die alte Generation aussterben zu lassen und mit einem durch das Wanderleben abgehärteten Volk in den Kampf zu ziehen. Diese Ansicht erscheint indessen sehr gewagt.

Jedenfalls war es eine sehr schwierige Aufgabe für Moses, eine solche gemischte Volksmasse nicht nur in Ordnung zu halten, oder sie gegen die Angriffe der Wüstenbewohner zu schützen, sondern sie in dieser Weise auch zu verpflegen und dafür Sorge zu tragen, daß Kranke und Schwache, Weiber und Kinder nicht zu Grunde gingen. Die jüdische Tradition von dieser Wanderung ist so sehr mit Uebertreibungen und Wundern gemischt, daß dadurch der historische Werth dieser Quelle außerordentlich beeinträchtigt wird; allein die darin enthaltenen Erzählungen stattgehabter Vorfälle tragen zum großen Theil einen der Natur der Sache so angemessenen Charakter, daß sie im Allgemeinen den Eindruck der Wahrheit machen, wenn auch sicher angenommen werden kann, daß Diejenigen, welche in später Zeit aus den im Volke gewiß lange fortlebenden Erinnerungen die verloren gegangenen Schriften des Moses ergänzten, Vieles einschoben und hinzufügten, was ihnen zur Zeit, als sie schrieben, wünschenswerth schien, als von Moses selbst herstammend darzustellen.

Wenn auch Moses durch sein persönliches Ansehen und durch den Glauben an seine Wunderkraft eine große Gewalt über die von ihm angeführte Volksmenge haben mochte, so sah er doch bald ein, daß dieselbe nicht ausreichen würde, diese bunt zusammengewürfelte Masse im Zaume zu halten, eine Ansicht, welche sein verständiger Schwiegervater, der midianitische Priester und Stammhäuptling Jethro, ebenfalls theilte und ihm rieth, eine feste und von Gesetzen geregelte strenge Ordnung einzuführen.

Schon in der ersten Zeit der Wanderung zeigte es sich, wie nothwendig eine solche war, denn als man in die Wüste kam und die Lebensmittel anfingen zu fehlen, murrte das Volk. Das ihm als ein Wunder Jehova's dargestellte Erscheinen großer Massen von Zugvögeln, das Auffinden von Wasser und Manna u. s. w. stillte zwar für den Augenblick

die Unzufriedenheit und befeſtigte den Glauben an die höhere Kraft ihres Führers, allein dieſer ſchritt baldigſt zur Einführung geregelter geſetzlicher Zuſtände. — Ohne Beihülfe der Religion würde nie eine ſtaatliche Einrichtung Beſtand gewonnen haben.

Auszug der Israeliten.

Die Starken würden ſich ſtets, wenn es ihnen paßte, der Unterwerfung unter die Geſetze widerſetzt haben, wenn die Furcht vor den Stärkeren ſie nicht verhindert hätte. Dieſe Stärkeren waren aber die Götter (ſ. Vorhalle).

Die Familie oder das Haus Jakob's hatte bei der Einwanderung in Aegypten den Glauben an den Elohim oder El Schadai (El, der Mächtige) mitgebracht, welcher gewiſſermaßen

der Familiengott war, mit welchem Abraham ein besonderes Bündniß schloß und gegen den er sich verbindlich gemacht hatte, keinem andern Gott zu dienen oder zu opfern. Dieser Glaube an den Gott Israel's hatte sich unter den Nachkommen Jakob's erhalten, was jedoch nicht verhinderte, daß auch ägyptische und andere Götter, wie sie von der gemischten Grenzbevölkerung verehrt wurden, bei ihnen Eingang fanden.

Moses, der von ägyptischen Priestern erzogen und, wie sich aus seinen Wundern schließen läßt, in ihre Mysterien eingeweiht war, konnte sich nicht von der Zweckmäßigkeit der Religion überzeugen, welche von den Priestern dem Volke gegeben worden war. Diese Komplikation von Göttern und verkörperten Allegorien, die abgöttische Verehrung gewisser Thiere u. s. w. schien ihm verwirrend und unpraktisch und dem sozialen und Staatszwecke der Religion überhaupt nicht entsprechend. Weit angemessener und in jeder Beziehung wirksamer erschien es ihm, die altisraelitische Gottidee anzunehmen und auszubilden, wodurch die ganze ägyptische und chaldäische Götterwelt ganz außerordentlich vereinfacht und in eine einzige Götterfigur zusammengefaßt wurde. Er nannte seine neue Gottschöpfung Jahve (Jehovah) und stattete diesen Gott mit einer Macht aus, wie das einem Gotte zukam, der so viele andere Götter ersetzen sollte. Für eine Gottvorstellung, wie sie sowol der chinesischen, chaldäischen und ägyptischen Religion als erste Ursache zu Grunde liegt, hielt er das von ihm geführte Volk freilich nicht für reif, und sein neuer Gott mußte in manchen Beziehungen den altgewohnten Göttern ähnlich sein. Jahve wird nicht als der einzige Gott dargestellt; allein er war der mächtigste aller Götter; er hatte Himmel und Erde geformt und den Menschen aus Lehm gemacht; er war der Herr des Donners und des Blitzes, und alle segensreichen oder furchtbaren Erscheinungen in der Natur waren Ausdrücke seines Zornes oder seines Wohlgefallens. Er hatte schon mit Abraham einen Bund gemacht und war der Nationalgott seiner Nachkommen, des von ihm vor allen auserwählten Volkes Israel. Er war keine abstrakte Gottvorstellung, sondern eine Person, ein Gott, der sich den ersten und anderen auserwählten Menschen unter verschiedenen körperlichen Gestalten zeigte und mit ihnen redete; ein Gott mit menschlichen Eigenschaften, der „in der Kühle des Abends im Garten Eden lustwandelt", der ausruht, zornig wird, überlegt, sich erbitten läßt, der eifersüchtig und rachsüchtig ist, wenn man ihm andere Götter vorzieht, oder seine durch Auserwählte verkündeten Vorschriften und Gesetze nicht befolgt.

Wie Moses den Gott Jehovah vom Volke verstanden wissen wollte, können wir allein aus dem mosaischen Buch der Genesis beurtheilen, und dieser entnehmen wir die obige Darstellung; wie sich die Ansichten in späteren Jahrhunderten unter den Juden änderten, werden wir an seinem Ort erwähnen.

Ein Bild durften sich die Israeliten von Jehovah nicht machen, vielleicht weil dies den Gott Israel's mit den Göttern anderer Völker gewissermaßen auf gleichen Fuß gestellt hätte, oder weil Moses dachte, daß man sich leicht an ein Bild gewöhne, wenn es auch noch so schrecklich sei, und man durch die Gewohnheit die Furcht verliere. Diese Furcht war es aber, die Moses vor allen Dingen in voller Kraft erhalten mußte, denn sie allein machte es ihm möglich, seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen.

In einer Ebene in der Nähe des Sinaigebirges wurde der erste längere Halt gemacht, und diesen benutzte Moses dazu, seine Gesetze niederzuschreiben. Zu diesem Ende zog er sich auf den Berg Sinai (wahrscheinlich den Berg dieses Gebirges, der jetzt Serbahl heißt; nach Anderen war es der Dschebel-Musa) zurück und blieb hier „vierzig" Tage. Seine lange Abwesenheit erschreckte das Volk. Es glaubte sich verlassen und wurde rebellisch. Das Zutrauen zu dem neuen Gott Jehovah schwand, und als Moses zurückkehrte, fand er das Volk um das Bild eines goldenen Stiers (Kalbes) versammelt, dem man Opfer brachte. Er rief die Anhänger Jehovah's auf, erschlug mit ihnen dreitausend der Abtrünnigen und verlegte „das Zelt der Zusammenkunft" außerhalb des Lagers. Das Volk bereute: Moses, der im Zorn die Steintafeln zerschlagen, auf welchen er nach

ägyptischer Sitte die Fundamentalgesetze niedergeschrieben hatte, begab sich wieder in die Einsamkeit und kehrte mit zwei neu beschriebenen Tafeln zurück, welche die bekannten zehn Gebote enthielten.

Mosisgebirge.

Diese Gebote bildeten die feste Grundlage, auf welcher der israelitische Staat aufgebaut wurde. Wie viele von den speziellen Gesetzen, Vorschriften und Einrichtungen, von denen uns die Bücher Mosis Kunde geben, auf Moses selbst zurückzuführen sind, läßt sich

Digitized by Google

nicht bestimmen, da es fest steht, daß diese Schriften, wie sie uns vorliegen, in viel späterer Zeit verfaßt wurden. Da es aber ein Glaubensartikel war, daß Moses seine Gesetze direkt aus dem Munde Jehovah's empfangen habe, so fanden die späteren Verfasser jener Bücher es für zweckmäßig, solche die mosaischen Grundgesetze erweiternden Vorschriften und Gesetze, die sie in Israel's und ihrem Interesse für nöthig hielten, mit einzufügen, um denselben ebenfalls den göttlichen Stempel aufzudrücken.

Uns genügt es zu wissen, daß Moses das aus Aegypten geführte Volk organisirte, und einige der zu diesem Ende angeordneten Einrichtungen anzuführen, ohne zu untersuchen, ob sie sich direkt von ihm herschrieben.

Als unsichtbarer Herrscher des Volkes Israel galt Jehova selbst. Das auf den Tafeln niedergeschriebene Wort dieses Gottes war das größte Heiligthum des Volkes und wurde in einer „Bundeslade" eingeschlossen, die in einem tragbaren Tempelzelt, „der Stiftshütte", verwahrt wurde. In diesem heiligen Zelte besprachen sich Moses und Aaron mit Jehovah, der durch ihren Mund dem Volke seinen Willen kund that. Mit der besondern Beschützung dieses Heiligthums wurde der Stamm Levi beauftragt, welchem sowol Moses als Aaron angehörten. Aus ihm allein konnten die Priester genommen werden, welche dem Gotte die verschiedenen Opfer brachten, denn ihm war der Geruch dieser Opfer eben so lieblich wie er es, dem Glauben aller alten Völker nach, ihren Göttern war. Aus diesem Umstand allein geht schon auf das Deutlichste hervor, daß der Jehovah des Moses von derjenigen Gottvorstellung verschieden war, wie sie später von den Propheten und vor allen Dingen von Jeschua (Jesus) mit dem Namen Jehovah verbunden wurde.

Moses gab dem Volke nicht allein seine Religion, er gab ihm auch eine politische Verfassung. Er theilte das Volk Israel in zwölf Stämme ein, die nach den zwölf Söhnen Jakob's benannt waren, eine Eintheilung, die wir übrigens bei fast allen semitischen Völkern finden. Die Fremden, die sich der Auswanderung angeschlossen hatten, wurden unter diese israelitischen Stämme vertheilt. Jeder der Stämme zerfiel wieder in Geschlechter oder Häuser, und das Familienhaupt, welches seine von Erstgeburt zu Erstgeburt folgende Abstammung von dem gemeinschaftlichen Stammvater nachweisen konnte, wurde Oberhaupt des Stammes. Diese Stammhäupter und eine Anzahl von (70) Familienhäuptern bildeten einen Rath der Aeltesten.

Daß die Gesetze und Einrichtungen des Moses von dem aus so verschiedenen Theilen bestehenden Volke nicht immer ohne Widerstand aufgenommen wurden, ist sehr begreiflich, und die Tradition berichtet von verschiedenen Versuchen der Empörung; aber zugleich erfahren wir auch, daß Moses der Mann war, seinen wohldurchdachten Plan mit großer Energie durchzuführen und dem König Jehovah, der die Gesetze gegeben hatte, unbedingten Gehorsam zu verschaffen. Korah aus dem Stamme Levi, und Dathan und Abiram aus dem Stamme Ruben mit 250 Anhängern traten gegen die Herrschaft Moses' und Aaron's als eine Anmaßung auf. Moses bedachte sich nicht; die Empörer wurden, wie das Volk glaubte, durch den Zorn Jehovah's auf wunderbare Weise auf einmal ums Leben gebracht, und als, wie die Tradition weiter erzählt, das Volk über diesen Massenmord murrte, sandte der Judengott eine Krankheit, an welcher gegen 15,000 Menschen starben.

Das Land Kanaan, die ursprüngliche Heimat Abraham's und Jakob's, auf welches Israel als deren Nachkommen ein Besitzrecht beanspruchte, war das ihm von Jehovah verheißene Land, wohin Moses das Volk führen wollte. Der Weg dorthin ging durch die Gebiete kriegerischer Völker, mit denen es die durch die Knechtschaft in Aegypten verweichlichten Israeliten nicht aufnehmen konnten. Ihre ausgesandten Kundschafter brachten Nachrichten mit, vor denen die Israeliten verzagten. Moses sah ein, daß sein Volk noch der Abhärtung und Erziehung bedurfte, und zog mit demselben lange in der Wüste umher, die Tradition sagt „vierzig" Jahre. Als diese Erziehungs- und Prüfungszeit vorüber war, sammelte Moses das Volk in der Wüste, bei der Oase Kadesch am Fuße des Gebirges Seir.

Er bat die stammverwandten Edomiter um freien Durchzug durch ihr Land, der ihm abgeschlagen wurde, und er hielt es für gerathen, ihr Gebiet zu umgehen. Der König der Amoriter, Sihon, verweigerte gleichfalls den Durchzug; in der Wüste konnte aber Moses mit seinem Volke nicht bleiben, und nothgedrungen griff er die Amoriter an und schlug sie. Dadurch ermuthigt, schlug er auch die Abkömmlinge der alten Ureinwohner, die Riesen unter Og, König von Basan, und das gute Weideland Gilead, welches östlich vom Jordan lag, wurde von den Israeliten in Besitz genommen. Drei Stämme, oder Theile derselben, welche die Viehzucht dem Ackerbau vorzogen, blieben in diesem sich vom Arnon bis an den Fuß des Hermon ausdehnenden Lande: Ruben im Süden, zwischen dem Arnon und dem Bergstrom Arboth; Gad längs dem Jordan bis zum Galiläischen Meer; die Hälfte von Manasse im Königreich von Basan und einige Familien von Juda an den Quellen des Flusses.

Moses überschritt den Jordan nicht. Als er seinen Tod nahe fühlte, ernannte er einen tüchtigen Mann, Josua, den Sohn Nun's, zu seinem Nachfolger. Dann starb er im Lande Moab. Wo er begraben wurde weiß Niemand.

Nachdem Josua durch ausgesandte Kundschafter erfahren hatte, daß sich die Einwohner des herrlichen Jericho vor den Israeliten fürchteten, ging er nicht weit von der Mündung des Flusses über den Jordan und nahm Jericho ein. Der Fall dieser Stadt zog den vieler anderen nach sich. Ai, Bethel und Sichem wurden genommen und letzteres gewißermaßen zur Hauptstadt gemacht. Auf dem Berge Ebal ließ Josua dem Jehovah einen großen steinernen Altar errichten, auf dem das Gesetz eingegraben war. Die Gibeoniter (im Lande der Heviter) hatten sich freiwillig unterworfen. Das war ein böses Beispiel für die anderen Völker, und der König von Jebus, in Verbindung mit anderen Fürsten, zog gegen die Israeliten. Er wurde jedoch unter den Mauern von Gibeon im Thale Ajalon geschlagen. Dem Könige von Hazor, Jabin, und seinen Verbündeten erging es nicht besser; er wurde in der Nähe des Merom-Sees geschlagen und seine Hauptstadt genommen und verbrannt.

Im Buch Josua 10. V. 11—14 heißt es von der Schlacht im Thale Ajalon: „Und da sie (die Jebusiter) vor Israel flohen den Weg herab zu Beth-Horon, ließ der Herr einen großen Hagel vom Himmel auf sie fallen, bis gen Aseka, daß sie starben. Und viel mehr starben ihrer von dem Hagel, denn die Kinder Israel mit dem Schwert erwürgeten. Da redete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne stehe stille zu Gibeon, und Mond im Thale Ajalon! „Da stand die Sonne und der Mond still, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächte. Bekanntlich wurde diese Bibelstelle im späteren Mittelalter gegenüber den Lehren der Wissenschaft, besonders beim Auftreten des Kopernikanischen Systems, geltend gemacht.

Der Aufenthalt in der Wüste und die Strapazen des Feldlebens und Marsches hatten aus dem verweichlichten Volke der Israeliten ein streitbares gemacht und mit ihren Siegen wuchs das Zutrauen zu ihrer Kraft. Sehr bald war das ganze Land östlich und westlich vom Jordan, von Kades-Barnea bis zu den Quellen des Flusses in ihrer Gewalt und sie säumten nicht, es unter die Stämme zu vertheilen:

Juda erhielt den südlichen Theil zwischen dem Todten Meer und der Ebene von Gaza; sein Gebiet grenzte südöstlich an das des Stammes Simeon und nördlich an das von Dan und Benjamin. Im Mittelpunkt blieb Ephraim und Theile von Manasse; Issaschar, Zebulon, Naphtali und Ascher ließen sich längs dem Nordabhange des Karmel nieder und in der Ebene bis nach Tyros hin. Der Stamm Levi erhielt kein Land; aus ihm wurden die Priester genommen, welche die Aristokratie des Volkes bilden und von den anderen Stämmen erhalten werden sollten. Das gemeinschaftliche Heiligthum, die Stiftshütte, blieb in Schiloh (Silo) und wurde dem Stamme Ephraim zur Bewachung anvertraut.

Josua hatte keinen Nachfolger. Seine Aufgabe war erfüllt, Kanaan war vertheilt unter die Stämme Israels; allein es wurde diesen keineswegs leicht, ihr Erbtheil einzunehmen, da die Völker, welche es mit Fug und Recht als ihr Eigenthum betrachteten, es vertheidigten. So lange noch die Männer lebten, die unter Josua gefochten hatten, blieb auch der alte Muth noch wach; allein die Israeliten waren nie ein sehr kriegerisches Volk und konnten nicht aufkommen gegen die schwerbewaffneten Nachbarvölker, gegen ihre Streitwagen und Bogenschützen. Von Pferden hielten die Israeliten nichts, wenn sie überhaupt ritten, so ritten sie auf Eseln, und die Pferde, die sie erbeuteten, lähmten sie. Juda und Simeon im Süden verjagten die Kananiter aus dem Gebirge der Amoriter mit Ausnahme der Jebusiter, die sich hielten. Im Mittellande traute sich Manasse nicht, seine ihm angewiesenen Grenzen einzunehmen, denn die große Handelsstraße ging hier durch und die in der Nähe liegenden Städte, wie Tanaak und Megiddo, standen unter dem Schutz der Pharaonen. — Ascher, Zebulon, Naphtali, Issaschar und Dan konnten nur einen kleinen Theil ihres Gebietes einnehmen, denn hier hatten die phönikischen Städte ihre Besitzungen.

Als die Israeliten unter Josua die Kananiter zu Paaren trieben, flohen viele ihrer Stämme an die Küste, und wir haben in der phönikischen Geschichte gesehen, welchen Vortheil die schlauen Handelsleute aus diesem Umstand zogen. Als die israelitischen Stämme in das Land der Sidonier einrückten, mochte sie der Reichthum ihrer Städte wol anlocken; allein sie wagten es nicht sie anzugreifen. Die Sidonier ihrerseits duldeten es, daß sich jene Stämme in ihrem Gebiet niederließen. Erstlich wollten sie es mit den Stammgenossen nicht verderben, welche viele Orte an der großen durch Kanaan führenden Handelsstraße in Besitz hatten, und zweitens konnten sie die Israeliten als Handlanger bei ihren Bauten, als Ackerbauer, Karawanenführer, Packer, Lastträger u. s. w. brauchen, wozu diese sich gern hergaben, da sie dabei etwas verdienten. Sie hatten sich gegen Unterdrückung durch besondere Verträge gesichert; allein mit der Zeit kamen dieselben in Vergessenheit; die Sidonier behandelten die Israeliten in ihrem Gebiet als Unterthanen, sandten sie gegen ihren Willen in ferne Kolonien oder verkauften sie gar als Sklaven. Selbst als der Stamm Dan, der noch keine festen Wohnsitze hatte, die sidonische Kolonie Lais überfiel und einnahm, ließen die Sidonier das ruhig geschehen.

So lange das Andenken an Moses und Josua unter den Israeliten noch frisch war, beobachteten sie seine Gebote und blieben ihrem Gotte Jahveh treu; allein allmählich machte sich der Einfluß der Völker, unter denen sie lebten, geltend. Sie heiratheten unter einander, und mit den heidnischen Frauen wanderten auch deren Götter nach Israel. Die Stiftshütte blieb zwar noch immer dem Namen nach das nationale Heiligthum, allein die Versammlungen bei derselben wurden immer weniger besucht und neben Jehovah oder statt seiner wurden Baal und Astarte verehrt.

Die Zustände, welche ungefähr zweihundert Jahre lang nach Josua's Tode herrschten, waren außerordentlich verwirrte. Die Einigkeit, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ging immer mehr verloren. Das Ansehn der Hohenpriester schwand mehr und mehr und die Leviten litten Noth. Die Stämme bekriegten sich unter einander, und so war es denn kein Wunder, daß einzelne derselben unter die Herrschaft derjenigen Völker kamen, welche ihre Vorfahren so glorreich besiegt hatten. Seit die Israeliten Jehovah verlassen hatten, verließ er auch sie, sagten die Männer, in deren Familien sich die Lehre des Moses noch unberührt erhalten hatte.

In dieser trostlosen Zeit geschah es indessen ab und zu, daß einzelne begabte und tapfere Männer aufstanden, welche sich des alten Ruhms und des alten Gottes erinnerten, ihr Volk aus seiner Schlaffheit erweckten und es aus der Abhängigkeit befreiten, oder ihren Nachbarn wieder Achtung einflößten. So lange sie lebten, übten sie durch ihre Persönlichkeit einen Einfluß aus, aber nach ihrem Tode verfiel das Volk wieder in den

vorigen Zustand. Diese Personen nannte man in der Geschichte Richter und die ganze ungeordnete Zeit von etwa 1280—1120 die Zeit der Richter. Eine eigentliche gesetzliche Gewalt hatten diese Richter nicht und meistens erstreckte sich ihr Einfluß auch nur auf einzelne Stämme.

Josua durchzieht das Gelobte Land.

Die Aufzeichnungen der Israeliten aus dieser Zeit haben wenig historischen Werth, allein sie sind interessant als Sittengemälde und romantische Erzählungen, wobei man es in den Details mit der Wahrheit nicht zu strenge nehmen muß. Große Uebertreibungen, besonders in erstaunlichen Zahlen, sind charakteristisch für alle israelitischen Schriften.

Digitized by Google

Gewöhnlich nimmt man zwölf solcher Richter an. Wir wollen die Geschichte und Thaten einiger in der Kürze berichten.

Eglon, der König von Moab, hatte die Stämme im Süden bekriegt, Jericho eingenommen, und achtzehn Jahre lang mußte ihm Tribut gezahlt werden. — Einst wurde ein Mann aus dem Stamme Benjamin, Namens Ehud, zu dem Könige mit Geschenken gesandt. Als er diese abgegeben hatte, gab er vor, eine geheime Botschaft an den König zu haben. Dieser sandte seine Umgebung hinweg, und als Beide allein waren, zog Ehud ein unter dem Kleide verborgen gehaltenes Schwert hervor und rannte es dem Könige durch den Leib. Es gelang dem Mörder, nach dem Gebirge Ephraim zu entfliehen; er rief das Volk zu den Waffen, die Moabiter wurden geschlagen — „man tödtete 10,000 starke, streitbare Männer und nicht ein Mann entrann!“ — und 80 Jahre lang hatte das Land Ruhe. Dieser Ehud ist einer der erstgenannten Richter.

Der zu Hazor regierende kananitische König Jabin rächte die Niederlage, die er durch Josua erlitten hatte, und bedrückte die Israeliten, welche vom Bach Kison bis zum Berg Tabor wohnten, zwanzig Jahre lang. Viele der Einwohner suchten Schutz bei dem Stamme Ephraim, der lange Zeit das vornehmste Ansehen unter den Stämmen behauptete. Unter den Flüchtlingen war ein begabtes Weib, Deborah, Gattin eines Mannes aus dem Stamme Issaschar. Sie wohnte unter einer Palme auf dem Gebirge zwischen Ramah und Bethel und die Israeliten kamen, sie in ihren Streitigkeiten und Nöthen um Rath zu fragen und ihre Entscheidung zu hören. Deborah dachte daran, ihr Land von dem Unterdrücker zu befreien. Sie besprach sich mit einem tüchtigen Manne aus dem Stamme Naphtali, Namens Barak, und rief die zwölf Stämme Israels zum Kampf auf gegen die Kananiter.

Die Stämme Juda und Simeon, Dan und Ascher, ein Theil des Stammes Ruben — man nannte diesen letzteren Stamm kaum mehr Israeliten, sondern „Bewohner des Landes Gilead“ — folgten diesem Aufruf nicht, und das Heer, welches Barak und Deborah zusammenbrachten, bestand nur aus Kriegern der Stämme Naphtali, Sebulon, Ephraim, Manasse und Benjamin. Damit zog man dem Feldherrn des Königs, Sisera, entgegen, der trotz seiner 900 eisernen Streitwagen im Thale Megiddo geschlagen wurde. Sisera floh und suchte Gastfreundschaft im Zelte Heber's, des Keniters, der mit dem König von Hazor Frieden gemacht hatte. Sein Weib Jael empfing den flüchtigen und erschöpften Feldherrn mit Freundschaftsversicherungen, gab ihm Milch zu trinken und deckte ihn mit einem Teppich zu, als er sich zum Schlafe niederlegte. Als er eingeschlafen war, ergriff sie einen Hammer und einen Zeltpflock und schlug ihm denselben durch die Schläfen in den Kopf. Diese schändliche Handlung wurde selbst von Deborah gepriesen, die in den Lobgesang, den sie auf diese Schlacht am Bach Kison dichtete und der uns erhalten worden ist, singt: „Gepriesen vor Weibern sei Jael, das Weib Heber's, des Keniters, von Weibern im Zelte gepriesen!“ Auf diese Weise wurden die nördlichen Stämme von der Herrschaft des Königs von Hazor erlöst.

Die südlich wohnenden, die an diesem Befreiungskampfe nicht Theil genommen hatten, wurden von den kleinen Fürsten der Wüstenaraber angegriffen, die sich mit Midianitern und Amalekitern verbunden hatten. Sie kamen in großer Menge mit Kameelen und ihren Herden, raubten und plünderten und nahmen den Israeliten ihr Vieh, zehrten ihre Vorräthe auf und verwüsteten das Land bis nach Gaza.

Aus dieser Noth wurden die Juden durch den jüngsten Sohn des Joas, aus dem Stamm Manasse, Namens Gideon gerettet, dessen ältere Brüder bereits von den Arabern erschlagen worden waren. Gideon ergrimmte, er zertrümmerte den Altar des Baal zu Ophra, wo er wohnte, und hieb den Baum der Astarte nieder. Dafür erhielt er den Beinamen Jerubaal (Bekämpfer des Baal). Er sammelte 300 beherzte Gefährten im Gebirge, und als es Nacht war, überfiel er das Lager der Feinde in der Ebene, wobei er

durch Fackeln und allerlei Lärm denselben solchen Schrecken verursachte und sie in solche Verwirrung versetzte, daß sie in wilder Hast flohen, und da sie Freund und Feind nicht immer unterscheiden konnten, sich unter einander mordeten.

Die Fürsten, welche Gideon's Brüder erschlagen hatten, waren entkommen: Gideon setzte ihnen nach, schlug sie und machte sie zu Gefangenen. Weil sie seine Brüder getödtet, so sollten sie sterben. Er befahl Jethro, seinem Erstgebornen, sie zu tödten, allein der Knabe hatte nicht den Muth dazu, und Gideon tödtete sie selbst. Er verlangte von der Beute alle Ohrringe der Feinde, und das Gold derselben war 1700 Sekel schwer. Mit diesem Golde überzog er eine Bildsäule, die Jehovah sein sollte, und stellte dieselbe in Ophra auf. Die Aeltesten wollten Gideon zum König machen, allein er sagte, weder er noch sein Sohn wolle ihr König sein, sondern Jehovah solle es sein.

Simson's Ende. Zeichnung von Hermann Vogel.

Daß Gideon gegen das Gesetz von Jehovah ein Bild machte, rächte sich schwer an seinem Hause, sagt der Verfasser des „Buches der Richter". Gideon, der viele Weiber hatte, hinterließ von ihnen siebzig Söhne und einen, Namens Abimelech, dem ihm sein Kebsweib in Sichem geboren hatte. Dieser Letztere gewann große Gewalt in seiner Geburtsstadt, wo man dem Baal einen Tempel errichtet hatte. Die Männer von Sichem machten Abimelech zum Könige, und er zog mit Bewaffneten nach seines Vaters Haus Ophra, wo er seine siebzig Brüder auf einem Stein abschlachten ließ; nur Jotham, der jüngste Sohn, der sich versteckt hatte, blieb übrig.

Nachdem Abimelech drei Jahre über Sichem geherrscht hatte, brach eine Empörung aus. Der König brachte die Einwohner um, zerstörte die Stadt und streute Salz auf die Stelle. Dann zog er gegen die Stadt Thebez. Die Bewohner flohen in einen starken

Digitized by Google

Thurm in derselben, und als Abimelech sich der Thür näherte, um dieselbe zu verbrennen, warf ihm ein Weib das Stück eines Mühlsteins vom Dach herunter auf den Kopf. Um nicht von der Hand eines Weibes zu sterben, ließ er sich von seinem Waffenträger erstechen. —

Wir haben erwähnt, daß die Sidonier anfingen die in ihrem Gebiet wohnenden Israeliten hart zu bedrücken. Aus dieser Knechtschaft wurden sie dadurch erlöst, daß die Philister Sidon einnahmen (siehe S. 185), was ihnen für ein halbes Jahrhundert Ruhe verschaffte. Im Süden wurden aber die Philister Herr über die Stämme Dan, Simeon und Juda.

Die Stämme, die in Gilead wohnten, wurden viele Jahre hindurch hart bedrängt durch die Ammoniter und Amoriter, die auch über den Jordan gingen, um die Stämme Juda, Benjamin und Ephraim anzugreifen.

Die Aeltesten von Gilead hatten einem Manne Namens Jephta, weil er der Sohn einer Buhlerin war, sein väterliches Erbe geraubt, und er war im Lande Tob ein Räuber geworden, der mit seiner Bande sich großes Ansehn verschaffte. In ihrer Noth wandten sich die Aeltesten von Gilead an den Vertriebenen und boten ihm an, ihn an die Spitze aller Bewohner des Landes Gilead zu stellen, wenn er ihnen gegen die Ammoniter helfen wolle. Jephta nahm das an und sammelte an seinem Wohnorte bei Mizpa seine Truppen. Als er mit ihnen ausrückte, gelobte er im Fall der siegreichen Heimkehr, daß er die Person, die aus seiner Hausthür ihm zuerst entgegen komme, dem Jehovah als Brandopfer darbringen wolle, wie es die Phönikier und andere Syrer zu Ehren des Moloch zu thun pflegten. Er schlug die Ammoniter in einer großen Schlacht am Arnon, und als er siegreich nach Hause zurückkehrte, kam ihm seine Tochter mit Musik entgegen, ihn festlich zu empfangen. Er erschrak und war aufs Tiefste betrübt, denn sein Gelübde wagte er nicht zu brechen. Die Tochter ergab sich in ihr Schicksal und erbat sich nur zwei Monate Frist, um in die Berge zu gehen und dort mit ihren Gespielinnen ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Nach zwei Monaten kehrte sie zurück und Jephta schlachtete sie Jehovah zum Opfer! —

Die Ephraimiten waren wüthend über Jephta, da er sie nicht aufgerufen und an dem Sieg (und Beute) über die Amoriter hatte Theil nehmen lassen, und es kam zu blutigem Streit. Jephta schlug sie und besetzte die Furth des Jordans. Hier ließ er alle Flüchtlinge aus Ephraim tödten, die das Erkennungswort „Schibboleth" nicht aussprechen konnten, und es wurden auf diese Weise aus Ephraim 42,000 Menschen umgebracht. Mit Zahlen sind die jüdischen Geschichtenschreiber sehr verschwenderisch. Jephta blieb sechs Jahre Richter, dann starb er.

Der populärste dieser Richter Israels, von denen die oft märchenhaft aufgeputzte Tradition berichtet, ist Simson, der Sohn des Manoah aus dem Stamme Dan. Da er nach langer Unfruchtbarkeit seiner Mutter geboren wurde und „ein Engel" seine Geburt vorher verkündet hatte, so wurde er ein Geweihter Jehovah's und als solcher durfte sein Haar nie geschnitten werden. Schon jung zeichnete er sich durch seine große Stärke aus. Der Stamm Dan stand unter der Herrschaft der Philister, und Simson nahm eine Philisterin zur Frau, aber das hinderte nicht, daß er ihnen Schaden zufügte, wo er immer konnte, wenn sie ihm eine besondere Veranlassung gaben. Als dies einst der Fall gewesen war, fing er dreihundert Füchse oder Schakals, band sie zu zwei und zwei mit den Schwänzen zusammen und steckte dazwischen eine brennende Fackel. Diese 150 Paare ließ er laufen und die Folge davon war, daß die Saaten und die Weinberge der Philister in Flammen aufgingen. Die Philister wurden endlich der Sache müde und beschlossen ihr ein Ende zu machen. Sie rückten mit ansehnlicher Macht in Juda ein und erklärten, daß sie Simson haben wollten, der sich zu jener Zeit in einer Felsenhöhle des Berges Etham aufhielt.

Die Israeliten, eingeschüchtert durch die Philister, zogen 3000 Mann stark zu Simson und machten ihm Vorwürfe über seine Streiche, durch welche er das ganze Land in Gefahr bringe, und erklärten, sie seien gekommen, ihn zu binden und in die Hände der Philister auszuliefern. Simson ließ sich willig mit zwei neuen Stricken binden, nachdem die Israeliten gelobt hatten, ihn nicht zu tödten.

Die Philister jubelten, als sie ihren Feind gebunden sahen; allein Simson zerriß seine Bande, ergriff einen frischen Eselskinnbacken, der gerade zur Hand war, und erschlug damit 1000 Philister!

Hebräische Priester und Leviten.

Als die Philister von Gaza erfuhren, daß Simson die Nacht bei einem Mädchen der Stadt zubringe, beschlossen sie, ihm am Morgen am Thore aufzulauern und ihn zu erschlagen. Simson aber brach schon um Mitternacht auf, hob das ungeheure Thor aus den Angeln, und am Morgen waren die Einwohner nicht wenig erstaunt, zu hören, daß es sich auf dem Gipfel eines Hebron gegenüber liegenden Berges befand, wohin es Simson getragen hatte.

Simson war verliebt in ein Weib im Thale Sorek, Namens Delila. Die Fürsten der Philister versprachen dieser ein jeder 1100 Seckel Silber, wenn sie ihnen verriethe, an welchem Zauber seine ungeheure Stärke hinge, damit sie denselben entfernen und ihn gefangen nehmen konnten. Das falsche Weib schmeichelte dem schwachen Riesen, nachdem er sie mehrmals angeführt hatte und von ihren verrätherischen Absichten überzeugt sein konnte, sein Geheimniß ab. „Wenn man ihm seine Haare abschnitte, so wiche alle Kraft von ihm“. Als der starke Held auf ihrem Schoße einschlief, schnitt sie ihm sein in sieben Zöpfen zusammengeflochtenes Haar ab, und die Philister überwältigten ihn. Sie stachen ihm die Augen aus, fesselten ihn und ließen ihn im Gefängniß Getreide mahlen.

Bei einem großen Opferfeste zu Ehren des Gottes Dagon, bei dem in einem großen Hause alle Fürsten mit ihren Frauen und gegen 3000 Philister auf dem Dache waren, ließ man den blinden Simson holen, um ihn zu verhöhnen und seinen Spaß mit dem einst so

gefürchteten Feinde zu haben, dem unterdessen seine Haare wieder gewachsen waren, womit seine Kraft wiederkehrte. Als er nun zwischen den zwei Hauptsäulen stand, auf welchen das Haus vorzüglich ruhte, rief er: „Es sterbe meine Seele mit den Philistern!" Damit stemmte er sich rechts und links gegen die Säulen, daß sie ausbogen und das Haus mit Allen, die darin waren, zusammenstürzte. Es heißt, es waren da mehr Todte, als Simson je in seinem Leben erschlagen hatte.

Die Philister hatten die Stämme Juda und Simeon unterjocht und dachten nun dasselbe zu thun mit den im Innern wohnenden Stämmen, nämlich Ephraim, Benjamin und Manasse. Um dieser Noth abzuhelfen und wieder eine nähere Verbindung unter den Stämmen herzustellen, erwählten die Israeliten den Hohenpriester Eli zugleich zum Befehlshaber ihrer Armee, obwol das gegen die Mosaischen Bestimmungen war. So lange Eli jung war, gelang es ihm, den Philistern zu widerstehen, allein als er alt und blind wurde, überließ er die Herrschaft seinen beiden Söhnen Hophni und Pinehas, welche das Volk bedrückten und durch ihr zügelloses Leben viel Aergerniß gaben. Dieser Umstand ermuthigte die Philister zu neuen Angriffen. Sie verwüsteten die Ebene von Jezreel und lagerten sich bei Apekh. Es kam hier zur Schlacht, in welcher 4000 Israeliten fielen. Man glaubte den Sieg zu sichern, wenn man die Bundeslade von Silo ins Lager brachte. Der Erfolg entsprach nicht der Erwartung; die Israeliten erlitten eine noch viel größere Niederlage, die Söhne Eli's wurden getödtet und die Bundeslade fiel in die Hände der Philister. Eli, auf einem hohen Stuhle vor dem Thore von Silo sitzend, erfuhr die Nachricht von dem großen Unglück durch einen vom Schlachtfeld entkommenen Flüchtling und erschrak darüber so sehr, daß er, der neunzigjährige Greis, vom Stuhle fiel und sein Genick brach. Er hatte vierzig Jahre lang an der Spitze von Israel gestanden.

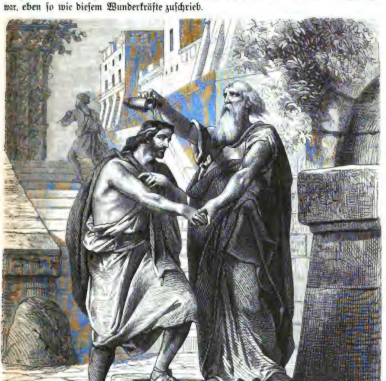
Die Philister stellten die Bundeslade als Trophäe im Tempel ihres Gottes Dagon auf; allein auf den Rath ihrer Priester sandten sie das Heiligthum mit Geschenken nach Israel zurück, wo man sich nicht mehr viel daraus machte. Durch die erlittene Niederlage hatte die Bundeslade, scheint es, allen Kredit verloren. Zwanzig Jahre lang blieb sie in einem Hause fast vergessen stehen.

Nach dem Tode des Hohenpriesters Eli erwählte das Volk zu seinem Nachfolger im Richteramte Samuel, einen im Heiligthum von Silo von Kindheit an erzogenen Mann aus dem Stamme Ephraim, den seine Mutter nach langer Unfruchtbarkeit geboren und aus Dankbarkeit dem Dienste Jehovah's geweiht hatte.

Samuel berief das Volk nach Mizpah, ermahnte es vom Dienste Baal's abzulassen und die Gebote Jehovah's zu befolgen, dem er ein feierliches Opfer brachte, als die Nachricht kam, daß die Philister heranrückten. Erschreckt durch ein furchtbares Gewitter, wurden dieselben in die Flucht getrieben. Samuel schlug zwar die Tyrer und Amoriter: allein er konnte nicht verhindern, daß die Philister eine Citadelle in Mikhmas errichteten und daß der Gouverneur von Gibea, in welche Stadt eine Besatzung gelegt war, das Volk besteuerte und gänzlich entwaffnete. Schwerter und Lanzen gab es nicht mehr in dem Lande der südlichen Stämme, und Schmieden wurden von den Philistern nicht geduldet. Wurden die Ackergeräthschaften der Israeliten schadhaft, so mußten sie in die Städte der Philister gehen, sie ausbessern zu lassen, oder neue zu kaufen. Die Israeliten wurden auch gezwungen in die Armee der Philister einzutreten und gegen ihre Stammgenossen zu fechten.

Samuel war unterdessen eifrigst bemüht, die von Moses gegebene Religion wieder herzustellen, und da sie Gefahr lief, unter den anderen Völkern vergessen zu werden, so errichtete er Schulen, in welchen junge Männer unterrichtet wurden in aller Wissenschaft, die sich unter dem Priestergeschlecht seit Moses erhalten hatte. Aus diesen Schulen gingen Männer hervor, die wie Samuel selbst, von den Geschichtsschreibern gewöhnlich Propheten genannt werden. Ihre Zeitgenossen nannten sie nicht so, sondern Nebiim, ein hebräisches Wort, welches von dem Zeitwort naba abgeleitet ist, und in den Schriften

der Israeliten verschiedene Bedeutungen hat und keineswegs nur prophezeien oder wahrsagen heißt. Die eigentliche Bedeutung des Wortes Nebiim ist Dichter, Sänger, wol auch Schwärmer und Träumer, und man verstand darunter begeisterte Männer, besonders Schutzbefohlene und Freunde Jehovah's, die in Zeiten der Bedrängniß als Volksredner auftraten, das Volk und deren Führer strafen oder ermahnten und denen der Vorglaube, da wahrscheinlich ein Theil von der Wissenschaft des Moses auf sie übergegangen war, eben so wie diesem Wunderkräfte zuschrieb.



Saul von Samuel zum König gesalbt.

Diese sogenannten Propheten sind keine besondere Eigenthümlichkeit des israelitischen Volkes; sie sind, besonders in Zeiten der Noth oder Aufregung, unter allen Nationen der Welt vorgekommen und kommen heute noch ebenso vor; aber das Sprüchwort: „Propheten gelten nichts in ihrem Lande" hat seine gute Begründung. Ihre Zeit erkennt sie selten, weil ihr Geist sich über den ihrer Zeit erhebt, und man verkennt, verachtet, verhöhnt und verfolgt sie nicht selten, weil das Talent die Majestät der Dummheit beleidigt.

Samuel nahm seinen Aufenthalt in Rama, seinem Geburtsort, und baute dort Javeh einen Altar. Von hier ging er oft nach Bethel, Gilgal und Mizpah, wo er Volksversammlungen hielt, Recht sprach und lehrte.

Digitized by Google

Als er alt wurde, überließ er einen Theil seiner Geschäfte seinen Söhnen Joel und Abijah, die zu Versaba Recht sprachen; allein wie die Söhne Eli's, arteten auch sie aus, ließen sich bestechen und wurden überhaupt ihrem Vater sehr unähnlich. Das Volk, durch Samuel einigermaßen aus seiner Schlaffheit erweckt, schämte sich seiner Ohnmacht und seiner Zerrissenheit. Da es sah, daß andere Völker unter der Herrschaft von Königen mächtig wurden, so verlangte es gleichfalls nach einem König. Samuel rief ihnen ins Gedächtniß, daß Jehovah ihr König sei, und bemühte sich, das Volk von seinem Vorhaben abzubringen, indem er demselben ausmalte, was es von einem Könige zu erwarten habe.

„Das wird", sagte er, „des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen; und zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfhundert; und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen; und zu Schnittern in seiner Ernte; und daß sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört, machen. — Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. — Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen, und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und *ihr müsset seine Knechte sein*." — Das Volk aber blieb verblendet; es verlangte nach einem Könige, und Samuel, der wol einsah, daß er dem Volkswillen würde nachgeben müssen, sann darüber nach, wie er diesen Willen erfüllte, ohne der priesterlichen Macht zu schaden.

Der Ammoniter Nahasch belagerte die Stadt Jabes in Gilead. Die Bewohner dieser Stadt erboten sich zur Dienstbarkeit, wenn er sie in Frieden lasse; allein er antwortete, er wolle einen Bund mit ihnen schließen, unter der Bedingung, daß er Jedem das rechte Auge aussteche, um damit ganz Israel zu beschimpfen. Die Aeltesten von Jabes sandten Boten an alle Stämme jenseit des Jordan und baten um Hülfe. Sie kam ihnen unerwartet durch einen Mann aus dem Stamme Benjamin. Dieser Mann war *Saul*, der Sohn eines wohlhabenden Landmannes Namens *Kis* in Gibea. Dieser junge Mann ragte durch seine Schönheit und Größe hervor, denn er war um einen Kopf größer als alle Israeliten. Als er, hinter seinem Ochsengespann hergehend, vom Felde kam, vernahm er die Botschaft von Jabes, und Zorn über die Israel angethane Schmach erfaßte ihn. Er zerstückte seine Ochsen, sandte davon ein Stück an alle Stämme Israels, mit der Drohung, daß es allen Rindern Derer so ergehen solle, die nicht Samuel und ihm folgen würden. Die mahnende Drohung half. Das Volk stand auf. Saul führte die Streiter über den Jordan, überfiel die Belagerer von Jabes am frühen Morgen und vernichtete sie. Von diesem Siegesfelde hinweg zog er nach Gilgal und brachte dem Jehovah ein Dankopfer. Das begeisterte Volk rief ihn zum König aus.

Samuel, der in ihm, da er ein treuer Anhänger Jehovah's war, einen tüchtigen Mann und ein dankbares Werkzeug gefunden zu haben meinte, bestätigte diese Wahl und machte ihn zum *Melech* (König) und zum Gesalbten des Herrn oder *Maschiach* (Messias) *Jehovah*, wie er und andere Könige der Israeliten in den Büchern derselben oftmals genannt werden (1055 v. Chr.).

Das Erste, was *Saul* als König that, war, daß er sich eine kleine stehende Armee von 3000 Mann bildete. 2000 befehligte er selbst, 1000 sein Sohn *Jonathan*. Diesem gelang es, durch einen kühnen Handstreich, Gibea zu nehmen, was das ganze Philisterland in Bewegung brachte, aus dem bald ein großes Heer, in drei Corps getheilt, gegen Israel aufbrach.

Saul berief das Volk nach Gilgal, um dort zu opfern und den Beistand Jehovah's zu erflehen. Er wartete sieben Tage auf Samuel, das Opfer zu verrichten; als dieser

aber nicht kam und das Volk anfing sich zu zerstreuen, entschloß sich Saul, das Opfer selbst zu vollziehen. Am andern Tage erschien Samuel, und als Saul ihm ehrerbietig entgegenging und ihm mittheilte, was er bei seinem Ausbleiben gethan hatte, da erzürnte sich Samuel sehr. Er tadelte ihn heftig, daß er sich die Befugnisse des Oberpriesters gegen Jehovah's Gebot angeeignet habe, der, wenn er ihm gehorsam gewesen wäre, jetzt sein Königthum für alle Zeit bestätigt haben würde, daß derselbe sich aber einen andern Mann nach seinem Sinne suchen werde. Voll Zorn verließ Samuel das Lager. Saul, abwol höchlich betrübt über diesen Zwiespalt mit dem verehrten Manne, fuhr fort zu siegen; er schlug die Philister und befreite das Land vom Joch, ohne daß dies den Groll Samuel's darüber beschwichtigen konnte, daß er in dem König kein fügsames Werkzeug fand, dem er höchstens die Führerschaft im Kriege, aber nicht einmal das Richteramt, viel weniger das als Priester zugestehen wollte. Dieses Verhältniß zwischen „Kirche und Staat" — wenn wir uns so modern ausdrücken dürfen — wurde immer gespannter und es kam bald zu einem förmlichen Bruch.

Die Ammalekiter machten von Süden her verheerende Einfälle in das Land, und Saul zog ihnen entgegen mit dem strikten priesterlichen Befehl, Alles zu bannen (das heißt umzubringen), nichts zu schonen, weder Menschen noch Thiere. Saul bewog die Keniter, die mit den Ammalekitern verbunden waren, sich von ihnen zu trennen, schlug die Letzteren und nahm Agag, ihren König, gefangen. Er ließ diesen am Leben, und ebenso war er vernünftig genug, die Thiere, die man brauchen konnte, nicht umzubringen.

Als er nach Gilgal kam, um ein Dankopfer für den Sieg zu bringen, war Samuel höchst aufgebracht über Saul's Ungehorsam gegen die Befehle Jehovah's, der ihm befohlen hatte, Alles umzubringen, und der mehr Gefallen finde am Gehorsam als am Opfer. Da er das Wort des Herrn verworfen, so habe der Herr auch ihn verworfen und er solle nicht mehr König sein. Damit wandte sich nun der erzürnte Priester zum Gehen, allein Saul eilte ihm mit beschwichtigenden Worten nach und hielt ihn am Mantel fest, so daß dieser zerriß. Darauf rief Samuel: „Javeh hat heute das Königreich von dir gerissen und es deinem Nächsten gegeben, der besser ist als du!"

Den demüthigen Bitten des Königs gelang es, Samuel zurückzuhalten. Dieser verlangte, daß ihm der gefangene König Agag vorgeführt würde. Derselbe erschien, nichts Böses ahnend und froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein; allein der unerbittliche Priester rief: „Wie dein Schwert Weiber kinderlos machte, so sei deine Mutter kinderlos vor den Weibern!" Und damit erstach er ihn mit eigner Hand und „hieb ihn in Stücke vor Javeh in Gilgal". Dann kehrte er nach Rama zurück und Saul sah ihn an diesem Tage zum letzten Mal.

Saul war ein Held, der Erretter seines Volkes und ein wahrhaft seltener König. Er folgte nicht dem Beispiele anderer orientalischer Könige, sondern blieb einfach in seinem Haushalt und untadelhaft in seinen Sitten. Er war ein frommer Mann und treuer Anhänger seines Gottes, und wenn er Samuel in manchen Dingen widerstand, so gab er doch demselben weit mehr nach als sich mit der Würde des Oberhauptes einer Nation vertrug. Samuel, der als Stellvertreter Jehovah's auftrat, von dem er doch nicht mehr wußte als Saul oder irgend ein anderer Mensch, war ein herrschsüchtiger, leidenschaftlicher Priester, der darüber empört war, daß Saul nicht unbedingt sein sklavisches Werkzeug sein wollte, und er verzieh ihm nie. — Samuel dachte ernstlich daran, einen andern König zu ernennen, und richtete sein Augenmerk auf David, den Sohn eines reichen Mannes aus Bethlehem im Lande Juda, Namens Isai. Als Knabe hütete er die Herden seines Vaters und wurde geschickt in Gesang, Saitenspiel und Tanz, aber auch gewandt und abgehärtet. Schon als Knabe, erzählt die Sage, gewann er großen Ruhm, als er einen prahlerischen, riesigen Philisterkrieger, Goliath, der die tapfersten Israeliten zum Kampfe herausforderte, durch einen geschickten Wurf mit seiner Schleuder erlegte.

König Saul, durch seinen Zwiespalt mit Samuel betrübt und geärgert, oder durch die gefährliche Lage Israels beunruhigt, vielleicht schon von Natur dazu geneigt, wurde schwermüthig, launenhaft und argwöhnisch. Um ihn aufzuheitern durch Gesang und Spiel, rief man den jungen David an seinen Hof. David sang und spielte aber nicht allein, sondern folgte dem Beispiel seiner drei älteren Brüder, die im Heere dienten, und wurde ein tapferer Krieger, der sich gegen die Philister so sehr auszeichnete, daß Saul ihn zu seinem Waffenträger ernannte; aber Saul's ältester Sohn, der tapfere Jonathan, wurde sein Herzensfreund.

Schön von Gestalt, heiter, erfahren in Spiel und Gesang und ein Held, wurde David der Liebling des Volkes. Einst von einem siegreichen Zuge heimkehrend, empfingen die Frauen die Krieger mit Spiel und Gesang. „Saul hat Tausend erschlagen", hieß es in einem Liede, „David aber Zehntausend." Das scheint die Eifersucht des Königs erweckt und den ersten Grund zu späterem Mißtrauen gelegt zu haben; allein er unterdrückte diese Regung, machte David zum Anführer der königlichen Leibwache, der im Range nur hinter dem Feldherrn Abner stand, und gab ihm seine schöne Tochter Michal zur Frau, deren Liebe er eben so wie die ihres Bruders Jonathan gewonnen hatte. Auch mit den Priestern stand David in einem freundlichen Verhältniß, und das mochte den Argwohn des Königs gegen ihn vermehren, der immer mehr von dem bösen Geist der Schwermuth erfaßt wurde und endlich in seinem Schwiegersohn einen Mann sah, der ihm nach Krone und Leben trachtete. Als dieser einst vor ihm sang, überwältigte ihn der Zorn bei diesem Gedanken, und er warf seinen Speer nach David. Dieser wich geschickt aus und der Speer fuhr tief in die Wand. Erschreckt floh David in seine Wohnung, aber der König ließ die Ausgänge des Hauses besetzen, um ihn am Morgen zu tödten. Michal aber, des Königs Tochter, ließ ihn aus einem Fenster hinab und legte ins Bett David's die Statue des Hausgottes, die sie verdeckte, so daß ein Mensch im Bette zu liegen schien, was die Wächter täuschte. David floh nach Rama zu Samuel und mischte sich unter die Jünglinge der Prophetenschule, die in Najoth bei Rama errichtet war. — Jonathan, der edle Sohn Saul's, theilte nicht dies Mißtrauen gegen David; er blieb dessen treuer Freund und suchte seinen Vater umzustimmen; aber dieser fuhr ihn zornig an, und auch ihm wurde es klar, daß Saul nach seines Freundes Leben trachte und dieser sein Heil in der Flucht suchen müsse.

David ging nun zu seinem Freunde Ahimelech, der Oberpriester zu Nob war. Dieser befragte für ihn Jehovah, das heißt eine mit Gold überzogene Statue, die den Gott vorstellte und bei der man Orakel einholte, versah ihn mit Lebensmitteln und einem geweihten Schwert, der Sage nach dasjenige, welches David einst dem Goliath abgenommen hatte. Damit floh dieser zum Könige von Gath, und als er hier sich nicht sicher fühlte, in die hügelige Wüstengegend des östlichen Juda. Hier führte er das Leben eines Geächteten, und andere Geächtete und wilde Gesellen sammelten sich um ihn, so daß seine Schar auf 600 Männer anwuchs, unter ihnen drei tapfere Söhne seiner Schwester.

Dem Könige wurde verrathen, daß David bei Ahimelech dem Priester gewesen war und was dieser für ihn gethan hatte. Er ließ denselben mit seinem ganzen Geschlecht vorfordern, um auf der Höhe von Gibea unter dem Tamarindenbaum Gericht zu halten. Ahimelech erschien; er entschuldigte sich mit Unwissenheit und sagte, daß er in David nur den Schwiegersohn des Königs geehrt habe; allein Saul verurtheilte ihn und sein ganzes Geschlecht zum Tode. Der edomitische Aufseher der königlichen Herden übernahm es, das Urtheil auszuführen, da die israelitische Leibwache ihre Hand nicht an die Priester zu legen wagte. Er tödtete an dem Tage fünfundachtzig Priester.

David und seine Schar führten nun ein wildes Räuberleben. Saul zog gegen ihn, und die Tradition schmückt die Erzählung von diesem Kriege romantisch aus, und Diejenigen, welche sie später niederschrieben, fügten hinzu, was zu ihren Absichten paßte, wie wir das bei den priesterlichen Aufzeichnungen aller Völker erfahrungsmäßig finden. Als Beweis

für David's großmüthigen Charakter wird nämlich erzählt, daß er, als er einst Saul schlafend überraschte, dem Verlangen seiner Begleiter, ihn niederzustoßen, widerstand und sich damit begnügte, den Zipfel von Saul's Oberkleide abzuschneiden, was Saul zu Thränen rührte und veranlaßte auszurufen: „Du bist gerechter denn ich; denn du hast mir Gutes erwiesen, ich aber habe dir Böses erwiesen. So vergelte dir Jehovah Gutes für diesen Tag. Und wenn du einst König sein wirst, so schwöre mir, daß du nicht meinen Samen ausrotten willst nach mir, und nicht meinen Namen vertilgen aus meines Vaters Hause!“ — Und David schwur dem Saul. Wie er den Schwur hielt, werden wir später sehen. —

Saul wirft den Sper nach David.

Nach einer andern Erzählung befiehlt Abisai und David Nachts den schlafenden Saul in der Wagenburg. Abisai tiefh ihn zu tödten; allein David nahm nur des Königs Speer und Wasserschale und verhöhnte von sicherer Entfernung den Abner darüber, daß er so schlecht Wache halte. Saul rief bei dieser Gelegenheit: „Gesegnet seiest du, mein Sohn David! Unternehmen wirst du und hinausführen.“

Samuel war gestorben und in ihm verlor David einen mächtigen Beschützer. Saul war der erwählte König; das Volk hatte seine Heldenthaten nicht vergessen und hing an ihm trotz der Veränderung seines Charakters und der Anfeindung durch die Priester. An eine Aussöhnung mit ihm war nicht zu denken; hatte er doch selbst David's Ehe mit Michal gelöst und diese einem Andern zur Frau gegeben. David, des herumziehenden Lebens müde, ging mit seiner Schar wieder zu König Achis von Gath, der ihn mit Freuden als Vasallen annahm und ihm die Stadt Ziklag einräumte. Von hier aus machte er Raubzüge gegen die umwohnenden Völker, die Israeliten nicht ausgenommen.

Digitized by Google

Als David anderthalb Jahr in Ziklag gewesen war, brach abermals ein großer Krieg zwischen den Philistern und König Saul aus, der sein Heer im Norden von Ephraim in den Bergen von Gilboa sammelte. Den alten Helden verließ, wie es scheint, seine frühere Zuversicht, und es wird erzählt, daß er eine berühmte Zauberin zu Endor besuchte und von ihr verlangte, daß sie den Geist Samuel's heraufbeschwöre, den er befragen wollte. Der Geist erschien, und unversöhnt erneuerte er seinen Fluch gegen den ungehorsamen König und prophezeite ihm, daß, weil er der Stimme Javeh's nicht gehorcht habe, sein Königreich an David gegeben werden solle und er mit seinen Söhnen am andern Tage umkommen werde.

Am nächsten Tage fand die Schlacht gegen die Philister statt. Die Israeliten wurden geschlagen; Jonathan und zwei seiner Brüder fielen im Kampf, und Saul, der nicht in die Hände der Philister fallen und dessen Waffenträger ihn auf sein Verlangen nicht tödten wollte, stürzte sich in sein eigenes Schwert, und sein treuer Waffenträger that dasselbe. Die Philister hieben der Leiche den Kopf ab und hingen sie und die seiner Söhne an die Mauer von Bethsan; ihre Waffen wurden im Tempel der Astarte als Trophäen niedergelegt. Die Männer von Jabes, die einst Saul aus den Händen der Amalekiter gerettet hatte, nahmen die Leichen herab, verbrannten sie und begruben die Gebeine unter der Tamariske in der Stadt. So endete Saul nach zwanzigjähriger Regierung.

Als David in Ziklag den Tod Saul's und seines Freundes Jonathan erfuhr, betrübte er sich sehr und dichtete ein Klagelied, welches den Ruhm der gefallenen Helden im Volke erhalten sollte, und welches bis auf unsere Zeit gekommen ist.

David war, wie die Sage berichtet, schon vor langer Zeit, als Samuel mit Saul zerfiel, heimlich zum König von Israel gesalbt worden. Dies mag eine spätere Priestererfindung sein; allein gewiß ist, daß David nach Juda zog und in Hebron zum Könige ausgerufen wurde.

Abner, der Feldherr Saul's, erklärte Isboseth (oder Isbaal), einen noch übrig gebliebenen Sohn Saul's, zum König von Gilead, welcher seine Residenz in der alten Stadt Machanaim aufschlug. David versuchte vergebens, die Bewohner von Jabes auf seine Seite zu ziehen. Sie vergaßen nicht das Gute, welches sein Vater Saul ihnen erwiesen, und hielten es mit Isboseth, der auch, durch Abner's Tapferkeit unterstützt, von Ephraim, Benjamin und anderen Stämmen anerkannt wurde.

David residirte zu Hebron, vorläufig als Vasall der Philister, an deren Herrschaft man sich bereits in Juda gewöhnt hatte, und bemühte sich, seinen Anhang zu verstärken. Der Bürgerkrieg wurde mit großer Erbitterung sieben Jahre lang geführt und würde vielleicht zu David's Ungunst geendet haben, wenn Isboseth nicht thörichterweise Abner beleidigt hätte. Dieser machte David Vorschläge zu einem Bündniß, und als derselbe gern darauf einging, kam er mit zwanzig Mann nach Hebron, um die Bedingungen festzustellen.

Feldhauptmann David's war sein Neffe Joab, dessen Bruder Asahel Abner in ehrlichem Kampfe getödtet hatte. Dieser Joab nahm Abner bei Seite, unter dem Vorwand, Näheres über das Bündniß mit ihm zu besprechen, und erstach ihn. David vergab Joab den Mord, der als Blutrache für Asahel aufgefaßt wurde, und weil er auch Joab nicht entbehren konnte; allein er verwünschte das Haus Joab und trauerte öffentlich um Abner, obwol er vielleicht innerlich froh war, diesen gefährlichen Mann los zu sein, und dichtete ihm ein Klagelied. Zwei Krieger des David, die sich seinen Dank zu verdienen hofften, ermordeten den Isboseth; allein der König ließ sie umbringen, vielleicht um jeden Verdacht der Mitschuld von sich abzulenken. David, der von den Priestern so hoch gepriesene, fromme König, war ein Heuchler, und weinend und Klagelieder singend, freute er sich heimlich über die Greuelthaten, durch welche seine Macht befestigt wurde. So lange Nachkommen Saul's lebten, konnte er nicht sicher sein, besonders da Michal, die ihrem Manne wieder abgenommen wurde, ihm keine Kinder gebar. Er wurde von seiner Furcht befreit.

König David läßt die Bundeslade nach Jerusalem bringen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Heviter in Gibeon, die Saul einſt ſehr hart behandelt hatte, ſtellten die dreijährige Dürre und Hungersnoth, die im Lande herrſchte, als ein Strafgericht Jehovah's für Saul's ungeſühnte Blutſchuld dar, und als David ſie fragte, womit er ſie verſöhnen könne, verlangten ſie Auslieferung von ſieben Männern aus Saul's Geſchlecht. Die zwei Söhne Rizpa's, der Beiſchläferin Saul's, und die fünf Söhne Merab's, der andern Tochter deſſelben, wurden den Gibeonitern übergeben und von dieſen aufgehängt. Jonathan's Sohn verſchonte aber David, denn — er war ſchon in ſeiner Jugend durch einen Fall vom Arm ſeiner Amme zum Krüppel geworden und ungefährlich.

Nun hatte David keine Nebenbuhler mehr, und alle Stämme Iſraels erkannten ihn als König an. Auch die Prieſter waren ihm nicht entgegen, denn er war ein frommer Mann, ein Mann nach ihrem Herzen.

So lange David noch nicht feſt auf ſeinem Throne ſaß, war ihm der Schutz der Philiſter ſehr recht; allein nun dachte er darauf, ſich und die Iſraeliten gänzlich von deren Herrſchaft zu befreien. Zunächſt lag ihm daran, ſich eine andere Reſidenz zu wählen, denn Hebron, im Lande Juda, lag zu weit ſüdlich und zu entfernt von manchen der Stämme Die Lage der Hauptſtadt der Jebuſiter gefiel ihm zu dieſem Zweck. Die Feſte Jebus lag auf einer Anhöhe, die im Oſten, Süden und Weſten vom Bach Kidron und der Schlucht von Hinnom beſchützt und in Norden durch eine leichte Senkung der Erdoberfläche begrenzt wurde. Die Feſtung ſtand auf keiner ebenen Fläche; ſie wurde durch eine tiefe Schlucht getrennt, welche, von Norden nach Süden laufend, die Höhe von Zion von den Hügeln. Millo und Moriah trennte.

Jebus gehörte einem Stamme der Amoriter, und obwol mitten unter der iſraelitiſchen Bevölkerung liegend, war es doch ſeit Joſua's Zeiten unabhängig geblieben. Man war zwar nicht im Kriege mit den Jebuſitern; allein der fromme König David brauchte ihre Stadt und forderte die Einwohner auf, ſich ihm zu ergeben. Dieſe, auf die Feſtigkeit ihrer für uneinnehmbar geltenden Feſtung vertrauend, ſandten ihm eine höhnende Antwort. David bemächtigte ſich der Waſſerleitungen, und der kühne Joab nahm die Burg durch einen Handſtreich. Die ganze Beſatzung wurde in den Abgrund geſtürzt. Das Volk Gottes war unbarmherzig gegen Alle, die nicht an Jehovah glaubten.

Die eroberte Stadt wurde Jeruſalem genannt, und David beeilte ſich, ſie in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Moriah überließ er dem Volke, Millo befeſtigte er und ebenſo Zion, wo er ſeine Reſidenz aufſchlug; allein dieſe drei Punkte wurden damals nicht in dieſelbe Mauer eingeſchloſſen. David beſchloß Zion nicht nur zu ſeiner Reſidenz, ſondern auch zu der des iſraelitiſchen Gottes, und ſo ſeine Hauptſtadt zugleich zum Mittelpunkt des Kultus zu machen. Zu dieſem Ende ließ er die halbvergeſſene „Bundeslade" von Kiriath-Jearim holen. Auf dem Wege war der Kaſten nahe daran umzufallen, und ein Nichtprieſter wagte es, ſie zu halten und daran zu verhindern. „Da entbrannte der Zorn Jehovah's wider Uſa (ſo hieß der Vorwitzige), und Gott ſchlug ihn und er ſtarb vor der Lade." David fürchtete ſich, ob dieſes göttlichen Zornausbruchs, das gefährliche Heiligthum weiter zu ſchaffen und ließ es unterwegs ſtehen, bis der darin wohnende Jehovah zeigte, daß er wieder beſänftigt war.

Das Volk empfing das alte Nationalheiligthum mit Jubel, Geſang, Saitenſpiel, Pauken, Schellen und Cymbeln, und der fromme König David, „umgürtet mit einem leinenen Schulterkleide", alſo etwa „im Hemde", tanzte aus Leibeskräften vor ſeinem Gotte her. Er muß wol unanſtändig hoch geſprungen ſein, denn ſeine Königin, die ſtolze Michal, Saul's Tochter, verſpottete ihn, daß er vor den Mägden ſeiner Diener ſich ſo ſehr entblöße.

Ueber den Bundeskaſten baute König David einſtweilen eine Hütte, wol zur Erinnerung an diejenige, welche das Heiligthum einſt auf der Wanderung umſchloſſen, und der einzige, dem Blutbade entronnene Sohn Ahimelech's (ſ. S. 220), Abjathar, wurde zu

einem der Priester ernannt. Der König brachte Brand- und Dankopfer und gab Jedem aus dem Volke (von Zion wahrscheinlich), Männern und Weibern, einen Brotkuchen, einen Rosinenkuchen und ein Maß Wein.

Die Lage von Jerusalem war allerdings viel günstiger als Hebron. Es lag in der Nähe der wichtigen Stämme von Juda, Ephraim und Benjamin, und über Jericho und das Jordanthal konnte man bequem nach Gilead kommen. Nur die kleinen Stämme Ascher, Zebulon und Naphtali waren zu entfernt im Phönikierlande; doch das hatte wenig zu bedeuten.

Die Vereinigung der zwölf Stämme Israels und das unabhängige Gebahren ihres bisherigen Schützlings und Lehnsmannes bewog die Philister auszuziehen, ihn zur alten Abhängigkeit zurückzuführen. David schlug sie indessen in zwei Schlachten, jagte sie von Gabeon bis Gezer und ließ sie nicht wieder zu Athem kommen. Der Krieg dauerte mehrere Jahre. Der König bewährte aufs Neue seine Tapferkeit, und als er einst in der Schlacht so in Gefahr gerieth, daß sein Untergang nahe war, drang man in ihn, nicht mehr persönlich mit zu fechten, da sein Leben zu werthvoll sei.

Der Held hatte indessen manche Helden erzogen, die ihn ersetzen konnten, und die Geschichte erzählt von ihnen merkwürdige Thaten, die wir aber nicht ganz so wie sie erzählt werden zu glauben brauchen. Jabsokham erschlug in einer Schlacht allein dreihundert Philister. Kabtsel erlegte zwei der tapfersten Leute von Moab und stieg dann an einem Schneetage in eine Schlucht hinab und tödtete einen Löwen. Derselbe bekämpfte auch einen riesigen Aegypter, der eine Lanze, so groß wie ein Weberbaum, hatte. Der Held ging ihm mit einem Knüttel entgegen, entriß ihm die ungeheure Lanze und tödtete den Riesen mit seiner eigenen Waffe. Den Kern des Heeres bildete eine Schar von sechshundert auserlesenen Kriegern (Gibborim), die von Joab und Abisai befehligt wurde.

Die Philister mußten endlich um Frieden bitten; Gath und sein Gebiet fiel an Israel; die vier anderen Städte behielten ihre Unabhängigkeit, allein die Macht der Philister war gebrochen.

Als David mit diesen fertig war, rächte er an den anderen umwohnenden Völkern die Schmach, welche sie einst den Israeliten angethan. Zunächst kam die Reihe an die Moabiter, mit denen sich der König, als ihn Saul verfolgte, so gut gestanden hatte, daß er seine Eltern zu ihnen flüchtete. Er schlug und behandelte sie mit unerhörter Grausamkeit. Die Gefangenen mußten sich an die Erde werfen; dann wurden sie mit der Meßschnur in drei Theile getheilt. Zwei dieser Drittel ließ er mit Wagen überfahren und von den Pferden zu Tode stampfen; dem andern Drittel schenkte er das Leben.

Die fünf syrischen Königreiche Damas, Maacha, Rohob, Tsobah und Hamath waren von dem Könige Hadarezer von Tsobah unterworfen und zu einem Reiche vereinigt worden. Das Entstehen eines solchen Reiches im Orontesthal schien David gefährlich, und es fand sich bald eine Veranlassung zum Kriege.

Der König der Ammoniter war gestorben, und David schickte Gesandte an den jungen König nach Rabba, ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Die Unterwerfung der Moabiter hatte aber die Ammoniter mißtrauisch gemacht, und man sah in den Gesandten Spione, welche die Schwäche des Landes erspähen sollten. Man schnitt ihnen die eine Hälfte der Bärte ab und kürzte ihre Röcke bis zum Gürtel und sandte sie mit Hohn nach Hause. David hieß dieselben in Jericho bleiben, bis ihre Bärte wieder gewachsen wären, und bereitete sich zu einem Rachekriege gegen die Ammoniter, welche den mächtigen Syrerkönig Hadarezer (Hadadeser) um Hülfe baten, der sich eben anschickte, die Grenzen seines Reiches bis zum Euphrat auszudehnen.

David war vorbereitet. Noch ehe der Feind Zeit gehabt hatte sich zu vereinigen, rückte Joab ins Feld. Er theilte sein Heer; während er selbst gegen die Syrer marschirte und dieselben schlug, that sein Bruder Abisai dasselbe mit den Ammonitern.

Die Truppen von Damas waren zu spät eingetroffen, um an der Schlacht Theil zu nehmen, sie erwarteten Joab auf dem Rückwege, allein dieser schlug sie ebenfalls, nahm Damas und ließ dort eine Besatzung. Dieser große Erfolg freute den König von Hamath, den Hadarezer früher besiegt hatte, und er sandte seinen Sohn an David, demselben darüber Glück zu wünschen.

König Hadarezer war aber empört über die erlittene Niederlage; er sammelte ein großes Heer, welches von seinem Feldherrn Sobach befehligt wurde. Ganz Aram stand auf, und selbst aus Mesopotamien kamen Hülfstruppen. David kam dem Angriff zuvor; er ging über den Jordan, griff Sobach bei Helam (oder Alam) an und gewann einen glänzenden Sieg. Der feindliche Feldherr kam um; 700 Kriegswagen, 1700 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk wurden gefangen genommen. Alle Pferde wurden gelähmt, wie es die Sitte der Israeliten war, die keine Reiterei besaßen und nur auf Eseln oder Maulthieren ritten.

Die Edomiter, immer zum Plündern bereit, benutzten die Gelegenheit, als der Süden des Israelitischen Reiches von Truppen entblößt war, dort einzufallen. Joab lieferte ihnen jedoch im Salzthale südlich vom Rothen Meer eine Schlacht, in der 18,000 Edomiter fielen. Sie hielten sich noch einige Monate in den Gebirgen; allein ihr König fiel, sein Sohn Hadad flüchtete nach Aegypten, und Joab ließ Jeden umbringen, der Waffen getragen. Edom war besiegt, das Land militärisch besetzt und Elath und Etsiongaber an der Ostspitze des Rothen Meeres erhielten israelitische Besatzungen.

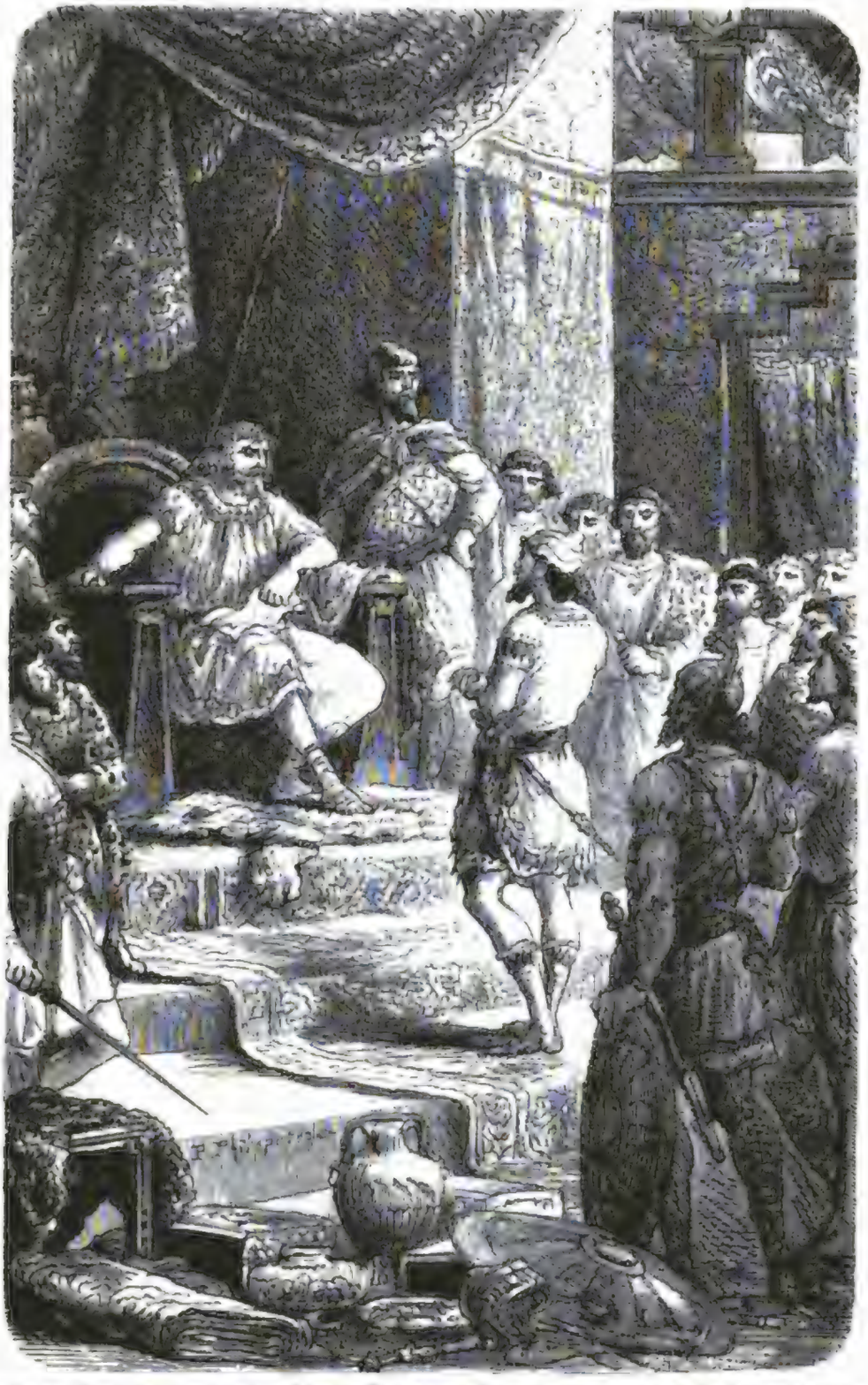
Die Ammoniter waren noch nicht unterworfen. Joab rückte in ihr Land ein und hauste darin entsetzlich. Die Einwohner wurden mit unerhörter Grausamkeit behandelt. Joab ließ sie lebendig zersägen, oder von Wagen und Pferden zerstampfen, oder in den Ziegelöfen lebendig verbrennen. Dann belagerte er die Hauptstadt Rabba, und als sie nahe ihrem Fall war, rief er David herbei, damit dieser den Ruhm der Einnahme habe.

David war nun der mächtigste Fürst Syriens; seine Autorität erstreckte sich vom Euphrat bis an die Grenze Aegyptens und die Ufer des Rothen Meeres. Moab, Edom, Damas standen unter israelitischen Beamten; die Philister lieferten den Weizen und das Oel für das königliche Haus; die Phönikier suchten seine Freundschaft und liehen ihm Arbeiter für seine Bauten, Tsobah, Hamath und ganz Aram zahlten ihm Tribut. Allein sein Reich stand trotzdem auf schwachen Füßen; es fehlte demselben die nationale und religiöse Einheit. Es war eben ein orientalisches Reich wie Chaldäa oder Elam. Die Völker zahlten freilich Tribut, allein sie hatten ihre Unabhängigkeit nicht unbedingt aufgegeben und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuwerfen. So lange ein energischer, durch eine bedeutende Kriegsmacht unterstützter König an der Spitze stand, der wie David ohne alles Besinnen Tausende hinschlachtete, welche sich gegen ihn auflehnten, und dabei fähig war, den mächtigen Nachbarn zu widerstehen, so lange konnte das Reich wol Bestand haben; gerieth aber die Regierung in schwache Hände, so mußte es zerfallen.

Die Israeliten selbst waren nicht einmal ein gleichgeartetes Volk. Seit Josua sie nach Kanaan führte, hatten die Stämme meist getrennt von einander und zwischen Völkern gelebt, mit denen sie sich vermischten und deren Gebräuche, Sitten und – Götter sie annahmen. Wenn auch der Jahvehdienst sich unter den Priestern von Aaron's Geschlecht und unter den Leviten erhielt, so war doch die von Moses eingesetzte Religion durchaus nicht die Volksreligion; der gemeine Mann verehrte Baal, und die Priesteraristokratie und was zu ihr gehörte Jehovah.

Allein selbst für diese war Jehovah eigentlich der Baal Israels und sie machten sich von ihm eben so wohl Götzenbilder wie die Syrer von Baal. Gideon ließ, wie wir erzählt, ein solches Bild aus erbeutetem Golde anfertigen; selbst in der Familie des Saul fehlte ein solches nicht, wie wir gesehen haben; ja sogar der Priester Ahimelech befragte die mit

Gold überzogene Bildsäule des Jehovah für den flüchtigen David, und Ahimelech's Sohn Abjathar, der allein der von Saul veranstalteten Priesterschlächterei entging und unter David Hoher Priester wurde, nahm das Götzenbild mit sich. In den von Samuel gestifteten Prophetenschulen erhielt sich allein der Jehovahdienst in seiner Reinheit, und die aus ihnen hervorgegangenen Männer eiferten mächtig gegen den Götzendienst des Volkes.



David empfängt Abgesandte des Königs Hiram von Tyros. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Auch David bemühte sich, den letztern auszurotten; allein wenn ihm dies schon nicht gänzlich bei den Israeliten gelang, so hatte er noch weniger Erfolg bei den ihnen tributpflichtigen anderen Völkern.

Mit David selbst ging eine Veränderung vor, wie sie eben erworbene Macht bei Menschen hervorzubringen pflegt. Als Held und König war er groß, allein sein Ruhm wurde

bedeutend beeinträchtigt durch große Fehler und Schwächen, die auf sein Reich zurückwirkten. Er war, als er zur Macht kam, grausam und rachsüchtig, wußte aber mit großer Schlauheit diese Fehler zu verbergen; er war ein vollkommener Heuchler, und den Ruf, den er bis auf den heutigen Tag als „ein Mann nach dem Herzen Gottes" bewahrt hat, verdankt er der parteiischen Darstellung der Priester und seinen frommen Liedern; denn mit diesen und großer Reue war er stets bei der Hand. Daß seine Schattenseiten im israelitischen Volke allmählich vergessen wurden, wo Fehler, wie sie David hatte, sehr gewöhnlich waren, und daß man in der Zeit späterer Erniedrigungen mit Stolz an ihn dachte, war sehr begreiflich, denn unter ihm war Israel mächtiger denn jemals, und die Menschen, die durch ihn litten, waren lange todt und vergessen.

David richtete sich seinen Hofstaat in orientalischer Weise ein, wenn auch hin und wieder die alte Einfachheit des Hirtenvolkes noch durchschien. Sein Palast wimmelte von Beamten aller Art; er hielt sich eine Leibwache aus fremden Söldnern, Kretensern und Philistern (woher der Ausdruck Kreti und Plethi stammt), die ihn überall hin begleitete und jeden seiner Befehle unbedingt ausführte. An einem Harem und Verschnittenen, die denselben bewachten, fehlte es ebenfalls nicht, und über seine Begünstigung der Vielweiberei brach sogar ein Aufruhr aus. Schon als er in Hebron residirte, hatte er sieben Weiber, und ihre Zahl mehrte sich noch in Jerusalem, ungerechnet die Beischläferinnen. Die Art, wie er Bathseba gewann, erregte große Entrüstung. Vom Dache seines Hauses sah er sie im Bade und wurde von ihrer Schönheit bezaubert. Er erfuhr, daß sie die Frau eines Hethiters, Namens Uria sei, der mit Joab vor Rabba lag. Er ließ sie zu sich holen, und sie ward schwanger von ihm. Um die Sache zu verdecken, ließ er Uria nach Jerusalem bescheiden; allein ein Gerücht von der Untreue seines Weibes mochte zu ihm gekommen sein; er wollte dem Könige nicht als Deckmantel dienen und ging gar nicht in sein Haus. Darauf sandte ihn David zurück zur Armee und gab ihm einen Brief an Joab mit, in dem es hieß: „Stellet Uria dem stärksten Streite gegenüber und wendet euch ab hinter ihm, daß er geschlagen werde und umkomme." Joab that, wie ihm befohlen, und Uria wurde erschlagen. Noch heute nennt man verrätherische Briefe „Uriasbriefe". Nun nahm David Bathseba in sein Haus, wo sie einen Sohn gebar, der aber nach einigen Tagen starb. Der Prophet Nathan hielt dem Könige sein Unrecht vor. David bereute, betete, fastete und lag ganze Nächte zerknirscht auf der Erde, — aber behielt Bathseba, die ihm wieder einen Sohn gebar, den er Salomon nannte. Ueberhaupt hatte David zwanzig Söhne und mehrere Töchter.

Große Unzufriedenheit im Lande erregte auch eine übrigens ganz verständige Maasregel David's. Wohl fühlend, daß das Ansehen Israels allein auf seiner Kriegsmacht beruhte, war es sehr natürlich, daß er die Zahl der Truppen wissen wollte, über welche er im Falle der Noth verfügen könne. Joab mit einigen Kriegsobersten durchzog gegen zehn Monate lang das ganze Land und zeichneten alle waffenfähigen Männer auf, die mit der gewöhnlichen Uebertreibung auf gegen 1,300,000 angegeben werden, aber nach anderen Andeutungen 300,000 Mann betragen haben mögen. Das Volk witterte hinter dieser Volkszählung und Musterung erhöhte Steuerlast, und da die Prophezeiungen des Samuel, als er vor der Wahl eines Königs warnte, bereits angefangen hatten sich zu erfüllen, so war man im Volke sehr unzufrieden. Diese Unzufriedenheit theilten auch die Priester, und so wurde die Volksmusterung als ein dem Könige von Satan eingegebener Gedanke und als Jehovah höchst mißfällig dargestellt. Dieser Gott bestrafte denn auch David mit der ihm von den Priestern zugeschriebenen eigenthümlichen Gerechtigkeit durch eine Pest, welche 70,000 Menschen in wenigen Tagen hinraffte. Man begreift nicht recht, wie David Jehovah durch diese Volkszählung beleidigte, oder welches Gesetz er damit verletzte. Es scheint indessen, daß mit dem Zählen des Volkes ein alter Aberglaube verbunden, und daß es als unglückbringend betrachtet wurde. Wir schließen das aus einer

Stelle im 2. Buch Moses', wo es Kapitel 30, Vers 11 und weiter heißt: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Wenn du die Häupter der Kinder Israel zählest, so soll ein Jeglicher dem Herrn geben die Versöhnung seiner Seele, auf daß ihnen nicht eine Plage widerfahre, wenn sie gezählet werden". Diese Auslösung wurde für Jeden, der 20 Jahre und darüber war, auf einen halben Sekel festgesetzt, und das Geld sollte „an den Gottesdienst der Hütte des Stiftes gelegt werden". Möglich, daß bei dieser Zählung die Auslösungssteuer nicht gefordert und also den Priestern entzogen wurde. Hätte die Auslösung stattgefunden, so wäre die Zählung unschädlich vorüber gegangen; allein da sie unterblieb, so mußte die erwähnte Plage kommen. Nach dieser Zählung, oder vielmehr nach dem Bericht darüber im 2. Buch Samuelis, belief sich die Zahl „der starken Männer, die das Schwert auszogen", in Israel und Juda (ein Unterschied, der übrigens zu David's Zeit wol noch nicht gemacht wurde) auf 1,300,000!

David selbst hatte auch durch die Folgen seiner Fehler und Sünden zu leiden und das Volk dadurch noch mehr als er. In einem Haushalt mit so vielen Weibern, die in Israel eine höhere und einflußreichere Stellung hatten als bei den meisten anderen orientalischen Völkern, was sich vielleicht noch aus Aegypten herschreiben mochte, konnte es natürlich nicht an Intriguen und Streitigkeiten fehlen.

David's ältester Sohn Amnon verliebte sich in seine Halbschwester Thamar, lockte sie in sein Haus und schändete sie mit Gewalt. Von Abscheu über die Blutschande nach geschehener That erfaßt, jagte er Thamar aus dem Hause, die ihr Leid ihrem rechten Bruder Absalom klagte. Dieser versprach Rache. Zwei Jahre später lud er alle Söhne des Königs zum Feste der Schafschur auf sein Landgut, und beim Gastmahle wurde Amnon von Absalom's Knechten auf dessen Befehl erschlagen. Absalom floh zu dem Vater seiner Mutter. Erst nach drei Jahren bewirkte Joab, der ihm günstig war, seine Rückberufung; allein zwei Jahre lang durfte er seinen Vater nicht sehen; doch setzte er es endlich durch, daß ihm David verzieh.

Absalom war der schönste Mann in Israel und im Volke sehr beliebt. Da er seinen Vater kannte und an dessen Verzeihung nicht recht glauben mochte, und da er durch den Tod auch des zweitältesten Bruders der rechtmäßige Thronerbe geworden war, so sann er darauf, sich schon bei David's Lebzeiten an dessen Stelle zu setzen. Er hielt sich Wagen und Pferde und fünfzig Vorläufer und war außerordentlich bemüht, sich dem Volke durch sein leutseliges Wesen noch angenehmer zu machen, was ihm um so leichter gelang, als man anfing David's müde zu werden. Besonders erfolgreich war Absalom aber in Juda, welches, als von dem ältesten Sohn Jakob's abstammend, den ersten Rang unter den Stämmen beanspruchte und mit der Gleichstellung aller Israeliten sehr unzufrieden war. Ahitophel, David's vertrautester und einflußreichster Rath, kannte und begünstigte die ehrgeizigen Pläne des Thronfolgers, und ein allgemeiner Aufstand, dessen Mittelpunkt Juda selbst sein sollte, wurde vorbereitet, ohne daß David davon das Geringste gewahr wurde, was erklärlich wird dadurch, daß Ahitophel selbst im Bunde der Verschwörer war. Als dieser Letztere mit Absalom, unter dem Vorwand eines Opferfestes, in Hebron zusammentraf, brach der Aufstand aus.

David, völlig überrascht und durch den Abfall seines Sohnes und seines vertrautesten Rathes betrübt, beschloß einstweilen dem Sturm zu weichen und, auf den Wankelmuth des Volkes und den Erfolg seiner Diplomatie rechnend, den weitern Ausgang des Aufstandes fern von seiner Hauptstadt abzuwarten. Begleitet von seinem ganzen Hause und den ihm treu gebliebenen tapferen Sechshundert, zog David — barfuß und mit verhülltem Haupte — unter dem Wehklagen des Volkes, dessen Mitleid er wol durch diese übertriebene Schaustellung seines Unglücks erregen wollte, über den Bach Kidron. Er versäumte aber nicht, Leute in Jerusalem zurückzulassen, die ihm genaue Nachrichten über die dortigen Vorgänge gaben und für ihn wirkten. Der vornehmste unter diesen seinen getreuen

Agenten war Husai, nächst Ahitophel sein einflußreichster Rath, und natürlich eifersüchtig auf diesen. — Als Absalom bald darauf mit Pomp in Jerusalem einzog, empfing ihn Husai mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ und gewann bald sein Vertrauen. Mit großer Geschicklichkeit wußte er zu verhindern, daß Absalom dem Rathe Ahitophel's, David sogleich nachzusetzen, Folge leistete, sondern vielmehr dem seinigen Beifall gab, sich selbst an die Spitze des Volkes zu stellen und David in offener Feldschlacht zu schlagen. Zugleich aber sandte Husai im Geheimen Boten an David, die ihm riethen, über den Jordan zu gehen, da er fürchtete, daß Ahitophel auf eigene Hand etwas gegen des Königs Leben unternehmen möchte. Als Ahitophel sah, daß sein Rath nicht befolgt wurde, und er wahrscheinlich von dem schlecht organisirten Volke, welches Absalom folgte, keinen Erfolg gegen David's tapfere Truppen voraussah, so verließ er Jerusalem und brachte sich um.

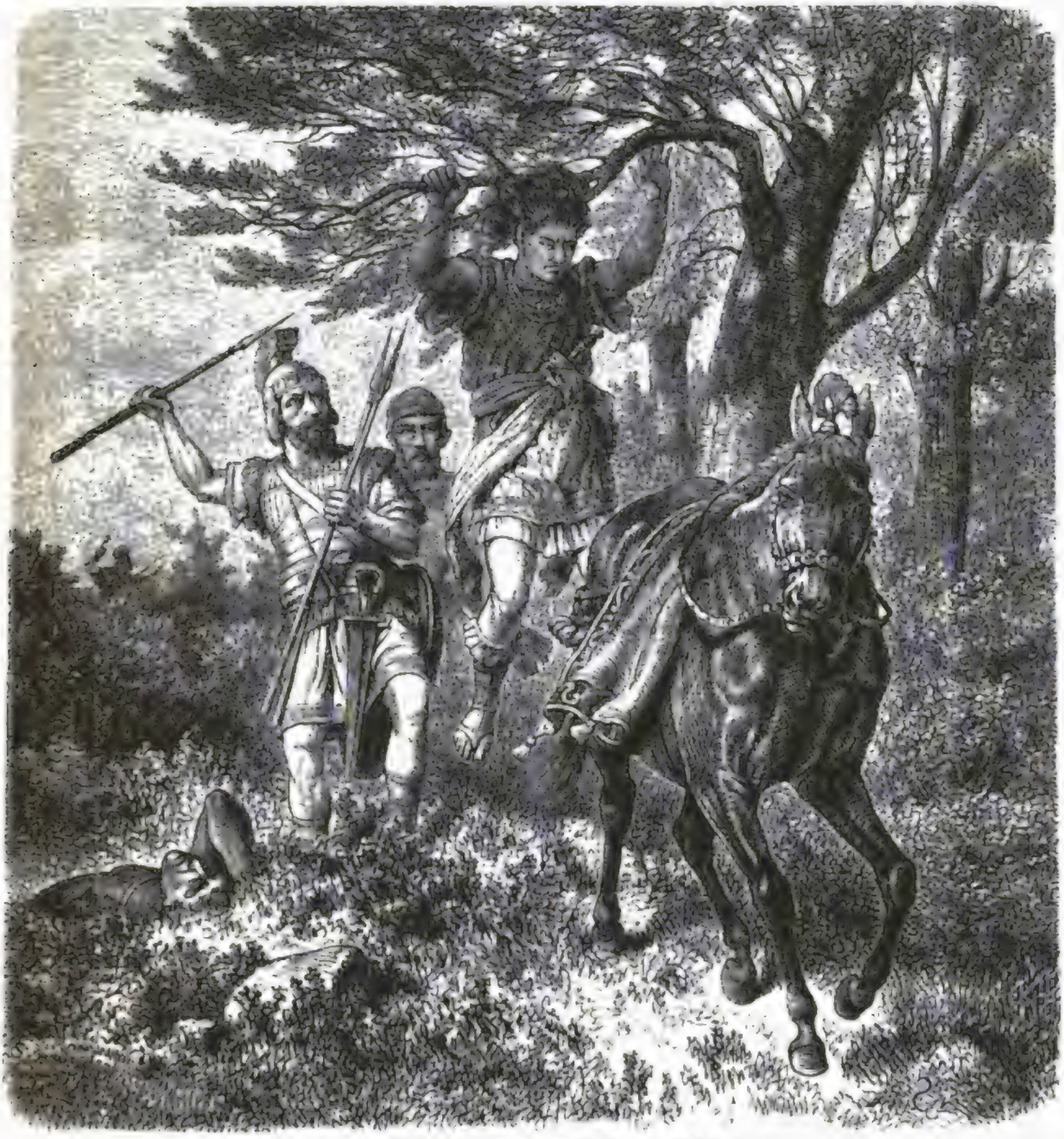
In Machanaim, wo Isboseth einst gethront hatte, sammelte David sein Heer, während Absalom in Jerusalem vom Palast und Harem seines Vaters Besitz nahm, und zum Zeichen, daß er nunmehr Herr sei, vor allem Volk, in einem Zelt auf dem flachen Dache, sich zu den Beischläferinnen seines Vaters legte. Man salbte ihn zum König, und dann zog er mit seinem Heere, welches Amasa, ein Vetter Joab's, befehligte, gegen David, der ihn bei Machanaim erwartete. Das Volk gestattete diesem nicht, selbst in den Kampf zu ziehen, wie er wollte; sein Heer wurde von Joab und Abisai geführt, und im Walde Ephraim, im Lande Gilead, kam es zur Schlacht. Trotz der Ueberzahl wurde Absalom's Heer glänzend geschlagen und floh in wildester Unordnung. Absalom floh ebenfalls, und sein außerordentlich schönes Haar, dessen überreiche Fülle sein Stolz war, wurde sein Verderben. Als er durch den Wald dahinritt, erfaßten die Zweige einer Tamariske sein Haar und verwickelten sich darin. Als er wahrscheinlich mit den Händen danach griff, um sich frei zu machen, rannte sein Maulthier davon und Absalom blieb am Baume hängen. Ein Soldat, der dies sah, meldete es dem verfolgenden Joab, der herbeieilte und Absalom die Lanze durch das Herz rannte. Der Aufstand dauerte noch eine Weile fort, wurde aber durch die Energie Joab's geendet. Seinen Vetter Amasa, der sich unterworfen hatte, aber verdächtig benahm, erstach er während er ihn küßte.

Thurm des Absalom bei Jerusalem.

Nach diesem Aufstande lebte König David noch gegen zehn Jahre. In dieser letzten Zeit gewannen der Prophet Nathan großen Einfluß auf ihn und ebenso der zweite Hohepriester Zadok und Benaja, der Oberst der Leibwache. Der alte, siebenzigjährige König war äußerst schwach geworden und alle Wärme schien aus seinem Körper entschwunden. Man legte ein junges, frisches Mädchen, Abisag von Sunam, zu ihm, allein sie erwärmte ihn auch nicht.

Durch Absalom's Tod wurde dessen Bruder Adonai Thronfolger. Er war schön und ein kräftiger Mann; sein Vater lebte ihm zu lange und er strebte nach dessen Krone. Seine Brüder und auch Joab und der erste Hohepriester Abjathar stimmten mit seinen Wünschen überein. Dies erfuhr Bathseba, welcher David geschworen hatte, daß ihr noch junger Sohn Salomon die Krone von ihm erben solle, und sowol Nathan als Zadok und Benaja waren auf ihrer Seite.

Als Adonai bei einem Opferfeſt, wozu er alle ſeine Brüder außer Salomon eingeladen hatte, ſich zum König ausrufen ließ und das Feſt noch im Gange war, eilte Bathſeba auf Nathan's Rath zu dem alten König und mahnte ihn an ſeinen Schwur. So bedrängt befahl derſelbe dem Propheten Nathan und dem Oberprieſter Zadok, den jungen Salomon zum König zu ſalben, unter Poſaunenſchall zurückzuführen und auf den Thron zu ſetzen. Als das geſchehen war und Adonai die Nachricht erhielt, flohen ſeine Feſtgenoſſen und er ſelbſt ſuchte Schutz im Heiligthum. Salomon vergab ihm.



Abſalom's Tod. Zeichnung von Johann Schönberg.

Als David im Sterben lag, ließ er Salomon an ſein Bett rufen, und die letzten Aufträge, die er ihm gab, ſind genügend, das früher über ihn gefällte Urtheil zu beſtätigen. „Du weißt", ſagte er unter Anderem, „was mir Joab gethan, der die beiden Heeroberſten ermordete, der Königsblut vergoß mitten im Frieden und mit dem Blute der Edeln ſich befleckte von ſeiner Lenden Gürtel bis zu ſeines Fußes Schuhriemen. So thue nach deiner Weisheit und laß ſeine grauen Haare nicht in Frieden hinabkommen in die Unterwelt." Den Simei, aus dem Stamme Saul's, der ihn, als er vor Abſalom aus Jeruſalem geflohen, einen Blutmenſchen und Böſewicht genannt, ihm geflucht und mit Steinen nach ihm geworfen hatte, dem er ſelbſt aber das Leben zugeſchworen, befahl er gleichfalls

umzubringen. Nach solchen Verordnungen starb David nach einer vierzigjährigen bewegten Regierung.

Salomon war ein Mann nach der Art seines Vaters. Als Adonai nach dessen Tode die junge Bettgenossin David's, Abisag, zum Weibe verlangte, schöpfte Salomon Verdacht, daß er nach der Krone strebe, und ließ ihn durch Benaja umbringen. Der Hohepriester Abjathar wurde verwiesen und Zadok alleiniger Hoherpriester.

Als der alte Joab das vernahm, floh er in die Stiftshütte und umfaßte die Hörner des Altars; Salomon aber ließ ihn im Heiligthum durch Benaja niederstoßen, der an seiner Stelle Oberfeldherr wurde.

Simei erhielt Befehl, Jerusalem nicht zu verlassen; der Tag, an welchem er über den Bach Kidron gehen würde, solle sein letzter sein. Drei Jahre vergingen; da entflohen dem Simei einige Knechte und er ritt aus, sie zu suchen. Als er zurückkehrte, verkündete ihm Salomon sein Todesurtheil und Benaja tödtete ihn.

Während der Regierung Salomon's (1020—980) wurde der Friede nur selten unterbrochen. Der nach Aegypten geflohene Sohn des Königs von Edom, Hadad, (s. S. 226) der dort freudig aufgenommen und selbst Schwiegersohn des ägyptischen Königs wurde, hielt den Zeitpunkt für günstig, sein Königreich wieder zu gewinnen. Sein Schwiegervater wollte ihn davon abhalten, und er entfloh heimlich und veranlaßte in seinem Lande einen Aufstand, welchem Beispiel Andere folgten. Alle diese Empörungen wurden indessen bewältigt, nur die Stadt Gesur, die an der Südgrenze des Philisterlandes lag, und deren Bewohner gleichfalls aufgestanden waren, konnte man nicht einnehmen, da die Israeliten wenig von der Belagerungskunst verstanden. Derselbe Psusennes II. (oder Psinakhes), König von Tanis, welcher den Prinzen Hadad aufgenommen hatte, schloß ein Bündniß mit Salomon, überwältigte mit einem ägyptischen Heer Gesur und gab das Gebiet der Stadt als Mitgift seiner Tochter, die den König Israels heirathete, und die stets dessen erste Königin blieb.

David und seine tapferen Truppen hatten nicht nur dem Israelitischen Reich eine geachtete, oder was ungefähr dasselbe meint, gefürchtete Stellung in der damaligen Welt errungen, sondern auch die der Israeliten ihren syrischen Nachbarn gegenüber verändert. Die Philister, die sie in früheren Zeiten wegen ihrer Furchtsamkeit verhöhnten, waren ihnen jetzt dienstbar. Was von Amoritern, Hetithern, — die im Norden wohnenden, die Khetas, waren Salomon nicht unterworfen — Hevitern u. s. w. nicht umgebracht war, mußte Frohndienste leisten, und manche dieser Völker zogen es vor, das Land zu räumen und bei den Phönikiern Zuflucht zu suchen, welche Viele von ihnen in ihre fernen Kolonien schickten. Der König des mächtigen Tyros, Hiram, unterhielt die Freundschaft mit Salomon, welche bereits mit dessen Vater bestanden hatte, und Salomon nahm eine seiner Töchter zur Frau; das Bündniß mit Aegypten war in ähnlicher Weise befestigt. Die Israeliten wurden von Salomon nicht zu Knechtesdiensten gebraucht; sie wurden Kriegsleute, Wagenkämpfer und die Obersten seiner Wagen und Reiter.

Salomon sah wohl ein, daß zur Erhaltung seiner Macht ein tüchtiges Kriegsheer nöthig war, und führte die unter David bereits eingeleitete Erweiterung des Heerbannes aus, indem er die waffenfähigen Männer seines Volkes zum Landwehrdienste verpflichtete. In den vergangenen Kriegen hatte es sich zu oft gezeigt, daß die Organisation des Heeres im Vergleich zu der anderer Völker mangelhaft war, und daß diese durch ihre Kriegswagen, Reiterei und ihre geübten Bogenschützen im Vortheil waren. Er wich also unbedenklich von dem mosaischen Gebot ab und vermehrte sein Heer durch 1400 Kriegswagen und 12,000 Reiter, für deren Unterbringung er besondere Waffenplätze und Städte anlegte. Diese Pferde und Wagen bezog er aus dem verbündeten Aegypten, wo jede große Stadt im Delta Gestüte und Wagenfabriken hatte, und die daraus erwachsenden Kosten wußte er durch eine hohe Steuer zu decken, welche er auf jedes Pferd und auf jeden Wagen legte,

den andere syrische und benachbarte Fürsten aus Aegypten kommen ließen und durch sein Gebiet führen mußten. Für jeden Wagen erhob man 600 und für jedes Pferd 150 Silberstücke Durchgangssteuer.

Zugleich sorgte auch Salomon für die Sicherung seiner Grenzen durch Festungen. Das zerstörte Gesur wurde aufgebaut und befestigt und zum Schutz der Pässe, die von der Küste durch das Gebirge in sein Land führten, befestigte er Megiddo, Bethoron, Baalath und im Norden Hazor.

In einem von ihm selbst geführten Feldzuge hatte er Hamath eingenommen; allein in Damas hatte sich ein kühner Häuptling Namens Reson zum Herrn gemacht und wußte seine Unabhängigkeit zu behaupten. Das war Salomon unbequem, da diese Stadt auf einem der frequenten Handelswege lag und er bemüht war, sein Volk mehr an den Vortheilen des Handels Theil nehmen zu lassen, als es bis dahin der Fall gewesen war. Diese Vortheile hatten sich nur auf die Ausfuhr von Getreide und anderer Erzeugnisse des Feldbaues beschränkt, die man nach Phönikien verkaufte. An dem blühenden Karawanenhandel, der zwischen Aegypten, Phönikien und den Euphratstaaten geführt wurde, hatten die Israeliten keinen Antheil gehabt. Das mußte anders werden.

Der gewöhnliche Weg, den die Karawanen nahmen, ging über Karchemisch, wie wir früher erwähnt haben. Salomon besetzte den Theil der Straße, die durch sein Land ging, militärisch. Hamath wurde der Endpunkt einer Postenkette, die sich längs des Libanon ausdehnte, um die Karawanen zu schützen und ihnen die nöthigen Bequemlichkeiten zu bieten.

Es gab indessen noch andere Straßen, die aus Aegypten nach Mesopotamien führten. Sie zweigten sich bei Hamath oder Damas von der gewöhnlichen Straße ab, liefen durch die Wüste und führten nach Thapsakos an den Euphrat. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Straße wegen des mangelnden Wassers und noch mehr wegen der Räubereien der Beduinenstämme gefährlich war; allein wegen ihrer Kürze wurde sie dennoch von den Handelsleuten oft vorgezogen.

Salomon dachte darauf, sie zur Hauptstraße zwischen Phönikien und Aegypten zu machen, und zu diesem Zweck erbaute er Tamar, oder Tadmor (Palmyra) in der Wüste. Die Lage dieser Stadt hatte einige Aehnlichkeit mit der von Damaskus; sie lag am Fuß einer von Südwesten nach Nordosten laufenden Hügelkette und wurde von zwei ziemlich spärlichen Quellen bewässert, denen das Palmenwäldchen seinen Ursprung verdankte, welches Tadmor den Namen der Palmenstadt (Palmyra) verschaffte. Dieser Ort war schon seit langer Zeit eine Lieblingsstation der Handelsleute gewesen, ehe ihn Salomon durch feste Mauern schützte. Die Einnahme von Hamath befestigte die Herrschaft der Israeliten in Tsobah, und die Karawanen konnten von Damas oder Hamath nach Tadmor und von da nach Thapsakos gehen, ohne von arabischen oder aramäischen Räubern etwas fürchten zu müssen.

Schon unter David waren Elath und Etsiongaber am Rothen Meer in den Besitz der Israeliten gekommen. Da sie, wie die alten Aegypter, die See nicht liebten und meinten, „daß das Wasser keine Balken habe", so wußten sie aus der Lage dieser Orte keinen Nutzen zu ziehen; allein der kluge Salomon verstand es. Durch das Rothe Meer, das wußte man, gelangte man nach dem Zauberland Ophir, und er hatte den klugen Gedanken, mit diesem in direkte Verbindung zu treten. Zu diesem Ende berieth er sich mit seinem klugen Freund und Schwiegervater, dem König von Tyros, Hiram, der lebhaft auf den Vorschlag einging. Er lieh ihm tyrische Schiffbauer und Matrosen, die zu Etsiongaber eine Handelsflotte erbauten und bemannten und nach Ophir abfuhren. Die Flotte blieb drei Jahre aus, kehrte dann aber mit Schätzen beladen heim. Sie brachte Gold, Edelsteine, Elfenbein, Sandelholz und Wohlgerüche, Affen und Pfauen und andere begehrte und merkwürdige Dinge in Menge mit. Diese Ophirfahrten wurden wenigstens während

eines Theils der salomonischen Regierung regelmäßig fortgesetzt, und man trat in Verbindung auch mit den Fürsten Arabiens. Des Königs Antheil an dem Gewinne des ersten mit Hiram in Gemeinschaft unternommenen Ophirgeschäftes soll sich allein auf 420 Talente Gold belaufen haben. Das israelitische Talent Silber wird verschieden, auf 6800 oder auf 7920 Mark geschätzt, was über drei Millionen ergeben würde; aber das Goldtalent betrug wahrscheinlich noch viel mehr. Danach mag man ungefähr berechnen, was diese Verbindung mit Ophir einbrachte. Durch den Handel wuchs der Reichthum des Volkes. Unter Salomon, heißt es, mehrten sich die Israeliten wie der Sand am Meer; sie aßen, tranken und genossen das Leben .... „und wohnten in Sicherheit, Jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum von Dan bis Berseba." — Das Land brachte Getreide in Menge hervor; ebenso Oel und Wein und Wolle, welche besonders großen Ruf hatte.

Daß mit diesem Reichthum des Volkes auch die Steuern erhöht wurden, versteht sich von selbst. Die kananitischen Völker, welche bis dahin mitten unter den Israeliten gelebt hatten, ohne etwas zu bezahlen, mußten nun Abgaben entrichten und außerdem Frohndienste leisten; in welchem Maße, werden wir später angeben. Das Land Israel wurde, ohne Rücksicht auf die Stammgebiete zu nehmen, in zwölf Steuerdistrikte getheilt, deren jedem ein besonderer Beamte, meistens ein Schwiegersohn des Königs, vorstand: an ihrer Spitze, als ihr Vorgesetzter, stand aber Asarja, der Sohn des Propheten Nathan. Diese zwölf Beamten hatten unter anderen Dingen auch für die Bedürfnisse des königlichen Hofes zu sorgen, ein jeder von ihnen einen Monat im Jahre. Diese Bedürfnisse waren nicht gering; sie werden angegeben auf täglich dreißig Kors (das Kor zu 388 Liter) feines und sechzig gewöhnliches Mehl, zehn gemästete und zwanzig Weideochsen und hundert Hammel, ungerechnet die Hirsche, Gazellen, Büffel und das gemästete Geflügel. Die Armee mußte natürlich auch vom Volke erhalten werden.

Schon David hatte große Privatbesitzungen erworben und einen bedeutenden Schatz hinterlassen; Salomon vermehrte diese. Die königlichen Domainen und deren Einnahmen, wie auch die Tributzahlungen der unterworfenen Völker flossen in seinen Schatz, und der König der Israeliten galt mit Recht für einen der reichsten Fürsten der Welt.

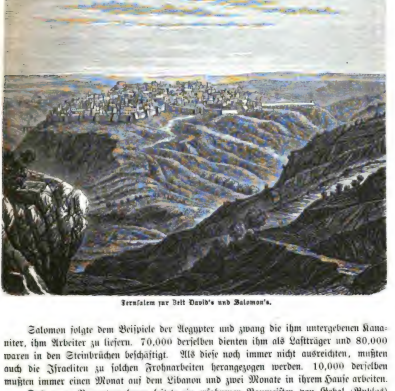
David's Hofstaat, der diesem schon prächtig dünkte, war lächerlich unbedeutend im Vergleich mit dem seines verschwenderischen Sohnes, der „das Silber zu Jerusalem den Steinen gleich an Menge machte". David hatte schon eine Aergerniß erregende Zahl von Frauen und Beischläferinnen; allein in Salomo's Harem waren — wie die jüdischen Geschichtsbücher berichten — 700 Fürstinnen und 300 Nebenfrauen, die einen ihrem Range angemessenen Aufwand machten. Die Zahl der Beamten und Trabanten war Legion, und wenn Letztere bei feierlichem Aufzuge vor dem Könige hergingen, trugen sie Schilde mit 900 Pfund Gold überzogen, die einst dem Könige Hadadeser genommen waren.

Wir haben gesehen, daß David die Bundeslade einstweilen in ein der Stiftshütte nachgeahmtes Gebäude stellen ließ. Seinen Plan, einen Jehovah's würdigen Tempel zu bauen, konnte er nicht ausführen, allein den Platz dazu hatte er ausgesucht. Salomon beschloß diesen Bau auszuführen, wozu ihn auch politische Gründe bewogen haben mögen. Seine Residenz sollte der Centralpunkt des israelitischen Gottesdienstes werden und auch die religiöse Einheit des Volkes herstellen.

Die Israeliten, die noch vor nicht so gar langer Zeit in Zelten gewohnt hatten, verstanden sich nicht auf die Baukunst, und Salomon ersuchte den König Hiram, ihm Bauleute zu senden. Er schrieb an ihn: „Ich gedenke ein Haus zu bauen dem Namen Jehovah's, meines Gottes; und nun gebiete, daß man mir Cedern haue vom Libanon, und meine Knechte sollen mit deinen Knechten sein, und den Lohn deiner Knechte will ich dir geben ganz wie du sagst, denn du weißt, daß Niemand bei uns kundig ist Holz zu hauen wie die Sidonier."

Hiram war hierzu gern bereit. Das nöthige Bauholz sollte in Flößen nach Joppe gebracht und von dort von israelitischen Arbeitern nach Jerusalem geschafft werden. Dafür machte sich Salomon verbindlich, Hiram jährlich 20,000 Scheffel Weizen und 20,000 Maß Oel und Wein zu senden.

Die Vorbereitungen zu dem Bau dauerten drei Jahre. In dieser Zeit wurde alles Holzwerk hergerichtet, Steine wurden gebrochen und behauen und die Cyzierrathen, Säulen, Gefäße u. s. w. gegossen. Letzteres wurde von dem phönikischen Künstler Hiram Abif ausgeführt, dessen Mutter eine Israelitin und dessen Vater ein tyrischer Kupferschmied war.



Jerusalem zur Zeit David's und Salomon's.

Salomon folgte dem Beispiele der Aegypter und zwang die ihm untergebenen Kanaaniter, ihm Arbeiter zu liefern. 70,000 derselben dienten ihm als Lastträger und 80,000 waren in den Steinbrüchen beschäftigt. Als diese noch immer nicht ausreichten, mußten auch die Israeliten zu solchen Frohnarbeiten herangezogen werden. 10,000 derselben mußten immer einen Monat auf dem Libanon und zwei Monate in ihrem Hause arbeiten.

Das ganze Bauunternehmen leitete ein erfahrener Baumeister von Gebal (Byblos) und ihm beigegeben waren eine Anzahl sidonischer Künstler.

David hatte bereits den Platz bestimmt, wo der Tempel stehen sollte; allein die unregelmäßige Fläche des Berges Moriah mußte erst gänzlich umgestaltet werden, wenn der Tempel darauf stehen sollte. Man errichtete zu dem Ende auf den Abhängen des Berges Mauern, die oben den Rand einer horizontalen Ebene bildeten, und füllte den Zwischenraum zwischen ihnen und den Bergabhängen mit Erde aus, so daß dadurch eine viereckige Fläche gebildet wurde, auf welcher man den Tempel erbaute.

Als der König bei seinem Regierungsantritt einst opferte, erschien ihm, erzählt die Tradition, Jehovah im Traum und sprach: „Bitte, was ich dir geben soll“. Salomon antwortet: „Gieb deinem Knechte ein verständiges Herz, dein Volk zu richten, zu unterscheiden zwischen Gutem und Bösem“. Das gefiel Jehovah so sehr, daß er ihm nicht nur solche nie erhörte Weisheit, sondern auch Reichthum und Ehre gab.

Mit diesen überschwänglichen Erzählungen von der Weisheit Salomon's in den Traditionen der Israeliten, welche noch mehr orientalisch ausgeschmückt in die anderen asiatischen Völker übergingen, und welche Weisheit heute noch sprüchwörtlich ist, wird es sich wol ungefähr so verhalten wie mit seinem Tempel; sie erschien den Israeliten jener Zeit wunderbar, da sie noch ein rohes Volk waren, welches in Bezug auf Künste und Wissenschaft nicht über die Anfangsgründe hinaus war. Die in der Tradition ausgedrückte Bewunderung seiner Kenntniß von Pflanzen und Thieren bestätigt unsere Ansicht. Salomon war ohne Zweifel ein kluger Mann, der sehr gesunden Verstand und großes Interesse für Künste und Wissenschaft hatte und sich mit Naturwissenschaft beschäftigte, was als ungewöhnlich Erstaunen erregte und zu wunderbaren Schlüssen und Erzählungen führte. Er besaß nicht nur Macht über die Geister, war im Besitz eines allmächtigen Talismans, (das Siegel Salomon's), sondern verstand auch die Sprache aller Thiere u. s. w.

Uns ist es ganz unmöglich, über den Grad der königlichen Weisheit und Wissenschaft zu urtheilen, da sich kein Schriftstück irgend welcher Art von ihm erhalten hat. Die ihm bisher zugeschriebenen, in der Bibel enthaltenen Schriften sind, wie die Forschung ergeben hat, sämmtlich die Erzeugnisse späterer Zeit. Sie mögen Manches enthalten, was wirklich von Salomon herstammt, und aus ihrem Inhalt läßt sich ungefähr der Charakter der salomonischen Weisheit erkennen. Die Worte der Könige werden immer mehr beachtet und weiter getragen, als die anderer Menschen und im Munde des Volkes ausgeschmückt und vervielfältigt. Sie pflanzen sich von dem Vater auf den Sohn fort, und ihre Zahl wächst schon oft in kurzer Zeit lawinenartig an, besonders wenn der König sehr mächtig, sehr populär, oder als klug oder originell bekannt war. Die Aussprüche Ludwig's XIV. von Frankreich leben noch heute im Volksmunde: die Friedrich's des Großen und von ihm erzählte Anekdoten füllen mehrere Bände. Wenn dergleichen Vervielfältigungen schon im nüchternen Abendlande vorkommen und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, so dürfen uns die im phantasiereichen Morgenlande im Laufe vieler Jahrhunderte entstandenen Erzählungen von Salomon's Weisheit nicht in Erstaunen setzen. Manche derselben sind so häufig durch Gemälde illustrirt und durch die Bedeutung, welche die überlieferten Schriften der Hebräer bei uns erlangten, so populär geworden, daß wir wenigstens eine erwähnen müssen, die als „Urtheil des Salomon“ allgemein bekannt ist:

Eine Frau erdrückte ihr Kind im Schlaf und vertauschte dasselbe mit dem lebenden Kinde einer anderen. Der darüber entstehende Rechtsstreit wurde dem Könige zur Entscheidung vorgelegt. Er befahl einem seiner Trabanten, den Knaben in zwei Theile zu zerhauen und jeder der beiden streitenden Frauen eine Hälfte zu geben. Die Eine derselben war mit dieser Entscheidung zufrieden; allein die Andere warf sich angstvoll dem Könige zu Füßen und bat, das Kind lieber ihrer Gegnerin zu geben, aber es nicht zu tödten. Daran erkannte Salomon die wahre Mutter und entschied demgemäß.

Räthsel spielen in allen morgenländischen Erzählungen eine große Rolle und kommen auch in der israelitischen Tradition, zum Beispiel von Simson, vor. Auch Salomon's Fertigkeit in dieser Hinsicht wird gerühmt. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt, daß Salomon fortwährend mit König Hiram solche Räthsel austauschte, und daß Der, dessen Räthsel errathen wurde, an den Andern eine Geldsumme bezahlen mußte. Dieses Spiel kostete Hiram viel Geld, bis endlich ein kluger Tyrer, Abdemon, ihm beistand und Salomon's Räthsel lösen half. Hierbei wollen wir beiläufig erwähnen, daß der reiche Salomon Hiram viel Geld schuldig war, und da er in Verlegenheit war, es wieder zu

bezahlen, diesem für die schuldige Summe und eine Zahlung von weiteren 120 Talenten Gold, zwanzig galiläische Orte an der tyrischen Grenze abtrat.

Der Ruf von der außerordentlichen Pracht und der Weisheit Salomon's, die ganz Asien erfüllte, machte die arabische Königin von Saba begierig ihn kennen zu lernen. Sie besuchte ihn mit einem glänzenden Gefolge und Lastthieren, die mit den reichsten Produkten ihres Landes beladen waren, welche sie dem Könige schenkte. Es waren darunter, berichtet die Tradition, 120 Talente Gold und köstliche Edelsteine. Auch sie versuchte sich im Räthselkampf mit Salomon, und höchlich zufrieden mit ihrem Besuch und Allem, was sie sah und hörte, zog sie reich beschenkt, „nach der Weise des Königs Salomo", wieder in ihre Heimat.

Die Einrichtung eines prachtvollen Jehovahtempels in Jerusalem brachte eine sehr wichtige Veränderung hervor. Bisher hatte man dem Gotte zu Silo, Gilgal, Mizpa und Rama geopfert. Die Begierde, den Tempel zu sehen, brachte große Scharen des Volkes nach Jerusalem. Der dort eingerichtete feierliche Gottesdienst verfehlte seinen Eindruck nicht. Die heiligen Opferplätze im Lande wurden verwaist und an den großen Festen zog das Volk nach Jerusalem, um dort zu opfern. Das Geschäft der Priester im Lande ging zu Grunde und war eigentlich nie gut gegangen, da sich die Erwartungen des Moses nicht erfüllten und sein unsichtbarer Jehovah durchaus kein Volksgott werden wollte. Der größte Theil des Volkes opferte dem Baal oder der Astarte, und selbst Diejenigen, die dem Javeh treu blieben, verehrten ihn unter der Gestalt eines Stiers oder Kalbes, eine Vorstellung, die noch ein Nachhall des Apisdienstes in Aegypten war. Die Opfer brachte ein Jeder selbst, allein ein Priester leistete ihm Beistand; die meisten der Letzteren beschäftigten sich mit Wahrsagen, doch standen sie weder in besonderem Ansehn, noch hatten sie eine glänzende Einnahme; im Gegentheil, es ging ihnen oft kümmerlich genug. Sie zogen jetzt in Scharen nach Jerusalem, wo für den neu eingerichteten Tempeldienst eine Menge Priester und Tempelbeamte gebraucht wurden. Allmählich wurde nun dieser Tempeldienst organisirt. Diejenigen Priester, welche ihren Stammbaum von Aaron oder Moses nachweisen konnten, bildeten die höhere Klasse; sie waren die eigentlichen, zu gottesdienstlichen Handlungen berechtigten Priester; zu der großen zweiten Klasse gehörten alle Andern, welche als Priester gegolten hatten, und man gab ihnen als Stammvater Levi den Sohn Jakob's, von welchem Moses und Aaron wirklich herkamen. Man nannte danach alle hohe und niedere Priesterschaft Leviten, und um der ganzen Einrichtung Ansehen zu verschaffen, gab man an, daß dieselbe bereits von Moses getroffen worden sei.

Die erste Klasse der Priester (Cohanim) war in 24 Abtheilungen getheilt, deren jede ihren Chef und ihre bestimmten gottesdienstlichen Verrichtungen hatte, welche meist in den Familien erblich wurden. Die Cohanim hatten Zutritt in das Heilige, opferten auf dem Rauchaltar Abends und Morgens, reinigten den großen goldenen Armleuchter, legten alle Wochen die Schaubrote auf den Tisch und ertheilten nach vollbrachtem Opfer den Segen. Ihre Pflicht außer dem Tempel bestand darin, das Gesetz zu lehren und die Kranken zu besuchen. Die gewöhnlichen Leviten, ebenfalls in 24 Abtheilungen eingetheilt, waren Musikanten oder Sänger, öffneten und schlassen den Tempel, reinigten die heiligen Gefäße, machten die Schaubrote, hatten die Aufsicht über die Schätze und Vorräthe des Tempels, hielten Wache an den Thoren und in den Höfen desselben, kurz, verrichteten alle Geschäfte, die sich mit der Würde der Priester nicht vertragen haben würden.

Durch diese Einrichtung, die derjenigen ähnlich ist, wie wir sie in Aegypten kennen lernten, entstand eine vom Staat abgesonderte Körperschaft, die besondere Vorrechte und Gesetze hatte, und schon weil sie mit Jehovah verkehrte, gewissermaßen seinen Hofstaat bildend, eine höhere Stellung einnahmen als alles übrige Volk. Es ist ganz begreiflich, daß das Oberhaupt dieser ganzen Klasse, der Hoheprieſter, bald einen bedeutenden Einfluß besaß und in späteren Zeiten, als die Könige nicht mehr David und Salomon

gleichkamen, eine Stellung erlangte, die höher war als die des Königs. Jehovah wurde wirklich der eigentliche König Israels, und sein erster Priester, der allein mit ihm direkt verkehrte, mußte natürlich über dem sich König nennenden Manne stehen, welcher nur die weltlichen Angelegenheiten unter sich hatte. Salomon, der sein Königreich immer mehr und mehr zu einer Despotie ausbildete und zur Unterstützung derselben den Tempel baute, hatte trotz aller ihm zugeschriebenen Weisheit schwerlich vorhergesehen, daß er seinen Nachfolgern dadurch eine so überragende Macht schuf.

Nach Allem was wir von Salomon wissen, müssen wir ihn für einen Philosophen halten, für welchen Jehovah nichts Anderes war als Baal, oder irgend ein anderer der von den verschiedenen Völkern angebeteten Götter: Der Ausdruck der die Welt regierenden Kraft oder Macht, oder eines besondern Theils derselben. Wenn er auch dem Gotte seines israelitischen Volkes einen prachtvollen Tempel baute und diesem dreimal im Jahre opferte, so errichtete er doch auch denjenigen Göttern Altäre, welche die anderen Völker, die er beherrschte, und viele seiner zahlreichen Frauen verehrten. Dieser Dienst war weit heiterer und mehr den Sinnen schmeichelnd, als der des Jehovah. Er baute dem Gott der Moabiter, Kamosch, einen Altar auf dem Jerusalem gegenüberliegenden Berge, ebenso den Melkart, der Astarte und dem Moloch. Seine Großen ahmten ihm nach, und die Israeliten feierten eben so liederliche Opferfeste wie Phönikier und andere Syrer; ja man behauptet, daß zur Zeit Salomon's die Ausgelassenheit und Ueppigkeit dieser Feste unter den Israeliten noch größer war als irgend wo anders. Mit dem Bau des Tempels und der Einrichtung des Tempeldienstes begann indessen trotzdem eine Periode, in welcher der Jehovahkultus sich ausbildete, aber erst einer viel späteren Zeit war es vorbehalten, denselben zu seiner höchsten Entwicklungsstufe zu führen.

Das Zusammenströmen des Volkes in Jerusalem und die Verödung der früher heilig gehaltenen Altäre erregte Unzufriedenheit bei den Bewohnern der Gebiete, in denen sie standen, eine Unzufriedenheit, welche hauptsächlich der Eifersucht entsprang, die von jeher zwischen den verschiedenen israelitischen Stämmen herrschte. Daß David und Salomon ihre Residenz im Gebiet des Stammes Juda nahmen und dieser dadurch gewissermaßen an die Spitze der Stämme gestellt wurde, war schon ärgerlich genug, besonders für den Stamm Ephraim, der so lange die erste Stelle behauptet hatte und geringschätzig auf Juda sah, welches sich häufig, wie zum Beispiel zur Zeit des Barak und der Debora, von den Kämpfen gegen die kanaanitischen Unterdrücker fern gehalten hatte. Daß nun auch noch der Mittelpunkt des Gottesdienstes nach Juda verlegt wurde, trieb diese Unzufriedenheit auf die höchste Spitze. Sie wurde genährt durch die im Lande zurückgebliebenen Priester und die eifrigen Anhänger Jehovah's, wozu hauptsächlich die Männer gehörten, die aus den von Samuel gebildeten Prophetenschulen hervorgingen, und die nicht allein Salomon's Toleranz verabscheuten, sondern auch dadurch beleidigt waren, daß sie allen Einfluß am Hofe verloren hatten. Die Unzufriedenheit, welche durch die erhöhten Steuern, durch die Frohnarbeiten und andere Maßregeln, wie sie die Verschwendung Salomon's nothwendig machte, erregt wurde, trug natürlich auch noch dazu bei, daß diese Aufreizungen Erfolg hatten.

Einer der eifrigsten Wühler war der Prophet Ahia (Akhijah) aus Silo, der dem Stamme Ephraim angehörte. Dieser glaubte in einem ephraimitischen Manne, Namens Jerobeam, den passenden Führer eines Aufstandes gefunden zu haben. Als er denselben einst auf dem Felde beschäftigt fand, faßte er dessen neuen Mantel, zerriß denselben in zwölf Stücke und gab ihm zehn davon, indem er ihm prophezeite, daß Jehovah dem Hause David's zehn Stämme entreißen und ihm die Herrschaft über dieselben geben würde.

Dieser Jerobeam war der Sohn einer Wittwe aus dem Lande Ephraim. Er war ein untergeordneter Aufseher der Arbeiter bei den Bauten gewesen, als ihn Salomon bemerkte, besonderes Gefallen an ihm fand und ihn über alle Lastträger des Hauses

Joseph setzte. Dadurch war Jerobeam ein Mann von Einfluß geworden. — Unterstützt durch den Propheten, fand er Anhänger unter den nördlichen Stämmen und stellte sich an die Spitze eines Aufruhrs. Salomon sandte Truppen gegen ihn, und Jerobeam mußte nach Aegypten fliehen, wo eine neue, Salomon nicht befreundete Dynastie zur Herrschaft gekommen war. Die Verbindung mit den Unzufriedenen wurde jedoch von Jerobeam unterhalten, und man wartete nur auf Salomon's Tod, um entschiedene Schritte zu thun.

Einweihung des Tempels. Zeichnung von Hermann Vogel.

Dieser Tod erfolgte nach vierzigjähriger Regierung (980). Sein ältester Sohn Rehabeam, den ihm eine Ammoniterin geboren hatte, folgte ihm auf den Thron: aber zugleich brach die lang verbreitete Empörung in Ephraim aus, und die längst erbitterte Stimmung des Volks suchte nach einem Ausbruch. Das Volk wurde zu einer Versammlung in Sichem berufen. Hier wollte man mit dem neuen König unterhandeln, und Jerobeam, den man aus Aegypten zurückgerufen hatte, wurde beauftragt, Rehabeam die Wünsche des Volkes vorzulegen. Man verlangte von ihm, daß er die Lasten, welche Salomon dem Volke auferlegt hatte, erleichtere. Die alten Räthe riethen dem Könige, eine versöhnende Antwort zu geben; allein die jüngeren kannten besser seinen hochfahrenden Sinn und gaben ihm den Rath, die dreisten Frager scharf abzuweisen. Nachdem die dreitägige Bedenkzeit, die er verlangt hatte, vorüber war, gab er den Abgesandten des Volkes zur Antwort: „Mein kleiner Finger ist dicker als meines Vaters Lenden; und nun hat mein Vater euch ein schweres Joch aufgeladen, so will ich noch hinzuthun zu eurem Joche; hat euch mein Vater mit Geißeln gezüchtigt, so will ich euch züchtigen mit Skorpionen“ (Stachelpeitschen).

Dieſe eben ſo unkluge als freche Antwort erregte einen Wuthſchrei in dem verſammelten Volke. „Zu deinen Zelten Iſrael!“ rief es, und Rehabeam erſchrak. Er ſandte einen hohen Beamten ab, das Volk zu beruhigen; aber die empörte Menge ſteinigte ihn, und Rehabeam floh ſo ſchnell ſeine Pferde laufen konnten nach Jeruſalem. Jerobeam wurde zum König von Iſrael ausgerufen. Juda und der kleine Stamm Benjamin und die Reſte des mit Juda verſchmolzenen Stammes Simeon hielten zu Rehabeam. Dieſer dachte zwar daran, die Abtrünnigen durch Gewalt der Waffen zur Unterwerfung zu bringen; allein er ſah bald ein, daß das hoffnungslos war, und fügte ſich in das Unvermeidliche, was ihm auch von dem Propheten Semaja angerathen wurde.

Jerobeam erwählte zuerſt Sichem zum Regierungsſitz, verlegte denſelben aber ſpäter nach Thirza. — Sein Reich nannte ſich Iſrael, während das des Rehabeam den Namen Juda annahm. Die unterworfenen Philiſter, Moabiter und Ammoniter blieben bei Iſrael, während die Edomiter den König von Juda anerkannten. Die anderen im Norden unterworfenen Völker gingen verloren und kamen unter die Herrſchaft der Könige von Damaskus.

Der Abfall von altiſraelitiſcher Sitte, die Einführung fremder, deſpotiſcher Formen, waren es vorzüglich, welche die Losſagung von dem Hauſe David's veranlaßt hatten, und Jerobeam's Bemühung war es daher, Alles wieder im altnationalen Sinne umzuändern. Der Gottesdienſt in dem großen ſteinernen Hauſe, welches man nicht betreten durfte, mochte wol zuerſt anziehen; allein er war dem alten Hirtenvolke nicht ſympathiſch, welches ſeine Opferfeſte auf den Bergeshöhen oder in ſchattigen Hainen zu feiern pflegte. Die alten heiligen Stätten zu Gibeon, Bethel, Silo u. ſ. w. wurden wieder, was ſie vor Erbauung des Tempels geweſen waren, und die alten Götterbilder, die man in dieſem vermißt hatte, kamen wieder zum Vorſchein.

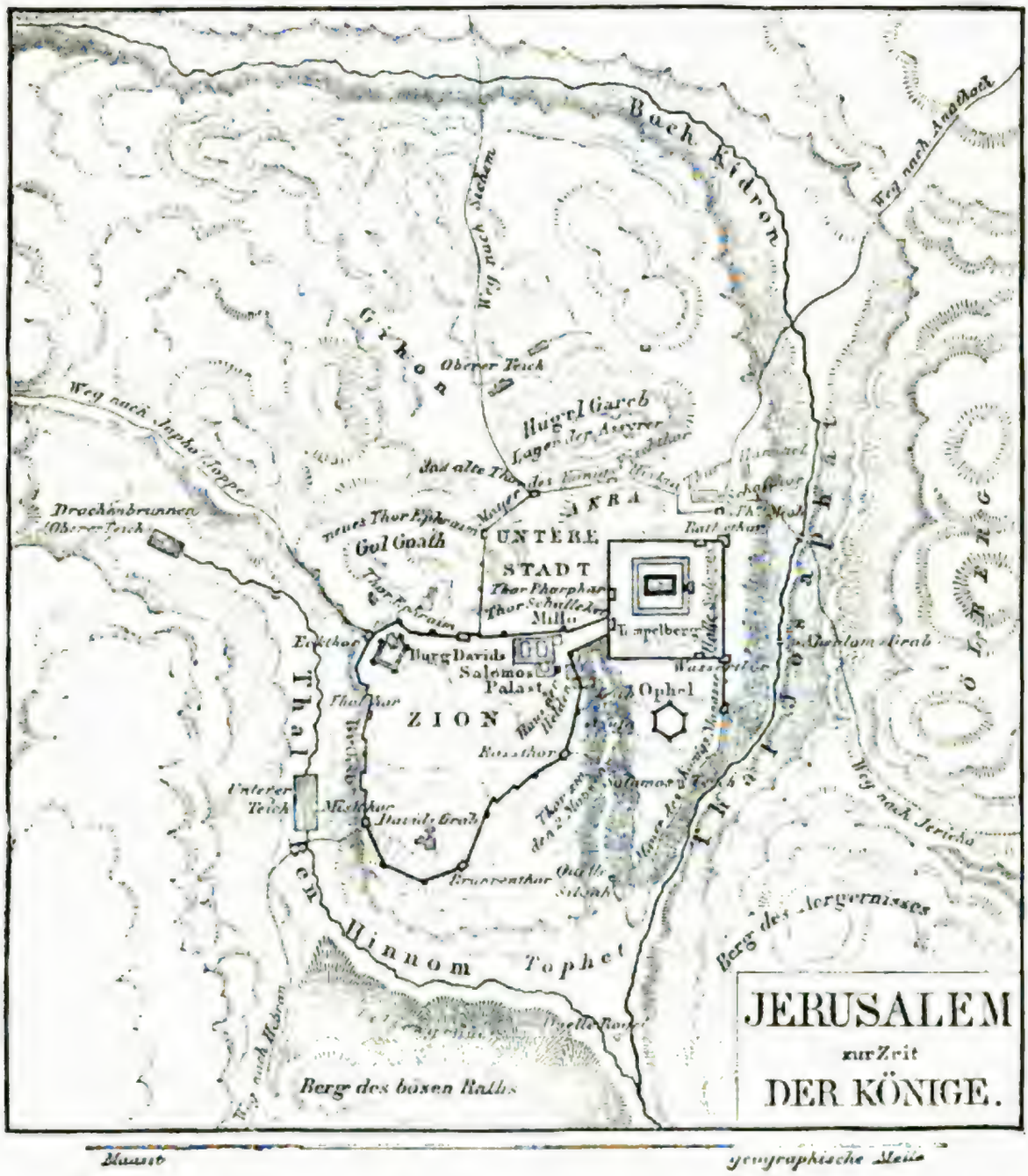
Die Erinnerung an den ägyptiſchen Apisdienſt hatte ſich, wie es ſcheint, unter den Iſraeliten nie ganz verloren. Ein Gottesdienſt ohne ſichtbares Götterbild kann ungebildete Völker nicht anſprechen; zu einem rein geiſtigen Weſen vermag ſich ihr Verſtand nicht zu erheben, und ſelbſt die ſpäteſten Kulturvölker ſtellen ſich Gott als ein perſönliches Weſen vor. Jerobeam war bei ſeinem Aufenthalt in Aegypten mit dem Apisdienſt bekannt geworden, und die Aelteſten ſeines Volkes billigten es, daß Jehovah unter dem Bilde eines Stiers (Kalbes) angebetet wurde, und der König errichtete ſolche Bilder auf den Bergen zu Dan und zu Bethel und baute daneben Höhenhäuſer. Dieſe Plätze, der eine im Norden, der andere im Süden, ſollten Centralpunkte des Gottesdienſtes für Iſrael werden, wie es Jeruſalem für Juda geworden war.

Gegen die alte populäre Darſtellung des Jehovah unter Stierform würden die Prieſter wenig eingewandt haben, allein eine andere Maßregel Jerobeam's empörte ſie, weil ſie ihr Intereſſe direkt beeinträchtigte. Da die meiſten Leviten den Tempeldienſt in Jeruſalem vorzogen, ſo fehlte es an Prieſtern, den Gottesdienſt bei den Höhenhäuſern zu verſehen, und der König geſtattete es Jedem, Prieſter zu werden, der Luſt dazu hatte.

Was Jerobeam durch ſeine Einrichtungen in Bezug auf den Kultus beabſichtigte, wurde vollkommen erreicht; Iſraeliten und Juden wurden zwei verſchiedene Völker, und dieſe Verſchiedenheit vergrößerte ſich im Laufe der Zeit, je mehr der ſtrenge Jehovahdienſt in Jeruſalem ſich ausbildete und ſeinen Einfluß auf den Charakter des Volkes ausübte, der förmlicher, abſtoßender wurde, während der heitere Gottesdienſt auf Bergeshöhen und in Hainen, der indeſſen bald in Baals- und Aſtartedienſt ausartete, das Volk des Reiches Iſrael mehr den anderen Völkern Syriens ähnlich machte.

Rehabeam, der König von Juda, legte zur Sicherung ſeines Reiches fünfzehn Feſtungen an, allein ſie ſchützten ihn nicht gegen den mächtigen Aegypterkönig Scheſchong (Siſak oder Seſonchis), den Freund Jerobeam's, der 949 Jeruſalem eroberte und was noch von Salomon's Schätzen, namentlich im Tempel und Palaſt vorhanden war, mit ſich

fort nahm. Er befreite auch Philister und Edomiter von ihrer Abhängigkeit von Juda. Rehabeam starb 931 und sein Sohn Abia regierte nur zwei Jahre. Dessen Sohn Assa (929—873) war ein eifriger Anbeter des Jehovah. Er zerstörte alle Götterbilder und auch das der syrischen Liebesgöttin, welches seine Mutter in einem Haine hatte errichten lassen. Er bildete ein tüchtiges Heer und schlug damit einen arabischen Fürsten, der Juda bekriegte, und opferte dem Jehovah 700 Rinder und 7000 Schafe bei der Siegesfeier.



Jerobeam von Israel war 927 gestorben, und ihm folgte sein Sohn Nadab der von einem seiner Obersten Namens Basäa ermordet wurde. Dieser machte sich zum König (926—906) und ermordete alle Verwandten Jerobeam's. Um Jerusalem von allem Verkehr abzuschneiden, befestigte er das nur zwei Stunden von jener Stadt liegende Rama und bekriegte Juda. König Assa rief den König von Damaskus zur Hülfe.

Wir haben erwähnt, daß ein kühner Mann Namens Rezon sich schon unter Salomon der Regierung von Damaskus bemächtigt und dieselbe behauptet hatte. Unter seinem Nachkommen Benhadar I. (Ben-Hadad) wurde Hamath, Cölesyrien und das ganze Wüstenland bis zum Euphrat unterworfen. Benhadar rückte in Galiläa ein und nahm dort mehrere Städte. Basäa mußte Rama aufgeben.

Als er starb, folgte ihm sein Sohn Ela, wurde aber von einem seiner Reiteroffiziere, Simri, bei einer Mahlzeit ermordet und alle männlichen Angehörigen Basäa's umgebracht. Es gelang Simri jedoch nicht, die Krone zu erwerben, denn das gegen die Philister im Felde stehende Heer rief ihren General Omri zum König aus (899—887). Er belagerte Simri in Thirza; und als dieser sich verloren sah, verbrannte er sich mit dem königlichen Palaste, durch welchen Brand Thirza so sehr zerstört wurde, daß Omri beschloß, sich eine neue und vortheilhafter gelegene Residenz zu gründen. Ein nordwestlich von Sichem und dem Berge Ebal gelegener Hügel schien ihm geeignet, und er kaufte denselben von seinem Eigenthümer, der Semer hieß, und gab der Stadt, die er dort erbaute, den Namen Simron (Samaria). Das schnelle Aufblühen derselben war der beste Beweis dafür, daß er gut gewählt hatte. Die Stadt beherrschte nach allen Seiten hin ein langes und tiefes Thal, welches von der Natur wohlbefestigt und reichlich mit Wasser versehen war. Simron wurde für Israel, was Jerusalem für Juda wurde, ein Centralpunkt, um den sich das ganze Volk in der Gefahr scharte. Die Fremden nannten Samaria und Israel selbst Beth-Omri, das Haus Omri, noch lange nachdem seine Nachkommen aufgehört hatten, über die Hebräer zu herrschen.

Während des Bürgerkrieges mit einem andern Kronprätendenten, Thibni, der nach vier Jahren mit dessen Tode endete, hatte der alte Benhadar I. von Damaskus Israel mehrere Städte weggenommen und den König gezwungen, den Syrern einen Stadttheil von Samaria als Besitzthum zu überlassen.

Omri sah mit Besorgniß auf die wachsende Macht des Königs von Damaskus, der bereits 32 syrische Könige unter seine tributpflichtigen Vasallen zählte, und fürchtete, daß früh oder spät Israel ebenfalls zu einer syrischen Provinz herabsinken würde, wenn er es nicht gegen ein solches Schicksal durch mächtige Verbindungen sicherte. Aegypten war zu weit, Assyrien ebenfalls, und die Feindschaft zwischen Juda und Israel war noch zu groß, um an ein Bündniß zu denken: er wandte sich also an die Phönikier und erhielt für seinen Sohn Ahab die Tochter des Königs Ithobaal (Ethbaal) von Tyros, Jesebel, zur Frau (s. S. 191). Als Omri nach erfolgreicher Regierung starb, folgte ihm Ahab (875—853). Dieser König bemühte sich, die Wunden, welche der Bürgerkrieg dem Lande geschlagen hatte, zu heilen. Er beförderte den Handel durch die Anlage von Städten und ebenso die Industrie durch den Bau eines großen Palastes.

Diesen Geschmack für Handel und Industrie begünstigte seine tyrische Gemahlin, die einen außerordentlich großen Einfluß auf ihn hatte. Sie benutzte diesen Einfluß aber auch zur Ausbreitung ihrer Religion und bewog Ahab, dem tyrischen Baal einen großen Tempel zu bauen und einen andern der Astarte. Ueber achthundert Priester waren bei diesen Tempeln angestellt, und ihre Zahl vermehrte sich im Lande mehr und mehr, da immer neue Astartehaine angelegt wurden, deren Dienst den Israeliten ganz besonders gefiel. Während diese Priester am königlichen Tische saßen, mußten diejenigen Jehovah's und die Propheten sich verstecken. — Das Volk kümmerte sich nicht viel um diesen Streit zwischen den Priestern und verehrte Jehovah und die phönikischen Götter. Der König schwankte gleichfalls hin und her. Bald duldete er, daß die Baalspriester erschlagen wurden, bald lieferte er die Propheten und Jehovahpriester der Rache der Jesebel aus, welche, wie wir wissen, die Tochter des Oberpriesters der Astarte, Königs Ithobaal, war.

Da es im Reiche Israel bei dessen Trennung von Juda an Priestern aus dem Stamme Levi fehlte, so hatte Jerobeam auch Priester aus irgend welchen anderen Stämmen zugelassen. Unter diesen waren viele Zöglinge der Prophetenschulen, meist Nichtleviten, die am Tempel zu Jerusalem keine Stelle fanden. Durch ihre höhere Bildung erlangten sie bald einen besonderen Einfluß, und sie waren es, welche den Jehovahglauben gegenüber dem Volk aufrecht erhielten und ihn gegen den Götzendienst um so eifriger, ja fanatischer vertheidigten, als sich ihre Vorstellung Jehovah mehr vergeistigte.

Sie hatten sich schon von alten Zeiten her berufen gefühlt, verlangt oder unverlangt, nicht nur dem Volk, sondern auch den Königen Rath zu ertheilen und ihnen mahnend zur Seite oder gegenüber zu stehen. Salomon, der Schüler des Propheten Nathan, wußte so viel wie sie; er konnte ihre Weisheit entbehren und gab nicht viel auf sie, da er aus seiner Wissenschaft in Bezug auf die Bedeutung der „Götter" überhaupt andere Schlüsse gezogen hatte, als die Meisten von ihnen, welche in der Anbetung von Statuen und Bildern nichts als dummen und verruchten Götzendienst sahen, über den sie sich erboften. Für sie war der Apis ein Ochse und nicht der Repräsentant einer besonderen als Gott personifizirten Naturkraft. Ueberdies gab es unter diesen Propheten nur zu viele, welche ihre höheren Kenntnisse hauptsächlich dazu benutzten, aus dem Aberglauben des Volkes Vortheil zu ziehen, und daher auch wenig Achtung verdienten.

Unter den Propheten zur Zeit Ahab's hatte Elias (Elijah) von Thisbe aus dem Stamme Naphtali einen ganz besonderen Ruf erworben. Er war ein strenger und fanatischer Diener Jehovah's und empört über das Umsichgreifen des Baaldienstes und das Begünstigen desselben durch Ahab und die Königin Jesebel, welche danach strebte, die Baalsanbetung als herrschende Volksreligion einzuführen. Elias war ganz der Mann, das Volk aufzureizen und fanatische Anhänger zu gewinnen. Schon seine absonderliche, abenteuerliche äußere Erscheinung trug dazu bei. Langes wirres Haar bedeckte sein Haupt, ein Schurz von Fellen umgab seine Lenden und ein härener Mantel umhüllte ihn. Rücksichtslos und unerschrocken sprach er seinen Tadel aus, und der Glaube des Volks ertheilte ihm bald Wunderkraft.

Königin Jesebel war ein energisches Weib. Sie wußte ihren Einfluß auf Ahab zu benutzen, und dieser, erbittert über den Widerstand, den die Propheten seinen Anordnungen entgegensetzten, gab den Befehl, dieselben zu vertilgen und ihre Altäre zu zertrümmern. Die Anhänger Jehovah's flohen nach allen Richtungen und verbargen sich in der Wüste und in Felsenhöhlen. Fünfzig derselben hatte ein hoher Beamter des Königs, Obadja, in solchen Höhlen versteckt, während sonst die Vornehmen Anhänger des Baal waren, denn die Anbetung dieses Gottes war Mode und gewissermaßen das Zeichen höherer Bildung geworden.

Elias floh über den Jordan — die Sage erzählt, daß er ihn auf seinem Mantel überschiffte — und verbarg sich in der Wüste, wo ihn nach der Sage Raben mit Fleisch und Brot ernährten. Als infolge einer lang anhaltenden Dürre das Wasser versiegte, floh Elias nach Sarepta im Lande der Sidonier und fand hier Zuflucht bei einer armen Wittwe, deren Sohn er „vom Tode erweckte".

Auf Obadja's Veranlassung erschien Elias vor Ahab, den, wie es scheint, die schon drei Jahre anhaltende Dürre beunruhigte, und der bei dem wunderwirkenden Propheten Abhülfe dagegen zu finden hoffte. Das Resultat dieser Unterredung war, daß der König auf einen Vorschlag des Elias einging, eine Art von Wettkampf zwischen ihm und den Baalspriestern zu veranstalten, bei welchem es sich herausstellen werde, wer mächtiger sei, Melkart oder Jehovah.

Auf einer Höhe versammelten sich 450 Priester des Baal und eine Menge Volk; Elias war der einzige Vertreter Jehovah's. Zwei Stiere wurden gebracht, zerstückt und auf Holz gelegt, welches auf Altären aufgehäuft war. Die Baalspriester sollten ihren Gott veranlassen, das Holz zu entzünden, und dann wolle Elias Jehovah anrufen; derjenige von beiden, welcher mit Feuer antworte, solle ihr Gott sein. Die Baalspriester beteten mit aller Macht; sie umgingen den Altar mit rasenden Geberden, zerstachen und zerfetzten sich, daß das Blut an ihnen herunter lief, und Elias verhöhnte sie, da Baal kein Feuer sandte. Als nun die Reihe an Elias kam und er das Opfer bereitet hatte, rief er: „Jehovah, heute werde kund, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht; antworte mir!" — Da fiel Feuer vom Himmel und fraß das Brandopfer und das Holz und die

Steine und die Erde, und das Wasser im Graben leckte es. Es scheint, daß die von Moses bei den ägyptischen Priestern erlernte Wissenschaft, durch welche er meist selbst die minder-geschickten Priester besiegte, sich unter den Auserwählten der Propheten erhalten hatte. Das „Wunder" that seine Wirkung. Das Volk schrie: „Jehovah er ist Gott!" Elias benutzte diesen Augenblick; er befahl, die Baalspriester zu ergreifen, führte sie hinab an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst.

Bald darauf meldete ein Bote, den Elias auf den Berg Karmel gesandt hatte, daß eine kleine Wolke, groß wie die Hand eines Mannes, aus dem Meere aufsteige. Da ließ er Ahab sagen, er solle anspannen lassen und nach Hause eilen, damit ihn der Regen nicht überfalle. Als Jesebel erfuhr, was geschehen war, wurde sie sehr zornig, und Elias mußte abermals in die Wüste fliehen, wo ihm Jehovah durch einen Engel Speise und Trank sandte. —

Die uns überlieferte Tradition schmückte natürlich das Leben und die Thaten des Elias in derselben Weise aus wie die des Moses; allein daß ihr Wahrheit zu Grunde liegt, daran kann wol kaum gezweifelt werden. Elias starb nicht, sondern „fuhr auf einem feurigen Wagen gen Himmel", und unter dem späteren Volk ging die Sage, Elias werde wiederkehren, wenn der Volkserretter, der Messias, komme.

Elias verschwand jedoch nicht, ohne sich einen Schüler gebildet zu haben. Dieser war Elisa, den — erzählt die Tradition — Elias beim Pflügen seines Ackers aufsuchte und durch Umwerfen seines Mantels zu seinem Jünger wählte.

Das Verhältniß zwischen Israel und Juda hatte sich im Laufe der Zeit freundlicher gestaltet. Man hatte sich an die Trennung beider Reiche gewöhnt, und wenn man sich auch nicht liebte, so bekriegte man sich doch nicht.

Ahab trug auch dazu bei, dieses nachbarliche Verhältniß zu stärken. Er gab seiner und der Jesebel Tochter Ataliah dem Joram, Sohn des Königs Josaphat von Juda, welcher seinem Vater Assa gefolgt war und von 848—843 regierte.

Josaphat war ein tüchtiger Mann, der für Rechtspflege und Schulen sorgte, aber auch sein Kriegsheer nicht vernachlässigte. Obwol er, wie sein Vater Assa, ein Anhänger Jehovah's war, so geboten ihm doch politische Rücksichten Toleranz. Moab, Ammon und Edom waren während der Kriege zwischen Israel und Juda viel zu mächtig geworden und noch gefährlicher war Damaskus. Eben so wie Ahab es eingesehen hatte, daß er Verbündete bedürfen werde, so sah es auch Josaphat ein, und die erwähnte Heirath besiegelte gewissermaßen das Bündniß, dessen Festigkeit sehr bald auf die Probe gestellt wurde.

Benhadar I. von Syrien oder Damaskus war gestorben und Ahab versuchte wahrscheinlich, die bei orientalischen Thronwechseln gewöhnlichen Unruhen zu benutzen, sich von den unbequemen Bedingungen loszumachen, die ihm einst auferlegt waren. Benhadar II. jedoch rückte höchst unerwarteter Weise mit einem sehr großen Heere in Samaria ein, und Ahab, der einsah, daß er ihm nicht widerstehen konnte, wollte den Frieden durch Auslieferung all' seines Goldes und Silbers erkaufen und bot seine Weiber und Kinder als Geiseln an. Benhadar jedoch verlangte, daß es seinen Soldaten gestattet sein solle, den königlichen Palast und die Häuser der Großen zu durchsuchen und zu nehmen, was ihnen gefiele. Dies unverschämte Verlangen bestimmte die Israeliten zum Kampf. Ahab hatte nur 7000 Mann, aber damit überfiel er den durchaus sorglosen Feind an hellem Mittag in seinem Lager und Benhadar und seine 32 Vasallenfürsten entflohen in größter Eile nach Damaskus.

Im nächsten Jahre jedoch kam er wieder; allein anstatt sich in die Gebirge Ephraims locken zu lassen, wo er seine Streitkräfte nicht entfalten konnte, lagerte er sich in der Ebene Jezreel in der Nähe des kleinen Städtchens Aphek. Der tapfere Ahab mit seinem kleinen Heere beobachtete die Bewegungen des Feindes von den Abhängen der Vorberge und sie erschienen den Syrern wie weidende Ziegenherden. Verachtung des Feindes

trug nie gute Früchte. Nach ſieben Tagen griff Ahab den übermächtigen Feind an, und dieſer erlitt eine große Niederlage. Die jüdiſche Chronik meldet, daß nicht weniger als 100,000 Syrer fielen, und daß von den Uebrigbleibenden 27,000 unter den Mauern von Aphek begraben wurden, in welches Städtchen ſie ſich geflüchtet hatten. Der ſtolze Benhadar wurde ſo in die Enge getrieben, daß er keinen Ausweg mehr fand. In demüthigem Aufzug, mit Stricken um den Hals, baten er und ſeine Begleiter König Ahab um Gnade. „Wie, lebt er noch, rief Ahab, er ſei mein Bruder!“ Er ließ ihn in ſeinen Wagen ſteigen und gab ihm die Freiheit, nachdem Benhadar ſich feierlichſt verpflichtet hatte, die Städte zurückzugeben, die ſein Vater in Samarien eingenommen hatte, und außerdem erhielten die Unterthanen Ahab's das Recht, in einem beſonderen Viertel von Damaskus zu wohnen, eben ſo wie einſt Benhadar's Vater eine gleiche Bedingung dem Omri in Bezug auf Samaria auferlegt hatte.

Die Handlungsweiſe Ahab's entſprang wol zum Theil ſeinem ritterlichen Charakter; allein wahrſcheinlich hatten politiſche Rückſichten auch ihren Antheil daran. Damaskus war ein mächtiges Reich, und es war beſſer, es zu verſöhnen, als es auf das Aeußerſte zu reizen.

Die Propheten jedoch, welche keine Schonung gegen Feinde Jehovah's kannten, machten Ahab bittere Vorwürfe über ſeine gottloſe Milde und prophezeiten ihm alles mögliche Unheil infolge dieſer Thorheit.

Obelisk Salmanaſar's III. Nach einem Gipsabdruck im Museum des Louvre.

Im Herbſt 854 überſchritt der König von Aſſyrien (Salmanaſar III.) den Euphrat, um Syrien anzugreifen. Benhadar der die Fortſchritte der Aſſyrer längſt mit Beſorgniß beobachtete, hatte Bündniſſe mit den Phöniciern geſchloſſen und die Mithülfe der Israeliten, Araber und ſelbſt Ammoniter zur Abwehr des gemeinſchaftlichen Feindes nachgeſucht. Mit 2000 Kriegswagen, 10,000 Israeliten, 700 Wagen, 7000 Reitern und 10,000 Fußſoldaten von Hamath; 1000 ägyptiſchen Miethſoldaten, 1000 Ammonitern, ſeinen eigenen Truppen, im Ganzen mit einer Armee von 4810 Wagen, 8200 Reitern, 60,000 Fußſoldaten, und einem Corps von 100 Kameelen, welche ein arabiſcher Häuptling, Djendib, ſandte, zog er den Aſſyrern

entgegen, und es kam bei Karkar zur Schlacht. Die Verbündeten wurden geſchlagen; 14,000 ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde. Der aſſyriſche König konnte jedoch ſeinen Sieg nicht benutzen, da in ſeinem Reiche ausgebrochene Unruhen ihn eiligſt dorthin riefen und einige Jahre feſthielten.

Die Propheten, welche Ahab wegen ſeiner Milde gegen Benhadar tadelten, hatten Recht mit ihren Befürchtungen. Dieſer König vergaß die an ihm geübte Großmuth. Er weigerte ſich die Stadt Ramoth-Gilead herauszugeben, obwol ſie zu den abzutretenden Städten gehörte, wenngleich man verſäumt hatte, ſie in dem Vertrage mit zu nennen. Dieſe Stadt war jedoch wichtig, da ſie das ganze linke Jordanufer beherrſchte, und ſie bedrohte gleichzeitig Iſrael und Juda, wenn ſie in der Hand der Syrer blieb. Als nun Benhadar durch die Niederlage bei Karkar geſchwächt war, beſchloß Ahab, ihn zur Herausgabe von Ramoth zu zwingen, und veranlaßte den König von Juda, ſich zu dieſem Ende mit ihm zu verbinden.

Als die beiden Könige Ahab und Joſaphat vor dem Thore von Samaria ihre Truppen muſterten, verhießen ihnen 400 der Propheten den Sieg; allein der Prophet Micha verkündete ihnen eine ſchwere Niederlage, und Ahab ließ den Unglückspropheten bei Waſſer und Brot einſperren, bis er ſiegreich wiederkehren werde.

Unter den Mauern von Ramoth kam es zur Schlacht. Ahab wurde gleich am Anfang derſelben durch einen Pfeilſchuß ſchwer verwundet; allein wenn auch in ſeinem Blute ſtehend, blieb er doch bis zum Abend auf ſeinem Kriegswagen in der Schlacht. Als er ſterbend zuſammenbrach, verlor ſein Heer den Muth und floh. Die Leiche des Königs wurde von ſeinem Sohn Ahasja nach Samaria gebracht; Joſaphat floh nach Jeruſalem (851).

Iſrael ſowol als Juda ſchienen verloren; allein ſie wurden für diesmal noch errettet durch einen abermaligen Angriff der Aſſyrer gegen Syrien. Benhadar wurde in dieſem und den folgenden Jahren in großen Schlachten geſchlagen; allein abermals wurde Salmanaſar durch andere Kriege verhindert, ſeinem Reiche ein Ende zu machen. Erſt 846 kehrte er nach Syrien zurück; Benhadar wurde abermals beſiegt, allein die Aſſyrer mußten wieder das Land verlaſſen, ohne Damaskus gewonnen zu haben. Als Benhadar von ihnen befreit war, beſchloß er Krieg gegen die Hebräer.

Ahab's Sohn Ahasja war ſchon nach zwei Jahren infolge eines Sturzes geſtorben und ſein jüngerer Bruder Joram ihm gefolgt. In Verbindung mit dem König von Juda zog er gegen die Moabiter, welche den bisher gezahlten Tribut verweigerten. Der König von Moab, im Felde geſchlagen, flüchtete ſich in ſeine Feſtung Kir-Hareſeth, und als er hier hart belagert wurde, opferte er, um ſeine Götter zur Hülfe zu bewegen, ſeinen älteſten Sohn Angeſichts der Belagerer auf der Stadtmauer. Einem ſolchen Opfer, glaubte man, könnten die Götter nicht widerſtehen, und die Belagerer zogen ab, vielleicht auch dazu veranlaßt durch Nachricht von den Abſichten Benhadar's.

Dieſer König rückte vor Samaria und brachte es durch Hunger in ſolche Noth, daß Frauen ihre Kinder ſchlachteten; da ſchwur Joram dem Propheten Eliſa den Tod, der ihn fortwährend zum Ausharren ermahnt hatte. Unerwarteter Weiſe wurden jedoch der Prophet und die Stadt gerettet. Entweder überzeugt, daß er dieſelbe nicht nehmen könne, oder erſchreckt durch das Gerücht von der Ankunft eines Erſatzheeres, hob Benhadar plötzlich die Belagerung auf und zog über den Jordan zurück.

Unterdeſſen waren die geheimen Pläne der Propheten zur Ausführung gereift, und Eliſa, der an der Spitze der Verſchwörung ſtand, bereit, die ihm von Elias hinterlaſſenen Befehle zu erfüllen, welche dahin zielten, das Haus Omri vom Throne zu ſtoßen und ſein Geſchlecht zu vernichten.

Mit anderen ägyptiſchen Kenntniſſen war wahrſcheinlich auch die Heilkunde auf die Prophetenſchulen übergegangen, was durch die von Elias erzählten Wunder gewiſſermaßen beſtätigt wird. Eliſa hatte ſich ebenfalls als Arzt einen Namen gemacht und hauptſächlich

durch die Heilung des syrischen Feldherrn Naeman vom Aussatz. Als König Benhadar erkrankte, ließ derselbe sich auf den Rath eines Vertrauten, Namens Hasael, den Elisa vom König Joram erbitten. Elisa ging nach Damaskus, und statt Benhadar zu heilen, wurde dieser im Bette erstickt und Hasael zum König gemacht, wie es Elias (natürlich auf Jehovah's Gebot) bestimmt hatte. (1. B. d. Könige, Kap. 19, V. 16.)

Auf Elisa's Rath sandte Hasael sogleich ein Heer gegen Joram. Bei Ramoth-Gilead kam es zu einer Schlacht, in welcher Joram verwundet wurde, und der König verließ das Lager, um sich in seinem Palaste in Jesreel zu heilen. Hier besuchte ihn der König von Juda, Ahasja, der Enkel des Ahab und der Jesebel.

In Juda war nämlich nach Josaphat's Tod dessen Sohn, der ebenfalls Joram hieß und Gatte der Athalja war, König geworden. Er ließ seine sechs Brüder ermorden, um sich der Schätze zu bemächtigen, die ihnen der Vater hinterlassen hatte. Diese Schandthat brachte ihm jedoch keinen Nutzen. Philister im Bunde mit arabischen Stämmen überfielen Jerusalem, raubten des Königs Schätze und Weiber und tödteten seine Kinder. Athalja und deren Sohn Ahasja blieben am Leben. Als Joram nach achtjähriger Regierung starb, folgte ihm Ahasja als König von Juda. Da er wie seine Mutter und Großmutter den Baalsdienst beförderte, so wurde er von den Propheten Jehovah's gehaßt.

Während Joram von Israel, Ahasja von Juda und die alte Königin Jesebel in Jesreel waren, sandte Elisa einen seiner Propheten (die Bibel nennt ihn den „Rasenden") in das Lager vor Ramoth mit dem Auftrag, den dort befindlichen Hauptmann Jehu, Sohn des Nimsi, zum Könige zu salben und ihn im Namen Jehovah's zu beauftragen, das ganze Haus Ahab's auszurotten.

Jehu nahm die Würde an und seine Offiziere und sein Heer erklärten sich für ihn. Er brach sogleich nach Jesreel auf, und der noch kranke Joram, der nicht wußte, was er von dem Kommen Jehu's mit so großer Begleitung denken sollte, zog ihm mit Ahasja entgegen. Als er die feindliche Absicht Jehu's gewahr wurde, wandte er seinen Wagen zur Flucht und Ahasja that dasselbe; allein Jehu spannte seinen Bogen und schoß ihm einen Pfeil durch den Rücken in das Herz. Ahasja entfloh, wurde aber eingeholt und starb in Megiddo.

Als Jesebel im Schlosse zu Jesreel erfuhr, was geschehen war, schmückte sie sich wie eine Königin und sah zum Fenster hinaus, als Jehu ankam. Sie rief ihm zu: „Ist es Simri wohl ergangen, der seinen Herrn erschlug?" Jehu sandte einige seiner Diener in den Palast und befahl, Jesebel zum Fenster hinaus zu stürzen, was augenblicklich geschah. Als man nach ihr sah, sie zu begraben, hatten die Hunde sie bereits aufgefressen, wie es Elias vorhergesagt haben sollte. — König Joram hatte siebzig Söhne, die von den Angesehensten der Stadt Samaria erzogen wurden. Jehu befahl diesen, ihm die Köpfe derselben zu senden. Er fand Gehorsam. Man schlachtete die Kinder Joram's, packte ihre Köpfe in Körbe und schickte sie an Jehu, der sie in zwei Haufen neben das Thor legen ließ.

Als Jehu nach Samaria zog, traf er unterwegs zweiundvierzig Brüder Ahasja's (oder wol Verwandte, da Ahasja's Brüder schon früher umgebracht waren), die von den Vorfällen in Jesreel wahrscheinlich noch nichts wußten und ihre Verwandten besuchen wollten. Jehu ließ sie an einem Brunnen „schlachten."

Als er nach Samaria kam, gab er vor, dem Baal besser dienen zu wollen als Alle vor ihm. Er veranstaltete im Tempel dieses Gottes ein großes Opferfest, wozu alle Priester Baal's eingeladen wurden. Als alle versammelt waren, ließ er sie umbringen und den Tempel zerstören, aus dem ein öffentlicher Abtritt gemacht wurde. Auf diese blutige Weise schaffte Jehu den Baalsdienst ab; allein die Standbilder zu Dan und Bethel ließ er stehen; sie schienen dem Volke durchaus zum Jehovahdienste zu gehören.

Die That des Jehu hatte einen eigenthümlichen Erfolg in Jerusalem. Als Athalja die Vorfälle in Samaria und den Tod ihres Sohnes erfuhr, ließ sie alle männlichen

Verwandten des königlichen Hauses umbringen, machte sich selbst zur Königin, umgab sich mit einer phönikischen Leibwache und stellte den Baalsdienst wieder her, so daß nun das frühere Verhältniß umgekehrt war: in der Jehovahstadt Jerusalem herrschte Baal und in der Baalsstadt Samaria Jehovah.

Ahasja's Schwester, die Gattin des Hohenpriesters Jojada, stahl den kleinen Sohn ihres Bruders, Joas, aus der Kinderstube, so daß er dem Blutbade entrann, und brachte ihn mit seiner Amme in den Tempel, wo der Knabe erzogen wurde, ohne daß Athalja von ihm wußte. Als Joas sieben Jahr alt war, gewann Jojada die Anführer der königlichen Leibwache. Er zeigte ihnen den jungen Prinzen, salbte ihn und er wurde zum König ausgerufen. Athalja eilte in den Tempel, allein sie wurde ergriffen und außerhalb des Tempels umgebracht. Sie hatte sieben Jahre regiert und war die einzige Königin, die je über Hebräer herrschte.

Zur Unterstützung seiner Verschwörung hatte Jojada alle Leviten und Juden nach Jerusalem gerufen und sie bewaffnet. Man schwur aufs Neue zu Jehovah und in der dadurch angefachten Begeisterung zog man in den Tempel des Baal und ermordete den Oberpriester desselben, Mathan, am Altar. Der Tempel wurde zerstört und der Jehovahdienst im Tempel Salomon's strenger und ordentlicher eingerichtet als bisher.

Elias scheint einen Irrthum begangen zu haben, als er dem Elisa empfahl, Hasael zur Erlangung der Krone von Damaskus zu verhelfen, denn Hasael diente nicht dem Jehovah, sondern that, was er immer konnte, den beiden Reichen Israel und Juda zu schaden, und um das ungestörter thun zu können, ahmte er den klugen Phönikiern nach und zahlte den Assyrern Tribut, damit sie ihn in Ruhe ließen. Jehu, der wol zu Ehren Jehovah's zu morden verstand, aber kein besonderer Feldherr war, wurde überall von ihm geschlagen: „Vom Jordan gegen Sonnenaufgang und das ganze Land Gilead der Gaditer, Rubeniter und Manassiter, von Arbar an, das am Bach bei Arnon liegt, und Gilead und Basan.“ Hasael zog auch gegen Juda, nachdem er bis Gath an der Philistergrenze vorgedrungen war, und erschien vor Jerusalem. Der erschrockene Joas erkaufte seinen Abzug dadurch, daß er ihm alle Tempelschätze und was von denen der Könige übrig war, auslieferte.

Jojada hatte natürlich die Vormundschaft über den siebenjährigen Joas übernommen und erzog ihn in der Ehrfurcht gegen Jehovah und dessen Priester. Diese benutzten ihre Macht dazu, sich einen bedeutenden Theil der Tempeleinkünfte zuzueignen, wodurch Joas endlich gezwungen wurde, ihnen die freie Verwaltung des Geldes zu nehmen, welches hauptsächlich zur Erhaltung des Tempelgebäudes bestimmt war.

Solange Jojada lebte, blieben Joas und das Volk Jehovah treu; als Jojada aber starb, folgte der König den Wünschen der Vornehmsten des Volkes, und der weit heiterere Dienst des Baal und der Aschera gewann wieder Eingang.

Gegen diesen Götzendienst eiferte Zacharja, der Sohn Jojada's; allein man hörte nicht auf ihn und steinigte ihn im Hofe des Tempels auf Befehl des Königs. Diese That blieb nicht ungerächt. Freunde des Gesteinigten verschworen sich und Joas wurde in seinem Bette erwürgt (797 v. Chr.)

Dem Joas folgte sein Sohn Amazia. Er ließ natürlich die Mörder seines Vaters umbringen, allein verschonte wunderbarer Weise deren Kinder, was in der That in jener Zeit selten war. Er war ein noch junger Mann und thatenlustig und zog gegen die abgefallenen Edomiter, schlug sie, nahm ihre Stadt Sela ein und ließ 10,000 Gefangene von den Felsen des Salzthales hinunterstürzen; 10,000 andere lagen todt auf dem Schlachtfelde. Hoffentlich übertreibt die jüdische Chronik auch hier, denn wenn man alle in derselben angegebenen Zahlen von Todten zusammenrechnet, so begreift man nicht, daß noch Menschen in dem kleinen Lande übrig blieben, trotz aller orientalischen Fruchtbarkeit.

Als Jehu von Israel nach 28jähriger Regierung starb (815), folgte ihm sein Sohn Joahes (815—798), unter dessen schwacher Regierung Israel ganz machtlos wurde.

Haſael und deſſen Sohn Benhadar III. von Syrien verwüſteten ſein Land, nahmen ſeine Städte ein und vertilgten ſeine Soldaten. Das ganze iſraelitiſche Heer war auf 10 Streitwagen, 50 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk geſchmolzen. Als der ſchwache König endlich ſtarb, folgte ihm Joas. Auf den Rath des ſterbenden Propheten Eliſa faßte er Muth, ſein Land von den Syrern zu befreien. Eliſa hieß ihn, wird erzählt, aus ſeinem Bogen Pfeile in die Erde ſchießen. Er ſchoß dreimal und hielt dann inne. Der alte Prophet wurde zornig und rief: „Du hätteſt fünf oder ſechsmal ſchießen müſſen und würdeſt dann die Syrer vernichtet haben; aber jetzt wirſt du ſie nur dreimal ſchlagen.“ Das geſchah in der That und zuerſt auf dem alten Schlachtfelde bei Apekh. Viele Städte wurden den Syrern abgenommen, allein gänzlich vertrieben wurden ſie nicht.

Erſtürmung der Stadtmauern.

Amazia von Juda, aufgebläht durch ſeinen Sieg über die Edomiter, ließ Joas zum Kampf fordern, denn er hatte keinen geringern Gedanken, als das Reich Salomon's wieder herzuſtellen. Der König von Iſrael rieth ihm, auf ſeinen edomitiſchen Lorbern zu ruhen, und ſandte ihm eine ſpöttiſche Antwort. Amazia aber überſchätzte ſeine Kräfte. Er ließ ſich nicht warnen, zog ins Feld gegen Samaria und wurde an der philiſtäiſchen Grenze bei Beth-Semes nicht allein geſchlagen, ſondern auch auf dem Schlachtfelde gefangen genommen. Joas nahm darauf Jeruſalem, deſſen Stadtmauer 400 Ellen weit niedergeriſſen wurde. Nachdem dem Sieger alles Gold und Silber ausgeliefert worden war, zog er ab, nahm viele Geiſeln mit und ließ den gedemüthigten Amazia frei. Dieſer überlebte Joas noch 15 Jahr, wurde dann aber infolge einer Verſchwörung ermordet, und die Juden machten ſeinen 16jährigen Sohn Uſia (das „Buch der Könige“ nennt ihn Aſarja) zum König. Unter der 52jährigen Regierung dieſes tüchtigen Mannes erholte ſich das Reich. (792—740 v. Chr.). Er baute die Mauern von Jeruſalem wieder auf und verſtärkte dieſelben durch Thürme, welche er mit Wurfmaſchinen verſah. Auch dem

Digitized by Google

Heer schenkte er große Aufmerksamkeit, brachte es auf mehr als 300,000 Mann und sorgte für bessere Bewaffnung. Die Soldaten erhielten Panzer, Helme, Speere, Bogen und Schilde, was bis dahin nicht in solcher Ausdehnung der Fall gewesen war. Mit einem solchen Heer ließ sich etwas ausrichten. Er schlug die Philister, nahm Gath, Asdod und Jabne ein und baute in dem eroberten Lande Festungen. Moabiter und Ammoniter zahlten ihm Tribut und er wurde geachtet bis an die Grenze Aegyptens.

Usia war aber nicht nur im Kriege bedeutend; er sorgte auch für die Hebung des Wohlstandes im Lande. Er beförderte Ackerbau und Viehzucht, ließ Brunnen graben und Wartthürme in der Wüste bauen. Ebenso sorgte er für Wiederbelebung des Handels, besonders des Seehandels. Am Rothen Meere ließ er die Hafenstadt Elath ausbauen und die seit langen Zeiten unterbrochenen Fahrten nach Ophir wurden wieder aufgenommen. Mit dem wachsenden Wohlstand nahm aber auch die Ueppigkeit im Lande wieder überhand und die Propheten klagten über die Leichtfertigkeit der Weiber, die von dem verlockenden syrischen Götzendienst nicht lassen wollten.

Usia scheint Jehovah treu geblieben zu sein, dessen Priester geachtet zu haben und von ihnen in Ehren gehalten worden zu sein, bis er es sich einfallen ließ, ihre Vorrechte anzutasten, und in den Tempel kam, um selbst zu opfern; da war es freilich mit der Freundschaft aus. Die Priester erzählen, daß er für diese Anmaßung plötzlich mit dem Aussatz gestraft wurde, als Ausgestoßener und Unreiner in einem besondern Hause leben und sein Sohn Jotham die Regierung für ihn führen mußte, bis er starb. Jotham (757—741 n. bibl. Chron., 740—726 nach Anderen) baute viel und zwang die Ammoniter, ihm jährlich 100 Centner Silber und 20,000 Kor Getreide zu geben. Seine 16jährige Regierung war eine glückliche.

Auch Israel hatte eine glückliche Zeit. Der Sohn des Joas, Jerobeam II. (790—749), hielt nicht nur das fest, was sein tapferer Vater erobert hatte, sondern es gelang ihm sogar, alles Land zu unterwerfen, welches Salomon einst im Norden und Osten besessen hatte; ja es wird berichtet, daß er Hamath und Damaskus einnahm. Im Lande selbst kehrte der Wohlstand wieder. Die Verbindungen mit Phönikien wurden wieder hergestellt, allein mit dem Guten von dorther kamen auch allerlei Uebelstände, wie der Baals- und Ascheradienst, Ueppigkeit, Weichlichkeit, Betrügerei und Ungerechtigkeit, wogegen die Propheten vergebens eiferten. Hätten Israel und Juda sich entschließen können, stets in Einigkeit zu handeln, so wäre es möglich gewesen, das alte Ansehen der Hebräer wieder herzustellen; allein ihre fortdauernde Feindschaft beschleunigte ihren Untergang.

Die Könige von Assyrien trachteten seit Langem nach Syrien und würden das Land längst in Besitz genommen haben, wenn nicht Kriege mit ihren unmittelbaren Nachbarn sie verhindert hätten. Sie suchten sich indessen im Lande selbst Bundesgenossen zu werben, und Usia ging auf ihre Vorschläge ein. Ihre Pläne wurden durch die Vorfälle nach Jerobeam's II. Tode bedeutend gefördert.

Sacharja, sein Sohn, wurde schon nach sechsmonatlicher Regierung ermordet, und mit ihm erlosch die von Jehu gebildete Dynastie. Sallum, wahrscheinlich Anstifter des Mordes, wurde König, blieb es aber nur einen Monat lang; Menahem von Thirza schlug und tödtete ihn und regierte Samaria zehn Jahre lang (749—739). Er verfuhr mit großer Barbarei gegen Alle, die sich ihm nicht unterwerfen wollten; allein Syrer und Philister nahmen viele Städte ein und allerlei Banden zogen im Lande plündernd und mordend umher. Es war ein heilloser Zustand, und Menahem, der sich nicht anders zu helfen wußte, suchte auswärtige, mächtige Hülfe. Er dachte an Aegypten und sandte dort Geschenke hin, allein Phul, der König von Assyrien, war in Syrien eingerückt und Menahem erkaufte seinen Schutz mit 1000 Centnern Silber. Sein Sohn Pekajah (739—737) regierte nur zwei Jahre: er wurde von dem Sohn eines seiner Obersten, Pekah, in seinem Palaste zu Samaria ermordet und der Mörder machte sich zum Könige (737—734).

Damaskus hatte sich von seiner momentanen Schwäche unter König Rezin erholt, und Pekah verband sich mit ihm zu einem Kriege gegen Juda. König Jotham widerstand mannhaft; allein er starb 730 und ihm folgte sein zwanzigjähriger Sohn Ahas. Dieser wurde mehrmals geschlagen. Während Rezin das ganze Land östlich vom Jordan bis an das Rothe Meer und auch die Hafenstadt Etham einnahm, wüthete der grausame Pekah westlich von diesem Fluß, und eine Menge Juden wurden hinweggeschleppt und als Sklaven verkauft.

Ahas wußte sich vor Angst nicht zu helfen. Eine mit Pekah einverstandene Partei ging damit um, ihn vom Throne zu stoßen und einen Andern zum König zu wählen. In dieser Noth sandte Ahas dem Könige von Assyrien, Tuklat-Habal-Asar (Tiglat-Pilesar), Tribut und bat um seine Hülfe, trotz der dringenden Warnungen des Propheten Jesaias.

Dem Assyrerkönig kam diese Aufforderung sehr erwünscht. Er eilte herbei und wandte sich zunächst gegen Israel. Pekah flüchtete schnell nach Samaria, während Tiglat Pilesar Hion, Abel, Beth-Macha, Janoha, Kedes, Hazor, Gilead und das ganze Land Naphtali einnahm und die Einwohner nach Assyrien sandte. Das ganze Königreich Israel war nun auf das Gebiet des Stammes Ephraim und einige daneben liegende Bezirke beschränkt.

Dieses Verfahren des Assyrers erfüllte ganz Syrien mit Entsetzen. Ahas' spezieller Feind, Hanno, der König von Gaza, dachte, daß nun die Reihe an ihn kommen werde und floh nach Aegypten, und die Philister unterwarfen sich ohne Kampf (734). Rezin hatte unbegreiflicherweise auch nicht den geringsten Versuch gemacht, seinem Verbündeten beizustehen. Der Assyrerkönig wandte sich nun gegen ihn: er widerstand zwei Jahre lang (733—732), dann wurde Damaskus gewonnen und Rezin getödtet. Achttausend Einwohner wurden nach Kir in Armenien geschickt, welches eine assyrische Provinz geworden war. **Das syrische Reich von Damaskus hatte ein Ende.**

Tiglat Pilesar berief seine Vasallen (732); fünfundzwanzig Könige erschienen auf seinen Ruf und unter ihnen Ahas, der ihm demüthig dankte, und um ihm Geschenke zu bringen, selbst die Tempelgeräthe und andern Tempelschmuck nicht schonte.

Pekah behielt den Rest seines Ländchens als assyrischer Vasall. Er wurde von Hosea, dem Sohn des Ela, ermordet (734—727), der sich an seiner Stelle zum König machte und dem Könige von Assyrien zehn Talente Gold und tausend Talente Silber sandte, um seine Gnade zu erwerben.

Als der Assyrerkönig (727) starb, empörten sich die syrischen Länder und Israel ebenfalls. Salmanasar IV. eilte herbei, und da das gleichfalls aufgestandene Tyros genug mit den empörten Kitiern zu thun hatte und Hosea nicht zur Hülfe kommen konnte, so war derselbe froh, für diesmal durch demüthige Unterwerfung Verzeihung zu erlangen.

Hosea „that, das dem Herrn übel gefiel; doch nicht wie die Könige Israels, die vor ihm waren." Das heißt, er übte nicht mehr als den bereits gebräuchlichen Götzendienst und machte es nicht wie Ahas von Juda, welcher von seinem Besuch bei Tiglat Pilesar in Damaskus einen neuen Altar (und wahrscheinlich neuen assyrischen Gott) mitbrachte und — übrigens mit Billigung des Oberpriesters Jehovah's, Uria — darauf im Tempel opferte. Um zu sehen, daß es mit Israel zu Ende ging, dazu bedurfte es keiner Prophetengabe. Die Propheten Hosea und Jesaias erhoben indessen ihre warnende Stimme. Hosea sagte: „Samaria wird verwüstet werden, denn sie sind ihrem Gott ungehorsam. Sie sollen durchs Schwert fallen und ihre kleinen Kinder werden zerschmettert und ihren schwangern Frauen der Leib aufgeschlitzt werden." — Jesaias rief: „Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche stehet oben über einem fetten Thal Derer, die vom Wein taumeln. Siehe, ein Starker, ein Mächtiger vom Herrn, wie ein Hagelsturm, wie ein schädliches Wetter, wie ein Wassersturm, die mächtiglich einreißen, wird in das Land gelassen mit Gewalt, daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen getreten werde. Und die welke

Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche stehet oben über einem fetten Thal, wird gleich sein wie das Reife vor dem Sommer, welches verdirbt, wenn man es noch an seinem Zweige hängen sieht."

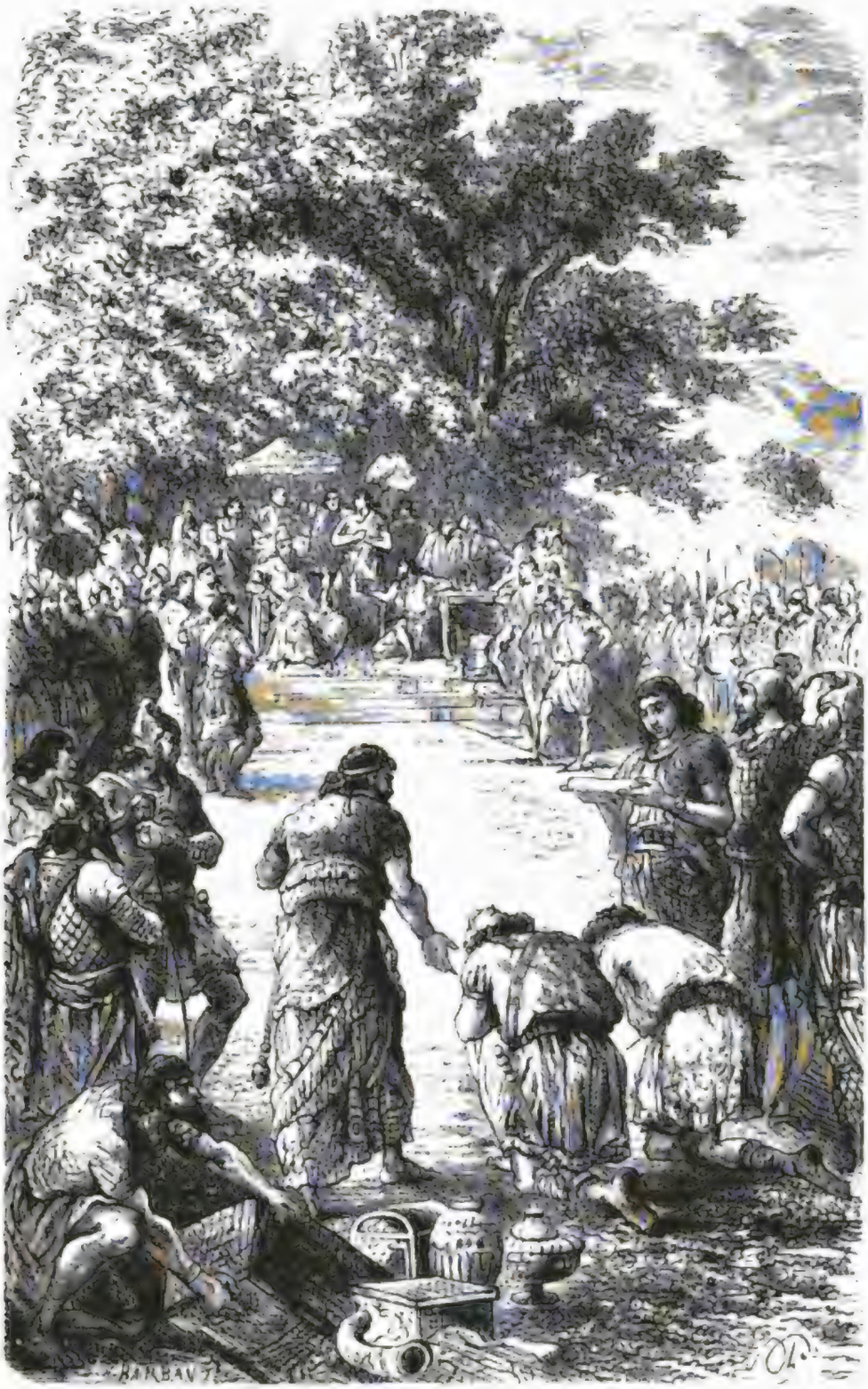
König Hosea war die Gefahr auch nicht verborgen und ängstlich sah er sich nach Verbündeten um. Elam und Babylon, die ewigen Feinde Assyriens, waren zu weit abgelegen, und man konnte auf ihre schnelle Hülfe nicht zählen; Juda, Philister und Phönikier waren zu schwach und schwerlich geneigt, ihre eigene Existenz für Israel aufs Spiel zu setzen. In dieser Rathlosigkeit kam er auf den Einfall, den Pharao von Aegypten um Hülfe zu bitten. Dort herrschte, wie wir wissen, zu jener Zeit der Aethiopier Schabak (oder Sabako). Dieser nahm das Gesuch des Hosea günstig auf, aber die ihm gesandten Geschenke betrachtete er als schuldigen Tribut. In der Bibel ist dieser König So genannt: in anderen Sprachen erscheint sein Name wieder anders und wird dies durch die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen erklärt, welche manche Buchstabenlaute nicht haben und nach ihrer Weise umändern. Im Aethiopischen und Aegyptischen heißt der Name Schabak, im Assyrischen Schabeh, im Hebräischen Seveh, Sua oder So, im Griechischen Sabachon. Diese Verschiedenheit der Schreibart der Namen und die verschiedene Chronologie sind es vorzüglich, welche die Forschung in der Geschichte dieser asiatischen Länder so sehr erschweren und so viele abweichende Meinungen erzeugen.

Die Unterhandlungen Hosea's mit dem Könige von Aegypten kamen dem Könige von Assyrien zu Ohren und er berief Hosea vor sich. Nichts Böses ahnend, oder in der Hoffnung, sich zu rechtfertigen, folgte dieser dem Rufe seines Lehnsherrn, der ihn sogleich ins Gefängniß werfen und für immer verschwinden ließ; man hat wenigstens niemals wieder etwas von Hosea gehört.

Salmanasar belagerte Samaria, welches trotz der Abwesenheit ihres Königs von der ephraimitischen Aristokratie tapfer vertheidigt wurde. Von Aegypten kam keine Hülfe; allein der assyrische König wurde nach Phönikien abgerufen, wo König Eulya von Tyros die Kitier unterworfen hatte und sogleich den Assyrern den Gehorsam kündigte. Das feste Land von Tyros wurde schnell erobert, allein die Inselfestung widerstand. Die assyrischen Vasallen von Sidon, Gebel und Arad mußten sechzig Schiffe herbeischaffen, auf denen die assyrischen Truppen sich einschifften, um die Insel anzugreifen. Zwölf tyrische Schiffe zerstörten jedoch diese Flotte und fünfhundert Assyrer fielen den Siegern in die Hände. Salmanasar hoffte nun die Festung durch Durst zu gewinnen, da dieselbe bekanntlich kein Wasser hatte; allein vergeblich. Sowol Samaria, vor welchem ein Belagerungsheer zurückgeblieben war, als auch Tyros, hielt sich zwei Jahre, bis zum Tode des Salmanasar (722), welcher das Zeichen zur Empörung aller syrischen Völker gab. Nachdem der neue assyrische König Sarjukin (Sargon) mit den Empörern in der Nähe seines Landes fertig war, erschien er vor Samaria. Die durch eine dreijährige Belagerung erschöpfte Stadt wurde genommen und geplündert; ihre Einwohner und die des Landes schickte man theils nach Armenien an die Ufer der Flüsse Halah und Habor, theils in die Städte der Meder. Viele derselben entflohen indessen nach Juda, Aegypten und nach Europa. Ihr Land wurde durch gefangene Chaldäer und später durch Ansiedler von Hamath und aus anderen Orten ersetzt. Alle diese verschiedenen Leute brachten die Götter ihrer Heimat mit. Die von Babel beteten Suchoth-Benoth an; die von Kutha den Nergal; die von Hamoth Asima; die von Ava Nibehas und Tharthak; die von Sepharvaim (am Euphrat) opferten ihrem Feuergott Adramelech Kinder. Um es aber mit dem Landesgott nicht zu verderben, setzten sie Priester in die Höhenhäuser, wo den Jehovah-Stierbildern Opfer gebracht wurden. Da man aber nicht wußte, was dem israelitischen Gott angenehm oder unangenehm war, so sandte der assyrische König einen der gefangenen Priester in seine Heimat zurück, den üblichen Jehovahdienst zu lehren.

So endete das Reich Israel.

Im Reiche Juda regierte seit dem Tode seines Vaters Ahas Hiskiah (725—696). Er war von Jugend auf ein treuer Verehrer Jehovah's, achtete die Propheten und ließ sich von ihnen leiten. Der Prophet Jesaias wurde sein vertrauter Rathgeber und der That, wenn auch nicht dem Namen nach, sein erster Minister.



Vor dem König. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Das Schicksal Samaria's und seiner Einwohner hatte den anderen Syrern gezeigt, was sie erwartete, wenn Assyrien sie besiegte. Die Fürsten von Arpad, Simyra und Damas verbanden sich zum Widerstande; allein auf den Rath des Jesaias hielt sich Hiskiah fern. Die syrischen Fürsten vertrauten auf den Beistand des ägyptischen Königs Sabako, trotzdem daß er Israel so schmählich im Stich gelassen hatte. Dies mag mit der Grund

der Abneigung des Jeſaias gegen das ägyptiſche Bündniß geweſen ſein; Thatſache iſt, daß er ſtets und entſchieden gegen ein Stützen auf Aegypten eiferte, welches er ein geknicktes Rohr nannte. Wie Recht er hatte, zeigte die Folge.

Ehe noch Sabako Syrien erreicht hatte, ſchlugen die Aſſyrer die von dem König von Damas, Jahubid, angeführten Fürſten bei Karkar. Jahubid wurde ſelbſt gefangen und lebendig geſchunden.

Sabako, der endlich ankam, hatte kaum ſeine Armee mit den Truppen des mit ihm verbündeten Hanno, König von Gaza, vereinigt, als ihn Sargon bei Ropeh (oder Raphia), ſüdlich von Gaza, angriff. Die Aegypter wurden geſchlagen, Hanno wurde gefangen und Sabako, der ſich verirrt hatte, entging mit genauer Noth demſelben Schickſal (720).

Sargon hatte in anderen Ländern Krieg zu führen und Juda blieb eine Reihe von Jahren hindurch unbeläſtigt.

Sowol in Aſſyrien als in Aegypten traten während dieſer Zeit bedeutende Veränderungen ein. Sargon war ermordet worden (705) und ſein Sohn Sin-Akhe-Irib (Sanherib) ihm gefolgt.

Die Niederlage, welche Sabako erlitten hatte, wurde von den Königen des Delta benutzt, ihn mit ſeinen Aethiopiern nach Oberägypten zurück zu treiben, wo er bald ſtarb. Die ägyptiſchen Fürſten verbanden ſich mit den Königen von Tyros, Arad, Byblos, Aſchdod, Ammon, Moab und Askalon; allein Sanherib, der mit ſeinen Feinden im Norden, Oſten und Süden fertig war, kam früher nach Syrien als die Aegypter. Der Fürſt von Tyros, Luliya (Elulāos), entfloh nach einer der phöniſiſchen Kolonien, und in Tyros wurde Ithobaal II. von Sanherib beſtätigt. Auch die anderen Fürſten unterwarfen ſich mit Ausnahme des Königs von Askalon, der aber gefangen und mit ſeiner Familie nach Aſſyrien geſchickt wurde.

Die ägyptiſchen Fürſten kamen nach dieſen Vorfällen in Syrien an. Bei Elteke (Altaku) kam es zur Schlacht. Die Aegypter erlitten abermals eine große Niederlage und Sanherib nahm Elteke, das feſte Tamnah und Ekron ein.

Der König von Juda, Hiskiah, hatte zwar an der Empörung nicht Theil genommen, allein ſich doch mit den Rebellen in einer Weiſe eingelaſſen, welche den Zorn des Aſſyrerkönigs erregte. Die Bewohner von Ekron hatten nämlich den ihnen von Sargon eingeſetzten König Pali gefangen genommen und Hiskiah zugeſandt, der dieſes Zeichen ihm erwieſener Achtung annahm und Pali gefangen hielt.

Er hielt ſich daher keineswegs für ſicher und ließ in der Eile die verfallenen Befeſtigungen von Jeruſalem einigermaßen herſtellen. Man verſtopfte auch alle Waſſerquellen außerhalb der Stadt und legte in derſelben einen neuen Waſſerbehälter an.

Die ägyptiſchen Fürſten erholten ſich bald von ihrer Niederlage und verbanden ſich mit dem äthiopiſchen König Tirhaka, welcher zur Unterſtützung des Königs Hiskiah anrückte. Es ſcheint, daß der Letztere dieſe Hülfe durch eine geheime Geſandtſchaft und gegen den dringenden Rath des Jeſaias erbeten hatte. Als jedoch vor Ankunft der Aegypter der König der Aſſyrer in Juda einrückte und die Feſtung Lakiſis nahm, gerieth Hiskiah in große Angſt, obwol er ſie ſorgfältig vor ſeinen Kriegsleuten verbarg, und beſchloß die größten Opfer zu bringen, um Sanherib bis zur Ankunft des Tirhaka und der ägyptiſchen Fürſten von Jeruſalem zurückzuhalten. Sanherib ſchien zum Unterhandeln bereit. Hiskiah ließ ſelbſt die Goldbleche von den Tempelthüren abreißen, um die von ihm verlangten 30 Talente Gold und 300 Talente Silber zu bezahlen. König Pila wurde in Freiheit geſetzt, kehrte nach Ekron zurück und erhielt zur Entſchädigung für ſeine Gefangenſchaft einige jüdiſche Orte. Andere Orte mußten verſchiedenen anderen Fürſten gegeben werden, um ſie für ihre Treue gegen die Aſſyrer zu belohnen.

Noch in Lakiſis mit Einſammlung dieſes Tributs beſchäftigt, erhielt Sanherib die Nachricht, daß ſich ein ägyptiſches Heer in Peluſium ſammle, welches nur Tirhaka erwarte,

um gegen ihn vorzurücken. Nun wurde ihm die Absicht Hiskiah's, nur Zeit zu gewinnen, klar. Unter diesen Umständen machte er den Versuch, mit ihm auf dem Wege der Unterhandlungen fertig zu werden, und sandte zu diesem Ende drei seiner hervorragendsten Männer, den Oberfeldherrn, das Oberhaupt der Eunuchen und Rabschakeh, den Obermundschenk, nach Jerusalem ab, und Hiskiah schickte ihnen drei seiner angesehensten Beamten entgegen. Rabschakeh führte das Wort in hebräischer Sprache, und was er sagte, hatte in der That Hand und Fuß. Er fand es geradezu lächerlich, daß ein so kleiner Fürst sich gegen den König von Assyrien zu stellen wage. Er fragte, worauf derselbe hoffe? — Auf den Pharao von Aegypten? Dieser sei ein geknicktes Rohr; wer sich darauf stütze, laufe Gefahr, daß die Stücken ihm in die Hand führen. Auf Jehovah? — Die Götter von Hamath und Arpad, von Sepharvaim, von Henah und von Hivah hätten ihre Gläubigen nicht geschützt und Samaria sei auch von Jehovah verlassen worden. — Die Abgesandten Hiskiah's baten ihn syrisch zu reden, damit die Soldaten, die sich auf der Mauer befanden, ihn nicht verständen; allein er meinte, gerade an diese sei er gesandt, und seine Worte an sie richtend, rief er ihnen zu, sie möchten nicht so thöricht sein und den Versprechungen Hiskiah's vertrauen, sondern herauskommen; man werde sie in ein fruchtbares Land führen, wo jeder seinen Wein trinken und von seinem eigenen Feigenbaum essen könne.

Sehr betrübt kehrten die Gesandten in die Stadt zurück; allein auf den Rath und Zuspruch des Jesaias, der irgend welche nähere Nachrichten haben mochte, beschloß Hiskiah die Stadt zu halten. Jesaias hatte gesagt: „Der König von Assyrien wird nicht in diese Stadt kommen und wird keinen Pfeil hinein schießen und keinen Schild dagegen richten und keinen Wall aufwerfen." Als die assyrischen Gesandten mit ihrer abschlägigen Antwort nach Lakis kamen, war Sanherib mit seinem Heere abmarschirt. Er war nach Aegypten geeilt, wahrscheinlich um die bei Pelusium versammelten ägyptischen Fürsten noch vor Ankunft des Tirhaka zu schlagen. Auf dem Wege dahin verlor er jedoch die Hälfte seines Heeres durch die Pest; alle Manneszucht hörte auf und er selbst eilte zurück nach Ninive.

Die jüdischen, von Priestern geschriebenen Geschichtsbücher erzählen, es seien in einer Nacht 180,000 Assyrer „von dem Engel Jehovah's" umgebracht worden. Die ägyptischen Priester aber schrieben die Befreiung dem Gotte Phtah zu, welcher ein Heer von Feldmäusen sandte (siehe S. 104). Genug, Sanherib zog ab und Jerusalem war für diesmal gerettet; allein aus dem Lande hatte er schon vorher 200,150 Männer, Weiber und Kinder, sammt Pferden, Ochsen, Eseln und Schafen ohne Zahl in die Gefangenschaft nach Assyrien geführt. Sanherib sah Judäa nicht wieder. Kriege, die er in nächster Nähe zu führen hatte, hielten ihn bis zu seinem Tode zurück.

Hiskiah erwarb großen Ruhm unter den Fürsten Syriens und anderen, die unter assyrischer Tyrannei gelitten hatten. Sie sandten ihm reiche Geschenke und der durch die an Sanherib gezahlte Summe geleerte Schatz füllte sich. In der Chronik heißt es: „Und Hiskiah hatte sehr großen Reichthum und Ehre und er legte Schätze an von Silber, Gold, Edelsteinen, Gewürzen, Schildern und allerlei kostbarem Geräth; ferner Getreide-, Wein- und Oelmagazine und Ställe für allerlei Vieh und Hürden für die Schafe. Auch baute er sich Städte und hatte Schafe und Rinder in Menge, denn Gott gab ihm großen Reichthum".

Die Pest, welche Sanherib's Heer lichtete, übertrug sich auch nach Jerusalem, und der König wurde von ihr ergriffen. Jesaias, welcher, wie viele Propheten, auch Arzt war, heilte ihn, indem er zerdrückte Feigen auf die Pestbeulen legte. Seine Errettung erschien als ein Wunder und trug natürlich dazu bei, das Vertrauen des frommen Königs zu Jehovah zu erhöhen. Hiskiah war auch Dichter und unter seiner Regierung blühte besonders die religiöse Dichtkunst. Er sorgte indessen auch, wie oben erwähnt, für das materielle Gedeihen des Landes, und die fünfzehn Jahre, welche er nach Sanherib's Abzuge

noch regierte, waren Jahre ungewohnten Glückes und Friedens, da er dem dringenden Rathe des Jesaias folgte und den an ihn herantretenden Verlockungen zum Kriege gegen Assyrien widerstand.

Der König von Babylon sah sich nach Bundesgenossen gegen die Assyrer um, und unter dem Vorwande, Hiskiah wegen seiner wunderbaren Genesung Glück zu wünschen, schickte er Gesandte an ihn. Dieser fühlte sich durch die Gesandtschaft sehr geschmeichelt, erwies derselben große Ehre und zeigte ihnen mit Selbstgefühl seine Schätze und seine Zeughäuser. Jesaias ermahnte ihn jedoch vorsichtig zu sein, sich vor einem Bündniß mit Aegypten und Chaldäa zu hüten, und seinem Rathe folgend lehnte Hiskiah das ihm von Babylon angetragene Bündniß ab.

Als Hiskiah starb, folgte ihm sein zwölfjähriger Sohn Manasse (697—642). Die vornehme Klasse der Juden hatte mit Ungeduld die ihnen durch den König aufgezwungene Frömmigkeit getragen; die Bußpredigten der Propheten und das viele Psalmengesinge erregte ihren Spott; sie sehnten sich nach den ausgelassenen Baals- und Melitta-Festen. Die heidnische Partei bemächtigte sich des jungen Königs, und für die Anhänger Jehovah's begann eine sehr schlimme Zeit. Der Dienst der syrischen Götter wurde überall wieder hergestellt. Baal und Aschera (Baaltis) wurden in Zion angebetet, und im Thale Hinnom, wo Ahas bereits eins seiner Kinder dem Moloch geopfert hatte, erhob sich aufs Neue der Altar dieses furchtbaren Götzen. Dazu wurden noch die chaldäischen Gottheiten angebetet und ihnen selbst im Jehovahtempel Altäre errichtet. Das Volk folgte dem von dem Hofe gegebenen Beispiele, und die mit Jammermienen umhergehenden Jehovah-Bekenner wurden ausgelacht und man streckte die Zunge gegen sie aus. Die Propheten eiferten gegen diese Greuel, allein man nöthigte sie zu schweigen: viele von ihnen wurden durch Manasse oder durch das Volk umgebracht. „Manasse vergoß viel unschuldig Blut, bis er Jerusalem damit erfüllt von einem Ende zum andern", heißt es im Buch der Könige. Nach altrabbinistischen Traditionen erlag auch der alte Prophet Jesaias der Grausamkeit dieses Königs. Dieser, heißt es, ergrimmt über die ihm gehaltenen Strafreden, ließ ihn in eine hohle Ceder stecken und durchsägen.

Die Chronik erzählt, daß Manasse von den Assyrern in Ketten nach Ninive gebracht und als frommer Jehovahdiener zurückgekehrt sei. Es ist schon möglich, daß die Assyrer sich für eine Zeit lang des Königs versicherten, damit er sich nicht mit ihren Feinden verbinden könne, allein von dieser Gefangenschaft findet sich in keiner andern historischen Quelle eine Andeutung.

Amon, Hiskiah's Sohn, war nicht besser als sein Vater; er wurde nach zweijähriger Regierung (640) umgebracht und sein achtjähriger Sohn Josia zum König gemacht (640—609). Die Jehovah-Partei bemächtigte sich seiner Erziehung und führte für ihn die Regierung. In den ersten Jahren derselben durchstreiften skythische Räuberhorden zerstörend und plündernd ganz Syrien und suchten auch Juda heim. Vor den wilden, tapferen Reitern flohen die Einwohner in die Wälder und in die Gebirge, und das Entsetzen war überall groß. Die Skythen drangen bis an die ägyptische Grenze vor, wandten sich dann aber nach dem reichen Babylonien. Der furchtbare Sturm brauste schnell über Juda hinweg, und das verdankte man, wie die Priester sagten, dem Gebete des frommen Königs zu Jehovah. Der fremde Götzendienst wurde wieder mit Strenge unterdrückt und von den Priestern ein lange vorbereiteter Plan ausgeführt. Im achtzehnten Regierungsjahre des Josia kündigten der Hohepriester Hilkiah und der Tempelschreiber Saphan dem Könige an, daß Ersterer bei den baulichen Ausbesserungen des Tempels das Buch des Gesetzes gefunden habe. Der König ließ es sich von Saphan vorlesen, und als er die Flüche hörte, welche über die Anbeter anderer Götter ausgesprochen waren, zerriß er seine Kleider, was bei den Juden von jeher ein Ausdruck der Trauer oder des Entsetzens war, und um zu erfahren, ob Jehovah wirklich so ergrimmt über die

Anbetung anderer Götter sei, wie da im Buche geschrieben stehe, sandte er zu der Prophetin Hulda, der Frau des Sallum, der die Aufsicht über die Tempelkleider hatte. Diese bestätigte natürlich Alles, und der erschrockene König berief eine Volksversammlung, in welcher das Gesetz vorgelesen wurde. Der König gelobte feierlichst, Jehovah's Gesetz nachzuleben, und das Volk mußte dasselbe geloben.

Wegführung der Juden nach Babylon. Nach E. Bendemann.

Der Jehovahdienst wurde nun eingerichtet, wie es in diesem Gesetze angegeben war, welches natürlich dem Moses zugeschrieben wurde, und das Passahfest wurde mit einem priesterlichen Pomp gefeiert, wie niemals zuvor. Aller fremder Götzendienst wurde abgeschafft; die Altäre und Haine wurden zerstört und selbst die bis dahin geduldeten Jehovahbilder und Hausgötter entfernt. Ja damit nicht genug, die Priester, welche dem fremden Götzendienst vorgestanden hatten, wurden an ihren eigenen Altären geschlachtet.

In Aegypten war Neko II. seinem Vater Psametich gefolgt. Er benutzte die Unruhen im Assyrischen Reiche und fiel in Syrien ein. Josia, als Vasall des neuentstandenen Chaldäischen Reiches, zog ihm pflichttreu entgegen, wurde aber bei Megiddo (609) geschlagen und tödlich verwundet. Er starb in Jerusalem, und die Trauer um ihn war groß. „Seinesgleichen", heißt es in der von Priestern geschriebenen Chronik, „war vor ihm kein König gewesen, der so von ganzem Herzen, von ganzer Seele sich zum Herrn bekehrte nach allem Gesetz des Moses; und nach ihm kam seinesgleichen nicht auf."

Josia's jüngsten Sohn Joahas, den die Juden zum König erhoben hatten, ließ Neko zu sich in sein Lager kommen, und schickte ihn nach Aegypten. Man hörte niemals wieder etwas von ihm. Dann nahm der Pharao das Land ein und ließ die Juden für ihre Vermessenheit, ohne seinen Willen einen König gewählt zu haben, 100 Talente Silber und 1 Talent Gold bezahlen. Darauf bestätigte er Eljakim, Josia's ältesten Sohn, unter dem ihm gegebenen Namen Jojakim als Vasallenkönig (607—598). Dieser stellte den Dienst der fremden Götzen wieder her, lebte lustig und guter Dinge und blieb den Aegyptern treu. Er kehrte sich zwar wenig an die Drohungen, Klagen und Prophezeiungen der Propheten, aber er wurde doch über den Propheten Uria so erbittert, daß er ihn aus Aegypten, wohin er geflohen war, holen und hinrichten ließ. Jesaias gerieth ebenfalls in Gefahr, vom Volke umgebracht zu werden.

Eben so wie Jesaias hatte auch Jeremias gegen ein Bündniß mit Aegypten gewarnt, dessen Untergang Beide vorhersahen. Wie sehr sie recht hatten, zeigte sich, als Neko bei Karchemisch (605) von dem babylonischen Königssohne Nebukadnezar geschlagen wurde. Durch den Tod seines Vaters eiligst zurückgerufen und in Babylonien festgehalten, konnte Nebukadnezar erst vier Jahre nach diesem Siege nach Syrien zurückgehen, wo er das ganze Land vom Euphrat bis zum ägyptischen Grenzbach einnahm. Jojakim hatte sich von Neko zum Aufstand verleiten lassen; da ihn aber alle Bundesgenossen im Stich ließen, so mußte er sich demüthig unterwerfen.

Drei Jahre später glaubte Neko sich wieder im Stande, Nebukadnezar die Spitze bieten zu können, und Jojakim war thöricht genug, demselben den Tribut zu verweigern. Nebukadnezar schickte gegen ihn seine syrischen Vasallen von Damaskus, Moab und Ammon, welche noch von alten Zeiten her einen Haß gegen Juda hatten. Sie belagerten Jerusalem und Jojakim kam bei der Belagerung um.

Jojachin (oder Jesoncha), sein achtzehnjähriger Sohn, wurde König, gerade als Nebukadnezar selbst vor dem belagerten Jerusalem erschien. Nach drei Monaten mußte die Stadt sich ergeben. Sie wurde nicht zerstört; allein was des Wegnehmens werth war, wurde aus Tempel und Palast genommen. Jojachin und seine Familie wurden nach Chaldäa abgeführt; dasselbe Schicksal hatten 17,000 Krieger mit ihren Obersten und mit ihnen eine Menge Handwerker, die zu den Bauten in Babylon verwendet wurden; ferner eine Menge Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern, wie auch Priester und Propheten. Man ließ nur soviel Leute zurück, als nothwendig waren, um die Felder zu bestellen. Zum König über dieses Schattenreich ernannte Nebukadnezar den dritten Sohn des Jojakim, Methanja, unter dem Namen Zedekiah (596—586).

Die Propheten wollten nicht glauben, daß Jehovah Israel so gänzlich verlassen haben könne, und verhießen Nebukadnezar den Untergang; allein Jeremias theilte diesen Glauben nicht und predigte ruhige Unterwerfung unter die Chaldäer. Er machte sich dadurch in Jerusalem, wo die Parteien sich schroff gegenüberstanden, eben so verhaßt wie unter den Verbannten in Chaldäa, mit denen er Verbindungen unterhielt, die sehnlichst auf Befreiung hofften und Dem zürnten, der ihnen diese Hoffnung rauben wollte.

Neun Jahre hatte Zedekiah regiert, als er sowol wie andere syrische Fürsten sich abermals durch den ägyptischen König Uhabra (Hophra, Apries) zum Aufstand verführen ließen. Nebukadnezar, der mit einem großen Heere bei der ersten Nachricht von

dem Aufstande anrückte, war unentschieden, ob er sich zuerst gegen Aegypten, Phönikien oder Juda wenden solle. Er oder seine Zeichendeuter entschieden sich für das in der Mitte liegende Juda, und während Tyros nur blockirt wurde, marschirte er mit der Hauptarmee dorthin. Zedekiah hatte nicht den Muth, die Chaldäer im offenen Felde zu erwarten; er schloß sich in Jerusalem ein. Nebukadnezar überließ die Unterwerfung des Landes seinen Vasallen, den Philistern und Edomitern, und belagerte selbst Jerusalem. Als er die Nachricht erhielt, daß der König von Aegypten mit einer Armee in Südpalästina eingetroffen sei, ging er demselben entgegen. Ob sich Uhabra zurückzog oder geschlagen wurde, weiß man nicht; sicher ist, daß Nebukadnezar bald wieder vor Jerusalem zurückkehrte.

Die Juden wehrten sich tapfer, trotzdem Jeremias ihnen fortwährend sagte, daß Alles nutzlos sei; Jehovah habe beschlossen, sie dem unbarmherzigen Feinde zu übergeben. Endlich wurden die Obersten über den Unglückspropheten, dessen Reden die Soldaten entmuthigten, so unwillig, daß sie in den König drangen, der ihn bis dahin geschützt hatte, Jeremias für immer den Mund zu stopfen. Der König ließ ihnen freie Hand, und sie senkten den Propheten in eine Cisterne hinab, um ihn zu ersäufen; allein es war nur Schlamm in derselben, und als der König von einem schwarzen Eunuchen hörte, daß Jeremias noch lebe, ließ er ihn herausziehen und ins Gefängniß setzen.

Die Noth in der Stadt wurde durch Hunger und Pest täglich größer, aber erst nach anderthalbjähriger schwerer Belagerung, im elften Regierungsjahre des Zedekiah, am neunten Tage des vierten Monats, gelang es den Chaldäern, eine Bresche in der nördlichen Mauer zu machen. Unaufhaltsam drangen durch dieselbe die Feinde ein und setzten sich am Mittelthore nicht weit von der Burg fest. Die Verzweiflung und Verwirrung in der Stadt wurde von Zedekiah benutzt, während der Nacht mit seinen Soldaten durch die südöstliche Mauer zu entfliehen. Die Chaldäer aber setzten ihnen nach und holten sie in der Ebene von Jericho ein. Zedekiah wurde gefangen und zu Nebukadnezar nach Ribla gebracht. Dieser ließ dessen Kinder in seiner Gegenwart schlachten und ihm selbst die Augen ausstechen. Dann wurde er, mit doppelten Ketten beladen nach Babylon geschickt.

Nabusarhadan, einer der vornehmsten Offiziere des Königs, ging in dessen Auftrag nach Jerusalem, um das Urtheil an dieser Stadt zu vollstrecken. Der Palast und der Tempel wurden zerstört und alle Kunstwerke des Hiram und andere daraus weggenommen; die Mauern der Stadt und die Häuser wurden eingerissen und alle Einwohner gefangen genommen. Der Hohepriester und mehrere andere Priester, viele Hofleute und Beamte und 60 angesehene Bürger wurden in Ketten nach Ribla geführt und dort hingerichtet, 832 andere Bürger mit ihren Familien nach Babylon in die Gefangenschaft abgeführt. Im Lande wurden nur geringe Leute gelassen, welchen die Sieger die Aecker und Weinberge der weggeführten Reichen gaben. Als die Chaldäer endlich abzogen, ließen sie als Statthalter über die neue Provinz Gedalja, einen Freund des Jeremias, zurück.

Dieser Prophet wurde nach Einnahme der Stadt aus seinem Gefängniß befreit. Nebukadnezar hatte in Erfahrung gebracht, wie er gegen das Bündniß mit Aegypten und für Unterwerfung unter Chaldäa geeifert hatte. Er ließ ihm die Wahl, entweder in seinem Vaterlande zu bleiben, oder mit nach Babylon zu gehen. Er wählte das Erstere, und auf Nebukadnezar's Rath, der ihn reich beschenkte und für seinen Unterhalt sorgte, ging er zu dem Statthalter Gedalja nach Mizpa. Daß es den im Lande gebliebenen Juden unter ihren neuen Herren nicht wohl sein konnte, ist begreiflich, und wer irgend dazu im Stande war, wanderte nach Aegypten aus, so sehr auch Jeremias dagegen sprach. Jehovah und noch mehr sein Prophet hatten ihren Kredit verloren.

Der Statthalter Gedalja wurde bei einem Gastmahl ermordet infolge einer Verschwörung, welche Ismael, ein Nachkomme König David's, angestiftet hatte. Ismael konnte sich jedoch nicht halten gegen Johanan, und mußte zu den Amonitern fliehen.

Johanan und die ihm Folgenden fürchteten den Zorn Nebukadnezar's und beschlossen nach Aegypten auszuwandern, obwol Jeremias, den sie um Rath fragten, ihnen dringend abrieth. Pharao Uhabra wies ihnen Wohnsitze in der Nähe von Pelusium an, und Viele von ihnen ließen sich auch in den Städten Unter- und Mittelägyptens nieder, wo schon zahlreiche Hebräer wohnten, die während der Kriege dorthin geflüchtet waren. Trotz seiner Abneigung gegen Aegypten, sah sich Jeremias genöthigt, mit seinem Schreiber Baruch ebenfalls dorthin zu fliehen. Er ist in jenem Lande gestorben und man sagt, daß er von seinen eigenen Landsleuten umgebracht worden sei, was wol möglich ist, denn der Schützling Nebukadnezar's, der fortwährend jammerte, Unglück prophezeite und sie wegen ihres Abfalls von Jehovah schalt, war ihnen sicherlich verhaßt.

Jeremias erlebte übrigens noch das völlige Ende des Trauerspiels in Juda. Die dort zurückgebliebenen Juden waren durch Schaden nicht klug geworden. Fünf Jahre nach Zerstörung Jerusalems vereinigten sie sich mit den Moabitern, die gegen ihre Herren aufgestanden waren. Der Aufstand wurde unterdrückt, das ganze Land wurde verwüstet und 745 Männer wurden zu ihren betrübten Landsleuten in die babylonische Gefangenschaft nachgeführt.

Kulturgeschichte der Israeliten.

Die Geschichte der Israeliten zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Hauptabschnitte: Vor und nach der babylonischen Gefangenschaft. Wir haben es hier nur mit der ersten dieser Perioden zu thun, in welcher alle zwölf Stämme noch in Kanaan waren.

Daß die Geschichte des Auszuges aus Aegypten durchaus dunkel und die der ganzen nachfolgenden Zeit bis auf Saul nicht viel klarer ist, haben wir bereits gesagt. Der Grund davon ist, daß die Traditionen des Volkes erst in sehr später Zeit gesammelt und außerdem von Priestern zusammengestellt und geschrieben wurden, welche die im Laufe der Jahrhunderte bereits zur Sage gewordene Ueberlieferung in einer Weise veränderten, oder sagen wir geradezu verfälschten, wie sie es für ihre Zwecke nöthig hielten. Daß dies im weitesten Umfange geschehen ist, haben die gewissenhaftesten Forschungen auf das Unwiderleglichste bewiesen. Wir wollen damit nicht geradezu behaupten, daß dieser Veränderung eine betrügerische Absicht zum Grunde lag, wie wir diese bei priesterlichen Schriften und Dokumenten späterer Zeiten häufig nachzuweisen haben werden, sondern sind vielmehr der Meinung, daß bei den in Rede stehenden Veränderungen priesterliche und Volksinteressen in gleichem Maße Theil gehabt haben mögen. Aus dieser priesterlichen Umhüllung den historischen Kern herauszuschälen, ist schwierig und wird nie in zuverlässiger Weise gelingen, da die Israeliten jener ältesten Zeit eine zu untergeordnete Rolle spielten, als daß sich andere Nationen, die in großen Reichen vereinigt waren, viel mit ihnen beschäftigt haben sollten. In ägyptischen Schriften und auf ägyptischen Denkmälern finden wir die Israeliten in so zweifelhafter Weise erwähnt, daß es sich kaum bestimmen läßt, ob diejenigen Stellen, welche die gelehrten Forscher als auf die Israeliten bezüglich anführen, sich auch wirklich auf sie beziehen. Von dem großen Minister Joseph und von Jakob berichtet kein ägyptisches Denkmal, kein Papyrus; auch daß die Israeliten, die unter dem Namen Apriu erwähnten Leute sind, ist zwar sehr wahrscheinlich, allein doch nicht unanfechtbar gewiß. Selbst Moses wird von manchen gelehrten Forschern für eine mythologische Person gehalten, gewissermaßen für den israelitischen Osiris. Andere wieder, und wir schließen uns dieser Meinung an, halten ihn für den in der ägyptischen Geschichte erwähnten Priester Osarsiph.

So sehr nun aber auch die Tradition und die Priester die wahre Geschichte verändert haben mögen, so sind wir doch überzeugt davon, daß Moses nicht nur eine wirklich lebende Person war, sondern daß er auch die Israeliten und andere Unzufriedene aus

Aegypten führte, der Gesetzgeber dieses Mischvolkes wurde, und daß ferner die in der Bibel enthaltene Erzählung von den Schicksalen der Auswanderer in der Wüste und in Kanaan, trotz ihrer sagenhaften Form und märchenhaften Ausschmückung, auf wirklich stattgehabte Facta begründet ist.

Es wird angegeben, daß die unter Jakob's Führung in Aegypten einwandernden Beduinenstämme sich im Grenzlande Gosen niederließen, und wir haben uns für die Ansicht ausgesprochen, daß dies zu der Zeit geschah, als die Hyksos-Pharaonen über Unterägypten herrschten. Wir wissen, daß seit dieser Zeit die Verbindungen Aegyptens mit den östlichen Nachbarländern nie unterbrochen wurden, und daß das ganze östliche Unterägypten auch nach Vertreibung der Hyksos zum großen Theil von Bewohnern semitischer Abstammung angefüllt war. Daß unter den Pharaonen ägyptischer Abkunft, „die von Joseph nichts wußten", sich das Schicksal dieser an der Grenze lebenden Fremdlinge zum Schlimmern änderte, ist begreiflich, und daß es unter Ramses ein sehr hartes wurde, wissen wir ebenfalls.

Südlicher als Heliopolis sind die semitischen Fremdlinge nicht in Aegypten eingedrungen, und da die Aegypter stets einen Widerwillen gegen Fremde und namentlich gegen Völker hatten, die sich mit der Viehzucht beschäftigten, so erklärt es sich, daß ägyptische Kultur keinen zu großen Einfluß auf die Israeliten haben konnte, wenn auch Sitten und Gebräuche des niedern Volkes zum Theil auf sie übergingen.

Unter den Nachkommen Israels mögen sich die aus Kanaan mitgebrachten Ueberlieferungen erhalten haben, wenn auch vielleicht nur unter einzelnen Familien; aber von dem Gott Jahveh oder Jehovah wußte das israelitische Volk eben so wenig wie Abraham oder Jakob, denn diese Gottidee ist eine Schöpfung des Moses.

Die Auswanderer, welche dieser aus Aegypten führte, waren nicht allein Israeliten: mit ihnen zogen andere der Grenzbewohner und selbst Aegypter. Aus dieser Vermischung entstand das Volk, welches Moses in zwölf Stämme theilte, die er nach den Kindern Jakob's benannte. Daß es nicht durchweg von Jakob stammte, geht daraus klar hervor, und das wird auch bestätigt durch die verschiedenen Völkertypen, die wir noch heute unter den Juden wahrnehmen und die sich auf Araber, Aegypter und Syrer zurückführen lassen. Die Leviten sind vielleicht der einzige Stamm, der eine direkte Nachkommenschaft von Jakob beanspruchen kann. Sie sind die Apriu (Apurin, Aperju) der Hieroglyphenschriften. Der Stamm Levi zerfiel in drei Geschlechter: Gerson, Kahath und Merari. Aus dem Geschlecht Kahat entsprangen Moses und sein Bruder Aaron und bildeten die herrschende Priesteraristokratie des Volkes.

Welchen Widerstand die Einrichtungen des Moses fanden, berichtet die Tradition. Diese Einrichtungen und mit ihnen der neue Gott würden zu Grunde gegangen sein, wenn nicht Moses so energisch die Vorrechte der Aaroniten gegen die Auflehnung seiner eigenen Anverwandten vertheidigt hätte. Die „Rotte Korah" waren Anhänger der Kinder seines Vatersbruders Jeznar, dessen ältester Sohn Korah hieß. In dieser Familie der Aaroniten war die Priesterwürde erblich und in ihr erhielt sich der Glaube an Jehovah und die Kenntniß des von Moses gegebenen Gesetzes, während sie sich im Volke nach Moses und Aaron's Tode und während der folgenden Jahrhunderte fast gänzlich verloren. Die Israeliten vermischten sich mit den Völkern, unter welchen sie lebten, und nahmen auch meistens ihre Götter an; sie beteten Baal und Aschera an, und selbst diejenigen, die Jehovah im Gedächtniß behielten, verehrten ihn unter dem Bilde eines Stiers.

Die Idee zu der Staatsform, welche Moses seinem Volke gab, hatte er der ägyptischen entnommen. Hier herrschten der That nach die Priester, denn die Könige waren durch Gesetze und von den Priestern eingeführte Vorschriften und Ceremonien durchaus beschränkt. Da sich aber einzelne Pharaonen über diese Beschränkung hinwegsetzten, oder wenigstens die Möglichkeit nahe lag, daß sie danach trachten könnten, sich von dem Einfluß der Priester zu befreien, so machte Moses, um dieser Gefahr vorzubeugen, weder sich

selbst zum König, noch setzte er einen andern ein: der sich verborgen haltende Gott Jehovah sollte sein König sein und es durch den Mund des Oberpriesters regieren, der allein mit ihm direkt verhandelte. Das Volk konnte zu seinem unsichtbaren Könige nicht anders gelangen, als durch die Vermittlung der Priester, und selbst seine Geschenke und Opfer, durch welche es die Gunst Jehovah's gewinnen wollte, mußten mit Beihülfe der Priester dargebracht werden.

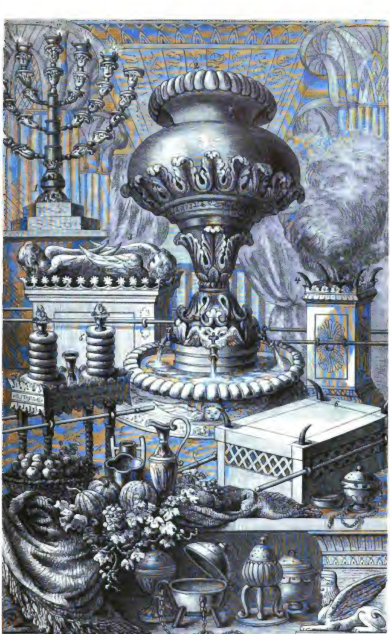
Auf diese Weise wurden alle Gesetze und Vorschriften, welcher Art sie auch sein mochten, nicht menschliche Einrichtungen, die man abändern oder deren Zweckmäßigkeit man bezweifeln durfte, sondern göttliche Befehle, durch deren Verletzung man Gott beleidigte und erzürnte. Wir haben gesehen, wie die Oberpriester aus dem Geschlecht Aaron's und deren Familien ihre Gewalt mißbrauchten, und alle Einrichtungen des Moses sammt seinem Gott Jehovah würden zu Grunde gegangen sein, wenn sie nicht durch Samuel und die von ihm errichteten Prophetenschulen erhalten worden wären.

Was wir unter „Propheten" zu verstehen haben, ist früher erklärt worden. Sie waren in der That „Rasende", Fanatiker, welche sich die Ausrottung der Vielgötterei zur Lebensaufgabe gestellt hatten und zu diesem Ende vor keinem Mittel zurückschreckten. Elias war ein heiliges Ungeheuer, der am Bache Kison 450 Priester des Baal abschlachtete. Daß er damit seinem Jehovah einen demselben wohlgefälligen Dienst erwiesen zu haben glaubte, giebt uns Aufschluß über die Vorstellung, die er sich von diesem Nationalgott der Israeliten machte. Elisa, sein Schüler, führte die ihm hinterlassenen Aufträge gewissenhaft aus und mordete den kranken syrischen König, den er zu heilen berufen war, um einem Verräther die Krone zu verschaffen, in welchem sich Elias übrigens offenbar geirrt haben mußte, denn wir können den Grund nicht entdecken, weshalb man ihm die syrische Krone verschaffte.

Die Propheten wurden ein zahlreicher und einflußreicher Stand, denn bei ihnen holte sich das an allerlei Zeichen und Wahrsagerei glaubende Volk in allen öffentlichen und selbst häuslichen Angelegenheiten Rath, und außerdem waren sie auch die einzigen Aerzte. Da sie hauptsächlich von dem lebten, was sie für ihre Bemühungen empfingen, so ist es begreiflich, daß es Viele unter ihnen gab, welche mehr darauf bedacht waren, den Aberglauben des israelitischen Volkes zu ihrem eigenen Vortheil auszunutzen, als den Jehovahdienst zu befördern.

Unter Salomon war das Ansehen der Propheten sehr gesunken, gewann aber später im Königreich Israel bedeutenden, wenn auch sehr schwankenden Einfluß. Als Ahab die tyrische Königstochter Jesebel heirathete, begannen die Verfolgungen der Propheten, und seitdem finden wir sie als Gegner der Könige und der vornehmen Welt, welche den Jehovahdienst verspotteten und dem die Sinne mehr ansprechenden Dienst des Baal und der Aschera offenbar den Vorzug gaben. Alle Uebel und Unglücksfälle, welche das Volk betrafen, stellten sie als Strafen Jehovah's für den Abfall von ihm hin. Daß das Volk die Stierbilder anbetete und allerlei heidnische Gebräuche dabei einführte, übersahen sie, denn das Stierbild war immer der Repräsentant Jehovah's, nur die Anbetung von Göttern, die einen andern Namen hatten, galt ihnen als Götzendienst und Abfall.

Im Reiche Juda entwickelte sich das Prophetenthum in anderer Weise. Durch den Bau des Salomonischen Tempels war der Priesterstand erst wirklich eine vornehme Kaste geworden, welche auch alle Leviten einschloß. Diese Kaste bildete gewissermaßen einen Staat im Staate, eine wohlorganisirte Macht, die sich nicht unbedingt dem Willen des Königs zu fügen brauchte und selbst unter götzendienerischen Königen ihr Ansehen nie ganz verlor. Die aus ihnen hervorgehenden Propheten waren in den Schulen im Tempel gebildet worden. Sie brauchten sich nicht mehr in der Wüste und in Felsenhöhlen zu verstecken und traten nicht mehr in der abenteuerlichen Weise wie ihre Vorgänger zur Zeit des Elias und Elisa auf.



Heilige Geräthe der Israeliten.

1. Leuchter. 2. Ehernes Waschbecken, in welchem die Priester Hände und Füße wuschen. 3. Bundeslade. 4. Räucheraltar vor dem Vorhang des Allerheiligsten. 5. Schaubrote. 6. Brandopferaltar der Stiftshütte. 7. Räuchergefäße.

Digitized by Google

Wenn sie sich auch weniger fanatisch geberdeten, so hingen sie doch nichtsdestoweniger fest an dem Jehovahglauben, und sahen in diesem das einzige Heil, die einzige Rettung für das in allen möglichen, aus fremdem Götzendienst entstandenen Lastern ganz versunkene Volk. Sie waren jetzt nicht mehr „Rasende", blutgierige Fanatiker, welche zu Ehren Jehovah's Menschen-Hekatomben schlachteten, sondern von einer Idee begeisterte Männer von hellem und praktischem Verstande, welche die Verhältnisse beurtheilen und aus ihnen die Zukunft vorhersehen konnten. Für sie war nicht mehr Jehovah ein neben anderen Göttern bestehender, obwol mächtigerer Gott, den man unter der Gestalt eines Stiers anbeten durfte, oder der sich an dem Geruch des Fettes oder des Blutes der Opfer erfreute; dem Gotte des Moses hatten sie die grobe Hülle abgestreift, mit welcher derselbe die der altägyptischen Religion zu Grunde liegende Gottidee seinem Zweck entsprechend umhüllt hatte; — ihr Jehovah war der einzige Gott, der Geist, welcher Alles, was ist, hervorgebracht hat und die Welt durchdringt, ein allmächtiges, allwissendes und allgegenwärtiges Wesen, welches man „im Geist und in der Wahrheit" und nicht nur durch Ceremonien, Opfer und mit den Lippen anbeten müsse.

„Was soll mir die Menge eurer Opfer?" läßt Jesaias Jehovah sagen. „Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Bringt nicht noch mehr Speiseopfer so vergeblich. Das Räucherwerk ist mir ein Greuel; der Neumonde und Sabbathe, da ihr zusammen kommet, und Mühe und Angst habt, derer mag ich nicht. Meine Seele ist feind euern Neumonden und Jahreszeiten; ich bin derselbigen überdrüssig, ich bin es müde zu leiden. Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen. Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und helfet der Wittwen Sache."

Aehnlich redeten andere Propheten, wie Joel, Amos und Hosea. Sie verkündeten aber nicht nur die Strafe für den Abfall von Jehovah und ermahnten zu geduldiger und demüthiger Unterwerfung unter dieselbe; sie verhießen auch dessen Belohnung und wiederkehrende Gnade für die Bereuenden, trösteten mit dieser Hoffnung im Unglück und hatten das feste Zutrauen, daß Jehovah einen Helden, einen Gesalbten (Messias) aus ihrer Mitte, aus dem Geschlecht David's, würde hervorgehen lassen, welcher die alte Herrlichkeit des David'schen Reiches wieder herstellen würde.

Unter Usia und besonders unter Hiskiah gewannen die Priester und Propheten den bedeutendsten Einfluß. Unter den Letzteren ragt Jesaias über alle hervor. Er war der Freund und Rathgeber des Königs. Welche Rolle Jeremias unter Josia und seinen Nachfolgern spielte, haben wir angegeben.

Unter den mehr geordneten Verhältnissen in Jerusalem war die Klasse der Propheten eine zahlreiche und angesehene geworden. Nicht alle fühlten sich berufen, wie Jesaias, Amos, Hosea und Jeremias, als Volksführer und Rathgeber der Könige aufzutreten, und nichts war unpassender für sie als der Name Propheten, den sie, wie schon früher bemerkt, bei den Juden auch nicht führten. Sie waren mehr Gelehrte, welche sich mit dem Studium der Gesetze oder anderen damals als Wissenschaft geltenden Dingen beschäftigten, „Schriftgelehrte" und wol auch Dichter. Wenn sie auch Jehovah dienten und in den äußerlichen Dingen nichts versäumten, so gab es doch Viele unter ihnen, welche in ihren Ansichten nichts weniger als streng waren und sich mit dem Götzendienst der Vornehmen und Reichen sehr gut zurecht zu finden wußten, da es ihnen Vortheil brachte. Viele von ihnen waren Aerzte und heilten in der Weise, die sie in den Schulen gelernt hatten, verschmähten aber ebensowenig Amulete, Zaubermittel und was sonst unter anderen Völkern jener Zeit gebräuchlich war.

Das unter der Regierung Josia's in der erwähnten Weise „aufgefundene“ Gesetz des Moses hatte keine Zeit, die von ihm erwartete Wirkung auszuüben, denn des frommen Königs Nachfolger betrieben die Einführung der neuen Ordnung gar nicht, und das Klagen, Eifern und Drohen des Jeremias zog ihm nur Spott und Hohn zu und brachte ihn selbst in Lebensgefahr. Das von ihm und anderen Propheten längst angedrohte Strafgericht brach herein; Priester und alle angesehene Leute wurden nach Babylon abgeführt und der Salomonische Tempel wurde zerstört.

Erst während und nach der babylonischen Gefangenschaft entwickelte sich unter dem Einfluß des Unglücks und des neuen Gesetzes dasjenige Judenthum, welches den in der Einleitung zu diesem Abschnitt erwähnten großen Einfluß auf die Kultur der nachkommenden Völker hatte; wir werden davon weitläufiger im nächsten Zeitraum reden; hier haben wir es nur mit der Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft zu thun.

Ueber den Charakter und sittlichen Werth des alten israelitischen Volkes brauchen wir nur wenig zu sagen; denn sie sind klar genug in den von ihnen erzählten Handlungen ausgedrückt. Die Tradition von der idyllischen Zeit unter den Erzvätern, die uns die Priester aus König Josia's Zeit überlieferten, erzählt mit naivem Behagen ihre Betrügereien und Nichtswürdigkeiten. Der fromme Jakob betrügt mit Hülfe seiner Mutter seinen altersblinden Vater Isaak und seinen ehrlichen Bruder Esau; er wird seinerseits von Laban betrogen, den er überlistet u. s. w. Die Heviter hatten Jakob mit dessen Familie und seinen Herden in ihrem Lande freundlich aufgenommen. Seine neugierige Tochter Dina geht in die Stadt der Heviter, dort sieht sie Sichem, den Sohn des Königs. Er verliebt sich in sie; und es scheint nicht, daß er nöthig hatte, ihr Gewalt anzuthun. Er hatte auch durchaus ehrliche Absichten; er erbat sie sich zum Weibe und sein Vater bot Jakob und seinen Söhnen eine ganz anständige Morgengabe; er kam ihnen überhaupt mit großer Herzlichkeit entgegen und bot ihnen an, ein Volk mit ihnen zu bilden. Die Söhne Jakob's sagten, sie könnten ihre Schwester keinem unbeschnittenen Manne geben; wenn aber Alles, was männlich in der Stadt wäre, sich beschneiden lassen wollte, dann sollte der Prinz Dina haben und sie wollten ein Volk mit dem seinen bilden. Es gelang Sichem, die Einwohner der Stadt zu bereden, und Alles, was männlich war, ließ sich beschneiden. — Am dritten Tage danach, als alle Männer der Stadt vor Schmerz sich kaum bewegen konnten, erschlugen die Söhne Jakob's sie alle und plünderten die Todten und die Stadt. Erschrocken rief Jakob, als er diese Nichtswürdigkeit erfuhr: „Ihr habt mir Unglück zugerichtet, daß ich stinke vor den Einwohnern dieses Landes“, — aber er war nicht empört über die Handlung selbst, nein, er fürchtete die Rache der Kananiter und floh. Die Söhne aber stellten die Handlung dar, als hätten sie die Schande ihrer Schwester rächen wollen. Wir greifen diesen Vorfall aus der Tradition heraus, weil in ihm sich die Hauptzüge des damaligen israelitischen Charakters abspiegeln: List, Falschheit, Feigheit und Grausamkeit. Nicht minder belehrend sind weitere Beispiele, welche die israelitische Geschichte enthält.

David ließ zwei Drittel der gefangenen Moabiter mit Wagen überfahren und von den Pferden zu Tode stampfen. In derselben Weise behandelte er die besiegten Einwohner von Rabba. König Amazia ließ nach seinem Sieg über die Edomiter im Salzthal 10,000 Gefangene von den Felsen herabstürzen. Aehnliche Beispiele könnten wir noch viele anführen. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß andere Völker jener Zeit — z. B. die Assyrer — eben so grausam mit ihren Gefangenen verfuhren, und wir erwähnen die Grausamkeiten der Juden nur, um zu zeigen, daß sie in dieser Beziehung vor den rohesten Völkern jener Zeit nichts voraus hatten, während sie in vielen guten Eigenschaften hinter den anderen Bewohnern Syriens zurückstanden. Kunst und Wissenschaften kamen bei den Israeliten zu keiner Blüte, und selbst in den gewöhnlichen Handwerken waren sie unerfahren. Wir haben gesehen, daß Salomon zum Bau seines Tempels Baumeister und Künstler aus Phönikien kommen ließ, indem er selbst an Hiram

schrieb, daß sein Volk nichts verstände. Auch im Handel zeichneten sich die Kinder Israels nicht aus, und ungefähr aus demselben Grunde wie die alten Aegypter, weil sie die Berührung mit fremden Völkern als verunreinigend scheuten.

Der einzige Kulturzweig, in welchem sie in jener Zeit Einiges leisteten, war die lyrische Poesie, von der sich Proben im Deborahlied und in einigen, dem Könige David zugeschriebenen Psalmen erhalten haben. Die für die Dichtkunst günstigste Periode dieses Zeitraumes war die unter König Hiskiah, der selbst Dichter war. Die Bücher des Moses entstanden, wie wir gesehen haben, unter der Regierung des Josia; aber die meisten anderen in der Bibel enthaltenen Schriften, selbst die David zugeschriebenen Psalmen, und die Salomon's Namen tragenden, gehören einer spätern Zeit an: wir werden im nächsten Zeitraum darauf zurückkommen.

Armenien.

Das Land, welches nordöstlich von der kleinasiatischen Halbinsel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere liegt, heißt Armenien. Es wird in seinem nördlichen Theile von den Flüssen Kur und Araxes durchflossen, welcher sich in das Kaspische Meer ergießt, und im Süden von den Flüssen Euphrat und Tigris. Außerdem enthält es mehrere Alpenseen, von denen der von Gevan 6000, der von Wan 4700 und der von Urmia 4500 Meter über dem Meeresspiegel liegen. Armenien ist eines der am höchsten gelegenen Länder Westasiens, manche seiner baumlosen Hochebenen liegen 2200 Meter hoch. Der höchste Berg des Landes ist der 4883 Meter hohe Große Ararat und der nicht weit von ihm liegende Kleine Ararat, der 3857 Meter hoch ist. Im östlichen Theile des Landes giebt es indessen auch große Niederungen, namentlich zwischen den Flüssen Kur und Araxes. Wegen der hohen Lage ist das Klima sehr rauh und der Winter lang.

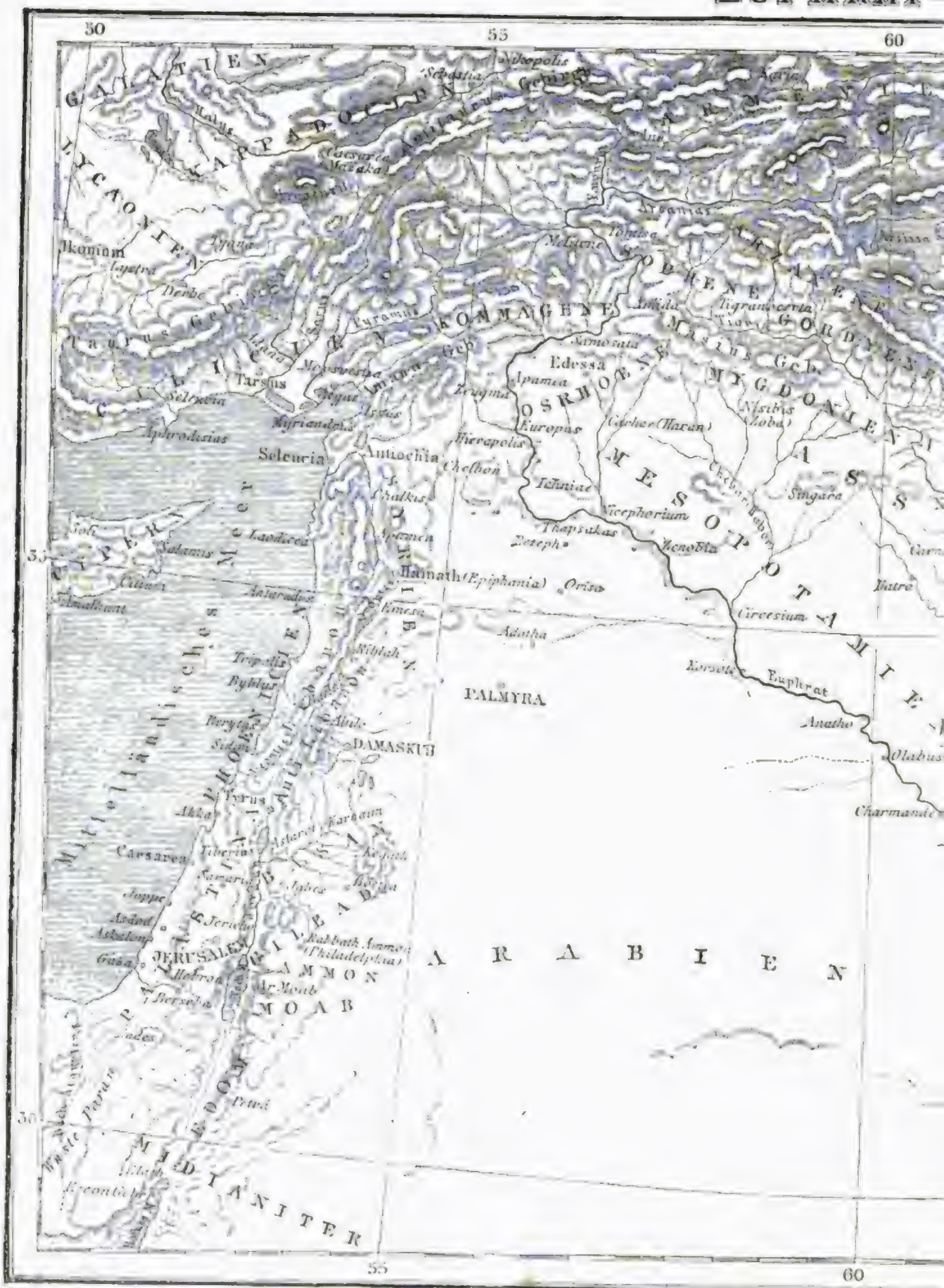
Die Völker, welche zu der Zeit, die wir jetzt behandeln, Armenien bewohnten, sind nicht die Vorfahren der heutigen Armenier; allein es wird angegeben, daß sie ein arischer Volksstamm waren, verwandt mit den Georgiern und anderen Kaukasusvölkern. Die älteste Geschichte dieser Landeseinwohner ist so dunkel und unzuverlässig, und für die allgemeine Geschichte auch so wenig wichtig, daß wir sie übergehen können. Das Land war in viele kleine Staaten getheilt, allein wenn wir auch die Namen der sie bildenden Stämme kennen, so ist es doch nicht möglich, mit Sicherheit die Lage ihrer Wohnsitze zu bestimmen. Nairi lag an den Quellen des Euphrat und Tigris, Manna (Wan) östlich, Mussassir (Arsissa) nördlich vom See Wan, ferner finden wir Fürsten des Berges Mildis (jetziges Erzerum) und von Milid. Im Reiche Urarti oder Ararti (das Ararat der Bibel) waren mehrere Stämme der Armenier vereinigt.

Was wir von der Geschichte Armeniens wissen, beschränkt sich darauf, was wir aus den assyrischen Inschriften erfahren, denn die im fünften Jahrhundert n. Chr. von Moses von Chorene geschriebene Geschichte Armeniens ist ein solches Gemisch von Fabeln, daß sich der historische Kern, der darin enthalten sein mag, durchaus nicht erkennen läßt.

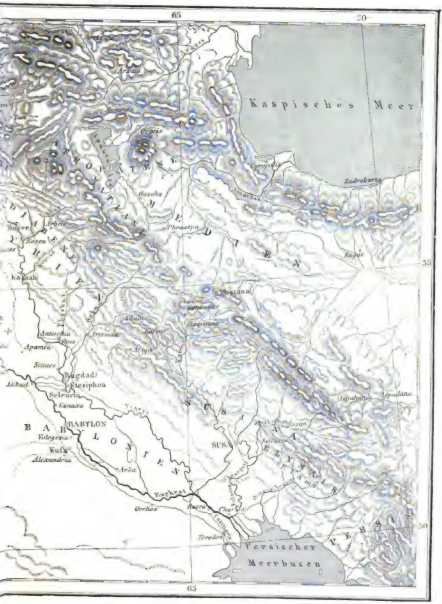
Wir haben gesehen, daß die assyrischen Könige schon frühzeitig danach trachteten, dies Nachbarland zu erobern, und daß Tuklat-Habal-Asar I. (1130—1110) einen Kriegszug nach Nairi unternahm (sein Bild ist bei Karkar in den Felsen eingegraben). Seine Nachfolger unterwarfen den größten Theil des Landes; allein die Kriege gegen Armenien währten, so lange es ein Assyrisches Reich gab, und wir werden sie bei der Geschichte desselben zu erwähnen haben. Diese Kriege, so barbarisch und grausam sie geführt wurden, hatten indessen doch den guten Erfolg, daß sie assyrische Kultur in das rauhe Gebirgsland brachten. Sie brachten die Keilschrift der Assyrer nach Armenien, und die sich noch in diesem Lande vorfindenden Denkmäler haben in derselben geschriebene Inschriften, die aber bis jetzt noch nicht genügend entziffert sind.

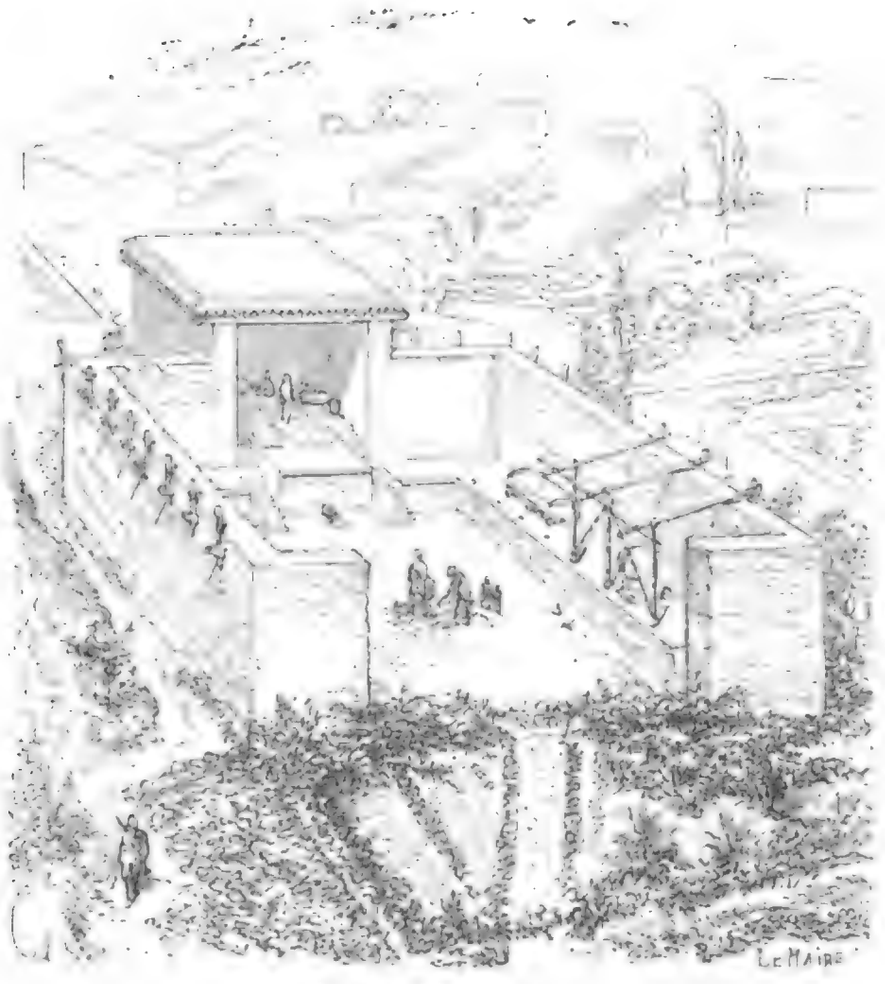
Digitized by Google

EUPHRAT-


30
55
60
35
30
55
60
GALATIEN
KAPPADOCIEN
LYCAONIEN
PISIDIEN
KILIKIEN
PAMPHYLIEN
KOMMAGENE
SOPHENE
ARMENIEN
GORDYENE
OSRHOENE
MESOPOTAMIEN
ASSYRIEN
SYRIEN
PHOENICIEN
PALAESTINA
ARABIEN
MIDIANITER
Ikonium
Tarsus
Seleucia
Antiochia
Edessa
Hierapolis
Europus
Ichniae
Thapsakus
Nicephorium
Singara
Nisibis
Circesium
Euphrat
Anatho
Charmande
PALMYRA
DAMASKUS
Tyrus
Caesarea
JERUSALEM
Gaza
Hebron
Petra
Laodicea
Hamath (Epiphania)
Orisa
Chalkis
Berytus
Byblus
Tripolis
Joppe
Askalon
Jericho
Tiberias
Sidon
Akka
Ascalon
Rabbath Ammon (Philadelphia)
Bostra
Adatha
Zeugma
Samosata
Melitene
Arsamea
Tigranocerta
Nisibis
Zoba
Singara
Thapsakus
Nicephorium
Hierapolis
Chalkis
Apamea
Laodicea
Antiochia
Seleucia
Tarsus
Ikonium
Derbe
Lystra
Iconium
Sebastia
Caesarea Mazaka
Melitene
Arsamea
Tigranocerta
Nisibis
Singara
Edessa
Zeugma
Samosata
Europus
Hierapolis
Chalkis
Antiochia
Seleucia
Tarsus
Laodicea
Hamath (Epiphania)
Orisa
Circesium
Euphrat
Anatho
Charmande
PALMYRA
DAMASKUS
Tyrus
Caesarea
JERUSALEM
Gaza
Hebron
Petra

T-LAENDER.


65
20
Kaspisches Meer
Zadrakarta
Rhagä
Ekbatana
Susiana
Susa
Persischer Meerbusen
Babylonien
Babylon
Ktesiphon
Seleucia
Hamaxia
Kufa
Alexandria
Hira
Arabien
Arabien
Arabien



Semitiſche Hausanlage.

Kleinaſien.

Kleinaſien iſt eine 145 Meilen lange und 80 Meilen breite, alſo über 10,000 Quadratmeilen enthaltende Halbinſel, ein Land, welches von Bergketten eingefaßt und durchſchnitten iſt.

„Wie ein kleines Iran baut es ſich aus drei Meeren auf", dem Mittelländiſchen, Aegäiſchen und Schwarzen Meere. Südlich läuft eine vom Tauros ausgehende Kette; nördlich ein niedrigerer Ausläufer vom Kaukaſus parallel mit dem Ufer des Schwarzen Meeres, der mit dem myſiſchen Olymp endet. Eine nicht hohe Hügelkette durchſchneidet die Halbinſel in diagonaler Richtung von Nordoſt nach Südweſt und verbindet den Tauros mit dem Olymp. Im Oſten wird die Halbinſel durch die Gebirge Armeniens begrenzt.

In das ſüdliche Meer ergießen ſich kleinere Küſtenflüſſe, die wir nur nennen, weil ſie in der Geſchichte zu dieſer oder jener Zeit eine gewiſſe Rolle ſpielen, wie der Kydnos, Kalkydanos, Eurymedon, Keſtros, Xanthos und Glaukos. In das Aegäiſche Meer münden der Hermos und der Mäandros; der auf dem goldhaltigen Berge Tmolos entſpringende und Gold in ſeinem Sande führende Paktolos, die auf dem Ida entſpringenden Simreis und Skamander. In den Hellespont ergießt ſich der Granikos und in das Schwarze Meer der Sangarios, der Halys und andere weniger bedeutende Flüſſe. Unter den vielen Seen erwähnen wir nur den größten, den Tatta, einen Salzſee. An der vielfach eingebuchteten Weſtküſte finden ſich eine große Anzahl von Inſeln, darunter Lesbos, Chios, Samos, Kos, Rhodos u. ſ. w., von denen die meiſten dem Lande nahe genug ſind, die Mündungen der Flüſſe und Häfen zu ſchützen, und weit genug, um gegen plötzliche Angriffe landwärts als Zufluchtsort zu dienen.

Kleinaſien wurde in eine Menge von Staaten getheilt, die nach den Völkern benannt wurden, welche in ihnen wohnten. Folgende lagen an der Meeresküſte: Zunächſt Phönikien,

mit dessen Küste beinahe einen rechten Winkel bildend, lag Kilikien, dann folgen Pamphylien, Lykien, Karien, Lydien, Mysien, Bithynien, Paphlagonien und Pontos. Im Innern, zwischen Pontos und Kilikien lag Kappadokien; zwischen Bithynien und Paphlagonien nördlich und Pamphylien und Kilikien südlich lagen Galatien, Lykaonien und Pisidien: eingeschlossen von diesen drei Ländern und von Karien, Lydien, Mysien und Bithynien lag Phrygien, wovon ein Theil von der Propontis (Marmara-Meer) bespült wurde.

Es ist absolut unmöglich, mit einiger Gewißheit den Ursprung all der Völker anzugeben, welche Kleinasien in alten Zeiten bewohnten, und es lassen sich darüber nur Vermuthungen aufstellen. Turanier und Kuschiten ließen sich hier in allerfrühster Zeit nieder; die Ersteren im Innern des Landes, die Letzteren an den Küsten der Meere. Die Kuschiten verschwanden schon in vorgeschichtlicher Zeit und die Karier sind das einzige Volk, denen dunkle Sagen kuschitischen Ursprung zuschreiben. Die Turanier behaupteten sich bis in die Zeit der Römerherrschaft, wenigstens finden sich Stämme von ihnen sowol im Norden als im Süden der Halbinsel. Die Kolchier, Saspiren und Chalyber, die seit undenklicher Zeit den Bergbau betrieben, lieferten den übrigen Asiaten Silber, besonders aber Eisen und Zinn. Mehr südlich herrschten lange zwei engverbundene Völker, die Muskai und Tublai (die Meseth und Tubal der Bibel). Letztere wohnten im Gebiet des Iris und bis zum Schwarzen Meere; die Muskai am obern Euphrat und Tigris und bis zum Halys hin. Ihnen gehörten lange die beiden bedeutendsten Städte Kappadokiens, Mazaka auf dem Berge Argeion und Kumanu (Comana).

Die Turanier wurden von den Ariern und Semiten nach dem Kaukasus zurückgedrängt. Letztere mögen sich von Syrien und dem Euphrat her nach dem Schwarzen und Aegäischen Meere hin ausgedehnt haben, und die Bibel läßt die Lydier von Lud, einem Sohn des Sem abstammen; allein alle diese Nachrichten sind äußerst unbestimmt. Möglich, daß Semiten eine Zeit lang in Phrygien wohnten, allein sie wurden bald vernichtet oder verjagt. Nur in Lykien, längs der südlichen Küste, gewannen sie feste Wohnsitze. Südlich vom Tauros wohnten ebenfalls semitische Stämme, welche Kilikien kolonisirten und mit den Solymern und Erembern die äußersten Vorposten der Semiten gegen die Arier bildeten.

Die Arier Kleinasiens gehören alle zu ein und derselben Familie, deren Herrschaft sich von Armenien bis zum Tauros und dem Inselmeer ausbreitete. Die Hauptmasse des Volkes bewohnte den westlichen Theil der Ebene, welche nördlich vom Sangarios und südlich von dem in unendlich vielen Krümmungen fließenden Mäander bespült wird. Dieses herrliche Getreide- und Wiesenland hieß Phrygien und wurde von einem fleißigen, friedlichen, meist Ackerbau treibenden Volke bewohnt, dessen Sprache mit der griechischen ungefähr dieselbe Aehnlichkeit hatte, wie sie zwischen dem Gothischen und dem Mittelhochdeutschen stattfindet. Die Herrscher von Phrygien waren meist mächtige Könige, allein von ihren Thaten und Schicksalen haben sich nur Sagen erhalten. Uralte Gräber, welche man am Anfange dieses Jahrhunderts in der Nähe der Quellen des Sangarios aufgefunden hat, geben ebenfalls keine besonderen Aufschlüsse, eben so wenig wie die Tausende von kleinen Felsenwohnungen, in denen die Phrygier in urältesten Zeiten gelebt zu haben scheinen, ehe sie die großen Städte und freistehenden Häuser bauten, deren Alter ebenfalls in dunkle Zeiten hinaufreicht. Die Könige der Phrygier hießen wahrscheinlich Gordios und Midas; andere Namen sind wenigstens nirgends genannt; nur derjenige König, mit welchem die gordische Dynastie im sechsten Jahrhundert v. Chr. erlosch, hieß Adrastos.

Von den Gründern der Dynastie, Gordios und seinem Sohne Midas, berichtet uns die Sage; der erste Midas, von dem sich bestimmte Nachricht vorfindet, bestieg vielleicht 738 v. Chr. den Thron. Er heirathete eine griechische Königstochter Damodike und weihte seinen Richterstuhl dem Orakel zu Delphi. Als die Kimmerier in sein Land einfielen, tödtete er

ſich, indem er Stierblut trank. Von einem dritten Midas wiſſen wir weiter nichts, als daß ein griechiſcher Dichter die Grabſchrift für ihn machte.

Die von dem erſten Gordios und Midas erzählten Sagen ſind folgende:

Gordios war ein Ackerbauer. Als er einſt pflügte, ſetzte ſich ein Adler auf das Joch und blieb den ganzen Tag darauf ſitzen. Das ſchien Gordios eine beſondere Bedeutung zu haben, und er ging nach Telmeſſos, um die Wahrſager darüber zu befragen.

Aus dem armeniſchen Hochlande.

Beim Eintritt in die Stadt begegnete ihm eine ſehr ſchöne Jungfrau, die ſich auf die Wahrſagekunſt verſtand. Sie prophezeite ihm, daß er einſt König werden würde, und zum Zeichen, daß ſie feſt daran glaube, trug ſie ſich ihm gleich zum Weibe an, worüber derſelbe höchlich erfreut war.

Nicht lange darauf brachen unter den Phrygiern Unruhen aus, und das befragte Orakel rieth dem Volke, ſich zur Beendigung derſelben einen König zu wählen, und zwar den erſten Menſchen, welcher nach dieſem Orakelſpruche, auf einem Wagen den Tempel des Zeus (phrygiſch Man oder Manes) beſuchen werde. Kaum hatten die Abgeſandten des Volkes den Orakelſpruch überbracht, ſo ſah man einen Bauer auf einem Wagen dem Tempel des Zeus zufahren. Es war Gordios, der nun ſofort unter dem Jubel des Volkes zum Könige ausgerufen wurde.

Zum Andenken an dies Ereigniß ließ Gordios ſeinen Wagen zu Gordion als ein dem Zeus geweihtes Heiligthum im Tempel des Gottes aufſtellen und knüpfte das Joch

Digitized by Google

desselben mit der Deichsel durch einen aus Hartriegelbast gewundenen Knoten so fest zusammen, daß das Orakel Demjenigen die Herrschaft über Asien versprach, der den Knoten lösen würde. Wir werden später sehen, wie Alexander der Große diese Aufgabe mit dem Schwerte löste. Seitdem nennt man eine unauflösbar scheinende verwickelte Angelegenheit einen gordischen Knoten, während den Knoten zerhauen eine Redensart geworden ist, durch welche man die gewaltsame Lösung solcher Schwierigkeiten bezeichnet.

Der Sohn des Gordios und der schönen Frau, die ihm zunächst den Thron verhieß, und die keine andere als die Göttin Kybele selbst war, hieß Midas. Schon als er in der Wiege lag, trugen Ameisen Weizenkörner in den Mund des schlafenden Kindes, was die Orakel auf unermeßlichen Reichthum deuteten. Dieser Reichthum mochte sich vom Bergbau herschreiben; allein die Sage erklärt ihn anders. Sie erzählt, daß ihm der Gott Dyonisios auf seine Bitte die Fähigkeit ertheilte, Alles was er berühre in Gold zu verwandeln. Als er dadurch in Gefahr gerieth, zu verhungern, wurde er von dieser gefährlichen Eigenschaft befreit, indem er sich im Flusse Paktolos badete und untertauchte, seit welcher Zeit dieser Fluß Gold in seinem Sande führte.

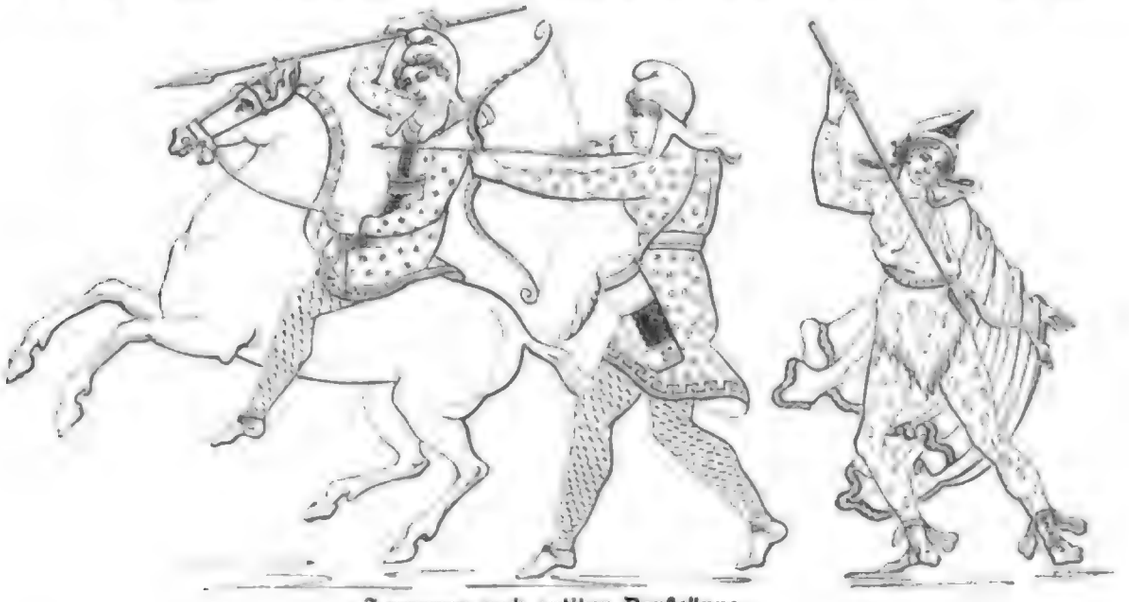
Die Sage erzählt ferner von Midas, daß er ein Schüler des Orpheus gewesen sei. Als er einst bei einem Gesangswettstreit zwischen Apollon und Pan dieselben belauschte, und den unberufenen Kritiker spielend, Pan den Preis zuerkannte, weil ihm dessen Rohrflöte besser gefiel als Appollon's Kithara, beschenkte ihn der erzürnte Gott mit einem Paar Eselsohren. Er verbarg dieselben lange Zeit durch eine hohe eigenthümliche Kopfbedeckung, die bekannte phrygische Mütze; allein er konnte sie vor seinem Barbier nicht verheimlichen. Dieser mußte zwar geloben, das Staatsgeheimniß nicht zu verrathen; allein der geschwätzige Mensch fühlte sich dadurch sehr bedrückt, und um sich zu erleichtern, grub er an einem einsamen Orte ein Loch in die Erde und flüsterte hinein: „der König hat Eselsohren", worauf er das Loch wieder zuscharrte. Allein aus der Erde sproß Schilf hervor, und beim Wehen des Windes flüsterte es fortwährend: „König Midas hat Eselsohren", wodurch das große Geheimniß von den Folgen seiner Dummheit allgemein bekannt wurde. Diese Midas-Fabeln sind schwerlich den Sagen der Phrygier, sondern vielmehr den satirischen griechischen Schauspielen entsprungen, welche der Streit über die Vorzüge der Flöte und Pfeife, die in Griechenland von Phrygien eingeführt wurde, und der griechischen Laute hervorrief.

Die Religion der Phrygier stammt ohne Zweifel aus Syrien. Ihr Baal hieß indessen Manes; und ihre Göttermutter Amma, welche die Griechen Kybele und mit noch verschiedenen anderen Namen nennen, war eine Vereinigung von Aschera und Astarte; ebenso war die Art, wie man sie verehrte, dieselbe. Auch die Adonislegende findet sich bei ihnen, obgleich in etwas veränderter Gestalt. Der Adonis heißt Pagos (die Griechen nennen ihn Attys). Er flieht vor der in ihn verliebten Göttin und entmannt sich selbst unter einer Fichte. Sein Tod und sein Wiedererwachen wurden mit ausschweifenden Trauer- und Freudenfesten gefeiert.

Die Gesetze, welche wir als bei den Phrygiern geltend kennen, charakterisiren sie als ein einfaches, ackerbauendes Volk. So wurde zum Beispiel das Tödten eines Pflugstieres und der Diebstahl von Ackergeräthschaften mit dem Tode bestraft. Der Eidschwur wurde bei ihnen als gerichtliches Beweismittel für durchaus unzulässig erklärt, wahrscheinlich aus dem sehr vernünftigen Grunde, weil er dem Gewissenlosen und Ungläubigen ein ungerechtes Uebergewicht über den Rechtschaffenen gab. Neben dem Ackerbau blühten indessen auch manche Gewerbe bei den Phrygiern. Sie verstanden es, aus schwarzer Wolle schöne Gewebe zu machen, und die Kunst der Stickerei wurde bei ihnen erfunden. Der Bergbau wurde eifrig und wie es scheint mit großem Erfolge betrieben. Auch die Erfindung der vierrädrigen Wagen und des Ankers schreibt man ihnen zu. Was wir von ihrer Kunst wissen, ist unbedeutend, doch werden sie als die Erfinder der Fabelpoesie

genannt, und der Fabeldichter Aesop soll ein Phrygier gewesen sein. Auch Musik pflegten sie, und phrygische Flöten und Pfeifen und die Handtrommel spielten bei ihren ausgelassenen religiösen Festen eine große Rolle. Der Vergleich zwischen der griechischen Kithara und der phrygischen Flöte schien vielen griechischen Kunstrichtern so abgeschmackt, daß sie nicht nur dem Midas Eselsohren für sein Urtheil dekretirten, sondern auch fabelten, daß Apollon dem Marsyas für die Vermessenheit, sich mit seiner Flöte in einen Wettstreit mit ihm eingelassen zu haben, — die Haut abzog. Die Musik übrigens, die Apollon selbst auf seiner Kithara oder Lyra machte, kann indessen nach unseren Begriffen schwerlich sehr lieblich gewesen sein.

Nicht nur in Phrygien, sondern bei fast allen kleinasiatischen Völkern wurden die syrischen Götter, obwol unter verschiedenen Namen, verehrt. Während die große Göttin bei den Phrygiern Amma (Kybele) hieß, nannten sie die Kappodokier Mene oder Ma, die Lydier Blatta u. s. w. Der Kultus dieser Göttin war mit geringen Abweichungen überall derselbe; er kennzeichnete sich durchweg durch ein Gemisch von fanatischer Keuschheit und Wollust.



Amazonen nach antiker Darstellung.

Während sich die männlichen Diener der Göttin entmannten, dienten dagegen (nach dem griechischen Geschichtschreiber Diodor) in Komana am Saros in Südkappadokien nicht weniger als 6000 Hierodulen, in Männerkleidung und bewaffnet gehende Weiber — denn Jungfrauen darf man sie doch wol nicht nennen — der Göttin Ma mit ihrem Körper; Unkeuschheit war Gottesdienst. Die Art desselben haben wir bereits früher kennen gelernt, und bei den sinnlichen Neigungen orientalischer Völker ist es nicht zu verwundern, daß diese Art von Religion sehr willige Annahme und Verbreitung fand. Die Phönikier brachten ihre Götter in alle ihre Kolonien und überall gab es verschnittene Priester der Aschera-Astarte, wie man sie auch immer nennen mochte, und Mädchen, die in männlicher Kleidung und Bewaffnung der Göttin in ihrer Weise dienten.

Diese bewaffneten Mädchen gaben Veranlassung zu der Sage von den Amazonen, welche die wundersüchtigen und phantasiereichen Griechen zu einer pragmatischen Geschichte verarbeiteten, woran sie als unbestreitbare Thatsache glaubten. Da es nun an verschiedenen Orten der Erde solche bewaffnete Mädchen gab, so nahmen die Griechen an, daß sie es gewesen, welche die Städte, wo sie waren, gegründet hatten, und knüpften daran die Erzählungen von wunderbaren Kriegs- und Eroberungszügen der Amazonen.

Da dieser Name Amazonen im Griechischen allenfalls mit Brustlose übersetzt werden kann, so erfanden die Griechen frischweg die Fabel, daß diese Weiber sich die rechte Brust wegschnitten, um dadurch nicht am Spannen des Bogens gehindert zu sein. Auf den Skulpturen jedoch sieht man sie niemals in dieser Weise verstümmelt. Sie sind verschieden-

artig abgebildet. In ältesten Zeiten stellte man sie mit breitem Gürtel, weitem Mantel und phrygischer Mütze, halbmondförmigem Schild, mit Bogen und Streitaxt dar. Auf späteren Kunstdenkmälern sind die Amazonen gewöhnlich zu Pferde abgebildet, im dorischen Chiton (ein kurzes wollenes Hemd meist ohne Aermel) mit nackten Armen und Schenkeln, den Helm auf dem Kopfe und eine Lanze in der Hand. Auch für die Fortpflanzung des Amazonenvolkes sorgte die Phantasie der Griechen, indem sie erzählten, daß die weiblichen Krieger zu gewissen Zeiten mit benachbarten Männern zusammen kamen und von den infolge dieser Zusammenkünfte entstandenen Kindern nur die Mädchen am Leben ließen.

Wir werden dieser Amazonensage häufig in der alten Geschichte begegnen, und da wir nun ihre Gehaltlosigkeit kennen, finden wir es auch nicht für nöthig, auf die von den griechischen Historikern berichtete Geschichte derselben einzugehen.

Ehe wir von dem wichtigsten der kleinasiatischen Völker, den Lydiern, weitläufiger reden, wollen wir nur kurz die Charakteristik einiger anderen Nationen geben.

Die nächsten Nachbarn der Phönikier waren die Kilikier, zu denen die Solymer gehören. Sie sollen von Kilix, dem Sohne des Agenor, einem Phönikier abstammen Im Norden Kilikiens erheben sich die Berge des Tauros, durch welche enge Felsenwege bekannt als die Kilikischen Pässe, die Verbindung mit Kappadokien vermittelten und im Nothfalle erschwerten. Die Ebene am Meere war sehr fruchtbar und gut bebaut. Die Kilikier waren ein tüchtiges, streitbares Volk. Sie trugen wollene Kleider, eigenthümliche aus Rindsleder gefertigte Helme, den ägyptischen ähnliche Schwerter und zwei Wurfspieße. Ihre Fürsten hießen stets Syennesis, was wol mehr ein Titel als ein Name war. Ihre Städte an der See waren sehr reich und mächtig und besaßen eine große Menge von Schiffen.

Die nördlichen Nachbarn der Kilikier, die Kappadokier, nannte man wegen ihrer helleren Hautfarbe auch „weiße Syrer". Sie waren ein leichtlebiges, tapferes Volk, trieben mehr Viehzucht als Ackerbau und züchteten treffliche Pferde. Von ihrer Religion haben wir bereits geredet.

Die westlich vom Halys am Schwarzen Meere wohnenden Paphlagonier waren ebenfalls syrischer Abstammung. Sie waren ein rohes, trotziges, abergläubisches Reitervolk. Es gab Zeiten, wo sie 120,000 Mann, meist Reiter, ins Feld stellen konnten. Sie trugen Helme aus Flechtwerk, kleine Schilde, Wurfspieße und Dolche, und Stiefel, die bis an die Mitte des Beins reichten.

Die Lykier sollen aus Kreta eingewandert sein und früher Termilen geheißen haben. Ihr Hauptgott war Lykeios, der Sonnengott, und daher ihr Name. Ihre Häuser, deren Giebel mit allerlei Reliefdarstellungen verziert waren, zeugten von größerem Kunstgeschmack, als er sich bei anderen Völkern Kleinasiens vorfindet. Bei den Kilikiern zählte und nannte man nicht die Vorväter, sondern die Vormütter, was jedenfalls sicherer ist. — Das Reich der Lykier muß sich zu manchen Zeiten weit in das Innere von Kleinasien erstreckt haben, denn nach den assyrischen Monumenten erscheinen sie am Halys und am Euphrat; ebenso heißt eine Landschaft südlich vom Ida in Mysien Lykien.

Vermischt mit den Lykiern erscheint fast überall ein Volk, welches Leleger genannt wird. Sie sollen von einem aus Aegypten gekommenen Lelex stammen, und Herodot behauptet, daß sie mit den Kariern identisch seien, die in älteren Zeiten Leleger geheißen hätten.

Die Karier können möglicherweise von den Kuschiten abstammen, welche Phönikien bevölkerten, und daß sie sich zuerst in Kreta niederließen und von hier nach Kleinasien gingen, oder umgekehrt, hat nichts Unwahrscheinliches, da die Kuschiten eben mit dem Meere vertraute Leute waren. Daß sie auch andere Inseln inne hatten, wo sie die Phönikier fanden, und aus denen sie später von den Griechen vertrieben wurden, große Seeräuber waren und den stammverwandten Phönikiern auf ihren abenteuerlichen Fahrten zur Seite standen, wissen wir bereits. Sie scheinen ein Volk gewesen zu sein wie die

Normannen. Auch finden wir ſie als geſchätzte Söldlinge. Pſametich ſchlug mit ihnen ſeine Nebenbuhler, und jüdiſche Könige hatten eine Leibwache von Kariern. Herodot behauptet, daß Karier, Lydier und Myſier dieſelbe Sprache geredet hätten, was auf eine gemeinſchaftliche Abkunft würde ſchließen laſſen.

Doch laſſen wir den Streit über den Urſprung der Karier ruhen. Sie waren ein kühnes, unternehmendes, kriegeriſches und ſeefahrendes Volk. Einen zuſammenhängenden Staat bildeten ſie nicht, obwol die Städte, welche ſie bewohnten, verbündet waren.

Sie waren die Erſten, welche ihre Helme mit Federbüſchen ſchmückten, auch verſahen ſie ihre Schilde mit feſten Griffen und bemalten ſie mit Wappenzeichen. Ihre Erſcheinung muß eine imponirende, kriegeriſche geweſen ſein. Als ſie in Aegypten erſchienen, machten ſie wenigſtens bedeutenden Eindruck, und wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo hätte Pſametich nichts von ihnen erfahren und ihre Dienſte nicht erkaufen können.

Schliemann's Ausgrabungen: Der ſogenannte Schatz des Priamos.

1. Goldenes Stirnband. 2. Silberne Vaſe. 3. Zweiſchneidiger Dolch von Kupfer. 4. Schöne Vaſe von Terracotta. 5. Vaſe mit dem Bild der iliſchen Minerva. 6. Goldener Ohrring. 7. Silberner Becher. 8. Große ſilberne Vaſe mit Henkel. 9. Zwei Bernſteinbecher. 10. Goldene Trinkſchale. 11. Goldene Knöpfe. 12. Goldener Ohrring.

Das Land an der äußerſten Nordweſtſpitze Kleinaſiens hatten die Myſier inne. Unter den Völkern, welche ſich einſt gegen Ramſes III. verbündeten, werden auch ſie genannt, und namentlich die zu ihnen gehörigen Bewohner der Stadt und Landſchaft Troas mit ihrer Hauptſtadt Troja oder Ilion am Flüßchen Skamander. Die Myſier ſollen in älteſten Zeiten weiter oſtwärts gewohnt, aber von den Bithyniern verdrängt worden ſein. Seit ſie auch von griechiſchen Anſiedlern von der Küſte in die Berge getrieben wurden, ſcheint ihre Kultur nicht fortgeſchritten zu ſein. Noch im ſechſten Jahrhundert hatten ſie Wurfſpieße, deren hölzerne Spitzen am Feuer gehärtet waren.

Zu den Myſiern gehörten die Stämme der Teukrer, Kebrener und Dardaner. Die Geſchichte dieſer Völkerſchaften iſt ſo eng mit den Dichtungen der Griechenvorwelt verwachſen, daß man die Grenze zwiſchen Beiden nicht feſtſtellen kann.

Dardanos, der geliebte Sohn des Zeus und einer Sterblichen, hatte nach der Sage auf dem Abhange des Berges Ida die Stadt Dardana gegründet. Sein Nachfolger Tros

hatte zwei Söhne, Ilos und Ganymed, den Zeus seiner Schönheit wegen in den Olymp entführte. Der ältere Sohn Ilos gründete die Stadt Ilion oder Troja im Thale des Skamander, zu deren Schutz sein Sohn Laomedon die Burg Pergamos erbaute. Ein anderer Sohn des Tros war Assarakos, welcher der Großvater des Anchises wurde, in den sich die Liebesgöttin Aphrodite verliebte und von ihm den Aeneias gebar. Der Sohn des Laomedon war Priamos, der wegen seines Reichthums weit berühmt war. Er hatte 50 Söhne, darunter Hektor, Paris und Troilos. Hekuba, die Königin, hatte ihm neunzehn dieser Söhne geboren, darunter den Paris. Ehe sie ihn gebar, sah sie im Traum einen Feuerbrand, der Troja verzehrte. Man ließ ihn daher am Fuß des Ida unter Hirten aufwachsen. Die drei Göttinnen Here, Pallas und Aphrodite wählten ihn, der sich auf Schönheit verstand, zum Schiedsrichter über die ihre. Er gab der Aphrodite den Preis und erwarb sich dadurch ihre Gunst. Wie sich der Traum seiner Mutter erfüllte, und durch seine Veranlassung Troja erobert und zerstört wurde, werden wir in der griechischen Geschichte sehen.

Das älteste Troja war auf dem Abhange des Berges, näher der Burg Pergamos, erbaut, aber durch eine Feuersbrunst zerstört worden. So fanden es die Griechen, als sie die Stadt belagerten und eroberten.

Ueber die Lage der Stadt war man lange Zeit hindurch im Ungewissen. Erst in neuester Zeit hat man dieselbe gefunden, und ein Deutscher, Dr. Schliemann, hat ihre Trümmer blosgelegt. Die Schliemann'schen Nachgrabungen haben den Trojanerkrieg aus dem Gebiete der Sage in das der Geschichte gerückt, und uns in den Stand gesetzt, auf Grund der stattgehabten Funde über die Kultur des alten Troja zu urtheilen. Diese Kultur war sehr weit hinter derjenigen der Aegypter, Babylonier und Assyrer zurück und scheint sich ohne fremde Einflüsse entwickelt zu haben. Die aufgefundenen Thongefäße sind sehr roh und noch nicht auf der Drehscheibe gemacht; sie sind sehr roh verziert und weder gefärbt noch gefirnißt, sondern nur mit dem Stein geglättet. Man fand noch Werkzeuge und Waffen von Stein; die Hauer von Ebern waren ebenfalls zu Waffen verwendet. Eisen und Stahl waren noch nicht in Troja bekannt; Lanzen, Schwerter, Pfeile und Schilde sind von Bronze gefertigt. Es fanden sich indessen auch viele Gegenstände, wie Gefäße und Schmucksachen, von Gold und einer Mischung von Gold und Silber. Ebenso fanden sich eine Menge roher Götterbilder und andere Dinge, welche sehr interessant und für die Wissenschaft wichtig sind.

Lydien.

Das für die Geschichte wichtigste Volk Kleinasiens sind die Lydier. Sie bewohnten ein herrliches Land. Von der Küste des Aegäischen Meeres steigt es allmählich zu Hügelabhängen, die mit stattlichem Wald bewachsen und von schönen Bergwiesen hier und da durchschnitten und von dem felsigen Ida, dem Tmolos und anderen Bergen überragt werden. Diese Vereinigung von Seeküste und Gebirgsgegend macht das Land zu einem reizenden Aufenthalt. Die Thäler des Hermosflusses und die Umgebungen des Gyges-Sees waren außerordentlich fruchtbar an Getreide und Früchten, während sich herrliche Weide auf den Bergwiesen fand, wo unendlich viel Pferde weideten, deren Zucht in ganz Asien berühmt war. Der Paktolos führte Goldsand mit sich vom Berge Tmolos her.

Woher die Lydier stammten, ist auch ungewiß. Es ist indessen am wahrscheinlichsten, daß sie gleich den Bewohnern Phrygiens Arier waren. Daß ihre Religion derjenigen der Syrer glich, ist kein bestimmter Beweis gegen diese Abstammung. Möglich, daß semitische Stämme in ältester Zeit bis Phrygien und vielleicht Lydien vordrangen und dort ihre Religion zurückließen, die sehr verführerisch war.

Von der Geschichte Lydiens in ältester Zeit wissen wir wenig. Die Griechen haben dafür gesorgt, sie in Götterfabeldunst zu hüllen. Wie übrigens die ersten Könige fast aller alten Völker, stammten auch die ersten lydischen Könige von den Göttern ab. Der Gott Manes, Sohn des Zeus und der Erde, hatte von der Tochter des Ozean, Kallirhoe, einen Sohn Kotys. Dessen Söhne waren Asios, der dem ganzen Kontinent den Namen gab, und Atys. Dieser gründete die Dynastie der Atyaden, welche über Lydien herrschte. Seine Gattin Kallithea gebar ihm Tyrrhenos (oder Tyrsenos, oder auch Torrhebos) und Lydos. Von Letzterem erhielten die Lydier ihren Namen, denn das Volk, von dem sie ein Theil waren, hieß ursprünglich Mäones. Die anderen Stämme waren die Tyrsener oder Tyrrhener (Turscha), die Torrheber und Schardaner. Die Seeküste lud zur Seefahrt ein und zur Seeräuberei, und Tyrrhener (oder Tyrsener) ließen sich in Umbrien nieder. Diese Einwanderung geschah nicht auf einmal, sondern allmählich, gewissermaßen stufenweise, denn man findet pelasgische Tyrrhener zu Imbros, Lemnos, Samothrake u. s. w. und selbst in Afrika, wo sie in Verbindung mit den Libyern Aegypten zur Zeit Sethos I. angriffen und derb geschlagen wurden. Dasselbe geschah den Schardanern von Ramses II., der sie gefangen nahm und in sein Heer einreihte. Sie fochten im Kriege mit den Khetas gegen deren kleinasiatische Verbündete, Lykier, Mysier und Troer.

Herodot läßt die Tyrrhener infolge einer Hungersnoth in Lydien auswandern. Einer der Nachfolger des Atys war der fromme Alkanos, ferner Akiamos, dessen Feldherr Askalos in Syrien Askalon gründete. Dem Könige Meles gebar eine Beischläferin einen Löwen, den das Orakel um die Hauptstadt Sardes zu tragen befahl, um sie uneinnehmbar zu machen. Ein König Kambletes opferte und verzehrte seine Gemahlin und tödtete sich vor allem Volk, und ihm folgte Jardanos, der eine Tochter Omphale hatte. Diese kaufte als Sklaven den Herakles, der ihr Gewalt anthat, als deren Folge sie ein Kind gebar. Als sie Königin wurde, zwang sie die lydischen Jungfrauen, sich an einem bestimmten Ort den Sklaven preiszugeben, und sie selbst tödtete alle Fremden, die bei ihr geschlafen hatten. Sie hatte von Herakles einen Sohn Alkäos. Ein Nachkomme desselben, Agron, wurde König, und mit ihm beginnt die Dynastie der Herakliden (etwa um 1194 v. Chr.), deren 22 Könige 505 Jahre regierten. Diese Dynastie wird auch die der Sandoniden genannt, von dem lydischen Baal-Melkart, der bei den Lydiern Sandon hieß und wie wir bei den Phönikern erwähnt haben, von den Griechen Herakles genannt wurde.

Ueber die Herkunft dieses Agron — was im Assyrischen Flüchtling bedeutet — sind die seltsamsten Fabeln gebildet worden, die aber, wenn sie auch mit aller Bestimmtheit von „Geschichtschreibern" erzählt wurden, nicht den geringsten Werth haben.

Der letzte König dieser Herakliden in Lydien war Kandaules. Er hatte eine wunderschöne Gemahlin, auf deren Schönheit er stolz war, und einen Anführer seiner Lanzenträger, Namens Gyges, der sein Vertrauter war. Um diesem die Schönheit seiner Gemahlin zu zeigen, verbarg er ihn hinter einer Thür in deren Schlafgemach so daß er sie nackt sehen konnte. Als Gyges wegschlich, bemerkte ihn dieselbe und beschloß die Schmach zu rächen. Am andern Morgen versammelte sie ihre Anhänger und ließ dem Gyges die Wahl, ob er sogleich sterben, oder den Kandaules umbringen und sie heirathen wolle. Gyges wählte das Letztere. Im Schlafgemach versteckt, tödtete Gyges den schlafenden König, und da das Orakel von Delphi ihn als König empfahl, so nahm ihn das Volk an, wofür Gyges goldene Gefäße, 30 Talente an Gewicht, und andere Werthsachen nach Delphi sandte. Platon erzählt eine weit wunderbarere Geschichte von diesem Gyges. Nach einem schrecklichen Gewitter bemerkte ein Schäfer eine Erdspalte und stieg hinein. Er fand hier ein halb zerbrochenes kupfernes Pferd und im Bauch des Pferdes den Leichnam eines Riesen, der einen goldenen Ring am Finger hatte. Er bemerkte, daß dieser Ring die Kraft besaß, den Träger unsichtbar zu machen (wahrscheinlich nur den

lebendigen, denn sonst hätte der Schäfer ja den todten Riesen nicht sehen können). Gyges, das war der Schäfer, ging an den Hof, benutzte seinen Ring, verführte die Königin und ermordete den König.

So wurde Gyges der Stifter der Mermnaden-Dynastie. Er regierte 38 Jahre (719—681); angelockt durch den Reichthum der griechischen Handelskolonien an der Küste führte er Kriege gegen Milet, Smyrna und Kolophon, welche Stadt er einnahm. Sein Sohn Ardys setzte den Krieg fort: allein während seiner Regierung nahmen die von den Skythen vertriebenen Kimmerier (660) die Stadt Sardes ein (ohne die Burg). Erst sein Sohn Sadyattes (637—625) vertrieb sie und unterwarf auch die Phrygier. Sein Nachfolger Alyattes (625—568) führte elf Jahre lang einen glücklichen Krieg gegen die Milesier, welche damals der Tyrann Thrasybulos beherrschte; allein er hatte sich gegen die Meder zu wehren, die sein Reich angriffen. Der fünfjährige Krieg endete am Halys infolge einer Sonnenfinsterniß, die während der Schlacht stattfand (30. Septbr. 610). Man schloß Frieden und ein Bündniß. Nach der damaligen Sitte bekräftigten beide Fürsten, Kyaxares von Medien und Alyattes von Lydien, das Bündniß, indem sie sich die Arme ritzten und Jeder das Blut des Andern trank. Der Halys bildete die Grenze des Lydischen Reichs gegen Osten. Der Mederkönig Astyages heirathete die Tochter des lydischen Königs. Dieser unterwarf Karier, Mysier, Bythinier und Paphlagonier, eroberte Smyrna und besiegte Kolophon. Ihm folgte sein ältester Sohn Krösos (563—549), unter welchem Lydien seine höchste Macht erreichte. Dieser besiegte die griechischen Städte, machte sie aber nur zinsbar und regierte sie milde, so daß sie seine Herrschaft nicht fühlten. Den Bewohnern von Ephesos hatte es nichts geholfen, daß sie den 6 Stadien entfernten prachtvollen Artemistempel, der noch unvollendet war, durch Stricke mit ihren Mauern verbanden. Krösos unterwarf ganz Kleinasien mit Ausnahme der Lykier und Kilikier.

Mit der Größe seines Reiches wuchs auch die Macht und das Ansehn des Krösos. Sein Hof zu Sardes, den er mit Hülfe seines sprüchwörtlich gewordenen Reichthums zu dem glänzendsten der damaligen Welt machte, galt für den Sitz der Pracht und des Luxus, aber auch für den Sammelplatz berühmter Männer: denn die Gelehrten und Künstler aller Länder, namentlich der griechischen, versäumten nicht, auf ihren Reisen den berühmten Hof des reichen Krösos zu besuchen, und sich einige Zeit der Gastfreundschaft des Lydierkönigs zu erfreuen.

Unter den Vielen, welche die Gastfreundschaft des Krösos in Anspruch nahmen, erzählt Herodot, befand sich einst auch der griechische Weltweise Solon aus Athen. Krösos führte ihn einige Tage nach seiner Ankunft durch alle Schatzkammern, um ihm den vollen Anblick über seine Reichthümer zu verschaffen. Als Solon Alles betrachtet hatte und nicht in die gewöhnlichen Lobpreisungen über das Glück des Krösos ausbrach, fragte ihn der König: wen er von allen Menschen, die er jemals gesehen, für den glücklichsten halte.

Solon antwortete: „Dafür, o König, halte ich den Athener Tellos. Dieser lebte in wohlhabenden Verhältnissen, hatte wackere Söhne und sah von allen diesen gesunde Kinder emporblühen. Endlich starb er in einer Schlacht den Tod fürs Vaterland, das ihn aus Dankbarkeit an dem Orte, wo er gefallen, auf öffentliche Kosten begraben ließ." Krösos, nicht wenig verwundert, daß der Weise einen gemeinen Bürger für glücklicher hielt, als den reichen und mächtigen Lydierkönig, fragte weiter: wen er nach Tellos für den glücklichsten Menschen halte.

„Den zweiten Preis", versetzte Solon, „gebe ich Kleobis und Biton, zwei Brüdern aus Argos, welche durch ihre Körperkraft berühmt waren und bei den öffentlichen Spielen gekrönt wurden. Aber nicht deswegen sind sie glücklich zu nennen, sondern weil sie gute Söhne waren und einen schönen Tod fanden. Denn als einst ihre Mutter, eine Priesterin der Here, von einem Gespann in den Tempel der Göttin gezogen werden sollte, und die Zugthiere nicht zur rechten Zeit eintrafen: spannten sich die beiden Jünglinge selbst ins Joch, um den Wagen ihrer Mutter zwei Stunden weit in den Tempel zu ziehen: und

Figure 1. Photograph of the Mexican Revolutionary Army in Ciudad Juárez, Chihuahua, Mexico, 1911. Photograph by Agustín Víctor Casasola. Courtesy of the Fototeca Nacional del INAH, Pachuca, Hidalgo, Mexico.

Figure 2. Photograph of the Mexican Revolutionary Army in Ciudad Juárez, Chihuahua, Mexico, 1911. Photograph by Agustín Víctor Casasola. Courtesy of the Fototeca Nacional del INAH, Pachuca, Hidalgo, Mexico.

Man darf annehmen, daß Krösos sein tragisches Schicksal nur dem Orakelglauben verdankte. Denn wie groß der Fanatismus war, mit welchem er an dieser religiösen Spiegelfechterei hing, und wie wichtig die Rolle, welche die Orakel eben deshalb in seinem Leben spielten, das wird uns aus den nachstehenden Erzählungen klar werden, die uns zugleich ein Bild geben von der Vieldeutigkeit der Antworten, mit welchen die Orakel alle an sie gerichteten Fragen erledigten.

Um zu erfahren, welches Orakel das glaubwürdigste sei, und an welches er sich daher in vorkommenden Fällen zu wenden habe, schickte Krösos an alle diejenigen, welche einigen Ruf genossen, Abgesandte, mit dem Auftrage, an einem genau bestimmten Tage die verschiedenen Orakel zu fragen: was der König von Lydien in diesem Augenblicke thue. — Das Orakel zu Delphi antwortete:

„Wahrlich, ich weiß des Sandkorns Zahl und die Maße des Meeres,
Höre die Stummen auch, und selbst Lautlose vernehm' ich,
Duft erfüllt mir die Brust von der hartumpanzerten Schildkröt',
Welche, zugleich mit des Lamm's Fleisch, im Erze gekocht wird.
Ihr zum Boden gelegt ist Erz, und Erz ist darüber".

Von den Antworten aller Orakel erschien dem Krösos diese als die richtigste, denn er hatte an jenem Tage ein Lamm und eine Schildkröte in einem ehernen Kessel gekocht, welcher mit einem ehernen Deckel geschlossen war.

Daher entschied sich Krösos in allen Fällen für das delphische Orakel, dessen Gunst er sich durch Geschenke zu erkaufen beschloß, nicht bedenkend, welch ein Widersinn darin lag. Denn wenn die Orakel wirklich das zukünftige Schicksal der Menschen zu verkünden vermochten, so konnte dieses Schicksal doch unmöglich abhängig sein von den Geschenken, die ein Mensch dem Orakel machte.

Krösos verschwendete einen großen Theil seines Reichthums, um das Orakel günstig für sich zu stimmen. So opferte er nicht allein 3000 Stück Ochsen, sondern ließ auch so viel goldenes Geräth zusammen schmelzen, daß er, zum Geschenk für das Orakel, aus der gewonnenen Goldmasse 117 Ziegel machen lassen konnte, von denen die größten 6 und die kleinsten 3 Spannen in der Länge, alle aber eine Spanne in der Dicke maßen. Diesem reichsten aller Geschenke fügte er noch eine Menge kostbare Gefäße, goldene Bildsäulen und einen von massivem Golde gegossenen Löwen bei, der zehn Talente (ungefähr 600 Pfund) wog. Der Glaube des Krösos an göttliche Offenbarungen war durch einen Vorfall bestärkt worden, der nach der griechischen Erzählung bald nach dem Besuche des Solon stattfand. Krösos hatte zwei Söhne, einen körperlich und geistig tüchtigen, Atys, und einen taubstummen. Krösos träumte, daß Atys durch eine Eisenspitze umkommen werde. Deshalb wurde Atys vom Kriege fern gehalten und alle Lanzen ꝛc. aus seiner Nähe entfernt. Am Hofe zu Sardes lebte als Flüchtling Adrastos, der Sohn des phrygischen Königs Gordios, der aus Versehen seinen Bruder getödtet hatte. Als Klagen einliefen über einen Eber, welcher die Felder verwüstete, bat Atys, ihn mit auf die Jagd ziehen zu lassen, da ein Eber wol Hauer, aber nicht von Eisen habe. Krösos gab nach, empfahl ihn aber dringend der Obhut des Adrastos. Als man den Eber antraf, und Adrastos seine Lanze schleuderte, traf diese den Atys und der Traum war in Erfüllung gegangen.

Krösos, welcher nur noch einen stummen Sohn am Leben hatte, und für seine Thronfolge besorgt war, ließ einst das Orakel fragen, ob sein Sohn niemals die Sprache erhalten werde. Er erhielt zur Antwort:

„Lydiersohn, weitherrschender Fürst, o du kindischer Krösos,
Wolle den vielersehneten Laut nie hören im Hause,
Nie die Stimme des Sohns. Viel besser muß es dir also
Sein, denn sprechen wird er zuerst am Tage des Unglücks".

Wir werden sehen, wie dieser Spruch des Orakels auf eine natürliche Weise eintraf.

Als Krösos den Plan gefaßt hatte, gegen Kyros zu Felde zu ziehen, ließ er das Orakel fragen: ob er den Krieg unternehmen solle, und welchen Ausgang derselbe haben würde. Die Antwort lautete: „Krösos, durchgeht er den Halys, zerstört er die mächtigste Herrschaft.“ Und auf die zweite Frage: ob die ihm verkündete Alleinherrschaft über Asien lange dauern werde, erfolgte der Spruch:

„Doch wenn ein Maulthier König dereinst in Medien sein wird,
„Dann, weichfüßiger Lyder, zum kiesreich strömenden Hermos
„Fleuch, und sträube dich nicht, noch schen' ein feiges Betragen.“

Es war sehr natürlich, daß der orakelgläubige Krösos durch diese Sprüche in seinem Kriegsplane bestärkt wurde. Als er nun in dem Kampfe gegen Kyros Krone und Freiheit verloren, sandte er an das Orakel und ließ ihm Vorwürfe machen über seine Treulosigkeit; aber das Orakel lehnte die Vorwürfe ab, denn seine Prophezeiungen — so hieß es — seien eingetroffen: Die „mächtigste Herrschaft“, welche Krösos durch seinen Uebergang über den Halys zerstört habe, sei das Lydische Reich gewesen, und Kyros das „Maulthier“, denn dieser sei ein Bastard aus einer Ehe von verschiedenem Geschlecht, indem seine Mutter eine Mederin und sein Vater ein Perser gewesen.

Aegypter und Lakedämonier hatten dem Krösos ihren Beistand zugesagt; aber ohne das Eintreffen dieser Bundesgenossen abzuwarten, war Krösos in Kappadokien eingefallen, hatte die Stadt Pteria eingenommen und die umliegende Gegend verwüstet. Da rückte ihm Kyros entgegen. Es kam zu einer großen und blutigen Schlacht, welche zwar unentschieden blieb, Krösos aber dennoch bestimmte, während der Nacht abzuziehen, und sich nach seiner Hauptstadt Sardes zurück zu begeben. Dort wollte er überwintern und seine Bundesgenossen erwarten, um im nächsten Frühjahre den Krieg zu erneuern. Da er nicht glaubte, daß Kyros im Winter den Krieg weiter führen würde, so entließ er die Hülfskontingente seiner Vasallenfürsten auf fünf Monate. Er selbst wollte sich für den neuen Feldzug im Frühjahr vorbereiten, als Kyros plötzlich vor Sardes stand und sich anschickte, die Stadt zu belagern. Krösos sammelte in Eile Alles, was sich an kriegsfähiger Mannschaft in seiner Nähe befand, und verließ sich besonders auf seine wohlgeübte lydische Reiterei, die damals für die beste der Erde galt. Aber Kyros machte dieselbe unschädlich, indem er ihr ein großes Geschwader Kameelreiter entgegen stellte; er rechnete dabei auf den Widerwillen, welchen die Pferde gegen den Geruch der Kameele empfinden.

Als es nun in den Ebenen von Sardes zur Schlacht kam, wurden die Pferde der lydischen Reiterei unlenksam und widerspänstig, und so gelang es dem Heere des Kyros, einen vollständigen Sieg zu erkämpfen, dessen Folge die Belagerung von Sardes war, wohin sich Krösos zurückgezogen hatte. Die Stadt konnte aber den mächtigen Belagerern nicht lange Widerstand leisten; sie wurde erobert, und Krösos selbst fiel dem Sieger in die Hände. Kyros hatte vor der Eroberung von Sardes es streng verboten, den Krösos zu tödten, selbst wenn er sich zur Wehr setzen sollte. Dennoch wäre dieser bei der Einnahme der Stadt umgekommen, wenn sein stummer Sohn ihn nicht gerettet hätte. Denn ein feindlicher Krieger, der den Krösos nicht kannte, hatte schon das Schwert über ihm geschwungen, als der Stumme, die Todesgefahr seines Vaters sehend, plötzlich rief: „Mann, tödte den Krösos nicht!“ Das Entsetzen hatte — wie das manchmal geschieht — die Bande gesprengt, welche die Zunge des Unglücklichen so lange gefesselt hatten, und von diesem Augenblicke an behielt er die Sprache. Der Spruch des Orakels hatte sich erfüllt.

Kyros ließ Krösos am Leben, behandelte ihn mit großer Achtung und behielt ihn als Freund und Rathgeber an seinem Hofe, wo er ihm und seinem Nachfolger Kambyses manchen wichtigen Dienst leistete. Die Umstände dieser Begnadigung des Krösos werden sehr verschieden erzählt, und die am allgemeinsten bekannte Sage ist folgende: Kyros hatte beschlossen, den lydischen König mit 14 lydischen Jünglingen den Flammentod erdulden zu lassen. Als Krösos auf dem Scheiterhaufen stand, und die Flammen ihn umloderten,

fiel ihm plötzlich ein, was der weiſe Solon einſt zu ihm geſagt; denn er ſah jetzt, aber leider zu ſpät, ein, daß der Ausſpruch des Weiſen eine Wahrheit geweſen. In dieſer Gemüthsſtimmung rief er mit lauter Stimme „Solon! Solon! Solon!“ — Als Kyros dieſen Ausruf hörte, wurde er begierig, die Bedeutung deſſelben zu erfahren, und befahl, den Kröſos vom Holzſtoß zu befreien, um von ihm zu hören, was ſein Ausruf bedeute. Kröſos erzählte, was ihm mit Solon begegnet ſei, und dieſer Hinweis auf die Möglichkeit eines gleichen Mißgeſchicks bewog den mächtigen Kyros zur Milde. Dieſe Erzählung iſt erfunden, und ganz und gar dem Charakter des Kyros widerſprechend. Auch war es bei den Perſern nicht Sitte, durch Hinrichtung das heilig gehaltene Feuer zu verunreinigen. Der Zuſammenhang dieſer Scheiterhaufengeſchichte, deren Richtigkeit durch Gemälde in Pompeji und durch ein Relief auf einer Vaſe im Pariſer Louvre beſtätigt zu werden ſcheint, war wol folgender: Kröſos, der mächtigſte und reichſte Fürſt Aſiens, wollte ſeinen plötzlichen Fall und das Unglück Lydiens nicht überleben. Er beſchloß, den Zorn des Sonnengottes Sandon dadurch zu verſöhnen, daß er ſich ihm ſelbſt zum Opfer brachte. Daß dergleichen Opfer bei aſiatiſchen Völkern nicht ungewöhnlich waren, haben wir in der Geſchichte derſelben geſehen. Kyros hatte keinen Grund, dieſes Opfer zu hindern, denn daß es ihm ſchaden könne, glaubte er nicht, da er nicht an die lydiſchen Götter glaubte. Daß Kröſos als König ſterben wollte, erſchien ihm natürlich, und daß 14 Jünglinge mit ihm geopfert werden ſollten, war nichts Ungewöhnliches. Auf den obenerwähnten bildlichen Darſtellungen erſcheint Kröſos auf dem Scheiterhaufen im Königskleide und mit Lorbern geſchmückt. Weiber tragen Koſtbarkeiten auf den Holzſtoß, um das Opfer noch reicher zu machen. — Die Sonne zeigte ſich an jenem Tage nicht; der Himmel war mit Wolken bedeckt. Der Holzſtoß brannte; der König betete, daß der Gott ſein Opfer gnädig annehmen möge; allein gewiſſermaßen als Antwort ſchütteten die längſt drohenden Wolken einen praſſelnden Regen herunter, der das Feuer auslöſchte. Sandon verlangte das Opfer nicht.

Das alte Lydiſche Reich hatte ein Ende und wurde der perſiſchen Monarchie einverleibt. Kröſos war ein milder und lebensfroher Fürſt, der ein beſſeres Schickſal verdient hatte. Die Pracht des „goldenen Sardes“, der lydiſchen Hauptſtadt, mit ihrer feſten Burg auf dem für unzugänglich erachteten Felſen des Tmolos wurde von allen Fremden angeſtaunt. Obgleich glückliche Krieger und beſonders wegen ihrer trefflichen Reiterei berühmt, pflegten die leichtlebigen und üppigen Lydier doch Künſte, Gewerbe und Handel. Sie waren nach Herodot die erſten Krämer und auch die Erſten, welche goldene und ſilberne Münzen prägten. Ihre Färbereien, beſonders ihre rothe aus den Blüten des Sardyxbaumes gewonnene Farbe, wetteiferten mit denen der Phönikier. Auch ihre Webereien und Stickereien waren berühmt, ebenſo ihre Elfenbeinarbeiten und andere Artikel, wie ſie die Liebe zu einem üppigen Leben hervorbringt. Ihre Muſik erfreute ſich eines beſſeren Rufes als die phrygiſche. Außer der Flöte erfanden ſie auch die dreiſaitige Kithara, und ihre gefälligen Volksmelodien fanden Beifall ſelbſt in Griechenland.

Die reichen Lydier trugen koſtbare, lange, farbige Kleider und goldene Stirnbänder und Ohrgehänge; auch gebrauchten ſie Pomaden und Wohlgerüche. Sie erfanden das Knöchel-, Würfel- und Ballſpiel, welches die Griechen von ihnen annahmen.

Ihre Religion war der phönikiſchen ganz ähnlich. Ihr Baal war der Sonnengott Sandon (oder Sandan), deſſen Prieſterſchaft in dem Geſchlecht der Bramhiden erblich war. Ihre Aſchera-Aſtarte war, wie ſchon geſagt, die Göttin Blatta. Sie wurde in derſelben Weiſe wie dieſe verehrt und trug den gemiſchten Charakter des Aſchera- und Aſtartedienſtes, der Grauſamkeit mit Wolluſt vermengte. Proſtitution war eine gottesdienſtliche Handlung, wurde aber auch eine rein geſellſchaftliche, denn die lydiſchen Mädchen gaben deren Ertrag nicht immer in den Tempel, ſondern ſammelten ſich davon eine Ausſteuer. Die Griechen nannten die Göttin Artemis.

Figure 1.1 Lake District, Cumbria, UK

Geography is the study of the world around us. It is a subject that is relevant to everyone, as it helps us to understand the world we live in and the issues that affect it. Geography is a subject that is constantly changing, as new discoveries are made and new technologies are developed. It is a subject that is both fascinating and important, as it helps us to understand the world we live in and the issues that affect it.

kostbarsten Weise. Steinerne Löwen, Sphinxe, Obelisken, Altäre, heilige Thürme erhoben sich überall und verschönerten die herrliche Stadt. In der Mitte erhob sich am Tempel des Adar eine hohe Stufenpyramide (Ziggurat), deren Fuß im Westen vom Tigris bespült wurde. Die Stadt Kalakh bot einen feenhaften Anblick dar.

Von hier aus unternahmen die assyrischen Könige ihre Eroberungszüge. Nach Norden und Osten zu verlohnten sich dieselben nicht der Mühe; hier wohnten nur Wandervölker, und gelegentliche Razzias genügten, sie im Zaume zu halten. Verlockender waren die Länder im Süden, wo Babylon und Elam winkten, und das im Westen und Südwesten gelegene Syrien. Karchemisch wurde wieder erobert, dann Phönikien und Damas. Damit fielen die Grenzen zwischen Assyrien und Aegypten und die beiden großen Reiche stießen auf einander. Die Aegypter waren in alten Zeiten die Angreifer gewesen, nun griff Assyrien an. Memphis mußte assyrische Garnison einnehmen und die Tempel von Theben wurden von assyrischen Feldherren geplündert.

Die erste Expedition die Assur-Nazir-Habal (882—857) unternahm, ging gegen Kurdistan und Armenien. Die Einwohner flohen in die Gebirge. Der assyrische König verfolgte sie bis in den Bezirk von Karkhi (heute Kurkh), wo er 260 Gefangenen die Köpfe abschlagen ließ und sie als Pyramide aufstellte. Von dort ging es in das Land Kumukh. Die Muskai waren bereits tributpflichtig gemacht worden, als ein Aufstand in Mesopotamien den König nach Hause rief. Die Empörer baten um Gnade, allein er tödtete den dritten Mann. Er baute vor den großen Thoren der aufrührerischen Stadt eine Mauer und überzog sie mit den Häuten der Rädelsführer. Andere wurden lebendig eingemauert, noch andere an der Mauer gekreuzigt oder gepfählt. Er rühmte sich, daß er mehrere in seiner Gegenwart schinden und ihre Haut an die Mauer heften ließ. Er bildete aus ihren Köpfen Kronen und Guirlanden! Der Oberanführer wurde nach Ninive gebracht und dort seine Haut an die Mauer genagelt. Das schreckte Empörungslustige ab.

Die Jahre 881, 880 und 879 vergingen mit Feldzügen gegen Völker, die in der Gegend von Zagros wohnten, gegen Armenien, Kumukh, Nairi und am obern Tigris wohnende Stämme. Kurkhi empörte sich 879 abermals und wurde furchtbar bestraft. Zweihundert Gefangenen wurden die Füße abgeschnitten, und Tausende getödtet. Mitten in Mesopotamien behaupteten Städte und Stämme ihre Unabhängigkeit. Sie wurden unterworfen. Ein Fürst von Tsukhi wagte es zu widerstehen. Er wurde in einer zweitägigen Schlacht geschlagen und floh in die Arabische Wüste. Einige Verbündete des Fürsten, chaldäische Häuptlinge, fielen in des Siegers Hände und er rühmte sich deshalb, Chaldäa besiegt zu haben, von dessen Grenzen er sich indessen fern hielt. Als die Tsukhi sich 878 wieder erhoben, traf sie ein noch gräßlicheres Strafgericht.

Im Frühjahr 877 zog der rasende Eroberer nach Mesopotamien bis an die Ufer des Euphrat, und marschirte nun gegen Syrien. Die Khetas existirten nicht mehr als Nation, wenn auch ihr Name als Khatti noch fortlebte. Die Khatti bestanden aus einigen zwanzig kleinen Königreichen, deren vorzüglichste Karchemisch (Gargamisch) und Batman (Pateni) waren, und deren Gebiet sich bis an den Fuß des Amanos ausdehnte. Es war dies ein metallreiches Land, wohlhabend durch den Handel mit Phönikien. Die Khatti-Fürsten dachten an nichts weniger als an einen Angriff von Assyrien und Sangor, der König von Karchemisch, ließ sie über den Euphrat und öffnete seine Thore. Der König von Kunulua zahlte einen bedeutenden Tribut; allein der von Lukhuti wagte zu widerstehen. Die Städte wurden geplündert, und die Gefangenen gekreuzigt. Nun marschirte Assur-Nazir-Habal nach Phönikien, allein die Könige von Tyros, Sidon, Gebel und Arvad waren klug genug, lieber freiwillig Tribut zu zahlen. Der Assyrer ließ Cedern, Cypressen und Fichten schlagen, und sandte sie zum Bau eines Tempels der Istar nach Ninive.

Was Aſſur-Nazir-Habal in den folgenden acht Jahren ſeiner Regierung that, wiſſen wir nicht.

Sein Sohn Salmanaſar III., der ihm von 858—822 folgte, trat in die Fußſtapfen ſeines Vaters. Er unterdrückte Empörungen in Syrien und drang bis in das Orontesthal vor, wo ihn Benhadar I. von Damas erwartete. Er und ſeine Verbündeten wurden 854 geſchlagen; allein die Schlacht war ſo hart geweſen, daß Salmanaſar es vorzog, zurück über den Euphrat zu gehen, ohne Damas unterworfen zu haben, wol auch weil Marduk-Inadinſu, König von Babylon, ihn gegen ſeinen Baſtardbruder Marduk-Bel-Uſateh zur Hülfe rief. Erſt 852 gelang es ihm, den Letzteren zu ſchlagen und zu tödten, worauf er Babylon, Barſip und Kuti einnahm, und ebenſo die Meeresküſte von Chaldäa. Nun ging er wieder nach Syrien, wo Benhadar von Damas von Hazaël ermordet war, der an ſeiner Statt König wurde.

Auszug eines aſſyriſchen Kriegsheeres. Zeichnung von Hermann Vogel.

Nachdem Salmanaſar III. am obern Euphrat (845), gegen Medien (844) und gegen die Völker am Amanos (843) gekämpft hatte, rückte er gegen Aram vor. In einer ſehr blutigen Schlacht wurde Hazaël geſchlagen, Damas wurde genommen und das Land bis in die Berge von Horan verwüſtet. Sidon und Tyros und Iſrael beeilten ſich Tribut zu ſenden (842). Nach einer abermaligen Niederlage (840) bequemte ſich Hazaël von Damas, Tribut zu zahlen.

Den Reſt ſeines Lebens brachte Salmanaſar III. mit Expeditionen gegen die Völker des Nordens und Oſtens zu. Innerhalb zwei Jahren eroberte er die Abhänge des Amanos und das ebene Kilikien und nahm 831 ſelbſt Tarzi (Tarſos). Die Eroberung von Urartu und Wan in Armenien erforderte drei Jahre.

Nach dreißig Jahren fortwährender Kriege überließ der alte König die Führerſchaft ſeinen Feldherren. Er lebte indeſſen ſeinem älteſten Sohne Aſſur-Danin-Habal zu lange. Dieſer empörte ſich und 24 Städte erklärten ſich für ihn, allein Kalakh und Niniveh blieben treu. Salmanaſar übergab die Geſchäfte ſeinem zweiten Sohne Samſi-Bin und dieſer unterdrückte die Empörung. Aſſur-Danin-Habal kam um. Salmanaſar III.

Digitized by Google

ſtarb 823 nach 35jähriger Regierung und ihm folgte Samſi-Bin III. (bis 810). Er machte mehrere erfolgreiche Kriegszüge nach dem Lande Naïri und eroberte Medien bis nach dem Lande Bartſu (Parthien) an der äußerſten Oſtgrenze des Kaſpiſchen Meeres.

Der mächtigſte Fürſt Nord-Chaldäa's war Marduk-Balat-Irib, der König von Babylonien; allein trotz ſeiner Verbindung mit dem Könige von Elam und meſopotamiſchen Fürſten wurde er 819 in einer großen Schlacht bei Daban geſchlagen und verlor außer 7000 Mann an Todten 200 Kriegswagen nebſt der königlichen Bagage und Standarte. Der Babylonier war dadurch nicht entmuthigt, und wenn er auch noch 812 und 811 zwei Schlachten gegen die Aſſyrer verlor, doch nicht unterworfen.

Bin-Nirari II. (810—780) war eben ſo kriegeriſch wie ſeine Vorfahren. Er drang ſiebenmal in Medien ein, zweimal in Armenien und dreimal in Syrien, wo er den König von Damas Mariah beſiegte und Damaskus eroberte.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß die damaligen Eroberer faſt niemals das Land, welches ſie eroberten, ihrem Reiche einverleibten; ſie begnügten ſich damit die Fürſten dieſer Länder zu Vaſallen und tributpflichtig zu machen. Dieſe fernen Fürſten empörten ſich fortwährend, daher die oft wiederholten Feldzüge nach denſelben Ländern, welche Raubzüge mehr eintrugen, als durch eine vollſtändige Beſitznahme erzielt worden wäre.

Wenn wir dieſe Art von Vaſallenſtaaten mitzählen, ſo erſtreckte ſich das damalige Aſſyriſche Reich bis zum Perſiſchen Meerbuſen und über Elam und andererſeits bis an das Rothe Meer und an die ägyptiſche Grenze. Im Oſten waren ihm die meiſten turaniſchen Stämme Mediens unterworfen, und auch einige der nach der Hochebene von Iran vorgedrungenen ariſchen. Von Armenien konnte man zu Aſſyrien das Land vom See Wan bis zu den Quellen des Tigris rechnen; in den anderen Theilen boten das Terrain und die Tapferkeit der Einwohner zu harten Widerſtand. Meſopotamien, Chaldäa, Nordſyrien ſtanden unter aſſyriſcher Oberhoheit; ja das Reich erſtreckte ſich über den Tauros und Amanos hinaus bis in die Ebene Kilikiens; die Tubal und Kappadokier waren ihm zinsbar. Daſſelbe war der Fall mit der ſyriſchen Küſte von der Mündung des Orontes bis nach Gaza und den zwiſchen dem Meere und der Wüſte liegenden Königreichen.

Salmanaſar IV. (780—770) ſcheint nicht den kriegeriſchen Sinn ſeiner Vorgänger gehabt zu haben; nach einer einzigen Expedition gegen Damas (772) mußte er Syrien aufgeben.

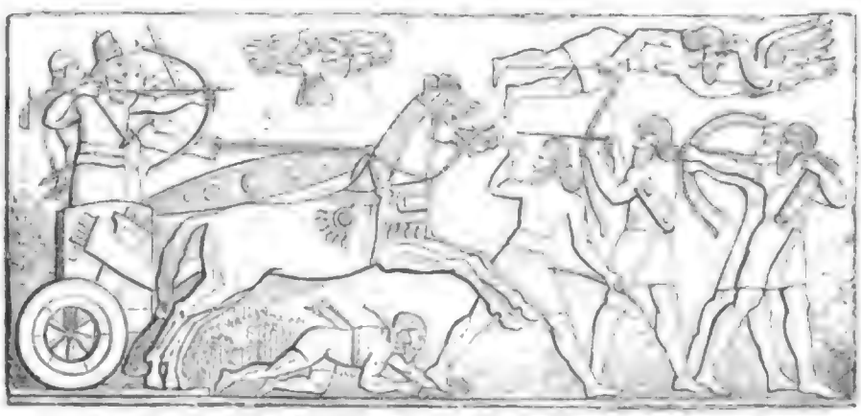
Unter ſeinem Nachfolger Aſſur-Dan II (770—752) nahmen die Aufſtände im Reiche eine ſehr bedenkliche Richtung, da ſie ſich nicht mehr auf die Vaſallen beſchränkten. Der Aufruhr reichte bis an die Thore von Niniveh. Das war ſehr erklärlich, denn der König hatte nicht den kriegeriſchen Geiſt ſeiner Vorfahren; er blieb zu Hauſe und ſchickte ſeine Feldherren in den Krieg.

Aſſur-Nirari II. war vollends entartet. Während ſeiner ganzen Regierung wurden nur zwei Feldzüge unternommen und dieſe gegen das Land Namri, nur einige Tagemärſche von der Hauptſtadt. Aſſyrien verlor unter ſeiner Regierung viel an Macht.

Die griechiſchen alten Geſchichtſchreiber kannten die Namen der großen aſſyriſchen Könige des achten Jahrhunderts nicht und erfanden mit ihrem gewöhnlichen Leichtſinn eine ganze Reihe von unbedeutenden Königen, die ſie von Ninos und Semiramis abſtammen laſſen. Der letzte dieſer Königsdrohnen ſei ein König Namens Sardanapal geweſen. Dieſer habe ſeine Zeit meiſt im Harem zugebracht, habe ſelbſt Weiberkleider angelegt und ſich mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Er war ein Wollüſtling wie keiner vor ihm und trieb natürliche und unnatürliche Laſter. Sinnlicher Genuß war ihm der einzige Lebenszweck, und das habe er in einer Inſchrift an einem Denkmal ausgeſprochen. Die Inſchrift habe gelautet: „Sardanapalos, Sohn des Anaxeyndaraxas, hat Anchiale und Tarſos an einem Tage erbaut. Iß, trink' und liebe, denn alles Uebrige iſt nicht viel

werth." — Zwei Vaſallenfürſten, Arbakes von Medien und Beleſys von Babylon hätten ſich empört. Dies habe Sardanapal aus ſeiner Ueppigkeit aufgerüttelt und die Tapferkeit ſeines Geſchlechts ſei in ihm erwacht. Er ſei den Empörern entgegen gezogen, habe ſie mehrmals geſchlagen und würde ſie vernichtet haben, wenn nicht aus Baktrien zurückgekehrte aſſyriſche Truppen, anſtatt ihm beizuſtehen, zum Feinde übergegangen wären. Er wurde in Ninive belagert und hielt ſich zwei Jahre. Im dritten Jahre ſei der Tigris ausgetreten, habe die Mauer unterwühlt, ſo daß zwanzig Stadien derſelben eingeſtürzt ſeien. Nun dachte er an ein Orakel, welches ihm ſo lange den Sieg verheißen hatte, bis der Fluß ſich gegen ihn kehren würde. Um nicht dem Feinde lebendig in die Hände zu fallen, habe er beſchloſſen, ſich ſammt ſeinem Palaſt und ſeinen Weibern zu verbrennen. In einem 125 Meter hohen Scheiterhaufen habe er ſich ein Zimmer von 32 Meter Länge und Breite einrichten laſſen. 150 goldene mit Teppichen bedeckte Ruhebetten ſeien hineingeſtellt und rings um dieſelben unendliche Schätze aufgehäuft worden. Darauf habe er mit den Frauen auf den Ruhebetten Platz genommen und Eunuchen, die allein um ſein Vorhaben gewußt, hätten den rieſigen Scheiterhaufen anzünden müſſen. Dieſer habe vierzehn Tage gebrannt. Das Volk habe nichts gemerkt und den Rauch als von einem großen Opfer herrührend geglaubt. Darauf ſei Ninive eingenommen und zerſtört worden. Dieſe ganze Geſchichte iſt eine Erfindung.

Eine in Kalakh ſelbſt ausbrechende Empörung beſeitigte Aſſur-Nirari II. und es gelangte nun auf den Thron Tulak-Habal-Aſar II., von deſſen Familie und Herkommen man nichts weiß, möglich daß er ein Mitglied der königlichen Familie war.



Ein aſſyriſcher König in ſeinem Streitwagen, im Kampfe.

In Bezug auf die Geſchichte dieſes bedeutenden Königs weichen die jüdiſchen, bibliſchen Schriften von den Nachrichten ab, welche wir auf den aſſyriſchen Monumenten finden. Wir müſſen letztere unbedingt für zuverläſſiger halten und folgen ihnen.

Tulak-Habal-Aſar II. (Tiglat Pileſar) gelangte am 13. April 745 auf den Thron und regierte bis 661. — Er glich durchaus nicht ſeinem faulenzenden Vorgänger, ſondern that ſogleich energiſche Schritte, Aſſyriens altes Anſehen wieder herzuſtellen. Rabu-Natſir (Nabonaſſar), der König von Babylon, wagte den Kampf nicht und unterwarf ſich als Vaſall. Der König von Beth-Schilan, Nabu-Uſabſi, war nicht ſo weiſe und wurde vor dem Thore ſeiner Stadt gekreuzigt. Alle benachbarten Königreiche wurden beſiegt und Tulak-Habal-Aſar nahm den Titel König der Sumnios und der Akka unter ſeine Titel auf. Nach einem Feldzug gegen Namri 744 rückte er in Syrien ein, allein eine Empörung in Armenien rief ihn dorthin. Bei ſeiner Rückkehr nahm er Arpad nach dreijähriger Belagerung (746—742), eroberte dann Hamath und verpflanzte die dortigen Einwohner in von ihm zerſtörte Orte (739). Dies Beiſpiel fruchtete. Achtzehn Könige, darunter die von Iſrael und Damas, unterwarfen ſich.

Nun folgte ein vierjähriger Krieg gegen Armenien und Medien (738—735). Seit langer Zeit unterhielten die meſopotamiſchen Völker mit Indien und den mittleren Gegenden einen ununterbrochenen Verkehr. Drei Hauptſtraßen führten aus dem mittleren Tigristhal auf die Hochebene von Iran: die eine, die am meiſten benutzt wurde, ging über den großen Zab und führte durch den Paß von Kaliſchin in das Becken des Sees

um Urumiyeh; die andere führte mitten durch den Paß von Banneh bis nach dem Ekbatana des Nordens; eine dritte endlich ging den Kleinen Zab hinauf. Auf dieſen drei Straßen brachten die Karawanen nach Ninive die Erzeugniſſe Indiens und Baktriens, nämlich Gold, Eiſen und Kupfer, gewebte Stoffe, koſtbare Steine, wie Karneole, Achate und Lapis Lazuli, manchmal auch merkwürdige Thiere, wie Elefanten, Rhinozeronten und die zweihöckerigen Dromedare Transoxianiens. Die meiſten ninivitiſchen Könige hatten es ſchon verſucht, ſich in den Beſitz des Landes Nairi zu ſetzen, wo alle dieſe großen Handelsſtraßen einmündeten. Einige waren bis zur öſtlichen Grenze des Kaſpiſchen Meeres in das Land Bartſu (Parthien) gelangt: allein keiner hatte ſich über die mediſche Wüſte hinaus gewagt in die fernen Gegenden des äußerſten Oſtens.

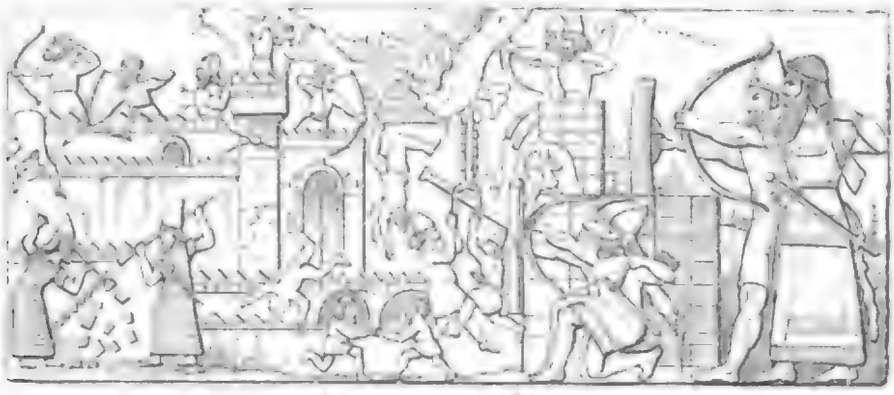
Im Frühjahr 736 ging Tuklat-Habal-Aſar wieder durch Namri bis in das Gebiet von Barrua, in das Land Matti bis an den See Urumiyeh. Dann wandte er ſich nach Oſten, ging das ſüdliche Ufer des Kaſpiſchen Meeres entlang und kam in das Land Partſua, deſſen Hauptſtädte Abdadan, Urzikki und Iſtar (jetzt Aſterabad) er einnahm. Dann drang er weiter nach dem Gebirge Nahl vor (vielleicht der Parapamiſos oder die Bergkette, die Arachoſien von Indien trennt), ging durch das Gebiet von Zikuti, Niſſa und Tſibur, theilte dann ſeine Armee in zwei Kolonnen, wovon eine ſüdlich in der Richtung nach dem See Hamun durch die Provinzen Paria und Buſtus marſchirte, während die andere auf dem Wege nach Oſten blieb, Arriarva (Arien) und das Thal des Etymander durchzog. Beide Kolonnen vereinigten ſich wieder in Araquttu (Arachoſien), und ſich ſüdwärts wendend, kamen ſie im Induſthal in das Land der Sakbati und Silkhari, welchem die babyloniſchen Kaufleute, die oft in jene Gegenden kamen, den Namen Ruad gegeben hatten. Hier endete dieſer Zug. Die Armee ging zurück über Araquttu und Uſqaqqana und die öſtlichen Diſtrikte von Gedroſien und erreichte auf derſelben Straße, auf welcher ſie ausmarſchirt war, Ninive."

Dieſe weiten Züge hatten keinen andern praktiſchen Zweck, als das Anſehen der aſſyriſchen Herrſcher zu erhöhen. Das Andenken an dieſen Zug und daran, daß Aſſyrer einſt eine Zeit lang im Süden des indiſchen Kaukaſus geherrſcht hatten, erhielt ſich im Volk, nur daß man dieſen Kriegszug der fabelhaften Semiramis zuſchrieb.

Kaum war Tuklat-Habal-Aſar von dieſem großen Kriegszuge zurückgekehrt, ſo rief ihn Ahas, der König von Juda, zur Hülfe gegen Retzin, den König von Damas (ſ. S. 252), der ſich mit dem Könige von Iſrael (Samaria) Pekah verbunden hatte. Der aſſyriſche König wandte ſich gegen den Letztern, der ſich eilig in Samaria einſchloß, während Tuklat-Habal-Aſar ſeine Unterthanen nach Aſſyrien in die Gefangenſchaft führte. Nun wandte ſich der aſſyriſche Eroberer gegen Retzin. Nach zweijährigem Krieg wurde Damaskus genommen und Retzin kam um. Achttauſend Einwohner wurden nach Kir in Armenien geſchickt und das Land zur aſſyriſchen Provinz gemacht. Ehe Tuklat-Habal-Aſar das Land verließ, verſammelte er ſeine Vaſallen jenes Landes und es erſchienen 25 Könige. Syrien war gänzlich unterworfen. Aufſtände in Chaldäa riefen den König dorthin. Babylon, wo dem Nabu-Natſir Naſid (733—731), dann Ukinzir und Pul (731—726) gefolgt waren, blieb treu, aber den Empörern ging es noch ſchlimmer als 745, und Viele, durch die Grauſamkeit der Strafen erſchreckt, unterwarfen ſich ohne Kampf, darunter der König von Beth-Yakin, der noch niemals Aſſyrien unterworfen geweſen war. Sein Land lag an den Mündungen des Euphrat und Tigris, und der nicht breite Streifen war im Norden durch Sümpfe und im Süden durch den Perſiſchen Meerbuſen geſchützt. — Mutton II. von Tyros empörte ſich und Pekah von Iſrael war ermordet worden (729). Das machte einen neuen Zug nach Syrien nöthig. Es war des alten Königs letzter. Er ſtarb 727 in Kalakh.

Auf den Tod dieſes gefürchteten Helden ſchienen die unterworfenen Völker nur gewartet zu haben. Iſrael und Phönikien erhoben ſich, aber Salmanaſar V. (726—721) brachte ſie ſchnell wieder zur Unterwerfung.

In der jüdiſchen Geſchichte (S. 103) haben wir geſehen, wie Hoſea, der Mörder und Nachfolger Pekah's, ſich an Schabak von Aegypten um Hülfe wandte, und wie Salmanaſar ihn gefangen nehmen und verſchwinden ließ, und wie Letzterer 721 ſtarb, ohne das empörte Tyros und Samaria, welche beide Städte er belagerte, genommen zu haben. Ihm folgte ſein Feldherr Saryoukin oder Sargon (721—704), mit welchem Recht auf die Krone, wiſſen wir nicht. Er wurde der Gründer einer neuen Dynaſtie, der Sargoniden.



Belagerung einer Stadt.

Wie gewöhnlich bei Thronwechſeln, empörten ſich auch jetzt unterworfene Völker. Khumbanigas, König von Elam, verband ſich mit chaldäiſchen Fürſten; allein Sargon ſchlug ſie in den Ebenen von Kalu (721) und eilte nach Syrien, wo Samaria und Tyr ſich noch immer hielten. Er eroberte Samaria und machte dem Reiche Iſrael ein Ende (ſ. S. 254). Nun zog Sargon gegen die verbündeten, von Jahubid (auch Ilubid genannt), Urſurpator von Hamath, geführten ſyriſchen Fürſten. Noch ehe Schabak Syrien erreichte, wurden ſie in der Schlacht bei Karkar geſchlagen, Jahubid gefangen und ihm die Haut abgezogen. König Schabak von Aegypten traf endlich ein, vereinigte ſich mit Hannon, König von Gaza, und wurde in der Schlacht bei Ropeh (oder Raphia) geſchlagen. Er entkam mit genauer Noth; allein Hannon wurde gefangen.

Einnahme einer Feſtung. Wegführung der Gefangenen.

Das Aſſyriſche Reich grenzte nun nicht mehr an die Gebiete kleiner ohnmächtiger Stämme, ſondern an drei mächtige Staaten: im Südoſten an Aegypten, im Norden an Urarti und im Südoſten an das uralte Reich von Elam. Die Schlachten von Kalu und von Ropeh beſeitigten einſtweilen Elam und Aegypten und ließen Sargon freie Hand, ſich gegen Urarti zu wenden.

Schon Tuklat-Habal-Aſar I. war in Nairi eingefallen, und im neunten Jahrhundert war das ganze obere Tigristhal Aſſyrien unterworfen. Aſſur-Nazir-Habal begann die Eroberung von Manna (814 und 813); Salmanaſar III. griff Urarti (oder Araratí) an, ſchlug 811 deſſen König Aramis, deſſen Nachfolger Saduri 832, die Heere des Königs

von Manna (Wan) 830 und die von Urarti 829: allein von einer entſcheidenden Beſiegung, das heißt Unterwerfung Armeniens, war nicht die Rede. Bin-Nirari III. unternahm zwei Feldzüge gegen Manna (813 und 814); Salmanaſar IV. vier gegen Urarti (787—784) und zwei andere 782 und 780.

Von dieſen Kriegen hatte Armenien Vortheil inſofern, als es dadurch civiliſirt wurde. Es lernte aſſyriſche Künſte und ihre Schrift. Einer ihrer Könige, Beliduris I., Sohn des Lutibri, ließ von Ninive Schreiber kommen, welche ſeine offiziellen Inſchriften in dem hochtrabenden Stil der aſſyriſchen Könige verfaßten. Die aſſyriſche Sprache war eine Zeit lang die Gelehrtenſprache in Urarti, bis unter Isbuinis I., dem Sohn des Beliduris I., die aſſyriſche Schrift mit einigen Abweichungen auch dem armeniſchen Dialekt angepaßt wurde.

Tuklat-Habal-Aſar II. war glücklich gegen Urarti: er ſchlug deſſen König Sarda 742 und 734, ſo daß er ſich ruhig verhalten mußte. Der Nachfolger des Sarda machte wenig zu ſchaffen, allein Urſa, älteſter Sohn des Minuas, hatte den Ehrgeiz, den Glanz ſeines Reiches herſtellen zu wollen. Als der König Iranzu von Matta auf ſeine Allianzvorſchläge nicht einging, erregte er den König von Zikartu (oder Sagartiu) zur Unterſtützung bei einer Empörung. Sargon eilte ſeinem Vaſallen zu Hülfe, nahm die Städte Suandakul und Durducka, welche ſich dem Mittati, König von Zikartu, ergeben hatten, und nachdem er ſie zerſtört (719), ſandte er die Einwohner nach Syrien.

Im ganzen Reiche gab es hier und da Empörungen zu unterdrücken. Der König Piſiris von Karchemiſch wurde abgeſetzt (717) und Sargon konnte ſeinen Kampf gegen Armenien fortſetzen, wo Iranzu geſtorben und deſſen Sohn Aza in einem Aufruhr ermordet und durch Ulluſun erſetzt war, der dem Urſa als Unterpfand ſeiner Treue zweiundzwanzig ſeiner feſten Plätze übergeben hatte.

Sargon ſchlug Ulluſun, drang bis an den See Wan vor und ließ den Fürſten des Berges Mildis, Bagadatti, der in ſeine Hände gefallen war, an der Stelle lebendig ſchinden, wo Aza ermordet worden war. Ulluſun, dem das Schinden nicht gefiel, floh und warf ſich ſpäter dem Sieger zu Füßen, der ihm als Vaſall ſeine Herrſchaft wiedergab.

Im Begriff Urſa einzuholen, rief ihn eine Empörung nach Karkhar in Medien, wo man die aſſyriſchen Statthalter gezwungen hatte, Dalta, den König von Ellibi, als Oberherrn anzuerkennen. Er züchtigte die Rebellen und eroberte 715 Ellibi. Mit Medien fertig, kehrte er nach Armenien zurück und ſchlug Urſa von Urarti in einer großen Schlacht (714). Urſa floh in die Gebirge, und als er erfuhr, daß auch ſein letzter Verbündeter Urzana von Muſſaſſir beſiegt war, verzweifelte er und brachte ſich um. Sein Bruder Argiſtis folgte ihm in Urarti und hielt ſich gegen die Aſſyrer.

Im Jahre 713 durchzog Sargon Medien, ging dann nordweſtlich nach Kilikien und nach Kumanu (Komana), wo er 712 einen König einſetzte. Seine Oberhoheit reichte nun bis an den Halys und Saros.

Gegen Tyros war er nicht erfolgreich; er mußte die Belagerung aufheben und ſich mit einer wenig bedeutenden Anerkennung ſeiner Oberhoheit begnügen. Aufſtände im Lande der Philiſter und Intriguen unter den ſyriſchen Fürſten wurden durch Sargon's Energie ſchnell unterdrückt, und Niemand wagte, 711 ſich gegen ſein Anſehen in Syrien aufzulehnen.

Nun hatte er freie Hand, ſein Augenmerk auf Babylonien zu richten, deſſen König Marduk-Bal-Idinna ſich ſeit der Niederlage von Kalu ſorgfältig gerüſtet und ſich mit Sutruk-Nakhunta (oder Sutikrak-Nakhundi), dem Sohn des Khumbanigas, Königs von Elam, verbündet hatte. Der Angriff Sargon's kam trotz aller Vorbereitungen unerwartet. Die Heere von Babylon und Elam hatten ſich noch nicht vereinigt, und indem Sargon ſein Heer theilte, wußte er dieſe Vereinigung zu verhindern. Er bedrohte einerſeits Suſa durch einen Theil ſeiner Armee, während er ſelbſt mit dem andern den Tigris hinunter marſchirte, einen der babyloniſchen Feldherrn bei Dur-Atkhar ſchlug und ſich

Marduk-Bal-Idinna hatte die Städte Ur, Larſam und Kiſik „die Wohnung des Gottes Lagudä in Kontribution geſetzt und ſein Heer bei Dun-Yakin zuſammengezogen. Sargon ſuchte ihn hier im Frühjahr 709 auf und ſchlug ihn unter den Mauern dieſer Stadt in einer entſcheidenden Schlacht. Marduk-Bal-Idinna ließ in ſeinem Lager die Abzeichen der Königswürde zurück, den goldenen Tragſeſſel, den goldenen Thron, das goldene Scepter, den ſilbernen Wagen, die Goldzierrathen, und entkam durch eine heimliche Flucht.“ Dur-Yakin wurde zerſtört. Marduk-Bal-Idinna verſchwand ſpurlos und Sargon machte an ſeiner Stelle des alten Königs Sohn zum Fürſten von Bet-Yakin (709).

Am Ende ſeines Lebens wurde das Kriegsglück dem Könige ungetreu. Während des Krieges in Chaldäa hatte Argiſtis von Urarti ſich wieder in den Beſitz aller von ſeinem Bruder verlornen Länder geſetzt und die Aſſyrer konnten ſelbſt die Provinz Manna nicht halten. Als Sargon mit Chaldäa fertig und für Armenien bereit war, wußte Argiſtis es zu veranſtalten, daß er das Land Kumukh angriff (708), deſſen König abgeſetzt wurde: allein er behielt Manna.

Der König von Elam, der in Ellibi geſchlagen worden war (707), eroberte nicht nur Alles wieder, was er 710 verloren hatte, ſondern nahm ſogar einige aſſyriſche Grenzſtädte (706).

Im Jahre 704 wurde Sargon in ſeinem Palaſt zu Dur-Sarukin (dem heutigen Khorſabad) ermordet und ihm folgte ſein Sohn

Sin-Akhe-Irib oder Sanherib (704—681), der in Babylon befehligte, aber auf die Nachricht von der Ermordung ſeines Vaters ſogleich nach Ninive eilte. Die Aufſtändiſchen unterwarfen ſich; Luliya (Elulaios) von Tyros floh und Ithobal II. wurde an ſeine Stelle geſetzt. Der König von Askalon, der im Aufſtand beharrte, wurde gefangen und mit Familie nach Aſſyrien geſchickt. Die verbündeten Deltafürſten kamen wieder zu ſpät, wie ſeiner Zeit Schabak (Sabako). Sie wurden in der Schlacht bei Etelkeh geſchlagen, verloren die Mehrzahl ihrer Wagen und einer der Königsſöhne wurde gefangen (ſiehe Geſchichte der Iſraeliten). Hiskiah, der König von Juda, hatte ſich an dem Aufſtande betheiligt und mit dem äthiopiſchen König Tirhaka im Geheimen verbunden. Ehe dieſer ankommen konnte, erſchien Sanherib vor Jeruſalem. Wie die Stadt gerettet wurde, haben wir berichtet; allein Sanherib ſchickte 200,150 Juden nach Aſſyrien, wohin er ſelbſt zurückkehrte, gezwungen durch die Peſt, welche ſein Heer aufrieb, und durch einen Aufſtand der Chaldäer, wo der verſchollene alte König Marduk-Bal-Idinna wieder erſchienen war. Dieſer verband ſich mit dem Könige von Elam und mit Hiskiah, den der Prophet Jeſaias vergebens warnte. Marduk-Bal-Idinna und ſein Feldherr Suzub wurden geſchlagen, der babyloniſche König floh nach Elam, wo er ſtarb, und Sanherib machte ſeinen älteſten Sohn Aſſur-Nadin zum König von Babylon.

Nun empörten ſich Stämme an der mediſchen Grenze. Sie wurden beſiegt und Sanherib zog gegen Maniya, König der Dahan, folgte ihm in die rauhen Gebirge, nahm die Stadt Ukku und 33 andere Städte, die geplündert und in aſſyriſcher Weiſe zerſtört wurden.

Man ließ Sanherib indeſſen nicht in Ruhe ſeinen in Ninive begonnenen Palaſt ausbauen; ein neuer Aufſtand rief ihn an den Perſiſchen Meerbuſen, nach Bet-Yakin. Die Einwohner flohen mit ihren Göttern über den Meerbuſen nach Elam, mit Erlaubniß des Königs Kudur-Nakhunta, Sohn des Satruk-Nakhunta, dem früheren Bundesgenoſſen des Marduk-Bal-Idinna. Sanherib, der ſyriſche Matroſen hatte kommen laſſen, folgte den Flüchtlingen mit Schiffen, welche die Phönikier für ihn erbauten. Die Elamiten, die nichts weniger als einen Angriff von der Seeſeite erwarteten, wurden vollſtändig überraſcht, und nur ein neuer Aufſtand in Babylon unter dem oben genannten Feldherrn Suzub rettete Elam vom Untergang. Suzub wurde gefangen und die elamitiſche Armee, die ihm zu Hülfe kam, geſchlagen. Der Krieg begann aber im Frühjahr

aufs Neue. Städte, welche die Elamiten in den letzten Jahren des Sargon den Aſſyrern abgenommen hatten, wurden wieder erobert, und Sanherib drang verheerend in Nieder-Suſianna ein, wo er 34 große Städte einnahm. Kudur-Nakhunta, der in Madaktu war, zog ſich nach der Stadt Khaidala zurück, deren Gebiet an Medien grenzte. Ein Ausſpruch der Wahrſager bewog Sanherib, den Krieg aufzugeben und nach Hauſe zu gehen. Drei Monate darauf ſtarb Kudur-Nakhunta und nach dortiger Landesſitte folgte ihm ſein jüngerer Bruder Umman-Minanu.

Der gefangene Suzub war entflohen in die Sümpfe Chaldäa's, welches er revoltiren wollte, allein Sanherib zwang ihn nach Elam zu fliehen, und um Umman Minanu die Mittel zum Kriege zu liefern, vergriff er ſich an dem Eigenthum der Götter. Er öffnete den Schatz im Pyramidentempel und nahm das Bel und Zarpanit gehörige Gold.

Durch perſiſche Stämme vom untern Euphrat unterſtützt, vereinigte er ſich mit Suzub. Er wurde bei Khaluli geſchlagen, aber nicht entſcheidend. Nun beſtach Sanherib den feindlichen General, den wir heute Chef des Generalſtabes nennen würden, und dadurch erfocht er, obwol mit Mühe, den Sieg. Umman Minanu und Suzub entkamen; die vornehmſten Babylonier ſtarben oder wurden gefangen und Sanherib nahm Babylon. Er beſchloß, mit der großen Rebellenſtadt ein Ende zu machen. Die Bauwerke wurden zerſtört, die Tempel geplündert. In einem derſelben ſtanden die Statuen des Gottes Bin und der Göttin Sala, welche Marduk-Idin-Akhe zur Zeit des Tuklat-Habal-Aſar I. aus der Stadt Hekali entführt hatte und auch das Siegel Salmanaſar's I., welches der ſiegreiche Bin-Bal-Idinna den Göttern Babylons geweiht hatte. Dieſe alten Reliquien wurden nach Ninive in einen Tempel gebracht. Acht Jahre lang blieb das halb zerſtörte und verödete Babylon ohne König.

Nachdem Sanherib noch die Araber unterworfen und einen Feldzug nach Kilikien gemacht hatte, wo er die Griechen zu Waſſer und zu Lande ſchlug, kam er auf eine traurige Weiſe um. Seine beiden Söhne Adrammelech und Sareſſer ermordeten ihn im Tempel des Gottes Nisroch (681). Die Aſſyrer wollten Adrammelech nicht zum König, und ein Halbbruder deſſelben, Aſſur-Akhe-Idin (Aſar-Haddon) beſtieg den Thron (681—667). Er hatte in Armenien befehligt und marſchirte mit ſeiner Armee nach Ninive. Es iſt ungewiß, ob Adrammelech umkam, oder ob die Sage wahr iſt, daß ihm ein armeniſcher König Land gab, welches ſeiner Familie blieb.

Trotz ſeiner faſt unaufhörlichen Kriege hatte Sanherib Zeit gefunden, der aſſyriſchen Kunſt große Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und ſeine Bauten übertrafen alles bis dahin in jenem Lande Dageweſene. Seit Sargon Ninive verließ und es ſeines Ranges als Hauptſtadt entkleidete, verfiel es; allein Sanherib ſtellte es in ſeiner alten Herrlichkeit her. Wir werden in der Kulturgeſchichte darauf zurückkommen.

Aſſur-Akhe-Idin hatte ſogleich Krieg zu führen gegen ariſche Völker Mediens, dann gegen Armenien am Wanſee, gegen die Tubal, die Muskai und Kimmerier Albaniens. Dieſe Kriege dauerten von 680 bis 676 und führten den Aſſyrer bis an das Schwarze Meer und an den Fuß des Kaukaſus. Von da riefen ihn Empörungen wieder nach Chaldäa, wo ein Sohn des Marduk-Bal-Idinna, Nabu-Zirnab-Azir, mit Hülfe der Elamiter ſich an der Mündung des Euphrat feſtgeſetzt hatte. Als dieſer Fürſt tributpflichtig gemacht war, mußte der König Abdimilkuth von Sidon bekämpfen, der nach Kypros (Cypern) floh; allein die aſſyriſchen Könige hatten ſeit der Belagerung von Tyros die Nothwendigkeit einer Flotte dringend erkannt und ſich eine ſolche geſchaffen. Das Meer rettete den ſidoniſchen König nicht; er wurde gefangen. Von dieſer Expedition zurückgekehrt, zerſtörte Aſſur-Akhe-Idin die alte Stadt Sidon, brachte die Vornehmen um, verpflanzte das Volk nach Aſſyrien und bevölkerte Phönikien mit Chaldäern und Elamitern. — Nachdem Aſarhaddon oder Aſſur-Akhe-Idin Syrien zur Ruhe gebracht hatte, richtete er ſein Augenmerk auf Arabien.

„Die Arabische Halbinsel ist eine Wiederholung Afrika's in kleineren Dimensionen und gemäßigteren Verhältnissen, aber ohne ein Flußthal wie das des Nil."

Im Innern ist das 50,000 Quadratmeilen große Land meist eine felsige Sandwüste, durch seltene Wasserläufe erfrischt. Im Süden jedoch, wo das Land terassenförmig zum Indischen Ozean abfällt, hat es einen tropischen Charakter, dessen Hitze durch die Nähe des Meeres und die von dort kommenden Winde abgekühlt wird. Hier gedeihen die herrlichsten Früchte und Wohlgerüche der köstlichsten Art aushauchende Bäume und Sträucher, wie die Weihrauch- und Myrrhenbäume, Zimmetbäume, Palmen, Kassia u. s. w. Die alten Schriftsteller konnten nicht Worte genug finden, die Wunder und den Reichthum dieses herrlichen Landes zu preisen und mit abenteuerlichen Zierrathen auszuschmücken. Die Weihrauch tragenden Bäume, hieß es, würden vor geflügelten Schlangen und die Kassia von Fledermäusen bewacht. Den Zimmet, der nicht in Arabien wachse, brächten große Raubvögel von unbekannten Gegenden in ihre Nester, und dergleichen mehr. Viele Produkte, die als Handelsartikel aus Indien nach Arabien gebracht wurden, zählte man ebenfalls unter die Produkte des Landes. Man fabelte von Arabien in derselben Weise, wie man bei uns noch am Anfange dieses Jahrhunderts von Afrika fabelte.

Das Innere dieses Landes sowol, wie die nördlichen und östlichen Grenzen desselben, wurde von unendlich vielen verschiedenen Stämmen bewohnt, die ein kriegerisches Nomadenleben führten, und deren Hauptreichthum in ihren Kameelen und Pferden bestand. Sie waren Beduinen, wie wir sie noch heute in jenem Lande finden, und haben sich in weiter nichts verändert, als daß sie ihre Religion und ihre Waffen geändert haben. Diese Religion war ungefähr dieselbe wie die der Nachbarvölker. Einige Stämme beteten vorzüglich die Sonne und die Gestirne an, während andere die syrischen Götter und Göttinnen verehrten. Wie in Lydien sich gottesdienstliche Handlungen an Steine knüpften, so auch in Arabien. Nach Strabo verehrten manche Stämme ihren Kriegsgott Dusaros oder Duscharah in einem schwarzen, viereckigen Stein, vier Fuß hoch und zwei Fuß breit, auf goldener Unterlage, auf dem sie opferten und den sie mit dem Blut der Thiere benetzten Auch Menschenopfer kamen bei einigen Stämmen vor, wie bei den Phönikiern.

Hirtenvölker schreiben keine Geschichtbücher und bauen auch keine Paläste oder Pyramiden, und die arabischen Beduinenstämme wissen nicht mehr von ihrer Abstammung, als was in der Bibel angegeben ist. Sie stammen von Ismael, dem älteren Sohn Abraham's, und den zwölf Söhnen dieses Sohnes der Hagar. Die Stammväter der Edomiter und Amalekiter sind Esau und sein Sohn Amalek; Lot's Söhne Moab und Ammon sind Stammväter der Moabiter und Ammoniter.

Wichtiger für uns als diese Beduinenstämme sind die Völker, welche die reichen Länder Arabiens am Meere bewohnten. In ältesten Zeiten finden wir hier bereits Kuschiten in den Ländern Ternuter und Punt. Schon König Sankhkara unterhielt Verbindungen mit jenem Lande (2300 v. Chr.) und die Königin Hatasu (Ramaka) machte 1600 v. Chr. einen Zug dorthin und Ramses III. (1300) baute Schiffe, um mit den Leuten von Punt zu handeln. Die Kuschiten verloren die Oberherrschaft über das Land an Stämme der Jektaniden; viele von ihnen flohen in die Gebirge von Hadramut, wo sie sich bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr. erhielten, aber eine größere Anzahl ging nach Afrika, wo schon seit alten Zeiten kuschitische Stämme ansässig waren und ihre Ankunft den König von Aethiopien, Piankhi, sehr erfreute, da sie ihm, wie später den Königen der 25sten Dynastie, zu ihren Kriegen mit Assyrien Soldaten lieferten.

Zur Zeit der neuassyrischen Könige und schon früher bestand an der Südküste Arabiens, in dem später Yemen genannten Lande, das Königreich Saba (Scheba in der Bibel), dessen Hauptstadt Mariaba (oder Marjab), das heutige Mareb war. Wir haben erzählt, daß eine Königin von Saba dem Könige Salomon einen Besuch und reiche Geschenke machte. Königinnen scheinen bei den Arabern nicht selten gewesen zu sein, denn Tuklat-Habal-Asar

und arabischen Gütern dauerte fort, und Ramses II. wollte, wahrscheinlich um ihn zu erleichtern, den Nil mit dem Rothen Meere verbinden. Ebenso lebhaft wie mit Aegypten, war der Handel mit Babylon, wo man allein jährlich 600 Centner Weihrauch im Tempel des Belos verbrauchte, und überhaupt wohlriechende Salben u. s. w. sehr liebte.

Die Nachkommen der Kuschiten, die Phönikier, ließen diesen Handel nicht einschlafen, wie wir das an seiner Stelle erwähnt haben. Das ging, wie es scheint, nur zu Zeiten auf dem Seewege, und am meisten wurde der Handel zwischen Südarabien und Phönikien durch Karawanen betrieben und durch Vermittelung arabischer Stämme. Die Karawanenstraße, die von Marjab nach Elath, dem Hafen am Rothen Meer, führte, lief längs der Küste des Meeres und ging von Elath über Saba und Bosra zu den Edomitern, dann durch das Gebiet der Moabiter und Ammoniter und endlich über Edre und Astaroth Karnaim nach Damaskos; von hier gingen die Waaren nach Phönikien. Eine andere Karawanenstraße aus dem inneren Arabien heraus nach Damaskos ging über die Oase Duma.

Daß die Sagen von der Pracht in Saba nicht leeres Geschwätz waren, zeigen noch die Baureste im Lande der Sabäer und ihrer Nachbarn, der Chatramiten.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß der König Assur-Akhe-Idin Lust bekam, die Bekanntschaft mit diesem Lande zu erneuern. Zuerst nahm er die Stadt Ad-Dumu, die sich empört hatte und brachte deren Götter nach Assyrien, worauf die Königin des Landes sich unterwarf. Die beim Transport beschädigten Götter wurden wieder geflickt und mit Inschriften, den Ruhm Assur's und des Königs verkündend, zurückgeschickt, die Araber dafür aber auch mit einer Königin, Tabuya, versehen, die im Palast zu Ninive erzogen und den Assyrern ganz ergeben war. Als der König von Ad-Dumu, Hasael, starb, wurde dessen Sohn Yala eingesetzt, mußte aber dem gewöhnlichen Tribut noch zehn Minen Gold, tausend Karfunkel und fünfzig der besten Kameele hinzufügen.

Nachdem der König sich so den Rückzug gedeckt, brach er nach Yemen auf, gelangte jedoch wegen der Wüsten nicht bis dorthin, unterwarf aber viele Könige.

Nachdem Syrien und Arabien erobert waren, ging Asar-Haddon nach Afrika und schlug den Tirhaka so gründlich, daß dieser nach Napata sich zurückziehen mußte. Memphis und Theben wurden geplündert, und Götter und der Goldschmuck der Tempel nach Assyrien geschickt. Das Land wurde nun auf assyrische Weise eingerichtet, und zwanzig kleinen Fürsten gegen Tribut zur Verwaltung gegeben. An ihre Spitze wurde Neko I. gestellt (siehe S. 108). Als Asar-Haddon nach Hause kam, ließ er (672) eine Siegessäule errichten, auf der er sich König von Aegypten, Theben und Aethiopien nennt.

Drei Friedensjahre 671–669 benutzte er dazu, herrliche Bauwerke aufzuführen, darunter einen Prachttempel in Ninive. Das Dach bestand aus schön geschnitzten Cederbalken und war getragen von Cypressensäulen, eingefaßt mit Silber und Eisen. An den Eingängen erhoben sich steinerne Löwen und Stiere. Die Thüren waren von Ebenholz und von Cypressenholz, eingelegt mit Eisen, Silber und Elfenbein. Seine Bauten zu Babylon und Kalakh konnte er nicht vollenden, denn er wurde 669 sehr krank. Tirhaka fiel wieder in Aegypten ein, schlug die Assyrer bei und in Memphis, und Asar-Haddon übergab kurz vor seinem Tode die Regierung seinem ältesten Sohne Assur-Ban-Habal (667), der sogleich nach Aegypten eilte und Tirhaka bei Karbanit schlug und ihn zwang, Theben aufzugeben. Kaum war der König fort, so konspirirten die ägyptischen kleinen Könige wieder mit Tirhaka. Neko wurde nach Assyrien citirt, dort politischerweise mit Ehren überhäuft und sein Sohn Psametich zum Gouverneur von Athribi gemacht. Als Neko nach Aegypten kam, war der alte Tirhaka (666) gestorben. Sein Schwiegersohn nahm den Kampf mit den Assyrern gleich wieder auf, allein Assur-Ban-Habal schlug ihn, plünderte abermals Theben und sandte dessen Einwohner in die Sklaverei (665 v. Chr.). Die Phönikier und Kilikier hatten die Abwesenheit Assur-Ban-Habal's in

Aethiopien benutzt, ſich zu empören, allein nach ſeinem Siege über Urd-Amen ging der König nach Syrien. Baal, der König von Tyros, unterwarf ſich, allein Yakinlu, König von Arvad, brachte ſich um und Kilikien wurde beſiegt. Gyges, der König von Lydien, huldigte und bat um des Aſſyrers Hülfe gegen die Kimmerier. Das Aſſyriſche Reich dehnte ſich nun, wenn man die Vaſallenſtaaten mitrechnet, bis an das Aegäiſche Meer aus.

Wir haben ſchon mehrmals die Kimmerier erwähnt, die in der Geſchichte Kleinaſiens eine große Rolle ſpielten und ſelbſt bis Aegypten vordrangen, auch oftmals mit den Aſſyrern kriegten, die ſie Gimerai nannten. Man betrachtete ſie in älteſten Zeiten als ein wildes, halb fabelhaftes Volk, deſſen Wohnſitze man in wüſte, neblige Länder „am Ende der Welt" verſetzte. Sie machten es indeſſen auf ſehr fühlbare Weiſe bemerkbar, daß ſie nichts weniger als fabelhaft waren. Der in der Bibel vorkommende Name Gomer wird als der ihres Stammvaters betrachtet und das Land Gomer lag am nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres. Die Kimmerier bewohnten wahrſcheinlich die Krim und ihre Wohnſitze dehnten ſich bis an die Niederungen der Donau aus. Einen Theil dieſes Volkes nannte man Trerer (Trares), ein Name, der auch als der eines thrakiſchen Stammes genannt wird. Auch mit den Kappadokiern ſcheinen die Kimmerier verwandt geweſen zu ſein, denn als ihren Stammvater nennt man Gamer und ſie ſelbſt Gamir, was wol nur eine Variation von Gomer iſt. Die Züge dieſes ſtreitbaren, wilden Volkes bezweckten keine dauernden Eroberungen; es waren einzig große Plünderungszüge. Es ſcheint indeſſen, daß ſie ſich auch in manchen Gegenden dauernd niederließen. Sinope wird als eine ihrer Niederlaſſungen genannt.

Aſſur-Ban-Habal wurde durch einen Einfall von Elam aus an ſeinen Unternehmungen in Armenien gehindert. In jenem Lande war Urtaki durch Ermordung ſeines älteren Bruders Ummanaldas König geworden. Er wurde von den Aſſyrern beſiegt und bei ſeiner Rückkehr von einem ſeiner Unterthanen ermordet. Sein jüngſter Bruder Teumman vertrieb ſeines Bruders Kinder, die nach Aſſyrien flüchteten, und machte ſich zum König von Elam.

Dieſe verwirrten Zuſtände bewogen Aſſur-Ban-Habal zur Erneuerung des Krieges. Teumman wurde mit ſeinem älteſten Sohne beſiegt und die entflohenen Kinder Urtaki's wurden, Tammaritu zum König von Khaïdala, und Ummanigas zum König von Suſa und Madaktu gemacht, natürlich unter aſſyriſcher Oberhoheit. Teumman und ſein Sohn wurden enthauptet und ihre Generäle auf aſſyriſche Weiſe behandelt, das heißt verſtümmelt, geblendet oder lebendig abgezogen. Das erſchreckte wol die Elamiten, entmuthigte ſie aber nicht, ſondern vermehrte nur ihren Haß gegen die Aſſyrer.

In Babylon herrſchte ein jüngerer Bruder Aſſur-Ban-Habal's, Säul-Maſad-Yukin. Dieſer ſtiftete heimlich eine ſehr weit verzweigte Verſchwörung an, um ſich von der Oberhoheit ſeines Bruders loszumachen. Obwol dies verrathen wurde, gelang es ihm, ſeinen Bruder ſicher zu machen und Zeit zu gewinnen.

Die Rebellion brach aus. Ummanigas von Elam ſandte ſeine beſten Truppen nach Babylon. Das benutzte deſſen Sohn, der ebenfalls Tammaritu hieß, wie ſein Oheim von Khaïdala, ſeinen Vater gefangen zu nehmen und enthaupten zu laſſen. Er wurde indeſſen von Aſſur-Ban-Habal beſiegt, bat um Gnade und erhielt ſie; aber der König von Babylon verlor dadurch ſeinen beſten Bundesgenoſſen. Babylon wurde belagert und gerieth in ſolche Noth, daß Eltern aus Hunger ihre Kinder aßen.

Säul-Maſad-Yukin wurde gefangen und lebendig verbrannt. Seinen Anhängern ging es nicht beſſer. In der Erzählung des Sieges heißt es: — „Das übrige Volk wurde vor den großen ſteinernen Stieren aufgeſtellt, welche der Vater meines Vaters, Sin-Akhe-Irib, errichtet hatte, und ich habe ſie in den Graben werfen laſſen, ich habe ihre Glieder abſchneiden laſſen, ich habe ſie von den Hunden freſſen laſſen, von den wilden Thieren, von den Raubvögeln, von den Thieren des Himmels und denen der Gewäſſer.

Indem ich dieſe Dinge that, erfreute ich das Herz der großen Götter, meiner Herren.“ — Dies war das zweite Mal während eines halben Jahrhunderts, daß Babylon von den Aſſyrern geplündert wurde.

Große Umwälzungen in Elam führten den König von Aſſyrien wieder in dieſes Reich. Er nahm Suſa ſelbſt, plünderte den Schatz und entführte „Suſinak, den Gott der im Walde wohnt und deſſen göttliches Bild Niemand geſehen hatte, ebenſo die Götter Sumudu, Lagamar, Partikira, Amman-Kaſibar, Uduran, Sapak, welche die Könige von Elam anbeteten. Raziba, Sungumgura, Karſa, Kirſamas, Sudunu, Aipakſina, Bilul, Panintimri, Silagara, Stapſa, Nalirtu und Kindakurbu, alle dieſe Götter und Göttinnen entführte ich mit ihren Reichthümern, ihren Schätzen, ihren prächtigen Anzügen, ihren Prieſtern und Anbetern, alles Das ſandte ich nach dem Lande Aſſur. Zweiunddreißig Königsſtatuen in Silber, Gold, Bronze und Marmor, die von den Städten Suſan, Madaktu und Huradi kamen, die Statue des Ummanigas, des Sohnes des Umbadara, die Statue von Iſtar-Nakhunta, die von Halluſi, die von Tammaritu, des letzten Königs, der nach dem Willen Aſſur's und der Iſtar ſich mir unterworfen hat, ſandte ich in das Land Aſſur. Ich zerbrach die geflügelten Löwen und Stiere, welche vor den Tempeln Wache hielten. Ich ſtürzte die geflügelten Stiere um, die an den Thoren des Landes Elam errichtet und bis dahin nicht berührt worden waren: ich warf ſie nieder. Ich habe die Götter und die Göttinnen in die Gefangenſchaft geſchickt. In ihre heiligen Haine, deren Grenzen niemals überſchritten worden ſind, ſind meine Soldaten eingedrungen, haben ihre Zufluchtsorte bewundert und ſie den Flammen überliefert u. ſ. w.“ — Wir geben dies als eine Probe aſſyriſchen Kriegsſtiles und aſſyriſcher Handlungsweiſe. Beinahe zwei Monate lang wurde Elam den Soldaten zur Plünderung preisgegeben. Was vom Volke noch übrig blieb, wurde „wie eine Schafherde“ in die Städte gejagt, wo die Götter, Statthalter und Kommandanten der Aſſyrer ihren Sitz hatten.

Ummanaldas, der ſich in den Gebirgen hielt, glaubte dadurch Frieden zu erlangen, daß er ſich erbot, Nabu-Bel-Sume, den Enkel des Marduk-Bal-Idinna auszuliefern, und da dieſer ſich lieber ſelbſt umbrachte, ſo bekamen die Aſſyrer nur ſeine Leiche, die auf den Schindanger geworfen wurde, während man ſeinen präparirten Kopf im königlichen Garten zu Ninive als Zierrath aufſtellte. Ein Basrelief im Britiſchen Muſeum in London zeigt Aſſur-Ban-Habal, wie er mit ſeinen Frauen vor dieſer ſcheußlichen Trophäe bankettirt. Ummanaldas rettete ſich nicht durch ſeine Nichtswürdigkeit; er mußte fliehen und Elam, das älteſte Reich jener Gegenden, hatte ein Ende. Von ſeiner Geſchichte wußte man Jahrtauſende nichts. Sie lag gewiſſermaßen in der Erde vergraben, und unternehmenden Engländern gebührt das Verdienſt, ſie an das Tageslicht gezogen und dadurch eine Menge alter Irrthümer berichtigt und hiſtoriſches Dunkel aufgeklärt zu haben.

Aſſur Ban-Habal ſicherte ſeine Grenze nach der Wüſte durch glückliche Kriege gegen die Araber und ebenſo Nairi durch einen Vertrag mit Saduri, den König von Urarti. Aegypten und Lydien machten ſich freilich unabhängig während ſeines Krieges mit Elam, allein das Aſſyriſche Reich blieb noch immer das mächtigſte Aſiens. — Wann Aſſur-Ban-Habal ſtarb, kann nicht genau angegeben werden. Ihm folgte Aſſur-Edil-Ilani.

Der König der Meder, der vor nicht langer Zeit von den Aſſyrern geſchlagen worden war, hatte ſich mächtig gerüſtet und nahm den Krieg wieder auf. Die Aſſyrer wurden geſchlagen und der König in ſeiner Hauptſtadt belagert. Ein Einfall der Kimmerier zwang jedoch den Mederkönig Kyaxares, die Belagerung aufzuheben. Ninive war freilich für den Augenblick gerettet, allein die Kimmerier nahmen die anderen königlichen Städte Kalakh und El-Aſſur ein und verbrannten und plünderten ſie. Chaldäa und Meſopotamien wurden beinahe entvölkert und verwüſtet. Die Barbaren zerſtörten die Ernten, verbrannten die Dörfer und verſchonten weder Weiber noch Kinder, noch die Herden. Wie ein Sturmwind breitete ſich dieſe Völkerpeſt über Aſien aus. Aegypten kaufte ſich los.

in the Museum of Comparative Zoology at Cambridge, Mass., and I am indebted to Professor Wheeler for the privilege of examining it. The specimen is a female, and is preserved in a piece of amber about 1 cm. long and 0.5 cm. wide. It is figured in the accompanying plate (Fig. 1) and in the text (Fig. 1).

Fig. 1. *Dolichoderus electri* Mayr, ♀. Dorsal view. Enlarged.

Medien.

Medien lag im Nordweſten der Hochebene von Iran. Polybios beſchreibt das Land in folgender Weiſe: „Medien liegt in der Mitte Aſiens; es übertrifft durch ſeine Größe und die Erhebung ſeines Bodens alle übrigen Theile Aſiens und beherrſcht durch ſeine Lage die ſtärkſten und zahlreichſten Völkerſchaften. Gegen Oſten iſt es durch die Wüſte, welche zwiſchen Perſis und Parthien liegt, gedeckt, es hat die ſogenannten Kaſpiſchen Thore in ſeiner Gewalt und ſtößt an die Berge der Tapuren, die nicht weit vom Hyrkaniſchen Meer entfernt ſind. Gegen Norden wird Medien von den Matianern und Kadusiern begrenzt; gegen Weſten erreicht es die Saspeirer, die den Stämmen nahe wohnen, welche am Pontos Euxeinos anſäßig ſind. Gegen Süden reicht Medien bis nach Meſopotamien und ſtößt an Perſien; es wird an dieſer Seite durch das vorliegende Gebirge Zagros geſchützt, das eine Aufſteigung von etwa hundert Stadien hat und in verſchiedene Bergzüge und Gruppen zerfällt, die theils durch tiefe Thäler, theils durch offenes Gelände durchbrochen ſind, in welchen die Koſſaner, die Karchen und andere kriegeriſche Stämme wohnen. Medien ſelbſt wird von mehreren Gebirgen von Oſten bis zum Weſten durchzogen; aber zwiſchen dieſen liegen mit Städten und Dörfern erfüllte Ebenen. Getreide und Vieh beſitzen die Meder in unzählbarer Menge, und in Betreff der Pferde ſteht Medien dem geſammten Aſien voran, ſo daß es nicht allein durch ſeine Größe, ſondern auch durch die Zahl und Tüchtigkeit ſeiner Männer und Roſſe den erſten Platz in Aſien einnimmt.“

Die Gebirge enthielten Kupfer, Eiſen, Blei, Gold und Silber in kleiner Menge, ſchöne Marmorarten und andere geſchätzte Steine, darunter beſonders Lapis Lazuli, den man jetzt aber in jenen Gegenden nicht mehr findet. Hin und wieder waren die Gebirge kahl, doch meiſtens mit dichten Wäldern bedeckt. Die Thäler des Zagros und des Sees Urumiyeh ſind wahre Fruchtgärten. Es gedeihen dort Aepfel, Birnen, Kirſchen, Oliven, und der Pfirſich ſcheint einheimiſch. Auf dem Bergplateau wachſen die Bäume und an den Flüſſen und Teichen, wo eben das Waſſer nicht fehlt, wachſen alle Cerealien reichlich. Es gab dort eine Menge von Hausthieren oder ſolche, die ſich leicht dazu machen ließen, wie wilde Eſel, Büffel, Ziegen, Hunde, Dromedare, d. h. zweihöckerige Kameele, die man früher in Aſſyrien und Aegypten gar nicht kannte. Unter den verſchiedenen trefflichen Pferderaſſen war die niſäiſche wegen ihrer Größe und Schnelligkeit die berühmteſte. Es gab aber in allen Zeiten dort auch zahlreiche Raubthiere, wie Löwen, Tiger und Leoparden (die jetzt verſchwunden ſind) und Bären.

In älteſten Zeiten durchzogen kuſchitiſche Stämme dies Land nach allen Richtungen hin, ohne ſich jedoch feſtzuſetzen. Dann ſtiegen Arier von ihren hohen Wohnſitzen herab und ließen ſich hier und da zwiſchen Baktrien und Kleinaſien nieder.

Der wichtigſte dieſer Stämme war der der Mata oder Matiani. Theile deſſelben blieben in Sogdiana, allein die Hauptmaſſe ließ ſich ſüdlich vom See Urumiyeh in dem Lande nieder, welches ſpäter das Atropateniſche Medien genannt wurde. Ein Stamm drang bis zum Halys vor.

Turaniſche Völkerſtämme, welche das Land inne hatten, wehrten ſich lange tapfer gegen die Arier, die von Norden, und die Semiten, die von Süden kamen. Geſchützt durch die Bergketten Khaotras und Zagros, welche ſelbſt Tuklat-Adar und Tiglat Pileſar I. nicht zu überſchreiten wagten, konnten ihnen die Aſſyrer wenig anhaben. Erſt im neunten Jahrhundert machten Tuklat-Adar II und Aſſur-Nazir-Habal einige Fortſchritte. Außer den Mata fand er nur turaniſche Volksſtämme vor ſich. Dieſe waren, von Süden angefangen, die Kharkar am obern Gyndes und Khoaspes und die Namri, die durch den Zab von Aſſyrien getrennt waren. Etwas weiter weſtlich in ihrem Gebiete wohnten indeſſen auch Völker kuſchitiſcher Abſtammung. Nördlich vom Lande der Namri und des obern Zab begann das Land der Khubuskier, welches ſich längs dem Khoatras-Gebirge vom Paſſe

Ravandiz bis zum See Wan hinzog. Die Einwohner dieſes Landes widerſtanden den ihnen in nächſter Nähe wohnenden Aſſyrern ſehr tapfer. Hinter ihnen trafen Aſſur-Nazir-Habal und Salmanaſar II um den See Urumiyeh als Nachbarn der Khubuskier die Mata, dann auf dem nördlichen Ufer die Madakhir und auf dem öſtlichen Ufer die Kharru. Mehr ſüdlich ſaßen die Meſa: endlich getrennt von ihnen durch drei hohe Berge, welche in die Wolken ragten, das Land Giratbunda mit ſeinen hundert Städten, wo das Volk wohnte, welches die Alten die Kaduſier nannten. Südlich von dieſen Gebieten begann das Land der Arazias (das eigentliche Medien), welches zugleich an Kharkar und an Namri grenzte, und jenſeit der Arazias wohnten die Parſu, welche das Land von der Wüſte bis zum Kaſpiſchen Meere einnahmen.

Alle dieſe Stämme wurden von Salmanaſar III. beſiegt. 842 v. Chr. drang er über die Parſu hinaus und traf auf ein neues Volk, die Amadai oder Madai, die er ſchlug und tributpflichtig machte.

Die Madai oder Meder waren Arier, welche urſprünglich auf der Hochebene Pamir wohnten. Eins ihrer heiligen Bücher erzählt, „daß, ehe ſie ſich auf den Boden von Iran niederließen, ſie lange in der Welt umherwanderten und verſchiedene Länder bewohnten, welche Ahura-Mazda, der wohlthätige Gott, für ſie ſchuf, wo es aber den Umtrieben des böſen Prinzips, Angro-Mainyus, ſtets gelang, ſie zu vertreiben. Durch die Kälte gezwungen, Airyanem-Vaädjo („Wohnung der Arier") zu verlaſſen, breiteten ſie ſich über Kugdha (Sogdiana) und die Provinz Muru (Margiana, oder Margus) aus. Bürgerkriege und Einfälle der benachbarten Nomaden zwangen ſie nochmals auszuwandern. Sie gingen öſtlich nach Bakhdhi („Sitz des Königthums", Baktris der Perſer, Baktriana), dann ſüdöſtlich in das Land Nißaya, „„welches zwiſchen Bakhoſi und Muru liegt"". Bis dahin blieben ſie eingeſchloſſen in dem Becken des Oxus: die Furcht vor den turaniſchen Stämmen hatte ſie abgehalten, die Abhänge des Hindu-Kuſch zu erſteigen und das Plateau zu erreichen, welches ſich vom Kaſpiſchen Meer bis an den Indiſchen Ozean erſtreckt. Nißaya verlaſſend, drangen ſie dort ein durch Haroyu (Ariana) und gingen nach Vaekereta-Duhzaka herab, wo ſie ſich in mehrere Völkerſchaften theilten. Die Einen gingen durch Haraquiti (Arukoſia) und Hätumat in das Induſthal, Heptahendru (Pendſchab), wo ſie Stämme ariſcher Abkunft fanden, mit denen ſie ſich vermiſchten. Die Anderen gingen ſüdweſtlich und blieben an der Oſtgrenze von Elam in einem gebirgigen Gebiet, welches ſie Parſa, Perſien nannten. Die Meder, anſtatt ſich in die Wüſte zu vertiefen, welche das Gebiet des Helmend vom Berge Zagros trennt, zogen langſam nordweſtwärts durch Urwa, Khuenta Vehrkana (Hyrkania), wandten ſich ſüdlich und ließen ſich endlich öſtlich von den Parſuas in den Ländern Rhaga und Tſchakhra nieder, wo Salmanaſar IV. ſie 841 treffen mußte". (G. Maspero.)

Die Perſer hatten nicht viele Schwierigkeiten, mit den kuſchitiſchen und turaniſchen Völkern fertig zu werden, welche zwiſchen Elam und Karamanien wohnten, allein die Meder hatten harte Kämpfe zu beſtehen, und ihre Fortſchritte laſſen ſich ſeit dem neunten Jahrhundert durch die in den aſſyriſchen Denkmälern gegebenen Andeutungen genau verfolgen.

Als Salmanaſar IV. wieder nach Aſſyrien zurückkehrte, rückten die Meder gegen die Parſuas vor. Dieſe hatten weſtlich hinter ſich die Aſſyrer und ſüdlich die Wüſte: es blieb ihnen alſo keine andere Wahl, als ſich in die Gebirgsdiſtrikte zu flüchten, welche ſpäter die Provinz Parthien bildete. Samſi-Bin III. (820—816) fand die Meder bereits in den Ländern Varena (vielleicht Strabos Khorene) und Illipi (Albanien?) und hielt ſie dort eine Zeit lang feſt. Fünfzig Jahre ſpäter dehnte ſich Medien bereits von Zagros bis zur Wüſte und von der Nordgrenze Elam's bis an das Kaſpiſche Meer aus. Die turaniſchen Völker, die in jenen Ländern wohnten, mußten weichen oder ſich unterwerfen.

Wir haben ſchon früher bei der kleinaſiatiſchen Geſchichte erwähnt, wie griechiſche Eitelkeit, Wunderſucht und Leichtſinn die Geſchichte derjenigen Völker in Verwirrung

gebracht haben, mit denen ſie in Berührung kamen. Bei Verwirrung der Geſchichte Mediens gingen jedoch perſiſcher Hochmuth Hand in Hand mit griechiſchem Leichtſinn. Die, wie wir ſehen werden, ſpäter mächtigen Perſer, die mit den Medern ſich vereinigten, wollten nicht eingeſtehen, daß Arier jemals in einem ſchwächlichen Abhängigkeisverhältniß zu den Aſſyrern geſtanden hätten, und erfanden eine Art von hiſtoriſchem Roman, den der griechiſche Geſchichtsſchreiber Kteſias von Knidos, der Leibarzt bei einem perſiſchen Könige war, zu einem ſyſtematiſchen Lügengewebe ausſpann, welches durch beſtimmte, aber durchaus erfundene Namen und Jahreszahlen den Stempel der Wirklichkeit erhielt. Dieſer Betrug iſt erſt durch die neu entdeckten aſſyriſchen Monumente vollſtändig enthüllt worden. Wir wollen uns mit den Details deſſelben hier nicht aufhalten.

Als Tuklat-Habal-Aſar II. (Tiglat Pileſar) in Medien einfiel, gab es kein Mediſches Reich, ſondern nur eine Menge von einander unabhängiger kleiner Fürſten. Sargon unterwarf dieſelben 712 faſt ſämmtlich, vereinigte dann ihre Länder mit Aſſyrien und baute, um ſie in Abhängigkeit zu halten, verſchiedene Feſtungen. Ferner wandte er auf die Meder die damals beliebte und ſehr wirkſame Politik an, die Beſiegten in ferne Gegenden zu verpflanzen. Er ſchickte Meder nach Cöleſyrien und Syrer und ſamaritiſche Juden beförderte er nach Medien.

Dieſes Land mußte ihm jährlich als Tribut eine Anzahl der berühmten niſäiſchen Hengſte ſenden. Sanherib aber blieb Herr von Medien und Aſſur-Akhe-Idin machte 671 v. Chr. einen Feldzug nach Bikni, den äußerſten öſtlichen Theil von Medien, wo Unruhen entſtanden waren. Während eines halben Jahrhunderts war Medien gänzlich den aſſyriſchen Königen unterworfen.

Um dieſe Schmach nicht einzugeſtehen, banden die Perſer auch dem Herodot eine Fabel auf von einem weiſen Manne, Dejokes, Sohn des Phraortes, den man zum König machte, der von 708—565 regiert haben ſollte und der die Wunderſtadt Ekbatana baute. An der ganzen Geſchichte iſt kein wahres Wort. Sargon unterwarf allerdings 713 das nach ſeinem Fürſten Dayakku (welches wol das griechiſche Dejokes iſt) genannte Land Bet-Dayakku, aber dieſer Fürſt war und blieb ein kleiner Fürſt wie die anderen. Ebenſo erfunden iſt ſein Nachfolger Phraortes (655—633), welcher die Perſer beſiegt und in einer Expedition gegen Ninive umgekommen ſein ſollte.

Der Gründer des großen Mediſchen Reiches iſt Uvakhshatara, den die Griechen Kyaxares nannten und den Herodot zum Sohn und Nachfolger des Phraortes macht. Die Fabeln, welche Herodot den Perſern nacherzählt, ſtimmen mit denen des Kteſias nicht überein.

Man hat Gründe anzunehmen, daß Uvakhshatara, d. h. Kyaxares nicht im eigentlichen Medien, ſondern am Kaſpiſchen Meere geboren war und an der Spitze einer neuen ariſchen Einwanderung in dieſem Lande erſchien, die kleinen Fürſten ohne Mühe unterwarf und es verſuchte, das mediſche Gebiet bis in die Tigrisebene auszudehnen. Zuerſt von den Aſſyrern geſchlagen, kehrte er beſſer gerüſtet zum Angriff zurück und trieb Aſſur-Edil-Ilani nach Ninive, wo er ihn belagerte. Der Einfall der Kimmerier zwang ihn die Belagerung aufzuheben und dem barbariſchen Volke entgegenzugehen, welches durch ſeine Ueberzahl die Meder beſiegte und ihnen einen jährlichen Tribut auferlegte.

Die Kimmerier herrſchten hier etwa ſieben Jahre und wurden während dieſer Zeit (634—627 v. Chr.) die Plage Aſiens. Die vielen Feldzüge verminderten ihre Zahl und ſchwächten ſie. Kyaxares dachte darauf, ſich von dem Joch zu befreien. Er lud die Hauptanführer der Kimmerier zu einem großen Banket ein, ließ ſie ſämmtlich ermorden und griff am andern Tage die führerloſen Barbaren an. Sie vertheidigten ſich tapfer und der Krieg dauerte mehrere Jahre. Die Geſchichte, die Kteſias von dieſem Kriege fabelte, laſſen wir unberückſichtigt. Thatſache iſt, daß die Kimmerier zurückgeſagt wurden und ſich nicht mehr lange in Aſien hielten.

Von dieſer Laſt befreit, richtete Kyaxares ſein Augenmerk wieder auf Aſſyrien. Er konſpirirte mit dem Statthalter von Babylon, gab demſelben ſeine Tochter zur Frau (ſ. S. 100) und der neue König von Babylon belagerte mit ihm Ninive und machte (625) dem Aſſyriſchen Reiche ein Ende.

Ein ſo glänzender Erfolg ermuthigte zu weiteren Thaten. Er griff das durch den Einfall der Kimmerier geſchwächte Urarti und angrenzende Länder an und beſiegte ſie eben ſo, wie die Muskai und Tubals, welche turaniſche Stämme nach dem Schwarzen Meer und Kaukaſus getrieben und durch Völker iraniſcher Abſtammung und die Kappadokier erſetzt wurden.

Das reiche Kleinaſien reizte den Meder. Ein kimmeriſches Corps, welches er im Dienſt hatte, deſertirte zu Alyattes, dem damals über Lydien herrſchenden Könige. Kyaxares verlangte deren Auslieferung. Dieſe wurde verweigert und der Krieg erklärt. Derſelbe dauerte ſechs Jahre ohne entſcheidendes Reſultat. Wie er durch Vermittelung einer Sonnenfinſterniß (30. Sept. 610) endete, haben wir (S. 278) erzählt. Die Tochter des Königs Alyattes heirathetete den Sohn des Kyaxares Azi-Dahak (Aſtyages), und der Halys bildete die Grenze zwiſchen Medien und Lydien. Erſteres reichte, als Kyaxares 596 v. Ch. ſtarb, von dieſem Fluſſe bis an die Iraniſche Wüſte.

Aſtyages war kein Mann wie ſein Vater. Er führte nur einen Krieg gegen die Kaduſier, die unterworfen wurden, zog aber das üppige Leben eines orientaliſchen Fürſten vor und kümmerte ſich mehr um die Jagd als um den Krieg. Von ſeinen verſchiedenen Frauen hatte er nur eine Tochter Mandane, deren Söhne daher die Erben des mediſchen Thrones werden mußten. Er verheirathete ſie mit ſeinem Vaſallen Kambuzia I. (Kambyſes), König von Perſien, und der aus dieſer Ehe geborene Sohn Kurus (Koreſch der Bibel, Kyros der Griechen und Cyrus der Lateiner) wurde am Hofe des Aſtyages, gewiſſermaßen als Geiſel, erzogen. Als er aufwuchs, faßte er den Plan, ſich gegen ſeinen Großvater zu empören und ſeine Landsleute, die Perſer, zum herrſchenden Volke zu machen. Er floh vom Hofe nach Perſien. In der erſten Schlacht wurde er geſchlagen und ſein Vater getödtet; allein ſpäter ſiegte er, nahm Aſtyages gefangen, und die Meder nahmen ihn als König an. Er nannte ſich nun König der Perſer und Meder.

Sagen des Kyros. Wir waren wohl berechtigt, dieſen ganzen Zeitraum der Geſchichte als „hiſtoriſche Sagenzeit" zu bezeichnen, denn ſelbſt am Ende derſelben iſt ſie noch ſo verwirrt und dunkel, daß wir nicht einmal die Lebensumſtände des Stifters des Perſiſchen Weltreiches kennen. Nationaleitelkeit, ſowol der Meder als Perſer, hatte die Geſchichte des Kyros ſchon nach hundert Jahren in ſolcher Weiſe entſtellt, daß Herodot eben ſo wenig wie wir dazu gelangen konnte, das Dunkel aufzuklären, ja noch weniger als wir, die wir in der Bibel und in den aufgefundenen Denkmälern, die Herodot nicht kannte, einige Anhaltpunkte haben. Wir würden uns auf die oben angegebenen Facta beſchränken, wenn nicht die Kyrosſagen — bald die eine, bald die andere — ſeit Jahrtauſenden als Geſchichte gegolten und wir ſie alle als ſolche in den Schulen gelernt hätten. Das iſt der einzige Grund, weshalb wir ſie wenigſtens erwähnen. Auf die Berichte des Kteſias, die ſchöngefärbten Erzählungen des Xenophon und deren noch ſpätere Nachbeter und Ausſchmücker können wir uns indeſſen nicht einlaſſen.

Aſtyages träumte, daß ſeine Tochter Mandane ſo viel Waſſer von ſich gäbe, daß ganz Aſien davon überſchwemmt würde. Die Auslegung der Magier erſchreckte ihn und er gab dieſe Tochter einem Perſer aus gutem Hauſe, Kambyſes, zur Frau, deſſen Anſehen ihm viel geringer galt, als das irgend eines ſeiner mediſchen Diener. Als Mandane ſchwanger wurde, träumte Aſtyages abermals, daß aus deren Schoß ein Weinſtock erwachſe, der ganz Aſien überſchatte. Er ließ die Tochter nach Medien kommen, und als ſie einen Knaben gebar, befahl er ſeinem Verwandten und vertrauteſten Diener Harpagos, das Kind in ſein Haus zu nehmen, es umzubringen und zu begraben. Harpagos war

über dieſen Befehl ſehr betrübt und erſchreckt, denn ſtarb der alte König, und Mandane kam an die Regierung, ſo war es um ihn geſchehen. Er durfte den Mord daher nicht begehen, ſondern mußte ihn durch einen direkt dem Aſtyages dienenden Mann vollziehen laſſen. Er ſandte zu Mithridates, dem Rinderhirten des Königs. Dieſer fand im Hauſe des Harpagos ein koſtbar gekleidetes Kind, und es wurde ihm geſagt: Aſtyages befehle, dieſen Knaben auf den ödeſten Berg auszuſetzen, damit er dort umkomme. Mithridates hielt ihn für das Kind eines Hausgenoſſen; allein auf dem Wege nach Hauſe erfuhr er von einem Diener, daß der Knabe der Sohn der Prinzeſſin ſei, und als er in ſein Gehöft trat, hörte er, daß ſeine Frau, Namens Spako, einen todten Knaben geboren habe. Die Frau beredete ihren Mann, das ſchöne, lebende, fürſtliche Kind mit ihrem todten zu vertauſchen. Das geſchah. Die kleine mit den fürſtlichen Kleidern geſchmückte Leiche wurde in einen Korb gethan, und ausgeſetzt. Nach drei Tagen wurde die Leiche vorgezeigt und begraben, und Spako zog den kleinen Kyros auf, dem ſie einen andern Namen gab.

Das Herrſcherblut verleugnete ſich aber nicht. Als Kyros zehn Jahre alt war, wählten die Spielgenoſſen ihn beim Spiel zum König. Einer der Knaben, der Sohn eines angeſehenen Meders Namens Artembares, that nicht, was der kleine König befahl, und wurde dafür ausgepeitſcht. Der Knabe klagte es ſeinem Vater, und dieſer dem König, daß der Sohn ſeines Rinderhirten dem ſeinigen ſolche Schmach angethan habe. Aſtyages ließ Mithridates und den kleinen Kyros vor ſich bringen. Der Knabe antwortete auf die ihm gemachten Vorwürfe keck, daß er als erwählter König nur nach ſeinem Recht gehandelt habe. Das dreiſte Weſen des Knaben und noch mehr die Aehnlichkeit mit ſeiner Tochter brachten Aſtyages auf die richtige Vermuthung, und Mithridates geſtand auf der Folter den Zuſammenhang. Der Knabe blieb am Leben, da die Traumdeuter ſagten, der Traum habe ſich erfüllt, indem die Spielgefährten den Kyros zum König erwählt hätten. Aſtyages aber vergaß nicht den Ungehorſam des Harpagos, obwol er ſich nichts merken ließ. Er hieß dieſem, ſeinen dreizehnjährigen Sohn zu Kyros zu ſenden. Als der Knabe kam, ließ er ihn tödten und das Fleiſch wie Hammelfleiſch zubereiten. Beim Mahle wurde dasſelbe dem Vater vorgeſetzt, der ahnungslos davon aß. Als er auf die Frage des Königs antwortete, daß es ihm gut geſchmeckt habe, ließ dieſer einen verdeckten Korb bringen, und hieß ihn daraus nehmen, was ihm gefiele. Im Korbe waren aber der Kopf, die Hände und die Füße ſeines Sohnes. Harpagos als gewandter Hofmann bezwang ſich und ſagte: was der König thue, ſei ſtets das Beſte.

Kyros wurde ſeinen erfreuten Eltern nach Perſien zurückgeſchickt. Er erzählte ihnen, was er von den Leuten gehört, daß er ſich ſelbſt für den Sohn des Rinderhirten gehalten hatte, und von Spako aufgezogen worden ſei. Spako heißt aber Hündin auf Mediſch, und da bei den Perſern der Hund ein gewiſſermaßen heiliges Thier war, ſo breiteten die Eltern aus, daß Kyros, als er ausgeſetzt geweſen, von einer Hündin geſäugt worden ſei.

Kyros wuchs heran und Harpagos hielt es für Zeit, ſich an Aſtyages zu rächen. Er hatte ſchon viele Meder auf ſeine Seite gebracht, und ſie überredet, Kyros an die Stelle des Aſtyages zu ſetzen. Es galt nun dem jungen Perſer Nachricht zu geben. Das geſchah, indem er ihm einen Haſen überſandte, mit der Weiſung, den Bauch deſſelben ſelbſt zu öffnen. Im Bauche des Haſen war ein Brief.

Kyros war bereit, auf die darin gemachten Vorſchläge einzugehen. Er ſchrieb einen andern Brief, in welchem ihn Aſtyages zum Feldherrn der Perſer ernannte. Er berief eine Verſammlung der Perſer, las den Brief und befahl ihnen, Jeder mit einer Sichel zu kommen. Als ſie erſchienen, ließ er ſie ein mit wilden Dornen bewachſenes Land von 14—20 Stadien Breite und Länge in einem Tage urbar machen. Als das geſchehen, befahl er, ſie ſollten ſich am andern Tage baden und wieder kommen. Kyros ließ aus den Herden ſeines Vaters unendlich viele Thiere ſchlachten und bewirthete das Volk reichlich mit Speiſe und Wein. Dann fragte er die Perſer, was ihnen beſſer gefiele, der geſtrige

oder der heutige Tag. Als ſie, wie er erwartet, geantwortet hatten, ſagte er, daß es nur an ihnen läge, es alle Tage ſo gut zu haben. Darauf enthüllte er ihnen ſeinen Plan, und ſie ließen ſich leicht zum Aufſtande bewegen.

Aſtyages ernannte in wunderbarer Verblendung Harpagos zum Anführer des mediſchen Heeres. Da aber ſo viele Meder von dieſem gewonnen waren, ſo flohen ſie, und das Heer lief auseinander. Aſtyages ließ alle Magier pfählen, die ihm gerathen hatten, Kyros nach Perſien zu entlaſſen, und zog nun ſelbſt an der Spitze eines neuen Heeres gegen die Perſer. Er wurde geſchlagen und gefangen; allein Kyros rächte ſich an ſeinem Großvater nicht und behielt ihn bei ſich, bis er ſtarb.

Dies iſt in der Kürze die Erzählung des Herodot. Die des Kteſias, welche von derſelben durchaus abweicht, füllt ein ganzes Buch, und ſein ganz hübſches Märchen iſt mit allen Einzelheiten erzählt, wie ſie dem Perſerkönig, deſſen Leibarzt er war, gefallen konnten.

Auf die Religion und Kulturgeſchichte der Meder werden wir im nächſten Zeitraume zurückkommen, da ſie mit derjenigen der Perſer identiſch iſt.

Chaldäa.

(Von 625 v. Chr. bis 538 v. Chr.)

In der Geſchichte Aſſyriens haben wir erzählt, wie Babylon es hin und wieder verſuchte, ſein Abhängigkeitsverhältniß zu ſeinen mächtigen Nachbarn abzuſchütteln. Wir nannten unter den Vaſallenkönigen Nabu-Zapik-Iskun (1090), der Aſſur-Bel-Kala um Frieden bat; dann Nabu-Natſir und Nahid (733—731), ferner Ukinzir und Pul (731—726), die Tiglat-Pileſar treu blieben. Wir haben berichtet, wie endlich die Stunde der Erlöſung ſchlug und dem Aſſyriſchen Reiche durch Nabu-Bal-Uſſur in Verbindung mit Kyaxares von Medien 625 v. Chr. ein Ende gemacht wurde. Die Freundſchaft beider Mächte, Medien und Chaldäa, wurde dadurch befeſtigt, daß Kyaxares' Tochter Amytis den Sohn des Königs von Chaldäa, Nabu-Kudur-Uſſur II. (Nebukadnezar), heirathete. Der Friede zwiſchen Medien und Chaldäa dauerte auch ein halbes Jahrhundert.

Nabu-Bal-Uſſur erhielt für ſeinen Antheil, außer Babylonien, die Oberhoheit über Elam, Meſopotamien, Syrien und Paläſtina. In dem Kriege, den ſein Bundesgenoſſe Kyaxares gegen Lydien führte, ſtand er demſelben bei. Das babyloniſche Hülfscorps wurde von Nabu-Nahid befehligt, der bei Unterbrechung der Schlacht am Halys durch eine Sonnenfinſterniß zum Waffenſtillſtand rieth, welchem ein Friedensbündniß zwiſchen Alyattes von Lydien und Kyaxares folgte.

Während Nabu-Bal-Uſſur in Lydien mit den Krieg zu führen hatte, rüſtete ſich König Neko von Aegypten, Syrien zu erobern. Joſia von Juda, welcher dem Könige von Babylon als Vaſall treu blieb, wurde 708 bei Megiddo geſchlagen und getödtet und Syrien von Neko erobert, der triumphirend nach Aegypten zurückkehrte. Seine Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der lydiſche Krieg war beendet und Nabu-Bal-Uſſur, ſelbſt zu alt um ins Feld zu ziehen, ſandte ſeinen jungen Sohn Nebukadnezar 605 v. Chr. nach Syrien. Er ſchlug Neko bei Karchemiſch und eroberte dadurch Syrien zurück. Die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters (604 v. Chr.) zwang ihn, eiligſt einen Vertrag mit Neko zu ſchließen, da er befürchtete, daß ſeine Abweſenheit von Babylon von Nebenbuhlern benutzt werden möchte, ihm die Krone zu rauben. Der gewöhnliche Weg war ihm zu lang. In Begleitung einer kleinen Eskorte ritt er mitten durch die Arabiſche Wüſte und kam in Babylon an, ehe ihn Jemand dort erwartete.

Nabu-Kudur-Uſſur II. (Nebukadnezar), von 604—561 v. Chr., fand in Babylon Alles in beſter Ordnung, denn die Prieſter hatten treulich über ſeine Rechte gewacht. Der Tod des alten Königs von Babylon hatte Aegypten gerettet. Neko ſtarb und ſein Sohn

Pſametich II. hatte keine Zeit, Rache für Karchemiſch zu nehmen; als jedoch Uhabra den ägyptiſchen Thron beſtieg, begann der Krieg aufs Neue. Phönikien und Juda, Aegyptens Bundesgenoſſen, empörten ſich. Der ſchnelle König von Babylon erſchien in Syrien und beſchloß zunächſt, mit Juda ein Ende zu machen. Wir haben bei der Geſchichte Aegyptens und der Iſraeliten (ſ. S. 254) erzählt, wie der Krieg mit der Einnahme Jeruſalems endete. Die Söhne des jüdiſchen Königs Zedekiah wurden nebſt den Stadtoberhäuptern getödtet; dem Könige wurden die Augen ausgeſtochen und er mit doppelten Ketten beladen nach Babylon geſandt. Jeruſalem wurde zerſtört und die angeſehenſten Juden wurden in die „babyloniſche Gefangenſchaft" geführt. Ein Aufſtand der Zurückgebliebenen 581 v. Chr. vollendete das Unglück der Juden. Ammon, Moab und die Nabatäer, die an der Rebellion Theil genommen hatten, wurden hart gezüchtigt und damit fertig und angelockt durch den Reichthum von Saba, drang Nebukadnezar in Arabien ein. Er hielt ſich mit den kleinen Völkern nicht auf und beſiegte diejenigen mit Leichtigkeit, die ihm den Weg nach Yemen verlegen wollten. Er drang auf der großen Karawanenſtraße vor und gelangte auch an die Weſtgrenze von Yemen; allein die Natur beſchützte dieſes Land zu gut. Die chaldäiſche Armee war ſo erſchöpft, daß Nebukadnezar ein weiteres Vordringen aufgeben und mit den errungenen Erfolgen zufrieden ſein mußte. Mit großer Beute und vielen Gefangenen kehrte er nach Chaldäa zurück, wohin er zwei ganze arabiſche Stämme verpflanzte.

Bei ſeinem Zuge nach Syrien hatte Nebukadnezar das meerbeſpülte Tyros nicht einnehmen können. Erſt nach dreizehnjähriger Blockade bequemte ſich der König von Tyros, Ithobaal III., mit Nebukadnezar einen Vertrag zu ſchließen (674). Die in vielen chriſtlichen Kirchenſchriftſtellern enthaltene Behauptung, daß Tyros von Nebukadnezar erobert worden ſei, iſt falſch.

Ebenſo falſch iſt die Angabe des jüdiſchen Geſchichtſchreibers Joſephus, daß dieſer König Aegypten erobert, Uhabra geſchlagen und getödtet und die Juden, die er im Delta vorgefunden, nach Chaldäa geführt habe. Im Gegentheil wurde die phöniſiſche Flotte im Dienſt der Chaldäer von Uhabra's Flotte geſchlagen, Sidon von den Aegyptern erſtürmt und die anderen Städte der ſyriſchen Küſte ohne beſondern Widerſtand eingenommen.

Von anderen Kriegen Nebukadnezar's meldet die Geſchichte nichts.

Die Friedensjahre benutzte der große König ſehr zweckmäßig zur Verbeſſerung des durch alle die Kriege und namentlich durch die Kimmerier verwüſteten Landes; vorzüglich aber zur Verſchönerung und Befeſtigung Babylons, welches durch die zweimalige Plünderung durch Sanherib und Aſſur-Ban-Habal und die wiederholten Empörungen viel gelitten hatte. Er war überhaupt ein tüchtiger König, nicht ein bloßer ländergieriger Eroberer, und verdient nicht den ſchlechten Ruf, in den ihn Schriften der Juden gebracht haben, deren Haß gegen ihn allerdings erklärlich iſt.

Wie in Aegypten, ſo war auch die Regulirung der Bewäſſerung in Chaldäa ein Gegenſtand von allerhöchſter Wichtigkeit. Nebukadnezar ſchenkte dieſem Gegenſtande die größte Aufmerkſamkeit und baute Kanäle, die nicht allein der Bewäſſerung, ſondern auch der Schiffahrt dienten und durch ihre Großartigkeit Staunen erregten. Vier Kanäle, welche den Euphrat mit dem Tigris verbanden, waren über 30 Meter breit und tief genug, ſchwerbeladene Schiffe tragen zu können. Von dieſen großen, mit feſten Brücken verſehenen Kanälen gingen andere zur Berieſelung des Landes aus. Ueberall im Lande wurden ſolche zweckmäßige Arbeiten ausgeführt. Erſtaunenswerth war jedoch das großartige Werk, welches er zur Regulirung des Fallens und Steigens des Euphrat ausführte. Bei der Stadt Sippara, oberhalb der vier Kanäle, die oben erwähnt ſind, ließ er einen See graben, der über 10 Meilen im Umfang und 12 Meter Tiefe hatte. (Beroſus ſagt gar 30 Meilen und 20 Ellen Tiefe.) Die Schleußen dieſes Sees waren ſo eingerichtet, daß ſie ſich, je nach dem Waſſerſtande im Euphrat und im See, von ſelbſt öffneten oder ſchloſſen.

Kanäle führten aus diesem großartigen Reservoir überall hin, und dieses scheint merkwürdiger und zweckmäßiger als der See Möris in Aegypten, wenn den See auch keine Paläste und unnütze Pyramiden verschönerten, schon weil die Schleußen sich von selbst öffneten und schlossen, während das in Aegypten stets ungeheure Summen kostete.

Auch für Erleichterung des auswärtigen Handels sorgte er, indem er die Hafenstadt Teredon an der Mündung des Euphrat anlegte und Gerrha gewann, welches im Lande der Dedaniten am Persischen Meerbusen lag, gegenüber den Bareihn-Inseln. Wahrscheinlich war es schon zur Zeit der alten Kuschiten ein Seehafen gewesen. Dadurch wurde die Seeverbindung mit Yemen befördert und der schwierige Karawanenhandel durch Arabien vermieden.

Obwol im Augenblick mit Medien befreundet, war doch ein Zusammenstoß mit diesem Lande vorherzusehen. Die damaligen Könige waren eben unersättlich in ihrer Ländergier. Nebukadnezar war daher darauf bedacht, sein Land auch nach dieser Seite hin in Vertheidigungszustand zu setzen. Er baute eine vom Euphrat zum Tigris reichende, gegen fünfzehn Meilen lange Mauer, welche von den Griechen „die medische Mauer" genannt wurde. Sie war von gebrannten Ziegeln errichtet, die mit Asphalt verbunden waren, hatte eine Dicke von 6 und eine Höhe von über 30 Meter.

Die Städte Kuti, Sipara, Barsig und Babylon selbst erstanden aus den Ruinen. Die Schätze aus dem geplünderten Ninive lieferten zum Theil das Geld dazu, welches wol nicht zweckmäßiger verwendet werden konnte.

Die Bauten in Babylon selbst übertrafen alles bis dahin in Chaldäa Gesehene. Die 188 Meter hohe Stufenpyramide am alten Beltempel wurde wieder hergestellt, auf der Ostseite des Stromes ein neuer Stadttheil mit Königsburg und anderen Prachtbauten angelegt. Eine 10 Meter breite und 5 Stadien (über 900 Meter) lange massive Brücke verband beide Stadttheile, und an ihren Enden standen herrliche Paläste, die der Volkssage nach durch einen unter dem Flußbette hinweg führenden Gang verbunden gewesen sein sollen. Ueber der Königsburg erhob sich bis zur Höhe der Stadtmauer ein 125 Meter breiter und langer Terrassenbau. Auf säulengetragene Schwibbogen waren Steinplatten gelegt, diese mit einem Gemisch von Rohr, Gips und Asphalt wasserdicht gemacht und auf diese eine hohe Schicht Erde aufgehäuft, so daß große Bäume darin wurzeln konnten. Diese Terrasse nannte das Volk später „die hängenden Gärten der Semiramis", allein sie waren ein Werk des unermüdlichen Nebukadnezar.

Es scheint, daß er diese Arbeiten im Namen oder zu Ehren einer seiner Frauen ausführte, die mit dem ägyptischen Namen Nitokris genannt wird. Nach Anderen legte er die hängenden Gärten der Amytis zu Gefallen an, welche in der Ebene einen ähnlichen Anblick wie in den Bergen ihrer Heimat haben wollte, was uns doch etwas weit hergeholt scheint.

Die Bauten zur Befestigung der Stadt waren eben so wunderbar wie die Tempel und Paläste. Der Umfang der Stadt betrug wenigstens 7—8 deutsche Meilen. Sie war von einer 10—13 Meter dicken und 63 Meter hohen Mauer umgeben, die mit 250 Thürmen und 100 Thorgebäuden versehen und durch einen tiefen Wassergraben geschützt war. Hinter dieser ersten erhob sich noch eine zweite Mauer, ja in manchen Theilen gar eine dritte. — Die jüdischen Propheten reden häufig von der unerreichten Pracht und Festigkeit dieser herrlichen Königsstadt.

Die Tradition der Chaldäer sagt, daß Nebukadnezar am Ende seines Lebens von prophetischem Geiste ergriffen gewesen, und als er einst von dem Dache seines Palastes auf seine herrliche Schöpfung geschaut, den nahen Untergang seines Reiches verkündet habe.

Die jüdische Legende dagegen läßt die Zerstörung seines Tempels durch Jehovah rächen. Dieser habe ihn in ein Thier verwandelt, weil er in seinem Hochmuth sich Gott gleich geachtet. Sieben Jahre habe Nebukadnezar Gras gefressen in den Feldern, ehe er in seinen früheren Zustand zurückkehrte.

Die Kinder Ihrer Majestät der Königin Wilhelmina der Niederlande

großen Perserkönigs erzählen. Nabu-Nahit ergab sich in Barsig, wohin er geflüchtet war. Kyros verbannte ihn und seine Familie nach Karamanien, und da er sich gut aufführte, machte Kyros den Nachfolger des großen Nebukadnezar — zum Statthalter der Provinz So endete das uralte Chaldäische Reich.

Babylonische und assyrische Kultur.

Religion. Ueber die Religion der Chaldäer und ihre Entstehung aus turanischen und kuschitischen (semitischen) Elementen haben wir bereits weitläufiger geredet. Wir haben auch erwähnt, daß gerade wie in Aegypten diese oder jene Gottheit in manchen Städten speziell verehrt und gewissermaßen als deren Schutzgott angesehen wurde. Chaldäa war die Quelle der Religionen aller Völker semitischen Ursprungs. Manche Anzeichen deuten selbst darauf hin, daß möglicherweise in urältesten, über alle Geschichte hinaus liegenden Zeiten, die Religion der Aegypter mit derjenigen der Kuschiten dieselbe war, so durchaus verschieden sie sich auch im Laufe der Jahrtausende, jede für sich, entwickelten.

In Babylon verehrte man vorzüglich die planetarischen Götter Marduk, Nergal, Nabu oder Nebu und Istar, unter dem Namen Belit, welche Göttin Herodot Mylitta nennt, und natürlich auch Bel oder Baal. Der höchste Gott war, wie früher schon gesagt, Ilu oder El, den man in Assyrien unter dem Namen Assur als höchsten Landesgott verehrte. Wie sich die chaldäischen Götter und deren Verehrung und Namen in den verschiedenen Lokalitäten veränderten, haben wir, wie bemerkt, in Elam, Syrien, und Kleinasien kennen gelernt. Aehnliche Unterschiede, wenn auch weniger bedeutend, mögen in Chaldäa selbst und in Assyrien stattgefunden haben. Genau können wir diese Abweichungen nicht angeben, und so interessant diese Untersuchungen auch für Alterthumsforscher, Theologen und andere Spezialisten sein mögen, für uns ist die Sache von keiner besonderen Wichtigkeit.

Auf assyrischen Denkmälern finden wir folgende Götter verzeichnet, die mit denen vollkommen übereinstimmen, wie wir sie früher angegeben haben, nämlich: Assur, der mächtige Herr, König der Versammlung der Götter. Anu, der Undurchdringliche, der Herr, der das Schicksal ordnet, der Herr der Länder. Salman-Nisroch (in Chaldäa Nuah), König des Flüssigen, Herr der Mysterien des Hasisu. Sin, Herr der Sphären, der die Ebene tränkt. Marduk, der Weise, Herr der Orakel, Haupt der Götter. Bin, der Undurchdringliche, Herr der fließenden Wasser, der über die Fruchtbarkeit waltet. Adar-Samdan, der Held der göttlichen Kämpfe, der die Feinde besiegt, der Schreckliche. Nebo, der Gott, welcher das Scepter verleiht, der wachsame. Belit, Gattin des Bel, Mutter der großen Götter. Nergal, Herr der Schlachten. Bel-Dagon, oberster Vater der Götter, Baumeister, Schöpfer der Götter. Samas, Richter des Himmels und der Erde, Bevollmächtigter der Götterversammlung. Istar, Herrin des Himmels und der Erde, Richterin über die Helden, Göttin der Schlachten.

Wir sehen hier Belit und Istar als zwei verschiedene Göttinnen aufgeführt, die der Aschera und Astarte der Syrer entsprechen.

Ueber die Bedeutung dieser Vielgötterei sowol in Chaldäa als in Aegypten haben wir an ihrer Stelle die Erklärung gegeben. Wir finden Analoges fast in allen Religionen der Erde, die sich allmählich aus dem Volke heraus entwickelten und nicht von einzelnen Religionsstiftern gemacht wurden. Bei der jetzigen christlichen Religion war der Gang der Entwicklung ein umgekehrter. Die christliche Kirche glaubt sicherlich an nur einen Gott, wie ihn Jesus lehrte, allein sie theilt ihn in drei: Vater, Sohn und Heiliger Geist, die eins sind; sie verehrt göttlich eine Gottesmutter (freilich in anderer Weise wie die Chaldäer oder Syrer die ihrige!), und an die Stelle der planetarische und Naturkräfte repräsentirenden Götter ist gewissermaßen die Schar der Heiligen getreten, die von einem

großen Theil des Volkes ganz in derselben Weise verehrt werden, wie die einzelnen Gottheiten der Aegypter oder Chaldäer.

Von dem eigentlichen Gottesdienst der Assyrer und Babylonier wissen wir wenig mehr, als daß Opfer gebracht wurden, auch Trankopfer, denn diese sehen wir oft auf den Bildwerken. Der König opfert aus dem heiligen Becher. Der Dienst der Belit war ungefähr derselbe wie in Syrien. In Babylon herrschte eine besondere Sitte. Jede Jungfrau mußte ihre Jungfrauschaft der Göttin opfern, und zwar für Geld. Die zur Reife gelangten Mädchen erschienen an bestimmten Festtagen im heiligen Haine der Belit (Mylitta), ihr Haupt mit einem Strick umwunden, welcher bedeutete, daß sie noch gebunden, das heißt durch Darbringung ihres Opfer noch nicht gelöst waren. Kam nun ein Mann herbei, warf der Jungfrau ein Geldstück in den Schoß und forderte sie dann auf „im Namen der Göttin" ihm zu folgen, so mußte sie ihm zu Willen sein. Das Geld gehörte dem Tempelschatz. Sie hatte ihre Pflicht erfüllt. Manche werden wol Mittel gefunden haben, sich auch Den auszusuchen, den sie begehrten. Als entwürdigend scheint dies Opfer nicht betrachtet worden zu sein, denn die Gewählten verspotteten diejenigen, auf welche keine Wahl fiel. Häßliche konnten lange auf Erlösung warten. Die Töchter der Vornehmen kamen zu diesem Opfer in ihren kostbaren Wagen, und von ihrer Dienerschaft begleitet. Herodot fügt der Erzählung hinzu, „und fortan konnte man ihnen noch so viel bieten, sie thaten es nicht wieder". Das dürfen wir durchaus nicht so bestimmt glauben, da die Prostitution gottesdienstlicher Brauch war und man den freien geschlechtlichen Umgang zwischen Männern und Weibern nicht als unsittlich betrachtete. Wir haben in der Vorhalle die Natur und den Sinn der Opfer charakterisirt. Das was Menschen am theuersten und liebsten war, wurde als das annehmbarste Opfer betrachtet. Bot man doch in ältesten Zeiten — und hin und wieder geschieht das jetzt noch bei einzelnen Völkerstämmen — dem geehrten Gast seine eigene Frau oder Tochter als Schlafgenossin an, wie man demselben heute die beste Flasche Wein im Keller vorsetzt. Ländlich, sittlich. Uebrigens finden wir nirgends, außer in dem erwähnten Fall in Babylon, daß Mädchen zur Prostitution gesetzlich verpflichtet gewesen wären. Diejenigen, welche durch Keuschheit die Göttin beleidigten, mochten die Folgen auf sich nehmen.

Die Stellung der Priester war eine ähnliche wie die in Aegypten, das heißt, sie waren die Pfleger der Wissenschaft, und ihre Aemter pflanzten sich in den Familien fort; denn sonst scheint ihr Ansehen nicht so bedeutend wie dort gewesen zu sein. Auf den Denkmälern sieht man sie dem Könige gegenüber in äußerst unterthäniger Haltung. Man kennt sie an den Cypressenzapfen in der Hand, oder an dem viereckigen Gefäß, welches auch der König trägt, wenn er opfert.

Wissenschaft. Von Wissenschaft in neuerem Sinne kann bei Babyloniern und Assyrern kaum die Rede sein. Schriftzeichen hatten, wie wir gesehen haben, schon die Turanier. Aus ihnen entstand allmählich die sogenannte Keilschrift, das heißt eine Schrift, deren Zeichen aus verschieden gestellten geraden Strichen bestehen, die übrigens mehr wie Nägel als wie Keile aussehen. Als Silbenschrift ist sie die älteste, die es giebt. Sie war ursprünglich eine der ägyptischen ähnliche Art von Hieroglyphenschrift, und aus ihr bildete sich allmählich die Keilschrift, wie die demotische aus den ägyptischen Hieroglyphen, welche schwerlich Jemand noch darin erkennen wird. Diese Keilschrift wurde von den Assyrern, Medern, Elamiten und Persern angenommen und bis in die ersten Jahrhunderte unserer Aera wenigstens auf Monumenten angewendet.

Als eine Probe mag folgende Phrase dienen:

Ar ki su Nabu - Kudur - Utsur Ni - bi - se su

is - sa - a - a na za an ki bir ti sa

Assur a na ka sa di il li ka.

Arkisu Nabu kudur utsur ni bi se su is sa a a na za-an-ki-bir ti sa Assur a na ka sa di il li ka.

Nach ihm, Nabu-Kudur-Uſſur (I) ſeine Waffen führte er an die Päſſe der Grenzen von Aſſur für die Eroberung er kam.

Die älteſten phonetiſchen Schriften ſind geradezu Rebuſſe, oft nicht weniger närriſch, wie diejenigen, die wir in heutigen Blättern finden. Wir nehmen ein Beiſpiel aus dem Aegyptiſchen. Der Lapis Lazuli hieß im Aegyptiſchen Khesdeb. Nun hieß aber Khes ziehen und Deb Schwein; die Bezeichnung für den Stein war daher ein Menſch, der ein Schwein am Schwanze zieht!

Man ſchrieb auf feuchte Thontafeln, welche hartgebrannt wurden. Auch auf den Ziegeln der Bauwerke war in dieſer Weiſe der Name der Erbauer oder ihr Zeichen geſchrieben.

In der Aſtronomie waren ſchon die Chaldäer der älteſten Zeiten allen Völkern voraus, und ihre Berechnungen von Mondfinſterniſſen und anderen Himmelserſcheinungen weichen trotz der dabei benutzten unvollkommenen Inſtrumente nur unbedeutend von den unſrigen ab. Daß ſchon die alten Akkadier den Thierkreis erfanden, haben wir früher erwähnt. Von den Chaldäern ging auch die Sterndeuterei oder Aſtrologie aus, und die Notizen in manchen unſerer Kalender, unter welchem Sternbilde es „gut iſt zu ſchröpfen“ oder dieſe oder jene andere Verrichtung vorzunehmen, verdanken wir den Chaldäern, wo ſich die Magier mit dieſer imaginären Wiſſenſchaft beſchäftigten, an welche man noch nach Jahrtauſenden glaubte.

Daß man ſchon in urälteſter Zeit darauf dachte, die erworbenen Kenntniſſe aufzuſchreiben ergiebt ſich aus der Sintflutſage, wo dem Kiſuthros (Haſiſadra) befohlen wird, die Bücher, welche die alte Wiſſenſchaft enthalten, bei Sippara zu vergraben. König Sargon (1500 v. Chr.) von Aganeh errichtete gar eine Bibliothek und ließ alte, damals ſchon unverſtändliche Schriften in die ſemitiſche Sprache überſetzen, welche der König von Aſſyrien, Aſſur-Ban-Habal, abſchreiben ließ. Die Ueberreſte dieſer ſeltſamen Bibliothek ſind jetzt in London.

Staat. Die Staatsform ſowol in Aſſyrien wie in Babylon war die abſolute Deſpotie in noch weit unbeſchränkterem Maße als in China, Indien oder Aegypten, wo die Könige durch unantaſtbare Geſetze und Ceremonien eingeengt waren. Der König war der Repräſentant der Gottheit, und was er that, war gut und von derſelben ihm eingegeben. Aſſur befahl dies oder jenes Land ihm zu unterwerfen, und er that es: Aſſur freute ſich, wenn er die Rebellen ſpießen, verbrennen oder lebendig abziehen ließ, und im Kampfe ſchwebte — wenigſtens auf den Bildern — ſtets eine geflügelte Gottheit über ihm. Die Könige von Aſſyrien kämpften und mordeten mit Gott und vergaßen nie dem Gotte aus dem heiligen Becher etwas abzugeben, d. h. zu opfern. Sie zogen übrigens ſtets ſelbſt in den Krieg und waren keine Weichlinge. Sie liebten die Jagd leidenſchaftlich, und ihre Jagden waren keine eingeſtellte Jagen auf wehrloſes Wild, ſondern Kämpfe gegen gefährliche Löwen oder Büffel, obgleich Gazellen und anderes niederes Wild auch erlegt wurde. Die Jagd war Uebung und Vorſchule für den Krieg.

Die Kleidung des Königs bestand aus einem langen bis auf die Füße reichenden, kostbar und geschmackvoll gestickten und befransten Kleide; auf dem Kopfe trug er eine prachtvolle Mitra, an den Armen und Handgelenken kostbare Spangen und an der Seite ein kunstvoll verziertes Schwert und Dolch. Sieht man ihn auf dem Throne, so halten Eunuchen in langen Gewändern den königlichen Sonnenschirm über ihn und in der Hand hält er den Becher. Die Eunuchen spielten eine große Rolle am Hofe und hatten alle Posten inne; selten sieht man sie jedoch als Krieger.

Assyrische Wohnungsanlage. Nach Viollet le Duc.

Zog der König in den Krieg, so geschah das mit großem Gefolge, in welchem natürlich die Weiber nicht fehlten, und Alles so prachtvoll als möglich war. Das Heer bestand aus Streitwagen, Reitern und Fußvolk. Der König und die Vornehmen bedienten sich vorzüglich der Wagen. Diese waren ähnlich denen der Aegypter, hinten offen, zweirädrig und mit einem Vorrathe von Köchern und Pfeilen versehen. Zwei Pferde zogen den Wagen, nebenher lief ein Reservepferd. Im Wagen waren drei Personen: der Wagenlenker, der Bogenschütze und sein Schildträger. Der Bogenschütze trug ein Panzerhemd, bloße Arme und statt des Helms eine Kopfbinde, die das Haar hinten zusammen hielt. Die auf trefflichen Pferden bald auf Sattelkissen, bald auf bloßem Rücken sitzenden Reiter führten Bogen und lange Speere. Das Fußvolk war eingetheilt in Schwerbewaffnete, Bogenschützen und Schleuderer. Die Ersteren trugen kegelförmige Helme von Eisen mit einem hohen Kamme, Panzer, deren Brustharnische mit allerlei Figuren geschmückt waren; führten Lanzen, kurze Schwerter und Dolche und runde oder ovale Schilde, bei Belagerungen größere, die den ganzen Mann deckten. Die zu Fuß kämpfenden Bogenschützen hatten oft zur Bedeckung Schildträger mit Schwertern bei sich.

Das Hauptgeschäft der Könige war Krieg. Die meisten von ihnen sahen wir fortwährend im Felde. Den Grund dieser häufigen Kriege haben wir schon früher angegeben. Kriegsscenen sind es denn auch vorzüglich, welche auf den assyrischen Bildwerken dargestellt sind. Wir wissen ganz genau wie man kämpfte, wie man bei Belagerungen verfuhr und

was für Belagerungswerkzeuge man verwandte. Man rückte in drei Gliedern vor; in den beiden ersten Lanzenträger, im dritten Bogenschützen. Sollten Letztere schießen, so kniete das erste Glied nieder und das zweite nahm eine gebückte Stellung an. Bei Belagerungen war es das erste Bestreben, den Zugang zur Mauer zur Herbeischaffung der Sturmböcke, beweglichen Thürmen u. s. w. herzustellen. Lagen die Orte, wie das meistens der Fall war, auf einer Anhöhe, so stellte man bis an den Fuß der Mauer eine Art von Glacis her. Während die Mauerbrecher herangebracht wurden oder arbeiteten, beschossen die Bogenschützen die Mauer, um die Vertheidiger von der bedrohten Stelle abzuhalten. Diese versuchten natürlich die Maschinen zu zerstören durch Herabstürzen großer Lasten, oder durch Feuer. Auch Minengänge wandte man an. Zum Sturm hatte man breite Leitern, auf deren Sprossen mehrere Krieger neben einander Platz hatten.

Handel und Gewerbe. Wir haben (S. 161) gesehen, daß die Völker, aus denen die Chaldäer entstanden, schon weit in der Kultur vorgeschritten waren. In den alten Gräbern bei Ur und anderen Orten Südchaldäa's, die gewiß bis zu 3000 v. Chr. hinaufreichen, finden wir Gegenstände von Gold, Bronze und Eisen, letzteres zu rohen Schmucksachen verarbeitet, wahrscheinlich weil es seltener, oder seine Ausscheidung aus den Erzen schwieriger war.*) Wie wir auf den assyrischen Bildwerken sehen, war man in allen möglichen Gewerben weit vorgeschritten. Die Wohnungen waren mit derselben Bequemlichkeit versehen, wie wir sie in denen der Aegypter fanden. Man hatte Tische und andere Möbel von Metall oder Holz, oft mit Elfenbein eingelegt. Schmuck von Gold und Silber wurde zierlich gearbeitet, und die babylonischen Steinschneider waren weit und breit berühmt. Besonders schön verziert waren die Waffen, wie Dolch- und Schwertgriffe. Die Formen der assyrischen oder babylonischen Geräthschaften entsprechen mehr unserem Geschmacke als die ägyptischen. Die Weberei in Wolle und Leinen bildete ebenfalls einen großen Industriezweig, und man webte kostbare vielfarbige Teppiche und Gewänder und Decken. Blaue Tuche, gestickte Zeuge und Baumwollengewebe fanden in Phönikien einen besonderen Absatz. Babylonische Mäntel hatten in Syrien schon einen Ruf vor Einbruch der Israeliten.

Die alten Kuschiten waren ein rühriges Handelsvolk, und die Verbindungen mit Indien, Arabien, Aegypten und Syrien wurden all die Jahrhunderte hindurch erhalten. Ninive und Babylon waren Emporien für alle möglichen Waaren; die Zahl der Kaufleute in beiden Städten wird als ganz außerordentlich angegeben; die Rohstoffe erhielten die Babylonier zum großen Theile von den Arabern, die ihnen Felle, Wolle und Vieh brachten. Aus Armenien kam Holz in Flößen den Euphrat hinab, denn Holz gab es in Chaldäa nicht viel mehr als in Aegypten. Syrien sandte Oel und Wein. Aus dem südlichen Arabien und aus Indien erhielt man die herrlichsten Wohlgerüche, die man in Babylon sehr liebte. Die sogenannte Königspomade wurde aus 25 verschiedenen wohlriechenden Bestandtheilen gemacht. — Aus Indien kamen dieselben Waaren, die wir schon bei Aegypten und Phönikien angegeben haben, aber auch seidene Stoffe und rohe Seide, was andeutet, daß man durch Indiens Vermittelung mit China in Verbindung stand. Der Verkehr mit Phönikien war außerordentlich lebhaft, und muß überwiegend bedeutend gewesen sein, da man in Phönikien und im größten Theile von Syrien babylonische Maße und Gewichte annahm, die auch in Griechenland eingeführt wurden.

Das babylonische schwere *Talent* wog 60,6 Kilo. Der 60ste Theil davon war die *Mine*, die also etwas schwerer war als unser Kilogramm. Das *leichte* Talent wog so viel wie der babylonische Kubikfuß Wasser: 30,3 Kilo. Das war Waarengewicht; für Silber und Gold hatte man indessen andere Gewichtmaße. Man zahlte mit Gold-

*) Es ist übrigens seltsam, daß man selbst in Aegypten so spät auf die Bearbeitung des Eisens kam, da dasselbe in Abessinien, im ehemaligen Königreiche Schoa, in dem einst von Dr. Schimper verwalteten Bezirk, *gediegen* zu Tage liegt, so daß man es gleich verarbeiten kann.

und Silberſcheiben, oder mit Ringen und kleinen Gold- und Silberſtreifen, deren kleinſte, Schekel genannt (gleich $^1/_{60}$ der ſchweren Mine), das Geldgewicht, nach dem man rechnete, bildeten. Das ſchwere Talent hatte 3600 Schekel; allein das war unbequem und die Kaufleute rechneten 3000 Schekel auf ein Talent Silber oder Gold, welches danach nur 101 Pfund wog, was für die Mine $1^3/_5$ Pfund machte. Die Phönikier brachten nicht nur dieſe Gewichte, ſondern auch die babyloniſchen Längenmaße in der Welt in Umlauf.

Vom häuslichen und geſellſchaftlichen Leben der Aſſyrer und Babylonier wiſſen wir nicht ſo viel wie von dem der Aegypter, denn die Bildwerke ſtellen meiſt nur Staats- oder Kriegsaktionen dar; ſie ſind die in Stein geſchriebene Königschronik. Indeſſen wiſſen wir, daß ſie, wenigſtens die Reichen, ein ſehr üppiges Leben führten, was vielleicht in Babylon etwas mehr verfeinert war als in Ninive, wo wol eine Art von Soldatenwirthſchaft geherrſcht haben mag. Man hielt eine Menge Sklaven, zum Theil Kriegsgefangene, die, wenigſtens in Babylon, meiſtens milde behandelt wurden. — Die innere Einrichtung der Zimmer war durchaus nicht gleich der heutigen orientaliſchen. Die Aſſyrer ſaßen auf Stühlen und aßen an Tiſchen wie wir; auch hatten ſie ſchon bronzene Gabeln, von denen man einige aufgefunden hat. Die beſſere Klaſſe hielt ſehr viel auf den Anzug und auf die Verſchönerung ihrer Perſon. In ihren langen bunten Kleidern waren, vorn auf der Bruſt beſonders, allerlei Figuren, ja ganze Jagden oder andere Scenen eingeſtickt. Die Arme ſchmückten ſie mit koſtbaren Armbändern, auf denen man gewöhnlich Stier- Widder- oder Löwenköpfe abbildete, und in den Ohren trugen ſie Ringe; allein keine an den Fingern. Das Haar trugen ſie in der Mitte geſcheitelt und die Locken fielen hinter dem Ohr auf die Schultern herab, zuſammengehalten durch eine ſchöne Kopfbinde, deren Zipfel auf dem Rücken hingen. Auf den Bart aber verwendete man ſehr große Sorgfalt. Man ließ ihn ſo lang wachſen, wie er nur konnte, und theilte ihn in zwei oder drei Reihen fein gekräuſelter Locken. Hatte der Bart keine gute Farbe, ſo half man nach und färbte auch die Augenbrauen.

Kunſt und Bauten. Wir faſſen Aſſyrien ſtets mit Babylon zuſammen, weil erſteres ja von dieſem ſeine ganze Kultur erhielt und die Zuſtände ſicherlich faſt ganz dieſelben waren. Hätten Chaldäa und Aſſyrien denſelben Reichthum an Baumaterial gehabt wie Aegypten, ſo würden ihre Bauwerke trotz aller Verwüſtungen noch heute die Welt eben ſo und vielleicht mehr in Erſtaunen ſetzen wie die Pyramiden und Tempelruinen Aegyptens. Die Waſſerbauten, die zum Beiſpiel Nebukadnezar ausführte, gaben, wie wir geſehen haben, den ägyptiſchen nichts nach. In Aſſyrien hatte man zwar Baumaterial genug, allein die Gewohnheit machte wol, daß man baute, wie man es von den Chaldäern gelernt hatte. Man verwandte zum Bauen meiſt gebrannte Thonziegel und mauerte mit Aſphalt; auch an der Sonne getrocknete Thonſteine, vermiſcht mit Stroh, wurden verbraucht. Die Wände wurden oft mit glaſirten Ziegeln belegt, häufiger in Paläſten und Tempeln mit Kalkſteinplatten oder auch Alabaſterplatten, mit Bildwerken, Basreliefs verziert. Um den Mauern größere Feſtigkeit zu geben machte man ſie ungeheuer dick. Von den uralten Bauwerken bei Ur und anderen chaldäiſchen Städten haben wir bereits geredet.

Die Tempel baute man gewöhnlich thurmförmig; d. h. auf einem breiten und langen Unterbau erhoben ſich ähnliche Bauten in verjüngten Dimenſionen, viele Stockwerke hoch. Man ſieht dergleichen bei Ur und in der Nähe vom alten Babylon bei einer jetzt Birs Nimrud genannten Ruine, die noch heute $54^1/_2$ Meter über die Ebene ragt. Sie ſoll die des berühmten Thurmes von Babel ſein. Näheres darüber ſagten wir in der Vorhalle.

Ueber die ungeheure Verſchwendung an edeln Metallen im Innern dieſer Tempel erzählt der Fabelhans Kteſias Märchenhaftes; daß er indeſſen nur übertreibt und nicht geradezu erfindet, beſtätigt ſich durch Herodot, der in Allem, was er ſelbſt geſehen hat, durchaus zuverläſſig iſt. Er beſuchte dieſen Thurm, der zu ſeiner Zeit noch ſtand, und der von Nebukadnezar II., welcher ihn den „Tempel der ſieben Leuchten" (Planeten) nennt, wieder

aufgebaut worden war. Eine große goldene, sitzende Bildsäule des Bel — Herodot sagt Zeus — ein großer goldener Tisch, Fußbank und Sessel enthielten, wie ihm die Chaldäer sagten, 800 Talente Gold, also gegen 500 Centner. Metallstifte in den Mauern deuten an, daß auch diese oft mit Platten von edelem Metall belegt waren. Nebukadnezar's Namen findet man überall auf den Ziegeln der Ruinen von Babylon.

Der riesigen Befestigungsmauern haben wir bereits gedacht. Die Burgen von Babylon und anderer Orte waren gewiß so bewundernswürdig und großartig wie die Tempel.

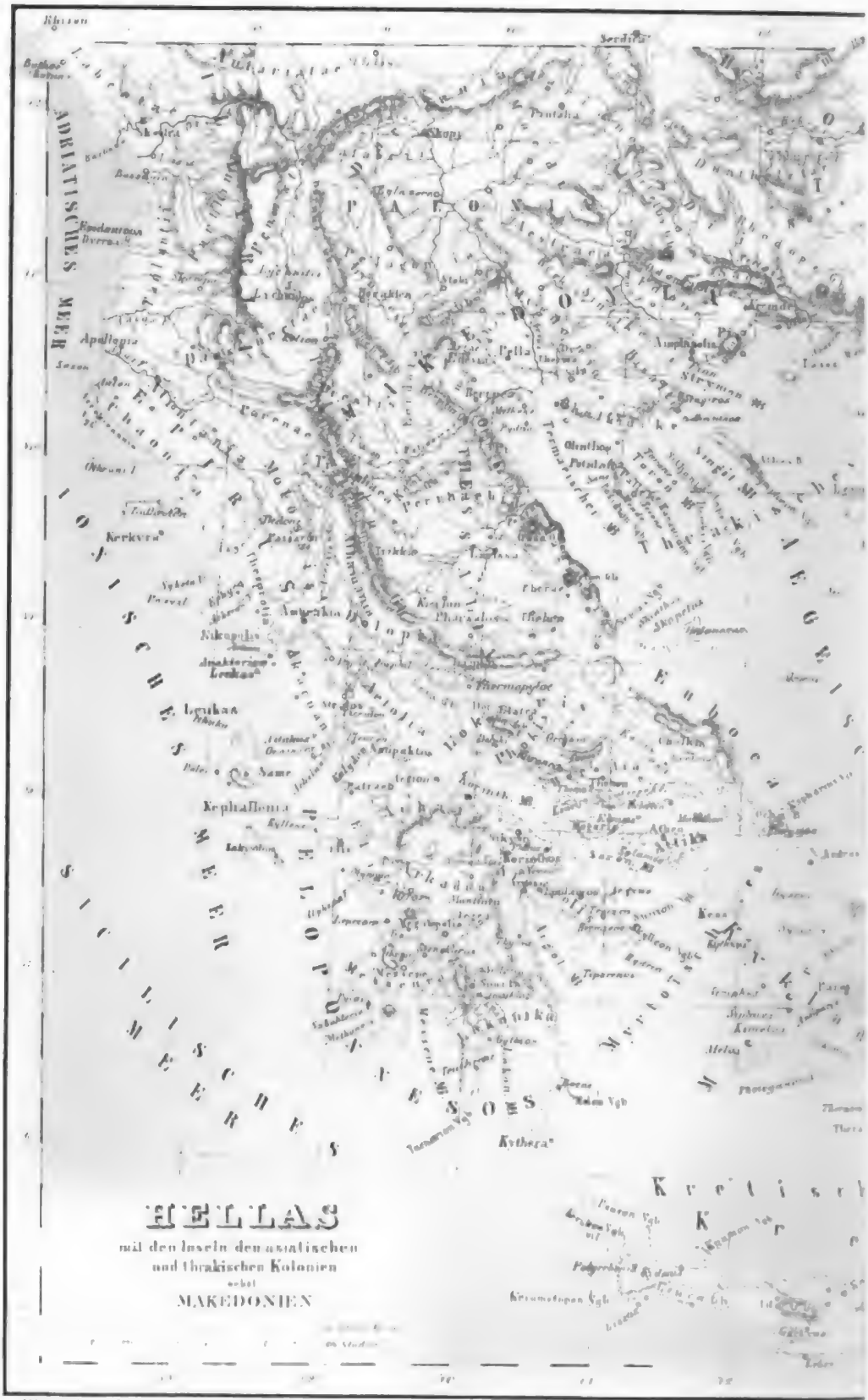
In Assyrien, wo der Despot mehr galt als der Priester, scheint man dem Bau und der Ausschmückung der Paläste die größere Sorgfalt gewidmet zu haben. Ninive war sehr in Verfall gerathen. Dasselbe, was Nebukadnezar II für Babylon that, that Sanherib für Ninive. Er stellte die alten Paläste mit größerer Pracht her und schmückte sie mit vielen Kostbarkeiten, die er aus dem von ihm zerstörten Babylon nahm. Die Hallen und Säle in den Palästen waren meistens schmal, da man nicht sehr langes Bauholz für die Decken hatte, welche auf den Mauern auflagen. In diesen Räumen herrschte ein feierliches Halbdunkel, da es keine Fenster gab und das Licht nur durch die Thüren und durch Oeffnungen in der Decke hereinfiel. Trotz aller innern Pracht müssen diese Säle doch einen etwas scheunenhaften Eindruck gemacht haben. Die große Halle im Palaste zu Nimrud war 50 1/5 Meter lang und nur 11 Meter breit. Vor den großen Eingängen standen gleichsam als Wächter kolossale Löwen oder geflügelte Stiere mit Menschenköpfen, vor den Thüren der Gemächer andere große Götterfiguren.

Die Wände solcher Paläste waren 2 1/2 bis 3 Meter hoch mit dicken Platten eines weichen Steines überlegt, und der Raum von ihnen bis zur Decke war mit reichverziertem Gips überdeckt. Der Fußboden bestand auch aus solchen Platten auf einer gegen Feuchtigkeit mit Asphalt geschützten Unterlage. Die Decke bestand aus Tafelwerk, reich mit Elfenbein eingelegt. Alle diese Steinplatten und selbst die des Fußbodens, waren mit Basreliefs verziert, mit langen Inschriften versehen, gewissermaßen das Reichsarchiv bildend.

Die Bildhauerarbeiten der Assyrer zeichnen sich vor den ägyptischen durch größere Natürlichkeit aus, obwol sie ihnen in Material und Feinheit der Ausführung bedeutend nachstehen. Eigenthümlich ist bei den Assyrern die Mischung von Thier- und Menschenleibern. Sie findet ihren Ursprung wol in den alten chaldäischen Sagen. Vorzüglich gut dargestellt sind übrigens auf den zahlreichen Jagdbildern die verschiedenen Thiere. Die ältesten Basreliefs haben keinen Hintergrund; allein sie änderten sich seit Sanherib. Zu seiner Zeit kam es auf, jedem Scenenbilde auch die Gegend, in welcher die Scene stattfand, nachzubilden. Wir sehen daher nicht nur Figuren, sondern auch Berge, Bäume, Flüsse, Straßen u. s. w., und zwar augenscheinlich nicht blos in künstlerischer Absicht hinzugefügt, sondern um ein treues Bild nach der Natur zu geben. Verschiedene Baumarten, Thiere, Vögel, Fische im Wasser u. s. w. sind mit großer Sorgfalt in allen Details ausgeführt. Man wollte eine steinerne Photographie der ganzen Scene geben.

Dasselbe Bestreben, den Eindruck der Wahrheit zu geben, finden wir in den Reliefs, welche Scenen sowol aus Sanherib's, als aus dem gewöhnlichen Leben des Volkes darstellen. Wir sehen Züge der Diener, welche dem Könige die Mahlzeit auftragen, sammt dem Wildpret und den Früchten, die dabei vorkamen. Wir sehen aber auch z. B. in einer Reihe von Basreliefs die Arbeiten dargestellt, welche ein riesiges steinernes Stierbild verursachte, wenn es als roher Steinblock aus dem Bruche fortgeschafft und endlich als vollendet an seinen Platz gestellt wurde. Diese mit den genauesten Details ausgeführten, freilich äußerst seltenen Reliefs entsprechen den Bildwerken in den ägyptischen Gräbern.

Wir sind überzeugt, daß der Schoß der Erde in Ninive und Babylon noch viele werthvolle Ueberbleibsel aus grauer Vorzeit birgt, und daß die historischen Enthüllungen, die sie uns bereits gebracht haben, noch nicht die letzten sind.



Digitized by Google

Griechenland.

Das alte Griechenland umfaßte auf einem Flächenraum von nur 1700 Quadratmeilen denjenigen Theil der jetzigen Türkei, welcher sich südlich von den Akrokeraunischen und Kambunischen Bergketten erstreckt. Zwischen diesen Bergketten und dem weiter nach Norden sich hinziehenden Hämosgebirge lagen die drei großen Länder Thrakien, Makedonien und Illyrien, welche beiden letzteren die Nordgrenze Griechenlands bildeten, während dasselbe im Westen von dem Jonischen, im Süden vom Mittelländischen und im Osten vom Aegäischen Meere umflossen wurde.

Das ganze Griechenland bestand aus vier Theilen, die wir zur besseren Uebersicht der geographischen Beschaffenheit einzeln betrachten wollen, während wir zugleich auf die Karte verweisen.

1. Nordgriechenland. Es umfaßte die beiden großen Länder Thessalien und Epeiros.

Gebirge: Alle Gebirge, welche Griechenland durchziehen und dasselbe zu einem der reizendsten Länder Europa's machen, gehen von den Akrokeraunischen und Kambunischen Bergketten aus, welche selbst Zweige des großen Illyrischen Gebirges sind. Die griechischen Gebirgszüge führen an verschiedenen Orten verschiedene Namen. Von denen Nordgriechenlands merken wir nur die in Thessalien gelegenen Berggruppen Pindos, Ossa und Olympos.

Flüsse: Der Peneios entspringt auf dem Pindos, durchfließt Thessalien, bildet das schöne und anmuthige Thal Tempe und ergießt sich ins Aegäische Meer. Ebenso der Onchestos, welcher auf dem Ossa entspringt.

Städte: In Epeiros merken wir nur das wegen seines Orakels berühmte Dodona; in Thessalien aber die Orte Larissa, Pherä, Demetrias, Kynoskephalä, Pharsalos und Heraklea.

2. Hellas. Es umfaßte die Länder Akarnanien, Aetolien, Doris, Phokis, Lokris, Böotien, Megaris und Attika.

Gebirge: Der Oeta an der Nordgrenze von Aetolien. Seine Fortsetzung, der Kallidromos, erstreckt sich bis ans Aegäische Meer und bildet hier den so berühmten Engpaß von Thermopylä; der Parnaß in Phokis; der Helikon in Böotien; der Hymettos in Attika. Außerdem haben wir noch in Akarnanien das Vorgebirge Actium zu merken.

Flüsse: Der Acheloos entspringt in Thessalien, macht die Grenze zwischen Akarnanien und Aetolien und ergießt sich ins Jonische Meer; der Asopos entspringt auf dem Helikon, durchfließt Böotien und mündet ins Aegäische Meer; der Kephissos durchfließt Phokis und mündet in den in Böotien gelegenen See Kopais.

Digitized by Google

Städte: In Akarnanien: Argos; in Aetolien: Kalydon; in Phokis: Delphi und Chäronea; in Böotien: Theben, Orchomenos, Platäa, Thespiä, Leuktra; in Megaris: Megara; in Attika: Athen mit der Hafenstadt Piräos, Marathon und Eleusis.

3. Peloponnesos. Diese nur durch die schmale Landenge (den Isthmos) von Korinth mit dem Hellas zusammenhängende Halbinsel enthielt die Länder Sikyonien, Achaia, Elis, Messenien, Lakonien (auch Lakedämonien genannt), Arkadien, Argolis und Korinth.

Gebirge: Der Erymanthos in Achaia; der Taygetos in Lakonien; und die Arkadischen Bergketten.

Flüsse: Der Alpheos durchfließt Arkadien und Elis und mündet ins Jonische Meer; der Pamisos durchströmt Messenien, der Eurotas Lakonien.

Städte: In Sikyonien: Sikyon; in Achaia: Aegion; in Elis: Elis, Kyllene und Olympia am Alpheos; in Messenien: Messene und die Hafenstadt Pylos; in Lakonien: Sparta und Gythion; in Arkadien: Mantinea, Tegea und Megalopolis; in Argolis: Argos, Epidauros, Trözene, Hermione, Mykenä und Nemea; in Korinth: Korinth.

4. Inselgruppen: Die sehr große Menge von Griechen bewohnten Inseln theilt man gewöhnlich in sechs verschiedene Gruppen, welche wir hier näher betrachten wollen:

I. Die Jonischen Inseln. Von diesen im Jonischen Meere, an der Westküste von Epeiros, Arkananien und dem Peloponnes gelegenen Inseln merken wir: Korkyra mit der Stadt gleichen Namens, Paxos, Leukadia mit der Stadt Leukas, Ithaka, Kephalonia mit der Stadt gleichen Namens und Zakynthos.

II. Die Aegäischen Inseln. Sie liegen an der Ostküste Griechenlands im Aegäischen Meer. Die vorzüglichsten derselben heißen: Kythera, Hydrea, Aegina, Salamis mit der Stadt gleichen Namens, Euböa, die größte dieser Inseln, mit der Stadt Chalkis; Skyros, Lemnos mit der Stadt Myrrhina, Imbros, Samothrake, Thasos.

III. Die Lesbischen Inseln an der Westküste von Kleinasien, und namentlich von Mysien und Lydien. Es sind ihrer drei, nämlich: Tenedos, Lesbos mit der Stadt Mitylene, und Chios mit der Stadt gleichen Namens.

IV. Die Sporadischen Inseln an der Küste von Karien: Samos mit der Stadt gleichen Namens, Ikaria, Patmos, Kalymna, Kos, Rhodos mit der Stadt gleichen Namens.

V. Die Kykladischen Inseln, gelegen zwischen Karien und dem Peloponnes: Andros, Keos, Tenos, Naxos, Melos, Thera.

VI. Die Insel Kreta im Mittelländischen Meere, die größte aller griechischen Inseln, erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Länge von 38 Meilen. Ihr Hauptgebirgszug heißt Ida. Von den vielen größeren Städten, welche die Insel enthält, merken wir nur Lyktos, Elyros und Kydonia.

Mit dem ruhmwürdigen Volk der Griechen betritt die Geschichte den Boden des klassischen Alterthums. Die bewundernswerthesten Werke der Kultur, die in Griechenland entstanden, und die preiswürdigsten Thaten des öffentlichen Lebens, die hier geschahen, haben dieses Land allen Zeiten und allen Ländern als Muster voranleuchten lassen, und ihm die auszeichnende Benennung des klassischen Landes erworben.

Die älteste Geschichte der Griechen ist dunkler als die irgend eines der Völker, die wir bisher kennen lernten. Alle chronologischen Angaben vor dem fünften Jahrhundert sind ungewiß und schwankend. Wir haben schon gesehen, wie griechische Phantasie die Geschichte der asiatischen Völker entstellt hat, wie überall die griechische Sage den historischen

of Guadalupe, which is visited by pilgrims from all parts of Mexico. The Indians are very fond of pilgrimages, and the number of those who visit the shrine of Guadalupe is estimated at from 100,000 to 200,000 annually. The pilgrims are generally accompanied by bands of music, and the whole journey is a kind of festival. The Indians are also fond of dancing, and the dances which they perform on these occasions are very curious. They are generally performed by men dressed in fantastic costumes, and are accompanied by music and singing. The dances are often very long, and the performers sometimes dance for hours together.

The Indians are also fond of gambling, and the games which they play are very curious. They are generally played with cards, and the stakes are often very high. The Indians are also fond of cockfighting, and the cockfights which they hold are very popular. They are generally held in the open air, and the spectators are very numerous. The Indians are also fond of bullfighting, and the bullfights which they hold are very popular. They are generally held in the open air, and the spectators are very numerous.

mißverstandenen und entarteten Religion Jesu überwiegend vorherrschend blieb. Unter dem von dem christlichen Rom sich ergießenden, alle Wissenschaft ertödtenden oder verkrüppelnden Schlamm glühte indessen noch immer das unauslöschliche griechische Feuer, brach hier und dort durch die zerborstene Decke und befreite die geistige Atmosphäre wenigstens einigermaßen von den sie erfüllenden, verdummend wirkenden Miasmen.

Wir wiederholen es, wir sind dem alten Griechenvolke unendlich viel Dank schuldig, können aber nicht einstimmen, wenn Griechenenthusiasten das Verdienst der heutigen Weltkultur den Griechen ganz allein zuschreiben wollen, weil es durchaus gegen die historische Wahrheit ist. Die Griechen waren keineswegs die Urheber der europäischen Kultur; sie waren nur deren Träger und Former. Sie holten sich den Urstoff aus dem orientalischen Blumengarten und verarbeiteten ihn zu dem hymettischen Honig, welcher die nordischen Bären zähmte. Daß aber die Griechen, in der Weise wie es geschah, diesen Stoff fruchtbringend verarbeiteten, geschah gewissermaßen unbewußt; wären sie Neger statt Arier und die Natur Griechenlands gleich der Indiens gewesen, so würden sie nie dazu im Stande gewesen sein. Daß aber dasjenige, was wir in der Vorhalle über den Einfluß klimatischer und wir möchten sagen topographischer Verhältnisse auf die Kulturentwicklung anführten, richtig ist, wird dadurch bewiesen, daß der auf griechische Weise raffinirte orientalische Kulturstoff, als er nach Asien zurückgebracht wurde, selbst auf die dort wohnenden arischen Völker nur einen sehr vorübergehenden, oberflächlichen Einfluß hatte, während er das ganze geistige Leben ihrer europäischen Stammgenossen gestaltete.

Daß aber die Griechen die Anfänge ihrer Kultur aus Asien empfingen, brauchen wir kaum zu beweisen, nachdem wir die Geschichte der asiatischen Völker erzählt haben. Ohne allen Zweifel empfingen die Griechen ihre erste Kultur von den Phönikiern. Religion und Krieg sind trotz der zerstörenden Elemente, die sie in sich tragen, sehr wirksame Kulturagenten; aber weit thätiger und wirksamer ist seit undenklichen Zeiten der Handel gewesen und ist es noch heute. Schon bald nach ihrer Niederlassung an der syrischen Küste besuchten die Phönikier die griechischen Inseln, wo sie für ihre Färbereien Muscheln fischten. Sie holten Bauholz und Baumrinde der Eichen zum Gerben aus Griechenland; gruben an verschiedenen Stellen nach Silber, Kupfer oder Eisen, legten überall Handelsstationen an, und überall fand man in spätesten Zeiten, ja noch heute, phönikische Spuren, zum Beispiel auf den südlichen Kykladen kleine rohe Thonbilder der phönikischen Göttin Aschera, nackt und mit gekreuzten Armen, wie sie als Göttin der sinnlichen Liebe dargestellt wird (s. S. 196). Ihre Schrift empfingen die Griechen von den Phönikiern und sie nennen Kadmos als denjenigen, der sie ihnen zuführte. Andere nennen Orpheus, Linos, Musäos und Palamedes. Alle Genannten mögen Einfluß auf die Einführung und Verbesserung gehabt haben.

Die Form der ältesten Ackergeräthschaften weist auf Aegypten; auch der Weinbau und die Olive kamen dorther und der Einfluß, den dieses Land auf ihre Religion und ihre spätere Philosophie gehabt hat, ist unwiderlegbar. Die Griechen hatten ein merkwürdiges geistiges Annektirungsvermögen, und selbst vielen ihrer Sagen, die man bisher für ursprünglich griechische hielt, wird jetzt durch die forschende Wissenschaft asiatischer Ursprung zugeschrieben, wie zum Beispiel der von Oedipus und Jokaste und sogar auch der Ilias!

Bei der Kulturgeschichte werden wir auf diese Dinge näher eingehen; hier kam es nur darauf an, erstlich auf den großen Dank hinzuweisen, den wir den Griechen schuldig sind, und andererseits anderen Völkern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, oder vielmehr enthusiastische Behauptungen durch historische Thatsachen zu widerlegen.

Als Urbewohner Griechenlands betrachtet man ein aus zahlreichen Stämmen bestehendes Volk, welches man Pelasger nennt. Diese Pelasger scheinen ein ackerbauendes

Volk gewesen zu sein; allein von der Herkunft und Entwicklung derselben weiß man nichts Bestimmtes. Rohe Bauten, die aus riesigen Steinblöcken bestehen, welche weder durch Kalk noch irgend ein anderes Bindemittel gefügt sind und die man kyklopische Mauern nennt, werden diesen Pelasgern zugeschrieben. Neuerdings bei diesen Ruinen aufgefundene Alterthümer scheinen durch ihre Arbeit und Form darauf hinzudeuten, daß Karier und Phönikier sich in diesem Lande frühzeitig niedergelassen, oder doch mit den Pelasgern in lebhaftem Verkehr gestanden hatten.

Wahrscheinlich vermischten sich die arischen Einwanderer mit diesen Pelasgern, und es dauerte geraume Zeit, ehe der Name Pelasger verschwand und dem der Hellenen Platz machte.

Pelasgische Hütte. Nach Viollet le Duc.

Wir haben gesehen, wie alle Völker ihren Ursprung von einem Manne ableiten. Dasselbe ist der Fall auch mit den Hellenen. Als ihr Stammvater gilt Deukalion, dessen Sage wir bereits kennen (s. S. 27). Dieser hatte zwei Söhne: Hellen und Amphiktion. Hellen hatte wieder drei Söhne: Aeolos, Doros und Xuthos, und Amphiktion's zwei Söhne hießen Jon und Achäos. Von diesen Enkeln des Deukalion stammen die vier hellenischen Stämme der Aeoler, Dorer, Jonier und Achäer ab. Diese Völker bewohnten lange Zeit die Gebirgsgegenden des Parnaß; aber dem anwachsenden Haufen wurde jener Wohnplatz zu enge, und das zu Krieg und Raub geneigte Volk beschloß, sich mit Gewalt im Lande auszubreiten. Es begannen lange Vertreibungs- und Unterjochungskriege gegen die Pelasger, und die Folge davon war, daß die Hellenen sich endlich über den größten Theil Griechenlands verbreiteten. Die Aeoler herrschten vorzüglich über Akarnanien, Aetolien, Phokis, Lokris und die westlichen Inseln: die Dorer über Thessalien, Doris und Kreta; die Jonier über den nordwestlichen, und die Achäer über den südöstlichen Peloponnes.

Aber noch lange lebten dieſe Hellenen, welche erſt viel ſpäter, und namentlich bei den Römern nach einem alten, den Italern zuerſt bekannt werdenden Volksſtamme mit dem Namen Graeci oder Griechen benannt wurden, im Zuſtande halber Wildheit fort. In Krieg und Raub beſtand ihre Beſchäftigung, ihre Speiſe aus Eicheln und rohem Fleiſche; Religion, Geſetze und Sitten waren in einem noch durchaus unentwickelten Zuſtande. Ein einziges Inſtitut deutet darauf hin, daß das Volk für gemeinſchaftliches und geregeltes Wirken empfänglich war: der Rath der Amphiktionen. Dies war eine Art Bundesgericht, zu welchem ſich mehrere der helleniſchen Völker, namentlich in Theſſalien, Böotien, Doris, Lokris, Phokis ꝛc. vereinigt hatten, um die religiöſen Heiligthümer zu ſchützen, zugleich aber auch völkerrechtliche Grundſätze feſtzuſtellen und aufrecht zu erhalten.

Die Sage nennt uns die Namen einzelner Männer unter den Hellenen, welche ſich um die Geſittung des Volkes dadurch verdient machten, daß ſie andere Länder und namentlich Aegypten bereiſten, und die dortige Kultur auf griechiſchen Boden zu verpflanzen ſuchten. So war es Orpheus, welcher eine eigene Götterlehre aufſtellte und die zur Anbetung der Götter nöthigen Gebräuche regelte; Muſäos, der durch die Macht der Dichtung, und Amphion, der durch die Gewalt des Geſanges in dem Volke den Sinn für Kultur erweckte.

Dazu kamen noch, etwa in den Jahren 1500 bis 1300 v. Chr. Einwanderungen, welche auf die Geſittung der Hellenen den wohlthätigſten Einfluß übten. So erſchien der Aegypter Kekrops in Attika, zog die wilden dort wohnenden Horden an ſich, führte den Ackerbau, die Ehe und regelmäßige Gerichte ein, und legte endlich durch Erbauung der nach ihm genannten Burg Kekropia den Grund zu dem nachmaligen Athen.

Ein anderer Einwanderer aus Aegypten ſoll der vor ſeinem Bruder Ramſes (Seſoſtris) geflohene Danaos geweſen ſein. Er landete, heißt es, in Argolis und wurde dort der Gründer eines Königsgeſchlechts, aus dem viele nachmals berühmte Männer hervorgingen. Die in Griechenland erzählte Sage von Danaos, von welcher wir indeſſen in der ägyptiſchen Geſchichte keine Beſtätigung finden, iſt folgende: Danaos hatte 50 Töchter, welche ſein Bruder mit ſeinen 50 Söhnen zu verheirathen wünſchte. Da aber ein Orakel dem Danaos prophezeit hatte, er werde von einem ſeiner Schwiegerſöhne getödtet werden, ſo widerſetzte er ſich der Heirath und wanderte aus. Aber ſeine 50 Neffen kamen ihm nach und zwangen ihn, ihnen ſeine Töchter zu geben. Dieſe erhielten indeß von Danaos den Befehl, in der Hochzeitnacht ihre Männer zu tödten.

Alle gehorchten, bis auf Hypermneſtra, welche ihren Gatten Lynkeos rettete. — Die 49 Mörderinnen, gewöhnlich Danaiden genannt, wurden in der Unterwelt zu der unausführbaren Arbeit verdammt, ein großes bodenloſes Faß mit Waſſer zu füllen, das ſie mit einem Siebe ſchöpfen mußten.

Auch aus Phönikien läßt die Sage Kadmos einwandern, der ſich in Böotien niederließ, die Buchſtabenſchrift einführte, durch dieſe den Grund zu aller weiteren Bildung legte, und durch Erbauung der nach ihm benannten Burg Kadmea das ſpätere Theben gründete.

Endlich iſt noch der aus Phrygien eingewanderte Pelops zu erwähnen, welcher ſich im Peloponnes niederließ und dort um die Bildung des Volkes ſich ſo verdient machte, daß man die Halbinſel nach ſeinem Namen benannte, nämlich Peloponneſos, d. i. Inſel des Pelops.

Der Samen der Kultur, welcher auf dieſe Weiſe aller Orten ausgeſtreut war, ſchlug allmählich Wurzel in dem helleniſchen Volke, und bald ſehen wir daſſelbe ein geſittetes, geregeltes Leben führen. Es entſtehen Städte, und wir finden Griechenland mit einer Menge kleiner Königreiche bedeckt, deren Herrſcher man ſich nicht als Könige denken darf, wie wir ſie in Aſien kennen lernten, ſondern die ungefähr dieſelbe Stellung einnahmen wie die Fürſten, welche an der Spitze der indiſch-ariſchen Stämme ſtanden, als dieſe noch im Pendſchab waren.

The Frontier was also the scene of many a fierce battle between the Indians and the white settlers. Here is a picture of a fight between the Indians and the settlers in Kentucky.

Die Sage von Perſeus iſt folgende: Ein Orakel hatte dem Akriſios prophezeit, daß ein Sohn ſeiner Tochter Danaë ihn ums Leben bringen würde. Um nun eine Schwangerſchaft derſelben zu verhindern, ſperrte er ſie in einen feſten ſteinernen Thurm, den er aufs Strengſte bewachen ließ. Aber der Gott Zeus, welcher ſich in Danaë verliebt hatte, verwandelte ſich in einen goldenen Regen, der durch die Ziegel des Thurms drang und der Danaë in den Schoß fiel. Aus dieſer ſeltſamen Umarmung gebar ſie den Perſeus. — Man deutet dieſe Sage auf eine Beſtechung der Wächter durch Gold, die einem heimlichen Liebhaber der Danaë gelungen ſei.

Meduſa war eine der drei Schweſtern, welche den Namen Gorgonen führten und als ſcheußlich geſtaltete grauſame Weiber gefürchtet wurden. Zwei derſelben, Stheno und Euryale, galten für unſterblich. Meduſa, die dritte der Gorgonen, hatte ein Haupt, deſſen Haare Schlangen waren, und bei deſſen Anblick jeder Sterbliche zu Stein wurde. Perſeus aber, der Göttliche, beſiegte die Meduſa und hieb ihr das furchtbare Haupt ab, das er zum Schrecken ſeiner Feinde in ſeinen Schild ſetzen ließ. Aus dem Blute, welches dem Rumpfe der Meduſa entſtrömte, entſprangen die beiden göttlichen Roſſe Chryſaor und Pegaſos.

Minos. Als den ruhmwürdigſten der griechiſchen Heroen nennen wir den Minos, einen König von Kreta, welcher für die Geſittung ſeines Volkes durch Belebung des Handels und der Schiffahrt wirkte und den vielen Seeräubereien der Inſelvölker Einhalt that, ſo daß erſt ſeit jener Zeit das Eigenthum völlige Sicherheit erhielt. Indeß verdankt Minos ſeinen ehrenvollen Namen in den griechiſchen Jahrbüchern vorzüglich der von ihm geſtifteten Geſetzgebung, einem Muſterwerke, deſſen Grundzüge vielen der ſpäteren griechiſchen Geſetzſammlungen zur Unterlage dienten.

Die Sage berichtet von dieſem Könige: So glücklich Minos als König war, ſo unglücklich lebte er als Familienvater. Sein Weib Paſiphaë, welche ihm einen Sohn, Androgeos, und eine Tochter, Ariadne, geboren hatte, wurde von ſinnlichen Begierden zu einem Stier ergriffen und zeugte mit demſelben ein Ungeheuer, das halb Stier und halb Menſch war: den Minotauros, in welchem die Sagenkundigen freilich nur einen Menſchen erkennen wollen, dem ſeine außerordentliche Wildheit und Kraft den Beinamen Stier (Tauros) erworben. Minos ließ als Aufenthaltsort für das Ungeheuer, das nur von Menſchenfleiſch lebte, ein großes Labyrinth bauen, und verwendete die von ſeinen Kriegszügen mitgebrachten Gefangenen zur Nahrung für den Minotauros. Als einſt Androgeos, des Minos Sohn, von den Bewohnern Attika's erſchlagen wurde, legte der damals ſo mächtige König von Kreta zur Strafe für jenen Mord dem attiſchen Könige einen Tribut auf, der darin beſtand, daß die Attiker alle ſieben Jahre ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen nach Kreta liefern mußten zur Speiſe für den Minotauros. Dieſer fürchterliche Tribut dauerte 21 Jahre, indem erſt der Held Theſeus die Attiker davon befreite.

Herakles, gewöhnlicher nach der römiſchen Schreibart ſeines Namens Hercules genannt, iſt von allen griechiſchen Heroen der fabelhafteſte, aber auch der bekannteſte. Er ſtammte aus dem Geſchlechte der Könige von Argos, denn ſeine Mutter Alkmene war die Gattin des argoliſchen Königs Amphitryon, welcher aber wegen eines Todtſchlags an einem Verwandten genöthigt war, ſein Reich zu verlaſſen und nach Theben zu fliehen, wo Herakles erzogen wurde.

Die ungewöhnlichen Kräfte, welche derſelbe beſaß, verwendete er dazu, das Land von wilden Thieren zu reinigen, und dem Könige von Theben in ſeinen Kriegszügen Beiſtand zu leiſten, wofür ihn derſelbe mit der Hand ſeiner Tochter Megara belohnte. Dieſe gebar dem Herakles zwölf Kinder; aber in einem Anfalle von Raſerei erſchlug er dieſelben, nachdem er ſein Weib zuvor verſtoßen hatte. Als ihn die Reue über dieſe That ergriff, fragte er das Orakel zu Delphi um Rath, durch welche Buße er ſein

Verbrechen sühnen könne, und erhielt zur Antwort: daß er zum Eurystheus, der das Reich des Amphitryon in Besitz genommen hatte, gehen, und demselben dienstbar sein solle. Herakles gehorchte und verrichtete dem Eurystheus die berühmten zwölf Arbeiten, welche von den Dichtern als das Größte besungen worden sind, was Muth und Kraft jemals vollbracht haben.

Perseus auf dem geflügelten Pegasos.

Reichhaltiger und durch Dichterschmuck mehr verschönt als alle übrigen ist die Mythe von Herakles. Nach dieser war er der Sohn der Alkmene aus einer Umarmung des Zeus. Dieser hatte die Nacht, die er bei der Alkmene zubrachte, verdreifacht, um dem zu erzeugenden Sohne eine dreifache menschliche Kraft zu verleihen. Aber dies Geschenk der Gottheit wurde ihm verkümmert durch den Haß, welchen Here, die Gattin des Zeus, auf die unschuldige Frucht von ihres Mannes Untreue warf. Here wurde die unerbittlichste Feindin und Verfolgerin des Herakles.

Die ungeheure Kraft dieses Helden zeigte sich schon in der Wiege, in welche Here ein Paar Schlangen legte, um das Kind zu tödten. Der neugeborne Knabe erwürgte sie mit seiner kleinen Hand und lachte dazu. Nachdem das Kind zum Jüngling herangewachsen und in allen kriegerischen Uebungen wohl geübt war, mußte er eine Zeit lang die Herden des Amphitryon weiden.

Die ersten Thaten des Herakles bestanden in Vertilgung wilder Thiere. So erlegte er zuerst einen furchtbaren Löwen, der das Reich des Königs Thespios unsicher machte. Dieser gab dem Löwenbändiger zum Lohne für die Heldenthat seine 50 Töchter, welche

Herakles in einer einzigen Nacht zu Müttern machte. Jede derſelben gebar ihm einen Sohn, woraus ſich die zahlreiche Nachkommenſchaft des Herakles erklärt.

Die berühmten zwölf Arbeiten des Herakles waren folgende:

1) Die Erlegung des nemeiſchen Löwen. Dies Ungeheuer verwüſtete die Gegend um Nemea. Herakles verſuchte vergebens, es zu tödten. Seine Pfeile prallten ab von der undurchdringlichen Haut, und ſeine Keule zerſchmetterte am Schädel des Löwen. Da endlich packte er das Thier mit den Händen und erdrückte es zwiſchen ſeinen Schenkeln. Die abgezogene Haut des Löwen diente ihm für die Zukunft als Panzer, und der Kopf deſſelben als Helm.

2) Die Tödtung der lernäiſchen Schlange. Dieſes unter dem Namen der Hydra bekannte Unthier hauſte in einer Höhle bei dem Orte Lerna. Das Blut und der Athem der Schlange waren giftig, und außerdem hatte ſie mehrere Köpfe, deren jeder, ſobald er abgeſchlagen wurde, zweifach nachwuchs. Herakles half ſich dadurch, daß er mit einem glühenden Baumaſte die Stelle, wo er einen Kopf abhieb, ſogleich ausbrannte, wodurch das Nachwachſen verhindert und das Ungeheuer endlich getödtet wurde. In das Blut der Schlange tauchte Herakles ſeine Pfeile, die dadurch vergiftet und alſo unfehlbar tödlich wurden.

3) Die Einfangung der artemiſiſchen Hirſchkuh. Dieſes der Göttin Artemis geweihte ſchnellfüßige Thier verfolgte Herakles ein ganzes Jahr, bis er es endlich durch einen Pfeil am Fuße verwundete und auf dieſe Weiſe einholte.

4) Die Einfangung des erymanthiſchen Ebers. Dieſes am Berge Erymanthos hauſende Thier fing Herakles dadurch ein, daß er es in tiefen Schnee trieb. Nachdem er den Eber auf dieſe Weiſe eingeholt hatte, lud er ihn auf ſeine Schultern und überbrachte ihn ſo dem Euryſtheus.

5) Die Ausmiſtung der Augias-Ställe. Die Ställe des Königs Augias, in welchen 3000 Rinder ſtanden, waren in 30 Jahren nicht gereinigt worden. Herakles erhielt den Auftrag, dieſe Reinigung in einem Tage zu Stande zu bringen, und er bewerkſtelligte ſie auch in dieſer Zeit mit Hülfe des Fluſſes Alpheos, deſſen Strom er durch die Ställe leitete.

6) Die Erlegung der ſtymphalidiſchen Raubvögel. Dieſe am See Stymphalos in Arkadien hauſenden Raubvögel fraßen Menſchen und machten ſich dadurch ſo furchtbar, daß Herakles den Auftrag bekam, ſie zu vertilgen. Er erlegte ſie mit ſeinen Pfeilen.

7) Die Einfangung des kretenſiſchen Stiers. Dieſes wilde auf Kreta lebende Thier war daſſelbe, mit welchem Paſiphaë, des Minos Weib, Umgang hatte und den Minotauros zeugte. Herakles fing ihn ein und brachte ihn lebendig dem Euryſtheus, der ihn aber wieder freiließ.

8) Die Einfangung der diomediſchen Roſſe. Der König Diomedes in Thrakien beſaß mehrere Stuten, welche mit eiſernen Ketten an ſteinerne Krippen gebunden waren und mit Menſchenfleiſch genährt wurden. Herakles ging hin, riß die Pferde los, warf ihnen den grauſamen Diomedes zum Fraße vor und führte ſie alsdann dem Euryſtheus zu, der ſie zur Zucht verwandte.

9) Die Abholung des Wehrgehenkes der Amazonenkönigin Hippolyte. Dieſe beſaß ein koſtbares Wehrgehenk, nach deſſen Beſitz ſich eine Tochter des Euryſtheus ſo ſehr ſehnte, daß Herakles den Befehl erhielt, das Wehrgehenk zu holen. Er entledigte ſich dieſes Auftrages, nachdem er mit den Amazonen um das Kleinod gekämpft und ihre Königin getödtet hatte.

10) Der Raub der geryoniſchen Rinder. Geryon war ein König in Iberien (jetzt Spanien), welcher koſtbare, aber ſehr ſtreng bewachte Rinder hatte, die Euryſtheus zu beſitzen verlangte. Herakles zog nach Iberien, tödtete den Geryon und die beiden Wächter der Rinder, einen Hund und einen Rieſen, und brachte den Raub glücklich nach Hauſe.

11) Die Abholung der heſperidiſchen Aepfel. Das an der Weſtküſte von Afrika wohnende fabelhafte Volk der Heſperiden beſaß einen ſchönen von einem Drachen

Fig. 1. Hercules and Cerberus. Hercules, with his lion's skin and club, is dragging Cerberus from the lower world. Behind him is Minerva, and on the left Mercury. Cerberus has three heads, a dragon's tail, and serpents about his body.

zu sehen; aber als es Herakles auf seinen Armen brachte, mußte er es sogleich wieder hinunterbringen. Eurystheus konnte den Anblick des höllischen Wächters nicht ertragen.

Die übrigen Thaten des Herakles wollen wir übergehen, und nur noch seiner vielen Züge gedenken. Sein steter Begleiter war ein schöner Jüngling Namens Hylas, der ihm aber einst von verliebten Nymphen geraubt wurde. Um seinen Liebling wieder aufzusuchen, durchzog Herakles den größten Theil der bekannten Erde, bald mit den Kentauren kämpfend, fabelhaften Geschöpfen, die halb Mensch halb Pferd waren, bald Länder und Inseln erobernd. Auf einem dieser Züge war es, wo er zum Andenken seines Weges nach Westen auf die Meerenge, die das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet, die zwei Felsenberge setzte, welche unter der Benennung: Säulen des Hercules bekannt sind.

Für einen Mord, den Herakles im Jähzorn begangen, verurtheilte ihn das Orakel zu einer dreijährigen Sklaverei. Demzufolge verkaufte er sich an die Königin Omphale von Lydien (siehe S. 271), der er nicht nur zur Befriedigung ihrer Wollust, sondern auch zur Verrichtung weiblicher Arbeiten dienen mußte. Herakles saß am Rocken und spann. Aber kaum war die Zeit der Sklaverei zu Ende, als er auch auf neue Thaten sann, und zuerst in Troia einfiel, dessen König er besiegte. Endlich nahm Herakles eine Königstochter, Namens Deianira, zur Ehe, und die Eifersucht dieses Weibes war es, welche das Ende des Helden herbeiführte.

Beide mußten nämlich einst über einen Fluß setzen. Während Herakles durch den Strom ging, vertraute er sein Weib einer Fähre an, die dort ein Kentaur, Namens Nessos, unterhielt. Mitten auf dem Strome wollte sich Nessos mit Gewalt in den Besitz von Deianira's Reizen setzen. Aber kaum gewahrte Herakles am andern Ufer das Vorhaben des Kentauren, als er denselben auch sofort mit einem seiner vergifteten Pfeile zu Boden streckte. Nessos wollte sich noch im Tode an seinem Mörder rächen. Deshalb pries er sterbend sein durch den Pfeil vergiftetes Blut der Deianira als ein Mittel an, sich die Liebe des Herakles zu bewahren. Wenn sie mit diesem Blute ein Gewand ihres Mannes färben würde, sagte er, so könne er ihr nicht untreu werden. Als nun einst Deianira glaubte, daß Herakles in ein anderes Weib verliebt sei, wandte sie das Mittel des Nessos an. Sie sandte ihrem Manne, der zu einem Opfer eines Gewandes bedurfte, ein solches zu, welches mit dem vergifteten Blute des Nessos gefärbt war. Herakles hatte das Gewand nicht sobald angethan, als es sich auch brennend an seine Haut anschmiegte. Rasend vor Schmerz riß er das Kleid von sich, aber mit ihm auch sein Fleisch, das von dem fürchterlichen Gifte völlig zerfressen war. Um sich einen qualvollen Tod zu ersparen, ließ sich der sterbende Held auf den Berg Oeta bringen, wo er sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte.

Herakles ist der volksthümlichste, gewissermaßen der Nationalheld der Griechen, das Ideal, welches die griechischen Helden zu erreichen strebten. Das Andenken des Heros wurde beim ganzen griechischen Volke heilig gehalten, und er selbst von Zeus unter die Götter versetzt. Seine ihm zugeschriebenen Nachkommen nennt man nach ihm die Herakliden.

Der an Verdiensten reichste aller griechischen Heroen ist Theseus. Obwol dessen Sage überreichlich mit dichterischer Erfindung versetzt ist, so enthält sie doch mehr als die von Herakles einen historischen Kern. Sie ist folgende.

Theseus. Aegeus, der König von Attika, hatte keine Kinder. Als er nun wegen dieser Kinderlosigkeit das delphische Orakel um Aufschluß bat, erhielt er eine so dunkle Antwort, daß er sich nach Trözene zu dem weisen, orakelkundigen Könige Pittheus begab, diesen um Aufklärung zu bitten. Pittheus veranlaßte seine Tochter Aethra, das Bett des attischen Königs zu theilen, und so wurde dieselbe mit Theseus schwanger. Um seinen Sohn später zu erkennen, verbarg Aegeus vor seiner Abreise sein Schwert und ein Paar Sohlen

unter einem schweren Stein und empfahl der zurückgelassenen Prinzessin, das zu gebärende Kind, wenn es ein Knabe sei, mit jenen Wahrzeichen nach Athen zu senden, sobald es fähig sein würde, den Stein wegzuwälzen.

Als nun diese Zeit gekommen war, und Theseus sich im Besitze ungewöhnlicher Kräfte fand, machte er sich auf die Reise nach Athen. Seinen Weg bezeichnete er besonders dadurch, daß er die vielen Räuber, welche die Straßen unsicher machten, überwältigte und zum Theil auf dieselbe Weise erschlug, auf welche sie die wehrlosen Wanderer dem Tode geweiht hatten.

Der Erste, welchen er erlegte, war Periphetes, mit dem Beinamen der Keulenschwinger, von der ungeheuren Keule, die er führte, und die Theseus nach der Ueberwindung des Periphetes für sich behielt.

Der Zweite war Sinnis der Fichtenbeuger, so genannt von der martervollen Todesart, die er seine Opfer erleiden ließ. Er beugte nämlich die Spitzen zweier Fichten zusammen, band an jede derselben einen Fuß seines Schlachtopfers und ließ dasselbe so von den auseinander fahrenden Bäumen zerreißen. Theseus that ihm ein Gleiches.

Der Dritte war Skiron, ein berüchtigter Räuber, der die Reisenden von einem hohen Felsen herabstürzte, und dem nun Theseus das gleiche Schicksal bereitete.

Der Vierte endlich hieß Damastes, mit dem Beinamen Prokrustes (der Ausdehner), so genannt, weil er seine Opfer, wenn sie klein waren, auf ein großes Bett band und durch Marterinstrumente so lange reckte, bis sie die Länge des Bettes erreichten. Waren seine Gefangenen aber groß, so band er sie auf ein kleines Bett und hackte ihre hervorragenden Glieder ab. Auch diesen ließ Theseus die Qual empfinden, die sein Bett so vielen Anderen bereitet hatte.

Als Theseus in Attika angekommen und von seinem Vater an dessen Schwerte erkannt worden war, hörte er, daß der kretensische Stier, den Eurisstheus, wie wir sahen, losgelassen hatte, die Gegend um Marathon verwüstete. Sogleich fing er dies Ungeheuer ein, und zeigte es in Ketten dem staunenden Volke, das nun nicht Worte genug finden konnte, den jungen Helden zu preisen.

Aber dieser wollte sich um sein neues Vaterland noch ein größeres Verdienst erwerben dadurch, daß er dasselbe von dem schrecklichen Tribute befreite, den es dem Minos zu liefern hatte. Als die Zeit der Abtragung kam, reihte sich Theseus freiwillig unter die vierzehn Opfer, und verhieß seinem Vater gewissen Sieg, zum Zeichen dessen das rückkehrende Schiff statt des üblichen schwarzen Trauersegels ein weißes tragen sollte.

Theseus kam in Kreta an und wurde in das Labyrinth geführt, wo es ihm gelang, den schrecklichen Minotauros zu tödten. Aber nimmer würde er sich aus dem Irrgebäude wieder herausgefunden haben, hätte ihm nicht Ariadne, des Minos Tochter, deren Liebe der schöne Fremdling gewonnen, den Weg gewiesen. Sie gab ihm nämlich ein Knäuel Garn, dessen eines Ende er am Eingange befestigen sollte. An dem Faden, den er auf diese Weise abwickelte, fand er sich nach vollbrachter Heldenthat ohne alle Mühe aus dem Labyrinthe heraus, und da der Minotauros nunmehr todt war, so kostete es ihm wenig Mühe, den Minos zur Aufhebung des Tributs zu bewegen.

Theseus schiffte freudig seiner Heimat zu, in welcher sein Vater Aegeus täglich am Meere saß, um auf das Erscheinen des weißen Segels zu warten. Unglücklicherweise hatte man auf dem Schiffe in der allgemeinen Freude vergessen, das weiße Segel aufzuziehen. Als nun Aegeus das schwarze Segel erblickte und seinen einzigen Sohn todt wähnte, erfaßte ihn die Verzweiflung, und er stürzte sich ins Meer, welches nach ihm das Aegäische genannt wurde.

Die Landschaft Attika bestand aus mehreren kleinen Reichen, welche häufig in Krieg mit einander geriethen und dem gemeinsamen Könige Widerstand leisteten. Um diese gegenseitige Aufreibung zu enden, beschloß Theseus eine Vereinigung aller attischen Reiche.

Deshalb nöthigte er die Oberherren derſelben zur Niederlegung ihrer Stellen, baute Athen zur Hauptſtadt aus und ſetzte dort einen für ganz Attika gemeinſchaftlichen Rath und Gerichtshof ein. Das ganze Volk wurde nun in drei Klaſſen getheilt; der Adel (Eupatriden) beſorgte die Verwaltung des Staates, die Aufſicht über die Religion und die Vollſtreckung der Geſetze; die Ackerleute (Geomoren) gaben den Nährſtand ab, und die Künſtler und Gewerbleute (Demiurgen) erſchienen als die Bürgen der vorwärts dringenden Kultur.

Aber gerecht, wie Theſeus war, wollte er den abgeſetzten Oberherren zeigen, daß nicht Eigennutz ihn zu jener Aenderung der Verfaſſung verleitet habe. Deshalb entſagte er ſelbſt allen Vorrechten des Königthums und behielt davon nichts als den Titel, die Anführung des Heeres und die Bewachung der Geſetze: — wahrlich mehr Pflichten als Rechte! —

Ohne allen Zweifel hat Theſeus durch die Einführung jener freien Verfaſſungsform den Grund gelegt zu der nachmaligen Größe Griechenlands; denn Niemand kann beſtreiten, daß dieſe Größe in der republikaniſchen Verfaſſung des Landes ihre Wurzel hatte; und wir werden ſpäter ſehen, wie die Einführung der griechiſchen Republiken nur von Athen ausging, dem zu einem ſolchen Uebergange durch die Einrichtungen des Theſeus offenbar der Anſtoß gegeben worden war.

Aber die abgeſetzten Oberherren konnten es nicht ſehen, daß das Volk der Freiheit zugeführt wurde; und da Theſeus dies gethan, ſo haßten ſie ihn und ſtifteten eine Verſchwörung gegen ſeine Krone. An der Spitze derſelben ſtand Meneſtheus, ein Vetter des Theſeus, welcher ohne deſſen Geburt den attiſchen Thron geerbt haben würde und ſich jetzt durch Gewalt deſſelben bemächtigte, während Theſeus abweſend war. Als dieſer zurückkehrte, fand er überall Widerſtand, wo er Dank erwartete, und dies ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er mit einem ſchweren Fluche auf ſein undankbares Vaterland daſſelbe verließ und nach der Inſel Euböa ging, wo er Anſprüche auf väterliche Beſitzungen hatte. Allein der dortige König war nicht geſonnen, dieſe Beſitzungen auszuliefern. Um indeß einen unvortheilhaften Kampf mit Theſeus zu vermeiden, beſchloß er, denſelben zu ermorden. Unter dem Vorwande, ihm die Ländereien zu zeigen, führte er ihn auf einen hohen Felſen und ſtürzte ihn dort meuchlings in den Abgrund.

So endete Theſeus, der Heros der Heroen; und obgleich er weder religiös verehrt, noch unter die Götter verſetzt wurde, ſo wird doch die Geſchichte ſein Andenken niemals erlöſchen laſſen.

Der Argonautenzug. Dieſer Raubzug griechiſcher Fürſten nach dem am Oſtufer des Pontos Euxeinos gelegenen Reiche Kolchis iſt das erſte Zeichen einer politiſchen Verbindung unter den zerſplitterten zahlloſen griechiſchen Völkern, der erſte Beweis von gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit der Griechen nach außen; allein leider muß ihn die nüchterne Forſchung für eine Mythe erklären. Die Zahl der Fürſten, welche an dieſem Raubzuge Theil nahmen, und unter denen neben Anderen Orpheus, Herakles, Theſeus, Kaſtor und Polydeukes (Pollux) namentlich aufgeführt werden, iſt verſchieden. Einige geben 49 an, Andere 50, 52, 54, noch Andere 70, wieder Andere ſogar 100. Man nennt ſie Argonauten, d. h. Argofahrer, von dem Namen des Schiffes, auf welchem der Zug unternommen wurde, und welches nach ſeinem Erbauer Argos Argo getauft worden war. — Die Sage iſt folgende: Der König Athamas von Orchomenos hatte von ſeinem verſtoßenen erſten Weibe Nephele zwei Kinder, einen Sohn, Phrixos, und eine Tochter, Helle. Beide wurden von ihrer Stiefmutter Juno, dem zweiten Weibe ihres Vaters, ſchlecht behandelt, und beſchloſſen die Flucht aus dem Vaterhauſe. Ihre rechte Mutter ſchenkte ihnen dazu einen Widder mit goldenem Vließ (Fell), welcher Chryſomallos hieß und reden und fliegen konnte. Auf dieſem Widder flogen nun die beiden Geſchwiſter übers Meer, um bei dem Könige Äetes von Kolchis Aufnahme zu finden. Aber beim

Fluge über die Meerenge, welche das Aegäiſche Meer mit dem Propontis verbindet, ſtürzte Helle herab und verſank in dem Waſſer, welches nach ihr Hellespont, d. i. Meer der Helle, genannt wurde. Phrixos dagegen kam glücklich in Kolchis an, fand Aufnahme beim Äetes und ſchenkte dieſem dafür das Vließ des Widders, nachdem er denſelben für ſeine Rettung den Göttern geopfert hatte. Äetes hängte das koſtbare Fell in dem Haine des Gottes Ares an einer Eiche auf und ließ es dort von einem Drachen und zwei feuerſchnaubenden Ochſen bewachen. Dieſer Schatz war das Ziel der Wünſche aller griechiſchen Helden. Aber man hielt die Erlangung deſſelben für unmöglich, bis endlich Jaſon, Prinz von Jolkos, einer kleinen Stadt in Theſſalien, von ſeinem Oheime veranlaßt wurde, den Raub des goldenen Vließes zu verſuchen.

Jaſon flüchtet mit Medea und dem goldenen Vließ auf den Argo. Zeichnung von H. Leutemann.

Jaſon forderte die tapferſten der griechiſchen Fürſten zur Unterſtützung auf und brachte ſo eine bedeutende Verbindung zu Stande, worauf er ſogleich ein großes Schiff bauen ließ, auf welchem die Ueberfahrt nach Kolchis geſchehen ſollte.

Nach vielen Widerwärtigkeiten dort angekommen, forderte Jaſon vom Äetes das goldene Vließ. Dieſer wollte ihn verderben, und verſprach deshalb, das Fell auszuliefern, wenn Jaſon die Kampfarbeit beſtehen würde, welche Äetes vorſchlagen werde. Jaſon nahm den Vorſchlag an, und Äetes befahl ihm nun, mit den beiden wilden feuerſchnaubenden Stieren einen harten Acker umzupflügen, Drachenzähne in die Furchen zu ſäen und mit der daraus entſprießenden Saat von geharniſchten Männern ſiegreich zu kämpfen. Jaſon hätte dieſen Kampf unmöglich beſtehen können, wenn ihm nicht Hülfe geworden wäre durch des Äetes Tochter Medea, die ſich auf Zauberkünſte verſtand und für den ſchönen Jaſon in Liebe entbrannt war. Ihre Kunſt zähmte die Stiere und ſäete Zwietracht unter die geharniſchten Männer, ſo daß dieſe ſich ſelbſt zerfleiſchten und Jaſon als Sieger aus dem Kampfe hervorging.

Digitized by Google

Aber trotzdem weigerte sich Äetes, das goldene Vließ herauszugeben, und Jason entschloß sich endlich, mit Hülfe der Zauberin Medea den Schatz zu rauben. Der Plan gelang. Die Griechen sahen sich im Besitz des ersehnten Kleinodes, schifften sich unter dem Beistande und in Gesellschaft der Medea schleunig wieder ein und kamen nach vielen Irrfahrten und manchen widrigen Schicksalen glücklich in der Heimat an.

Als Theilnehmer am Argonautenzuge sind Kastor und Pollux genannt, bekannt unter dem gemeinschaftlichen Namen der Dioskuren, d. i. Söhne des Zeus, denn sie waren nach der Sage die Zwillingssöhne dieses Gottes. Zeus nämlich hatte sich in Leda, die Gattin des lakedämonischen Königs Tyndareus, verliebt und sich ihr unter der Gestalt eines Schwanes genähert. Aus dieser Umarmung gebar die Leda vier Kinder, zwei Söhne: Kastor und Pollux, und zwei Töchter: Helena und Klytemnestra. Diese Letzteren erhielten zwei Brüder zu Männern: Helena den König Menelaos von Sparta, und Klytemnestra den Bruder desselben, Agamemnon, König zu Mykenä.

Kastor und Pollux aber lebten in unzertrennlicher Bruderliebe, erschienen stets in Eintracht bei einander und wurden nach ihrem Tode von Zeus unter die Götter versetzt, von den Griechen aber unter dem Bilde des Zwillingsgestirns verehrt und angebetet.

Die thebanischen Kriege. Mehr geschichtliches Interesse als der Argonautenzug haben die thebanischen Kriege (um 1230—1210), wozu ein Bruderzwist die Veranlassung gab. In Theben herrschte Oedipus, von dem die Sage Folgendes erzählt:

König Laios von Theben, ein Nachkomme des Kadmos, wünschte sich Kinder, allein das Orakel verkündigte, daß wenn er einen Sohn erzeuge, dieser den Vater tödten und die Mutter heirathen werde. Als nun die Königin Jokaste einen Sohn gebar, ließ ihn der Vater mit gebundenen Füßen einem Hirten geben, ihn auszusetzen. Der Hirt brachte den Knaben zu seinem Herrn Polybos, König von Korinth. Man nannte ihn Oedipus wegen seiner geschwollenen Füße. Als er aufwuchs und das Orakel nach seiner Herkunft fragte, warnte ihn dieses vor der Rückkehr, da er sonst Vatermord und Blutschande begehen würde. Er floh daher sein vermeintliches Geburtsland und machte sich auf den Weg nach Theben. In diesem Lande war große Noth. Ein seltsames Ungeheuer, Sphinx genannt, lauerte den Menschen auf, legte ihnen ein Räthsel vor und tödtete sie, wenn sie es nicht lösen konnten. Laios reiste nach Delphi, um das Orakel zu befragen. In einem engen Passe begegnete ihm Oedipus, den er übermüthig behandelte und der ihn und seinen Diener erschlug. Der Bruder der Jokaste, Kreon, bot nun Demjenigen die Herrschaft über Theben und die Hand der Jokaste an, der das Räthsel der Sphinx lösen und das Land von ihr befreien würde. Oedipus that es, heirathete seine Mutter und das Orakel war erfüllt. Eine Pest kam über das Land; man forschte bei einem Seher nach der Ursache und erfuhr den Vatermord und die Blutschande des Oedipus. Jokaste tödtete sich und Oedipus, der sich die Augen ausstach, wurde vertrieben. Von seinen Töchtern Antigone und Ismene geführt, irrte er lange umher, bis er endlich durch den Tod Ruhe und Entsühnung fand.

Außer seinen Töchtern hatte Oedipus noch zwei Söhne: Eteokles und Polyneikes. Ueber die Regierung des Reichs hatte er verordnet, daß die beiden Söhne sie abwechselnd führen sollten, derart, daß Jeder von ihnen den Thron ein Jahr lang einnähme. Eteokles bestieg ihn zuerst, fand aber an der Herrschaft so viel Geschmack, daß er sich nach Verlauf seines Regierungsjahres weigerte, den Thron abzutreten. Polyneikes bat den Adrastos, König von Argos, um Beistand, und dieser brachte zum Kriege gegen Eteokles eine Verbindung von sieben griechischen Fürsten zu Stande, deren Namen folgende waren: Polyneikes, Adrastos, Tydeus, Amphiaraos, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäos.

Diese Helden belagerten Theben; da die Stadt aber gut befestigt worden, so war aller Muth der Sieben nicht im Stande, sie einzunehmen, und die beiden feindlichen

Brüder beſchloſſen endlich, ihren Zwiſt durch einen Zweikampf zur Entſcheidung zu bringen. Dieſer fiel ſo unglücklich aus, daß Beide auf dem Platze blieben. Der Krieg begann von Neuem, denn Kreon, der Oheim des gefallenen Eteokles, übernahm die Regierung über Theben und leiſtete den belagernden Fürſten ſo lange hartnäckigen Widerſtand, bis ſie ſämmtlich vor den Mauern Thebens umgekommen waren.

Aber die Gefallenen hatten Nachkommen hinterlaſſen. Ihre ſieben Söhne, bekannt unter dem Namen der Epigonen (Nachgeborene), brannten vor Begierde, den Tod ihrer Väter zu rächen. Als ſie daher herangewachſen waren und des Eteokles Sohn Laodamas die Regierung über Theben angetreten hatte, verbanden ſie ſich zur Eroberung dieſer Stadt, wie ihre Väter, waren aber glücklicher als dieſe; denn es gelang ihnen, die Thebaner vollſtändig zu ſchlagen und die Stadt einzunehmen, worauf Therſander, des Polyneikes Sohn, den thebaniſchen Thron beſtieg und die Feindſeligkeiten ein Ende hatten.

Kampf um den Leichnam des Patroklos. Nach C. Vertling.

Der Zug nach Troja, welcher nicht lange nach Beendigung der thebaniſchen Streitigkeiten ſtattfand, iſt die erſte politiſche Unternehmung des griechiſchen Volkes, aber leider keine ehrenvolle; Eroberungsluſt und Beuteſucht waren die Triebfedern zu der Belagerung und Zerſtörung des reichen Troja.

Der hiſtoriſche Grund dieſer Unternehmung gegen Troja iſt indeſſen keineswegs ein ſehr feſter, und manche Forſcher ſind geneigt, ihn ganz und gar für eine poetiſche Fiktion zu halten. Seit uralten Zeiten wurden die raubluſtigen Griechen allerdings durch die naheliegenden kleinaſiatiſchen Küſten angelockt, und Trojaner, Lykier, Karier waren ſehr gedrückt oder zum Theil gänzlich durch die neuen, vom europäiſchen Feſtland herüberkommenden Stämme verdrängt worden. Thrakiſche Völker waren fortwährend über den Bosporos gegangen, hatten die Einwohner vertrieben und ſich in Bithynien feſtgeſetzt.

Die Geſchichte dieſer Kämpfe und die Namen der ſich darin auszeichnenden Helden pflanzten ſich im Volke durch die Tradition in Sagen und Liedern fort. So lange dieſe Kämpfe dauerten, blieb das Andenken an die Heldenthaten der Vorfahren gewiſſermaßen noch lebendig; an eine Aufzeichnung der ſie feiernden Lieder wurde um ſo weniger

gedacht, als wahrscheinlich nur sehr Wenige Geschriebenes lesen konnten. Erst als man in den neuen Wohnsitzen zur Ruhe kam und Künste, Gewerbe und Handel das Volk mehr beschäftigten als der Krieg; als die Heldensagen in Gefahr geriethen, vergessen oder verfälscht zu werden, machte sich das Bedürfniß geltend, die im Munde der Rhapsoden (herumziehende Deklamatoren und Bänkelsänger) lebenden Lieder zu sammeln. Dies geschah in Griechenland ganz in derselben Weise wie in Indien, wo aus ihnen die großen Heldengedichte Mahabharata und Ramajana entstanden, durch die Ilias und Odyssee.

Als Verfasser beider galt bei den Griechen und im ganzen Alterthum Homer, und erst in neueren Zeiten hat man seine Verfasserschaft angezweifelt und überhaupt über die Entstehungsgeschichte sehr viel Hypothesen aufgestellt, unter denen wir nur die eine anführen wollen, daß die Odyssee von Homer im Greisenalter geschrieben sei, weil sie sich in ihrem Charakter so sehr von der Ilias unterscheide. Wahrscheinlich ist es, daß Homer den Plan zur Ilias kunstreich entwarf, die Belagerung von Troja zum Kern der Dichtung machte und um diesen die alten Lieder und Sagen gruppirte. Wann er lebte, ist nicht genau zu ermitteln. Herodot sagt: 400 Jahr vor seiner Zeit, also ungefähr um 900 v. Chr.

Uns genügt es zu wissen, daß die Werke des Homer der Mittelpunkt der gesammten griechischen epischen Poesie wurden, daß sie auf die künstlerische Bildung der Griechen den größten Einfluß ausübten und dadurch auf alle Völker Europa's, welche alle mehr oder weniger mittelbar ihre Kultur griechischen Einwirkungen verdanken.

Herumziehende Sänger trugen Stellen aus Homer's Werken vor und mochten manches Ungehörige einschalten oder den Text verstümmeln, denn schon Solon hielt es für nöthig, Schritte zur Ausscheidung solcher Zusätze zu thun; allein erst unter Peisistratos wurde einer Kommission von gelehrten Männern dieses Geschäft übergeben und durch sie Iliade und Odyssee hergestellt, wie wir sie kennen. In den Schulen wurden homerische Gesänge auswendig gelernt, wie bei uns Bibel- und Gesangbuchverse, und es ist kaum nöthig zu bemerken, daß dadurch dem Leben der Griechen ein Element eingeimpft wurde, welches erhebend und veredelnd wirkte und Ursache wurde, daß die Griechen noch heute in vielen Beziehungen als unerreichte Muster dastehen.

Ueber die Gründung von Ilion durch Nachkommen des Dardanos haben wir bereits geredet. Die Stadt wurde durch eine Feuersbrunst, wahrscheinlich im Kriege mit benachbarten Nationen, zerstört, dann aber wieder aufgebaut.

Zur Zeit des Ramses II. (14. Jahrh. v. Chr.) finden wir Trojaner unter seinen Feinden; allein die Niederlage bei Kadesch verdarb ihnen den Geschmack an ferneren Kriegsunternehmungen. Ein an sich unbedeutendes Ereigniß mußte zu dem Kriege der Griechen gegen Troja den Vorwand liefern.

Als die Veranlasserin des tragischen Schicksals, von dem die Trojaner betroffen wurden, betrachtet man nämlich die als Gattin des spartanischen Königs Menelaos uns schon bekannte und durch ihre Schönheit berühmte Helena.

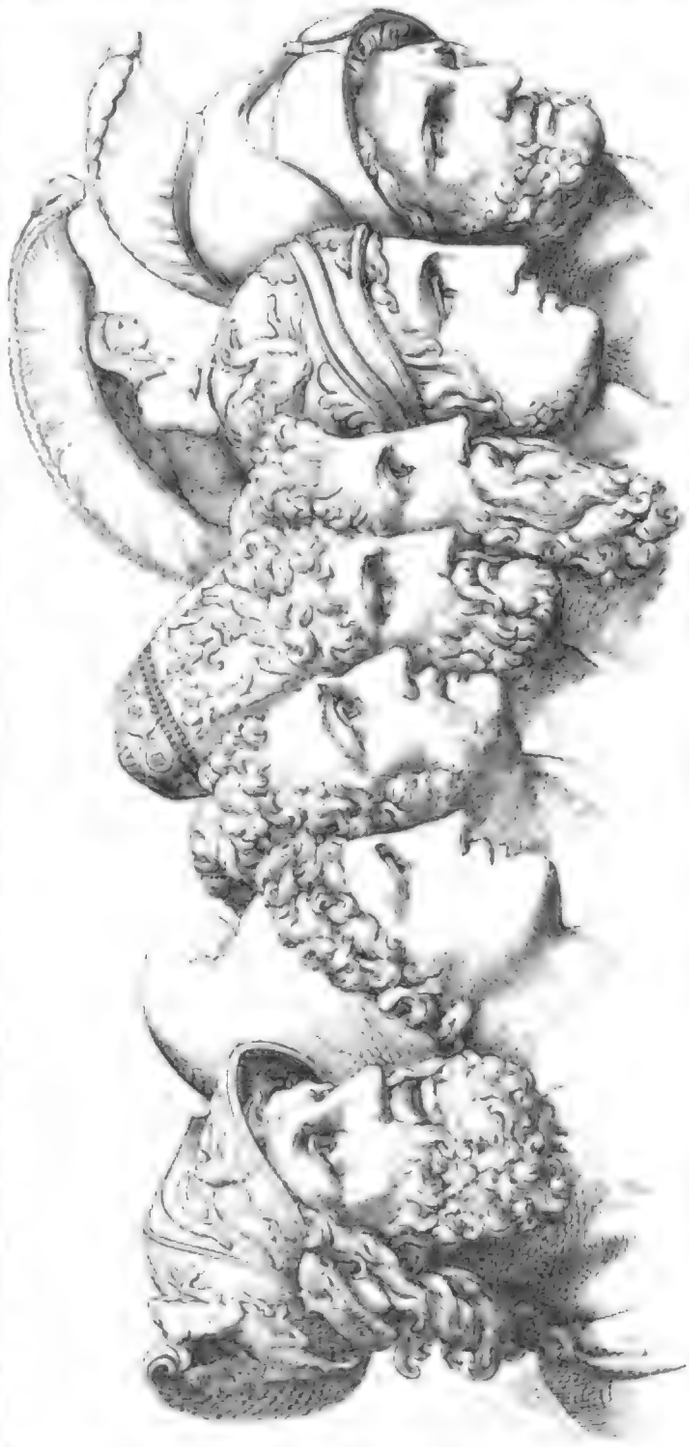
Als Paris, eines der 50 Kinder des Königs Priamos, einst zum Besuche in Sparta war und im Hause des Menelaos gastfreundliche Aufnahme fand, entbrannte er in Liebe zu seiner reizenden Wirthin, und sie war schwach und sinnlich genug, der Lockung des schönen Jünglings zu folgen, dem sie für die Zukunft anzugehören beschloß. Deshalb wurde von den beiden Verliebten die Flucht verabredet. Als Menelaos nun einstens abwesend war, nahm Helena alle Kostbarkeiten und Schätze ihres Mannes, floh damit auf die Schiffe des Paris, und ließ diesen das Zeichen zur Abfahrt geben.

Nach Herodot wurden die Flüchtlinge an die ägyptische Küste verschlagen, wo sie lange Zeit unerkannt lebten, bis ihr Vergehen von untreuen Dienern dem Könige Cetes (Proteus) verrathen wurde. Dieser behielt Helena und deren Schätze bei sich, um sie dem Menelaos später auszuliefern, während er dem Paris befahl, Aegypten zu verlassen. Dieser Angabe zufolge befand sich also Helena während der Belagerung gar nicht in Troja,

Digitized by Google

und dies wird um ſo wahrſcheinlicher, da ſie ſonſt gewiß ausgeliefert worden wäre: man müßte denn annehmen, daß ein ganzes Volk ſo toll ſein könne, ſich dem Untergange zu weihen, um dem Sohne ſeines Königs eine Geliebte zu erhalten.

Obgleich das Unrecht, welches dem Menelaos durch dieſe Entführung zugefügt worden war, nur ſeinem Weibe, weit weniger dem Paris, am allerwenigſten aber dem trojaniſchen Volke zur Laſt fiel, ſo ließ man doch das Volk büßen, was der Sohn ſeines Königs verſchuldet hatte; denn die griechiſchen Fürſten nahmen jene Privatangelegenheit des Menelaos zum Vorwande, um einen großen Kriegszug gegen Troja zu Stande zu bringen. Beſonders thätig zeigte ſich dabei des Menelaos Bruder, Agamemnon, König zu Mykenä. Seinem großen Einfluſſe vorzüglich gelang es, eine Vereinigung der meiſten griechiſchen Fürſten und mit ihrer Hülfe ein Heer zu Stande zu bringen, zu deſſen Ueberfahrt nach Troja 1200 Schiffe erforderlich waren. Unter all den Fürſten, welche an dieſem Kriegszuge Theil nahmen, nennen wir außer Menelaos und Agamemnon nur die ausgezeichneteren: Achilleus (Achilles) von Pythia in Theſſalien, Odyſſeus (Ulyſſes) von Ithaka, Diomedes von Argos, Neſtor von Pylos, Idomeneus von Kreta, Aias (Ajax) von Salamis.



Die trojaniſchen Helden.

Die Belagerung des ſtark befeſtigten Troja zog ſich in die Länge, beſonders da es den Griechen an allen Lebensbedürfniſſen fehlte, und ſie alſo den größten Theil ihrer Zeit mit Raubzügen in Thrakien und auf den benachbarten Inſeln hinbringen mußten, um ſich jene Bedürfniſſe zu verſchaffen. Dazu kam noch Uneinigkeit in ihrem eignen Lager, ferner die bedeutende Unterſtützung, welche die Belagerten von Seiten der benachbarten kleinaſiatiſchen Fürſten erhielten, und endlich die heldenmüthige Vertheidigung der Trojaner ſelbſt, welche in den Söhnen des Priamos, beſonders in Hektor und Aeneas, Anführer hatten, die ſich einem Achill und Odyſſeus würdig gegenüberſtellen konnten.

Endlich nach zehnjähriger Belagerung, nachdem die erſten Helden auf beiden Seiten, Achill und Hektor, gefallen waren, gelang es den Griechen, die Stadt durch Liſt in ihre Gewalt zu bringen. Dieſe Liſt, durch welche ſich die Griechen in den Beſitz von Troja

brachten, wird folgendermaßen erzählt: Auf den Rath eines Wahrsagers ließen sie ein großes hölzernes Pferd bauen, in dessen hohlen Leib sich die streitbarsten unter den griechischen Männern verbargen. Hierauf fuhren die Griechen scheinbar ab, indem sie sich hinter der Insel Tenedos den Augen der Belagerten entzogen. Das hölzerne Pferd war stehen geblieben, und während die Trojaner dasselbe noch neugierig betrachteten, erschien ein Grieche, der vorgab, vor Odysseus geflohen zu sein, und um Aufnahme in Troja bat. Man befragte ihn über den Zweck des Pferdes, und der Abgesandte — denn das war der Mann — erklärte hierauf: das Roß sei gebaut worden, um einen Orakelspruch zu erfüllen, welcher dahin laute, daß die Griechen siegen würden, wenn dies Roß nicht in die Stadt Troja geschleift werden könne; brächte man es aber hinein, dann würden die Trojaner Griechenland mit Krieg überziehen. Deshalb sei das Roß so groß gezimmert worden, daß es nicht zum Stadtthore hineinginge. Natürlich wollten nun die Trojaner das Pferd in der Stadt haben. Vergeblich warnte der Priester Laokoon vor der Hinterlist der Griechen; vergeblich warf er einen Speer in die Lende des Rosses, daß sein eisernes Eingeweide mächtig erdröhnte. Als plötzlich zwei Schlangen erschienen und den Laokoon nebst seinen beiden Söhnen erwürgten, da sah man in dem Warner einen gottgestraften Lügner, und schleifte jubelnd das Roß in die Stadt, indem man einen Theil der Mauer niederriß. Kaum war es darin, als die Männer während der Nacht herausstiegen, die Wachen an den Thoren überwältigten, und diese dem wieder zurückgekehrten griechischen Heere öffneten.

Was von den Bewohnern sich nicht durch die Flucht rettete, fiel unter den Streichen der griechischen Schwerter. Die Weiber wurden als Sklavinnen mitgenommen, die Schätze unter die Sieger vertheilt. Die Stadt selbst aber ward durch Feuer der gänzlichen Zerstörung geweiht. Ein Schutthaufen war Alles, was von dem einst so glücklichen und reichen Troja übrig blieb.

Die Sieger, welche sich gleich nach Vollendung des barbarischen Werkes der Verwüstung über den Weg zur Heimfahrt entzweiten und einzeln abreisten, kamen größtentheils erst nach mancherlei Drangsalen in der Heimat an, und Viele von ihnen fanden dort Unheil und Elend, manche sogar den Tod. Am berühmtesten sind die Abenteuer des schlauen Odysseus auf seiner Irrfahrt nach dem heimathlichen Ithaka. Was er bei den Kyklopen, den menschenfressenden Lästrygonen, bei der Zauberin Kirke erduldete; wie er, nachdem er einen Blick in den Hades gethan, dem verführerischen Gesange der Sirenen widerstand; wie er sieben Jahre lang von der schönen Kalypso auf der Insel Ogygia festgehalten wird, endlich zu den Phäaken gelangt, diese ihn nach Hause führen und wie er dort seine treue Penelope von den unverschämten Freiern erlöst — alles das bildet den Inhalt der herrlichen Odyssee.

Ein elendes Schicksal traf den Agamemnon selbst. Sein Weib, die uns schon bekannte Klytemnestra, hatte sich während seiner Abwesenheit mit einem Vetter, Namens Aegisthos, in ein Liebesverhältniß eingelassen, und Beide beschlossen, den rückkehrenden Ehemann zu ermorden. Dieser Entschluß wurde ausgeführt.

Dem Sohne des Agamemnon, Orestes, blieb es überlassen, seinen Vater zu rächen; und er that dies zehn Jahre nachher. Da er zur Zeit der Ermordung seines Vaters noch Kind war, so hatte ihn seine kluge Schwester Elektra zu ihrem Oheim, dem Könige Strophios von Phokis gebracht. Hier war Orestes erzogen worden und hatte mit dem Sohne des Strophios, seinem Vetter Pylades, eine Freundschaft geschlossen, die durch ihre Innigkeit und Unauflöslichkeit sprüchwörtlich geworden ist. — Beide entschlossen sich endlich, den Agamemnon zu rächen. Sie gingen nach Mykenä, kehrten unter erdichteten Namen beim Aegisthos ein und schlugen ihn und sein Weib Klytemnestra todt.

Battle of Clontarf

Brian Boru (Brian Bóruma, Brian mac Cennétig) (926–1014), king of Ireland, was the son of Cennétig, king of Dál Cais in Thomond (Co. Clare). He succeeded his brother Mahon as king of Munster in 976 and by 1002 had established himself as high king of Ireland. He defeated the Norse of Dublin in 1014 at the battle of Clontarf, but was killed in the moment of victory. He was the first Irish king to attempt to unify the country and to establish a centralized government.

Brian Faoiteach (Brian the Turfy) (1675–1761), Irish Jacobite, was the son of Conor O'Brien, 3rd Viscount Clare. He was born in Paris and served in the Irish Brigade in the French army. He was created Earl of Inchiquin in the Jacobite peerage of Ireland in 1719 and succeeded his father as 4th Viscount Clare in 1744. He died in Paris.

Brian, Joseph (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Thomas (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, William (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Edward (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Richard (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Michael (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Patrick (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Daniel (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Brian, Thomas (1696–1738), Irish Jesuit, was born in Co. Limerick. He entered the Society of Jesus in 1715 and was ordained in 1728. He was professor of philosophy at the Irish College in Paris and published several theological works. He died in Paris.

Im Allgemeinen finden wir nach dieser Zeit in den griechischen Reichen überall ein reges, strebsames Leben, besonders da durch die Unruhen der Völkerwanderung die Begriffe des Volks über das Recht der Könige auf den Besitz der Länder sich geändert hatten. Man fing an einzusehen, daß die unumschränkte Herrschaft eines Einzelnen über Viele die allgemeine Fortbildung beschränke, und seitdem Athen nach dem Tode seines Königs Kodros mit der völligen Abschaffung der Königswürde den Anfang gemacht, folgten nach und nach sämmtliche griechischen Reiche diesem Beispiele. Die Bahn zur Republik wurde gebrochen, und an sie knüpften sich Griechenlands Glück und Größe.

Die Abschaffung der Königswürde in Athen geschah blutlos, ruhig und scheinbar im Gefühle der Dankbarkeit gegen den edlen Kodros, der sich für die Erhaltung seines Vaterlandes aufgeopfert hatte.

Als nämlich gegen das Ende der dorischen Wanderung, etwa um 1050 v. Chr., die Dorer nach Attika drangen und Athen belagerten, verkündete ein Orakel, wenn der athenische König von den Feinden erschlagen werde, so würden diese unverrichteter Sache abziehen müssen. Natürlich hüteten sich die Belagerer, den Kodros zu treffen. Dieser aber hatte beschlossen, sich für die Rettung Athens aufzuopfern und es durch List dahin zu bringen, daß die Dorer ihn erschlügen. Er kleidete sich als Bauer, begab sich in das dorische Lager, fing mit den Soldaten Händel an und wurde in dem daraus entstandenen Streite getödtet. Als die Dorer den König in ihm erkannten und des Orakels gedachten, wurden sie muthlos und zogen ab.

Die Athener aber, welche die Abschaffung der Königswürde längst beschlossen hatten, erklärten nun, daß nach dem edlen Kodros Niemand würdig sei, dessen Thron zu besteigen, daß dieser vielmehr dem Zeus geweiht werden, das Königthum also ein Ende haben müsse.

Mit diesem Umformen der Verfassung sehen wir zugleich eine Spaltung des griechischen Wesens in zwei verschiedene Lebensrichtungen oder nationelle Elemente eintreten. Sie wurde die Veranlassung zu langen inneren Kämpfen unter den griechischen Völkern und zur endlichen Unterjochung derselben durch fremde Eroberer; sie hatte ihren Grund in der strengen Absonderung der griechischen Volksstämme, einer Absonderung, welche jeder Nation Verderben bringen muß, denn sie erzeugt eine Trennung der Interessen, sie bringt Eifersucht und Zwietracht hervor und macht das Volk auf diese Weise reif zur Unterjochung, sei es durch äußere, sei es durch innere Feinde, durch Eroberer oder Despoten.

Von den vier griechischen Volksstämmen gelangten die Dorer und Jonier Anfangs zu einer Art Uebergewicht, später zur ausschließlichen Geltung. Daher haben wir bei Betrachtung des griechischen Wesens das dorische und ionische Element genau zu unterscheiden. Beide standen sich grell gegenüber. Die Dorer hingen streng am Herkömmlichen und Alten; die Jonier waren beweglich, für alles Neue empfänglich und der Veränderung geneigt. Die Dorer waren starr, kalt, hartnäckig und unbeholfen; die Jonier lebhaft, umgänglich, schmiegsam und leichtfertig. Die Dorer lebten abgeschlossen in dem Staate und für den Staat ein kaltes, soldatisches, kriegerisches Leben; die Jonier zerstreut, der Entwicklung des Einzelnen nachlebend, der Kultur aus inniger Neigung zugethan, Kunst und Wissenschaft eifrig pflegend.

Aus dieser Charakteristik der beiden griechischen Elemente wird sich später fast das ganze öffentliche Leben und Wirken der Griechen erklären lassen.

Jede der beiden nationellen Richtungen gewann sich eine Art Mittelpunkt in einem vorherrschenden Staate. Der des dorischen Elements wurde allmählich Sparta, der des ionischen Athen, und an die Ereignisse dieser beiden Staaten knüpft sich eine lange Zeit hindurch das politische Leben, ja selbst der Kulturzustand des griechischen Volkes: Die Geschichte der Staaten Sparta und Athen ist die Geschichte Griechenlands.

Mount Cook, Southern Alps, New Zealand. Mount Cook is the highest mountain in New Zealand, at 12,316 feet (3,754 m). Its height was reduced by 10 feet (3 m) in a landslide in 1991. Mount Cook is a popular destination for mountaineers, with 10 of the 22 peaks in the Mount Cook area above 10,000 feet (3,000 m). Mount Cook is also known as Aoraki, which means "cloud piercer" in the Māori language.

älteſte in jedem Falle ſei. Ihre Nachkommen behaupteten die ihnen von ihren Urvätern vererbten Kronen mit großer Hartnäckigkeit, und ſo ſehen wir denn zwei Königslinien, die Agiden und Eurytioniden, zu gleicher Zeit auf dem ſpartaniſchen Throne. Die Agiden ſtammten von Eurysthenes ab, von deſſen Sohne Agis ſie ihren Geſchlechtsnamen herleiteten; die Eurytioniden, von Prokles abſtammend, nannten ſich nach deſſen Enkel Eurytion.

Dieſe Zweiherrſchaft mochte wol der Grund ſein, warum ſich das Königthum in Sparta länger hielt als in den übrigen griechiſchen Staaten; denn der Arm der Könige war hier, eben der Dyarchie wegen, weniger drückend, weil jeder der beiden Herrſcher ſich gegen die Macht des andern dadurch am beſten zu ſchützen vermeinte, daß er ſich beim Volke beliebt zu machen ſuchte. Dies aber konnte nur dann geſchehen, wenn er die königlichen Vorrechte dem Volke zum Opfer brachte; denn das Volk liebt nur Denjenigen wahrhaft, der ſich ihm gleichſtellt; es haßt jede Bevorzugung in dem Bevorzugten. Daß nun mit jener Zweiherrſchaft der Same der Zwietracht in den Staat geworfen worden war, iſt ſehr begreiflich: und nur durch eine feſte, unwiderrufliche Geſetzgebung konnte das Aufwuchern deſſelben verhindert werden. Eine ſolche aber fehlte dem ſpartaniſchen Staate, bis ihm endlich in Lykurgos ein Mann erſtand, der es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, ſeinem Vaterlande eine Verfaſſung zu geben, die demſelben die Herrſchaft über Griechenland ſichern ſollte.

Lykurgos war der Bruder des Dyarchen Polydektes, nach deſſen kinderloſem Tode er den ſpartaniſchen Thron beſtieg. Bald aber ließ ihm die Wittwe des Polydektes heimlich verkünden, daß ſie ſchwanger ſei, und die Krone für ihren zu gebärenden Sohn beanſpruche. Dieſer Anzeige war der Vorſchlag beigefügt, die Wittwe zu heirathen, in welchem Falle ſie ihre Leibesfrucht tödten wolle, ſo daß Lykurg in ungeſtörtem Beſitze des Thrones bleiben könne. Lykurg dachte redlich genug, ein ſolches Anſinnen abzuweiſen. Um indeß Unglück zu verhüten, ſtellte er ſich, als ob er auf den Vorſchlag einginge, indem er ſich vorbehalte, das Kind ſelbſt zu tödten, aber erſt nach der Geburt, um die Geſundheit der Mutter nicht zu gefährden. Nun ließ er die Königin bis zur Niederkunft ſorgfältig bewachen und gab heimlich den ſtrengſten Befehl, ihm das neugeborne Kind, wenn es ein Knabe ſei, ſofort zu überbringen.

Er ſaß eben mit einigen vornehmen Spartanern bei Tiſche, als man ihm mit der Kunde von der Niederkunft der Königin deren neugebornen Sohn überbrachte. Beim Anblick deſſelben ſtrahlte das Geſicht des edlen Mannes vor Freude. Er hob den Knaben hoch empor, zeigte ihn ſeinen Gäſten und rief: „Spartaner, es iſt uns ein König geboren!“

Sodann legte er den Knaben auf den königlichen Stuhl und gab ihm den Namen Charilaos (Volksfreude).

Damit hatte Lykurg ſeine Anſprüche auf den ſpartaniſchen Thron aufgegeben, aber nicht zugleich auch ſeine Pläne für das Wohl des Volkes. Er erklärte ſich zum Vormunde des Knaben; allein da die verſchmähte Wittwe und ihr Anhang verbreiteten, der Edelmuth des Lykurg ſei nichts als Heuchelei, um den Knaben deſto ſicherer aus der Welt ſchaffen zu können, ohne einem Verdachte ausgeſetzt zu ſein, und da Lykurg wegen dieſer Meinung bei irgend einem Zufall, der den Knaben betreffen konnte, dem Argwohn preisgegeben war, wenn er das Land nicht mied, ſo beſchloß er, eine große Reiſe ins Ausland zu unternehmen, um die Geſetze anderer Nationen zu ſtudiren, damit er dieſelben bei ſeinem Plane benutzen könne.

Zuerſt ging er nach Kreta, um die dortige Geſetzgebung kennen zu lernen, deren Grundzüge man auch in der ſpäteren Lykurgiſchen wiederfindet. Von Kreta reiſte er nach Kleinaſien, um die dortigen griechiſchen Kolonien in Augenſchein zu nehmen. Auch Aegypten und das nördliche Afrika ſoll er beſucht haben, ja man erzählt ſogar von Reiſen, die er nach Indien und Spanien unternommen.

Unterdeſſen ging es in Sparta wild durcheinander: denn der herangewachſene Charilaos und ſein Nebenkönig Archelaos hatten nicht Kraft des Geiſtes genug, um die rohen

Spartaner im Zaum zu halten. Lykurg wurde ſchmerzlich vermißt, und endlich forderte man ihn durch eine Geſandtſchaft zur Rückkehr auf. Er folgte dem Rufe des Vaterlandes und kam nach einer zehnjährigen Abweſenheit, mit Erfahrungen aller Art bereichert, in Sparta an mit dem Vorſatze, den Staat von Grund aus zu reformiren.

Wir werden das wichtige und originelle Verfaſſungswerk, welches Lykurg geſchaffen, in der Kulturgeſchichte ausführlich kennen lernen. Hier muß es uns genügen, auf die Art zu verweiſen, mit welcher der kühne Geſetzgeber daſſelbe in Sparta einführte, ein Unternehmen, das vielleicht ſchwieriger war als der Entwurf der Verfaſſung ſelbſt.

Spartaniſche Jugend. Zeichnung von Hermann Vogel

Die neue Ordnung der Dinge, welche vollkommene Gleichheit aller Bürger zur Grundlage hatte, und die Aufopferung eines jeden Egoismus als Mittel forderte, mußte natürlich bei allen Denen einen entſchiedenen Widerſtand finden, welche ſich bisher als Bevorzugte betrachtet und benommen hatten. Wie dürfte uns an den damaligen Zeiten befremden, was wir noch heutzutage ſo oft Gelegenheit haben wahrzunehmen: daß der Egoismus Einzelner ein unerbittlicher Feind iſt für die Wohlfahrt des Ganzen?!

Lykurg fand einen entſchiedenen Widerſtand. Um denſelben mit einem Schlage zu vernichten, griff auch er, gewiß ungern, zu dem beliebteſten aller politiſchen Mittel: er rief die Religion zu Hülfe. Das delphiſche Orakel mußte den Ausſpruch thun, daß ſeine Geſetzgebung ein göttliches Werk ſei und für Sparta's Ruhm und Größe ſo vorzüglich wie keine zweite auf Erden gefunden werden könne. Dadurch hatte Lykurg das Volk auf ſeine Seite gebracht, und ſein Spiel war gewonen.

Wie groß der Widerſtand vieler Spartaner gegen die neue Verfaſſung war, und wie weit der Haß gegen deren Urheber ging, erſieht man aus dem Umſtande, daß Lykurg beinahe das Opfer eines gegen ihn gerichteten Anfalles geworden wäre. Vor einer ihn angreifenden Schar wollte er ſich in eines der Nationalheiligthümer flüchten. Ein junger,

Digitized by Google

wilder Mensch, Namens Alkander, holte ihn ein und hieb ihm mit einem Stocke über das Gesicht, daß es blutete. Da blieb Lykurg stehen und blickte die ihn verfolgende Schar vorwurfsvoll an. Als diese sein blutendes Gesicht sah, schämte sie sich, bat um Verzeihung und überlieferte den Missethäter der Rache des Mißhandelten. Lykurg aber rächte sich edel: er machte den Alkander zu seinem nächsten Diener und verwandelte so einen Feind in seinen eifrigsten Verehrer.

Die neue Verfassung war unter Lykurg's Leitung ins Leben getreten; aber er dachte auch daran, ihr Dauer zu geben. Hierzu dann erwählte er eine List, welche, an sich unschuldig, dadurch zu einer Großthat wird, daß Lykurg zu ihrer Ausführung eines seiner süßesten Gefühle opfern mußte, die Freude, in dem von ihm umgeschaffenen Heimatlande zu leben und zu sterben.

Er berief nämlich eine allgemeine Volksversammlung und erklärte derselben, daß er der von ihm eingeführten Verfassung noch den Schlußstein einzufügen habe, dieserhalb aber erst eine Reise nach Delphi machen müsse, um die Zustimmung des Orakels zu holen. Vor seiner Abreise nun solle das Volk ihm schwören: seine Verfassung bis zu seiner Rückkehr unverletzt aufrecht zu erhalten. Das Volk leistete den verlangten Schwur; Lykurg sagte der Heimat Lebewohl, reiste ab und — kam nie wieder.

Man erzählt, Lykurg habe nach seiner freiwilligen Verbannung in Delphi seinem Leben durch Hunger ein Ende gemacht. Nach Anderen soll er an einem andern Orte gestorben sein mit der Verfügung; seine Asche in das Meer zu streuen, damit die Spartaner außer Stand gesetzt würden, ihren Schwur dadurch zu umgehen, daß sie seine Leiche nach Sparta zurückführten.

Die Geschichte Sparta's nach Lykurg ist unwichtig und dunkel. Uninteressante Unterjochungskriege, welche die Könige gegen die Nachbarvölker, besonders gegen die Arkadier und Argiver, führten, füllen ihre Blätter an. Erst als die Spartaner ihren Eroberungsarm nach dem reichen und glücklichen Messenien ausstrecken, erhält das eintönige Gemälde Farbe und Leben.

Die Messenischen Kriege.

Die unter diesem Namen bekannten Kriege düngten fast ein Jahrhundert lang den schönen Peloponnes mit dem Blute seiner Bewohner.

Der Grund zu diesem langwierigen Kampfe lag offenbar in dem kriegerischen Triebe und der Eroberungslust der Spartaner, und eine direkte Veranlassung findet sich unter solchen Umständen sehr leicht. Auch bei den Messenischen Kriegen fehlte sie nicht; aber wer kann wissen, ob dieselbe nicht vielleicht gar von den Messeniern ausging, und ob dieselben nicht durch Beleidigungen gegen Sparta diesen Staat zum Kriege reizen wollten; denn man erzählt, daß einst einige spartanische Jungfrauen nach dem Dianentempel, welcher auf dem Wege zwischen Lakonien und Messenien stand, gewandelt, dort von Messeniern überfallen und geschändet worden wären, und daß diese endlich noch den Spartanerkönig Talektos, der sie an der Gewaltthat verhindern wollte, erschlagen hätten.

Die Spartaner hatten also wol Ursache zum Kriege; allein auch die Messenier beschwerten sich über erlittenes Unrecht, indem sie behaupteten, man hätte einem ihrer Bürger, der von Spartanern betrogen worden war, Genugthuung verweigert.

Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß die Erbitterung der beiden Völker gegen einander einen Grad erreicht hatte, der einen Krieg als unvermeidlich erscheinen ließ.

Auf wessen Seite auch das meiste Unrecht gewesen sein mag, die größte Erbitterung war auf Seiten der Spartaner; denn sie legten vor dem Auszuge aus Sparta den feierlichen Schwur ab, nicht eher wieder zurückzukehren, als bis Messenien vollständig besiegt sei.

Der erste Messenische Krieg (742—722 v. Chr.) trug den wilden Charakter eines Verheerungskrieges. Die Spartaner überfielen die offenen messenischen Städte und mordeten,

sengten und brandschatzten mit der Grausamkeit eines rohen Soldatenvolkes. Erst als die Messenier sich in die auf dem Berge Ithome gelegene, stark befestigte Stadt warfen, brach das Siegesschwert der belagerungskundigen Spartaner. Sie suchten Hülfe bei den Korinthern; aber auch die Messenier sahen sich nach Beistand um, und ihr König Aristodemos, welcher erst kurz zuvor den Thron bestiegen hatte, vertheidigte mit Hülfe der Arkadier und Argiver das feste Ithome.

Ein Orakelspruch hatte jedoch verkündet, daß der Krieg zum Unheile der Messenier enden müsse, wenn nicht eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht den Göttern geopfert werde. Aristodemos, die Rettung des Vaterlandes im Auge, bot seine eigene Tochter zu dem Opfer an. Aber der Verlobte des Mädchens that Einspruch, indem er vorgab, daß seine Geliebte keine Jungfrau, sondern von ihm schwanger sei. Aristodemos gerieth in Wuth, theils über den seinem Geschlechte angethanen Schimpf, theils über die Art, wie man das Opfer seiner Vaterlandsliebe befreien wollte. In diesem Zustande ergreift er seine Tochter, tödtet sie mit eigener Hand, schneidet ihr den Leib auf, zeigt dem Volke die geöffnete Leiche und beweist ihm dadurch, daß der Geliebte seiner Tochter ein Verleumder und diese wol würdig ist, als Opfer angenommen zu werden.

Das Gewissen rächte die unnatürliche That. Schreckhafte Träume plagten den verbrecherischen Vater, bis er endlich, von allen Furien der Reue gefoltert, auf dem Grabe der ermordeten Tochter sich erstach.

Der Geisteszustand des Aristodemos hatte die Belagerten so beunruhigt, daß sie sich an das delphische Orakel wandten, um ihr endliches Schicksal zu erfahren. Sie erhielten zur Antwort: daß Derjenige Meister vom Platze bleiben würde, welcher zuerst dem Jupitertempel zu Ithome hundert Dreifüße weihen würde. Jetzt glaubten die Messenier Sieger zu sein, denn sie ließen zur Erfüllung des Orakelspruches hundert Dreifüße machen, in Ermangelung des Geldes zu Metall, von Holz. Aber den Spartanern war der Orakelspruch verrathen worden, und sie beschlossen, ihn für sich zu benutzen. Ein verschmitzter Künstler fertigte 100 kleine Dreifüße aus Thon, schlich sich, als Vogelhändler verkleidet, in Ithome ein und stellte die Dreifüße glücklich im Tempel auf.

Diese List entmuthigte die Messenier noch mehr, sie verzweifelten völlig an der Erhaltung der wichtigen Festung. Erst nach dem Tode des Aristodemos gelang es den Spartanern Ithome einzunehmen, und so dem Kriege ein Ende zu machen. Die Messenier wurden zur Tributpflichtigkeit verurtheilt, indem man sie zwang, die Hälfte vom Ertrage ihres Ackerbaues den Spartanern auszuliefern.

Die Zeit bis zum zweiten Messenischen Kriege ist wichtig wegen der Einführung der Ephoren (eine Art Staatsverwalter, von denen wir später Näheres hören werden) und interessant durch eine große Verschwörung, deren Opfer der Staat geworden wäre, wenn man sie nicht durch Verrath entdeckt und auf diese Weise erstickt hätte.

Als nämlich die Spartaner zum ersten Messenischen Kriege ausgezogen waren und ihrem Eide zufolge die ganze Zeit über nicht zurückkehrten, entstand eine Lücke in der Bevölkerung, indem alle mannbaren männlichen Bewohner den Krieg mit machten. Die zurückgebliebenen Weiber und Mädchen beschwerten sich deshalb bei den Heerführern, und so wurde nachgegeben, daß alle diejenigen Männer, welche bei dem Auszuge aus Sparta minderjährig gewesen, also durch den Eid nicht gebunden waren, in die Stadt zurückkehren konnten, um durch Schließung wilder Ehen den Staat vor Entvölkerung zu sichern.

Die Söhne, welche aus diesen Ehen entsprangen, wurden Parthenia (Jungfernsöhne) genannt, und von den Spartanern unvernünftigerweise als unehelich verachtet und von den Bürgerrechten ausgeschlossen. Aus Verdruß hierüber verbanden sich die Parthenier mit den Heloten, und beschlossen eine Umwälzung der Staatsverfassung. Der Ausbruch der Verschwörung sollte bei der nächsten allgemeinen Volksversammlung stattfinden und das Zeichen des Angriffes eine emporgeworfene Mütze sein.

Der Plan scheiterte an der Aengstlichkeit einiger Heloten, welche die Folgen fürchteten und den Anschlag verriethen. Die Ephoren verboten bei strenger Strafe, während der Volksversammlung eine Mütze in die Höhe zu werfen. Die Parthenier sahen sich verrathen und gaben ihren Plan auf. Sie wurden übrigens nicht gestraft, da man wol einsehen mochte, daß ihnen Unrecht geschehen war. Man begnügte sich damit, sie aus Sparta zu verweisen, und so segelten sie denn nach Italien, wo sie sich in Tarent niederließen.

Die Messenier konnten das spartanische Joch nicht lange ertragen. Besonders war es Aristomenes, ein Sprößling des königlichen Geschlechts, der sie zur Abwerfung jenes Joches anreizte, indem er zugleich die Arkadier und Argiver zu einem neuen Bündnisse mit Messenien beredete. So brach denn endlich der zweite Messenische Krieg aus (685—668 v. Chr.), als dessen Held der tapfere und kluge Aristomenes erscheint. Seine kühnen Thaten waren es vorzüglich, welche den Spartanern allen Muth benahmen, so daß sie sich nach mehreren Niederlagen herablassen mußten, ihre politischen Nebenbuhler, die Athener, um Hülfe zu bitten. Diese sandten ihnen — offenbar zum Spotte — einen lahmen, überspannten Schulmeister und Dichter, Namens Tyrtäos, der den Athenern wahrscheinlich zur Zielscheibe ihrer Lachlust gedient hatte, dessen Schlachtgesänge aber den Muth der Spartaner dergestalt erhöhten, daß sie den Krieg mit erneuter Lust fortsetzten. Was ihnen Aristomenes mit seinem Schwerte nahm, das gewann ihnen Tyrtäos mit seiner Leier wieder, und so wurde der Krieg mit stets abwechselndem Glücke geführt.

Aristomenes hatte bisher stets die Rolle des Angreifenden behauptet und sich den Spartanern besonders durch seine verwegenen Streifzüge furchtbar gemacht. Erst als der arkadische König Aristokrates, ihn verrathend, zu den Spartanern überging und diese sich noch außerdem mit den Korinthern verbanden, da hielt es Aristomenes für gerathener, seinerseits einen Vertheidigungskrieg zu führen. Er ließ den Berg Ira befestigen, vertheidigte denselben mit eben so viel Klugheit als Tapferkeit, und erst nach elfjähriger Belagerung gelang es den Spartanern durch einen zufälligen Verrath, Ira einzunehmen.

Der Knecht eines spartanischen Befehlshabers kam, wenn er am Flusse das Vieh tränkte, dort oft mit einem messenischen Weibe zusammen, mit welcher er ein Liebesverhältniß unterhielt. Dies Weib sagte ihm einst, daß das Haus ihres Mannes außerhalb der Mauer läge und er die Nacht zu ihr kommen könne, da ihr Mann auf Wache sei. Der Knecht kam. Kaum lagen aber Beide im Bette, so kehrte der Mann ganz unerwartet zurück. Der Liebhaber versteckte sich, und der Mann erzählte seiner sehr um ihn besorgten Frau ganz treuherzig, daß die Wache, weil die Nacht so stürmisch sei, Erlaubniß bekommen, nach Hause zu gehen, da Aristomenes wegen einer Wunde das Lager hüten müsse und nicht selbst die Runde gehen könne. Der Spartaner, der Alles gehört hatte, schlich leise fort und hinterbrachte die Kunde davon dem Anführer des Heeres. Alle Posten wurden nun in der Stille eingenommen. Aber die Spartaner fürchteten in der finstern Nacht ein Gefecht mit Aristomenes und hielten sich bis zum Morgen ruhig. Da erst entbrannte ein furchtbarer Kampf in Ira, ein Kampf, der drei Tage und zwei Nächte dauerte, und an dem selbst die messenischen Weiber Antheil nahmen. Als indeß keine Hoffnung mehr war, die Festung zu halten, beschloß Aristomenes, um die Einwohner zu retten, sich mit ihnen durchzuschlagen. Weiber, Kinder und Greise in die Mitte seiner Kolonne nehmend, rückt er dem Feinde muthig entgegen. Und so furchtbar ist der messenische Held den Spartanern geworden, und so gefährlich scheint diesen ein Kampf mit dem verzweifelnden Löwen, daß sie ihm rechts und links eine Gasse öffnen, und ihm gleichsam einen Triumphzug durch ihr Heer bereiten.

Mit dem Falle dieser wichtigen Festung hatte der Krieg ein Ende. Ein Theil der Messenier wanderte aus; die meisten von ihnen segelten nach Italien, wo sie sich in den Besitz der nach ihrem Heimatlande benannten Stadt Messana setzten. Die zurückgebliebenen Messenier wurden von den Spartanern zur Sklaverei verdammt und hatten gleiches

Schickſal mit den Heloten; denn Sparta kannte keinen Edelmuth gegen tapfere Feinde. Wer ihm am muthigſten Widerſtand leiſtete, den traf auch das härteſte Los.

Die Heldenthaten und Schickſale des meſſeniſchen Feldherrn Ariſtomenes ſind ſo wunderbarer Art wie diejenigen eines der homeriſchen Helden, und verdienen wol eine eigene Erzählung:

Die mit ſeiner Leitung außerordentlich zufriedenen Meſſenier hatten ihm die eben erledigte Königskrone angeboten. Ariſtomenes aber ſchlug das Geſchenk aus und begnügte ſich mit dem Amte des Feldherrn, das ſeinen Neigungen zu kriegeriſchen Abenteuern mehr zuſagte als der Thron; und dieſe Abenteuer ſind es denn auch, von denen wir die bemerkenswertheſten hier mittheilen wollen.

Ariſtomenes' Rettung aus der Schlucht. Zeichnung von H. Leutemann.

Um die abergläubiſchen Spartaner zu entmuthigen, ſchlich er ſich einſt unter der größten Gefahr in ihre Stadt, hing dort an die Mauer des Minervatempels einen Schild und ſchrieb darunter: „Ariſtomenes widmet dies der Göttin aus dem Raube der Spartaner.“

Der Held hatte einſt viele ſpartaniſche Jungfrauen, die zu einem Feſte der Göttin Artemis verſammelt waren, überfallen und gefangen genommen. Das bedeutende Löſegeld, welches ihm für ſeine Beute gezahlt wurde, machte ihn lüſtern nach einem zweiten Streiche der Art. Aber dieſer bekam ihm übel. Es war zu Aegila, wo die Lakedämonierinnen ein Feſt der Demeter feierten, bei welchem keine Männer zugegen ſein durften. Ariſtomenes aber ließ ſich durch dies Gebot nicht abhalten. Mit wenigen ſeiner Leute brach er auf, um die opfernden Weiber zu überfallen. Doch dieſe waren beherzt genug, Widerſtand zu leiſten. Sie ergriffen die Opfermeſſer, Bratſpieße, Fackeln und Feuerbrände und vertheidigten ſich nicht allein ſehr tapfer, ſondern nahmen ſogar den Helden Ariſtomenes gefangen. Vielleicht ließ er dies aber abſichtlich geſchehen, denn er ſtand bereits mit der Prieſterin Archidaniäa in einem Liebesverhältniß. Sie war es auch, welche ihn in der nächſten Nacht befreite, indem ſie ihm behülflich war, die Stricke zu verbrennen.

Auf einem seiner Streifzüge wurde Aristomenes nach der heftigsten Gegenwehr von den Spartanern gefangen genommen, nachdem er so sehr verwundet war, daß er die Sinne verloren hatte. Die grausamen Spartaner beschlossen, die Gefangenen in eine tiefe Höhle zu werfen, in welche sonst die größten Uebelthäter gestürzt wurden. Aristomenes erhielt indeß die Begünstigung, daß er mit seiner Rüstung hinein geworfen wurde. Dies schützte ihn zwar vor dem Tode beim Herabstürzen, aber nicht auch vor dem Hungertode. Doch seine Rettung gelang ihm auf eine andere, noch wunderbarere Art. Drei Tage hatte er bereits gehungert, und schon sah er, von faulenden Leichen umgeben, dem Tode entgegen. Er hatte sein Gesicht verhüllt und war zum Sterben gefaßt. Da hörte er etwas dicht neben sich rascheln. Es war ein Fuchs, der an einer Leiche nagte. Aristomenes faßte schnell einen Entschluß. Das Thier mußte einen Weg wissen, der aus dieser gräßlichen Höhle führte. Als er dicht bei ihm war, ergriff er den Fuchs am Schwanze und folgte dem fliehenden Thiere, indem er mit der einen Hand sich wehrte, wenn dasselbe ihn beißen wollte. Der Fuchs steckte endlich den Kopf in ein enges Loch; Aristomenes ließ ihn los; er entschlüpfte, und durch die Oeffnung drang das freundliche Licht des Tages herein. Der edle Messenier vergrößerte mit Aufbietung der letzten Kräfte die Oeffnung, so daß er durch dieselbe zur Nachtzeit entfliehen konnte. Mit Erstaunen und Jubel empfingen ihn seine trauernden Krieger in Ira.

Ein drittes Mal gerieth Aristomenes während eines Waffenstillstandes in die Gefangenschaft der Spartaner, indem neun kretensische Bogenschützen, die im Solde Sparta's fochten, den im Vertrauen auf die Waffenruhe sorglos einherziehenden Helden überfielen.

Zwei der Bogenschützen liefen nach Sparta, um das freudige Ereigniß zu verkünden. Die sieben anderen bewachten ihn in einem Hause, welches nur von einer Wittwe mit ihrer Tochter bewohnt wurde. Dem jungen Mädchen hatte in der Nacht zuvor geträumt, daß sie einen Löwen ohne Tatzen gebunden und von Wölfen fortgeschleppt sähe, und daß er, als sie seine Stricke gelöst und ihm Tatzen gegeben, die Wölfe sogleich in Stücke zerrissen. Kaum erfuhr das Mädchen, wer der Gefangene war, so gedachte sie ihres Traumes. Die Kreter wurden von ihr betrunken gemacht. Als sie nun fest schliefen, nahm sie dem einen seinen Dolch ab, zerschnitt damit die Bande des edlen Löwen und gab ihm die Waffe. Er tödtete sogleich die Wächter und führte Mutter und Tochter nach Ira, wo er die Letztere seinem Sohne zur Frau gab.

Wie groß die persönliche Tapferkeit des Helden im Kampfe gewesen sein muß, bezeugen die drei Hekatomphonien, welche er feierte. Eine Hekatomphonie nämlich ist das Opfer, welches Derjenige den Göttern bringen mußte, der im Kriege 100 Feinde mit eigener Hand erschlagen hatte.

Nach dem Falle von Ira begab sich Aristomenes zu den Arkadiern, wo er Rachepläne gegen die grausamen Spartaner schmiedete. Er beschloß, die Lydier gegen sie in die Waffen zu rufen, und schon wollte er nach Sardes abreisen, als ihn der Tod ereilte. Man war begierig, das Innere des löwenkühnen Mannes kennen zu lernen, und ließ ihn öffnen. Siehe, da fand sich das Herz des Helden mit Haaren bewachsen!

Der glückliche Ausgang der Messenischen Kriege steigerte den Stolz und den Uebermuth Sparta's bis zur Ungemessenheit, und als nun auch in der folgenden Zeit Arkadien, Argos, Sikyonien, Korinth und Elis theils mehr, theils weniger zur Unterwürfigkeit unter das harte spartanische Scepter gezwungen wurden, da gewahrte Griechenland mit Schrecken die gefährliche Uebermacht jenes Kriegsstaates; alle Mittel wurden aufgeboten, diese Uebermacht zu schwächen — und der Same zu den großen inneren Unruhen, durch die das Griechenvolk sich aufreiben sollte, war ausgestreut.

Aber auch in seinem inneren Leben genoß Sparta nicht der Ruhe, die ihm so nöthig war, und namentlich sind es die Zwistigkeiten der beiden Könige Kleomenes und Demaratos (500 v. Chr.), die verderbenbringend für den Staat wurden. Kleomenes, ein

kriegerischer, wilder und arglistiger Mann, der durch seine Intriguen viel Unheil stiftete, wurde wegen mancher Willkürlichkeit von seinem Mitkönige Demaratos bei den Ephoren verklagt. Dieser Anklage trat Kleomenes mit der Behauptung entgegen, daß Demaratos nicht das rechtmäßige Kind seines Vaters sei. Er wußte diese Behauptung auch durch so viel Scheingründe und durch Aussprüche des bestochenen Orakels zu unterstützen, daß die Ephoren den Demaratos des Thrones entsetzten.

Nichtsdestoweniger blieb dieser vortreffliche Mann seinem Vaterlande getreu, indem er — ein herrliches Muster für abgesetzte Fürsten! — ein geringes Amt annahm und in der gewissenhaften Verwaltung desselben dem Staate zu nützen suchte. Erst als der an seine Stelle getretene König Leotychides ihn aus diesem wahrhaft ehrenvollen Wirkungskreise durch seinen Spott verjagte, kehrte Demaratos seinem Vaterlande den Rücken und begab sich an den Hof des Perserkönigs Dareios, wo wir ihn später wiederfinden.

Kleomenes wurde von der Rachegöttin ereilt, die ihn mit Wahnsinn heimsuchte, so daß er endlich in der Raserei seinem Leben ein Ende machte. An seiner Stelle bestieg sein Neffe Leonidas den spartanischen Thron.

Athen.

Wie wir schon erwähnt haben, ist Athen als der Mittelpunkt des ionischen National-Elements zu betrachten. Was Sparta für die wilden Künste des Krieges, das war Athen für die sanften des Friedens. Athen wurde und blieb der Hauptsitz der griechischen Kultur.

Wir haben schon gesehen, wie nach dem Opfertode des Kodros die athenische Königswürde abgeschafft wurde. An ihre Stelle trat das Amt der Archonten, welches sich von dem königlichen nur dadurch unterschied, daß der Archon genöthigt war, von seiner Regierung Rechenschaft abzulegen; allerdings ein nicht unbedeutender Schritt zur Freiheit. Das Amt des Archon war Anfangs lebenslänglich und erblich. Erst im Jahr 752 v. Chr. wurde der Beschluß gefaßt, die Archonten zu wählen, und zwar nur für die Dauer von zehn Jahren. Bald darauf aber sah man ein, daß jede unumschränkte Regierungsgewalt eines Einzelnen der Freiheit nachtheilig sei, und bestimmte die Zahl der Archonten auf neun, welche jedes Jahr neu gewählt werden mußten.

Der erste der neun Archonten hieß vorzugsweise Archon. Er war der oberste Verwaltungsbeamte, und nach ihm wurde zugleich das Jahr benannt, weshalb er auch den Namen Eponymos führte. Der im Range auf ihn folgende hieß Basileus und hatte die Leitung der religiösen Angelegenheiten unter sich, während dem dritten, welcher Polemarchos genannt wurde, die Verwaltung der militärischen oblag. Die übrigen sechs Archonten hießen Thesmotheten und hatten vorzugsweise die Rechtspflege auszuüben.

Vielleicht hätte diese Verfassung den Forderungen der Athener genügt, wenn man nicht den Mißgriff begangen hätte, die Archonten stets nur aus den Eupatriden, den vornehmsten Geschlechtern Athens, zu wählen, wodurch die Regierung einen durchaus aristokratischen Charakter erhielt; und wenn es zum andern nicht an einem festen Gesetze gefehlt hätte, durch welches die Staatsbürger vor den stets unheilvollen Willkürentscheidungen der Regenten geschützt worden wären. Diesem letzteren Mangel abzuhelfen, beauftragten die einflußreichsten Athener den Archon Drakon (624 v. Ch.) mit der Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches, das allen Entscheidungen der Regenten zum Grunde gelegt werden sollte.

Drakon. Dieser Gesetzgeber war ein ehrenwerther, tugendhafter und streng rechtlicher Mann. Aber diese sonst so schätzbaren Eigenschaften werden Fehler, wenn sie sich bei einem Gesetzgeber finden, der nicht zugleich Philosoph genug ist, um die Menschen nach der menschlichen Natur beurtheilen zu können. Er wird alsdann von allen Menschen die Eigenschaften fordern, die er selbst besitzt; er wird den Mangel dieser Eigenschaften durch sein Gesetz verfolgen, ohne Rücksicht darauf, ob der Staatsbürger zum Besitz jener Eigenschaften

rechtlich verpflichtet oder geiſtig und körperlich geeignet iſt, und ſo wird ſein Werk zwar ein moraliſches, aber kein rechtliches Geſetz werden; der Codex tritt als Sittentyrann auf, und dies iſt von allen Fehlern eines Geſetzbuches der größte.

Das Drakoniſche Geſetz war ein ſolcher Tyrann, und ſeine Härte iſt ſprüchwörtlich geworden. Die an Grauſamkeit grenzende Härte deſſelben bezeugen unter anderen die Artikel, nach welchen ein unbedeutender Obſtdiebſtahl, die Verunreinigung eines Tempels, ja ſelbſt der Müßiggang mit dem Tode beſtraft wurden.

Aber wie hart das Geſetz auch war, und wie ſehr es auch die perſönliche Freiheit beſchränkte: die öffentliche Aeußerung der Meinungen beſtrafte es nicht, wie dies in heutiger Zeit geſchieht, und ungeſcheut konnte ein Redner (zum großen Beifall der Menge!) den Gedanken ausrufen: „Das Geſetz des Drakon iſt nicht mit Tinte geſchrieben, ſondern mit Blut!“

Bei den freiheitliebenden Athenern mußte ſich daher an dieſem Geſetze das Sprüchwort bewähren, nach welchem ſtrenge Herren nicht lange regieren. Der Unwille des Volkes brach hervor, Drakon floh, und ſein Geſetz ging dem Verfall entgegen.

Ein Zuſtand völliger Anarchie trat ein, und dieſen Zuſtand benutzten die verſchiedenen Parteien, um ſich zur Geltung und Macht zu bringen. Ein kurzer, unintereſſanter, aber nicht ganz blutloſer Kampf begann zwiſchen den Ariſtokraten unter Kylon und den Demokraten, an deren Spitze der Archon Megakles ſtand. Eine natürliche Folge dieſer Spaltung war, daß die benachbarten Völker dieſelbe benutzten, um ihre Beſitzthümer auf Koſten der Athener zu vermehren. So ſetzten ſich unter anderen die Bewohner von Megara in den Beſitz der zu Athen gehörenden Inſel Salamis, und alle Anſtrengungen, dieſelbe wieder zu erobern, waren ſo fruchtlos, und die Verluſte, welche die Athener dabei erlitten, ſo bedeutend, daß dieſelben eine Verordnung erließen, nach welcher ein Jeder, der das Volk zur Wiedereroberung von Salamis auffordern würde, mit dem Tode beſtraft werden ſollte.

Die Streitigkeiten zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten waren durch die Erſchöpfung der Erſteren noch nicht ganz beendet, als ſich ſchon drei neue politiſche Parteien erhoben: Die Pedier (Bewohner der Ebene) verlangten die vornehmen Bürger zur Regierung, die Diakrier (Bergbewohner), an welche ſich die ärmeren Klaſſen anſchloſſen, wollten ein reines Volksregiment, und die Paraler (Küſtenbewohner) ſtanden mit ihren Wünſchen als gemäßigte Partei zwiſchen jenen beiden. Der Wirrwar war groß.

Indeß iſt es eine durch die Geſchichte beurkundete Wahrheit, daß eine jede derartige politiſche Gährung auch den Mann erzeugt, welcher im Stande iſt, ſie niederzuſchlagen und einen Zuſtand zu erſchaffen, welcher beſſer iſt, als derjenige, der die Gährung hervorrief; und hierin liegt die hiſtoriſche Rechtfertigung politiſcher Umwälzungen.

Das Chaos des atheniſchen Staates zu ordnen, war einem Manne vorbehalten, den die Geſchichte in die Reihe ihrer edelſten und weiſeſten ſtellt. Es war der als Philoſoph, Redner und Dichter gleich ausgezeichnete Solon, welcher ſeinem Vaterlande durch die Wiedereroberung von Salamis bereits eine Probe ſeiner Fähigkeiten gegeben hatte, als man ihn im Jahre 594 v. Chr. zum Archon erwählte.

Solon war von königlicher Abkunft, wenigſtens gab er ſich ſelbſt für einen Sprößling des Kodros aus, ob mit Recht oder Unrecht, kann uns ſehr gleichgiltig ſein. Wahrſcheinlich iſt, daß es ihm an Vermögen gefehlt hat, denn wir vernehmen, daß er ſich ſeinen Lebensunterhalt durch Geſchäftsreiſen erwarb, auf denen zugleich auch ſeine Wißbegierde die vollkommenſte Befriedigung fand. Bei Alledem that er ſich auch als Dichter hervor, indem er beſonders Sittenſprüche und politiſche Grundſätze in Verſe kleidete und zu verbreiten ſuchte. Durch dieſe Beſchäftigung erwarb er ſich in Athen Ruf, Anſehen und Freunde, und ſein ſanftes, edles und liebenswürdiges Weſen trug viel dazu bei, ihn vor Feinden zu bewahren.

Wie jeden Vaterlandsfreund, so schmerzte auch ihn nichts so sehr, wie die Feigheit seiner Landsleute, welche sich Salamis hatten nehmen lassen und an der Wiedereroberung verzweifelten. Er beschloß daher, die Athener um jeden Preis zu bewegen, sich wieder in den Besitz jener Insel zu setzen. Um der Todesstrafe auszuweichen, mit welcher der Aufruf dazu bedroht war, stellte er sich wahnsinnig. Er kleidete sich seltsam, setzte einen kleinen, lächerlichen Hut auf, zeigte sich auf dem Markte und sang dort vor dem zusammenlaufenden Volke ein von ihm gedichtetes Klagelied ab. Dieses Lied, welches man als die erste Sprosse der Leiter betrachten kann, auf welcher Solon zu seiner politischen Wichtigkeit und also auch zu seiner historischen Berühmtheit emporstieg, begann also:

„Sehet, es kommt ein Herold von Salamis, der euch
In nachdrücklichen Versen neue Nachrichten bringet."

Am aufregendsten wirkte folgende Stelle:

„Ich wollte, ich hätte eh'r phlegondrischer oder
Sicinischer Erde meine Geburt zu danken,
Als Athen, weil die Leute, wohin man mich stößt, werden sagen:
Sehet, er ist von dem feigen Volke, das Salamis preisgab."

Das Lied endigt:

„Auf, lasset auf Salamis unsern Anspruch erneuern,
Wieder herstellen die Ehre durch Wiederherstellung der Insel."

Das Volk war gewonnen, daß Gesetz, dem Solon durch seinen verstellten Wahnsinn entgangen war, wurde abgeschafft, und Solon erhielt die Oberfeldherrnstelle im Kriege gegen Megara. Mit List und Gewalt wurde den Megarensern die Insel abgenommen, und Solon, der sich auch die Gunst des delphischen Orakels zu erwerben gewußt hatte, war der Mann des Volkes geworden.

Als Archon entwarf er nun jene berühmte Verfassung, durch welche er zeigte, daß die Volksfreiheit nur bei der Volksherrschaft bestehen kann, und daß also nur bei dieser ein Volk wahrhaft groß und glücklich sein kann.

Solon. Die Einführung des neuen Gesetzes ging ohne viele Schwierigkeiten von statten, da sich die Athener nach einem geregelten Zustande der Dinge von Herzen sehnten und in Solon ein unbedingtes Vertrauen setzten, was noch besonders dadurch vermehrt worden war, daß er den Vorschlag vieler Freunde, sich zum Tyrannen*) zu machen, abgewiesen hatte. Was den edlen Mann aber sehr belästigte, war die große Wißbegierde der Athener. Stets war er von Forschern umringt, welche seine Gründe für diese oder jene Einrichtung zu wissen verlangten. Theils um sich diesen Belästigungen zu entziehen, theils um seinen Gesetzen Zeit zu lassen, sich ohne seinen persönlichen Einfluß im Volke zu verkörpern, erbat und erhielt er die Erlaubniß zu einer zehnjährigen Reise, auf welcher er auch den König der Lydier, Krösos, besucht haben soll.

Aber Solon's Abwesenheit bewies, wie sehr das junge Verfassungswerk der persönlichen Pflege seines Erzeugers noch bedurft hätte; denn kaum hatte dieser seine Reise angetreten, als sich auch schon die oben genannten drei Parteien mit ihren Forderungen gegenüber standen. Als Stimmführer der Pedier trat ein gewisser Lykurgos auf; als Leiter der Diakrier Solon's vertrauter Freund Peisistratos, und als Oberhaupt der Paraler der uns schon bekannte Megakles. Diese drei Parteihäupter befehdeten sich mit beispiellosem Eifer, ohne daß sie es jedoch wagten, die Solonische Verfassung im Wesentlichen zu verletzen. Nur Peisistratos, ein volksbeliebter und menschenfreundlicher, dabei aber sehr herrschsüchtiger Mann, strebte nach Dem, was sein edelmüthiger Freund Solon ausgeschlagen, nach der Alleinherrschaft (Tyrannis). Vergebens suchte ihn der

*) Tyrann hieß bei den Griechen ein jeder Herrscher, welcher sich auf unrechtmäßige Weise in den alleinigen Besitz der Regierung gebracht hatte. Ein Tyrann konnte also eine ganz vortreffliche Regierung führen und ein guter und milder Mann sein.

rückkehrende Solon von seinem Vorhaben abzubringen, vergebens machte der weise Verfassungsgeber das Volk auf die Schlauheit aufmerksam, mit welcher sein Freund nach dem gefährlichen Ziele strebte: Peisistratos war durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Freigebigkeit so beliebt, und das Volk noch zu wenig erfahren in den Grundbedingungen der Freiheit, daß jener seinen Zweck mit Hülfe der folgenden plumpen List erreichte.

Als Peisistratos glaubte, daß man ihm die Tyrannis nicht streitig machen würde, wenn er erst dazu gelangt sei, brachte er sich selbst eine ungefährliche Wunde bei, stürzte auf den Markt und gab vor, daß er von seinen Feinden also mißhandelt worden sei, weil er sich dem Volke stets als Freund bewiesen. Das von diesem Unfalle gerührte Volk gestattete ihm zu seiner künftigen Sicherheit eine Leibwache von einer nicht unbedeutenden Anzahl Keulenträgern. Mit dieser Wache bemächtigte sich Peisistratos der Burg (Akropolis) von Athen und herrschte nun von dort aus ohne weiteren Widerstand als Tyrann.

Er wurde als Tyrann geduldet, und Solon, der betrübte Volksfreund, verließ sein kurzsichtiges Vaterland. Er blieb nach wie vor der persönliche Freund des Peisistratos; er haßte ihn nur als Tyrannen. Dieser seinerseits erbat sich stets noch die Rathschläge seines weisen Freundes und wechselte deshalb mehrere Briefe mit ihm. Wo Solon endlich gestorben ist, weiß man nicht. Die Athener ehrten sein Andenken, indem sie ihm auf dem Markte und auf der Insel Salamis Bildsäulen errichten ließen, welche ihn in der Stellung zeigten, in welcher er zu reden pflegte: die eine Hand im Gewande verborgen.

Peisistratos (560 v. Chr.) machte von der geraubten Gewalt keinen schlechten Gebrauch, sei es aus Furcht, sei es aus Achtung vor dem Recht und der Wahrheit. Er war ein milder, vernünftiger und sonst rechtlicher Mann, beschützte Kunst und Wissenschaft, hielt die persönliche Freiheit der Bürger in Ehren und ließ die Solonische Verfassung im Wesentlichen unverändert. Aber man konnte und durfte es ihm nicht vergessen, daß er ein Attentat gegen die Freiheit verübt hatte, und daß er als Tyrann lebte, wo ein freies Volk herrschen sollte. So viel Vernunft und Ehre war den Athenern geblieben, daß sie es sich nicht gefallen lassen wollten, wenn man sie um ihre Freiheit *beliſtete*. Sie hätten sich vielleicht dazu verstehen können, jenes Gut zu verschenken; aber sie darum betrügen, hieß sie verachten, und solche Verachtung mußte ein ehrsinniges Volk in die Schranken fordern; nur Ehrlose und Schwachköpfe lassen sich ungerächt täuschen! —

So geschah es denn, daß die politischen Nebenbuhler des Tyrannen, Lykurgos und Megakles, bedeutenden Anhang fanden, als sie es versuchten, den Selbstherrscher zu stürzen. Es gelang ihnen, und Peisistratos floh. Nun aber begann zwischen Lykurgos und Megakles ein Kampf um die Oberherrschaft, der damit endete, daß der Letztere sich mit Peisistratos verband und diesem die verlorene Tyrannis verhieß, wenn er verspräche, des Megakles Tochter zu heirathen. Peisistratos ging die Bedingung ein, und Megakles brachte es durch eine List dahin, daß jener den verlassenen Platz wieder einnahm.

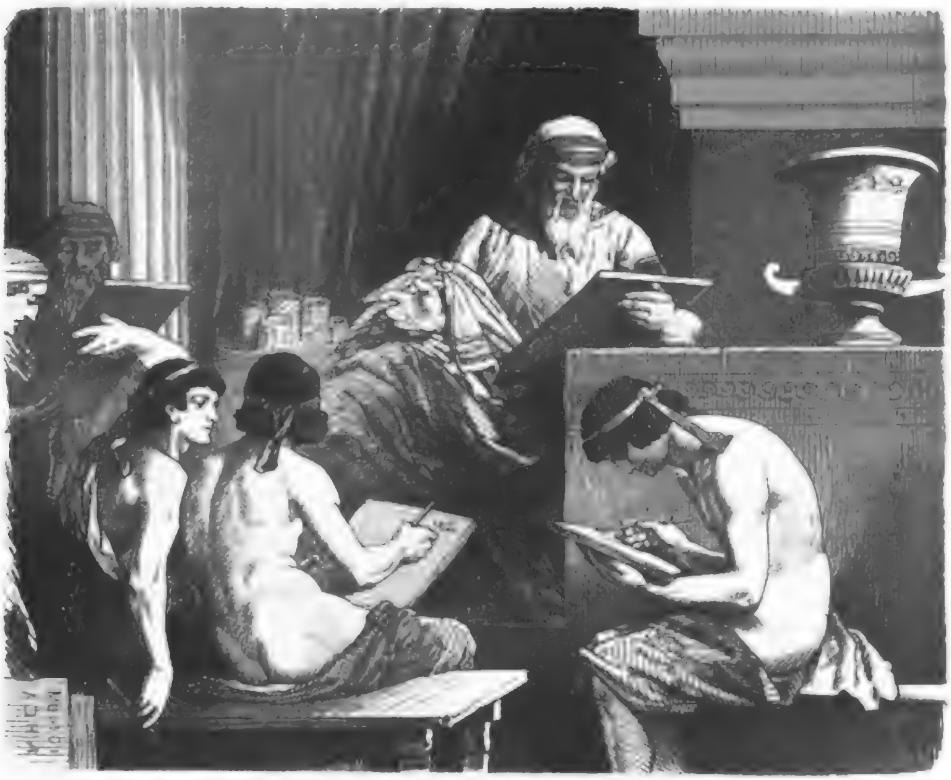
Die List, welche dazu angewandt wurde, war so grob und ungeschickt, daß man bei der Mehrzahl der Athener wirklich eine bedeutende Vorliebe für den Peisistratos und viel guten Willen annehmen muß, um das Gelingen zu begreifen:

Ein großes, schönes, junges Frauenzimmer wurde nach Art der Göttin *Athene* gekleidet und gerüstet, nebst Peisistratos auf einen Wagen gesetzt und so in die Stadt gezogen. Vor dem seltsamen Zuge her liefen Herolde und riefen mit lauter Stimme: „O ihr Athenienser, nehmt den Peisistratos liebreich auf, den Athene selbst euch wieder zuführt."

Das Volk ließ sich durch die religiöse Spiegelfechterei täuschen, und Peisistratos belohnte seine Helfershelferin, die falsche Athene, ein Frauenzimmer geringen Standes, Namens *Phya*, mit der Hand seines Sohnes *Hipparch*.

Doch noch einmal sollte Peisistratos vertrieben werden. Er hatte seine Gattin, die Tochter des Megakles, vernachlässigt, und dieser, aus Rache dafür, stiftete eine

Verſchwörung gegen ihn, deren Gedeihen in dem Ehrſinne der zum zweiten Male überliſteten Athener ihren Grund haben mochte. Peiſiſtratos floh nach Eretria, ließ aber hier nichts unverſucht, die verlorene Herrſchaft wieder zu gewinnen. Diesmal beſchloß er, ſein Ziel auf eine ehrenvollere Weiſe zu erreichen. Mit Hülfe früherer Verbindungen verſchaffte er ſich Geld und Söldner und rückte endlich nach elfjähriger Verbannung mit einem tüchtigen Heere gegen Athen an. Er eroberte Marathon, verſtärkte ſeine Truppen durch ſeine ihm aus Athen zueilenden Freunde und griff nun die ihm entgegen rückenden Athener an. Der Sieg, den er über dieſelben erfocht, und die Milde, die er gegen die Ueberwundenen walten ließ, ſicherten ihm die zweimal verlorene Stelle. Er hatte ſie diesmal in ehrlicher Weiſe erworben, und die Athener ließen ihn daher bis zu ſeinem Tode im ungeſtörten Beſitz derſelben, da er ſie — wie ſchon früher erwähnt — mit Milde, Weisheit und Freiſinn verwaltete.



Solon, Geſetzgeber der Athener. Zeichnung von Hermann Vogel.

Hipparch und Hippias, ſeine beiden Söhne, folgten ihm in der Tyrannis (526 v. Chr.), und da ſie ganz in die Fußſtapfen ihres Vaters traten, ſo wären auch ſie in ihrer Herrſchaft unangetaſtet geblieben, wenn ſich der Eine von ihnen nicht eine ſchändliche Gewaltthat gegen einen jungen athenienſiſchen Bürger erlaubt hätte. Denn ein Machthaber, welcher nicht über Sklaven oder Memmen herrſcht, muß ſich nicht blos vor einer Bedrückung des Volkes, ſondern auch — und faſt noch mehr — vor Gewaltthätigkeiten gegen Einzelne hüten, denn ſolche Mißhandlungen Einzelner haben von je her mehr Empörung erzeugt, als ein allgemeiner Druck, welcher ſich ſo häufig mit dem Vorgeben bemänteln läßt, es geſchehe der öffentlichen Wohlfahrt wegen.

Hipparch, einem widernatürlichen Laſter ergeben, hatte die heftigſte Liebe zu einem ſchönen Jünglinge, Namens Harmodios, gefaßt, welcher mit ſeinem Buſenfreunde Ariſtogeiton in einem allzuvertrauten Verhältniſſe lebte. Hipparch, von dem Gegenſtande ſeiner ſchändlichen Luſt abgewieſen, that demſelben Gewalt an. Darüber entbrannte

Aristogeiton in eifersüchtiger Rache, und als nun Hipparch auch die Schwester des Harmodios aus Haß gegen diesen öffentlich beschimpfte, indem er ihr verwehrte, bei einem Feste der Athene unter den Opferträgerinnen zu sein, was nur feilen Dirnen verweigert werden konnte, da stifteten Harmodios und Aristogeiton eine geheime Verschwörung gegen das Leben der beiden Tyrannen. Bei einem öffentlichen Feste kam dieselbe zum Ausbruche. Hipparch fiel von dem Dolche des Harmodios, der aber auch sogleich von der Leibwache der Tyrannen niedergehauen wurde, während man Aristogeiton gefangen nahm.

Aristogeiton scheint im Gefängnisse gestorben oder hingerichtet worden zu sein, ohne daß es dem Hippias gelang, ihm die wahren Namen der übrigen Verschwörer zu erpressen. Man erzählt vielmehr, er habe aus Haß gegen den Hippias dessen nächste Freunde angegeben, die der Tyrann in der ersten Hitze habe hinrichten lassen.

Eine hochherzige That wird uns bei dieser Gelegenheit von der Geliebten des Aristogeiton, einem öffentlichen Mädchen, Namens Leäna, berichtet: Auch sie war eingezogen worden, um die übrigen Verschwörer anzugeben. Man ließ sie schrecklich foltern. Als sie die Qualen nicht länger ertragen konnte, biß sie sich selbst die Zunge ab, um von dem heftigen Schmerze nicht zum Verrath gezwungen zu werden.

Ihren Tyrannenhaß bekundeten die Athener durch die Ehrenbezeigungen, welche sie dem Andenken des Harmodios und Aristogeiton weihten. Es wurden Beiden eherne Bildsäulen errichtet; Volksgesänge feierten ihre Namen, und ihre Nachkommen blieben lange Zeit hindurch von allen Staatslasten verschont. Da man das Andenken der heldenmüthigen Leäna, als einer Buhlerin, durch keine Bildsäule ehren konnte, so errichtete man zu ihrem Gedächtnisse mit einer Anspielung auf ihren Namen das eherne Bild einer Löwin, worauf die Worte standen: „Sie biß sich selbst die Zunge ab.“

Der gewaltsame Tod seines Bruders erfüllte das Herz des Hippias mit Haß gegen die Athener. Dazu gesellte sich noch die Furcht vor ihnen, deren natürliche Folge eine despotische Handlungsweise war: und so wurde aus dem bisher milden und menschenfreundlichen Tyrannen ein solcher, wie es der heutige Begriff des Wortes bezeichnet. Mit dieser Aenderung seiner Gesinnung verlor Hippias aber auch die Liebe des Volkes, und die Vaterlandsfreunde konnten triumphiren. Megakles, der ein Enkel des Archon gleiches Namens zu Kylon's Zeit war, sammelte die aus Athen geflohenen Feinde der Peisistratiden um sich und setzte die wirksamsten Mittel in Bewegung, den Tyrannen zu stürzen. Megakles wünschte für sein Vorhaben die mächtige Hülfe der Spartaner zu gewinnen. Um diese daher zur Feindseligkeit gegen den Tyrannen zu bestimmen, setzte er sich bei dem delphischen Orakel in Gunst und bestach die Priesterin desselben, so daß diese jedem Ausspruche, den sie auf eine Anfrage Sparta's that, die Mahnung beifügte, Athen von seinem Tyrannen zu befreien. Dieser beständige Aufruf beunruhigte die Spartaner endlich, und sie beschlossen, gegen Athen aufzubrechen. Mit Hülfe derselben griff Megakles den Hippias an. Doch dieser, von den Thessaliern unterstützt, blieb Sieger. Die Niederlage seiner Spartaner erbitterte den König Kleomenes so, daß er ein viel stärkeres Heer absandte, um Athen einzunehmen. Nun wurden die Thessalier geschlagen, und die Spartaner schlossen den Hippias in der Akropolis ein. Doch unerfahren und ungeduldig beim Belagern fester Plätze würden sie ihr Ziel vielleicht nicht erreicht haben, wenn ihnen nicht die aus der Burg flüchtenden Kinder des Hippias in die Hände gefallen wären, worauf deren Vater, um sie auszulösen, sich erbot, Attika zu räumen und nie wieder dahin zurückzukehren. Das Erbieten wurde angenommen und Hippias ging in seine Verbannung, zuletzt zu den Persern, wo wir ihn wiederfinden werden.

Mit seiner Verweisung (510 v. Chr.) war in Athen die Republik wiederhergestellt: aber die aristokratische Partei war unter der Tyrannis doch so mächtig geworden, daß sie sich nach größeren Vorrechten umsah; ja ihr Stimmführer, Isagoras, dachte sogar daran, sich zum Tyrannen zu machen. Doch das Volk hatte an den Peisistratiden

geſehen, wohin die Alleinherrſchaft eines Einzelnen führte; und des Volksfreundes Megakles kluger Sohn, Kleiſthenes, welcher ſich an die Spitze der Volkspartei ſtellte, bot Alles auf, um die Abſichten des Iſagoras zu vereiteln.

Gegen dieſe Volksmacht ſuchte Iſagoras Hülfe bei den Spartanern, und der heimliche Groll dieſes Volkes gegen ſeine politiſchen Nebenbuhler machte ſie ſtets willig, Athen feindlich gegenüber zu treten. So ſehr der Spartanerkönig Demaratos von einem Kriege mit Athen abrieth, Kleomenes brach dahin auf, eroberte die Stadt, verjagte den Kleiſthenes und fing nun an, die Verfaſſung zu verändern, um dem Iſagoras eine neue Tyrannis vorzubereiten. Doch, in ſeiner Verfaſſung bedroht, trat das Volk mit ſeiner ſtets furchtbaren Gewalt gegen die Spartaner auf und belagerte Kleomenes und Iſagoras in der Burg mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß dieſe ſich endlich genöthigt ſahen, unter der Bedingung eines freien Abzuges zu kapituliren.

Kleiſthenes war zurückgekehrt. Es wäre eine Zeit des innern Friedens eingetreten, wenn der unruhige Kleomenes nicht daran gedacht hätte, den ihm widerfahrenen Schimpf zu rächen und zu dieſem Ende ein zahlreiches Heer gegen Athen aufzubringen. Dies ſeinerſeits fühlte ſich nicht ſtark genug, einer ſolchen Macht zu widerſtehen; es ſuchte Hülfe bei den Perſern; und hieran knüpfen ſich, wie wir im nächſten Zeitraume ſehen werden, Unterhandlungen, welche damit endigen, daß das geſammte Griechenland gegen das Perſiſche Reich in die Waffen tritt.

Kolonien.

Was dem kleinen Griechenland ein ſo außerordentliches Uebergewicht über viele unendlich größere Reiche gab, das war die aus ſeiner geographiſchen Lage und ſeinen mancherlei politiſchen Umwälzungen hervorgehende Kolonialmacht. Von keinem Lande der Welt ſind ſo viele, ſo mächtige und ſo ausgedehnte Kolonien gegründet worden, wie von Hellas; die bekannten Küſten der drei Welttheile waren mit griechiſchen Niederlaſſungen wie überſäet, und daher erklärt es ſich denn, wie man faſt überall in der alten Welt auf griechiſches Weſen und griechiſche Bildung trifft.

Das Verhältniß der Kolonien zum Mutterlande war je nach der Entſtehung der Niederlaſſung verſchieden. Wo ein griechiſcher Staat ſelbſt eine Kolonie anlegte, da ſtand dieſelbe natürlich in einem abhängigen Verhältniſſe zu demſelben. Wo Auswanderer die Niederlaſſung gründeten, da finden wir dieſelbe zwar als einen für ſich beſtehenden Staat, aber immer mit den Einrichtungen und dem ganzen Charakter des Mutterlandes. Wo jedoch die Kolonie von Vertriebenen geſtiftet wurde, wo alſo Haß gegen das Mutterland die Bruſt der Anſiedler erfüllte, da darf man ſich nicht wundern, einen von dem Mutterlande durchaus verſchiedenen Charakter zu finden.

Schon die geographiſche Lage Griechenlands forderte das Volk zur Seefahrt, alſo zur Koloniſirung auf. Aber noch dringender wurde dieſe Aufforderung durch die vielen politiſchen Umwälzungen, welche Griechenland ſeit dem Trojaniſchen Kriege erlebte. Viele gedrängte Volksſtämme mußten ſich eine neue Heimat ſuchen, und ſo finden wir denn endlich alle Küſten vom Pontos Euxeinos an bis zu den Säulen des Herculeſ mit griechiſchen Kolonien überdeckt.

Wir haben in der Geſchichte der Phönikier geſehen, mit welcher Emſigkeit dieſes rührige Volk auf allen Küſten des Mittelmeeres feſten Fuß faßte, auf allen in der Nähe von Griechenland liegenden Inſeln Handelsſtationen und Faktoreien anlegte, ehe noch von Hellenen die Rede war; wie ſie durch das Marmarameer in das Schwarze gelangten und überall Kolonien gründeten. Die Griechen wurden bald ihre gelehrigen Schüler in der Schiffahrt. Die Phönikier hatten als ihren Leitſtern den Polarſtern angenommen; den Griechen war derſelbe nicht ſichtbar genug; ſie wählten das glänzendere Sternbild des

Großen Bären, wenn auch dadurch ihre astronomischen Beobachtungen weniger sicher wurden, als die ihrer Meister, deren glückliche Nebenbuhler sie wurden. Den Phönikiern kam es mehr darauf an, die Länder, die sie auf ihren Fahrten fanden, für ihren Handel und ihre Industrie auszunutzen, während die auswandernden Griechen ernstlich darauf bedacht waren, feste Wohnsitze zu erlangen, die sie daher auch ernstlich vertheidigten. Es gelang ihnen bald, die Phönikier nicht nur aus den Inseln ihrer Gewässer zu vertreiben, sondern auch an den Küsten Kleinasiens gewannen sie die Oberhand. Wir haben angeführt, wie König Minos den Raubzügen der Phönikier und Karier ein Ende machte. Von daher datirt sich bereits die griechische Herrschaft in ihren Meeren.

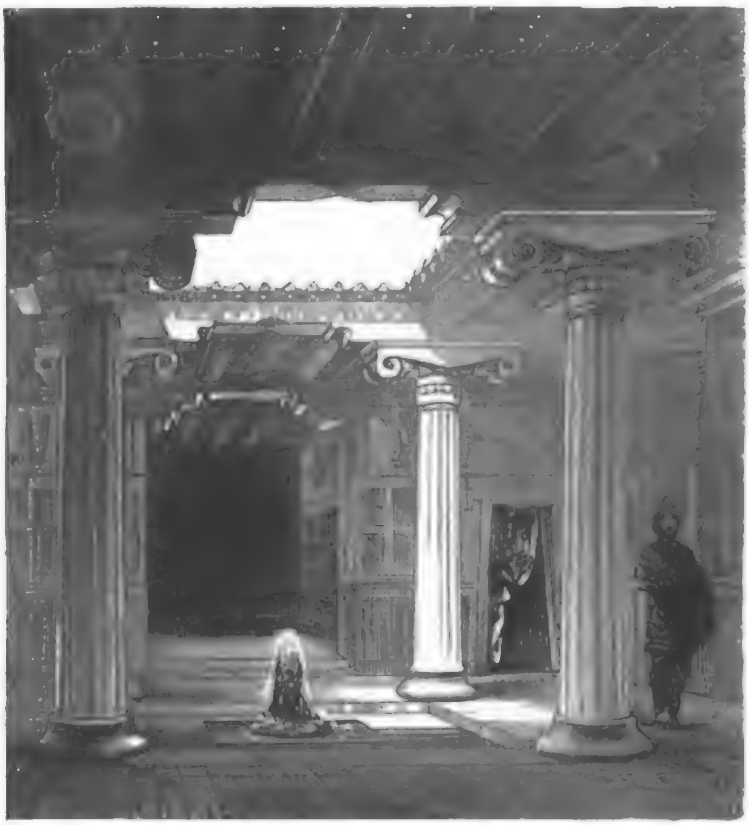
Hof eines Hauses in dorischer Bauweise. Nach Viollet le Duc.

Die kleinasiatischen Kolonien sind ohne Zweifel die wichtigsten Niederlassungen der Griechen; nicht allein, weil sie der Zahl nach überwiegend waren, sondern auch weil dort die griechische Kultur so schnell zur Reife gedieh, daß selbst das Mutterland dadurch überflügelt wurde. Hier war namentlich der ionische Volksstamm vorherrschend; er beherrschte die ganze Küste von Lydien, während die mysische Küste von äolischen und die karische von dorischen Stämmen kolonisirt wurde.

Die äolischen Kolonien enthielten auf dem festen Lande nicht weniger als zwölf blühende Städte, worunter Smyrna die wichtigste war. Daß jene zwölf Pflanzstädte zu einem Bunde vereinigt waren, ist nur eine Vermuthung. Unter den Städten der kolonisirten Inseln glänzt Mytilene auf Lesbos hervor, und die Geschichte nennt uns in Pittakos, einem seiner Herrscher, einen würdigen Gesetzgeber.

Die ionischen Kolonien, ebenfalls zwölf Städte umfassend, bildeten zu gegenseitigem Schutze und zu gemeinschaftlichen religiösen Festlichkeiten den Jonischen Bund. In demselben zeichnet sich die Stadt Milet als Sitz eines ausgebreiteten Handels und als Mutter

vieler anderer Kolonien vor allen aus. Milet war ſo reich, daß es allein gegen 100 Kriegsſchiffe beſaß, und ſo betriebſam, daß man gegen 80 Kolonien zählt, welche die Mileſier ihres Handels wegen, namentlich an den Ufern des Pontos Euxeinos, geſtiftet haben ſollen. Nach Milet nennen wir Epheſos, Kolophon, das durch die glänzendſte Freiheitsliebe ſeiner Bewohner bemerkenswerthe Phokäa und die Inſel Samos. Phokäa hatte ein ſo kleines Gebiet, daß es nur drei Kriegsſchiffe ausrüſten konnte; allein der Muth und die Freiheitsliebe ſeiner Bewohner waren ſo groß, daß ſie die ſpätere Unterdrückung der Perſer nicht ertragen konnten, ſondern nach Gallien überſiedelten und dort die wichtige Pflanzſtadt Maſſilia (das jetzige Marſeille) gründeten.



Hof eines Hauſes in ioniſcher Bauweiſe. Nach Viollet le Duc.

Samos, eine fruchtbare Inſel, erreichte den höchſten Gipfel ſeiner Macht unter Polykrates, welcher ſich zum Tyrannen gemacht hatte und durch kriegeriſchen Muth ſein Reich für einige Zeit zu dem mächtigſten im ganzen Inſelmeere erhob. Er wurde bei allen ſeinen Unternehmungen ſo ſehr vom Glück begünſtigt, daß ſein Name in dieſer Hinſicht ſprüchwörtlich geworden iſt.

Die doriſchen Kolonien, deren ſechs Städte ſich ebenfalls zu einem Doriſchen Bunde vereinigt hatten, waren unwichtiger als die übrigen, und wir erwähnen von ihnen nur Knidos und Halikarnaſſos. — Die an der Nordküſte Kleinaſiens gelegenen Kolonien ſind größtentheils von Milet aus gegründet worden, und es genügt, wenn wir von ihnen die vorzüglichſten dem Namen nach kennen: Heraklea, Sinope, Keraſunt und Trapezunt.

Die italiſchen Kolonien waren faſt eben ſo zahlreich wie die kleinaſiatiſchen. Sie ſind größtentheils vom Peloponnes aus gegründet worden, und das ganze Unteritalien war mit griechiſchen Niederlaſſungen ſo überdeckt, daß dieſer Theil der Halbinſel Großgriechenland genannt wurde. Wir nennen von ihnen als beſonders wichtig:

Tarent, das von den spartanischen Partheniern gegründet worden, schwang sich sehr bald zur größten italischen See- und Handelsmacht auf. — Kroton, dessen Bewohner sich durch ein hartes, kriegerisches, fast spartanisches Leben auszeichneten. — Sybaris, eine achäische Kolonie, die reichste Stadt Unteritaliens. Der große Reichthum von Sybaris trug dazu bei, die Bewohner zu einem weichlichen, sinnlichen, genußsüchtigen Volke zu machen: und wirklich war auch die Ueppigkeit der Sybariten so groß, daß man in ganz Italien und Griechenland sprüchwörtlich davon redete, wie es denn auch noch heutiger Zeit gebräuchlich ist, den Schwelger und Wüstling einen Sybariten zu nennen. Als die Stadt in einem Kriege mit Kroton zerstört wurde, gründeten die entkommenen Sybariten mit Hülfe der Athener die Stadt Thurium, welche sich bald zur mächtigsten des Landes erhob und in Charondas einen durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Gesetzgeber besaß; eben so wie die Kolonie Lokri Epizephyrii (d. i. westliches Lokri), deren Gesetzgeber Zaleukos einen gleich rühmlichen Platz in der Weltgeschichte verdient. — Als die größten Männer der Weltgeschichte werden uns stets diejenigen erscheinen, welche, über dem Gesetze stehend, sich unter dasselbe stellen, deren Gerechtigkeitssinn sich an Urtheilssprüchen über sich selbst als makellos beweist, und die sich freiwillig zum Opfer bringen, wenn es darauf ankommt, die Achtung vor dem Gesetze zu beurkunden. Von dieser unserer Ansicht aus müssen alle Thaten der Eroberer, alle Opfertode der griechischen und römischen Vaterlandsfreunde verschwinden vor der wahrhaften Edelthat, die man sich von dem Charondas erzählt:

Charondas hatte zur endlichen Vermeidung blutiger Streitigkeiten in der Bürgerversammlung bei Todesstrafe verboten, die Versammlung bewaffnet zu betreten. Eines Tages war er, vom Felde zurückkehrend, schnell in die Versammlung berufen worden und hatte in der Eile vergessen, sein Schwert abzulegen. Kaum war er eingetreten, als man ihm zurief, er verletze sein eigenes Gesetz, indem er mit dem Schwert an der Seite erscheine. Charondas entsetzte sich vor der unabsichtlichen Gesetzübertretung; einen Andern würde er in solchem Falle vielleicht begnadigt haben, sich selbst durfte er nicht begnadigen. Deshalb zog er sein Schwert und durchbohrte sich damit vor den Augen der Versammlung, indem er ausrief: „Nicht verletzt, sondern bestätigt wird das Gesetz von mir!“ —

Eine ähnliche Edelthat, wie von Charondas, wird von dem Gesetzgeber Zaleukos berichtet. Dieser, dessen strengen Verordnungen ein sittlicher Zweck zum Grunde lag, und dessen Gesetze als die ältesten aller geschriebenen Gesetzbücher gelten, hatte unter anderen Vergehen auch Ehebruch mit der Strafe des Verlustes beider Augen bedroht. Einst wurde sein eigener Sohn dieses Vergehens wegen angeklagt, schuldig befunden und — von dem Vater zum Blenden verurtheilt. Sein Schmerz war nicht geringer als der des zur ewigen Blindheit verdammten Sohnes. Als nun das Volk um Gnade für den Jüngling bat, da kämpfte das Vaterherz mit dem Gerechtigkeitssinne einen harten Kampf. Endlich aber rief Zaleukos aus: „Das Gesetz verlangt zur Sühne des Vergehens zwei Augen; wohlan denn, man nehme meinem Sohne eins, und das andere — mir selbst!“ — Nichts konnte den alten Gesetzgeber vermögen, von dem gefundenen Auswege abzugehen. Er und sein Sohn wurden jeder auf einem Auge geblendet.

Regium war eine von der Insel Euböa aus gegründete Niederlassung, und Kumä, ebenfalls von Euböa aus gegründet, wurde die Mutter der spätern Pflanzstadt Neapolis. Kumä war der Sitz eines Orakels, welches den italischen Griechen wahrscheinlich die Stelle des delphischen vertreten sollte. Die Priesterin dieses Orakels hieß Sibylla und ihre Aussprüche wurden von den Völkern Großgriechenlands nicht minder verehrt, als die der delphischen Priesterin von den Griechen.

Auf Sizilien sind uns nennenswerth: Messene, Anfangs eine euböische Kolonie, Namens Zankle, wurde später von den auswandernden Messeniern in Besitz genommen und Messene genannt, unter welchem Namen sie in der römischen Geschichte eine nicht unwichtige Rolle spielt. — Megara, von den Megarensern gegründet.

Syrakus, die wichtigſte der ſizilianiſchen Kolonien, von den Korinthern geſtiftet, gelangte durch ausgebreiteten Handel zu großem Reichthum und hatte eine ariſtokratiſch republikaniſche Verfaſſung, welche jedoch ſpäter in eine Tyrannis überging. — Agrigent, die reichſte Pflanzſtadt Siziliens, kam bald nach ihrer Entſtehung unter die Herrſchaft von Tyrannen, unter denen die Geſchichte den durch ſeine Grauſamkeiten berüchtigten Phalaris nur mit Abſcheu nennt.

Unter den Marterwerkzeugen, deren ſich Phalaris zur Beſtrafung der Empörer, ja ſelbſt der einer Verſchwörung Verdächtigen bediente, war auch ein von dem Künſtler Perillos aus Erz gefertigter Stier, in deſſen Bauche die Unglücklichen mittels eines darunter angeſchürten Feuers lebendig gebraten wurden. Das ſataniſche Talent des Perillos hatte das Innere des Marterinſtrumentes ſo eingerichtet, daß das Todesgeſchrei der Bratenden wie das Brüllen eines Stiers klang, eine Erfindung, womit der Künſtler den Tyrannen überraſchen wollte. Wirklich ſoll Phalaris daran auch eine außerordentliche Freude gehabt haben, ließ aber zur Probe des Werkes den Werkmeiſter zuerſt darin verbrennen. — Trotz dieſes Schreckenswerkzeuges und vielleicht eben wegen deſſelben wurde der Tyrann das Opfer eines Aufſtandes, infolge deſſen das erbitterte Volk ihn zu Tode ſteinigte. — Himera war eine von Zankle aus gegründete, aber nicht beſonders wichtige Pflanzſtadt.

Andere Kolonien der Griechen ſind ſo außerordentlich weit verbreitet, daß wir ſie nicht füglich in Gruppen eintheilen können. Wir müſſen uns begnügen, die vorzüglichſten derſelben einzeln nach ihrer Lage zu nennen:

Dioskurias, in der Landſchaft Kolchis am Pontos Euxeinos, von Milet gegründet, der wichtigſte Platz des Verkehrs der Griechen mit den Barbaren (ſo nannte man alle Nicht-Griechen) des Oſtens. Der hier abgehaltene Markt ſoll ſo beſucht geweſen ſein, daß man daſelbſt — wie erzählt wird — 300 verſchiedene Sprachen und Dialekte gehört habe. — Tanais, an der Mündung des Donfluſſes, von Milet gegründet, ein Hauptmarktplatz für Pelzwerk und Häute. — Odeſſos, an der Weſtküſte des Pontos Euxeinos, gleichfalls eine mileſiſche Kolonie. — Byzanz, am Thrakiſchen Bosporos (Ochſenfurth), von den Megarenſern gegründet, ſeiner glücklichen Lage wegen eine der bedeutendſten Pflanzſtädte jener Gegenden. — Kyzikos, an der Propontis, eine mileſiſche Niederlaſſung. — Lampſakos und Abydos, beide am Hellespont und von Milet gegründet. — Abdera, in Thrakien, eine Stadt, die wegen der Kleinſtädterei und Dummheit ihrer Bewohner, der Abderiten, bei den Alten ſo ſprüchwörtlich geworden war, wie bei uns Schöppenſtädt, Schilda, Polkwitz u. ſ. w. — Olynthos, gleichfalls in Thrakien. — Chalkis und Eretria, auf der Inſel Euböa; wir nennen beide Pflanzſtädte als die vorzüglichſten der vielen auf den Inſeln des Aegäiſchen Meeres gegründeten. — Kyrenä, auf der Nordküſte von Afrika, von doriſchen Auswanderern gegründet, wurde die Mutter von vier anderen Pflanzſtädten, mit denen zuſammen die Kolonie den Namen Pentapolis (Fünfſtadt) führte. — Maſſilia, an der galliſchen Küſte, deren Urſprung wir bereits kennen lernten, zeichnete ſich durch ſeine freie, rein demokratiſche Verfaſſung aus. — Sagunt, in Spanien, von Maſſilia aus gegründet, erlangte ſpäter eine bedeutende hiſtoriſche Wichtigkeit.

Kulturgeſchichte.

Verfaſſung. Von allen Kulturzweigen eines Volkes iſt die Verfaſſung der wichtigſte; denn Religion, Sitten, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Induſtrie kann es theils entbehren, theils im niederen Zuſtande laſſen, und es wird deshalb noch nicht aufhören, einen Staat zu bilden; aber ein Staat ohne Verfaſſung iſt ein Unding, ein Volk ohne Verfaſſung iſt weniger als eine Horde; wo nur zwei Menſchen neben einander ſtehen, muß eine Verfaſſung unter ihnen ſein, oder der Eine wird den Andern vernichten.

Wie die Geschichte der übrigen griechischen Staaten in die Geschichte von Sparta und Athen aufgeht, so dienten auch die Verfassungen dieser beiden den übrigen zum Vorbilde. Im Allgemeinen finden wir überall in Griechenland am Ende dieses Zeitraumes das Königthum theils völlig, theils nur dem Wesen nach abgeschafft oder im Untergange begriffen; im Besonderen sehen wir die Regierungsform der dorischen Griechen sich nach der Verfassung Sparta's, die der ionischen nach der Verfassung Athens bilden; und es erscheint daher genügend, wenn wir blos die Verfassung Sparta's und Athens einer näheren Betrachtung unterwerfen,

Die spartanische Verfassung, nach ihrem Gründer auch die Lykurgische genannt, ist von beiden offenbar die eigenthümlichste; ja sie ist auch die einzige geblieben, denn wir finden in der gesammten Weltgeschichte bis auf unsere Zeiten hinunter kein Volk mehr, welches die Lykurgische Gesetzgebung sich zum Vorbilde genommen. Dies erklärt sich aus der widernatürlichen Grundlage derselben, die zwar die vollkommenste Gleichheit über alle Bürger aussprach, aber zugleich auch die vollkommenste Unfreiheit über sie verhängte. Denn frei war in Sparta nur der Staat; jeder Bürger erschien als das willenlose Glied desselben, stets verpflichtet, aller leiblichen und geistigen Güter zum Wohle des Staates sich zu entäußern. Was dadurch erzeugt werden sollte, wurde erzeugt: die vollkommenste Einheit des Staates; aber zu Grunde ging dagegen das schönste Gut des Menschen: der freie Wille.

Griechische Gewandung.

Der nähern Betrachtung der Lykurgischen Verfassung ist noch die Bemerkung voranzuschicken, daß sich dieselbe nur auf die eigentlichen Spartaner bezog, daß die unterjochten Lakonier in einem Unterthan- und die Heloten in einem Sklavenverhältnisse zu ihnen standen.

Die Heloten wurden als Staatseigenthum betrachtet und als solches den Bürgern zur Arbeitleistung übergeben, gewissermaßen in eine Art Pacht. Den auf diese Weise überlassenen Heloten die Freiheit zu schenken, stand keinem Bürger zu. Der Staat dagegen konnte über sie nach Gutdünken beschließen, sie frei geben oder ohne alle Ursache tödten lassen. Das Letztere geschah häufig, wenn ihre Anzahl eine gefahrdrohende Höhe erreichte. Man ließ alsdann eine Menge dieser Unglücklichen hinterlistig umbringen, woher es kommt, daß dieser Gebrauch unter dem Namen Kryptia (Hinterlist) in der Geschichte berüchtigt ist.

Die Regierungsform war ein Mittelding zwischen Königthum und Volksregiment, indem nämlich dem Namen nach Könige an der Spitze der gesammten Staatsverwaltung standen, die eigentliche Regierungsgewalt aber in den Händen der Volksversammlung (Ekklesia) lag, an welcher sämmtliche Bürger Theil zu nehmen berechtigt waren. Diese Ekklesia war die eigentliche gesetzgebende Versammlung, obgleich ihr Recht sich nur auf den Ausspruch zweier Worte beschränkte: Ja und Nein. Sie hatte ohne weitere Diskussion alle Vorschläge der Verwaltungsbehörde einfach zu bejaen oder zu verneinen. Diese Verwaltungsbehörde, welche von der Eigenschaft ihrer Mitglieder den Namen Gerusia (Rath der Alten) führte, bestand aus 30 Männern, nämlich aus den beiden Königen und 28 auf Lebenszeit gewählten Bürgern, welche jedoch nicht unter sechzig Jahre alt sein durften.

Die Wahl in den Rath der Alten geschah auf eine ganz eigenthümliche Weise: Die Bewerber traten einzeln in die Versammlung, von der sie mit Beifallsruf empfangen wurden. Bestimmte Personen, die sich in einem Zimmer befanden, von welchem aus sie Alles hören, aber nichts sehen konnten, mußten entscheiden, bei wessen Eintritt der Beifall am lautesten gewesen war, und dieser wurde Geront, d. h. Mitglied der Gerusia.

So unzuverlässig diese Art des Wahlaktes Manchem auch erscheinen mag, so ist doch gewiß, daß sie bei weitem weniger zu Wahlbestechungen gemißbraucht werden konnte, als die jetzt gewöhnliche Wahlart durch einzelne Abstimmung.

Außer ihrer Stimme in der Gerusia hatten die Könige nur noch die Würde eines obersten Priesters und das Amt eines Oberanführers im Kriege, in welchem Falle ihre Macht fast unumschränkt war. Doch wurde später zur Vermeidung von Zwistigkeiten ein Gesetz eingeführt, nach welchem jedesmal nur einer der beiden Könige ins Feld ziehen durfte, der andere aber in der Stadt bleiben mußte.

Eine eigenthümliche, aber unserer Meinung nach höchst zweckmäßige Behörde waren die erst später eingeführten Ephoren, eine Art oberster Staatsverwalter, welche, fünf an der Zahl, alljährlich gewählt wurden, theils um über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen, theils um in der Ekklesia und Gerusia als Vorsitzer zu dienen, theils um über Krieg und Frieden zu beschließen, und endlich, um das Amt eines obersten Gerichtshofes auszuüben. Ihrem Ausspruche mußten sich selbst die Könige unterwerfen, die sie nach Gutdünken sogar absetzen konnten, wie wir dies an dem Beispiele des Demaratos gesehen haben. Die Macht des Ephorats war nun zwar auf diese Weise sehr unumschränkt, allein ein Mißbrauch derselben darum nicht leicht zu fürchten, weil die Wahl nur für ein Jahr galt.

Reisezug.

Da Lykurg zum Fundament seines Verfassungsgebäudes die Gleichheit aller Bürger erwählte, so hatte er einen Feind zu bekämpfen, an dessen Besiegung außer ihm noch alle Gesetzgeber alter und neuer Zeit gescheitert sind, einen Feind, der an dem Verderben eines Staates emsiger arbeitet, als alle Verschwörer und alle Tyrannen. Dieser Feind ist die unverhältnißmäßige Ungleichheit des Besitzthums. Lykurg wollte nicht reiche und arme, schwelgende und dürftige, sondern gleich wohlhabende Bürger in seinem Staate sehen, und wirklich gelang es ihm auch, durch eine gleichmäßige Vertheilung des Landeigenthums die gewünschte Vermögensgleichheit zu erzeugen, und durch strenge Verordnungen, sie zu erhalten.

Lykurg hatte die Ländereien der Spartaner in 9000, die der Landbewohner in 30,000 gleiche Theile getheilt, mit der Verordnung, daß kein Eigenthümer sein Grundstück verkaufen dürfe, daß das Besitzthum des Vaters stets auf den ältesten Sohn übergehen solle, im Fall es aber wegen Mangels männlicher Erben an eine Tochter fiele, diese sich nur mit einem Bürger verheirathen dürfe, der noch kein Eigenthum besäße.

Aber diese Bestimmungen — das sah Lykurg wohl ein — waren nicht hinreichend, um die nothwendige Erzeugung der Güterungleichheit zu ersticken; denn die Sucht nach Reichthum weiß alle Bestimmungen dagegen zu umgehen. Deshalb versuchte es Lykurg, das Uebel mit seiner Wurzel auszurotten, und also gleich jene Sucht nach Reichthum zu ersticken. Zu diesem Ende gab er eine Menge Gesetze, welche die persönliche Freiheit des Einzelnen durchaus vernichteten, und so freilich ihren Zweck erreichten.

Wir wollen uns diese Gesetze näher vorführen:

Die Kleidung war einfach und durchaus gleich; selbst der König durfte sich durch kein besonderes Kleidungsstück auszeichnen. Ein Rock und ein Mantel machte die ganze Bekleidung aus, welche ein Jahr lang unverändert getragen werden mußte. Gold, Edelsteine

und Schmuck irgend einer Art waren jedem Spartaner verboten, und die Lust daran hatte man dadurch vernichtet, daß nur den feilen Dirnen gestattet wurde, dergleichen zu tragen.

Die Nahrung war nicht minder einfach und ebenfalls für alle Bürger gleich. Um eine Kontrole über das Essen zu haben, wurden die Mahlzeiten (Syssitien) gemeinschaftlich und öffentlich abgehalten, und jeder Bürger war verpflichtet, zur Herstellung derselben einen gleichen Beitrag zu liefern. Dieser Beitrag eines Jeden bestand monatlich in 11 Metzen Gerstenmehl, 19 Maß Wein, 5 Pfund Käse, $2\frac{1}{2}$ Pfund Feigen und einer kleinen Summe Geldes zur Bestreitung sonstiger Bedürfnisse. Ein Hauptgericht bei den Syssitien war die sogenannte schwarze Suppe, von den Spartanern sehr geliebt, von weichlicheren Völkern aber verabscheut. Sie bestand aus einem Gemisch von Schweinefleisch, Blut, Salz und Essig. Alles Essen außer den öffentlichen Mahlzeiten war streng verboten, und nur Ermüdung von der Jagd konnte von der Theilnahme an den Syssitien befreien. Das Trinken war nur als Mittel gegen den Durst gestattet, und die Trunkenheit wurde verabscheut. Um den Jünglingen einen Ekel gegen dieses Laster beizubringen, machte man Heloten bis zur viehischen Gemeinheit betrunken und führte sie in diesem Zustande den Jünglingen vor.

Von den Wohnungen der Spartaner war aller Luxus entfernt, und um auch hierin eine Gleichheit möglich zu machen, bestand ein Gesetz, nach welchem zum Bau der Häuser und zur Verfertigung der Möbel keine anderen Werkzeuge benutzt werden durften, als Axt und Säge.

Aber selbst in der Lust am baaren Gelde sollte die Sucht nach Reichthum keine Nahrung finden. Deshalb wurde alles Gold- und Silbergeld abgeschafft und als Austauschmittel für den Verkehr Eisen geprägt, und zwar so, daß es zu nichts Anderem mehr zu gebrauchen, also für jeden weiteren Zweck werthlos war.

Auch die Beschäftigung der Spartaner war gleich; sie bestand in nichts, als in der Uebung zum Kriege. Zur eigentlichen Arbeit, zum Betriebe der Handwerke und des Ackerbaues wurden die Heloten verwandt.

Dem Spartaner durfte nur Bedürfniß sein, was zur Erhaltung des Lebens durchaus nöthig war; aber dies Leben selbst sollte ihm nicht als Zweck, sondern blos als Mittel erscheinen, nämlich als Mittel zum Kriege. Nur ein Gefühl durfte und mußte ihm theuer sein: die Liebe zum Vaterlande; aller Güter, die außer diesen Grenzen lagen, mußte er sich entäußern.

Aber Bürger von solchem Sinne werden nicht geboren; sie müssen erzogen werden, und darum machte die Erziehung der Jugend ein Hauptstück der Lykurgischen Verfassung aus; sie war ein Staatsinstitut, was in gewisser Hinsicht auch von der Ehe zu behaupten ist; denn man sah in ihr weiter nichts, als ein Mittel zur Erzeugung künftiger Staatsbürger.

Wer drei Kinder erzeugt hatte, genoß große Freiheiten; schenkte er dem Staate das vierte, so war er von allen Abgaben frei. — Eifersucht war aus der Ehe verbannt, denn sie konnte an der Erzeugung junger Staatsbürger hindern. Hatte nämlich ein alter oder untüchtiger Mann eine junge Frau, und ihm gefiel ein junger Mann, so begünstigte er ein Verhältniß zwischen diesem und seinem Weibe, um auf diese Weise Kinder zu erhalten; und eben so umgekehrt, wenn einem Manne, dessen Frau unfruchtbar war, das Weib eines Andern gefiel, so erlangte er von deren Manne sehr leicht die Erlaubniß zum vertrautesten Umgange. Eigentlicher Ehebruch, nämlich vertraute Verhältnisse ohne Einwilligung des betreffenden Ehegatten, war trotz Alledem ein unerhörter Fall.

Die Ehelosigkeit der Männer galt als durchaus schimpflich. Wer das Mannesalter erreicht hatte und nicht heirathete, wurde sogar öffentlich bestraft; denn alle Hagestolzen mußten einmal im Winter am kürzesten Tage völlig entkleidet um den Marktplatz gehen und ein zu ihrer Schmach gedichtetes Lied absingen; dann wurden sie von den Weibern

um einen Altar geführt und während dieses Umganges mit Ohrfeigen an ihre männlichen Pflichten erinnert. —

Auch auf die Achtung der Jugend hatte ein Hagestolz keinen Anspruch; kein Jüngling brauchte vor ihm aufzustehen; denn — wie ein Jüngling einem alten, aber ehelosen Feldherrn, vor dem er sitzen blieb, antwortete — „Du hast ja Keinen erzeugt, der einst vor mir aufstehen könnte."

Die Verfassung unterschied in Hinsicht des Alters Männer (über 30 Jahre), Jünglinge (über 20 Jahre) und Knaben (unter 20 Jahren). Der Mann war im vollsten Sinne des Wortes mündig; er erkannte nichts über sich als das Gesetz, er gehorchte und folgte nur diesem. Der Jüngling bildete die Uebergangsperiode vom Knaben zum Manne: er war der eigentlichen Erziehung entwachsen, aber noch nicht vollständiger Bürger. Seine Handlungen standen noch unter der Beaufsichtigung und Beurtheilung der Männer; er durfte keine Rechtshändel haben, mußte wie die Knaben den Alten seine Ehrfurcht beweisen dadurch, daß er sich vor ihnen erhob und ihnen zu jeder Zeit und an allen Orten Rede stand, und hatte die Verpflichtung, jedem Bürger unbedingt zu gehorchen.

Der Knabe fiel gleich nach seiner Geburt der Leitung des Staats anheim. Jedes neugeborne Kind wurde an einen bestimmten Ort gebracht, der Lesche hieß, und dort einer Besichtigung unterworfen. War das Kind krüppelhaft, so wurde es getödtet, indem man es von dem Gebirge Taygetos hinunterstürzte. War es von gesundem Aussehen und hielt es auch noch als ein Zeichen seiner Stärke ein Weinbad aus, so wurde es der Mutter zur ersten Erziehung zurückgegeben. Aber auch für diese erste Erziehung bestanden bestimmte Vorschriften: Kein Kind durfte in Windeln gewickelt oder in mehr als ein dünnes Hemdchen gekleidet werden; weder Kopf noch Füße wurden bedeckt. Zur frühen Gewöhnung an Furchtlosigkeit wurde das Kind häufig allein und im Finstern gelassen, und alles unnütze Weinen und Schreien streng gestraft.

Die mütterliche Erziehung dauerte bis zum siebenten Lebensjahre des Knaben: alsdann kam er in das Institut des Staats. An der Spitze desselben stand ein Mann, der Pädonom, unter ihm Jünglinge als Aufseher (Eirenen) der verschiedenen Knabenabtheilungen. Denn die Knaben wurden nach ihrem Alter in mehrere Klassen getheilt, damit die Erziehung gleichmäßiger betrieben werden konnte.

Grundzüge dieser Erziehung waren: Leibesübungen, Abhärtungen und Unterricht.

Die Leibesübungen bestanden in Ringen, Fechten, Jagen, Klettern, Schwimmen u. s. w. und wurden nackt abgehalten, häufig im Beisein der Mädchen, was ohne Zweifel viel dazu beigetragen hat, die Spartaner gegen alle Verlockungen der Sinne zu stählen; denn an das Anschauen nackter Formen des andern Geschlechts gewöhnt, fehlte ihnen der Reiz, zu verführen oder verführt zu werden.

Ein Hauptaugenmerk der Erziehung war auf die Abhärtung des Körpers gerichtet. Jede Entbehrung, jede Beschwerde, jeder Schmerz wurde ihnen auferlegt: Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Wachen, Geißelhiebe, Alles mußten sie ertragen lernen, ohne ein Zeichen der Klage von sich zu geben; und wer sich am standhaftesten dabei zeigte, der erntete das meiste Lob. Eine Art Prüfung im Ertragen von Körperschmerzen war eine öffentliche Geißelung, der die Knaben jährlich im Tempel der Artemis unterworfen wurden. Ein Schimpf ruhte auf Dem, welcher einen Seufzer ausstieß, und oft fielen die Gegeißelten todt nieder, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. Das Ruhelager der Knaben bestand in Schilf; ihre Kost wurde ihnen in so kargen Portionen zugemessen, daß sie niemals satt werden konnten. Doch war es ihnen erlaubt, von Anderen zu stehlen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht ertappen ließen, denn in diesem Falle wurden sie hart gestraft, nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen ihrer Ungeschicktheit. Durch diese Erlaubniß zur Dieberei sollten die Knaben in der List für den Krieg geübt werden. Ein vorgekommener Fall beweist, wie viel Werth man darauf legte, beim Diebstahle nicht ertappt zu werden.

Ein Knabe hatte einen Fuchs gestohlen und unter seinem Rocke verborgen. Man hielt ihn an; er aber wollte seine Beute nicht zeigen; und ob ihm der Fuchs auch den Leib zerfleischte, der Knabe verzog keine Miene, bis er todt niederfiel.

Der Unterricht der Knaben war sehr unvollkommen. Nothdürftiges Lesen und Schreiben war Alles, was der angehende Krieger brauchte, und Künste und Wissenschaften wurden von den Spartanern verachtet. Selbst die Redekunst entging diesem Schicksale nicht. Dagegen wurden die Knaben geübt, jedes Vorkommniß schnell und richtig aufzufassen und ihre Gedanken kurz und kernig auszudrücken. Sie durften nicht viele Worte machen, sondern mußten in wenig Worten viel sagen, und daher kommt es, daß man noch heute jede wortarme aber geistreiche Rede eine lakonische nennt.

Einige Beispiele solcher lakonischen Aussprüche mögen hier am Platze sein:

Ein schlechter Kerl fragte einst den Demaratos, wer der beste Spartaner sei. „Der dir am wenigstens ähnlich ist!“ war die Antwort. — Ein athenischer Redner nannte die Spartaner ungelehrig. „Recht“, gab man ihm zur Antwort, „denn von allen Hellenen sind wir die einzigen, welche nichts Böses von euch lernten.“

Einem Jüngling wurden Hähne angeboten, die sich zu Tode streiten könnten. „Nicht doch“, erwiederte er, „ich wünsche solche, die andere zu Tode streiten“.

Ein Spartaner las in einer Inschrift: „Die einst Tyrannenmacht löschten, sanken sterbend dahin“. Er sagte hierauf: „Es ist ihnen Recht geschehen, warum ließen sie die Tyrannenmacht nicht verbrennen?“

Philipp von Makedonien schrieb einst nach Sparta, man solle ihn in die Stadt aufnehmen. Das Antwortschreiben lautete: „Nein!“

Als er hierauf drohte, ihr Land zu verwüsten, wenn er mit seinem Heere über die Grenze gekommen sei, erhielt er zur Antwort: „Wenn“.

Wie oben erwähnt, war der Krieg die Lebensaufgabe des Spartaners, und Lykurg hatte nichts versäumt, um seine Bürger in dem Kriege auch den höchsten Genuß finden zu lassen, dessen ein spartanisches Herz fähig war. Seine Gesetze über das Kriegswesen haben Alles erschöpft, was dazu dienen konnte, aus Sparta einen unbesiegbaren Kriegsstaat zu machen. Und dieser Kriegsstaat hätte die Welt erobert, wenn — die Verfassung nicht an ihrem Erbübel, der Unfreiheit, zu Grunde gegangen wäre.

Die Gebräuche, welche sich auf das Lykurgische Kriegsgesetz stützten, waren ganz dazu geschaffen, Tapferkeit und Todesverachtung als die höchsten männlichen Tugenden erscheinen zu lassen. Das Wegwerfen des Schildes machte ehrlos, denn dies Wegwerfen war ein Zeichen der ergriffenen Flucht, wie es denn auf der andern Seite für eine Ehre galt, als Verwundeter oder Todter auf dem Schilde aus der Schlacht getragen zu werden. Daher sagte auch eine Spartanerin, indem sie ihrem Sohn den Schild überreichte: „Kehre zurück entweder mit diesem oder auf diesem.“ — Das Kriegskleid des Spartaners war roth, weil — wie man sagt — der Feind das Blut nicht sehen sollte, welches er vergoß.

Die Krieger schmückten ihr Haar mit Kränzen, ehe sie in die Schlacht gingen, und beim Klange der Musik, unter dem Absingen begeisternder Lieder zogen sie dem Feinde entgegen. Dies gab der Schlacht den Charakter einer Festlichkeit und dem Tode ein freundliches Antlitz. Derjenige, der dann im ehrenvollen Kampfe gefallen war, wurde mit Lorberkränzen geschmückt zur Erde bestattet, wenn er durch seine Tapferkeit nicht vielmehr eine Beerdigung in dem rothen Kriegskleide verdient hatte, wodurch eine noch größere Ehrenbezeigung ausgedrückt ward. In beiden Fällen aber wurde dem Grabe des Gebliebenen ein Denkstein mit der Namensinschrift gestattet, eine Auszeichnung, die nur den in der Schlacht Gefallenen zu Theil werden konnte, vorausgesetzt, daß ihre Wunden sich nicht auf dem Rücken befanden, denn dies wäre ein Zeichen gewesen, daß sie dieselben auf der Flucht empfangen. Ein Flüchtling aber war der ehrloseste der Menschen: er war für immer ausgeschlossen von jeder Ehrenstelle, von der Theilnahme an den Kriegsübungen,

von jedem Rechte eines freien Spartaners; er wurde weniger geachtet, als ein Helot. — Vor dem Vollmonde des Monates Karneos (der in unſern Auguſt fällt) durften die Spartaner nicht ins Feld ziehen, denn ſie feierten vom ſiebenten bis ſechzehnten dieſes Monats dem Phöbos ein Feſt. Dieſes Geſetz brachte ſie darum, an dem ſchönſten Siege Theil zu nehmen, den die Griechen jemals erfochten.

Gewiß würden wir über dieſes monſtröſe, aber nichtsdeſtoweniger intereſſante Geſetzgebungswerk noch viele wichtige Mittheilungen haben, wenn Lykurg es nicht verſchmäht hätte, das Produkt ſeiner Forſchung niederzuſchreiben. So aber zog er es vor, ſein Geſetz von Mund zu Munde forterben zu laſſen, wie man ſagt, damit das Volk es nur in ſeinem Herzen trage, in Wahrheit wol, um zu verhindern, daß über dem Buchſtaben der Geiſt zu Grunde gehe, wie das leider bei ſo vielen Urkunden der Fall iſt.

Wie ſchon erwähnt, bildete ſich die Verfaſſung der übrigen Staaten des Peloponnes im Weſentlichen nach der ſpartaniſchen, wenn auch hier und da die Regierungsform eine andere war. So ſehen wir in dem durch ſeine mächtigen Gebirge eingeſchloſſenen, unzugänglichen, aber höchſt reizenden und von einem freiheitsliebenden Hirtenvolke bewohnten Arkadien eine Menge Städte, deren jede einen beſondern Freiſtaat bildete, obgleich wir an der Spitze des Landes einen König finden.

Argos, vor der Oberherrſchaft Sparta's das wichtigſte Reich des Peloponnes, von welchem oftmals alle Griechen Argiver genannt wurden, hatte nur in der heroiſch-mythiſchen Zeit Könige, ſchaffte das Königthum aber bald nach der griechiſchen Völkerwanderung ab, nachdem der wackere König Pheidon eine Verfaſſung gegründet hatte, zufolge deren jeder Bürger, welcher im Stande war, ein Pferd zu halten, Antheil an der Regierung erhielt. — Achaja beſtand aus 12 Städten, deren jede mit ihrem Gebiete einen unabhängigen Freiſtaat bildete, obgleich alle dieſe Republiken in einem Schutz- und Trutzbündniß mit einander ſtanden.

Korinth, nach Sparta der wichtigſte Staat des Peloponnes, beſonders ausgezeichnet durch ſeinen blühenden Handel und ſeine herrliche Baukunſt, umſchloß ein freiheitliebendes Volk, das ſtets bereit war, gegen eigene und fremde Tyrannen in die Waffen zu treten. Das Reich wurde Anfangs von beſchränkten Königen regiert, deren Würde jedoch ſchon um 800 v. Chr. abgeſchafft und durch einen Rath von 200 Herakliden erſetzt wurde, die ſich von einem ihrer Vorfahren Bakchis das Geſchlecht der Bakchiaden nannten. Korinth erhielt alſo dadurch eine ariſtokratiſche Verfaſſung, bis ſich etwa um 600 v. Chr. ein Mann, Namens Kypſelos, zum Tyrannen aufwarf und zum Segen für die Volksrechte regierte. Auch ſein Sohn Periander wandelte auf dieſem Wege; allein nach deſſen Tode wurde die Tyrannis wieder aufgehoben und die frühere ariſtokratiſche Republik an ihre Stelle geſetzt.

Einen ganz anderen Charakter als in der ſpartaniſchen ſehen wir in der atheniſchen Verfaſſung. Hier iſt nicht die Gleichheit, ſondern die Freiheit der Bürger die Grundlage des Gebäudes, welches Solon aufgeführt: das Volk war ſein eigner Herr; es regierte ſich ſelbſt: es gab weder dem Namen noch dem Weſen nach Könige: Athen war von Anfang an eine reine Republik. Die Verfaſſung Athens vor Solon hat keine hiſtoriſche Bedeutung, und das Wenige, was daraus merkenswerth iſt, haben wir bereits angeführt. Hier haben wir unſer Augenmerk vorzugsweiſe auf das Soloniſche Verfaſſungsinſtitut zu richten, als auf dasjenige, welches nicht blos für Griechenland, ſondern auch für die Welt von Einfluß geweſen iſt, denn ohne dieſe humane und liberale Verfaſſung gab es vielleicht keine griechiſche Bildung, von deren Einfluß bis auf den heutigen Tag wir bereits im Eingang zur Geſchichte Griechenlands geredet haben.

Daß in dem freien Griechenland die Sklaverei in einem ſo ausgedehnten Maße beſtand, wie wir ſie heutzutage nur noch in Südamerika treffen, hat nichts Befremdendes, wenn man die Verhältniſſe näher ins Auge faßt. Der Krieg hatte damals den Zweck

Im Vordergrunde, **rechts** vom **Lago di Garda**, ist in den Ausläufern **Südtirols** eine Reihe von Ortschaften sichtbar, die durch ihre Weinkultur bekannt sind. Es sind dies Bozen, Meran und weiter nördlich Brixen, Klausen und Sterzing. Ferner sind sichtbar: Trient, Rovereto, Arco, Riva, Torbole, Ala, Roveredo, Mori, Volano, Lavis, Salurn und Neumarkt, nördlich Salurn Kaltern.

Die Weinkultur ist in Südtirol sehr alt. Schon zu Zeiten der Römer wurden die Weine dieser Gegend gerühmt. Auch heute noch sind sie berühmt und werden in alle Länder versendet. Die Weinkultur ist in Südtirol sehr ausgedehnt. Besonders gepflegt wird sie in den Gemeinden Kaltern, Meran, Bozen, Terlan, Salurn, Trient, Rovereto, Arco, Riva, Torbole, Ala, Roveredo, Mori, Volano, Lavis, Neumarkt, Brixen, Klausen und Sterzing.

Weinbau Südtirols (Bozen, Meran, Trient, Rovereto, Arco, Riva, Torbole, Ala, Roveredo, Mori, Volano, Lavis, Salurn, Neumarkt, Brixen, Klausen und Sterzing).

Die Weinkultur ist in Südtirol sehr alt. Schon zu Zeiten der Römer wurden die Weine dieser Gegend gerühmt. Auch heute noch sind sie berühmt und werden in alle Länder versendet. Die Weinkultur ist in Südtirol sehr ausgedehnt. Besonders gepflegt wird sie in den Gemeinden Kaltern, Meran, Bozen, Terlan, Salurn, Trient, Rovereto, Arco, Riva, Torbole, Ala, Roveredo, Mori, Volano, Lavis, Neumarkt, Brixen, Klausen und Sterzing.

Alexander, der Name Phrygischer Landleute, deren Hirten, die gleichen Namen führten, sich mit Paris und Alexander, dem Sohne des Priamos, um die Ehre maßen, wenn sie sich begegneten. Auch Alexander, der Sohn des Aristobulos, der Enkel des Hyrkanos, der Urenkel des Makkabäers Simon, ist ein Beispiel für Alexander, der Name der Könige, Fürsten und Großen.

Alexander, der Name der Könige, der auf den Münzen Makedoniens, der Seleukiden, Lysimachos, Epirus, der Ptolemäer, der Parthischen und Baktrischen Könige, der Könige von Pergamon, Pontos, Bithynien, Armenien, Kappadokien, Syrien, Judäa, Edessa, Emesa, Palmyra, Mauretanien, Numidien und Thrakien, Bosporos, Olbia, Chersonesos, Kyzikos, Rhodos, Ephesos, Smyrna, Sardes, Tralles, Aphrodisias, Laodikeia, Tarsos, Side, Perge, Aspendos, Pamphylien, Kilikien, Kreta, Kyrene, Ägypten, Alexandreia, Nikopolis, Nikaia, Nikomedeia, Pautalia, Philippopolis, Thessalonike, Amphipolis, Pella, Dyrrhachion, Apollonia, Korkyra, Athen, Sparta, Argos, Korinth, Thespiai, Chalkis, Delphi, Thessalien, Aitolien, Akarnanien, Epeiros, Illyrien, Dardanien, Moesien, Dakien, Pannonien, Noricum, Rätien, Gallien, Britannien, Spanien, Italien, Sizilien, Karthago, Numidien, Mauretanien

Die Ordnung in der Verwaltung des Großrathes war folgende: Die Räthe jeder Phyle wechſelten während ihres Jahres in der Leitung der Geſchäfte ab, zu welchem Zwecke ſie aus ihrer Mitte 40 Glieder wählten, die nun 35 Tage lang den Vorſitz in der Regierung führten. Während dieſer Zeit hießen ſie Prytanen, daher ein ſolcher Zeitraum von 35 Regierungstagen Prytaneia und das Regierungsgebäude Prytaneion genannt wurde. Aus den 40 Prytanen wählte man nun wieder für die Dauer von ſieben Tagen 10 Glieder als Vorſtand der Prytanis, welche für dieſe Zeit Proedroi genannt wurden. Aus ihnen wurde dann wieder für die Dauer eines Tages ein Präſident gewählt, welcher Epiſtat hieß. Der Großrath hatte die Verpflichtung, am Ende ſeines Verwaltungsjahres der Volksverſammlung Rechenſchaft über daſſelbe abzulegen. Da nun der Ekkleſia das Recht zuſtand, wegen unordentlicher Verwaltung über den Großrath eine Strafe zu verhängen, ſo hatte dieſer die Befugniß, während des Verwaltungsjahres unredliche oder nachläſſige Räthe ſofort auszuſcheiden, für welche Fälle ſtets Stellvertreter bereit ſein mußten. In dieſer jährlichen Rechenſchaftsablegung lag eine außerordentliche Bürgſchaft für das Volk, und nicht leicht wagte es ein Rath, von der geſetzlichen Bahn abzuweichen.

Die Archonten, welche Solon mit ſehr weſentlichen Beſchränkungen ihres Wirkungskreiſes beibehielt, haben wir bereits bei der Geſchichte ihrer Entſtehung kennen gelernt. Sie ſanken durch die Soloniſche Verfaſſung von Regenten zu richterlichen Behörden für beſtimmte Rechtszweige herab.

Der Areopagos beſtand ſchon von uralter Zeit her als eine Art Tribunal für Hauptverbrechen. Er hielt ſeine Sitzungen (Pagos) früher auf dem Berge des Ares, daher ſein Name. Solon behielt das Inſtitut nicht allein bei, ſondern er erweiterte ſogar ſeine Befugniſſe, um in ihm dem Staate eine Schranke zu geben gegen das wild demokratiſche Anſtürmen des Volkes. So kam es, daß der Areopag nicht allein alle Kriminalſachen zur Entſcheidung behielt, ſondern auch noch die obere Aufſicht über die Verwaltung des Staates, über die Geſchäftsführung der Beamten, über die Beachtung der Geſetze, der Sitten u. ſ. w. Zur Zeit ſeiner höchſten Macht hatte er ſogar die Befugniß, die Beſchlüſſe der Volksverſammlung zu verwerfen, im Fall ſie ihm unbillig oder ungeſetzlich erſchienen.

Alle Kriminalfälle, welche vor den Areopag kamen, wurden nur im Dunkeln verhandelt und entſchieden. Die Finſterniß ſollte die Richter abhalten, ſich durch das Geſicht und die Perſönlichkeit des Angeklagten beſtechen zu laſſen. Dieſer Grund iſt indeß ungenügend: denn wenn die Richter auf der einen Seite durch das Nichtſehen des Angeklagten auch vor jener am Ende doch ſeltenen Art der Beſtechung bewahrt bleiben, ſo entgehen ihnen dafür auf der andern Seite auch die vielen Mittel, welche das perſönliche Anſchauen des Angeklagten für die Erforſchung der Wahrheit darbietet.

Der Areopagos wurde nur aus denjenigen der abgetretenen Archonten ergänzt, deren Verwaltung man bei der Prüfung für gut und geſetzlich erklärt hatte. Die Würde der Mitglieder war lebenslänglich; ihre Zahl belief ſich auf mehr als 300. Eine Eigenthümlichkeit dieſes Gerichtshofes war der Schein von Feierlichkeit und Ernſt, womit er ſich zu umhüllen ſtrebte. Doch waren ſeine Sitzungen nichtsdeſtoweniger öffentlich. Sie wurden unter freiem Himmel abgehalten.

Einen großen Theil ſeiner Sorgfalt hatte Solon der Rechtspflege zugewendet. Hier ging er von dem richtigen, aber beſonders in unſerer Zeit viel zu wenig berückſichtigten Grundſatze aus: daß das beſte Mittel, die menſchliche Unvollkommenheit der Richter zu heben und die Parteien vor den perſönlichen Anſichten und Leidenſchaften derſelben zu ſchützen, darin beſtehe, eine möglichſt große Anzahl von Richtern über die Rechtsfälle abſtimmen zu laſſen. Da nun bei einfachen Geſetzen es keiner Rechtsgelehrſamkeit, ſondern blos der Vernunft bedarf, um richtig zu urtheilen, die meiſten Bürger alſo im Stande ſind, das Richteramt zu verſehen, ſo hatte Solon die Zahl der aus ſämmtlichen Bürgern zu wählenden Rechtsgeſchworenen, aus denen das Richterperſonal der atheniſchen

Gerichte gebildet werden mußte, auf 6000 festgestellt. Ausgeübt wurde die Rechtspflege außer von dem Areopag und den Archonten noch von vier peinlichen und sechs bürgerlichen Gerichtshöfen. Das erste der vier peinlichen Gerichte war das der Epheten, das größte der sechs bürgerlichen das der Heliasten. Bei jenem betrug die Zahl der Mitglieder mindestens 51, die sämmtlich über fünfzig Jahre alt sein mußten: dieses durfte niemals unter 50 Beisitzer zählen, denn die gewöhnliche Anzahl seiner Mitglieder war 500, die bei besonders wichtigen Fällen auf 1000, auf 1500, ja selbst auf 2000 vermehrt werden konnte. Man sieht, wie sehr der edle Gesetzgeber es sich hatte angelegen sein lassen, das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Staatsbürger gegen jede Willkür zu sichern, und hier müssen wir bei einem Blicke auf die neuere Zeit mit tiefem Schmerze erkennen, daß, während die Geschichte um zwei Jahrtausende vorwärts schritt, die Rechtsgrundsätze der Menschen um zwei Jahrtausende zurück gegangen sind!

Bei der athenischen Rechtspflege haben wir noch eines höchst eigenthümlichen Volksgerichtes zu erwähnen, welches die Griechen Ostrakismos (Scherbengericht) nannten, und dessen Zweck es war, den Staat von solchen Männern zu befreien, die sich durch großen Reichthum oder selbst durch hervorragende Verdienste einen so starken Einfluß auf das Volk verschafft hatten, daß die Freiheit dadurch bedroht wurde, die Republik also Gefahr lief.

Durch den Ostrakismos verbannte das Volk dergleichen Männer auf zehn Jahre aus Athen und vernichtete auf diese Weise in den meisten Fällen den gefährlichen Einfluß und mit ihm den Grund zu blutigen Bürgerzwisten.

Die Art, wie der Ostrakismos ausgeübt wurde, war eben so eigenthümlich wie das Gesetz selbst. Jeder Bürger, welcher sich veranlaßt fand, für die Verbannung eines andern zu wirken, nahm einen Ziegel oder Scherben (Ostrakon), schrieb darauf den Namen Desjenigen, dessen Verbannung er wünschte, und legte den Scherben auf dem Markte an dem dazu bestimmten, mit einem Gitter versehenen Orte nieder. Wenn ungefähr 6000 solcher Scherben vorhanden waren, so wurden dieselben gezählt. Fanden sich wirklich 6000 vor, so begann das Gericht: Die Scherben wurden nach den Namen sortirt, und über denjenigen Bürger, der die meisten Stimmen gegen sich hatte, wurde das Verbannungsurtheil ausgesprochen, zufolge dessen er sich aus Athen entfernen mußte, ohne jedoch seiner Güter und sonstigen Rechte verlustig zu gehen.

Eines der wichtigsten Institute eines Staates ist sein Codex, das Buch der Gesetze, durch welches festgesetzt wird, welche Handlungen erlaubt und welche verboten sind, was der Staatsbürger zu thun und was er zu lassen hat, was sein eignes Recht und was das Recht des Andern ist. Je mehr Handlungen ein solches Gesetz erlaubt, und je mehr es überhaupt nur diejenigen verbietet, wodurch die Rechte Anderer verletzt werden, desto mehr entspricht das Gesetzbuch der Freiheit, desto liberaler ist es. Das Solonische Gesetzbuch wurde im Alterthume sehr gepriesen, und viele Bestimmungen desselben gingen in die Gesetzgebungen manches andern Volkes, z. B. der Römer, über. Sie mögen auch wol die Wohlfahrt des Volkes im Auge gehabt, vielleicht sogar befördert haben, aber daß sie häufig mit dem Recht im Widerspruche standen, läßt sich bei aller Ehrfurcht vor dem weisen Sinne des edlen Gesetzgebers nicht in Abrede stellen, wovon sich Jeder überzeugen kann, der jene Bestimmungen vorurtheilsfrei prüft. Daß wir uns bei Anführung dieser Gesetze auf Bruchstücke beschränken müssen, versteht sich wol von selbst, und so sind es denn auch nur die eigenthümlichsten Gesetzbestimmungen, welche wir hier vorführen:

Die Seisachteia (Entlastung) hob, um das Los jener Aermeren zu erleichtern, deren Gut und Person ihren Gläubigern in der Regel ganz verfallen war, sämmtliche Schulden auf. Zugleich trat für die Folge die Bestimmung in Kraft: daß kein Gläubiger die Person seines Schuldners in Haft nehmen und dadurch seine Freiheit beschädigen dürfe.

Wenn ein Aufstand ausbrach und das Volk sich in politische Parteien spaltete, so war jeder Bürger gezwungen, sich für eine der Parteien zu erklären. Der Indifferentismus,

d. h. die Gleichgiltigkeit gegen diese Vaterlandsangelegenheit wurde mit Landesverweisung, mit dem Verluste des Vermögens und des Bürgerrechts bestraft. Der Grund dieses allerdings ungerechten Gesetzes lag in der alten und immer wieder neuen Erfahrung, daß bei einer politischen Spaltung die offenbare Gegenpartei dem Wohle des Staates lange nicht so gefährlich ist, wie es die Indifferenten sind. Wenn alle Bürger gezwungen werden, sich für die eine oder die andere Ansicht zu erklären, so erzeugt sich um so schneller eine Majorität; eine gute Sache geht eher durch und eine schlechte eher zu Grunde.

Bei der Schließung von Ehen durfte keine Braut irgend eine Aussteuer mit bekommen. Dies freiheitbeschränkende Gesetz sollte die eigentlichen Geldheirathen verhindern: aber gewiß konnte keine Bestimmung leichter umgangen werden als diese.

Das Erbrecht wurde auf eine Grundlage gebracht, wie sie größtentheils noch heute besteht: Testamentserben, natürliche Erben, Verbot der Erbschleicherei.

Auf den Müßigang stand eine Strafe, die wol mehr zu den moralischen gerechnet werden muß, also den eigentlichen Charakter einer Strafe nicht hat. Wer dreimal des Müßigganges überwiesen war, wurde unehrlich.

Der Sohn war nicht verpflichtet, seinen alten Vater zu ernähren, wenn dieser es versäumt hatte, seinen Sohn durch Erziehung und Unterricht dazu in den Stand zu setzen. Wer sonst seine Eltern nicht unterhielt oder sein Vermögen verschwendete, galt für unehrlich.

Der beleidigte Ehegatte hatte das Recht, den auf der That betroffenen Ehebrecher zu tödten. — Feigheit wurde mit Entziehung von Ehrenrechten gebüßt.

Injurien, Verleumdungen u. dgl. wurden mit Geldstrafen belegt; eben so Weiberraub und gewaltsame Entführung, letzteres Verbrechen mit 100 Drachmen (ungefähr 72 Mark).

Gewöhnlicher Diebstahl wurde mit den gewöhnlichen Strafen geahndet, Diebstahl unter erschwerenden Umständen aber mit dem Tode; eben so der Mord.

Obrigkeitliche Personen erlitten strengere Strafen als das Volk; so wurde der erste Archon für eine Trunkenheit mit dem Tode gestraft.

Für jede Rechtsverletzung, deren Zeuge ein Bürger war, konnte er als Kläger auftreten, selbst gegen den Willen des Verletzten. Wer möchte nicht in diesem Gesetze eine Anmaßung des Gesetzgebers erkennen, von der man selbst in heutiger Zeit wenig Beispiele findet? So sieht man häufig neben der größten Weisheit die größte Beschränktheit.

Alle Gesetze, welche sich auf die Handlungen Einzelner bezogen, waren auf hölzerne Tafeln geschrieben, die sich um eine Achse drehen ließen, und wurden davon Axones genannt. Diese Einrichtung hatte den Zweck, einen Jeden in den Stand zu setzen, die Verordnungen jederzeit durchlesen zu können. Die Gesetze, welche die öffentliche Ordnung betrafen, waren auf dreieckige steinerne Tafeln eingegraben und hießen Kyrbes.

Die Verfassung erlitt später durch Kleisthenes einige Erweiterungen, indem derselbe namentlich statt der vier Phylen deren zehn anordnete und aus jeder derselben 50 Großrathsglieder erwählen ließ, so daß die Anzahl derselben sich auf 500 belief. Im Wesentlichen aber blieb die Solonische Verfassung, welche ihr Stifter auf 100 Jahre hatte beschwören lassen, lange Zeit hindurch bestehen und trug unendlich viel dazu bei, Athen auf die hohe Stufe politischer und intellektueller Macht zu heben, auf welcher wir es noch lange Zeit hindurch erblicken werden.

Daß die übrigen Staaten von Hellas sich im Allgemeinen der athenischen Verfassung anschlossen, haben wir bereits erwähnt, und namentlich gilt dies von Platäa und Thespiä, welche sich sogar eng mit Athen verbündeten. Die Städte Böotiens, die lauter einzelne Republiken ausmachten, reichten sich zu einem großen Vereine, dem sogenannten böotischen Städtebunde, die Hände, und bildeten so eine nicht unansehnliche Macht, auf deren Spitze sich bald die Republik Theben erhob.

Götterverſammlung im Olymp. Zeichnung von C. Schweiper.

Religion.

Die alten Pelasger (worunter die Urgriechen mit verſtanden ſind) dienten, wie Herodot ſagt, „namenloſen Göttern“ das heißt, ſie hatten eben gar keine Religion in unſerem Sinne und verehrten und fürchteten die Natur in ihren verſchiedenen Aeußerungen. Erſt als ſie mit Phönikiern, Kleinaſiaten und endlich mit Aegyptern in Berührung kamen, gewannen die Naturkräfte Namen. Die fremden Götter wurden angenommen, obwol man ihre Namen und wol auch die Art ſie zu verehren änderte. Bel wurde Zeus und ſeine weibliche Form war Dione, die man im alten Heiligthum zu Dodona verehrte, und deren Willen man durch allerlei Mittel und Zeichen zu erforſchen ſuchte. Nach dieſem Orakel entſtand ein anderes zu Delphi, welches in der Heroenzeit noch nicht die große Bedeutung hatte, die es ſpäter erlangte. Eigentliche Prieſter gab es nicht; wie bei den Indern im Pendſchab verrichtete das Stammoberhaupt, der König, die Opfer. Es gab aber Seher, Männer, die den Ruf erworben hatten, daß ſie mit den Göttern in näherem Verkehr ſtünden, und die man daher befragte, wenn man irgend ein Unternehmen beabſichtigte. Solche Seher waren Orpheus, Kalchas, der Seher der Griechen im Trojaniſchen Kriege, Amphiaraos im Epigonenkrieg und Andere.

In dieſes unbeſtimmte Göttergewirre ſuchten eben dieſe Seher Ordnung und Syſtem hinein zu bringen und unter Denen, die dies unternahmen, nennt man Orpheus, Homer, und den Dichter Heſiod. Obwol die ſpäteren griechiſchen Philoſophen ſehr verſchiedene Anſchauungsweiſen hatten, ſo kann man doch Folgendes als am allgemeinſten angenommen betrachten:

Das Urelement der Welt, ihr Grundſtoff, war die Natur oder das Chaos, welches als eine ungeordnete Maſſe im dunklen Raume ſchwebte. Daraus bildeten ſich zuerſt

die Erde (Gäa), die Unterwelt (Tartaros), der Zeugungstrieb (Eros), das ewige Dunkel (Erebos) und die Nacht (Nyx). Aus der Vereinigung der beiden letzteren entstanden das ewige Licht (Aether) und der Tag (Hemera). Wie dies Alles aus dem Chaos entsprang, so entstand wieder aus der Erde der Himmel (Uranos), das Meer (Pontos) und das Gebirge (Ore).

Gäa läßt aus sich den Sternenhimmel, den künftigen Sitz der seligen Götter entstehen; aus dem Innern der Erde treiben die hohen Urgebirge hervor, die Wohnungen der Nymphen und Satyrn gebiert das unfruchtbare Weltmeer. Riesenhaft-furchtbare Wesen, eine Personifizirung der Naturkräfte und Naturerscheinungen, entstanden aus dieser Vereinigung oder dem Ineinanderwirken der Erde mit dem Himmel oder der Erde mit dem Meere. Diese Wesen (Uraniden, Titanen, Giganten, Kyklopen) näherten sich bereits der Natur des Menschen, waren aber immer noch so gewaltig und vollkommen, daß sie noch nicht an einen Wohnplatz auf der Erde gefesselt erschienen. Aus dem Zusammenleben und der Vereinigung derselben entstanden nun die verschiedenen Göttergeschlechter; Gestalten von menschlicher Bildung, aber übermenschlicher Macht, und nur theilweise an die Erde gebunden. Dies waren die Geschlechter des Kronos und des Zeus.

Aus der Zwietracht, in welche diese zuweilen unter sich oder mit anderen höheren Wesen und Gewalten geriethen, gingen furchtbare Kämpfe hervor, infolge deren oft Erde und Himmel erbebten und wüst durcheinander geworfen wurden. Durch solche Kämpfe wurden ganze Geschlechter vernichtet. Vom Olymp herab stritten die Kroniden, unterstützt von den entfesselten Kyklopen gegen die Titanen, bis nach jahrelangem Ringen die letzteren den Blitzen des Zeus erlagen. Zwar entstanden neue, aber doch immer wieder unvollkommnere Göttergestalten; denn die Nachkommen der Götter waren schon Wesen von gewöhnlicher menschlicher Bildung. Da sie aber doch damit noch außergewöhnliche Kräfte und Fähigkeiten verbanden, so hießen sie Halbgötter oder Heroen, die weiblichen Heroinen. Unter diesen sagenhaften Menschen, von denen mehrere schon in die Geschichte hinüber spielen, machten sich durch ihre Thaten besonders bemerkenswerth: Deukalion und sein Weib Pyrrha, Herakles, Pelops, Kekrops, Danaos, Bellerophon, Kastor und Pollux, Ariadne, Perseus, Theseus und viele andere. Die nächsten Nachkommen dieser Halbgötter sehen wir schon in Völkervereine zusammentreten, um gemeinschaftliche Unternehmungen auszuführen. Man sieht hier vor der Entstehung des Menschen eine große Menge Wesen sich erzeugen, welche großartiger und vollkommener sind als der Mensch. Alle diese Wesen nun, die Naturgegenstände, Naturerscheinungen, Naturkräfte u. s. w., galten den Griechen als Götter; das ganze Weltall war ihnen Gottheit, d. h. die griechische Religion war Pantheismus.

Je vollkommener und großartiger jene Phantasiegeschöpfe waren, desto größer war der Rang, den man ihnen in der Götterlehre anwies, und so finden wir denn unter den griechischen Göttern eine völlige Rangordnung, die von dem Gotte des Himmels und der Erde hinuntergeht bis zu den Göttern einzelner Haine und Flüsse.

Die Vorstellung, welche man sich von diesen übermenschlichen Wesen machte, war eine rein menschliche: man dachte sie sich von menschlicher Körperbildung mit menschlichen Leidenschaften und Schwächen; und aus dieser Vorstellung entsprang denn auch die andere, nach welcher man die Götter nicht als die Naturgegenstände selbst, sondern als deren Regierer betrachtete; also z. B. den Phöbos nicht als die Sonne, sondern als den Gott der Sonne, d. h. den Lenker derselben. Außerdem aber galten jene Götter auch noch als die Beschützer menschlicher Handlungen, Gefühle, Zustände ꝛc., wie das weiter unten an Beispielen noch klarer hervortreten wird.

Nach allem diesen bleibt uns über die griechische Mythologie wenig mehr mitzutheilen als die Namen der Götter, wie sie nach dem Untergange des Geschlechtes Kronos in der Vorstellung der Griechen lebten.

Fig. 1. Bildnis des Dichters.

Bildnis des Dichters. Nach der Art der Bildnisse, wie sie Maler und Zeichner auf der Höhe des Mittelalters ihren Auftraggebern zu liefern pflegten, ist auch dieses Bildnis des Dichters Walther von der Vogelweide gestaltet. Es ist ein Brustbild, das den Dichter in der Haltung des Singenden zeigt, mit Harfe und Plektrum in den Händen. Das Bild ist, wie alle Bildnisse des Mittelalters, idealisiert und kann daher keine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit beanspruchen.

Ares, Sohn des Zeus und der Here, Gott der zerſtörenden Kraft überhaupt, und im Beſondern Gott des Krieges.

Demeter, Schweſter des Zeus, Göttin der Erde, im Beſondern der Erdfrüchte.

Heſtia, Schweſter des Zeus, Göttin des Feuers, beſonders des häuslichen.

Athene, auch unter dem Namen Pallas, Tochter des Zeus, aus deſſen Kopfe ſie entſprungen war, Göttin der Weisheit, Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte.

Hephäſtos, Sohn der Here, die ihn ohne Begattung erzeugt hatte, Gott des Feuers, Beſchützer aller derjenigen Künſte, welche ihre Werke mit Hülfe des Feuers hervorbringen.

Hermes, Sohn des Zeus, Gott der erfindenden Kraft, Beſchützer des Handels, der Märkte, der Häfen, der Landſtraßen und dergleichen.

Apollon, auch unter dem Namen Phöbos, Sohn des Zeus, Gott der Sonne, Anführer der Muſen, daher ſein Beiname Muſagetes (Muſenführer), Beſchützer des Bogenſchießens, der Muſik und Dichtkunſt, der Wahrſager und Seher und der Herden.

Artemis, Tochter des Zeus, Göttin des Mondes, Beſchützerin der Jagd.

Aphrodite, Tochter des Zeus, Göttin des Zeugungstriebes, Beſchützerin der Liebe und ihrer Freuden.

Dieſe bisher genannten zwölf Götter hatten ihren Wohnſitz auf dem Olymp, woher ſich ihr Geſammtname Olympier ſchreibt. Dort auf jenem Berge bildeten ſie einen gemeinſamen Götterrath, in welchem Zeus den Vorſitz führte. Im Allgemeinen galten die übrigen elf olympiſchen Götter als der Hofſtaat des Zeus. Die Götter lebten auf jenem Berge in ewiger Jugend, ſonſt aber eben ſo wie die Menſchen auf Erden. Sie aßen, tranken, ſchliefen und liebten. Ihre Speiſe hieß Ambroſia, ihr Trank Nektar. Als Mundſchenken dienten die jugendliche Hebe und der ſchöne Jüngling Ganymedes, als Boten Hermes und die Iris. Hades, Bruder des Zeus, war Gott der unterirdiſchen Räume, Beherrſcher der Unterwelt.

Dieſe dreizehn Götter galten als die höchſten und mächtigſten. Neben ihnen aber erſcheinen noch eine große Menge niederer Gottheiten, deren Verehrung nicht ſo allgemein war und dabei größtentheils nur in bloßem Anrufen beſtand. Dahin gehören Dionyſos (Weingott), Pan (Gott der freien Natur), Helios (Sonnengott), Selene (Mondgöttin), Eos (Göttin der Morgenröthe), Aeolos (Gott der Winde), Themis (Göttin des Rechts), Eros (Gott der Liebe), Plutos (Gott des Reichthums), Tyche (Glücksgöttin), Iris (Göttin des Regenbogens), Hekate (Göttin der Zauberei und der Bußen), Hymenäos (Hochzeitsgott), Higyeia (Göttin der Geſundheit), Hypnos (Traumgott).

An dieſe reihen ſich an: die Erinnyen (unterirdiſche Rachegöttinnen), auch Eumeniden genannt, heißen Tiſiphone, Megära und Alekta; ſie galten als Sinnbild der Gewiſſensbiſſe. Die Charitinnen (Huldgöttinnen), Euphroſine (Frohſinn), Aglaia (Glanz) und Thalia (Grünende); ſie galten als das Sinnbild weiblicher Anmuth, auch wol als die Göttinnen der Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbſt. Die Mören (Schickſalsgöttinnen), auch Parzen genannt, beſtimmten nach dem Rathſchluſſe des Zeus über die Dauer des menſchlichen Lebens, welches ſie unter dem Bilde eines Fadens abſpannen: Die eine der Mören, Namens Klotho, hielt den Rocken und knüpfte den Faden an, die andere, Lacheſis, ſpann ihn fort, und die dritte, Atropos, ſchnitt ihn ab, in welchem Momente der Tod eintrat. Die Horen (Zeitgöttinnen), deren Zahl, Namen und Beſtimmung von den griechiſchen Dichtern ſo verſchieden angegeben werden, daß wir ſie zur Vermeidung von Weitläufigkeiten übergehen müſſen. Die Muſen (Göttinnen der Künſte und Wiſſenſchaften) ſind folgende neun: Klio (Muſe der Geſchichte), Kalliope (der Redekunſt), Melpomene (der Tragödie), Thalia (der Komödie), Erato (der Liebesdichtung), Euterpe (der Tonkunſt), Terpſichore (der Tanzkunſt), Polyhymnia (der Geſangskunſt), Urania (der Himmelskunde). Die Zahl der Nymphen (niedere Naturgöttinnen) war außerordentlich groß, und faſt alle Gegenſtände der Natur waren von ihnen belebt.

ist auch in der Wahl der Instrumente (Oboe d'amore, Englisch-Horn, Violoncelli, Bratschen) ausgesprochen. Die Violinen sind in zwei Gruppen geteilt, die eine spielt mit Dämpfer, die andere ohne. Die Violinen mit Dämpfer stellen Gattin und Weib dar, die ohne Dämpfer den Helden. Die Violinen ohne Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 3. Ein Teil der Violinen mit Dämpfer setzt mit dem Motiv Nr. 4 ein. Die Violinen ohne Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 5. Die Violinen mit Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 6. Die Violinen ohne Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 7. Die Violinen mit Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 8. Die Violinen ohne Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 9. Die Violinen mit Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr. 10. Die Violinen ohne Dämpfer setzen ein mit dem Motiv Nr.

Der Tartaros dagegen war ein tief unter dem Schattenreiche gelegener Schlund, umgeben von einer dreifachen Mauer und umflossen von dem feuerströmenden Flusse Phlegethon und dem strudelnden Acheron. Die hierher verdammten Seelen erschienen zuerst vor dem zweiten Todtenrichter Radamanthos, welcher ihre Strafe bestimmte, zu welcher sie von den Erinnyen abgeführt wurden. Welcher Art diese Strafen waren, ersieht man aus der schon angeführten der Danaïden und aus denen, zu welchen Prometheus, Sisyphos und Tantalos verurtheilt waren. Der Erstere war an einen Berg festgeschmiedet, und ein Adler hackte ihm die Leber aus, welche immer wieder von Neuem wuchs. Sisyphos mußte einen schweren Stein den Berg hinauf wälzen, und, oben angekommen, entrollte ihm derselbe wieder in die Tiefe. Tantalos stand mit dem fürchterlichsten Hunger und Durst in einem Bache von silberhellem Wasser, und die schönsten Früchte schwebten über seinem Munde. Aber sobald er sich bückte, um zu trinken, oder sich empor reckte, um zu essen, entwichen Wasser und Früchte plötzlich dem verlangenden Munde.

Durch den Verkehr der asiatischen Griechen mit den Syrern und anderen orientalischen Völkern, waren schon frühzeitig deren religiöse Ideen und namentlich die dort heimatlichen Mysterien nach Griechenland gekommen. Bereits in den Gesängen Homer's findet man Andeutungen davon, allein das Mysterienwesen bildete sich hauptsächlich in der Periode aus, welche den persischen Kriegen voranging. Spekulative Köpfe, Philosophen und Träumer, welchen die im Homer lebenden und vom Volke geglaubten olympischen Göttersagen nicht genügten, und die über das Schicksal der menschlichen Seele nach dem Tode grübelten, meinten in diesen orientalischen Mysterien, welche dem griechischen Wesen angepaßt wurden, die Lösung jener unlösbaren Fragen gefunden zu haben.

Wir haben in der syrischen Geschichte mitgetheilt, daß in der phönikischen Stadt Byblos die aus Aegypten eingeführte Adonisfeier begangen wurde (s. S. 194). Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieses Fest mit seiner symbolischen Bedeutung der Ursprung derjenigen Festlichkeiten und Mysterien war, welche alljährlich zweimal zu Eleusis in Griechenland zu Ehren der Demeter und Persephone (Kora) und des Dionysos mit großer Feierlichkeit begangen wurden. Demeter, Persephone und Dionysos, die drei Erdengötter, sind die Gottheiten des Acker- und Weinbaues und somit gewissermaßen die Urheber menschlicher Kultur.

Die kleinen Eleusinien wurden im Frühjahr, wenn die ersten Blumen blühten, gefeiert und die großen Eleusinien, die neun Tage dauerten, im September. Wie in Phönikien an die Sage von Adonis, so knüpfte sich in Griechenland diese Feier an die der Demeter und ihrer Tochter Kora. Die wild ausgelassenen Feste, welche man sonst zu Ehren des Dionysos feierte, wurden mit denen in Eleusis verbunden und nach morgenländischer Weise umgestaltet und mit Chorgesang, Flötenspiel und symbolischen Gebräuchen gefeiert. Mit der äußern Religionsfeier waren die eleusinischen Weihen, in die kleinen und großen Mysterien verbunden, eine stufenweise Belehrung über das menschliche Dasein und die Zustände der Seele nach dem Tode, eine hoffnungsreiche Deutung der in den Mythen und Symbolen der Erdengötter verhüllten Ideen. Wer allmählich Epopte geworden war, das heißt den höchsten Grad der Weihe erhalten hatte, meinte die Gewißheit erlangt zu haben, daß die frommen Verehrer der Demeter und ihrer Tochter nach dem Tode zu neuem Leben erwachen würden.

In diese Mysterien eingeweiht zu werden war der hohe Wunsch aller Athener. Die Einweihung in die verschiedenen Grade fand unter allerlei auf die Sinne wirkenden Ceremonien statt, wie sich dies ja noch heute bei anderen geheimen Gesellschaften findet. Auch bedrohte den Verrath der im Innern des Tempels vollzogenen Mysterien ein schwerer Fluch, und es kam vor, daß Verräther mit Güterverlust und selbst mit dem Tode bestraft wurden. In alten Zeiten waren Ausländer, später nur noch Verbrecher und Gottlose ausgeschlossen. Die eleusinischen Mysterien wurden auch zu politischen Zwecken benutzt;

der Linie stehe ich unter meinem Schutzherrn Gopu und bleibe bis gerade Dekanie an der Küste, wo ich mich mit Kaiser Akbar treffe, der mich in Gnaden empfängt und Alexander Compagnie bestätigt usw.

Ich habe mich bemüht, diese Stelle so wörtlich als möglich zu übersetzen, um die Schwierigkeiten der Übersetzung deutlicher hervortreten zu lassen.

Die Inschriften lassen zwei geschichtliche Tatsachen sicher als feststehend erscheinen, nämlich, daß Akbar 1599 und 1600 in Madras war und daß Gopu, der Schutzherr, damals noch lebte und dort wohnte. Diese von den Inschriften gebotenen Tatsachen sind aber nicht in Einklang zu bringen mit den Angaben der Chronik des Klosters, wie Burnell sie übersetzt hat.

Die Inschrift auf dem Grabstein Gopus (Nr. 1).

Da nun Akbar nicht mehr nach 1600 in Madras gewesen sein kann, so ist es unmöglich, daß Gopu, der Schutzherr, damals noch lebte. Ferner ist es unmöglich, daß Gopu, der Schutzherr, damals noch lebte, weil er nach Burnell's Übersetzung der Chronik schon 1577 gestorben sein muß.

Ich habe mich bemüht, eine Übersetzung zu geben, die sich möglichst eng an den Text anschließt, und ich glaube, daß meine Übersetzung richtig ist. Ich habe mich bemüht, die Inschriften richtig zu lesen, und ich glaube, daß ich sie richtig gelesen habe.

Ich habe mich bemüht, die Inschriften richtig zu lesen, und ich glaube, daß ich sie richtig gelesen habe. Ich habe mich bemüht, die Inschriften richtig zu lesen, und ich glaube, daß ich sie richtig gelesen habe. Ich habe mich bemüht, die Inschriften richtig zu lesen, und ich glaube, daß ich sie richtig gelesen habe. Ich habe mich bemüht, die Inschriften richtig zu lesen, und ich glaube, daß ich sie richtig gelesen habe.

Priesterthume gar nicht die Rede sein kann, und es möchte fast als eine überflüssige Bemerkung erscheinen, wenn wir hinzufügen, daß die griechischen Priester zur Ehelosigkeit nicht verdammt waren, wiewol man bei der Wahl zum Amte eines Priesters oder einer Priesterin ledige Personen den verheiratheten vorzog.

Die Gebete (Euchai) fanden theils öffentlich im Tempel, theils in den Häusern statt; theils verrichtete sie der Priester, theils Derjenige, welcher die Götter um Etwas anflehte. Man erhob beim Gebet die Augen zum Himmel, im Tempel zu dem Bilde des angebeteten Gottes, und sprach das Gebet entweder stehend oder knieend.

Besondern Werth legte man auf die Darbringung von Opfern. In Hinsicht der zu opfernden Gegenstände unterschied man Brandopfer und Trankopfer. Für die ersteren verwendete man allerhand Thiere mit Ausnahme der Fische. Dem Poseidon, dem Hades und allen unterirdischen Mächten wurden schwarze Opferthiere gewidmet. Ein Trankopfer wurde selten allein dargebracht, gewöhnlich stand es mit einem Brandopfer in Verbindung. Opfergegenstände des Trankopfers waren am gewöhnlichsten Wein, seltener Milch und Thierblut. In Hinsicht des Zweckes theilte man die Opfer ein in: Dank-, Sühn- und Bittopfer. Man glaubte dabei, daß die Götter denselben persönlich, den Opfern ihrer besonderen Lieblinge sogar sichtbar beiwohnten. Das Opfer selbst bestand darin, daß man gewisse Theile des Opferthiers den Göttern zu Ehren verbrannte, die übrigen Theile aber unter festlichen Ceremonien verzehrte.

Wir gelangen nunmehr zu denjenigen Zweigen des griechischen Kultus, welche politische Bedeutung und politischen Einfluß hatten und durch beide eine wirkliche historische Wichtigkeit erlangten: Die Orakel und die Nationalspiele.

In Rücksicht der ersteren wird es genügen, den größten und einflußreichsten unsere nähere Betrachtung zu widmen, besonders da wir bereits früher Gelegenheit genommen, über das Wesen der Orakel überhaupt uns hinlänglich auszusprechen. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit daher auf das schon so oft erwähnte Delphische Orakel, d. h. auf dasjenige, welches sich in der Nähe der kleinen Stadt Delphi befand, von den dortigen Bewohnern unterhalten und bedient wurde und durch die Klugheit seiner Priester nicht allein zu dem größtmöglichsten Ansehen, sondern auch zu einem fast fabelhaften Reichthum gelangte. Das Orakel war Anfangs der Erde (Gäa), später der Themis, zuletzt dem Apollon gewidmet, und erst unter der Schutzherrschaft dieses Gottes erlangte es, besonders durch die Einführung eines systematischen Dienstes seiner Priester, jenen außerordentlichen Einfluß, durch welchen das Orakel — in Rücksicht seiner Wirksamkeit — den größten griechischen Gesetzgebern fast gleich kommt. Dicht bei Delphi in den Gebirgen des Parnaß hatte man eine Höhle entdeckt, welche einen betäubenden Schwefeldampf ausstieß. Ein Mensch, welcher diesen Brodem einathmete, wurde dadurch in eine krampfhafte Verzückung versetzt, so daß er unzusammenhängende Worte hervorstieß. Diese Entdeckung suchten die Priester von Delphi zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem sie vorgaben, daß der Verzückte von der Gottheit begeistert und im Stande sei, ihren Willen zu verkünden.

So war das Orakel entstanden. Es erhielt späterhin eine Einrichtung, die ganz darauf berechnet erschien, die Achtung, welche man vor demselben hatte, in Ehrfurcht zu verwandeln: Zum Verkünder des göttlichen Willens erwählte man ein weibliches Wesen. Diese Priesterin, Pythia genannt, mußte früher Jungfrau sein. Als aber einmal eine Pythia geschändet worden war, wurde ein Alter von 50 Jahren für die Würde derselben erfordert. Die Aussprüche des Orakels erfolgten in früheren Zeiten nur in einem bestimmten Monat des Jahres, welcher den Namen Pythios (Orakelmonat) führte, später, als der Zudrang immer größer wurde, an einem bestimmten Tage jedes Monats.

Die Fragenden, welche sich durch Gebete und Opfer auf das Orakelwerk vorbereiten mußten, waren genöthigt, ihre Fragen in möglichst wenig Worte zu fassen. Die Beantwortung derselben geschah alsdann auf folgende Art:

Die Pythia wurde, nachdem ſie ſich in dem Brunnen Kaſtalis gebadet, einen dort ſtehenden Lorberbaum geſchüttelt und ſich mit deſſen Blättern bekränzt hatte, von den Prieſtern in das Pytheion geführt. Dies war das Allerheiligſte der Höhle, nämlich eine vertiefte Grotte, in deren Mitte ſich eine Oeffnung befand, woraus der Dampf ſtieg.

Auf dieſer Oeffnung ſtand der Dreifuß, über deſſen eigentliches Weſen man ſehr im Unklaren iſt. Einige ſagen, er ſei ein kupferner Topf geweſen, Andere halten ihn für weiter nichts als einen Schemel mit drei Füßen. Wie dem auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß dieſer Dreifuß der Pythia zu dem Sitze diente, auf welchem ſie von den Dämpfen umwallt und ſo in die früher erwähnte krampfhafte Verzückung verſetzt wurde. In dieſem oft fürchterlichen Zuſtande völliger Raſerei ſtieß ſie einzelne, unzuſammenhängende Wörter aus, welche von den dienenden Prieſtern aufgefangen und zu einer in Hexametern gefaßten Antwort verwendet wurden.

Griechiſches Wagenrennen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Welcher Art dieſe Antworten waren, und wie vielfache Deutungen ſie zuließen, haben wir an den bereits mitgetheilten Beiſpielen hinlänglich geſehen. Das Orakel wagte mit ſeinen Prophezeiungen nie etwas, und dieſem Kunſtgriffe verdankte es ſein ſo lange Zeit unangetaſtet gebliebenes Anſehen.

Kein griechiſcher Staat beſchloß eine politiſche Handlung, ohne das delphiſche Orakel um Rath gefragt zu haben; kein Krieg wurde erklärt, kein Friede geſchloſſen, ohne daß man ſich der Zuſtimmung des Orakels verſichert hätte; und diejenige öffentliche Volkshandlung, welche ohne vorherige Prüfung deſſelben ſtattgefunden, mußte in den Augen der Griechen als eine gottloſe und durchaus unheilvolle erſcheinen.

So kam es, daß das delphiſche Orakel in das zerſplitterte Staatenleben des griechiſchen Volkes eine politiſche Einheit brachte, wie man ſie ſonderbarerweiſe nur in Deſpotien für möglich hält. Es war der Knoten, zu dem die Enden aller der Fäden verknüpft waren, an welchen die einzelnen griechiſchen Staaten hingen.

Griechenland und China ſind die einzigen Länder des Alterthums, in welchen die Prieſter nicht eine bedeutende und bevorzugte Stellung einnahmen. Trotzdem aber ſehen wir, wie die griechiſchen durch Benutzung des Aberglaubens ſich auf geſchickte Weiſe der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen und durch den Einfluß des Orakels auch die Roheit der Sitten zu mildern wußten. Das Orakel von Delphi wurde für ſie eine Goldgrube. Welche reichen Geſchenke fremde Fürſten ſandten, um den Gott günſtig für ſich zu ſtimmen, haben wir an mehreren Beiſpielen geſehen.

Noch einflußreicher für das Geſammtleben des griechiſchen Volkes als die Orakel waren die Nationalſpiele; und wie unter den Orakeln das delphiſche alle anderen in den Hintergrund drängte, ſo ſtehen unter jenen Nationalfeſtlichkeiten die Olympiſchen Spiele obenan.

Die Stadt Olympia in der Landſchaft Elis war der Schauplatz dieſer großen Kampfſpiele, zu welchen die Griechen von nah und fern herbeiſtrömten, um Theilnehmer oder Zuſchauer zu ſein. Ueber die Stiftung der olympiſchen Spiele iſt man im Dunkeln. Sie werden für ſehr alt gehalten, und dem Zeus, gewöhnlicher aber dem Herakles zugeſchrieben. Eine neue Einrichtung und Geſtalt erhielten ſie durch Iphitos, König von Elis, ſo daß man dieſen oft als den Begründer der olympiſchen Spiele bezeichnet. Er und der berühmte Lykurg gaben ihnen das Anſehen, welches dieſe Volksverſammlungen in ſpäterer Zeit genoſſen, und dies beſonders dadurch, daß ſie über den Schauplatz derſelben einen heiligen Frieden ausſprachen: das ganze Gebiet von Elis ſollte von allen Einfällen der Völkerſchaften frei bleiben, und während der Spiele ſelbſt mußte auf dem ganzen Peloponnes die tiefſte Waffenruhe herrſchen.

Die Zeit der Spiele fiel auf den Vollmond, welcher der Sonnenwende vorher ging. Diejenigen, welche an dem Wettkampfe Theil nehmen wollten, hatten zuerſt vor dem Hellanodikes (Hellenenrichter) nachzuweiſen, daß ſie helleniſcher Urſprunges, frei geboren und in Beſitz ihrer bürgerlichen Ehren ſeien. Dann hatten ſie zu beſchwören, daß ſie ſich zehn Monate lang den vorgeſchriebenen Uebungen unterworfen hatten, daß ſie ehrlich kämpfen und keine unſtatthaften Kunſtgriffe anwenden wollten u. ſ. w. Nach dieſer Prüfung folgte ein feierliches Opfer unter lautem Chorgeſang. War dies vorüber, dann begannen die Spiele unter dem Vorſitz des Hellenenrichters, der auf einem erhöhten Platze ſaß und darauf zu achten hatte, daß kein Menſch von ſchlechtem Ruf ſich eindrängte und daß überhaupt Alles mit Anſtand zuging. Frauen waren bei dieſen Spielen nicht gegenwärtig: denn die Kämpfer waren ganz nackt, indem auch der Gürtel, den ſie in früheren Zeiten trugen, als hinderlich abgeſchafft worden war.

Die Kampfrichter, deren Zahl häufig vermehrt wurde, bis ſie ſich auf zwölf belief, und welche nur aus den Bewohnern von Elis gewählt werden durften, hatten ihren Sitz innerhalb der Bahn. Ihre Aufgabe war es, zu richten, wem in den verſchiedenen Wettkämpfen der Preis zukam, und dem Sieger dieſen Preis zu reichen.

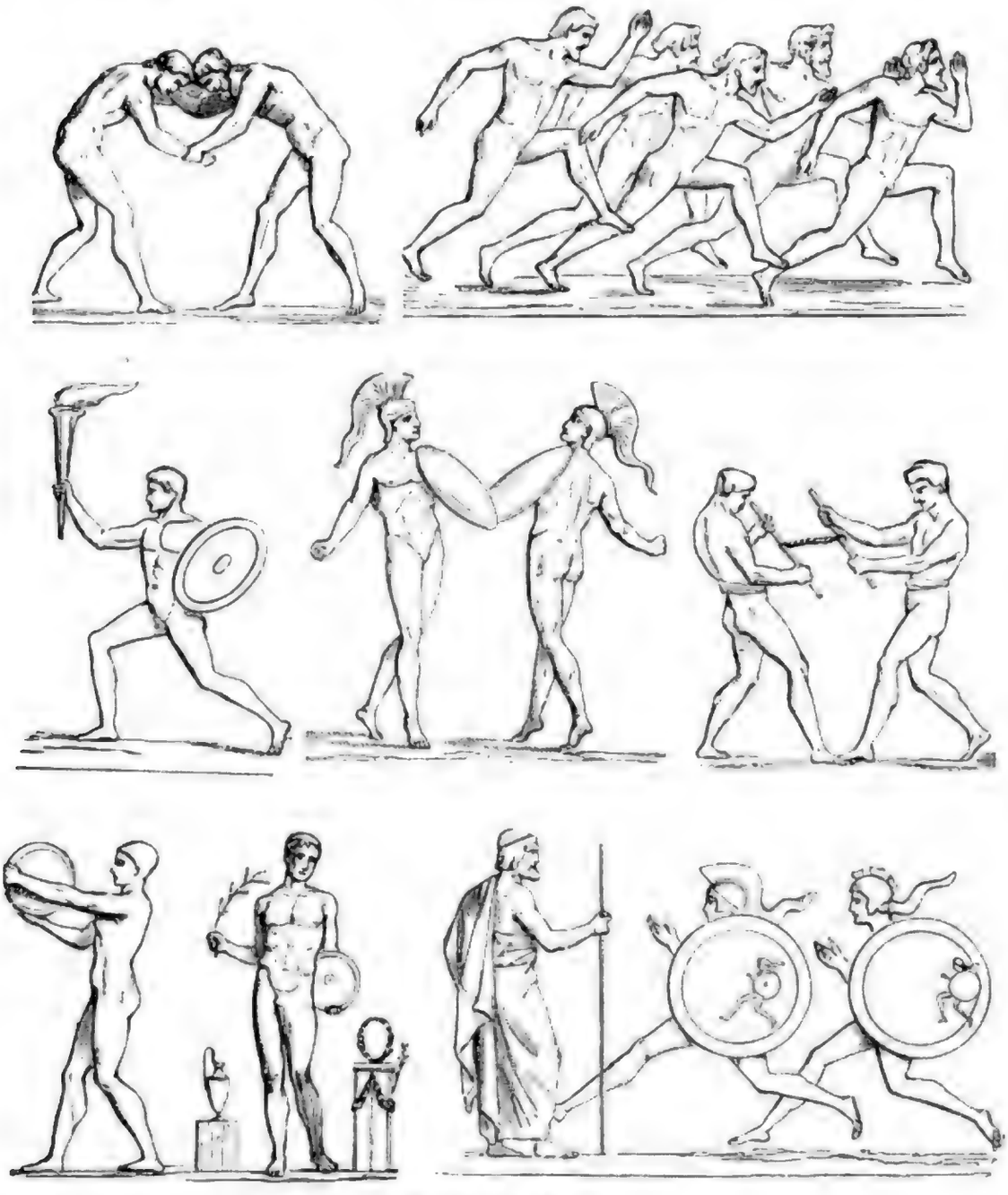
Der Platz, auf welchem die Spiele gehalten wurden, beſtand aus einer langen Bahn, die in zwei Straßen getheilt war. Die linke Straße hieß Hippodromos und war für die Wettrennen zu Pferde und zu Wagen beſtimmt; die rechte hieß das Stadion, hatte eine Länge von 100 Meter und diente als Bahn für die Wettläufer. Am Anfange des Hippodroms befanden ſich gewölbte Räume, von denen aus das Rennen ſtattfand. Ringsum auf amphitheatraliſch geſtellten Bänken ſaßen dichtgedrängt die Zuſchauer.

Die Spiele ſelbſt beſtanden in Rennen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; im Springen, im Ringen, im Fauſtkampfe, im Diskoswerfen u. ſ. w., denn im Laufe der Zeit und mit dem immer mehr und mehr ſteigenden Intereſſe daran, vermehrten ſich die Arten der Wettkämpfe.

Der älteſte dieſer Wettkämpfe war der Wettlauf. Die Jünglinge liefen in Abtheilungen zu je vier und vier durch das Stadion. Bald jedoch genügte der einfache Lauf

nicht mehr; man verdoppelte ihn, und endlich mußte dann das Stadion achtmal durchlaufen werden.

Bald fügte man das Ringen hinzu. Dabei kam es darauf an, den Gegner, ohne ihn zu schlagen, blos durch den Druck und die Gewalt der Muskeln zur Erde zu werfen und ihn dort so lange niederzuhalten, bis er sich selbst für überwunden erklärte.



Gymnastische Spiele.

Die Wettkämpfer (Athleten) waren, wie gesagt, völlig nackt und ihre Haut durch Einreiben mit Oel schlüpfrig gemacht, um das Festhalten zu erschweren.

Beim Faustkampf, dem Gegenspiel des Ringens, durften sich die Athleten nicht halten, sondern mußten sich durch bloße Schläge zu Falle bringen. Sie waren dabei ebenfalls nackt, allein ihre Hände und Arme waren mit harten Riemen umwunden, um die Schläge wirksamer zu machen. Der Kampf war daher nicht ohne Gefahr und es kamen häufig ernste Verletzungen, ja Todesfälle vor.

Das Werfen mit dem Diskos oder dem Speer war gleichfalls eingeführt worden. Der Diskos war eine flache, runde Scheibe von Stein oder Metall, durch deren Mitte

ein Riemen ging, vermittels dessen die Scheibe fortgeschleudert wurde. Die Erfindung dieses Spieles wurde dem Perseus zugeschrieben.

Das Springen fand statt in die Höhe über Barrieren oder in die Weite über Gräben, theils mit, theils ohne Hülfe einer Springstange. Die Theilnehmer an diesen Spielen gehörten meistens den edelsten und reichsten Familien an, und da diese Pferde hielten, so wurde den Spielen auch Wettrennen zu Wagen und endlich zu Pferde hinzugefügt. Zuletzt kamen noch Wettspiele der Knaben hinzu; das Fest dauerte fünf Tage.

Der Hippodrom war vier Stadien lang und die vierspännigen Wagen mußten diesen Raum zwölfmal durchlaufen. Daß dieses Rennen eine ernsthafte und gefährliche Sache war, kann man sich bei dem Bau des griechischen Wagens und der Art, die Pferde anzuspannen, wol denken. Umwerfen und Brechen der Wagen, Durchgehen und Stürzen der Pferde, Geschleift- und Zertretenwerden der Kämpfer — waren alles Dinge, die gewöhnlich vorkamen. Pelops soll der Gründer der Wettkämpfe mit dem Viergespann gewesen sein. — Wenn auch die reichen Leute den Sieg mit dem Viergespann am höchsten schätzten, so war doch der Sieger im Wettlauf der gefeiertere.

Man sieht, daß diese Spiele eigentlich nichts Anderes waren, als Wettkämpfe in den gewöhnlichen Turnübungen der heutigen Zeit, und zwar noch dazu ohne die Mannichfaltigkeit dieser letzteren. Welch einen großen Werth die Griechen aber trotzdem auf diese Nationalfeierlichkeiten legten, das beweist die große Ehre, welche von Seiten des ganzen griechischen Volkes Denjenigen zutheil wurde, welche als Sieger aus diesen Wettkämpfen hervorgingen. Sie wurden nicht allein beim Feste selbst gekrönt, sondern ihr Name ward auch noch lange Zeit nach ihrem Siege, selbst nach ihrem Tode durch ganz Griechenland mit Verehrung und Ruhm genannt, und ihre durch sie geehrten Vaterstädte errichteten ihnen zu Olympia marmorne Bildsäulen.

Die Krönung der Sieger geschah am letzten Tage des Festes unter den Jubeltönen des ganzen versammelten Volkes. Nach einem den Göttern dargebrachten Opfer zogen die Sieger in prächtiger Kleidung, mit Palmzweigen in der Hand, unter den Triumphklängen der Flöten auf den zur Krönung bestimmten Platz. Hier wurde der Name und die Vaterstadt jedes Siegers von Herolden ausgerufen und den Glücklichen sodann von den Kampfrichtern ein Kranz von Oelzweigen aufs Haupt gesetzt. Es war ein Kranz des Friedens; aber er war in den Augen der Griechen ein ehrenvollerer Schmuck, als der blutgetränkte Lorber eines siegreichen Feldherrn.

Wie groß die Ehre eines zu Olympia gekrönten Siegers war, ersieht man am besten aus folgender Thatsache, die uns mit allen Anzeichen der Glaubwürdigkeit erzählt wird:

Diagoras, ein edler Grieche aus Rhodos, welcher früher selbst einmal gekrönt worden war, hatte einst zwei seiner Söhne nach Olympia gebracht, wo sie sich den Siegerkranz erwarben. Mit kindlichem Sinne setzten sie die erworbenen Kränze ihrem alten Vater aufs Haupt, hoben den gerührten Greis auf ihre Schultern und trugen ihn so im Triumphe einher unter den jubelnden Glückwünschen des Volkes. Da trat ein Lakedämonier zu dem glücklichen Vater und rief: „Diagoras, stirb! denn ein größeres Glück kannst du auf Erden nicht mehr erwerben.“ — Und wirklich war die Seligkeit für die Brust des Greises zu groß; von dem Uebermaße der Wonne erdrückt, sank er entseelt zur Erde.

Aber nicht blos die körperlichen Geschicklichkeiten fanden hier ihren Siegeskranz, sondern auch die geistigen Talente; indem Dichter, Redner, Schriftsteller und Maler den Zusammenfluß des Volkes benutzten, um ihre Werke vor das prüfende Auge desselben zu bringen, und aus seinem Munde einen wenn auch weniger prunkenden, doch gewiß noch mehr verdienten Lohn zu empfangen. — Die olympischen Spiele wiederholten sich stets nach Verlauf von 4 Jahren; und für so wichtig hielt man diese Nationalfeierlichkeit, daß man von ihr die griechische Aera datirte und so den Zeitraum von 4 Jahren, welcher zwischen zwei Spielen lag, eine Olympiade nannte.

Battle for control of Fort Ticonderoga, 1758

Das erſte Jahr der erſten Olympiade wurde auf das Jahr 776 v. Chr. feſtgeſetzt. Um den richtigen Anfangspunkt der griechiſchen Aera zu beſtimmen, hätte man die Zeit der Gründung der olympiſchen Spiele ermitteln müſſen. Da dies jedoch nicht möglich war, ſo begnügte man ſich damit, bis zu der Feier zurück zu gehen, bei welcher man zuerſt die Namen der Sieger aufgeſchrieben hatte, was im Jahre 776 v. Chr. geſchehen war.

Die übrigen öffentlichen Spiele hatten geringere Bedeutung, theils weil ſie weniger beſucht wurden, theils weil ſie eine mehr provinzielle Tendenz haben mochten. Wir erwähnen von ihnen nur die Pythiſchen, die Iſthmiſchen und die Nemeiſchen Spiele.

Die Pythiſchen Spiele wurden bei Delphi dem Apoll zu Ehren gefeiert, und führten ihren Namen von der dort thronenden Pythia. Sie fanden zuerſt alle neun, ſpäter alle fünf Jahre ſtatt und gaben zunächſt den Künſten der Muſik Gelegenheit, ſich zu produziren. Die Sieger erhielten Anfangs einen Kranz von Eichen-, ſpäter von Lorberzweigen.

Die Iſthmiſchen Spiele, zu Ehren des Poſeidon auf dem korinthiſchen Iſthmos gefeiert, fanden im Herbſt jedes dritten, ſpäter jedes fünften Jahres ſtatt. Der Preis beſtand in einem Fichten- oder Epheukranz.

Die Nemeiſchen Spiele, in jedem dritten Jahre bei Nemeä gefeiert, wie man ſagt zu Ehren des Herakles wegen ſeines Sieges über den nemeiſchen Löwen. Die Sieger bei dieſen Spielen erhielten als Preis einen Epheukranz.

Bei dem Feſte der Panathenäen fanden ebenfalls Wettkämpfe, Pferderennen und Fackellauf ſtatt; auch trugen Rhapſoden die homeriſchen Geſänge in der echten Geſtalt und dem gereinigten Texte vor. Dieſes Feſt war das Hauptfeſt der Athene in Athen. Seine Einführung wurde dem Theſeus zugeſchrieben; nach Anderen dem Erechtheus, Sohn des Kekrops. Die kleinen Panathenäen wurden jedes Jahr, die großen alle vier Jahre um die Mitte des Auguſt (im attiſchen Monat Hekatombäon) gefeiert.

Bei den großen Panathenäen ſtrömte alles Volk von ganz Attika nach Athen. Das golddurchwirkte ſafranfarbige Gewand (Peplos), welches die Frauen zur Bekleidung des alten Bildes im Burgheiligthum gewebt hatten, wurde in feſtlichem Aufzuge in die Akropolis getragen. Der Prozeſſion voran gingen Prieſter mit den Opferthieren; dieſen folgten die in Athen anſäſſigen Fremden (Metöken) mit Opfergeräthen, dann Bürgerstöchter mit dem Erntekranz, Körben mit der heiligen Gerſte, Honig, Opferkuchen auf dem Kopfe u. ſ. w., wobei ihnen die Töchter der Metöken Sonnenſchirme über den Kopf hielten. Der Peplos war an dem Maſtbaume eines auf Rädern bewegten Schiffes befeſtigt, welches ſich in der Mitte des Zuges befand. Dann kamen Muſikcorps, dann die erwachſene Jugend zu Fuß und zu Pferd, bekränzt oder bewaffnet und Lieder zu Ehren der Göttin ſingend. Darauf kamen Greiſe mit Oelzweigen in den Händen. Ihnen folgten die Kränze für die Sieger in den Wettkämpfen und dieſen die Rennwagen und Rennpferde. Den Schluß bildeten die jungen Leute, welche zu den beiden erſten Steuerklaſſen gehörten, zu Pferde. Den Schluß des ganzen Feſtes bildete eine Hekatombe auf der Akropolis und ein Feſtſchmaus mit allen möglichen Vergnügungen. Peiſiſtratos, welcher ſich von der Pallas Athene beſonders begünſtigt glaubte, zeigte ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er die Feier dieſes Feſtes mit größerem Glanz als früher feiern ließ.

Italien.

Italien, von den Griechen Hesperien, „Abendland“ genannt, die schöne und blühende Halbinsel, welche sich nördlich an die Alpen lehnt, hat in diesen und den vier Meeren, von welchen es umflossen wird, seine natürlichen Grenzen. Jene Meere sind im Westen das Ligurische und Thyrrenische, im Osten das Adriatische und Jonische.

Gebirge: Zweige der Alpen ziehen sich durch das obere Italien und längs des Ligurischen Meeres hin, wo sie alsdann Seealpen heißen. An diese schließt sich der große, Apenninen genannte Gebirgszug, welcher die ganze Halbinsel von Norden nach Süden durchzieht, in zwei Hälften scheidet und in den Gegenden, die er durchzieht, verschiedene Lokalnamen annimmt.

Flüsse: Der Hauptfluß des oberen Italiens und der größte des ganzen Landes ist der Padus (Po). Er entspringt auf dem Alpenberge Vesulus (Viso), durchfließt das obere Italien von Westen nach Osten und ergießt sich in sieben Mündungen ins Adriatische Meer. Von den vielen Flüssen, welche derselbe in seinem Laufe aufnimmt, nennen wir als linke Nebenflüsse: die Duria (Dora), Ticinus (Tessino), Addua (Adda), Ollius (Oglio), Mincius (Mincio); als rechte: den Tanarus (Tanaro), Trebia (Trebbia) und den Rhenus (Reno).

Außer dem Padus finden wir im oberen Italien noch die Athesis (Etsch), welche sich ebenfalls ins Adriatische Meer ergießt.

Die übrigen Flüsse Italiens sind der Natur des Landes nach nur Küstenflüsse, die auf den Apenninen entspringen und sich nach kurzem westlichen oder östlichen Lauf ins Meer ergießen. Unter ihnen nennen wir den Arnus (Arno) und den Tiber (ital. il Tevere) mit seinen 42 Nebenflüßchen, darunter Nar (Nera) und Anio (Teverone oder Aniene); ferner den Liris (Garigliano); den Volturnus (Volturno), Silarus (Selni) und die Flüßchen Aufidus, Frento und Rubico (Pisatello?).

Seen: Das obere Italien ist an Seen am reichsten. Hier finden wir die Seen Verbanus (Lago Maggiore), Larius (L. di Como), Sevinus (L. d'Iseo) und Benacus (L. di Garda). Im übrigen Italien sind zu merken der (jetzt nicht mehr vorhandene) Trasimenische, der Vulsinische und Fucinische See.

Die Eintheilung Italiens richtete sich nach den politischen Zuständen des Landes und war daher zu verschiedenen Zeiten verschieden. Für die erste Geschichte Roms halten

wir die Eintheilung feſt, nach welcher Italien zunächſt zerfiel in Gallien dieſſeit der Alpen (Gallia cisalpina), das eigentliche Italien und Groß-Griechenland.

I. Gallien dieſſeit der Alpen.

Dieſer Theil Italiens, der nördliche oder obere, erſtreckte ſich von den Alpen bis zum Anfange der Apenninen und bis zum Fluſſe Rubico. Die Völkerſchaften, welche ihn bewohnten, waren größtentheils galliſchen Urſprungs. Das Land zerfiel zunächſt in drei Theile: 1) Ligurien, 2) Gallien jenſeit des Padus (Gallia transpadana), 3) Gallien dieſſeit des Padus (Gallia cispadana).

1. **Ligurien.** Es umfaßte den ganzen weſtlichen Theil des Cisalpiniſchen Galliens und wurde von folgenden Völkerſchaften bewohnt: **Vediantier** (mit ihrer Hauptſtadt Cemelium), **Vagiennier** (Hauptſt. Auguſta Vagiennorum), **Tauriner** (Hauptſt. Auguſta Taurinorum), **Seguſianer** (Hauptſt. Seguſio), **Salaſſier, Leponticr** (Hauptſt. Oscela), **Libicier** (Hauptſt. Vercellä).

Außer den genannten Städten haben wir in Ligurien noch folgende zu merken: Niciia, Vada Sabatia, Genua, Portus Delphini, Portus Lunä, Pollentia, Alba Pompeja, Aſta, Forum Fulvii, Induſtria, Dertona, Iria.

2. **Gallien jenſeit des Padus (Po).** Es umfaßte alles Land des übrigen Cisalpiniſchen Galliens, welches nördlich vom Padus liegt. Die Völker, welche hier wohnten, waren folgende: **Gnobrier** (mit den Städten: Comum, Bergomum, Forum Licinii), **Inſubrier** (Städte: Mediolanum, Laus Pompeja, Forum Intuntorum); **Lävier** (Städte: Novaria, Ticinium); **Cenomaner** (Städte: Brixia, Cremona, Mantua, Verona); **Euganeer** (Städte: Sabium, Voberna, Edrum, Vannia); **Veneter** (Städte: Patavium, Vicetia, Ateſte, Forum Allieni, Tarviſium, Ceneta, Aquileja, Forum Julii, Tergeſta).

3. **Gallien dieſſeit des Padus (Po).** Es enthielt das Land ſüdlich vom Po bis zu den Apenninen und dem Rubico, und wurde bewohnt von den Völkern: **Boier** (mit den Städten Placentia, Parma, Mutina, Bononia); **Ligoner** (Städte: Ravenna, Forum Cornelii, Faventia, Solona, Forum Livii, Forum Popilii, Cäſena).

II. Das eigentliche Italien

erſtreckte ſich von den Apenninen und dem Rubico bis zu den Flüſſen Silarus und Frento. Die hier wohnenden Völker waren aus galliſchen, griechiſchen, zum Theil auch iberiſchen Stämmen gemiſcht.

Das eigentliche Italien zerfiel in folgende Landſchaften: 1) Etrurien, 2) Umbrien, 3) Picenum, 4) Samnium, 5) Latium, 6) Campanien, in Bezug auf deren Lage wir auf die Karte verweiſen.

1. **Etrurien.** Es wurde von den Etruskern bewohnt, welche ſich in 12 verſchiedene Stämme ſchieden, deren jeder eine eigene Hauptſtadt hatte. Die Namen derſelben waren folgende: Volſinii, Cluſium, Peruſia, Cortona, Aretium, Falerii, Volaterrä, Vetulonium, Rouſellä, Veji, Tarquinii und Cäre. Außer dieſen Städten haben wir in Etrurien noch zu merken, an der Küſte: Piſä, Portus Herculis, Liburni, Populania, Telamon, Caſa, Centumcellä, Alſium; und im Innern des Landes: Nepete, Sutrium, Falerii Faliſcorum, Fanum Voltumnä, Hortanum, Herbanum, Suana, Saturnia, Senä Juliä, Florentia, Fäſulä, Piſtoria, Luca.

2. **Umbrien.** Bewohner waren die Senoner mit den Städten: Ariminum, Piſaurum, Fanum Fortunä, Sena Gallica; und die Umbrier mit den Städten: Urbinum, Hortenſe, Sentinum, Inguvium, Mevania, Spoletium, Tifernum, Nuceria, Camellaria, Aſiſium, Interamna, Narnia, Ocriculum.

1. Kelche. Sie bestehen aus Kelchrohr, welches vielfach in Kelchzähne, Kelchblätter oder Kelchabschnitte übergeht. Kelchrohr, Kelchzähne, Kelchblätter, Kelchabschnitte, Kelchsaum, Kelchrand, Kelchschlund.

Kelch von Rosa canina. Kelchrohr, Kelchzähne, Kelchblätter, Kelchabschnitte, Kelchsaum, Kelchrand, Kelchschlund.

2. Kelche, fast oder vollkommen sitzend auf einem Blütenstiele, nicht frei, sondern mit dem Fruchtknoten verwachsen. Kelchrohr, Kelchzähne, Kelchblätter, Kelchabschnitte, Kelchsaum, Kelchrand, Kelchschlund, Fruchtknoten, Blütenstiel.

Kelch von Rosa canina. Kelchrohr, Kelchzähne, Kelchblätter, Kelchabschnitte, Kelchsaum, Kelchrand, Kelchschlund, Fruchtknoten, Blütenstiel.

3. Kelchsaum, der Kelchrand von Kelchzähnen gebildet. Kelchsaum, Kelchrand, Kelchzähne, Kelchblätter, Kelchabschnitte, Kelchrohr, Kelchschlund.

III. Großgriechenland.

Der Theil der Halbinſel, welcher ſich vom eigentlichen Italien bis zur Südſpitze des Landes erſtreckte, hieß Großgriechenland, weil er mit griechiſchen Pflanzſtädten überfüllt war, und die Bewohner faſt durchgängig griechiſche Völkerſtämme waren. Es beſtand aus den Landſchaften: 1) Apulien, 2) Calabrien, 3) Lucanien, 4) Bruttien.

1. Apulien. Städte: Teanum Apulum, Geryon, Sipuntum, Luceria, Aequulanum, Arpi, Aſculum Apulum, Venuſia, Acherontia, Cannſinum, Cannä, Salapia, Rubi, Barium.

2. Calabrien. Städte: Brunduſium, Hidruntum, Caſtrum Minervä, Callipolis, Tarentum, Neritum, Aletium.

3. Lucanien. Städte: Paſtum, Velia, Burentum, Metapontum, Heraklea, Sybaris, Potentia, Grumentum.

4. Bruttien. Städte: Cerilli, Clampetia, Temſa, Terina, Lametia, Scyllänm, Rhegium, Locri, Caulonia, Scylatium, Croto, Petilia, Ruſcianum.

Auf dieſer ſchönen Halbinſel Italien wohnten in den älteſten Zeiten eine Menge Völkerſchaften, von denen man aber wenig mehr weiß als ihre Namen. Die drei wichtigſten Völker, die es lange vor der Erbauung Roms beherrſchten, ſind die Etrusker, Latiner und Samniter.

Etrurien, griechiſch Tyrrhenia, lag am Tyrrheniſchen Meer; das Flüßchen Mara trennte es von Ligurien, die Apenninen vom Cispadaniſchen Gallien, und der Tiber von dem Lande der Umbrier, Sabiner und Lateiner. Die Einwohner waren ein Miſchvolk, welches aus umbriſchen Ureinwohnern, Abkömmlingen der unter Tyrrhenus ausgewanderten Lydier (ſ. S. 277) und den von Norden her, wahrſcheinlich aus Rhätien eingewanderten Raſenen beſtand. Dazu mögen noch Einwanderer aus Großgriechenland gekommen ſein, und ſo erklärt ſich in den Einrichtungen, der Religion und Kultur die Miſchung von chaldäiſchen Elementen mit griechiſchen, ebenſo ihre eigenthümliche Sprache und Schrift, die man bis jetzt noch nicht entziffert hat.

Das Volk hatte Anfangs eine rein monarchiſche Verfaſſung. Sehr bald aber wurde das Königthum abgeſchafft, und die Republik trat an ſeine Stelle. Das ganze Land bildete zwölf von einander unabhängige Freiſtaaten, Lucumonien genannt, die ſich aber bei größeren politiſchen Ereigniſſen, z. B. bei Kriegen, vereinigten, und alsdann einen gemeinſamen Anführer wählten. Dieſer Anführer erhielt für die Zeit ſeines Amtes unumſchränkte Gewalt, zum Zeichen deren ihm jeder Freiſtaat, über deſſen Truppen er gebot, einen Vollzieher der Strafbefehle zuſandte. Dieſe vollziehenden Beamten hießen Liktoren und trugen als Amtszeichen ein Bündel von Stäben, aus deren Mitte ein Beil hervorragte. Dergleichen Zeichen der Gewalt über Leben und Tod führten den Namen Fasces.

Die Etrusker zeichneten ſich ſchon in den früheſten Zeiten durch einen hohen Grad der Kultur aus, und dieſe wurde noch vermehrt durch griechiſche Einwanderer, welche ihren Weg nach Etrurien nahmen und durch ihre Verbindung mit Korinth. Städtebau, Ackerwirthſchaft, Muſik und bildende Kunſt ſcheinen die Hauptfächer der etruriſchen Kultur geweſen zu ſein, obgleich die ſchönſten Erzeugniſſe der Bildnerei den eingewanderten Griechen zugeſchrieben werden. Die älteſten etruskiſchen Werke verrathen ihren aſiatiſchen Urſprung. Sie wandten ſich mehr der dekorativen Kunſt als der Skulptur zu, doch exiſtiren von ihnen noch werthvolle Erzgüſſe. Etruriſche Vaſen, verziert mit gravirten Zeichnungen werden noch von Kunſtkennern geſchätzt.

In der Baukunſt waren ſie in mancher Hinſicht den älteren Griechen voraus, und dieſe Kunſt entwickelte ſich in einer von der griechiſchen abweichenden Weiſe.

Es wird, wahrscheinlich mit Recht, die Absicht des Künstlers sein, durch die Anordnung der Figuren in Gruppen, die sich gegenseitig ergänzen, die Einheit der Handlung zu betonen, die sich dadurch ausdrückt, daß die Verkündigung des Todes

Maria an Anna durch Joachim, Johannes und Jakobus d. Ä. erfolgt, und durch Wiederholung einzelner Motive, wie der Haltung der Hände, der Bewegung des Kopfes, der Richtung der Blicke, die Einheit der Handlung zu betonen, die sich dadurch ausdrückt, daß die Verkündigung des Todes

verkündet hatten. Von ihnen war die Weiſſagekunſt in ein förmliches Syſtem gebracht worden, und da Etrurien für ganz Italien als der Sitz der Bildung galt, ſo war es kein Wunder, daß neben vielem Vortrefflichen auch jene unheilvolle Prieſterkunſt auf die Römer überging. Unter den heiligen Büchern der Etrusker ſtand das dem Dämon Tages zugeſchriebene obenan. Er hatte den Lucumonen die Götter- und Opferlehre verkündet. Dieſe Götter, die im Norden wohnen ſollten, zerfielen in zwei Ordnungen: die obere und verhülltere, Anfar genannt und die Complices, die den Rath der 12 Conſentes bildeten, an deren Spitze Tinea (Jupiter) ſtand.

Samnium wurde von einem den Sabinern, Peignern, Marſern und anderen unter dem Namen Sabeller zuſammengefaßten Stämmen entſprungenen Volke, den Samnitern, bewohnt. Sie waren kriegeriſch und freiheitsliebend, wohnten in offenen Dörfern, die in Kantone vereinigt waren und eine Art Eidgenoſſenſchaft bildeten.

Latium. Dies Land, der Mutterſchoß Roms, von dem es auch ſeine Sprache, die lateiniſche, empfing, wurde von mancherlei Völkern bewohnt, die theils griechiſchen, theils galliſchen Urſprungs waren, zum Theil aber auch gern Urbewohner ſein mochten. Häufige Einwanderungen und Vertreibungen laſſen endlich diejenigen Völker als Bewohner Latiums zurück, welche wir ſchon in der Geographie als ſolche bezeichneten. Sie lebten unter Königen, deren Namen, wie Saturnus, Janus und Picus, ganz der Fabel angehören. Unter dem Könige Faunus erwähnt die Sage einer griechiſchen Einwanderung durch Evander, der mit einer Schar Arkadier nach Latium kam, die Stadt Pallantium baute und neben milderen Sitten und ſanfteren Religionsgebräuchen auch die Buchſtabenſchrift ins Land brachte.

Als der Sohn und Nachfolger des Faunus wird Latinus genannt, von welchem die unter ſeinem Scepter ſtehenden Völker den gemeinſamen Namen Latiner oder Lateiner erhielten, ſo daß ſeit dieſer Zeit das von ihnen bewohnte Land den Namen Latium führte.

Der Sage zufolge ſoll während der Regierung des Königs Latinus eine Schar Trojaner, die ſich nach der Zerſtörung Troja's aus ihrem Vaterlande geflüchtet hatten, in Latium gelandet ſein, und zwar unter der Anführung des uns ſchon bekannten Aeneas. Nach den weiteren Angaben der Ueberlieferung hatte Latinus, welcher ſich gerade mit den Rutulern im Kriege befand, Anfangs die Abſicht, die trojaniſchen Fremdlinge aus ſeinem Lande zu vertreiben. Als er ſich aber im Kampfe mit ihnen überzeugte, daß ſie tapfere, muthige und treffliche Leute waren, verband er ſich mit ihrem Anführer Aeneas, und dieſer leiſtete ihm im Kriege gegen die Rutuler ſo gute Dienſte, daß er ihm ſein einziges Kind Lavinia zum Weibe gab. Auf dieſe Weiſe kam Aeneas nach ſeines Schwiegervaters Tode in den Beſitz des Thrones von Latium, und er regierte ſein Land ſo vortrefflich, daß man ihm nach ſeinem Tode unter dem Namen Jupiter Indiges göttliche Verehrung erwies. Dem Aenas ſchreibt man die Einführung des Veſtadienſtes zu, welcher Göttin zu Ehren beſtändig ein Feuer unterhalten werden mußte. Dieſen Dienſt verſahen Jungfrauen, Veſtalinnen, welche das Gelübde ewiger Keuſchheit ablegen mußten, auf deſſen Uebertretung der Tod ſtand.

Aeneas folgte ſein Sohn Ascanius, auch Julus genannt, der ihm ſchon in Troja geboren worden, und der ſeines Vaters Begleiter nach Latium geweſen war. Aber Aeneas hatte auch ſein ſchwangeres Weib Lavinia hinterlaſſen. Da dieſe nun den Ehrgeiz ihres Stiefſohnes fürchtete, ſo floh ſie vor ihm in die Wälder, wo ſie einen Sohn gebar, welcher Aeneas Silvius genannt wurde. Kaum hatte der edelherzige Ascanius dies erfahren, als er Mutter und Sohn aufſuchen ließ, und die Krone von Latium ihrem rechtmäßigen Erben übergab. Er ſelbſt wollte ſich ein eignes Königreich gründen und erbaute zu dieſem Zwecke eine neue Stadt, die er Alba Longa nannte. Sie erhob ſich bald zur wichtigſten in ganz Latium. Da aber die Lateiner eine Zerſplitterung ihres Landes in zwei verſchiedene Königreiche nicht gut heißen wollten, ſo kam auf gütlichem Wege eine

Universitäten zu Berlin, insbesondere Kunst- und Bücherschätze, Gemälde, Münzen und Medaillen, Waffen und Rüstungen, Gipsabgüsse, Modelle und Zeichnungen, Bibliothek und Lesesaal. Direktor: Geh. Regierungsrat Dr. Bode. Vor der Neuen Wache vor der Neuen Kommandantur: Reiterstandbild Friedrichs des Großen.

Blick auf das Schloß und Lustgarten in Berlin.

Nach einer Photographie von Römmler & Jonas, Kunstverlag in Dresden.

Unter dem Schloß befindet sich die Gruft der Hohenzollern. Vor der Neuen Wache vor der Neuen Kommandantur: Reiterstandbild Friedrichs des Großen. Vor der Neuen Wache: Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. Vor der Neuen Wache: Reiterstandbild Friedrich Wilhelms IV. Vor der Neuen Wache: Reiterstandbild Wilhelms I. Vor der Neuen Wache: Reiterstandbild Friedrich Wilhelms II. Vor der Neuen Wache: Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III

Wichtigkeit, welche die von ihnen gegründete Stadt für die Weltgeſchichte hat, verweilen wir gern bei der ſagenhaften Geſchichte ihres Jugendlebens.

Wer eigentlich der Vater jener Zwillingsbrüder geweſen, darüber lautet auch die Sage verſchieden. Einige behaupten, Amulius ſelbſt habe ſeine Nichte Rhea Silvia verführt, um ſie dadurch zu Grunde zu richten. Andere ſchreiben dem Gotte Mars die Vaterſchaft zu, um Romulus und Remus als Halbgötter zu bezeichnen. Noch Andere ſprechen von einem Krieger, dem ſich die wider ihren Willen zur Veſtalin gemachte Rhea Silvia ergeben habe.

Wie dem auch ſei, genug Rhea Silvia fühlte ſich ſchwanger und wurde von Amulius in der ſtrengſten Haft gehalten. Als ſie von den zwei Brüdern entbunden war, malte Amulius dem Volke das Verbrechen ſeiner Nichte mit ſo grellen Farben, daß Mutter und Kinder zum Tode verurtheilt wurden. Dies Urtheil ward bei Rhea Silvia in ewigen Kerker verwandelt. Das Zwillingspaar aber ſollte ertränkt werden. Deshalb wurden die Kinder in eine Mulde gethan und am Fuße des Berges Palatinus dem damals übergetretenen Tiber anvertraut. Aber das Waſſer fiel ſchnell, die Mulde blieb an einer Baumwurzel hängen, und hier geht die Sage ſo weit, daß ſie einer ſäugenden Wölfin die Errettung und Ernährung der Zwillinge zuſchreibt, bis ſie von Fauſtulus, dem Oberhirten des Königs, aufgefunden und zu ſich genommen wurden. Dieſe ganze Sage von der Wölfin ſoll nach ſpäteren Ermittelungen darauf beruhen, daß Acca Laurentia, des Fauſtulus Weib, welche die Kinder ſäugte, wegen ihrer Sinnlichkeit und Lüderlichkeit den Beinamen Lupa (Wölfin) führte.

Von Fauſtulus erhielten die beiden kleinen Knaben die Namen Romulus und Remus und eine ihrer Abkunft würdige Erziehung, denn der Oberhirt des Königs war über die Abſtammung ſeiner beiden Findlinge ſehr wohl unterrichtet. Romulus und Remus wuchſen zu kräftigen Jünglingen heran und zeichneten ſich durch Muth und Klugheit vor allen übrigen Hirten vortheilhaft aus.

Einſt entſpann ſich ein Streit zwiſchen den Hirten des Numitor und denen des Amulius, wobei die beiden Brüder auf Seiten der Letzteren ſtanden. Die Folge dieſes Streites war, daß Remus gefangen und vor Numitor gebracht wurde, und dies führte ihn zu der Entdeckung, daß Romulus und Remus ſeine Enkel ſeien.

Nachdem ſie die Gewaltthat erfahren hatten, welche Amulius ihrem Großvater angethan, beſchloſſen ſie den Untergang des Thronräubers. Das Landvolk wurde zur Empörung aufgerufen, Amulius überfallen und getödtet, und Numitor beſtieg den ihm von ſeinen Enkeln wieder eroberten Thron Alba Longa's.

Aus Dankbarkeit willfahrte Numitor dem Wunſche der beiden Brüder, eine eigene Stadt zu bauen, und ſchenkte ihnen dazu das von mehreren Hügeln bedeckte, an dem Tiber gelegene Land, in welchem ſie erzogen worden waren.

Romulus und Remus verſammelten nunmehr viele Bewohner des lateiniſchen Gebiets und beſonders die Abkömmlinge der Trojaner um ſich, und legten ſo (21. April 753 v. Chr.) durch den Bau vieler, aber größtentheils unanſehnlicher Häuſer den Grund zu dem nachmals ſo allmächtigen Rom.

Rom.

Unter den Königen.

(753—509 v. Chr.)

Indem uns die Geschichte das Bild der einstigen Weltherrscherin, der stolzen Roma, entschleiert, sehen wir den in der Weltgeschichte einzigen Fall, wie in der kurzen Zeit von wenigen Jahrhunderten aus den Bewohnern einiger kleinen Hütten ein Volk ersteht, das drei Erdtheile unter sein Schwert beugt und ein Reich gründet, welches die ganze bekannte Welt umfaßt.

Und wenn man nun fragt, wodurch Rom geworden, was es gewesen, so müssen wir antworten: Zum Theil durch die Launen des Schicksals, vorzüglich aber durch die Wohlthat einer freien Verfassung, durch die Kraft der Volksherrschaft, durch den Segen der Republik. Die Geschichte wird lehren, daß diese Antwort die richtige ist.

Das ganze erste Jahrhundert und mehr der römischen Geschichte gehört der Sage an, und dies ist auch der Fall mit den näheren Umständen bei der Gründung der Stadt; allein aus den schon angeführten Ursachen dürfen wir dieselben nicht übergehen.

Die beiden Brüder, heißt es, vereinigten sich gleich Anfangs über die Wahl des Bauplatzes. Romulus stimmte für den palatinischen, Remus für den aventinischen Hügel. Eben so uneinig waren sie über den künftigen Namen der Stadt, denn Jeder wollte sie nach seinem eigenen Namen benannt wissen. Auf den Rath ihres Großvaters überließen sie die Entscheidung den Göttern: Wer von Beiden zu einer bestimmten Zeit den ersten Flug oder die größte Zahl Adler erblicken würde, dem sollte die Entscheidung aller Fragen überlassen bleiben.

Remus sah zuerst sechs Adler fliegen, bald darauf Romulus aber zwölf. Der Wille der Götter war also wieder zweifelhaft, und darüber entspann sich zwischen beiden Brüdern ein Streit, welcher damit endete, daß Romulus den Remus erschlug.

Nach einer andern Erzählung soll dieser Todtschlag erst später stattgefunden haben, als die Mauern der Stadt bereits gestanden. Remus soll nämlich über die Niedrigkeit dieser Mauern gespottet haben, und zugleich — um seinen Spott noch wirksamer zu machen — hinüber gesprungen sein, worüber Romulus so wüthend wurde, daß er seinen Bruder todt schlug und dabei ausrief: „Das hinfort Jedem, der über meine Mauern springen wird!“

Wie dem auch sei, genug, Romulus blieb Herr über die Gründung der Stadt, die er auf dem palatinischen Hügel anlegte und nach seinem Namen Rom benannte.

Eine Menge Feierlichkeiten gingen der Grundlegung der neuen Stadt voraus. Nachdem den Göttern geopfert worden war, erklärte Romulus den Adler für das Wappenzeichen seiner Pflanzstadt. Hierauf wurde der Umfang der Stadt abgesteckt, also zugleich der Weg bezeichnet, welchen die Mauer nehmen sollte. Zu diesem Ende ließ Romulus einen Stier und eine Kuh an einen Pflug spannen, und durch die Furche, welche derselbe zog, die Stadtmauer anzeigen. Wo ein Thor stehen sollte, ward keine Furche gezogen, sondern der Pflug aufgehoben und weiter *getragen*, und so kommt von dem lateinischen Worte portare (tragen) die römische Benennung porta, das *Thor*.

Alles Volk folgte dem Pfluge und warf die Erdschollen, welche derselbe heraushob, nach der Stadtseite hinein. Die beiden Thiere, durch deren Zusammenziehen im Joche das Bild der Ehe als Mittel zur Bevölkerung ausgedrückt werden sollte, wurden nach vollbrachter Arbeit den Göttern geopfert.

Nach diesen und mehreren anderen Ceremonien begann der Bau der Häuser, die freilich sehr unansehnlich ausfielen und ganz füglich als bloße Hütten zu betrachten sind, deren Zahl sich nicht über 1000 belief. Und dennoch ging von diesen Hütten die Weltherrschaft aus!

Da Remus todt war, so verblieb die alleinige Oberherrschaft über das aus nur 3300 Männern bestehende Pflanzvolk dem Romulus, in welchem wir daher auch den ersten König von Rom kennen lernen. Er war es geworden auf den Wunsch des Volkes: denn er dachte vernünftig genug, um diesem selbst die Bestimmung seiner Verfassung zu überlassen. Das Volk hatte sich für die *Wahlmonarchie* entschieden, und so sehen wir Romulus als das Oberhaupt eines kleinen Reiches, dessen Eigenthümlichkeit schon darin bestand, daß es Staat geworden, noch ehe es Volk gewesen war.

Romulus war ein Mann, wie der junge Pflanzstaat ihn brauchte, um dereinst in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen: klug, kräftig und seines Zieles sich bewußt. Seine erste Sorge war die Vermehrung der Bevölkerung. Der gewöhnliche Weg dazu durch Ehen selbst bei Vielweiberei dauerte zu lange; ein Menschenalter hindurch durfte *Rom* nicht das kleine Städtchen bleiben, das es war. Romulus erwählte ein gewagteres, aber viel schnelleres Mittel: er erklärte Rom für eine *Freistatt* (Asyl) für Verfolgte und Unterdrückte aller Länder und Völker. Und siehe da, es dauerte nicht lange, so strömten von allen Seiten herbei Geächtete, böse Schuldner, flüchtige Sklaven, Mörder, Diebe und Gesindel aller Art. Und doch mochte die Mehrzahl dieses Volks von dem Wunsche beseelt sein, unter einer freien Verfassung und schützenden Gesetzen ein ehrbares Staatsbürgerleben zu führen, wozu ihnen in der Heimat die Gelegenheit verschlossen war; denn nirgends finden wir Nachrichten von Exzessen, zu welchen dies zusammengelaufene Volk Veranlassung gegeben. Es ist in der Regel eine unfreie und mangelhafte Verfassung, welche die Schuld trägt an der Mehrung der Verbrecher.

Romulus mochte dem herbeiströmenden Gesindel Anfangs selbst gemißtraut haben, denn er wies ihnen ihren Wohnplatz auf dem saturninischen Hügel an. Allein bald darauf baute er daselbst zur Beschützung der Stadt eine feste Burg, umzog den Hügel mit der Ringmauer Roms und machte die Bewohner jener Verbrecherkolonie zu wirklichen Bürgern.

Aber Romulus sah auch, daß es seinem jungen Staate an dem Hauptmittel zur Fortpflanzung fehlte, an Weibern. Nachdem seine Bewerbungen um gegenseitige Heirathen von den benachbarten Völkern mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen worden waren, beschloß er daher, seine Bürger durch Gewalt und List in den Besitz von Frauen zu bringen. Zu diesem Zwecke ließ er ein großes Fest ausrufen, welches mehrere Tage lang mit Kampfspielen aller Art gefeiert werden sollte. Was Romulus erwartet hatte, traf ein. Viele Männer, Weiber und Töchter aus den benachbarten Ländern, besonders aus dem Volke der *Sabiner*, fanden sich als Zuschauer ein. Am letzten Tage des Festes nun stürzten auf ein verabredetes Zeichen die Römer mit blanken Schwertern unter die zahlreichen

Johann, welcher bis auf den Tod auch der Freiheit und Ehrenhaftigkeit des Ehestandes treu blieb, ist in Wien am 30. Januar 1908 gestorben. Er hat sich durch seine Kunstwerke ein weit in die Jahrhunderte hinaus reichendes Denkmal gesetzt.

Kaiser Maximilian I. in der Schlacht bei Guinegate. Aus: „Der österreichische Freydal". Nach der Handzeichnung Hans Burgkmairs d. Ä. Mit Genehmigung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Maximilian I. der Deutsche, Erzherzog von Österreich, aus österreichischem Fürstenhause, Sohn des Kaiserpaares Kaiser Friedrich III. und Kaiserin Eleonore, Gemahl der Herzogin Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen, Vater Philipps des Schönen, Großvater Karls V., Urgroßvater Ferdinands I., Ahnherr unseres Kaiserhauses, starb am 12. Januar 1519 in Wels, wo er auf der Durchreise nach Innsbruck, seinem Lieblingsaufenthalte, Rast machte.

Die Besiegung des Königs Acron ist besonders deshalb von Interesse, weil sie die Veranlassung wurde zur Entstehung der römischen Feldherrntriumphe. Romulus hatte nämlich gelobt, dem Jupiter die Rüstung seines Gegners zu weihen, wenn er denselben besiege. Als nun Acron von des Romulus eigener Hand gefallen war, ließ dieser eine große Eiche fällen, sie zu einem Rüstunghalter zurichten und hing an ihr mit eigner Hand Acron's Waffen und Rüstung auf. Sodann schmückte er sein Haupt mit einem Lorberkranze, ergriff die Trophäe und schritt damit majestätisch einher, während das Kriegsvolk Siegeslieder anstimmte. Diese Ceremonie wurde der Ursprung und das Vorbild der römischen Triumphzüge. Jupiter erhielt von der ihm geweihten Rüstung des Erschlagenen den Beinamen Feretrius (von ferire, schlagen), und die Rüstung, welche ein Feldherr dem andern eigenhändig abgenommen, nannte man seit der Zeit Spolia opima, von spolium, die Beute, und opus, die Großthat.

Die Stadt Cenina wurde zerstört; aber ihre Bewohner versetzte Romulus nach Rom, wo er ihnen gleiche Rechte mit den ältesten Bürgern einräumte, sie also zu Römern machte, ein Schicksal, welches auch die Bewohner von Crustuminium und Antemnä traf, nachdem sie besiegt und ihre Städte zerstört worden waren.

Durch dieses Verfahren trug Romulus unglaublich viel zur Vergrößerung und Befestigung seines jungen Staates bei; ja es wurden durch die milde und freie Sinnesart des Römerkönigs selbst mehrere kleine Völkerscharen zur freiwilligen Einwanderung nach Rom bewogen. Von jeher richtete sich der Zug nützlicher Bürger dahin, wo Recht, Gesetz und Freiheit herrschten.

Unter solchen Einwanderungen erwähnen wir vor allen die des etruskischen Feldherrn Cölius. Er führte die ihm untergebenen Scharen nach Rom und baute sich dort auf einem dritten Hügel an, der nach seinem Namen der Cölische genannt wurde.

Endlich standen auch die Sabiner zum Kriege gegen Rom auf. Mit 25,000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde rückte ihr König Titus Tatius gegen Romulus, der ihm trotz der von seinem Großvater Numitor erhaltenen Unterstützung nur 20,000 Mann Fußvolk und 800 Reiter entgegen stellen konnte. Durch Verrath gelang es den Sabinern, Roms feste Burg auf dem Saturninischen Hügel einzunehmen.

Den Befehl in derselben führte der Römer Spurius Tarpejus, und seine eigene Tochter Tarpeja war es, die sich durch die goldenen Zierrathen, welche die Sabiner am linken Arme trugen, zu dem Verrathe verlocken ließ. Als sie nämlich einst die Burg verließ, um Wasser zum Opfer für die Götter zu holen, versprach sie den Sabinern, ihnen die Festung zu öffnen, wenn sie ihr das schenken würden, was sie am linken Arme trügen. Die Sabiner versprachen es, und Tarpeja ließ sie heimlich in die Burg. Aber sie entging der wohlverdienten Strafe nicht. Denn die Sabiner, selbst empört über den schändlichen Verrath, warfen nach Einnahme der Burg ihre schweren Schilde, die sie gleichfalls am linken Arme trugen, auf die Verrätherin, so daß diese von der Last ihres Lohns todtgedrückt wurde.

Von dem Verrathe der Tarpeja bekam der Saturninische Hügel den Namen des Tarpejischen; und selbst später, als man ihn den Capitolinischen nannte, behielt die steilste Stelle desselben noch den Namen des Tarpejischen Felsens, von welchem später Staatsverräther herabgestürzt wurden.

Durch diesen Verrath wäre Rom vielleicht verloren gewesen, wenn nicht die geraubten sabinischen Frauen, die zum Theil schon Mütter waren, eine Versöhnung zwischen den Römern und Sabinern herbeigeführt hätten. Denn nicht achtend die Gefahr, stürzten sie sich zwischen die kämpfenden Männer und beschworen dieselben, einen Kampf aufzugeben, der sie — wie auch sein Ausgang sei — unglücklich machen müsse; denn entweder verlören sie dadurch ihre Verwandte und Brüder oder die Väter ihrer Kinder.

Die Versöhnung, welche auf diese Weise zwischen den Römern und Sabinern zu Stande kam, führte später zu einer innigen Verschmelzung der beiden Völker. Fürs erste

Zeus. Nach Bronzestatuette in Berlin.

Der Name Zeus, der in allen indogermanischen Sprachen gilt, hat eine Reihe von Bedeutungen. Vom Stamme div, der „leuchten" bedeutet, kommt das griechische Wort für Himmel, Tag, Gott, das lateinische für Gott, Tag, Himmel, das sanskritische für Himmel, Tag, Gott, das altnordische für Gott, Himmel, Tag, das altdeutsche für Himmel, Tag, Gott. Zeus ist also der Gott des Lichtes.

gegen die benachbarten Völker, namentlich gegen die Bewohner der Stadt Cameria und gegen die Fidenater und Vejenter. Dadurch wurde das römiſche Gebiet außerordentlich vergrößert, und gewiß würden wir Romulus auf einer noch höhern Stufe geſchichtlicher Größe ſehen, wäre er nicht zuletzt hochmüthig, eigenmächtig und deſpotiſch geworden. Mit dieſer Aenderung ſeines Charakters ſchwand ſein Glück und ſein Ruhm; unbekannt ſind ſeine ferneren Handlungen, und die Geſchichte iſt ſelbſt über die Art ſeines Todes im Dunkeln.

Einige nehmen an, Romulus ſei wegen ſeines deſpotiſchen Handelns heimlich ermordet worden. Die Sage über ſeinen Tod lautet dahin, daß er einſt in einer Ebene vor der Stadt eine Heerſchau gehalten, als plötzlich ein ſtarkes Gewitter mit Regen und Hagel entſtanden ſei, welches alles Volk auseinander getrieben. Als das Wetter ſich wieder aufklärte, und die Zerſtreuten zuſammen traten, war Romulus verſchwunden. Um das Volk, welches die Wahrheit ahnen mochte, zu beruhigen, gab man vor, Romulus ſei während des Gewitters, von einer Flamme umgeben, in den Himmel entführt worden, woher er als Sohn des Mars ſtamme. Bald darauf erſchien auch ein angeſehener Rathsherr, Namens Julius Proculus, und erzählte, daß Romulus ihm in vergrößerter Geſtalt und mit glänzender Rüſtung angethan, erſchienen ſei und zu ihm geſprochen habe: „Geh zu den Römern und ſag' ihnen, wenn ſie Klugheit und Muth ſich bewahren, werden ſie zur höchſten menſchlichen Macht gelangen. Ich aber werde als ihr Schutzgott Quirinus über ſie wachen!“

Nach einer zwiſchen den Römern und Sabinern getroffenen Uebereinkunft hatten die Erſteren zum Nachfolger des Romulus einen Mann aus dem Stamme der Letzteren zu wählen. Die Wahl fiel auf den durch Milde und Weisheit gleich ausgezeichneten Schwiegerſohn des Titus Tatius, den würdigen Numa Pompilius.

Glücklich das Reich, deſſen König ein Philoſoph iſt: und Numa war es. Sein für Rom ſo ſegensreiches Wirken gehört ganz der Kulturgeſchichte an, da der weiſe König, deſſen Sinn ohnedies dem Frieden zugewandt war, recht wohl erkannte, daß dem jungen Staate für jetzt nichts heilbringender ſein konnte, als Befeſtigung ſeiner Macht nach innen, alſo vor allen Dingen Regelung ſeiner religiöſen und bürgerlichen Verfaſſung. Und für dies Ziel lebte und wirkte Numa. Die Sage berichtet, daß Numa, der früher als einfacher Bürger in Cures lebte, bei ſeinen Streifereien durch Berg und Thal die Freundſchaft einer Quellennymphe Namens Egeria gewann, mit welcher er auch als König oftmals nächtliche Zuſammenkünfte hatte. Sie ſtand ihm mit ihrem weiſen Rathe bei und offenbarte ihm die Geheimniſſe und den Willen der Götter. Sie ſagte ihm, daß Jupiter der blutigen Opfer und namentlich der Menſchenopfer nicht bedürfe, und ſo wurden ihm denn ſtatt der letzteren zuweilen Thiere, meiſt aber Symbole geopfert, wie Zwiebeln, Haare und Sardellen.

Des Numa Nachfolger, Tullus Hoſtilius, ein kriegsluſtiger Mann, erſchien zur rechten Zeit auf dem Throne, um das nun hinlänglich erſtarkte Volk in einem längern Frieden nicht erſchlaffen zu laſſen. Er beſchloß, die Römer zu neuen Siegen zu führen, nachdem er ſich zuvor die Liebe des Volkes dadurch gewonnen, daß er viele Ländereien, die bisher Krongut waren, unentgeltlich an ſolche Bürger vertheilte, welche noch kein Landeigenthum beſaßen.

Ein Anlaß zum Kriege fand ſich bald. Alba Longa, die Mutterſtadt Roms, war auf das ſchnelle Aufblühen des letzteren eiferſüchtig. Dadurch entſtanden gegenſeitige Reibungen, und endlich ein förmlicher Krieg. Alba Longa und Rom ſahen ein, daß beide Staaten nicht länger neben einander beſtehen konnten. Nur einer von beiden durfte exiſtiren: und ſo kam man denn überein, daß über die Frage, welcher Name der beiden Staaten aus der Geſchichte verſchwinden müſſe, nicht ein Krieg, ſondern ein Kampf zwiſchen einigen Auserwählten beider Parteien entſcheiden ſolle. Demzufolge wählte man aus jedem der beiden gegenüber ſtehenden Heere drei Kämpfer, und ſtellte feſt, daß der Theil, deſſen Fechter unterliegen würden, ſich der ſiegenden Partei unbedingt unterwerfen ſolle.

Die Wahl jedes der feindlichen Heere fiel auf drei Brüder. Auf albaniſcher Seite waren es die drei Söhne des Curiatius, auf römiſcher die drei Söhne des Horatius, und daher nennt man den Kampf, welcher ſich jetzt unter den ſechs Streitern um das Los der beiden Staaten entſpann, den Kampf der Horatier und Curiatier.

Die zu Kämpfern erwählten ſechs Jünglinge ſollen nach der freilich ſehr fabelhaft klingenden Ueberlieferung genaue Verwandte geweſen ſein. Es heißt darüber: Saquinius, ein Bürger von Alba Longa, hatte zwei Töchter. Die eine derſelben verheirathete er an einen Albaner, Namens Curiatius, die andere an Horatius, einen römiſchen Bürger. Beide Schweſtern kamen an einem und demſelben Tage nieder, jede mit drei Söhnen, und dieſe ſechs Jünglinge waren es, welche auserwählt wurden, das Schickſal der beiden Staaten zu entſcheiden.

Auszug der Horatier. Nach David.

Der Kampf fand mit allen Feierlichkeiten großer Staatshandlungen im Angeſichte der beiden gegenüber ſtehenden Heere ſtatt. Nachdem ſich die Kämpfer vor dem Beginn des Streites mit dem Zeichen der aufrichtigſten Freundſchaft umarmt und ſo der Bruderliebe den letzten Tribut gezollt hatten, machte mit dem Signal zum Kampfe die Vaterlandsliebe ihre blutigen Rechte geltend.

Die Streiter ſtürzten ſich aufeinander. Lange fochten ſie mit gleicher Erbitterung und gleichem Glück. Endlich ſank ein Römer zu Boden, und bald darauf ein zweiter. Ein Jubelgeſchrei ertönte vom albaniſchen Heere, während die Römer mit finſteren Blicken auf den letzten ihrer Kämpfer, den einzigen Träger ihrer Hoffnung, ſchauten. Aber dieſer ſtand noch unverwundet und in friſcher Kraft da, während die drei Albaner aus vielen Wunden bluteten, ſo daß der eine von ihnen ſich kaum aufrecht erhalten konnte.

Jetzt auf einmal ergriff der Römer die Flucht, nicht aus Feigheit, ſondern aus Liſt: er wollte ſich verfolgen laſſen, indem er voraus ſah, daß die Feinde dabei im Verhältniß ihrer ſchwereren oder leichteren Wunden ſich vereinzeln würden. Kaum ſah er ſeine Liſt gelungen, ſo wandte er ſich um und ſtürzte mit ungeſchwächter Kraft auf den nächſten der ihn verfolgenden Albaner. Dieſer fiel. Die Römer ſchöpften Hoffnung. Jetzt rannte der muthige Horatier ſeinem zweiten Feinde entgegen, und unter dem weithin tönenden Jubelrufe

der Römer ſank auch dieſer zu Boden. Der Sieg war gewonnen; denn als endlich auch der ſchwer verwundete dritte Curiatier heran keuchte, wurde er mit leichter Mühe zur Erde geſtreckt.

Der Jubel der Römer brach in Begeiſterung aus für den glücklichen Sieger. Man lief herbei, umarmte ihn und führte ihn im Triumphe nach der Stadt, die er gerettet hatte. Am Thore begegnete ihm ſeine Schweſter, welche mit einem der gefallenen Curiatier verlobt war. Als ſie nun in der Trophäe ihres Bruders auch den Waffenrock erblickte, den ſie ihrem Bräutigam ſelbſt gefertigt hatte, konnte ſie ihren Schmerz nicht zurück halten und rief laut trauernd den Namen des gefallenen Geliebten. Darüber aber ergrimmte der patriotiſche Sinn des Bruders, deſſen Herz noch trunken war von Stolz und Siegesruhm. Wuthentbrannt rief er ſeiner Schweſter entgegen: „Fahre hin zu deinem Bräutigam mit der unzeitigen Liebe, die der Brüder vergißt, der todten und des lebenden, die da vergißt des Vaterlandes! Und ſo fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauert!“ — Mit dieſen Worten ſtieß er ihr ſein Schwert in die Bruſt.

Trotz ſeiner Verdienſte um den Staat waren die Richter ſo gerecht, den Schweſtermörder zum Tode zu verurtheilen, wie das Geſetz es gebot. Erſt als er an das Volk appellirte, wurde von dieſem die Strafe des Todes in die des Joches verwandelt, einer Strafart, von der wir ſpäter reden werden.

Alba Longa begab ſich unter die Herrſchaft Roms. Aber nur mit Mißmuth ertrugen die Albaner das römiſche Scepter, und ihr Feldherr Fuffetius ſchmiedete heimlich Pläne, daſſelbe zu brechen. Zu dieſem Ende reizte er die Vejenter und Fidenater zum Kriege gegen Rom auf, indem er ihnen verſprach, während der Schlacht zu ihnen überzugehen. Tullus Hoſtilius entdeckte die Verrätherei erſt im Kampfgewühl, als Fuffetius den Befehlen des Königs entgegen ſich mit ſeinen Scharen unthätig zurückzog, um abzuwarten, auf welche Seite ſich der Sieg neigen würde, und dieſe Bewegung nach den Feinden zu den Muth derſelben erhöhte. Aber die Klugheit des römiſchen Königs gab ihm bald ein Mittel an, den Verrath zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Mit lauter Stimme, ſo daß beide Heere es vernehmen konnten, rief er: „Muth, Römer! Seht die Albaner: auf meinen Befehl ziehen ſie dorthin, um ſich unter die Feinde zu ſtürzen!“

Bei dieſen Worten wähnte ſich das feindliche Heer vom albaniſchen Feldherrn getäuſcht. Es entſank ihm der Muth und die Römer erfochten einen glänzenden Sieg.

Umſonſt zeigte Fuffetius beim Verfolgen der Feinde den größten Eifer, um ſeinen Verrath zu bemänteln. Eine ſchreckliche Strafe ereilte ihn am folgenden Tage; denn auf Tullus' Befehl wurde er von Pferden lebendig zerriſſen. Seine Mitverſchworenen erlitten eine weniger grauſame Todesſtrafe.

Auch Alba Longa mußte büßen, was ſein Feldherr verbrochen hatte; denn Tullus Hoſtilius wollte jeden ferneren Verſuch zur Empörung in der Wurzel erſticken. Deshalb ließ er jene Stadt von Grund aus zerſtören und ihre Bewohner nach Rom führen, wo ihnen der Cöliſche Hügel zum Wohnſitz angeboten wurde.

Dadurch und durch glückliche Kriege gegen die Sabiner und Lateiner wuchs die Macht Roms zu einer ſolchen Höhe, daß alle benachbarten Völker mit ernſtlicher Beſorgniß für ihre Exiſtenz erfüllt wurden. Zum Glück für ſie fiel Tullus in der letzten Periode ſeines Lebens einer religiöſen Schwärmerei anheim, die ſeinen kriegeriſchen Sinn gänzlich vernichtete; und ſein Nachfolger Ancus Marcius (640 v. Chr.) trat zu ſehr in die Fußſtapfen ſeines Großvaters Numa Pompilius, als daß er Kriege geführt hätte, welche nicht von der Nothwendigkeit geboten wurden.

Der neue König richtete ſeine Regierungsſorgen vor allen Dingen der innern Macht des Staates und den Segnungen des Friedens zu. Viele öffentliche Bauten verdankt Rom dem Ancus, z. B. eine hölzerne Brücke über den Tiber, das erſte Bauwerk dieſer Art; ein großes Gefängniß; ferner den Hafen von Oſtia, durch welchen er der Stadt die Quellen

des Handels eröffnen wollte; endlich noch zur Befestigung Roms eine Citadelle auf dem jenseit des Tiber gelegenen Berg Janiculus, welcher in die Ringmauer der Stadt gezogen wurde. Die Waffenruhe, zu welcher die Römer durch die Friedensliebe des Ancus verurtheilt waren, erregte bei den benachbarten Völkern den Glauben, Rom sei schwach und feige geworden. Darum hielten sie die Zeit für günstig, den früher so gefürchteten Staat mit Krieg zu überfallen. Sabiner, Fidenater, Vejenter und Volscer traten gegen Rom in die Waffen. Aber Rom bewies ihnen, daß es durch die Zeit der Ruhe und unter dem Segen einer emsigen Regierung nur um so kräftiger geworden sei. Die aufgestandenen Völker wurden besiegt, und Ancus vergrößerte mit ihren Bewohnern die Stadt aufs Neue, so daß wieder ein neuer Hügel, der Aventinische, angebaut werden mußte.

Lucius Tarquinius (620 v. Chr.), mit dem Beinamen Priscus (der Alte) zur Unterscheidung von dem spätern gleichnamigen Könige, folgte auf Ancus Marcius, der ihn zum Vormunde seiner beiden Söhne ernannt hatte, welche aber bei der Wahl übergangen wurden, weil man den Tarquinius des Thrones für würdiger hielt. Denn nicht der blinde Zufall der Geburt durfte über den Thron eines aufstrebenden Staates entscheiden, sondern das Verdienst. Ueber die Abstammung des Lucius Tarquinius erzählt man Folgendes:

Demaratus, ein reicher Kaufmann von Korinth, hatte diese seine Vaterstadt wegen innerer Zwistigkeiten, die in derselben herrschten, verlassen und sich nach Etrurien begeben, wo er sich in Tarquinii ankaufte. Hier heirathete er und hinterließ einen Sohn, Namens Lucumo, der sich mit Tanaquil, einem Mädchen aus einem der edelsten etruskischen Geschlechter, vermählte. Diese Tanaquil war außerordentlich ehrgeizig und konnte es nicht ertragen, daß ihr Gatte als Fremder in Tarquinii keinen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung erlangen konnte. Sie bewog ihn daher, nach Rom zu ziehen, wo das Verdienst galt, ohne Rücksicht auf Herkunft und Vaterland. Als Beide auf einem offenen Wagen nach Rom fuhren und in die Nähe des Berges Janiculus kamen, flog ein Adler hernieder, nahm den Hut vom Haupte des Lucumo und schwebte mit großem Geschrei über dem Wagen; dann senkte er sich nieder und setzte den Hut wieder auf Lucumo's Haupt. Tanaquil, als Etruscerin sehr abergläubisch, war über dieses Zeichen ganz außerordentlich erfreut und verkündete ihrem Gatten in Rom ein glänzendes Schicksal.

Dort angekommen, wollte Lucumo einen römischen Namen annehmen und nannte sich daher Lucius und von seiner Vaterstadt Tarquinii Tarquinius. Seine glänzenden persönlichen Eigenschaften, womit er zugleich eine verschwenderische Freigebigkeit zu verbinden wußte, gewannen ihm die Liebe der Römer und das Vertrauen des Ancus Marcius in einem solchen Maße, daß dieser ihn zum Vormunde über seine beiden unmündigen Söhne ernannte.

Die Stimme des Volkes hatte wie immer so auch hier den rechten Mann getroffen: denn Tarquinius vereinigte in sich die Verdienste eines Numa und eines Tullus. Gleich der erste Krieg, den er mit den unruhigen Lateinern führen mußte, bewies diesen, daß das römische Königsschwert in guten Händen war: denn sie wurden gänzlich besiegt und mußten Roms Oberherrschaft anerkennen. Ein gleiches Schicksal hatten die Etrusker, deren zwölf Lucumonien sich zum Kriege gegen Tarquin vereinigt hatten, aber dem mächtigen Arme des Volkskönigs dennoch nicht gewachsen waren.

Zum Beweise, daß die Etrurier den Tarquinius als ihren Oberherrn anerkannten, schickten sie ihm die unter ihnen gebräuchlichen Kennzeichen der königlichen Würde: eine goldene Krone, einen Thron von Elfenbein, ein Scepter mit einem Adler auf der Spitze, einen mit Gold gestickten Rock, der zugleich mit Bildern von Palmzweigen geziert war, und ein mit Blumen allerlei Art gesticktes Purpurgewand. Das Volk erlaubte dem Tarquin diese Zierrathen zu tragen, und bei seinem Triumphe erschien er mit denselben bekleidet auf einem vergoldeten, von vier Pferden gezogenen Wagen, der von zwölf Lictoren mit den Zeichen ihrer Amtswürde begleitet wurde.

Diese Zeichen königlicher Würde blieben seit jener Zeit bei den Römern im Gebrauch.

Die Zeit der Ruhe, welche Rom nach diesen glücklichen Kriegen genoß, verwandte Tarquin zur Begründung zweckmäßiger Verfassungseinrichtungen und zur Aufführung nützlicher Bauten. In Hinsicht der letzteren Wirksamkeit verdankt Rom diesem Könige die Verschönerung seines Forum (Marktplatz), auf welchem die öffentlichen Versammlungen abgehalten wurden, den Bau des berühmten Jupitertempels auf dem Tarpejischen Hügel; die Anlage des Circus maximus und die Erbauung jener großen Abzugskanäle, welche unter dem Namen der Kloaken die Bewunderung aller Zeiten erregt haben, denn noch heute stehen diese Gewölbe unversehrt, und zwei Jahrtausende sind nicht vermögend gewesen, einen ihrer Steine aus seinen Fugen zu bringen.

Der Circus maximus (großer Kreisplatz) war eine zu öffentlichen Kampfspielen und Leibesübungen eingerichtete große runde Rennbahn. Rings umher liefen amphitheatralisch erbaute Bänke als Sitze für die Zuschauer, und der Umfang dieses Circus war so groß, daß er gegen 200,000 Menschen faßte.

Zwischen den Hügeln, auf denen Rom stand, bildeten sich nämlich in den Thälern durch Regengüsse ꝛc. stehende Sümpfe, welche die Straßen völlig grundlos machten, und deren Ausdünstungen die Luft verpesteten. Tarquin faßte daher den Plan, dieses Wasser, wie auch allen Unrath, durch unterirdische Kanäle aus der Stadt in den Tiber zu leiten. Das Werk war nicht klein, denn diese Kanäle mußten gewölbt und so stark gebaut werden, daß sie die größten Häuser tragen konnten. Sie waren so hoch und so breit, daß ein völlig beladener Heuwagen hindurch fahren konnte. Der Bau war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, aber der König überwand sie mit Geld und Geschicklichkeit. Die Kosten müssen ungeheuer gewesen sein, denn in spätern Zeiten erhielt derjenige, welcher die Reinigung übernahm, dazu vom Staate nicht weniger als tausend Talente oder gegen zwei Millionen Mark.

Ein glücklicher Krieg, welchen Tarquin gegen die Sabiner geführt hatte, war die Veranlassung zu einem neuen Bau geworden: denn der König hatte in der letzten Schlacht desselben den drei Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva die Aufführung eines großen gemeinschaftlichen Tempels gelobt. Der Grund zu demselben wurde auf dem tarpejischen Berge gelegt, und so entstand das nachmals so berühmte Capitol.

Der Name Capitol soll sich von folgender Sage herschreiben:

Beim Aufgraben des Erdreichs, in welches der Grundstein zum Tempel gelegt werden sollte, fanden die Werkleute den Kopf eines dort seit längerer Zeit beerdigten Menschen. Dieser Kopf hatte der Verwesung widerstanden, denn das Blut und die Gesichtszüge desselben waren so frisch, als wenn der Mensch eben erst gestorben wäre. Die Zeichendeuter (Auguren) legten diesen merkwürdigen Fund dahin aus: daß Rom dereinst das Haupt von ganz Italien werden solle. Da nun der Mensch, dem der gefundene Kopf gehört, den Namen Tolus geführt hatte: so gab man dem Berge zum Andenken an das vielverheißende Wunderzeichen den Namen Capitolinus, aus einer Zusammensetzung von caput (der Kopf) und Tolus.

Das Lebensende des Tarquin war eben so schrecklich wie unverdient. Er wurde in einem Alter von fast achtzig Jahren auf Anstiften der beiden Söhne des Ancus Marcius erschlagen, da diese in ihm das Hinderniß sahen, welches sie von dem römischen Königsthrone entfernt hielt. Die beiden Söhne des Ancus Marcius hatten ihren früheren Vormund von jeher mit Neid auf dem Throne gesehen, dessen Besitz, wie sie fälschlich wähnten, ihnen zustand. Immer hofften sie auf den Tod des Tarquin, wiewol vergebens. Endlich verloren sie die Geduld und beschlossen, den so sehr gewünschten Tod des greisen Königs gewaltsam herbeizuführen. Sie dungen zwei Mörder, welche als Holzhauer verkleidet, mit Beilen auf den Schultern, in die Nähe des königlichen Palastes gingen und dort verabredetermaßen einen Streit mit einander anfingen. Was sie beabsichtigten, geschah. Der König, dem es oblag, Streitigkeiten in seiner Nähe persönlich zu

wirkerin, die heute verkauft, und kommt in sie, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie ist eine Freundin der Familie, die sich ihrer annimmt, seit sie ihre Eltern verloren hat. Sie ist etwa dreißig Jahre alt, ein wenig dick und ein wenig kurzsichtig.

Der kleine Hügel, der Platz heißt auf der Karte Rudolfsplatz, ist ein Teil des Stadtparks. Er ist mit Bäumen bepflanzt, und in seiner Mitte steht ein Denkmal, das Denkmal der Kaiserin Elisabeth, der Kaiserin Elisabeth, die Kaiserin Elisabeth heißt.

Wien. Kaiserin Elisabeth-Denkmal im Stadtpark

Wien. Kaiserin Elisabeth-Denkmal im Stadtpark. Kaiserin Elisabeth-Denkmal im Stadtpark. Kaiserin Elisabeth-Denkmal im Stadtpark

daß die Wunde des Königs nicht tödlich ſei, daß derſelbe in kurzer Zeit geneſen werde und den Römern befähle, während ſeiner Krankheit dem Servius Tullius zu gehorchen. Am zweiten Tage darauf gab dieſer, mit allen Zeichen königlicher Würde bekleidet, öffentliches Gehör, und in kurzer Zeit wußte er ſich die Liebe des Volkes ſo ſehr zu gewinnen, daß Tanaquil nichts zu wagen glaubte, wenn ſie den Tod Tarquin's als eben erſt erfolgt verkündete und ihren Schwiegerſohn als künftigen König bezeichnete. Die Liſtung der Krone war gelungen, diesmal zum Heile des Staats.

Servius Tullius (570 v. Chr.), ein Schwiegerſohn des vorigen Königs, folgte demſelben alſo auf dem Throne. Wenn er auch die Erhebung zum Könige ſeiner in Intriguen erfahrenen Schwiegermutter Tanaquil verdankte und die Krone angenommen hatte, ſo war Servius Tullius doch theils zu rechtlich, theils zu klug, um einen erſchlichenen Thron ohne Genehmigung des Volkes zu behaupten, und ging ſein erſtes Streben ganz dahin, ſich deſſen Liebe zu erwerben, um gewiß zu ſein, bei einer wirklichen Wahl, der er ſich freiwillig zu unterwerfen beſchloß, nicht übergangen zu werden. Zu dieſem Ende nahm er die geringere Volksklaſſe (die Plebejer) gegen die vornehmere (die Patrizier) in Schutz, indem er nicht allein ihre Schulden bezahlte, ſondern auch das Verſprechen ablegte, die den Feinden entriſſenen Ländereien unter die Plebejer zu vertheilen. Servius Tullius aber verſprach nicht blos, er hielt auch ſein Verſprechen, und leider iſt der Geſchichtſchreiber in der Lage, eine ſolche Sinnes- und Handlungsweiſe, die als eine Pflichterfüllung eigentlich keinen beſonderen Werth haben ſollte, ausdrücklich als muſterhaft hervorzuheben. — Ueberhaupt, obgleich Rom das große, aber bei einer Wahlmonarchie nicht ſeltene Glück hatte, in ſeinen Königen faſt lauter tüchtige Männer zu ſehen, war Servius Tullius vielleicht von allen jenen Herrſchern der würdigſte, wovon wir uns beſonders in der Kulturgeſchichte noch überzeugen werden.

Friedliebend und ganz in die Fußſtapfen des vortrefflichen Numa tretend, führte er nur dann Krieg, wenn die Nachbarvölker ihn dazu zwangen. Dies geſchah von Seiten der Vejenter und einiger anderen etruriſchen Stämme. Nachdem er dieſelben glücklich beſiegt hatte und ihm dafür von dem Volke ein Triumph zuerkannt worden war, hielt er es an der Zeit, ſich rechtsgiltig zum König wählen zu laſſen, und er hatte die Freude, trotz der Einwendungen und Intriguen vieler Patrizier, ſeine Wahl vom Volke durchſetzen zu ſehen.

Stets die Segnungen des Friedens im Auge habend, beſchloß er, eine freundſchaftliche Vereinigung der benachbarten ſabiniſchen, latiniſchen und ſonſtigen Völkerſchaften mit Rom zu bewirken. Noch bedurfte es dazu bei den wenig kultivirten Völkern des Bindemittels religiöſer Formen, welche von jeher als Lückenbüßer für mangelnde Bildung dienten. Darum veranlaßte Servius Tullius jene Völkerſchaften zu einem gemeinſchaftlichen Tempelbau, und ſo entſtand der große Dianatempel auf dem Aventiniſchen Hügel. Ein alljähriges gemeinſames Opferfeſt, verbunden mit einem dabei abzuhaltenden Markte, ſollte dazu dienen, die bewirkte Einigkeit dauernd zu erhalten.

Auch das Lebensende des würdigen Servius Tullius war ein höchſt tragiſches. Er wurde von ſeinem eigenen Schwiegerſohne ermordet, und dieſer beſtieg über des Vaters Leiche hinweg mit Gewalt den römiſchen Thron.

Der erſchlagene Tarquinius Priscus hatte zwei Söhne, nach Anderen zwei Enkel, hinterlaſſen, welche die Namen Lucius und Aruns Tarquinius führten. An dieſe Beiden hatte Servius Tullius ſeine zwei Töchter, beide Tullia genannt, verheirathet, aber mit ſo weniger Berückſichtigung der gegenſeitigen Charaktere, daß der wilde und ehrgeizige Lucius die ſanfte ältere Tullia, der friedliche, gutmüthige Aruns dagegen die herrſchſüchtige, ungeſtüme jüngere Tullia, zur Gattin erhielt. Die nächſte Folge davon waren zwei unglückliche Ehen. Lucius Tarquinius verachtete ſein Weib wegen ihrer Sanftmuth nicht minder, als die jüngere Tullia ihren Mann Aruns Tarquinius. Unzufrieden mit deſſen Mangel an Muth und Feuer, ſchloß ſie ſich an Lucius an, und bald war die Verbindung der beiden

gleichgeſtimmten Seelen ſo vertraut, daß ſie die Feſſeln der Ehe, in denen ſie lebten, durch Blutthat ſprengten. Lucius brachte ſein Weib, Tullia ihren Mann ums Leben, und über den Leichnamen der beiden Ermordeten reichten ſich die Verbrecher die Hand zum Ehebunde.

Der greiſe Servius Tullius mußte die Schandthat ungeahndet laſſen, denn der Anhang, welchen ſich die neuen Gatten unter den Patriziern erworben hatten, war groß genug, um dem alten Könige Beſorgniß einzuflößen. Deshalb wollte er das Unheil, das dem Staate von Seiten der Verbundenen drohte, dadurch abwenden, daß er die Königswürde freiwillig niederlegte und eine republikaniſche Verfaſſung einführte; aber noch ehe er dieſen Schritt ausführen konnte, ſank er ſchon unter den Streichen ſeiner barbariſchen Verwandten.

Tarquinius Superbus entledigt ſich ſeines Schwiegervaters Servius Tullius.

Unterſtützt von ſeinem Anhange, klagte nämlich Lucius Tarquinius den König vor dem verſammelten Senate als Thronräuber an, indem er den königlichen Sitz einnahm und eine heftige Rede gegen die Regierung des Servius Tullius hielt, worin er denſelben mit Schmähungen aller Art überhäufte, ihn einen Sklaven, Kronräuber, Plebejerfreund und dergleichen nannte. Der greiſe König eilte bei der Nachricht von dieſem Angriffe unter geringer Bedeckung in den Senat und ſtellte den Uebermüthigen zur Rede. Es entſpann ſich ein heftiger Streit, den Niemand aus der Verſammlung zu ſtören die Kühnheit hatte, der aber endlich damit endete, daß Tarquinius den greiſen König ergriff und ihn die Treppe hinab auf den Markt ſtürzte. Hart verwundet, wollte ſich der unglückliche Greis mit Hülfe einiger Freunde nach Hauſe ſchleppen; aber Tarquin's gedungene Mörder ereilten ihn und ſtreckten ihn völlig zu Boden.

Und nun erzählt uns die Ueberlieferung eine Schandthat, die in der an Freveln ſo reichen Weltgeſchichte nicht Ihresgleichen hat: Tullia, die Tochter des gemißhandelten

und ermordeten Königs, die Hauptanstifterin all des Unheils, hatte die Nachricht von der Vollendung des Bubenstücks nicht erwarten können. Mitten durch den Tumult fuhr sie in den Senat und begrüßte dort ihren Gatten frohlockend als König. Dieser hatte noch so viel menschliches Gefühl, daß ihm die Freude des teuflischen Weibes lästig war. Er hieß sie zurückkehren. Tullia gehorchte. Da nun, als ihr Wagen durch eine enge Straße kam, welche die „gute Gasse" hieß, hielt der Wagenlenker entsetzt seine Pferde an. „Warum hältst du?" fragte Tullia. — „Herrin", erwiederte der Führer, „dort liegt der noch athmende Körper Eures Vaters!" — Tullia gerieth über die Säumniß in Zorn; sie ergriff einen im Wagen stehenden Fußschemel, schlug ihn dem Rosselenker gegen den Kopf und rief: „Vorwärts! und fürchte dich nicht, über einen Leichnam zu fahren!" — Der Mann gehorchte; die Räder des Wagens rollten über die Leiche des Erschlagenen dahin, so daß das heraussprudelnde Blut die Kleider der unnatürlichen Tochter bespritzte. Die Straße, in welcher jene Schandthat geschah, erhielt fortan den Namen „verruchte Gasse" (vicus sceleratus).

Lucius Tarquinius (530 v. Chr.), dem die Geschichte zur Unterscheidung von dem früheren gleichnamigen Könige und zur Bezeichnung seines stolzen, herrschsüchtigen Charakters den Beinamen Superbus (der Uebermüthige) gegeben hat.

Diesem Beinamen entsprechend, war auch die Regierung dieses letzten der römischen Könige eine Kette von Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Willkürlichkeiten, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß auch viele seiner Handlungen einzig auf die Vergrößerung der Staatsmacht gerichtet waren. Er war ein unwürdiger, despotischer, aber wenigstens kein schwacher Regent.

Von jeher haben Despoten in der öffentlichen Besprechung der Staatsangelegenheiten ihren gefährlichsten Feind gesehen und verfolgt. Was heutzutage die freie Presse ist, das waren zu jener Zeit die öffentlichen Volksversammlungen: der Tummelplatz der Ideen. — Die erste Handlung Tarquin's war also auf die Vernichtung dieses Feindes gerichtet. Er verbot die öffentlichen Volksversammlungen, um nun, dem Sonnenlicht der Oeffentlichkeit entzogen, seine Eigenmacht im Dunkeln ungehindert walten zu lassen.

Alle seine Regierungshandlungen geschahen ohne Zustimmung und ohne Befragen des Senats; ja er ließ diesen Regierungskörper durch Mordthaten völlig dezimiren, ohne an die Stelle der beseitigten Mitglieder neue wählen zu lassen. Die Folge davon war, daß die meisten Senatoren die Stadt verließen, sich nach Gabii flüchteten und so dem Tarquin völlig freie Hand gaben, nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Tarquin benutzte die Gelegenheit dazu nach Kräften. Wer ihm durch Einfluß oder Reichthum irgend im Wege stand, wurde hingerichtet und die Masse des Volkes durch Frohnarbeiten beschäftigt, auf welche Weise mehrere neue Tempel entstanden und die Vollendung des Kapitols und der Kloaken bewerkstelligt ward.

Despoten sind furchtsam; sie erblicken in jedem Winkel einen Rächer der verletzten Volksrechte. Um seine Person gegen Einzelne solcher Rächer zu sichern, umgab sich Tarquin mit einer starken Leibwache; um sich gegen einen Aufstand des Volkes zu schützen, schloß er Bündnisse mit benachbarten Fürsten und Völkern. So entstand unter Anderm der sogenannte Lateinische Bund, welcher 47 Städte umfaßt haben soll.

Als die wichtigste Kriegsthat Tarquin's heben wir unter mehreren glücklichen Kriegen mit den Nachbarvölkern die Eroberung der Stadt Gabii hervor, dessen Bewohner von den dorthin geflüchteten Patriziern zum Kriege gegen Rom beredet worden waren. Derselbe blieb sieben Jahre lang ohne irgend einen Erfolg, bis es endlich dem Sextus Tarquinius, einem Sohne des Königs, durch List und Verrath gelang, die Stadt Gabii in die Hände Roms zu bringen.

Es war nämlich zwischen Sextus und dem Könige die Verabredung getroffen worden, daß der Erstere den Letzteren beleidigen und Dieser Jenen dafür mit Ruthen peitschen

laſſen ſollte. Was man von dieſer Komödie gehofft hatte, traf ein. Die Bewohner von Gabii boten dem Sextus ihre Stadt als Aſyl an. Scheinbar zögernd und erſt nachdem er ſich das feierliche Verſprechen hatte geben laſſen, ihn niemals an Tarquin auszuliefern, ging Sextus auf den Vorſchlag ein. In Gabii zeigte er ſich ſo ſehr als ein Feind ſeines königlichen Vaters, daß die Gabenter ihm unbedingtes Vertrauen ſchenkten und ihm eine Stelle im Heere übertrugen. Noch aber war es für Sextus nicht an der Zeit, ſeine Maske abzulegen, und Tarquin unterſtützte ihn in ſeiner Rolle dadurch, daß er ihm abſichtlich alle römiſchen Krieger und Feldherren preisgab, deren er ſich ſelbſt entledigen wollte. So konnte es nicht fehlen, daß Sextus endlich zum Oberfeldherrn von Gabii ernannt wurde. Jetzt kam es nur noch darauf an, zu erfahren, auf welche Weiſe er die Stadt am beſten überliefern könne. Zu dieſem Ende ſandte er einen Sklaven an ſeinen Vater mit der Anfrage: was er thun ſolle? Tarquin, zu vorſichtig, um dem Sklaven eine mündliche oder ſchriftliche Antwort anzuvertrauen, ließ ſich denſelben im Garten vorführen und ſchlug hier, ohne ein Wort zu ſprechen, mit einem Stocke die höchſten Mohnköpfe ab. Der Sklave hinterbrachte dem Sextus, was der König gethan, und Sextus verſtand den geheimen Sinn dieſer Zeichenantwort nur zu gut.

Unter dem auch ſchon damals beliebten Vorwande, eine geheime Verſchwörung entdeckt zu haben, ließ er die vornehmſten Gabenter hinrichten und in dem dadurch entſtandenen Wirrwarr den Römern die Thore von Gabii öffnen.

Tarquin behandelte die Bewohner aus Klugheit mit großer Milde und ſchloß mit ihnen ſogar ein enges Freundſchaftsbündniß.

Die deſpotiſche Handlungsweiſe Tarquin's mußte endlich ſeinen eigenen Thron untergraben; denn ein ſtarkes, freiheitbewußtes Volk kann es nicht lange dulden, daß die Laune eines Einzelnen mit den heiligſten Menſchengütern ein muthwilliges Spiel treibt. Unter den vielen Männern, welche im Stillen über den Umſturz der Deſpotie brüteten, nennen wir vorerſt Lucius Junius, einen Verwandten Tarquin's, Sohn eines der ermordeten Patrizier, und den Verfolgungen des Königs nur dadurch entgangen, daß er ſich blödſinnig ſtellte, woher er den Namen Brutus erhielt; Publius Valerius, welcher ſich ſpäter den Namen Publicola erwarb, und Lucius Tarquinius Collatinus.

Während ſich Tarquin (510 v. Chr.) in einem Kriege gegen die Rutuler befand und deren Stadt Ardea belagerte, gab Sextus einſt ſeinen Brüdern und Verwandten, worunter ſich auch Collatinus befand, ein großes Gaſtmahl. Während deſſelben erhob ſich unter den Gäſten ein Streit über die Vorzüge ihrer Weiber. Um dieſen Streit zu entſcheiden, beſchloß man in der Weinlaune, ſogleich aufzubrechen, um die Frauen zu überraſchen und ſich zu überzeugen, welche derſelben man am würdigſten beſchäftigt finden würde, um ihr ſodann den Preis zuzuerkennen. Zuerſt ging es nach Rom. Die königlichen Schwiegertöchter vertrieben ſich die Zeit mit Luſtbarkeiten aller Art. Hierauf eilte man nach Collatia, dem Wohnorte des Collatinus. Lucretia ſaß unter ihren Mägden und ſpann. Man ſprach ihr den Preis zu und kehrte ins Lager zurück.

Aber die Liebenswürdigkeit des ſchönen Weibes hatte in dem Herzen des ſinnlichen Sextus den Stachel des Verlangens zurückgelaſſen. Er brannte nach ihrem Beſitz. Daher begab er ſich an einem der folgenden Tage unter irgend einem ſchicklichen Vorwande allein nach Collatia, wo er als Verwandter gaſtfreundlich aufgenommen wurde. In der Nacht überfiel er Lucretia und flüſterte ihr zu, als ſie Hülfe rufen wollte: „Schweige, Lucretia, ich bin Sextus Tarquinius. Ich habe Waffen und du biſt des Todes, wenn du rufſt!“ — Die Furcht vor dem Tode würde das muthige Weib nicht abgehalten haben, nach Hülfe zu rufen; allein der Elende drohte, einen Sklaven zu tödten und ihn nackt neben ihr Lager zu legen, ſo daß ihr Mann glauben müſſe, ſie ſei im Ehebruch mit einem Sklaven betroffen worden. Die Furcht, von ihrem Manne verkannt zu werden, ſchloß ihr den Mund, und die Schandthat wurde vollbracht.

Doch nun stieg ein heldenmüthiger Entschluß auf in dem Busen des geschändeten Weibes. Sie sandte Boten an ihren Mann in das Lager und an ihren alten Vater nach Rom mit der Aufforderung: eilig zu kommen, jeder von einem Freunde begleitet, denn es habe sich Schreckliches begeben. Der alte Lucretius kam in Begleitung des Valerius, und Collatinus in Begleitung des Brutus. — Lucretia klagte den Räuber ihrer Ehre an, und als man ihr Rache gelobt, stieß sie sich einen verborgen gehaltenen Dolch in die Brust. Bei diesem Anblick warf Brutus seine Maske ab. Er zog das blutige Messer aus der Wunde und, seine Freunde zu gleichem Eide treibend, schwor er: nicht eher zu ruhen, als bis Tarquinius und sein Haus verjagt und das Königthum vernichtet sei.

Das Blut, das von dem Dolche rann, womit sich das hochherzige Weib den Tod gab, fiel glühend in die Herzen der Patrioten und gab das Signal zur Vertreibung Tarquin's, zur Abschaffung der Königswürde und zur Gründung der römischen Republik.

Brutus, seinen verstellten Blödsinn ablegend, trat öffentlich an die Spitze der Vaterlandsfreunde. Er rief das Volk zusammen, zeigte ihm die blutige Leiche der geopferten Lucretia, schilderte die Tyrannei des Königs und seines Hauses, erzählte die letzte Schandthat des Sextus, und als nun das ganze Volk wuthentbrannt nach Rache schrie, da sprach Brutus den Bannfluch über das Königthum aus.

Tullia, die Gattin des Königs, war geflohen. Als Tarquin bei der Nachricht von dem Aufstande nach Rom eilte, fand er die Thore der Stadt verschlossen. Das Heer, von Brutus überredet, sagte sich von dem Könige los; er mußte mit seinen Söhnen nach Gabii fliehen, und Rom war frei. Einigkeit des Volkes hatte es ohne Blutvergießen aus den Ketten der Sklaverei erlöst.

Kulturgeschichte.

Verfassung. Der erste Blick, welchen wir auf die Kulturgeschichte der späteren Weltbeherrscherin werfen, muß einer Betrachtung der römischen Verfassung gelten; denn von den Staatsverfassungen aller Länder, Griechenland selbst nicht ausgenommen, ist die Roms ohne allen Zweifel die wichtigste und interessanteste, und vielleicht hat auch kein Staat der Welt so sehr für seine Verfassung gelebt und gewirkt, wie Rom für die seinige. Roms Verfassung war das Rückenmark seines Staatskörpers.

Leider befinden wir uns in dieser Beziehung während des gegenwärtigen Zeitraums in einem undurchdringlichen Dunkel, denn wir sehen uns durch die Ueberlieferungen über Roms älteste Verfassung in ein Labyrinth von Möglichkeiten, Lücken und Widersprüchen geführt. Nur hin und wieder blitzt ein Lichtstrahl durch die Nacht, und so wollen wir es denn versuchen, ein möglichst klares Bild der römischen Verfassung zu liefern, bemerken aber dabei, daß man die einzelnen Angaben nicht so scharf und schroff nehmen darf, wie wir der Klarheit wegen genöthigt sind, sie mitzutheilen.

Als Stifter der römischen Verfassung betrachtet man den Gründer der Stadt, Romulus. Gewiß war die Persönlichkeit dieses klugen und kräftigen Mannes ausreichend, sein kleines Volk zu regieren; allein er war vernünftig genug, einzusehen, daß unter seinen Nachfolgern auch Leute sein könnten, denen die Fähigkeit zu einer guten Regierung fehlen möchte, und daß man die Wohlfahrt eines Volkes solchen Zufällen nicht preisgeben dürfe. Deshalb stellte er den Grundsatz fest: das Volk habe sich selbst zu regieren und den Vorstand seiner Regierung, den König, zu wählen. Nach diesen Grundzügen war die Verfassung des Romulus eine republikanische mit monarchischen Formen; Rom war eine konstitutionelle Wahlmonarchie.

Ursprünglich wurden aus dem gesammten Volke 100 Männer erwählt, welche den regierenden Senat bildeten und Väter (patres) genannt wurden, woher sich der Name Patrizier schreibt, den die Nachkommen dieser Patres annahmen.

Das ganze Volk war in drei Theile getheilt, welche Tribus hießen und deren jedem ein Tribun vorstand. Die Namen der Tribus waren: Ramnes, Tities und Luceres. Ueber das eigentliche Wesen dieser Tribus ist man eben so wenig im Klaren, wie über den Ursprung der Namen. Nach Einigen waren die Tribus eine Eintheilung nach Völkerstämmen, derart, daß zu den Ramnes die ersten Gefährten des Romulus, zu den Tities der sabinische, und zu den Luceres der etrurische Stamm gehörten. Nach Anderen bezog sich jene Eintheilung auf den Stand der Bürger, so daß Ramnes die Krieger-, Luceres die Priester- und Tities etwa die erwerbende Klasse, der sogenannte dritte Stand, waren. Jeder Tribus zerfiel in 10 Kurien, deren Anführer Kurionen hießen, und jede Kurie wieder in zehn Dekurien, deren Vorsteher Dekurionen genannt wurden. — Die Tribunen, Kurionen und Dekurionen durften ebenso wie der Senat nur aus den Patriziern gewählt werden; diese nur übten das Stimmrecht in den Kurien aus, so daß also die Regierungsgewalt in den Händen eines erblichen Standes lag; und in diesem Systeme, wo der Zufall der Geburt über die Fähigkeit zur Regierung entscheidet, müssen wir den Hauptmangel der alten römischen Verfassung sehen.

Den Nichtpatriziern blieben zwei Wege, um ihre Stellung im Staate zu begründen. Entweder lebten sie als freie, aber an der Regierung nichtbetheiligte Bürger, hießen Plebejer und bildeten in ihrer Gesammtheit die Plebs; oder sie begaben sich zu einem Patrizier in ein Unterthänigkeits- und Schützlingsverhältniß. In diesem Falle hießen sie Klienten (Schutzbefohlene) und ihre schützenden Oberhäupter Patrone (Väter). Der Patron bildete mit seinen Klienten ein Geschlecht (gens), und jeder Klient war verbunden, dem Familiennamen seines Patrons den seinigen als Geschlechtsnamen beizufügen.

Aus diesem Umstande erklärt sich denn auch der dreifache Name eines Römers. Der erste jener Namen war der Personenname, entsprechend unseren Vor- oder Taufnamen, der zweite war der Familienname, entsprechend unserm heutigen Zu- oder Vaternamen, der dritte war der Geschlechtsname. Zu allen diesen kam häufig auch noch ein Beiname, welcher eine hervorstechende Eigenschaft des Geistes oder des Körpers bezeichnete, wie wir z. B. sagen Karl der Große. Denn in dem Namen Quintus Fabius Maximus Cunctator ist Quintus der Personenname, Fabius der Familienname, Maximus der Geschlechtsname und Cunctator (der Zauderer) der Beiname. Oft wurde auch der Träger eines solchen Beinamens Stifter eines neuen Geschlechts, in welchem Falle alsdann der Beiname sich als Geschlechtsname forterbte, wie z. B. bei Brutus.

Die Personennamen erscheinen in der Regel blos mit einem oder ein paar einzelnen Buchstaben angezeigt, und es bedeutet alsdann: A. Aulus; C. Cajus, Cäsar, Cassius; Cl. Claudius; Cn. Cnejus; D. Decimus, Decius; E. Ennius; J. Julius; L. Lucius; M. Marcus, Manlius; P. Publius; Q. Quintus; S. Sextus; T. Titus; Tb. Tiberius und V. Valerius.

Das Verhältniß des Patrons zu seiner Klientel entsprach wol am ehesten dem eines Hausvaters zu seinen Hausgenossen. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Patrone und Klienten waren vorzüglich folgende: Der Patron hatte sich aller Angelegenheiten seiner Klienten anzunehmen, er mußte sie vor Gericht vertreten, für ihre und ihrer Kinder Existenz die nöthige Sorge tragen und deren Wohl auf jede Weise befördern; daher denn auch die Klienten häufig die Pächter der Ländereien ihrer Patrone waren. Für alle diese Dienste hatten die Klienten die Pflicht, ihren Patronen alle möglichen Unterstützungen angedeihen zu lassen, ihnen mit Geld auszuhelfen, sie oder ihre Kinder aus der Gefangenschaft loszukaufen, die Kosten ihrer öffentlichen Aemter zu tragen, zum Heirathsgute ihrer Töchter beizusteuern u. dergl. — Unter einander durften die Klienten eines Patrons eben so wenig prozessiren wie gegen ihren Patron selbst, und es stand auf der Uebertretung dieser Vorschrift die Strafe des Hochverraths. Jeder hatte das Recht, den Verbrecher todtzuschlagen.

Einen Zwischenstand zwischen Patriziern und Plebejern bildeten die Ritter. Ihren Ursprung leitet man gewöhnlich von 300 Männern her, die sich Romulus aus dem ganzen Volke (100 aus jedem Tribus) für den Dienst zu Pferde auserwählt, Celeres (Eilboten) genannt, und in drei Centurien (eine Anzahl von Hundert) getheilt hatte. Die Ritter stimmten in den Kurien mit den Patriziern.

Die Regierung des alten römischen Staats wurde also ausgeübt von dem Könige, den das gesammte Volk zu wählen hatte, von dem Senate, dessen Mitglieder nur aus den Patriziern gewählt werden durften, und den Kurien, worin nur Patrizier stimmten.

Der König galt als oberste Magistratsperson. Er hatte das Recht, den Senat und die Kurien zu berufen, dort Vorschläge zu machen und die gefaßten Beschlüsse zu bestätigen. Alle Rechtsstreitigkeiten wurden zu seiner Entscheidung gebracht; es stand ihm aber frei, dieselben an den Senat zu verweisen. Erst Servius Tullius dachte vernünftig genug, dem Senate das ganze Richteramt, mit Ausnahme der Staatsverbrechen, abzutreten. Eine weitere Befugniß des Königs bestand in der Verwaltung der öffentlichen Gelder. Im Kriege hatte er den Oberbefehl mit unumschränkter Gewalt. — Wenn ein König starb, so fiel bis zur Zeit einer neuen Wahl die königliche Macht dem Senat anheim. Diese Regentschaftszeit des Senats hieß Zwischenregierung (interregnum), und derjenige der sich ablösenden Senatoren, welchem für den Augenblick die Ausübung der königlichen Macht zustand, Zwischenkönig (interrex).

Der Senat hatte die Verpflichtung, über alle an ihn gebrachten Vorschläge zu beschließen, die ihm zugewiesenen Rechtsfälle zu entscheiden und die Befugniß, die Beschlüsse der Kurien zu bestätigen. Er traf seine Entscheidungen nach Stimmenmehrheit.

Die Kurien hatten das Recht, Gesetze einzuführen und abzuändern, über Krieg und Frieden zu beschließen und alle obrigkeitlichen Personen zu wählen; allein die Rechtsgiltigkeit ihrer Beschlüsse hing erst von der Bestätigung derselben durch den Senat ab.

Dies sind in ungefähren Umrissen die Grundzüge der altrömischen Verfassung, wie sie sich indeß kaum bis auf Servius Tullius erhalten hat. Denn der schnelle und bedeutende Anwuchs der Bürger Roms machte sehr bald eine Aenderung der Zahlenverhältnisse in der Verwaltung nöthig. So wurde die Anzahl der Senatoren bald nach Romulus auf 200 vermehrt, und schon L. Tarquinius Priscus mußte sie auf 300 erhöhen. Da endlich auch durch die vielen Eingewanderten die Zahl der Plebejer in einem zu großen Mißverhältnisse gegen die Patrizier anwuchs, so waren namentlich die aus plebejischem Stamme entsprossenen Könige L. Tarquinius Priscus und Servius Tullius darauf bedacht, die Verfassung dahin abzuändern, daß auch den Plebejern ein Recht auf die Regierung zustehe.

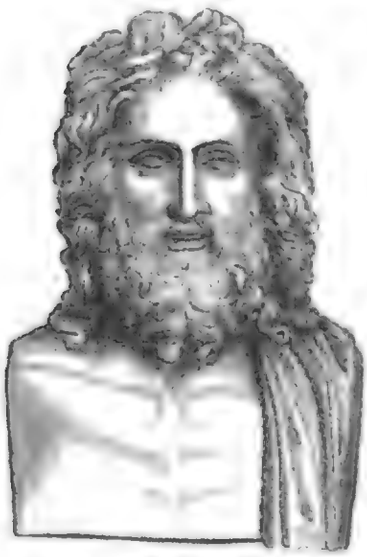
Natürlich stießen sie bei diesem Streben auf den Widerstand der Patrizier. Tarquin erfuhr dies schon, als er sein Werk dadurch vorzubereiten suchte, daß er den bestehenden drei Ritterceturien drei andere aus Plebejern zusammengesetzte zur Seite stellen wollte.

Der Augur Attus Navius suchte ihn mit aller Macht an diesem Vorhaben zu hindern und behauptete, daß die durch ein Augurium eingeführte Institution der drei Ritterceturien nur durch ein anderes Augurium umgeformt werden könne. Tarquin war jedoch vorurtheilsfrei genug, um einzusehen, daß die patrizischen Auguren ein neues Augurium nur gegen seine Absicht ausfallen lassen würden. Deshalb beschloß er, das öffentliche Ansehen der Auguren zu vernichten, indem er zeigen wollte, wie wenig unfehlbar der Ausspruch derselben sei. Demzufolge — so erzählt die Sage — ließ er den Navius auf den Markt berufen, und redete ihn dort vor dem versammelten Volke an: „Wahrsager, kannst du durch deine Kunst entdecken, ob Dasjenige, was ich jetzt denke, geschehen kann oder nicht? Gehe hin und frage deine Vögel um Rath.“ Der Augur ging und kam bald zurück. „Ja, Tarquin, meine Kunst sagt mir, es könne geschehen, was du in Gedanken hast.“ Nun zog der König einen Kieselstein und ein Schermesser unter seinem Rock hervor und sagte: „Ich dachte, ob es möglich sei, diesen Kieselstein mit diesem

Eisenbahn zu erreichen. 25 km. Bis zu diesem ganzen Strom schiffen, wenn auch nur kleine Dampfer, 200 km. Bis zu den Fällen von Itaipava, 1 km. Bis zu den Fällen von Maria Ortiz, 2 km. Bis zu den Fällen von Santa Clara, 3 km. Bis zu den Fällen von Santa Cruz, 4 km. Bis zu den Fällen von Santa Rita, 5 km. Bis zu den Fällen von Santa Barbara, 6 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 7 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 8 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 9 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 10 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 11 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 12 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 13 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 14 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 15 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 16 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 17 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 18 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 19 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 20 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 21 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 22 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 23 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 24 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 25 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 26 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 27 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 28 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 29 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 30 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 31 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 32 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 33 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 34 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 35 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 36 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 37 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 38 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 39 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 40 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 41 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 42 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 43 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 44 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 45 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 46 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 47 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 48 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 49 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 50 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 51 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 52 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 53 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 54 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 55 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 56 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 57 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 58 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 59 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 60 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 61 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 62 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 63 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 64 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 65 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 66 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 67 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 68 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 69 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 70 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 71 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 72 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 73 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 74 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 75 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 76 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 77 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 78 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 79 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 80 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 81 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 82 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 83 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 84 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 85 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 86 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 87 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 88 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 89 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 90 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 91 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 92 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 93 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 94 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 95 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 96 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 97 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 98 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 99 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 100 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 101 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 102 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 103 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 104 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 105 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 106 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 107 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 108 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 109 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 110 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 111 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 112 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 113 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 114 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 115 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 116 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 117 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 118 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 119 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 120 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 121 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 122 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 123 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 124 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 125 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 126 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 127 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 128 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 129 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 130 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 131 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 132 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 133 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 134 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 135 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 136 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 137 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 138 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 139 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 140 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 141 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 142 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 143 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 144 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 145 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 146 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 147 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 148 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 149 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 150 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 151 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 152 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 153 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 154 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 155 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 156 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 157 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 158 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 159 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 160 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 161 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 162 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 163 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 164 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 165 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 166 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 167 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 168 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 169 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 170 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 171 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 172 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 173 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 174 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 175 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 176 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 177 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 178 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 179 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 180 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 181 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 182 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 183 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 184 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 185 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 186 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 187 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 188 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 189 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 190 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 191 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 192 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 193 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 194 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 195 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 196 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 197 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 198 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 199 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 200 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 201 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 202 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 203 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 204 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 205 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 206 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 207 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 208 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 209 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 210 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 211 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 212 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 213 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 214 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 215 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 216 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 217 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 218 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 219 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 220 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 221 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 222 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 223 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 224 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 225 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 226 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 227 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 228 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 229 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 230 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 231 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 232 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 233 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 234 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 235 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 236 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 237 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 238 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 239 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 240 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 241 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 242 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 243 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 244 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 245 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 246 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 247 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 248 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 249 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 250 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 251 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 252 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 253 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 254 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 255 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 256 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 257 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 258 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 259 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 260 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 261 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 262 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 263 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 264 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 265 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 266 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 267 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 268 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 269 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 270 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 271 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 272 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 273 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 274 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 275 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 276 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 277 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 278 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 279 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 280 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 281 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 282 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 283 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 284 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 285 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 286 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 287 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 288 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 289 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 290 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 291 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 292 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 293 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 294 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 295 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 296 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 297 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 298 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 299 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 300 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 301 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 302 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 303 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 304 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 305 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 306 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 307 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 308 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 309 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 310 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 311 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 312 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 313 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 314 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 315 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 316 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 317 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 318 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 319 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 320 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 321 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 322 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 323 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 324 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 325 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 326 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 327 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 328 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 329 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 330 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 331 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 332 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 333 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 334 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 335 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 336 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 337 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 338 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 339 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 340 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 341 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 342 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 343 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 344 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 345 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 346 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 347 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 348 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 349 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 350 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 351 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 352 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 353 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 354 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 355 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 356 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 357 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 358 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 359 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 360 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 361 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 362 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 363 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 364 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 365 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 366 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 367 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 368 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 369 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 370 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 371 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 372 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 373 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 374 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 375 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 376 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 377 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 378 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 379 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 380 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 381 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 382 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 383 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 384 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 385 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 386 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 387 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 388 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 389 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 390 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 391 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 392 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 393 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 394 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 395 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 396 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 397 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 398 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 399 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 400 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 401 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 402 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 403 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 404 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 405 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 406 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 407 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 408 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 409 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 410 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 411 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 412 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 413 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 414 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 415 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 416 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 417 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 418 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 419 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 420 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 421 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 422 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 423 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 424 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 425 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 426 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 427 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 428 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 429 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 430 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 431 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 432 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 433 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 434 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 435 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 436 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 437 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 438 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 439 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 440 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 441 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 442 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 443 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 444 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 445 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 446 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 447 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 448 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 449 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 450 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 451 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 452 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 453 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 454 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 455 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 456 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 457 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 458 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 459 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 460 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 461 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 462 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 463 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 464 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 465 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 466 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 467 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 468 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 469 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 470 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 471 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 472 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 473 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 474 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 475 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 476 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 477 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 478 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 479 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 480 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 481 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 482 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 483 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 484 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 485 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 486 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 487 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 488 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 489 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 490 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 491 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 492 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 493 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 494 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 495 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 496 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 497 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 498 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 499 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 500 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 501 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 502 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 503 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 504 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 505 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 506 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 507 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 508 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 509 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 510 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 511 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 512 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 513 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 514 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 515 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 516 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 517 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 518 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 519 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 520 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 521 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 522 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 523 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 524 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 525 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 526 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 527 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 528 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 529 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 530 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 531 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 532 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 533 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 534 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 535 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 536 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 537 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 538 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 539 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 540 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 541 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 542 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 543 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 544 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 545 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 546 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 547 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 548 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 549 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 550 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 551 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 552 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 553 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 554 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 555 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 556 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 557 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 558 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 559 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 560 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 561 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 562 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 563 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 564 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 565 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 566 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 567 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 568 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 569 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 570 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 571 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 572 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 573 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 574 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 575 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 576 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 577 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 578 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 579 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 580 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 581 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 582 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 583 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 584 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 585 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 586 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 587 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 588 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 589 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 590 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 591 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 592 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 593 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 594 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 595 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 596 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 597 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 598 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 599 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 600 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 601 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 602 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 603 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 604 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 605 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 606 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 607 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 608 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 609 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 610 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 611 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 612 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 613 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 614 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 615 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 616 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 617 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 618 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 619 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 620 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 621 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 622 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 623 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 624 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 625 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 626 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 627 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 628 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 629 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 630 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 631 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 632 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 633 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 634 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 635 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 636 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 637 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 638 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 639 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 640 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 641 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 642 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 643 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 644 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 645 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 646 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 647 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 648 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 649 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 650 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 651 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 652 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 653 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 654 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 655 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 656 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 657 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 658 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 659 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 660 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 661 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 662 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 663 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 664 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 665 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 666 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 667 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 668 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa, 669 km. Bis zu den Fällen von Santa Thereza, 670 km. Bis zu den Fällen von Santa Luzia, 671 km. Bis zu den Fällen von Santa Anna, 672 km. Bis zu den Fällen von Santa Maria, 673 km. Bis zu den Fällen von Santa Rosa

In jeder Klasse hatte man noch in gleicher Anzahl zu unterscheiden ältere und jüngere Centurien. Zu den letzteren gehörten die Männer von 17 bis 46 Jahren, welche verbunden waren, ins Feld zu rücken; zu den älteren Centurien aber gehörten die Bürger eines höheren Alters, bestimmt, zur Vertheidigung der Stadt zurückzubleiben.

Zur Aufnahme in die erste Klasse gehörte ungefähr ein Vermögen von 100,000 As (6396 Mark); doch wurden sämmtliche Ritter ohne Rücksicht auf ihr Vermögen zu der ersten Klasse gerechnet. Die Glieder dieser Klasse hießen vorzugsweise classici, und daher schreibt sich die Bedeutung der Worte „Klassiker" und „klassisch", welche zur Bezeichnung der vorzüglichsten Menschen, Werke und Ideen gebraucht werden. — Die erste Klasse enthielt außer ihren 80 gewöhnlichen Centurien noch 18 Rittercenturien, so daß sich die Abstimmungskraft dieser Klasse auf 98 Stimmen belief. Diese Bürger der ersten Klasse dienten im Kriege (außer den zu Pferde kämpfenden Rittern) als das am schwersten und besten bewaffnete Fußvolk. Die Waffen derselben bestanden in Bein- und Brustharnisch, Helm, rundem Schild, Schwert und Speer.



Jupiterhaupt von Otricoli.

Zweite Klasse. Vermögen: 75,000 As (4800 Mark). Anzahl der Centurien: 20 nebst 2 Centurien Schmiede und Zimmerleute, welche dieser Klasse, wahrscheinlich auch ohne Rücksicht auf ihr Vermögen, zugetheilt waren. Bewaffnung: Beinharnisch, Helm, eine andere Art Schild, Schwert und Speer.

Dritte Klasse. Vermögen: 50,000 As (3198 Mark). Anzahl der Centurien 20. Bewaffnung: Helm, Schild, Schwert und Speer.

Vierte Klasse. Vermögen: 25,000 As (1599 Mark). Anzahl der Centurien: 20 nebst 2 Centurien Hornbläser und sonstige Kriegsmusikanten, welche dieser Klasse wol ebenfalls ohne Rücksicht auf das Vermögen zugetheilt waren. Bewaffnung: Schild, Schwert und Speer.

Fünfte Klasse. Vermögen: 11,000 As (798 Mark). Anzahl der Centurien 30. Bewaffnung: Speer und Schleuder.

Zur sechsten Klasse gehörten diejenigen Bürger, deren Vermögen geringer war als die Norm der fünften Klasse. Sie hießen Proletarier, waren nicht in Centurien getheilt, sondern hatten in der Volksversammlung nur eine Stimme, waren aber auch bis auf ein Geringes von den Steuern und vom Kriegsdienste gänzlich befreit. Zu ihnen gehörten außer den ärmeren Plebejern fast die meisten Klienten.

Um seiner Verfassungsreform durch eine religiöse Feierlichkeit die Weihe zu geben, versammelte Servius Tullius das ganze Volk auf dem Marsfelde, einer Ebene zwischen der Stadt und dem Tiber, welche von Romulus dem Kriegsgotte geweiht und nach demselben benannt worden war. Hier wurde das neue Institut proklamirt und der Lua, Göttin der Aussöhnung, Opfer gebracht. Danach hieß diese Feierlichkeit, welche sich alle fünf Jahre wiederholte und bei welcher eine neue Vermögensschätzung (census) vorgenommen wurde, Lustrum, woher es kommt, daß man mit diesem Worte einen Zeitraum von fünf Jahren bezeichnet.

Wenn durch diese Einrichtung (wobei die erste Klasse alle in mehr Centurien, also auch mehr Stimmen erhielt, als alle übrigen zusammen) die reicheren Bürger einen größeren Antheil an der Regierung erhielten als die ärmeren, so darf man nur die damaligen Verhältnisse ins Auge fassen, um diese Maßregel gerecht zu finden.

Die Rechte der Staatsbürger auf die Regierung mußten sich nach den Diensten richten, die sie dem Staate leisteten. Da diese Dienste nun damals in nichts Anderem bestanden, als dem Steuerbeitrage und dem Kriegsdienste, wozu sich ein Jeder aus eigenen Mitteln

Schiffes; rechts: 1. Saison des Vereins. Es schwebt, wie auf einer Schnur gereiht, eine Reihe von Namen über dem Schiffe, wie: Hannover, Bremen, Kiel, Hamburg, Berlin und so weiter.

Auf dem Vorderdeck des Schiffes steht der, wie die vorhergehende Figurengruppe, ein Kranz in seinen Händen haltende Verein. Seine Insassen halten eine Flaschenpost empor, welche sie soeben dem Meere entnommen haben. Ein Mann hat sie geöffnet und liest den Brief, in dem Landsleute sie um Hilfe bitten. Ein Zweiter hat sich über Bord gebeugt und hält Ausschau nach den Hilfesuchenden. Ein Dritter, der Vorsitzende des Vereins, deutet mit der Rechten hinaus und ruft den Seinen zu: „Dort müssen sie sein!“

Mit einer Kraft des Armes und Ausdauer arbeiten die Mitglieder unter der Führung ihres Kapitäns, der an vier Ruder je zwischen zweien, mit in Schweiß gebadeten Gesichtern, sitzt. Ihre Kleidung ist die der Matrosen. Ein Mann, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank und hält Ausschau nach dem Ziele. Ein Zweiter, der sich ebenfalls vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank und hält Ausschau nach dem Ziele. Ein Zweiter, der sich ebenfalls vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen. Ein Dritter, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen. Ein Vierter, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen.

Schiffes. Über ihr ist eine Fahne mit dem Vereinsabzeichen, einem Anker, befestigt. Ein Mann, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen. Ein Zweiter, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen. Ein Dritter, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen. Ein Vierter, der sich vom Ruder erhoben hat, steht auf der Ruderbank, um sich Erleichterung zu verschaffen.

Religion, welche das Gemüth des rohen Menschen mit einer Furcht vor übermenschlichen Wesen erfüllt?! — So war die römische Religion ein Nationalinstitut geworden, ein Pfeiler der Verfassung; und daher erklärt sich denn auch die eigenthümliche Religiosität der alten Römer: Alle Verbrechen gegen den Staat galten auch als Verbrechen gegen die Götter, also als Sünden. Weder eine öffentliche Staatshandlung noch ein Privatgeschäft wurde ohne Anrufen oder Befragung der Götter unternommen; alle Lasten wurden den Bürgern im Namen der Religion auferlegt, und jede Staatsbürgerpflicht galt auch für eine religiöse. Daher erhielt die römische Religion, trotzdem sie sich die Götterbegriffe der Griechen aneignete, in der Ausübung und der Vorstellung der Römer einen durchaus starren, ernsten, kalten Charakter.

Obgleich schon Romulus die Verehrung mehrerer, besonders griechischer Götter angeordnet und zu ihrem Dienste 60 Priester erwählt hatte, so wurde doch der eigentliche Kultus erst durch den weisen Numa festgestellt und die Religion von ihm in ein förmliches System gebracht, so daß sie die Gestalt erhielt, in welcher wir sie durch das Folgende kennen lernen werden. Diese Bemühungen des Numa sind es vorzüglich, welche ihm einen Ehrenplatz unter den römischen Königen anweisen, und wenn man bedenkt, mit welchem Volke er es zu thun hatte und in welcher Zeit er wirkte, so wird man auch bei der vernünftigsten Weltanschauung nicht umhin können, ihm jenen Ehrenplatz zuzusprechen. Denn wenn auch gebildete Nationen keiner Religionsformen bedürfen, einem rohen Volke sind sie unumgänglich nothwendig.

Janusbüste.

Die römischen Gottheiten waren zum größten Theile die griechischen, nur mit veränderten Namen. Die römischen Namen der griechischen Gottheiten waren folgende:

Jupiter (Zeus), Juno (Here), Neptun (Poseidon), Mars (Ares), Ceres (Demeter), Vesta (Hestia), Minerva (Athene), Vulcan (Hephästos), Mercur (Hermes), Apollo (Apollon), Diana (Artemis), Venus (Aphrodite), Pluto (Hades), Bacchus (Dionysos), Sol (Helios), Luna (Selene), Aurora (Eos), Amor (Eros), Fortuna (Tyche). Außerdem die Furien (Erinnyen), die Grazien (Charitinnen), die Parzen (Mören).

Jupiter war der höchste Gott; aber er erscheint außer seinem ursprünglichen Begriffe bei den Römern noch mit besonderen Eigenschaften, in welchem Falle er die entsprechenden Beinamen erhält. So lernten wir bereits einen Jupiter Feretrius kennen; so verehrten die Römer einen Jupiter Terminus (Gott der Grenzen), einen Jupiter Latialis (zum Andenken an den Lateinischen Bund), einen Jupiter Capitolinus (der auf dem Kapitol verehrte) ꝛc. Andere Gottheiten, wie die Bona Dea (gute Göttin), Bona Fides (Göttin der Treue), Aeneas, Quirinus, Lars (Hausgott), Lua (Göttin der Versöhnung), Janus stammten aus Latium oder Etrurien.

Janus, eine etrurische Gottheit, Patron der Kriegs- und Friedensschlüsse, und eben deswegen einer der wichtigsten römischen Götter, wurde abgebildet mit zwei Gesichtern, einem Jünglings- und einem Greisengesicht. Geheiligt waren ihm alle Thüren, die Straßendurchgänge und der erste Tag und Monat des Jahres, daher letzterer den Namen Januarius führte.

Numa Pompilius hatte dem Janus in Rom einen großen Tempel erbaut, dessen Thüren stets verschlossen und nur während eines Krieges geöffnet waren. Der Kriegssinn der Römer aber hatte die offenen Thüren des Janustempels zur Regel, die verschlossenen zur Ausnahme gemacht. Sie führten beständig Krieg, so daß der Janustempel nur während der Regierung des Numa und später nur noch zweimal geschlossen war.

Die Ausübung des Götterdienſtes lag wie bei den anderen Völkern den Prieſtern ob, die aber in Rom keine erbliche Kaſte bildeten, ſondern, größtentheils wol aus Patriziern, gewählt wurden. Da das Prieſterthum nur als ein bürgerlich-religiöſes Amt galt, ſo machten ſie keinen beſonderen Stand aus, ſondern konnten nebenbei noch andere Aemter verwalten. Nach der Verſchiedenheit ihrer prieſterlichen Verrichtungen erhielten ſie verſchiedene Namen.

Tempeldienſt der Veſtalinnen.

Die Curiones waren die beſonderen Prieſter jeder Kurie; die Flamines Prieſter zum Dienſte einzelner beſonderen Götter. Auguren hießen die Zeichendeuter und Wahrſager, welche den Willen der Götter aus verſchiedenen Zeichen auszulegen hatten; Fecia-les diejenigen Prieſter, deren Amt es war, für die dem Staate von anderen Völkern zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu fordern und ihnen, im Fall die Genugthuung verſagt wurde, den Krieg zu verkündigen.

Viele der religiöſen Anſchauungen und darauf begründete Einrichtungen ſtammten aus Etrurien, welches, wie wir erwähnt haben, von einem Miſchvolk bewohnt wurde, über deſſen einzelne Beſtandtheile mehr oder weniger wahrſcheinliche Vermuthungen aufgeſtellt werden, die ſich hauptſächlich auf ſprachliche Aehnlichkeiten begründen. Namentlich ſind es die Raſenen, welche eigenthümliche Göttervorſtellungen und beſondern Aberglauben aus ihrer nordiſchen Heimat mitbrachten und deren Urſprung man in den religiöſen Vorſtellungen der Germanen finden will. Unter dieſen Raſenen herrſchte der Glaube, daß die höchſten verborgenen Mächte ihren Willen durch beſondere Zeichen den Menſchen zu erkennen gäben, und die Auslegung dieſer Zeichen wurde eine prieſterliche Wiſſenſchaft. Schon Romulus hatte die Zeichendeuterei in Rom eingeführt, indem er jeder Tribus

Digitized by Google

einen Augur zutheilte. Die Zeichendeutung ſelbſt nannte man Augurium, und es gab fünf verſchiedene Arten ſolcher Augurien: 1) Aus den Erſcheinungen am Himmel, als Donner, Blitz, Kometen und anderen Luftzeichen. 2) Aus den Vögeln, woher ſie den Namen Auſpices führen, von den lateiniſchen Worten Avis (Vogel) und conspicio (beobachten). Man wahrſagte aus dem Geſange oder aus dem Fluge der Vögel. Um beide Arten von Augurien zu nehmen, ſtieg der Augur auf einen erhabenen Ort, nahm den Augurſtab (an der Spitze gleich einem Biſchofsſtabe gekrümmt) und bezeichnete mit demſelben die vier Templa oder Viertheile des Himmels. Dann wendete er ſich gegen Oſten und wartete ſo auf das Zeichen (Omen), welches von keiner Bedeutung war, wenn es nicht durch ein darauf folgendes ähnliches beſtätigt wurde. 3) Aus Vögeln (junge Hühner), die man zu dieſem Zwecke in Käfigen hielt. Sie wurden auf folgende Weiſe befragt: Morgens früh ließ der Augur unter feierlichen Vorbereitungen und Schweigen den Käfig öffnen und warf eine Hand voll Futter hinein. Wenn die jungen Hühner nicht begierig fraßen, ihr Futter mit den Flügeln verſtreuten, aus den Schnäbeln einen großen Theil zur Erde fallen ließen oder gar nicht freſſen wollten, ſo war das ein böſes Omen. Fand von dem Allen das Gegentheil ſtatt, dann war das Beſte zu erwarten. 4) Die vierte Art war von größeren Thieren hergenommen, von Wölfen, Ziegen, Füchſen, Eſeln, Kühen, Haſen, auch Wieſeln und Mäuſen. Erſchienen ſie an einem ungewöhnlichen Orte, kreuzten den oder jenen Weg ꝛc., ſo hatte das etwas zu bedeuten. 5) Die fünfte Art der Augurien war von Dem hergenommen, was man dirae oder ungewöhnliche Begebenheiten nannte, die irgend einer Perſon zuſtießen, z. B. wenn Jemand ſtolperte, ungewöhnliche Stimmen hörte, irgend einem Thiere begegnete ꝛc.

Jeder Augur konnte eigene Beobachtungen anſtellen, aber die Beurtheilung der Omen wurde der Entſcheidung der ganzen Augurenverſammlung überlaſſen.

Eine eigene Art der Auguren waren die Haruspices. Sie hatten die geweihten Opfer zu betrachten und aus denſelben das Gedeihen eines Unternehmens herauszufinden. Sie beobachteten die Thiere vor dem Opfer und wenn ſie aufgeſchnitten waren, ſowie die Beſchaffenheit des zum Opfer gebrauchten Weihrauchs, Waſſers oder Mehls ꝛc. Ein böſes Omen war es, wenn ſich die Opferthiere ſträubten oder ſehr brüllten. Auf die Farbe und Beſchaffenheit der inneren Theile kam viel an. Doppelte Lebern, kleine Herzen oder gar kein Herz waren böſe Omina. Auch aus den Flammen, dem Rauch u. dergl. wurden Deutungen genommen.

Eine andere Art Prieſter hatte für die Aufbewahrung der ſibylliniſchen Bücher Sorge zu tragen; ſie hießen je nach ihrer Anzahl, die Anfangs ſich auf zwei beſchränkte, ſpäter aber auf zehn und endlich auf fünfzehn vermehrt wurde, Duumvirn (Zweimänner), Decemvirn (Zehnmänner) ꝛc.

Ueber die ſibylliniſchen Bücher, welche mit großer Sorgfalt auf dem Kapitol aufbewahrt wurden, hat ſich folgende Sage erhalten:

Während der Regierung Tarquin's kam ein unbekanntes Weib an den Hof des Königs und bot ihm neun Bücher zum Verkauf an. Der Preis, den ſie forderte, war außerordentlich hoch, und der König jagte das närriſche Weib fort. Dieſes verbrannte darauf drei von den Büchern, kehrte zurück und forderte daſſelbe Geld für die ſechs. Sie wurde abermals mit Spott weggejagt. Sie verbrannte hierauf wieder drei und verlangte für die noch übrigen ſo viel wie für alle neun. Dies Verfahren befremdete den König, und er ließ die Auguren die Bücher unterſuchen. Dieſe fanden, daß es die Orakel der Sibylle von Cuma, einer durch ihre Weisheit berühmten Wahrſagerin, waren, und thaten den Ausſpruch, daß dieſe Bücher von unſchätzbarem Werthe ſeien. Tarquin bezahlte die ganze Summe. Das Weib verſchwand. Nun beſtellte der König zwei Männer höheren Standes, welche Duumvirn genannt wurden, zu Verwahrern der Bücher, und befahl, daß ſie in einem Tempel des Jupiter Capitolinus aufgehoben werden ſollten, ſobald dies Gebäude

fertig ſein würde. Als der Tempel ſpäter verbrannte, gingen ſie mit zu Grunde. Wenn die Stadt in Gefahr war, mußten die beiden Duumvirn die ſibylliniſchen Bücher um Rath fragen. Dies geſchah wahrſcheinlich, wie man zu alter Zeit die Bibel als Orakel benutzte, durch Aufſchlagen einer Stelle ꝛc. Die Bücher ſelbſt enthielten weiſe Sprüche und waren wahrſcheinlich griechiſchen Urſprungs. Ihr Inhalt wurde mit der größten Sorgfalt geheim gehalten. — Noch haben wir hier der weiblichen Prieſter zu gedenken, welche unter dem Namen der Veſtalinnen bekannt ſind. Es waren dies Jungfrauen der Veſta, denen die Bewachung des ewigen Feuers (Sinnbild der Naturwärme) oblag, und die das Gelübde der Keuſchheit ablegen mußten.

Larenopfer. Zeichnung von Hermann Vogel.

Zu Veſtalinnen wurden nur Jungfrauen aus edlen Familien, und zwar von den Pontifices, erwählt. Zuerſt beſchränkte ſich ihre Anzahl auf vier, Tarquinius Priscus vermehrte ſie auf ſechs. Ihr Amt, das ſie in der Regel mit dem zehnten Lebensjahre antraten, dauerte 30 Jahre. Nach Verlauf dieſer Zeit war es ihnen freigeſtellt, auszuſcheiden und ein Ehebündniß zu ſchließen, wozu es natürlich in den meiſten Fällen zu ſpät war.

Für die verbrecheriſchen, d. h. unkeuſchen Veſtalinnen grub man an einem Thore der Stadt in einem Hügel eine Höhle. In dieſelbe ſetzte man ein Bett und einen Tiſch mit einem kleinen Vorrathe von Milch, Oel, Brot und Waſſer. Eine brennende Lampe erleuchtete das düſtere Gewölbe. Die Verurtheilte wurde tief verſchleiert in einer Sänfte durch die Stadt nach der Höhle getragen. Nachdem der Pontifex Maximus hier einige Gebete geſprochen hatte, mußte das unglückliche Opfer des Religionswahnſinns eine Leiter hinabſteigen, auf welcher ſie in den unterirdiſchen, ſchauervollen Raum gelangte. Es war ihr Grab; denn der grauenhafte Schacht, welcher mit einer Thür verriegelt wurde, auf

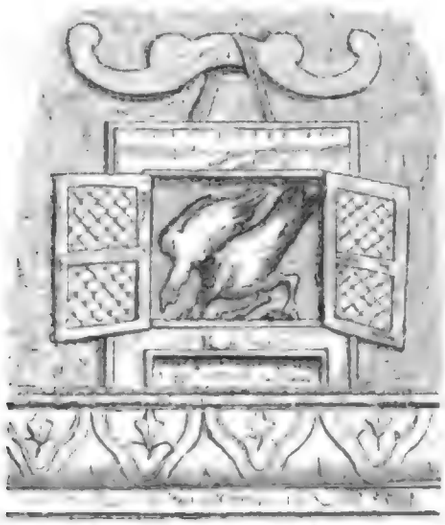
Digitized by Google

die man Erde warf, öffnete ſich für ſie nie wieder! Sie wurde lebendig begraben. Dafür aber genoſſen auch die Veſtalinnen einer außerordentlichen Achtung.

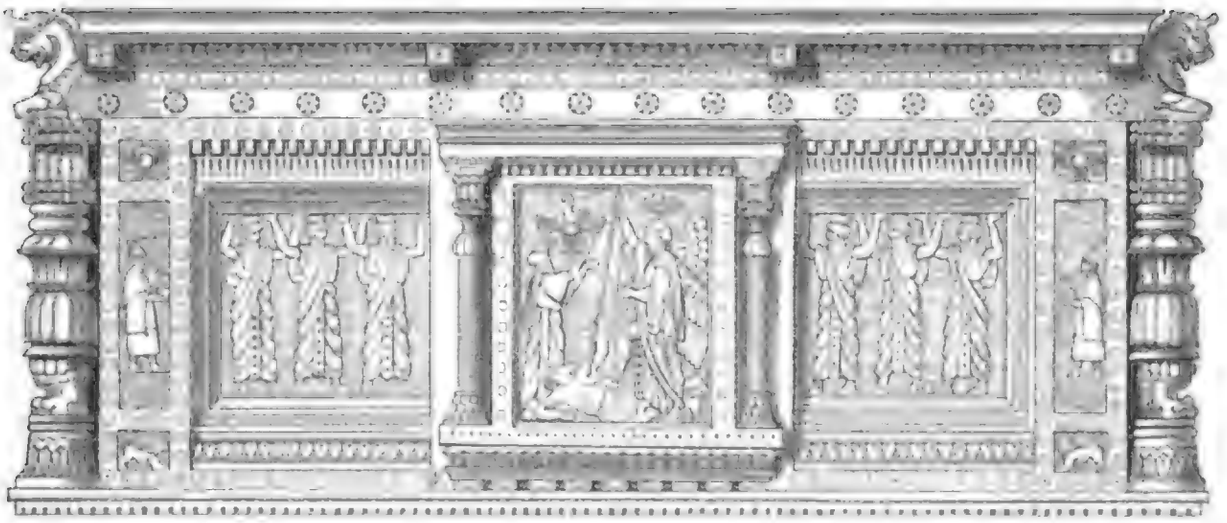
Im höchſten Anſehen jedoch ſtanden die Pontifices, nämlich diejenigen Prieſter, denen die Verwaltung und Ueberwachung der geſammten religiöſen Geſetzgebung oblag, und die ſomit gewiſſermaßen als die Inſpektoren der Prieſterſchaft zu betrachten ſind. Ihr Vorſteher hieß der Pontifex Maximus, und ſein Amt galt für eines der erſten im Staate.

Eine wichtige Stelle im religiöſen Glauben der italiſchen Völker nahmen die Geiſter und Dämonen ein, und unter ihnen die Genien oder Schutzgeiſter, die jedem Menſchen als Rathgeber und Helfer beigegeben waren. Vertrauter indeſſen war man mit den Laren und Penaten, die verklärten Geiſter verſtorbener Familienglieder. Von dieſen glaubte man, daß ſie noch immer an dem Schickſale des Hauſes und der Familie Theil nähmen. Die geſchnitzten Bilder dieſer Laren waren im Atrium über dem Herde, der heiligſten Stätte des Hauſes, aufgeſtellt. Ihnen vertraute man ſeine Sorgen, verehrte ſie betend und brachte ihnen bei Geburtstagen und anderen feſtlichen Gelegenheiten Gaben und Opfer. Den Laren und Penaten gegenüber ſtanden die Geiſter der Böſen, die man Larven und Lemuren nannte und die ohne Ruhe und Raſt umherſchweifend gedacht wurden. Manen nannte man aber die Seelen der Geſtorbenen, welche in der Nähe ihrer Körper ſchattenhaft weiterlebten und von den Hinterbliebenen mit Speiſe und Trank verſehen wurden.

Was ſich ſonſt noch über die religiöſen Gebräuche ſagen läßt, werden wir im folgenden Zeitraume Gelegenheit haben, vorzuführen, eben ſo wie dort auch die übrigen Zweige der römiſchen Kulturgeſchichte ihre Beleuchtung finden werden.



Die heiligen Hühner (nach einem römiſchen Basrelief).



Zweiter Zeitraum.

Von Errichtung des Perſiſchen Weltreichs bis auf Alexander den Großen.

Das Perſiſche Weltreich.

Mit dieſem Zeitraum tritt die Geſchichte in die Phaſe der Weltreiche und die kleine Landſchaft Perſis iſt es, aus welcher das erſte derſelben hervorgeht. Wir lernten Perſis als einen Theil des großen Mediſchen Reichs kennen, dem Kyros ein Ende machte, allein wir ſagten nichts, weder über die Beſchaffenheit des Landes noch über ſeine Bewohner.

Die Perſer waren wie die Meder Arier. Wir haben ſchon (S. 5) geſehen, wie verſchiedene Stämme der ariſchen Völker nach verſchiedenen Richtungen auszogen, ſich neue Wohnſitze zu ſuchen, und die Schickſale derjenigen kennen gelernt, die ſich zuerſt am Euphrat und Tigris und an den Ufern des Indus und im Pendſchab niederließen. Wie ſehr ſich auch die Völker ariſchen Stammes durch die Natur ihrer neuen Heimatländer, durch die Vermiſchung mit anderen Völkern und andere Einflüſſe veränderten, ſo erkennt man ihre Zuſammengehörigkeit doch noch nach Jahrtauſenden theils durch ihre körperliche Erſcheinung und vorzüglich in den Wurzeln ihrer verſchiedenen Sprachen, welche uns zugleich als Anhaltpunkte dienen, den Kulturzuſtand der Arier vor ihrer Trennung zu beurtheilen.

Einige ihrer Stämme ließen ſich auf dem nördlichen Abhange des Hindukuſch und in den Thälern des Murghab und Zareſſchan nieder. Sie verdrängten hier wahrſcheinlich andere vor ihnen dort angekommene ſtammverwandte Völker, denn als das Stammland der am Euphrat und Tigris ſich ausbreitenden Kuſchiten wird Baktriana angegeben. Auch Meder und Perſer zogen nach ihnen von dort aus. Es ſprechen dafür ihre alten Sagen wie auch der Umſtand, daß ſelbſt die ſpäteren perſiſchen Könige Baktrien gewiſſermaßen als ihr Mutterland betrachteten.

Sicher iſt es, daß ſchon zu derſelben Zeit, in welcher die Arier im Pendſchab ſaßen, am nördlichen Abhange des Hindukuſch geregelte Gemeinweſen ariſcher Völker beſtanden, die ſchon etwa in der Mitte des zweiten Jahrtauſends ein mächtiges Königreich bildeten; denn die älteſten Sagen nennen das Land Bakhdhi (perſiſch Bakhtris), was ſo viel als

„Sitz des Königthums“ bedeutet. Auch in der Ninossage wird erzählt, daß dieser fabelhafte König die reiche und feste Hauptstadt dieses Landes, Baktra, mit Hülfe der Semiramis einnahm.

Von der alten Geschichte dieses Königreichs wissen wir indessen wenig mehr, als daß dessen Herrscher schon in sehr früher Zeit mächtig waren und sie über ein sehr tapferes und in der Kultur vorgeschrittenes Volk herrschten. Für uns ist Baktrien hauptsächlich wichtig als das muthmaßliche Vaterland des großen Propheten und Religionsstifters Zarathustra (Zoroaster), von dessen Wirken wir in der Kulturgeschichte weitläufiger reden werden.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Perser ohne besondere Mühe die turanischen und kuschitischen Stämme vertrieben, welche sie in dem Lande östlich vom Königreiche Elam vorfanden, und sich dort niederließen. Der schlecht bewässerte Landstrich am Ufer des Persischen Meerbusens ist unfruchtbar. Vom Meere aus erhebt sich das Land, welches von verschiedenen Höhenzügen durchschnitten ist. Das nördliche Hochland Persiens ist ein herrliches Alpenland, dessen Natur selbstverständlich ein sehr verschiedenes Klima mit sich bringt. An manchen Stellen rauh, kahl und unfruchtbar, fehlt es doch nicht an schönen Alpenwiesen, Wäldern und lieblichen Thälern, in welchen neben einer herrlichen Baumwelt auch verschiedene Getreidearten gedeihen.

Von den Flüssen, welche sich in Persien vorfinden, durchbrechen nur der Oroatis (Tab), Araxes (Bendamir) und der Kyros (Kurab) die Gebirge und ergießen sich in den Persischen Meerbusen. Die anderen Flüsse verlieren sich meistens in Seen oder Sümpfen.

Die Thäler der eben genannten drei Flüsse sind jedoch ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen berühmt. Es herrscht dort ein ewiger Frühling und das ganze Land ist ein Frucht- und Blumengarten. Die Thäler von Schiras nennt man den „Rosengarten“ Irans.

Dieses Gebirgsland wurde von verschiedenen Stämmen bewohnt, die für sich abgesonderte Gemeinwesen bildeten, und unter ihnen nahmen die Pasargaden, Maraphin und Maspier den vorzüglichsten Rang ein. Die Pasargaden waren der vornehmste Stamm und aus ihm ging die Familie der Achämeniden hervor, welcher die Könige von Persien entsprungen sind. Diese Könige herrschten indessen nicht despotisch über die anderen Stämme der Perser. Sieben derselben bildeten gewissermaßen einen Bund, an dessen Spitze als erblicher König das Oberhaupt der Pasargaden aus dem Stamme der Achämeniden stand. Die Fürsten der anderen sechs Stämme bildeten seinen Beirath und standen seinem Throne am nächsten.

Diese Könige der Perser standen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu den Königen von Medien, welches Verhältniß mit dem Wachsen der medischen Macht eine wirkliche Vasallenschaft wurde.

In der in einer alten Inschrift vorgefundenen Stammtafel des Königs Dareios wird der Vater des Kyros, der ältere Kambudschija (Kambyses), als König von Persien und Enkel des Achämenes (Hakhamanus) angeführt. Kyaxares und Astyages betrachteten zwar diese Könige als ihre Statthalter; allein daß sie sich trotzdem für vollgiltige Könige hielten, war orientalischer Brauch. Auch die Könige von Babylon blieben erbliche Könige, trotzdem daß sie Vasallen Assyriens waren.

Die alte Hauptstadt Persiens war Pasargadä, welche später von Kyros bedeutend vergrößert, verschönert und befestigt wurde. Persepolis am Araxes, die spätere Hauptstadt Persiens, wurde erst von Dareios angelegt. Nach der Unterwerfung Mediens blieb wol zunächst Ekbatana die Hauptstadt des vereinigten Reiches, von deren Pracht die alten Schriftsteller nicht genug zu rühmen wissen. Diodor giebt ihren Umfang auf 250 Stadien an (über 6 deutsche Meilen) und der Umfang des Palastes betrug allein 7 Stadien. Er war zwar nur aus Cedern- und Cypressenholz gebaut; allein man sah kein Holz, da dasselbe überall mit Silberblech umgeben war, ja die Säulen und Gemächer im Innern

ſogar mit Goldblech. Die Bedachung beſtand ganz aus ſilbernen Ziegeln. Auch die Säulen, welche rings um einen Tempel ſtanden, waren ganz mit Gold bekleidet. Dieſen überreichen Schmuck erhielt die Stadt wahrſcheinlich erſt ſpäter, als man über die unermeßliche Beute verfügen konnte, die man in Ninive, Babylon und anderen Städten Aſſyriens machte. Die Königsburg war von ſiebenfachen Mauern umgeben, welche an Höhe und Dicke denen Babylons nichts nachgaben.

Ruinen des Palaſtes des Xerxes zu Perſepolis.

Die Jugendgeſchichte der Stifter von Religionen oder großen Reichen iſt ſtets von Fabeln umhüllt, und wie wir bereits geſehen haben, machte die des Kyros davon keine Ausnahme. Als dieſer zur Herrſchaft gelangte, mußte ihm vor allen Dingen daran liegen, die mächtigen und ſtolzen Meder mit ihrer veränderten Stellung zu verſöhnen. Er behandelte den gefangenen Aſtyages mit großer Milde und machte ihn, wie erzählt wird, zum Statthalter einer Provinz und ſeine Tochter Amytis zu ſeiner Gemahlin, welche Politik die kriegeriſchen Baktrer bewogen haben ſoll, ſich ihm freiwillig zu unterwerfen, obwol ſie bereits im Anzuge waren, die Rechte ihres Oberherrn Aſtyages zu vertheidigen. Kyros hatte indeſſen noch eine andere Gemahlin, Kaſſadane, die Tochter des perſiſchen Fürſten Pharnaspes, die ihm zwei Söhne gebar: Kambudſchija (Kambyſes) und Bardiga, welchen Letzteren die griechiſchen Geſchichtſchreiber Smerdis, Tanyoxarkes und Tanaxares nennen.

Es war natürlich, daß Kyros die Perſer bevorzugte, deren Tapferkeit er ſeinen Thron verdankte. Sie bildeten den Kern ſeines Heeres und aus ihnen wählte er ſeine Heerführer und Statthalter eroberter Länder. Die Perſer allein von allen Unterthanen des Reichs hatten dem Könige keine Abgaben zu bezahlen, und es wird erzählt, daß jedesmal, wenn er nach Perſien kam, er jeden Perſer und jede Perſerin mit einem Goldſtück beſchenkte.

Die Freigebigkeit und Milde dieses bedeutenden Mannes war außerordentlich groß. Sie zeigte sich überall, nicht nur gegen seine ersten Unterthanen, die Perser und Meder, sondern auch gegen alle von ihm unterworfenen Völker, denen er niemals einen festen Tribut auflegte, sondern die Höhe desselben von ihnen selbst bestimmen ließ. Kyros war überhaupt einer der besten, weisesten, tapfersten und wohlwollendsten Monarchen, welche die Geschichte kennt, wenn auch die Schilderungen, welche Xenophon von ihm macht, und die Preishymnen der Juden übertrieben sein mögen.

Von den ersten acht Regierungsjahren des Kyros wissen wir wenig mehr, als daß er während derselben hauptsächlich mit Unterwerfung der Völker beschäftigt war, welche zum Medischen Reiche gehört hatten, aber seine Herrschaft nicht anerkennen wollten. Unter diesen waren hauptsächlich die Baktrer, Armenier und Saken, ein skythischer Volksstamm, dessen berühmte Königin Zarinäa einst dem medischen Könige Kyaxares viel zu schaffen gemacht hatte, und von welcher die Geschichtschreiber Heldenthaten berichten, welche sie der Semiramis gleichstellen.

Im Jahre 549 v. Chr. hatte Kyros endlich seine Herrschaft wieder bis an den Halys im Westen ausgedehnt, wodurch er der Nachbar des Lydierkönigs Krösos wurde.

Die Veränderungen in Medien hatten die Herrscher von Lydien und Babylon nicht wenig beunruhigt, wie das wol ganz natürlich war; denn an die Stelle des ihnen verwandten und befreundeten Astyages trat nun ein kriegerischer und eroberungslustiger Fremder. Hätte Nebukadnezar noch gelebt, so würde er sicher sogleich dem Kyros feindlich entgegen getreten sein, denn Babylon hatte von der Eroberungslust desselben am meisten zu fürchten; allein zur Zeit, als Astyages fiel, herrschte in Babylon ein Knabe, von dem man kräftiges Handeln nicht erwarten konnte. Von Krösos hätte man allerdings erwarten können, daß er seinen Schwager Astyages unterstützte; allein er war ein unentschlossener Mann, der wol Lust hatte, Astyages' Recht zu vertheidigen und dem Ehrgeiz des Kyros Schranken zu setzen, aber erst allerlei Bedenken zu beseitigen hatte, ehe er zu einem Entschluß kommen konnte. Wie er die Zeit mit Befragen von Orakeln vergeudete, und wie er sich dann zu einem übereilten Kriege verführen ließ, ohne seine Bundesgenossen abzuwarten, und wie er geschlagen und gefangen wurde, haben wir in der lydischen Geschichte (S. 280) gesehen.

Obwol Kyros sehr wohl wußte, daß Krösos sich rüstete, so kam ihm dessen Angriff doch eben so unerwartet als ungelegen. Er war noch anderweitig beschäftigt und konnte erst im Herbste Krösos entgegengehen, der schon am Anfange des Frühjahrs in Kappadokien eingerückt war. Um demselben Schwierigkeiten im Rücken zu bereiten, hatte er die ionischen Städte aufgefordert, von Krösos abzufallen, allein eine abschlägige Antwort erhalten. Hätte Krösos energisch gehandelt und wäre König Nabonetes, der seit 555 v. Chr. den Thron von Babylon bestiegen hatte und ein Bundesgenosse des Krösos war, mit einer Armee auf der Rückzugslinie des Kyros vorgerückt, so wäre das Lydische Reich wahrscheinlich gerettet worden. Von Alledem geschah nichts. Der Rückzug des Krösos nach der unentschiedenen Schlacht im Lande der Ptherier im Halysthale kam Kyros höchst unerwartet: allein er benutzte diesen groben Fehler des Gegners in glänzender Weise. In dem ausgeraubten Kappadokien konnte er nicht überwintern, und daß er im Frühjahr außer mit den Lydiern auch noch mit Babyloniern, Aegyptern und Lakedämoniern zu kämpfen haben würde, war ihm durch einen gewissen Eurybates von Ephesos verrathen worden. Wären die ionischen Städte, als Kyros vor Sardes lag, ihrem Oberherrn zu Hülfe gekommen, so würde Kyros wahrscheinlich bis zum Frühjahr aufgehalten worden sein und der Krieg eine andere Wendung genommen haben.

Der Fall von Sardes und der Sturz des mächtigen Lydierkönigs erregte unter den Griechen das allergrößte Aufsehen und große Theilnahme. Besonders groß war aber der Schrecken in den ionischen Städten, die nun die Oberhoheit des milden Krösos, welche sie

kam gerade heran, als der tote Hektor zwischen ihnen, die seine Knie, an denen sie ihn gefaßt hatten, nicht mehr schützten, zu Boden sank. Da stürzte sich Achilleus mit seinem Schwerte auf ihn, um ihm seinen Todesstoß zu geben, aber Apollon hielt seine Hand zurück und schützte den Leichnam des Helden, den Achilleus nun mit seinem Speere durchbohrte, um ihn zu rauben, und auf dem Streitwagen festband, um ihn zu den Schiffen zu schleifen. Und Achilleus tat dies, und Hektor wurde um die Mauern Troias dreimal geschleift, und Achilleus ließ ihn liegen, und Apollon schützte ihn vor Verwesung und Verstümmelung.

Thorwaldsen, Achilleus schleift Hektors Leichnam um Troia, 1808. Rom, Villa Albani.

Thorwaldsen hat Achilleus in dem Augenblicke dargestellt, wo er, nachdem er Hektor getötet hat, ihn, den Leichnam an den Füßen gefaßt, um ihn zu schleifen, fortzieht. Er ist nackt, nur mit dem Helme bekleidet, und sein Gesicht ist dem Beschauer zugewendet. Er ist ein Mann von kräftigen Gliedern, aber nicht von jener Fülle, wie sie Michelangelo seinen Gestalten gibt. Er ist ein Mann, der Kraft hat, aber nicht Übermenschenkraft. Er ist ein Mann, der Leidenschaft kennt, aber nicht Wut

Keinenfalls war es Folge dieser spartanischen Drohung, welche Kyros abhielt, die griechischen Städte sogleich zu strafen; jedenfalls waren es andere Ursachen, die ihn bewogen, mit seinem Heere den Rückweg nach Ekbatana anzutreten, nachdem er die Statthalterschaft in Lydien und die Regierung des Landes angeordnet hatte. Er hatte jedoch kaum das Land verlassen, so brach eine Empörung in Lydien aus, welcher sich die ionischen Städte anschlossen. Kyros sandte unter dem Oberbefehl des Meders Mazares einen Theil seiner Armee zurück; der schlecht organisirte Aufstand der Lydier wurde leicht besiegt und auch einige der griechischen Städte, darunter Phokäa, wurden von Mazares eingenommen. Als dieser Feldherr an einer Krankheit starb, folgte ihm Harpagos im Oberbefehl, dem es bis 548 v. Chr. gelang, ganz Kleinasien völlig zu unterwerfen.

Kyros sah die bedeutenden Schwierigkeiten ein, die griechischen Städte von Persien aus zu regieren, besonders da es ihm noch an einer eigenen Seemacht fehlte. Garnisonen in diese Städte zu legen, war auch mißlich, und er beschloß, einen andern Weg einzuschlagen, sie in Unterwürfigkeit zu erhalten. Er begünstigte das Streben einzelner Männer in diesen Städten, sich die Oberherrschaft in denselben zu verschaffen, sich der That, wenn auch nicht dem Namen nach, zu deren Fürsten zu machen. Dieses Mittel zeigte sich sehr wirksam, denn die Tyrannen hüteten sich wohl, es mit ihrem Schutzherrn zu verderben. Uebrigens wurde nur an einigen Städten Strenge geübt, die anderen behandelte Kyros mit großer Milde. Er ließ ihnen ihre Verfassungen und sonstigen Einrichtungen und selbst den Tribut, den sie zu zahlen hatten, durften sie selbst bestimmen.

Mit Lydien verfuhr Kyros anders und wie gesagt wird, auf den Rath des Krösos, welcher seine Lydier vor einem härteren Lose bewahren wollte. Das Volk wurde gänzlich entwaffnet, sogar die Kriegspferde wurden weggeführt, alle kriegerischen Uebungen verboten und dafür Handel, Gewerbe und alle friedlichen Künste sehr befördert. Die Lydier, immer ein lebenslustiges, genußsüchtiges Volk, entwöhnten sich dadurch der Kriegsgelüste und wurden bald eben so berühmt durch ihre Weichlichkeit und Ueppigkeit, wie sie es früher wegen ihrer Kriegstüchtigkeit gewesen waren.

Manche Geschichtschreiber sagen, daß Kyros sogleich von Kleinasien gegen Babylon zog. Er mag gegen diesen Verbündeten des Krösos Krieg geführt haben; allein den entscheidenden Feldzug unternahm er erst viel später, nachdem Kleinasien gänzlich unterworfen war, im 17. Regierungsjahre des Nabonetes, 539 v. Chr.

Wir haben gesehen, mit welcher Sorgfalt Nebukadnezar Babylon nicht allein verschönerte, sondern auch befestigte; sowol er als seine Nachfolger sahen voraus, daß die Freundschaft mit Medien einmal in das Gegentheil umschlagen werde, und trafen daher ihre Vorbereitungen. Was die babylonischen Könige fürchteten, hofften die Juden, und als vollends Kyros dem Medischen Reiche ein Ende machte, verkündeten die jüdischen Propheten den nahen Fall Babylons mit Jubel. Kyros, der ihnen weniger Götzendiener schien als die Babylonier, wurde von ihnen als das Werkzeug Jehovah's betrachtet, Israel an seinem Unterdrücker zu rächen.

Im Frühjahr 539 v. Chr. rückte Kyros in Babylonien ein. Der Erfolg dieses ersten Jahres war nicht bedeutend und beschränkte sich darauf, daß er nahe der Mündung des Diala (Diyaleh oder Gyndes) den Uebergang über den Tigris bewerkstelligte und diesen wichtigen Punkt seiner Rückzugslinie in Besitz behielt.

Als Grund seines langen Aufenthaltes erzählen die Griechen eine eben so unwahrscheinliche als kindische Geschichte. Als das Heer des Kyros am Ufer des sehr angeschwollenen Gyndes angekommen sei, habe sich eines der weißen, der Sonne geheiligten Rosse in den Fluß gestürzt, sei von der Strömung fortgerissen worden und ertrunken. Kyros sei über die Widerspenstigkeit des Flusses so zornig geworden, daß er gelobt habe, den Fluß so klein zu machen, daß Weiber ihn durchwaten könnten, ohne sich das Knie zu netzen. Zu diesem Ende habe er 360 Gräben graben und den Fluß dadurch ableiten lassen.

Wonders of the World

Was eigentlich Grund zu dieser Erzählung gab, wissen wir nicht; allein sicher ist, daß Kyros erst 538 im Frühjahr vorrückte und die ihm entgegen kommenden Babylonier schlug. Nabonetes, dem vielleicht der Rückweg nach Babylon abgeschnitten war, zog sich nach dem nahegelegenen, gleichfalls festen Borseppa zurück, welches Kyros eben so wol wie Babylon belagerte.

Die Babylonier konnten wol der Belagerung spotten, denn sie waren hinreichend mit Lebensmitteln versehen und ihre breiten und tiefen Wassergräben schützten den Zugang zu den ungeheuer hohen Mauern, zu denen hinauf kein wirkungsvoller Pfeil reichte. Der kluge Kyros hatte diese Schwierigkeiten wohl erwogen; er studirte genau die Terrainverhältnisse und sah die Möglichkeit ein, einen Zugang zur Stadt dadurch zu öffnen, daß er an einem bestimmten Theil derselben den Fluß ableitete. Zu diesem Ende mußte er sich der Stadt Sepharvaim (das alte berühmte Sipara) bemächtigen, neben welcher Nebukadnezar (s. S. 308) das wundervolle Reservoir hatte ausgraben lassen; ebenso mußte er die am Euphrat gelegene Stadt Agranis nehmen, wo der Kanal Nahr Malka einmündete. Die Vorbereitungen mußten sorgfältig getroffen und so eingerichtet werden, daß die Babylonier die Absicht derselben gar nicht merkten, denn wenn das Wasser des Flusses nicht schnell abgeleitet werden konnte, so nützte die ganze Vorarbeit nichts und der Plan mißlang.

Zur Ausführung des kühnen Unternehmens wählte Kyros eine Nacht, an welcher die Babylonier ein großes Fest feierten und an nichts weniger dachten als an Kyros, von dem sie in letzter Zeit überhaupt nicht eben viel bemerkt hatten. Dies mochte noch dazu beitragen, daß sie nachlässiger in der Bewachung und besonders solcher Stellen waren, die sie durch den Fluß hinlänglich geschützt glaubten. Kyros hatte sicher Erkundigungen eingezogen und wußte, daß die zum Flusse führenden Pforten des Nachts nicht geschlossen wurden. Während die Babylonier tanzten und zechten, setzte Kyros sein Werk in Bewegung und hielt seine Truppen bereit. Der Fluß fiel schnell, und als das Wasser den Leuten bis nur an den halben Schenkel reichte, drang eine auserlesene Heeresabtheilung hindurch und durch die offenen Wasserpforten in die Stadt. Babylon war genommen, ehe seine in der Mitte der Stadt wohnenden Einwohner eine Ahnung davon hatten, was bei der Größe derselben sehr erklärlich ist.

Kyros sorgte gleich dafür, bekannt machen zu lassen, daß Niemand ein Leides geschehen solle, der sich in seinem Hause halte. Kyros handelte anders als die assyrischen Könige. Er zerstörte weder die Paläste und sonstigen Bauwerke, noch die Befestigungen: Er legte in die Stadt und deren Burgen starke Besatzungen unter zuverlässigen Befehlshabern. Die Einnahme von Borseppa und Gefangennahme des Nabonetes folgte bald darauf. Kyros behandelte den gefangenen König mit seiner gewöhnlichen Milde und schickte ihn nach Karamanien, wo er sein Leben in Ruhe beendete.

Das biblische Buch Daniel nennt den König von Babylon Belsazar und Sohn des Nebukadnezar und läßt Babylon nicht von Kyros, sondern von Dareios belagern. Belsazar habe ein großes Fest gefeiert. Plötzlich sei an dem Kalk der Wand eine Inschrift erschienen, welche die Weisen Babels nicht hätten lesen können. Da sei Daniel gerufen worden, ein Jude, der schon Nebukadnezar's Träume ausgelegt; er habe die hebräischen Worte: Mene, Tekel, Peres (gezählt, gewogen, getheilt) dahin gedeutet, daß Belsazar's Regierung gezählt, daß sein Herz gewogen und zu leicht befunden und sein Reich an die Meder und Perser vertheilt werden würde. „Aber in derselben Nacht ward Belsazar, der Chaldäerkönig, getödtet und Dareios, der Meder, erhielt das Königreich." — Das Buch Daniel wurde erst gegen 167 v. Chr. geschrieben und mag als ein Beweis von der Unzuverlässigkeit mancher in der Bibel enthaltenen Schriften dienen, an deren Wahrheit zu zweifeln lange Zeit hindurch als ein Verbrechen gestraft wurde!

Die dem Chaldäischen Reich untergebenen Länder unterwarfen sich darauf ohne besondere Gewaltanwendung der Herrschaft des Kyros, namentlich Syrien und Phönikien.

Das letztere Land, in welchem nun wieder Sidon Tyros den Rang abgewann, hatte von dieſem Wechſel der Herrſchaft nicht unbedeutenden Vortheil.

Einer der erſten Gnadenakte des Kyros war die Erlaubniß zur Rückkehr der Juden in ihre alte Heimat. Kyros befahl auch, daß ihnen die goldenen und ſilbernen Tempelgeräthſchaften wieder gegeben würden, die Nebukadnezar aus Jeruſalem entführt und im Tempel des Bel aufgeſtellt hatte. Wir wiſſen, daß ſchon Sargon vor beinahe 200 Jahren Juden nach Medien verpflanzte; Andere waren unter Jechonja und Zedekia nach Babylonien gebracht worden. Viele von dieſen blieben in ihrer neuen Heimat, aber 42,360 Freie und 7337 hebräiſche Knechte mit einem entſprechenden Troß von Kameelen, Pferden u. ſ. w. zogen unter der Führung von Serubabel, einem Enkel Jechonja's, und des Hohenprieſters Joſua zurück nach Jeruſalem (537 v. Chr.). Man ſammelte Geld zum Wiederaufbau des Tempels und begann denſelben im Jahre 536 v. Chr. Die Samariter boten ihre Hülfe an; allein ſie wurden zurückgewieſen, und darüber erzürnt, dachten ſie den Bau zu hindern.

Grab des Kyros.

Der alte Streit zwiſchen Iſrael und Juda lebte wieder auf. Die Gefangenſchaft hatte die Juden ſtolz auf ihre Leiden und noch unduldſamer als früher gemacht. Die Samariter klagten bei Kyros, und dieſer, der keinen Streit unter ſeinen Völkern haben wollte, verbot die Urſache, den Weiterbau des Tempels.

Von den folgenden Thaten und dem Lebensende des großen Kyros haben wir leider nur ſehr unvollkommene und einander widerſprechende Nachrichten. Im Norden hatte er ſein Reich bis an den Kaukaſus ausgedehnt, um Armenien gegen die Einfälle der zwiſchen dem Schwarzen und Kaſpiſchen Meer wohnenden barbariſchen Völker zu ſchützen. Karamanien im Oſten von Perſien hatte er unterworfen und ebenſo die Gedroſier und Gandarer, wodurch der Indus die ſüdöſtliche Grenze ſeines Reiches wurde.

Auf einem dieſer Feldzüge gerieth er in der Gedroſiſchen Wüſte in Noth und verlor einen großen Theil ſeines Heeres. Aus dieſer Bedrängniß, heißt es, ſei er durch das Volk der Ariaspen befreit worden, die ihm 30,000 Wagen mit Lebensmitteln zuführten.

Die Parther, Hyrkanier, Margianer und Baktrier im Nordoſten waren Kyros unterthan und ebenſo deren Nachbarn die Saken und Chorasmier am untern Oxos. Selbſt das Land zwiſchen Oxos und Jaxartes, Sogdiana, wurde von ihm erobert, und er erbaute hier ſechs Burgen und eine Feſtung, um das Land gegen die Einfälle der benachbarten kriegeriſchen Völker zu ſchützen. Unter ihnen werden die Derbikker genannt und die Saken; ferner jenſeit des Jaxartes die Maſſageten und Jeſſedonen; ſämmtlich ſtreitbare Nomadenvölker mit rohen Sitten. Sowol die Maſſageten als die Derbikker hatten

merkwürdige Gebräuche. Die Massageten hatten Waffen von Bronze und daraus waren auch die Panzer der Pferde gemacht, während das Gebiß und der Putz des Zaumzeuges von Gold war. Silber und Eisen hatten sie nicht. Sie kämpften zu Pferde und zu Fuß mit Bogen, Lanze und Streitaxt. Jeder heirathete ein Weib, allein sie gebrauchten die Weiber gemeinschaftlich. Wer Gefallen an einer Frau fand, hing seinen Köcher an ihren Wagen, zum Zeichen, daß der Platz besetzt war. Sehr alte Leute wurden von ihren Verwandten getödtet, ihr Fleisch zusammen mit Hammelfleisch gekocht und verspeist. An Krankheiten Gestorbene wurden begraben und nicht geschlachtet, was als ein Glück betrachtet wurde. Die Derbikker hatten ähnliche Sitten.

Im Kriege gegen diese wilden Völkerschaften, die übrigens der Beschreibung nach Arier gewesen sein können, heißt es, sei Kyros umgekommen; Herodot sagt gegen die Massageten, und Ktesias gegen die Derbikker. Beide Erzählungen verdanken ihren Ursprung augenscheinlich alten, theils medischen, theils persischen Dichtungen. Die Erzählung des Herodot ist die, welche früher den meisten Glauben fand. Sie ist ganz in der Kürze folgende: Ueber die Massageten herrschte nach ihres Mannes Tode die Königin Tomyris. Kyros habe sie zur Gemahlin begehrt; allein da sie wol gewußt, daß er mehr nach ihrem Lande als nach ihrer Person trachtete, habe sie ihn abgelehnt. Darauf sei Kyros mit einem Heer über den Fluß gegangen (Herodot sagt Araxes, aber es war wol der Jaxartes), schlug die Massageten und nahm den Sohn der Königin, Spargapises, gefangen, der sich in der Verzweiflung tödtete. In der nun folgenden, äußerst erbitterten Schlacht hätten die Massageten endlich gesiegt und unter den Todten habe sich Kyros selbst befunden. Die Königin ließ dem Leichnam den Kopf abschneiden und in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken, damit er, wie sie ihm gedroht, sich an Blut sättigen könne.

Nach Diodor wurde Kyros von der Tomyris gefangen und gekreuzigt. Ktesias läßt ihn in einem Kriege gegen die Derbikker verwundet werden und drei Tage darauf sterben, während Xenophon behauptet, daß er ruhig auf seinem Lager und von seinen Freunden umgeben gestorben sei.

Zweihundert Jahre später sahen Begleiter des großen Alexander das einfache Grab des Kyros im königlichen Garten zu Pasargadä. In demselben stand ein Ruhebett mit Füßen von getriebenem Gold mit Purpurdecken und Teppichen bedeckt. Auch kostbare Kleider, Waffen und Schmuckgegenstände lagen dort, und in der Mitte des Ruhebettes stand der mit einem Deckel bedeckte Sarg. Die Inschrift des Grabmals sagte in persischer Sprache: „O Mensch, ich bin Kyros, des Kambyses Sohn, der den Persern die Herrschaft gründete und Asien beherrschte, neide mir dieses Denkmal nicht.“

Noch heute sieht man bei der persischen Stadt Murghab unter anderen Trümmern ein einfaches, von den schönsten weißen Marmorquadern auf sieben Stufen erbautes oblonges Gebäude, welches von Säulenschaften und Pilastern umgeben ist. Auf einem fünf Meter hohen Pfeiler sieht man eine viergeflügelte Gestalt, die wahrscheinlich den Genius des Königs (Fravaschi) darstellt, mit dem Gesicht des Kyros, denn die Säule trägt in Keilschrift folgende Inschrift: „Adam Kurus Khsajathija Hakhamanisija“, d. h.: „Ich bin Kurus, der König, Achamenide.“ —

Kyros hatte 29 Jahr regiert. „Ein Feldherr von raschem Entschluß und zähem Willen, hat er es verstanden, auch Mißerfolgen zu begegnen und der schwersten Aufgabe Herr zu werden. Haben andere Kriegsfürsten des Orients weitere Eroberungen und in kürzerer Zeit vollbracht als Kyros, keiner hat der Herrschaft, die er gewonnen, die Dauer zu geben verstanden, die Kyros seinem Reich hinterlassen hat. Er besaß nicht nur das scharfe Auge des Feldherrn, sondern auch sichern politischen Blick und ungewöhnliche Einsicht in die Interessen, die Motive, die Handlungsweise der Gemeinwesen, der Völker, die ihm der Sieg in die Hand gegeben hatte. Von den Herrschern des Orients ist ihm keiner gleich und nur einer ist ihm nahe gekommen, der zweite Nachfolger auf dem von ihm

gegründeten Thron.“ Die Perser konnten diesem großen Könige kein besseres Denkmal setzen als dadurch, daß sie ihm allgemein den Titel „Vater“ gaben.

Den Thron des großen Persischen Reiches bestieg nun des Kyros ältester Sohn **Kambyses** (Kambudschija) 529—522. Nach den Verfügungen des verstorbenen Königs wurde der jüngere Bruder Statthalter mehrerer fernen Provinzen, die keine Abgaben zu zahlen hatten.

Kambyses, heißt es, hatte nicht die Erziehung erhalten, wie sie sonst vornehmen persischen Knaben zutheil wurde. Während der häufigen Abwesenheit des Kyros blieb er den Frauen überlassen, die dem Thronerben des mächtigen Reichs allen Willen ließen. Er wurde dadurch ein stolzer, jähzorniger und selbstwilliger Mann. Es heißt auch, daß er an der fallenden Sucht (Epilepsie) litt und dem Genuß des Weines zu sehr ergeben war.

Kyros hatte keine Zeit finden können, Aegypten für das Bündniß zu strafen, welches es mit Krösos gegen ihn gemacht hatte, und König Ahmes (Amasis) fühlte sich nicht veranlaßt, den mächtigen Kyros heraus zu fordern. Als jedoch Kyros Gaza nahm und sein Reich bis zum Bach Aegyptens ausdehnte, fand er es doch für gut, sich auf einen möglichen Angriff vorzubereiten. Zu diesem Ende unterwarf er sich die reiche Insel **Kypros** und unterhielt nach dem Falle Babylons freundschaftliche Verbindungen mit dem Tyrannen oder Fürsten von **Samos**, Polykrates, der sich 536 v. Chr. die Herrschaft über diese Insel verschafft hatte. Die Seemacht dieser Inseln konnte der phönikischen allenfalls die Wage halten.

Persischer König. Relief aus Murghab.

Kambyses hatte sicher gleich bei seinem Regierungsantritt die Absicht, Aegypten anzugreifen, denn die von Amasis getroffenen Maßregeln waren ihm nicht entgangen; allein er hatte mehrere Jahre damit zuzubringen, aufrührerische Völker zu unterwerfen, welche, wie bei jedem orientalischen Thronwechsel, ihre Freiheit zu erringen strebten. Andererseits hielt ihn vielleicht auch das Mißtrauen gegen seinen Bruder im Lande, welches ihm auf irgend eine Weise eingeflößt worden war. Dieser Bruder Bardija war sehr berühmt wegen seiner Kraft und Geschicklichkeit und scheint wegen seiner Liebenswürdigkeit sehr beliebt gewesen zu sein. Um dieser Sorge los zu werden, ließ ihn Kambyses aus dem Wege schaffen; allein von seinem Tode waren nur die Thäter unterrichtet und die Perser glaubten, daß Bardija in Baktrien, oder irgend wo anders in seiner Statthalterschaft lebe.

Obwol es keines besonderen Grundes zur Kriegserklärung gegen Aegypten bedurfte, da ein solcher bereits in dem Bündniß des Ahmes mit Krösos vorhanden war, so erzählen doch die Perser, daß Kambyses einen neuen Vorwand gesucht habe. Zu diesem Ende verlangte er von Ahmes dessen Tochter zur Frau, in der Erwartung, daß ihm dieselbe abgeschlagen werden würde. Dies habe Ahmes nicht zu thun gewagt, ihm aber statt seiner eigenen die Tochter des vorigen Königs Uhabra (Hophra), Namens **Nitetis**, untergeschoben. Als Kambyses dieser Betrug durch Nitetis entdeckt wurde, war der Vorwand zum Kriege gefunden. Daß diese Geschichte eine Fabel ist, geht schon aus dem Umstand hervor, daß Uhabra (Hophra) bereits 470 v. Chr. gestorben war und eine Tochter von

ihm wenigstens vierzig Jahre alt sein mußte. Die Zusendung einer so überreifen Jungfrau an den großen Perserkönig würde Ahmes wol nicht gewagt haben, es sei denn, daß er eine Kriegserklärung herbeiführen wollte.

Die nächste Sorge des Perserkönigs war es, die Gefahr eines Angriffs von Syrien abzuwenden und sich selbst eine Flotte zu schaffen. Zum ersten Mal daher erging an die phönikischen und kleinasiatisch-griechischen Städte die Aufforderung, Schiffe zum Kriege zu stellen und im Hafen von Akko die Flotte zu sammeln.

Als die kyprischen Städte und Polykrates von Samos davon Nachricht erhielten, sahen sie sogleich die Gefahr ein, welche ihnen daraus erwuchs, wenn sie auf der Seite des ägyptischen Königs blieben. Da sie keine Lust hatten, sich für denselben aufzuopfern, so wechselten sie unbedenklich die Farbe und traten auf die Seite des mächtigen Perserkönigs, dem Polykrates 40 trefflich ausgerüstete Kriegsschiffe sandte.

Im fünften Jahr seiner Regierung brach Kambyses mit einer Armee gegen Aegypten auf. Wir haben gesehen, daß assyrische Heere diesen Weg häufig machten, allein seit ihrer Zeit waren die vor Aegypten liegende Wüste und Salzsümpfe eben durch diese häufigen Durchmärsche völlig entvölkert worden und nur von Beduinenstämmen durchstreift, welche auf Karawanen lauerten, die sie plündern konnten. Die Entfernung zwischen Jenysos, dem letzten syrischen Orte, und dem See Serbonis, wo die ersten ägyptischen Vorposten standen, betrug zwar nur gegen zwölf Meilen, allein auf dieser Strecke gab es keinen Tropfen Wasser, und ohnedies brauchte eine große Armee wenigstens drei bis vier Tage, um sie zurückzulegen.

Diese Schwierigkeit überwand Kambyses, indem er den Rath des Griechen Phanes von Halikarnaß befolgte, eines Anführers der ägyptisch-griechischen Soldtruppen, der desertirt und zu den Persern übergegangen war, weil ihn Ahmes beleidigt hatte. Er rieth dem Könige durch Geld den Beistand der Edomiter und Midianiter zu erkaufen, welche genügend Wasser herbeischafften, Menschen und Thiere vor dem Verschmachten zu retten.

Ehe Kambyses Aegypten erreichte, war Ahmes gestorben und ihm sein Sohn Psametich III. (der Psamenit Herodot's) gefolgt. Dieser erwartete die Perser bei Pelusion. Als beide Heere sich schlachtbereit gegenüber standen, fand eine gräßliche Scene statt. Die ägyptisch-griechischen Truppen, empört über den Verrath des Phanes, schlachteten vor dessen Augen die Kinder desselben, welche er in Aegypten zurückgelassen hatte, vermischten deren Blut mit Wein und tranken ihm dieses Gemisch höhnend zu. Die Schlacht wurde mit ungeheurer Erbitterung geschlagen, und es sollen nicht weniger als 50,000 Aegypter und 20,000 Perser gefallen sein; allein die Perser siegten. Ein Theil der geschlagenen Armee warf sich in Pelusion hinein, während Psametich sich nach Memphis zurückzog. Während Kambyses Pelusion belagerte und nach tapferer Gegenwehr einnahm, sandte er eine milesische Trière mit einem persischen Herold nach Memphis, diese Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Die Einwohner waren darüber so wüthend, daß sie den Herold und die ganze Schiffsmannschaft buchstäblich in Stücke rissen. Diese Stadt wurde indessen nach kurzem Widerstande genommen und Psametich III. gefangen.

Das aus sieben Persern bestehende Gericht entschied, daß für jeden Ermordeten zehn vornehme Aegypter hingerichtet werden sollten, welches Urtheil auch vollzogen wurde. Der Stadt Memphis wurde weiter kein Schaden zugefügt, denn Kambyses befolgte genau die weise Politik seines Vaters Kyros. Auch Psametich wurde von ihm mit Milde behandelt und mit 6000 von ihm ausgewählten Aegyptern nach Susa geschickt, und Kambyses würde (wie selbst Herodot zugiebt) ihn wahrscheinlich zum Satrapen von Aegypten ernannt haben, denn die Perser ehrten die Abkömmlinge der Könige, wenn er sich nicht in eine Verschwörung gegen ihn eingelassen hätte, die entdeckt wurde. Er wurde nun zum Tode verurtheilt und mußte dann Stierblut trinken, eine in alten Zeiten nicht ungewöhnliche Todesstrafe.

Herodot, der seine Nachrichten von ägyptischen Priestern erhielt, die von dem verhaßten Eroberer natürlich nur Nachtheiliges berichteten, erzählt Folgendes: Um die Seelenstärke des Psametich zu erproben, oder um ihn in ausgesuchter Weise zu quälen, habe er dessen Tochter und andere vornehme ägyptische Mädchen in Sklaventracht und mit Wassereimern bei dem gefangenen Könige und den anderen Vätern vorüber geschickt. Alle hätten über diesen schmachvollen Anblick gejammert, nur Psametich habe schweigend zur Erde gesehen. Darauf wurden die 2000 Verurtheilten, darunter der Sohn des ägyptischen Königs, mit Stricken um den Hals und Gebissen im Munde bei ihnen vorüber zur Hinrichtung geführt. Psametich habe auch bei diesem Anblick keinen Seufzer ausgestoßen; als er aber einen alten Freund und Tischgenossen in schlechter Tracht bei den Soldaten betteln sah, habe er laut geweint. Darüber verwundert, fragte Kambyses nach dem Grunde dieses seltsamen Betragens, und Psametich habe geantwortet: „Mein häusliches Unglück war zu groß für Thränen; allein das Leiden des Freundes war der Thränen werth, da er auf der Schwelle des Greisenalters aus großem Reichthum an den Bettelstab gekommen ist.“ Der anwesende Krösos, wahrscheinlich an sein eigenes Schicksal denkend, habe geweint, und auch Kambyses, von Rührung ergriffen, habe den Sohn begnadigen wollen; allein er sei bereits hingerichtet gewesen.

Bald darauf wurde auch Sais eingenommen, und damit fiel ohne weiteren Kampf ganz Aegypten dem Sieger in die Hände. Das Reich der Pharaonen hatte ein Ende. — Kambyses, durchaus seines Vaters Politik getreu, setzte sich einfach an die Stelle des ägyptischen Königs und machte gar keine Veränderungen, außer daß er die Festungen und einige andere Punkte mit persischen Garnisonen versah. Er ließ selbst die Kriegerkaste unvermindert bestehen und achtete überall die Religion der Aegypter, wie vor ihm Kyros die der Babylonier und Israeliten geachtet hatte. In Sais waren persische Truppen in den Tempel der Neith gedrungen, in dessen Vorhallen sich Ahmes sein Grab bereitet hatte. Kambyses ließ augenblicklich die Soldaten aus dem Heiligthum entfernen und den Tempel reinigen. Die Wittwe des Ahmes, Ladike, sandte er ungekränkt in ihre Vaterstadt Kyrene zurück. Mit dieser Handlungsweise stimmt die Erzählung von Herodot wenig überein, nach welcher er die Mumie des Ahmes, gegen den er sehr erbittert war, aus dem Sarge nehmen, dieselbe verstümmeln und beschimpfen und endlich verbrennen ließ. Eben so wenig wahr erscheint es, daß er die ägyptischen Götter in den Tempeln verhöhnte und die Gräber anderer Aegypter entheiligte. Im Gegentheil, er ließ sich nicht nur in der ägyptischen Religion unterrichten, sondern auch, als Pharao, durch den Priester Utsa-Hor-Sun in die Geheimnisse des Osiris einweihen.

Nicht nur die Aegypter, sondern auch die benachbarten Libyer, Barkaer und Kyrener hielten es für gerathen, sich dem Kambyses freiwillig zu unterwerfen. Er wurde dadurch Nachbar der Karthager und fühlte Lust, deren reiches Land ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen. Seine Eroberungslust ging aber weiter. Erstlich wollte er die Oase Siwah mit ihrem Tempel des Ammon in Besitz nehmen, um hier einen militärischen Posten zu errichten, von dem aus er Libyer, Barkaer und Kyrener in Unterwürfigkeit halten konnte. Endlich strebte er nach dem Ruhm, das halb sagenhafte Aethiopien zu erobern und von dort aus weiter in Afrika vorzudringen.

Den Plan gegen Karthago mußte er aufgeben, da die Phönikier, welche den größten Theil seiner Flotte lieferten, sich entschieden weigerten, gegen ihre Tochterstadt feindlich vorzugehen, und er das mit den Griechen allein nicht unternehmen konnte, so gern diese wol bereit gewesen wären, ihrer Handelsnebenbuhlerin zu schaden.

Um Aethiopien auszukundschaften, ließ Kambyses Leute von der Insel Elephantine kommen — „Fischesser“ — welche ägyptisch und auch die Sprache der Aethiopier verstanden. Diese sandte er mit Geschenken und Botschaft an den König derselben, ihm zu verkünden, daß der mächtige Perserkönig sein Freund und Genosse zu werden wünsche.

Die in Aegypten herrschende Unwissenheit über Aethiopien ist eigentlich erstaunlich, da wir aus der Geschichte Aegyptens wissen, welche Rolle die Aethiopier einst in diesem Lande spielten, und daß eine äthiopische Dynastie einst über ganz Aegypten herrschte.

Früher nahm man an, daß die Kultur Aegyptens von Aethiopien hergekommen sei; jetzt wissen wir, daß gerade das Umgekehrte stattfand, und daß Aethiopien, und zwar verhältnißmäßig spät, vom unteren Nil her kultivirt wurde. Allerdings reichte ägyptischer Einfluß schon zur Zeit der Amenemhat (12. Dynastie) bis Napata und darüber bis zum Lande der Gallas, und die Aegypter eröffneten in Nubien vernachlässigte Goldbergwerke; allein ein äthiopisches abgesondertes Reich entstand erst viel später unter der 21. Dynastie, wo die nach Nubien verbannten Priester des Ammon Ra ein Reich gründeten, zu welchem die Provinzen gehörten, welche die Usortosen vor 2000 Jahren erobert hatten. Die Hauptstadt dieses Reiches war Napata, welches ganz und gar nach dem Muster von Theben gebildet und von Priesterkönigen regiert wurde. Dieses Reich Napata reichte von den abessinischen Gebirgen bis zum zweiten Katarakt. Im Nilthal selbst, von Syene bis zum Einfluß des Tacazzeh, war die Bevölkerung ägyptisch. In den Gegenden des oberen Nil wohnten indessen verschiedene Völker unter einander. Hier finden wir Semiten, die Nachkömmlinge der in uralter Zeit eingewanderten Kuschiten, ferner Völker, die den Berbern verwandt scheinen, und schwarze Stämme. Unter der 23. Dynastie dehnte sich das Reich von Napata bis nach Abydos (Elephantine) aus.

Wir haben (s. S. 103) gesehen, wie die Fürsten des Delta den unglücklichen Gedanken faßten, die Hülfe des Aethiopierkönigs Piankhi-Meïamun gegen Tawnekht von Sais anzurufen, und wie das Land von den Mündungen des Nil bis zu den Quellen des blauen Nil unter der Herrschaft der Könige von Aethiopien (Napata) stand.

Seit Nuat-Meïamun, der äthiopische König, Aegypten verließ, (s. S. 105), oder seit den Zeiten Psametich's I. und II. war aller Verkehr zwischen Aethiopien und den Völkern Asiens abgebrochen. Das Land zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, welches unter der 18. und 19. Dynastie gut bevölkert war, hatte sich in eine Wüste verwandelt; die Städte und Tempel lagen in Ruinen, die schon halb im Sand begraben waren. Jenseit des zweiten Kataraktes begann das Reich Napata, welches in zwei Theile wie Aegypten eingetheilt war. In dem To-Qens genannten fand man, aufwärts den Fluß gehend, die Städte Pnubs, Dengur (Dongola), die Hauptstadt Napata auf dem heiligen Berge (Dunab, heute Gebel-Barkal), Astamuras da, wo der ebenso genannte Fluß, der heute Tacassi heißt, in den Nil fließt, und endlich Berua, das Meroë der alten Geographie, von dem so wunderbare Dinge erzählt wurden. Ueber Meroë hinaus begann das Land Alo (Aloah), welches sich längs des Blauen und Weißen Nil bis an die großen Ebenen von Sennar erstreckte.

An der Südgrenze des Landes Alo wohnten die Asmakh, die Abkömmlinge der ägyptischen Soldaten, die unter Psametich I. ausgewandert waren (s. S. 106). In dem Lande zwischen Darfur, Abessinien und dem Rothen Meere wohnten halb wilde Völker semitischer Rasse, Neger u. s. w. Südlich von Meroë, zwischen dem Blauen Nil und dem Tacassi wohnten die Rehrehsa, und zwischen dem Blauen Nil und dem an das Rothe Meer grenzenden Gebirge die Madi oder Matiti.

Zur Zeit als Kambyses regierte, oder ungefähr, herrschten in Napata Horsiatew und Nastoseam, welche eine Masse dieser wilden Stämme unterworfen und vereinigt hatten. Napata war, wenigstens dem Namen nach, ein Wahlkönigreich. Die Königswahl fand im Tempel und unter der Oberaufsicht der Priester statt, von Abgeordneten des Volkes, die indessen von den Obrigkeiten, den Gelehrten, Soldaten und Beamten des Palastes erwählt waren. Alle Mitglieder der königlichen Familie wurden in diesem Tempel des Ammon der Bildsäule des Gottes gegenüber gestellt, welche durch ein vorher bestimmtes Zeichen den Erwählten bestätigte, oder verwarf. Das heißt die Priester wählten den König, und ohne ihren Willen durfte er weder Krieg führen noch irgend sonst etwas Wichtiges thun.

Hier z. B. sagt Gott, der weiß, was kommt, zum Bösen: „Sehe, du wirst den Bösen, den Satan, in Ketten legen, daß er nicht mehr verführe die Völker, bis daß vollendet werden die tausend Jahre." Und dann: „Und ich sah Throne, und sie saßen darauf, und ihnen ward gegeben das Gericht, und ich sah die Seelen derer, die enthauptet waren um des Zeugnisses Jesu willen und um des Wortes Gottes."

Bei Ezechiel 37 (Jahrbücher Israels) ist eine Weissagung, die Israel betrifft, und zwar die Wiederherstellung Israels, die Sammlung der Juden aus allen Ländern.

Ezechiel 38 und 39 (Gog und Magog) ist eine Weissagung, die Israel betrifft, und zwar die Sammlung der Heidenvölker, wenn sie marschieren und von 10 Ländern, die Rheinlande

Ezechiel 38 und 39 (Gog und Magog) ist eine Weissagung, die Israel betrifft, und zwar die Sammlung der Heidenvölker, wenn sie marschieren und von 10 Ländern, die Rheinlande Weltrat, Gog und Magog, Ezechiel 38 und 39, Jahrbücher Israels, Wiederherstellung Israels, Sammlung der Juden aus allen Ländern, Ezechiel 37, Bösen, Satan, Ketten, Völker, Throne, Gericht, Seelen, enthauptet, Zeugnisses Jesu, Wortes Gottes, Gott, Weissagung, Israel, Heidenvölker, marschieren, Ländern, Rheinlande

und Mitteleuropa angreifen und Israel vernichten wollen. Gott will es nicht zulassen. Er will sie vernichten. Er will sie schlagen, daß sie sieben Monate lang zu tun haben, um sie zu begraben. Und sie werden sieben Jahre lang Waffen verbrennen, um Feuer zu machen. Und sie werden sieben Monate lang zu tun haben, um das Land zu reinigen. Und sie werden sieben Jahre lang Pferde, Wagen und Waffen von den Heidenvölkern sammeln, um sie zu verbrennen. Und sie werden sieben Monate lang zu tun haben, um die Leichen zu begraben. Und sie werden sieben Jahre lang Waffen verbrennen, um Feuer zu machen. Und sie werden sieben Monate lang zu tun haben, um das Land zu reinigen. Und sie werden sieben Jahre lang Pferde, Wagen und Waffen von den Heidenvölkern sammeln, um sie zu verbrennen. Und sie werden sieben Monate lang zu tun haben, um die Leichen zu begraben.

möchten sie den Göttern danken, daß es den Aethiopiern nicht in den Sinn käme, zu ihrem Lande noch ein anderes hinzu zu erobern.

Kambyses sei wüthend über diese Antwort gewesen und mit einem Heer gegen Aethiopien aufgebrochen, ohne hinreichende Sorge für die Verpflegung der Armee auf dem Marsche zu treffen. Er hätte den Nil hinaufgehen können, allein er habe den kürzeren Weg durch die Wüste gemacht. Ehe das Heer den fünften Theil des Marsches zurückgelegt hätte, seien die Lebensmittel schon zu Ende gewesen. Solange die Soldaten noch Gras gefunden, hätten sie davon gelebt; als sie aber in die Sandwüste gekommen, hätten sie endlich beschlossen, den zehnten Mann zu schlachten und sich davon zu ernähren. Da Kambyses fürchtete, auf diese Weise seine ganze Armee zu verlieren, so entschloß er sich zur eiligsten Rückkehr.

Sein Feldzug nach der Oase Siwah sei noch unglücklicher ausgefallen. Er habe 50,000 Mann zur Eroberung derselben von Theben abgesandt, diese seien zwar bis zur Insel der Seligen (die Oase Charizeh) gekommen, die noch 100 Meilen von der Oase Siwah entfernt ist. Auf dem Marsch dorthin seien diese 50,000 Mann beim Frühstück von einem Sandsturm überfallen worden und sämmtlich umgekommen.

Daß die zur Einnahme von Siwah abgeschickte Armee diese Oase nicht erreichte und von einem Unglück betroffen wurde, ist schon möglich, denn noch vor 70 Jahren ist es vorgekommen, daß eine Karawane von 2000 Köpfen von einem Sandsturme begraben wurde; allein 50,000 Mann begraben zu lassen, erfordert einen starken Glauben. Die Oase Charizeh blieb indessen eine Militärstation der Perser.

Was den Zug nach Aethiopien anbetrifft, so ist es geradezu abgeschmackt, einem Sohn des Kyros zuzutrauen, daß er ein so großes Kriegsunternehmen ohne alle Vorbereitungen angetreten, und daß er den beschwerlichen Landweg der Wasserstraße nilaufwärts vorgezogen haben sollte. Was die ägyptischen Könige oftmals vor ihm gethan, konnte er wol auch vollbringen. Nach Strabon und Diodor erreichte er Meroë, und Letzterer behauptet sogar, daß Kambyses es gegründet habe, was indessen ein Irrthum ist. Ja Herodot selbst macht Angaben, aus denen sich schließen läßt, daß er weit über Meroë hinaus bis in das Negerland gedrungen sei. Daß ihn oder einen Theil seiner Armee bei dem Rückzüge aus diesen fernen Gebieten in der Wüste ein Unglücksfall betraf, wie ihn Herodot die Truppen auf dem Wege nach der Oase erleiden läßt, wird wahrscheinlich dadurch, daß noch nach 500 Jahren sich die Sage erhalten hatte, daß das Heer des Kambyses in Sandhügeln 20 Meilen oberhalb Premnis am Nil verschüttet worden sei. Daß aber Kambyses in der Nähe von Premnis war, scheint dadurch bewiesen, daß der Platz noch ungefähr am Anfang unserer Aera „Markt des Kambyses" genannt wurde. Wir dürfen also wol annehmen, daß, wenn auch Unglücksfälle den König auf seinem Zuge betrafen, sein Zweck erreicht und wenigstens Napata mit seinem Gebiet dem Persischen Reich einverleibt wurde.

Herodot erzählt uns ferner, daß Kambyses durch die ihm zugestoßenen Unglücksfälle in die allerschlechteste Laune versetzt und geradezu ein sinnloser Wütherich geworden sei. Während seiner Abwesenheit war der Apis gestorben und gerade bei seiner Rückkehr jubelte ganz Aegypten, denn es hatte sich ein neuer „Gottstier" offenbart. Als der König vor Memphis ankam, feierte man gerade das Gotterfindungsfest, allein der mißtrauische Kambyses glaubte, man juble über seine Niederlage. Als man ihm den Grund des Festes erklärte, befahl er den Gott vorzuführen. Nun habe er das Schwert gezogen, es dem Apis in den Leib stoßen wollen, ihn aber in den Schenkel getroffen und lachend zu den entsetzten Priestern gesagt: „Ihr Elenden, sind das Götter, welche Blut und Fleisch haben und das Eisen fühlen? Solcher Gott ist der Aegypter werth. Ihr sollt mich aber nicht ungestraft zum Gespött machen." Er ließ die Priester auspeitschen und befahl Jeden zu tödten, der feiernd getroffen würde. Der Gottstier verendete und die

Kräfte brachte die Schlacht. Diese war eine gewaltige Entscheidungsschlacht, die sich über einen Raum von mehr als 100 Kilometer Länge und 50 Kilometer Breite hin, in Gestalt des Dreiecks Lodz, Petrikau, Kielce, ausdehnte. Sie begann am 11. September und dauerte bis zum 17. September. Am 11. September hatte die Armee des Generals von Mackensen, die General von Kathen, an ihrem linken Flügel, die Armee des Generals von Woyrsch, an ihrem rechten Flügel, die Armee des Generals von Scheffer, in der Mitte, die Linie Petrikau—Tomaschow—Inowlodz—Rzgow erreicht. Am 12. September stand die Armee des Generals von Mackensen mit ihrem linken Flügel bei Petrikau, mit ihrem rechten Flügel bei Tomaschow, die Armee des Generals von Scheffer bei Inowlodz, die Armee des Generals von Woyrsch bei Rzgow.

Schlachtfeld von Lodz. Nach einer Originalzeichnung von Professor Richard Knötel.

Wir geben hier einen Ausschnitt aus dem Schlachtfeld von Lodz, nach einer Originalzeichnung von Professor Richard Knötel.

Am 13. September wurde Petrikau von der Armee des Generals von Mackensen genommen. Am 14. September wurde Inowlodz von der Armee des Generals von Scheffer genommen. Am 15. September wurde Rzgow von der Armee des Generals von Woyrsch genommen. Am 16. September stand die Armee des Generals von Kathen, mit ihrem linken Flügel bei Petrikau, mit ihrem rechten Flügel bei Tomaschow, die Armee des Generals von Mackensen bei Tomaschow, die Armee des Generals von Scheffer bei Inowlodz, die Armee des Generals von Woyrsch bei Rzgow. Am 17. September wurde Petrikau von der Armee des Generals von Kathen genommen.

für den Herrn der Ewigkeit (Osiris) in der inneren Kammer des Tempels der Neith, wie alle Könige zuvor gethan hatten u. s. w. — Ich habe die Priester wieder eingesetzt in ihre alte Würde und habe ihnen auf Befehl des Königs reichen Besitz zu vollem Eigenthum für immer gegeben."

Diese unverdächtigen Beweise widerlegen die Berichte der Griechen, welche dem Kambyses feindlichen Quellen entstammen und für deren Unwahrheit die griechischen Geschichtschreiber nicht verantwortlich zu machen sind, so leichtsinnig sie auch sonst mit der Geschichte fremder Völker umgehen.

Den Bogen, welchen der Aethiopierkönig dem Kambyses sandte, erzählt Herodot, konnte kein Perser spannen; nur allein des Königs Bruder Smerdis (Bardija), der ihn nach Aegypten begleitet hatte, konnte ihn zwei Finger breit biegen. Dies und ein Traum habe des Kambyses Eifersucht und Mißtrauen erregt. Er habe Smerdis nach Hause geschickt und später seinen Vertrauten Prexaspes abgesendet, ihn zu ermorden, was derselbe gethan habe. Es wird ferner erzählt, daß Kambyses gegen die persische Sitte seine beiden Schwestern geheirathet und die eine, als sie hochschwanger war, im Zorn über eine Aeußerung mit dem Fuße getreten habe, woran sie gestorben sei.

Einst habe Kambyses, erzählt Herodot ebenfalls, zwölf der vornehmsten Perser wegen eines unbedeutenden Vergehens bis an den Hals in die Erde graben lassen. Von Krösos deshalb getadelt, habe er denselben tödten wollen. Die Umgebungen des Königs, die seine Art und Weise kannten, hätten den Krösos weggebracht und verborgen. Am andern Tage habe er nach Krösos gefragt und sei froh gewesen, diesen am Leben zu sehen, allein dessen ungehorsame Retter habe er hinrichten lassen.

Ein andermal fragte Kambyses den Prexaspes, was die Perser von ihm sagten. Derselbe antwortete, daß sein Lob aus aller Mund erschalle, fügte aber unbedachter Weise hinzu, man meine, er wäre dem Weine zu sehr ergeben. „Ich verstehe", antwortete Kambyses, „man glaubt, der Wein beraube mich meiner Sinne. Laß einmal sehen, ob das Volk Recht hat. Dort in der Ecke des Saales steht mein Mundschenk, dein Sohn. Wenn ich ihn mit diesem Pfeile gerade ins Herz treffe, so mußt du gestehen, daß mich die Perser verleumden; fehle ich, so will ich zugeben, daß sie die Wahrheit sprechen." Damit nahm Kambyses Bogen und Pfeil, zielte auf den Sohn des Höflings und traf ihn richtig mitten ins Herz.

Ein anderes Beispiel von der Grausamkeit des Königs, welches Herodot erzählt, und vielleicht das einzige wahre, ist folgendes: Ein persischer Richter Namens Sisamnes hatte sich zu einem ungerechten Urtheile bestechen lassen. Der Richter ward zur Strafe erdrosselt, seiner Leiche die Haut abgezogen und diese Haut wurde ausgespannt über dem Richterstuhl, auf welchem Oranes, der Sohn und Nachfolger des verurtheilten Richters, Recht zu sprechen hatte. Wahrlich, eine eindringliche Warnung für den Sohn und alle übrigen Richter.

Der Grund, weshalb wir hier diese Fabeln erzählen, ist, daß sie allgemein bekannt sind und uns in den Schulen als Geschichte vorgetragen wurden.

Nach dem Gesagten ist es unnütz, die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Geschichten zu untersuchen. Eine Beschuldigung ist indessen wahr: Kambyses hatte vor seinem Aufbruche nach Aegypten seinen Bruder Bardija umbringen lassen. Diese Thatsache wird durch seinen Nachfolger Dareios auf einer Inschrift bestätigt: in derselben heißt es: „Kambudschija, der Sohn des Kurus, war von unserem Geschlechte, war vorher hier König. Dieser Kambudschija hatte einen Bruder, Bardija mit Namen, von gleichem Vater und gleicher Mutter wie Kambudschija. Eines Tages tödtete Kambudschija jenen Bardija. Als Kambudschija den Bardija getödtet, wußte das Volk nicht, daß Bardija getödtet war. Darauf zog Kambudschija gegen Aegypten. Als Kambudschija nach Aegypten gezogen war, wurde das Volk aufrührerisch, und die Lüge nahm zu, sowol in Persien als in Medien und den übrigen Provinzen. Da war ein Mann, ein Magier, Gaumata mit Namen:

von Piſiſjauvada aus lehnte er ſich auf, vom Gebirge Arakadris, das dort iſt. Es war im Monat Vijakhna, am vierzehnten Tage, als er ſich auflehnte. Er log gegen die Leute: ich bin Bardija, Sohn des Kurus, Bruder des Kambudſchija. Darauf wurde das ganze Reich aufrühreriſch gegen Kambudſchija: es trat zu jenem über, ſowol Perſien als Medien und die übrigen Provinzen. Er eignete ſie ſich an, er war König, er ergriff die Herrſchaft. Im Monat Garmagada, am neunten Tage, da war es, da ergriff er die Herrſchaft. Darauf ſtarb Kambudſchija, indem er ſich ſelbſt tödtete."

Dieſe Inſchrift erzählt kurz und unzweifelhaft wahr die Geſchichte. Die vierjährige Abweſenheit des Kambyſes entfremdete ihn ſeinen Unterthanen. Beliebt wie Kyros war er bei den Perſern nie; jenem gaben ſie den Beinamen „Vater", dieſem „Herr". Der Brudermord mag dem Könige Gewiſſensbiſſe verurſacht und er verſucht haben, ſie mit Wein zu übertäuben. Jähzornig von Natur, mag er im Rauſche es noch mehr geweſen ſein und manche raſche That verübt haben; allein in Bezug auf ſein Verfahren gegen die beſiegten Aegypter kann man ihm nichts vorwerfen; er beſtrebte ſich im Geiſte ſeines Vaters zu handeln.

Als Kambyſes die Nachricht von dem Aufſtande des Gaumata erhielt, der ſich für Bardija ausgab, ernannte er einen Satrapen für Aegypten und wollte nach Perſien eilen, den Betrüger zu entlarven. Das konnte er aber nur, wenn er ſich als Brudermörder bekannte, und dann fragte es ſich noch, ob man nicht glauben würde, daß er dies nur thue, um dieſen Bruder zu verdrängen. Gewiſſensbiſſe über den veranlaßten Mord mögen dazu gekommen ſein und ihn zu dem Entſchluſſe geführt haben, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Herodot erzählt, daß er, als er zu Pferde ſtieg, ſich mit ſeinem Dolche zufällig im Schenkel verwundete, „gerade an der Stelle, wo er den Apis getroffen hatte". Dieſer Unglücksfall ſei an einem Orte geſchehen, „der Egbatana hieß, und als Kambyſes dies erfuhr, wußte er, daß ſein Schickſal erfüllt ſei" (das iſt des Geſchichtſchreibers Herodot Steckenpferd!); denn ein Orakel hatte ihm verkündet, daß er in Egbatana ſterben werde, wobei er natürlich an ſeine mediſche Hauptſtadt dachte. An dieſer Wunde ſei der König nach zwanzig Tagen geſtorben.

Wir glauben mehr dem Dareios. Ehe er ſtarb, geſtand Kambyſes den Brudermord den perſiſchen Fürſten und forderte ſie auf, gut zu machen, was er gefehlt habe. So ſtarb Kambyſes, nachdem er ſieben Jahre und fünf Monate regiert hatte.

Der falſche Bardija (Smerdis). Die Geſchichte vom „falſchen Smerdis", wie ſie Herodot erzählt, iſt offenbar aus altperſiſchen oder mediſchen Gedichten in griechiſcher Weiſe zuſammengeſtellt. Wir führen ſie nur ganz in der Kürze an: Die vornehmen Perſer glaubten nicht, daß das Geſtändniß des Kambyſes auf Wahrheit beruhe, ſondern nur aus Haß gegen den Bruder gemacht worden ſei, und wurden in dieſer Anſicht beſtärkt dadurch, daß Prexaspes leugnete, den Mord begangen zu haben, weil er die Rache dafür fürchtete, daß er (wenn auch im Auftrage des Königs) einen Sohn des Kyros getödtet. Die perſiſchen Fürſten hielten daher den Uſurpator für den wirklichen Smerdis. Um ſich bei dem Volke beliebt zu machen, habe dieſer für drei Jahre die Abgaben erlaſſen.

Der Betrug ſei endlich durch Otanes entdeckt worden. Die Tochter deſſelben ſei des Kambyſes Weib geweſen, und wie der ganze übrige Harem in den Beſitz des Smerdis übergegangen. Otanes wollte wiſſen, ob der neue König der wahre Bruder des Kambyſes ſei, oder der ihm gleichnamige und ähnlich ſehende Magier Smerdis, dem einſt Kyros wegen eines Verbrechens hatte die Ohren abſchneiden laſſen. Durch die Tochter erfuhr Otanes, daß der König keine Ohren habe, alſo ein Betrüger ſei; ſie hatte dies, als ſie bei demſelben ſchlief, entdeckt.

Otanes habe darauf das Geheimniß fünf anderen vornehmen Perſern mitgetheilt und auch dem Dareios, dem Sohne des Hyſtaspes, welcher Vorſteher von Perſien war, der aber die Sache bereits wußte. Der Mord des Uſurpators wurde beſchloſſen, da auch Gobryas, der Schwiegervater des Dareios, dieſem darin beiſtimmte, daß man ſchnell

handeln und nicht viel vorsichtig bedenken müsse, wie Otanes wollte. Die sieben angesehenen Männer kamen leicht durch die Wachen des Palastes; allein die Verschnittenen an der Thür widerstanden und wurden niedergestoßen. Man drang in das königliche Gemach, wo der falsche Smerdis und der andere Magier, sein Gehülfe, sich befanden. Nach kurzem Kampfe wurde der Betrüger von Dareios getödtet. Man schnitt den Magiern die Köpfe ab, zeigte sie dem Volke, welches, empört über den gespielten Betrug, viele Magier ermordete." So weit Herodot.

Die Perserfürsten haben schwerlich an dem Geständnisse des Kambyses gezweifelt und wußten daher, daß der sich für dessen Bruder ausgebende Mann ein Betrüger war. Da dieser aber von den Persern und Medern für den richtigen Bardija gehalten wurde, so mußte man mit Behutsamkeit verfahren. Der Usurpator hielt sich in Medien auf, erstlich weil er dort im schlimmsten Falle mehr Unterstützung bei den Magiern fand, und dann auch, weil man in Persien den richtigen Bardija genau kannte. Hystaspes und Dareios waren aber die natürlichen Oberhäupter einer Verschwörung, denn Hystaspes war, da Kambyses weder einen Sohn noch eine Tochter hatte, unstreitig der Thronerbe, wie sich aus folgender Stammtafel ergiebt:

Achämenes (Hakhamanis)
|
Teispes (Tschaispis)

Kambyses (Kambudschija)		Ariaramnes (Arijaramna)
|		|
Kyros (Kurus)		Arsames (Arsama)
|		|
Kambyses (Kambudschija)	Bardija (Smerdis)	Hystaspes (Vistaçpa)
		|
		Dareios (Darajavis)

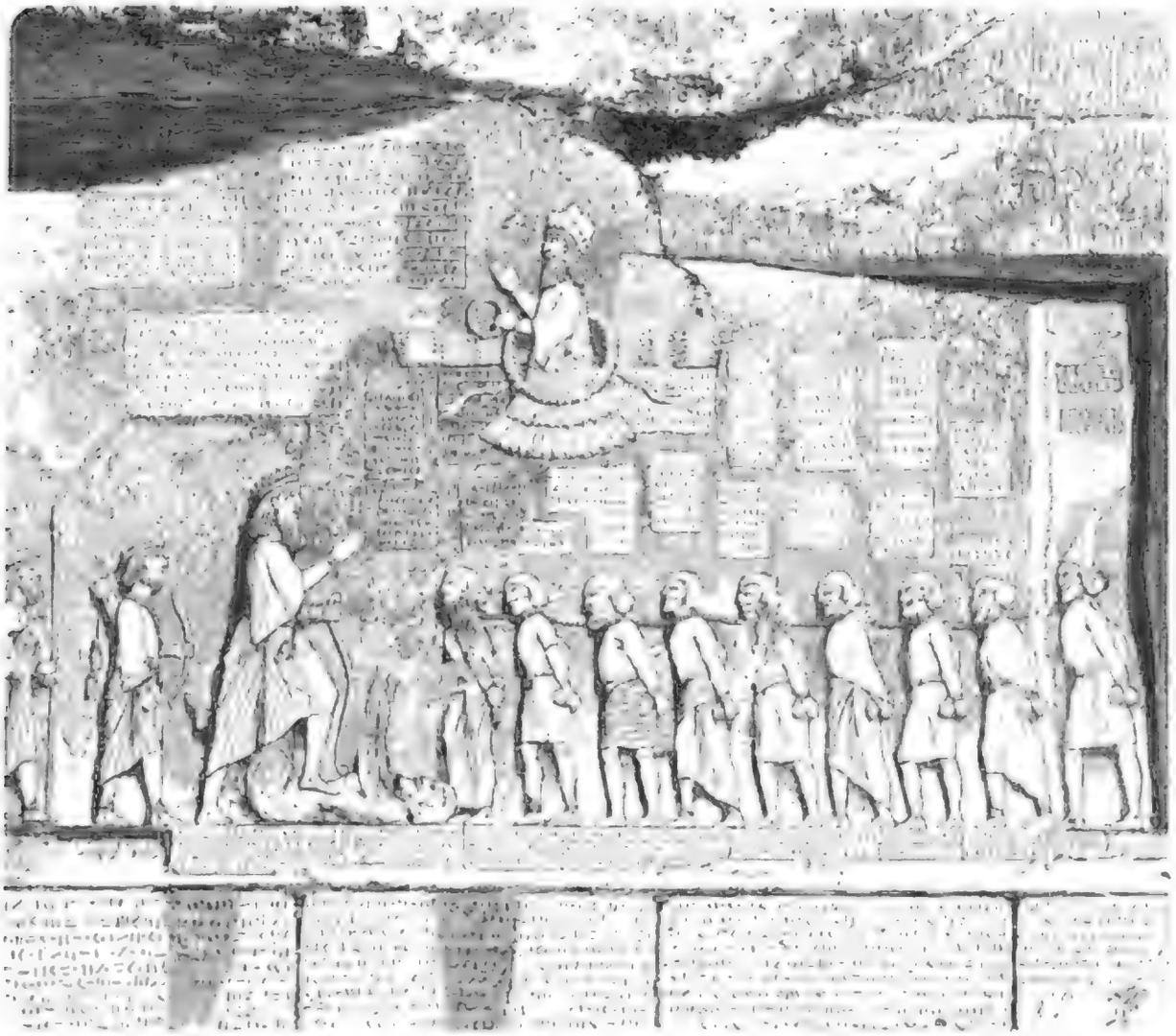
Ein offenes Auftreten gegen den Usurpator würde nur einen Krieg zwischen Medien und Persien erzeugt haben; war aber der angebliche Bruder des Kambyses beseitigt, so war es leicht, dem rechtmäßigen Erben Anerkennung zu verschaffen.

Wollte der falsche Bardija für einen Achämeniden gelten, so konnte er den sieben persischen Fürsten nicht die Vorrechte derselben verweigern. Dazu gehörte die ihnen zu tragen gestattete königliche Tiara und das Recht, zu jeder Zeit unangemeldet in den Palast des Königs zu gehen. Mißglückte die kühne That, so war allerdings das Leben der Verschwörer verloren; allein dann galt es noch immer, die Waffen entscheiden zu lassen und den rechtmäßigen Erben zum Throne zu verhelfen, denn Dareios hatte bereits drei Söhne von seiner Gemahlin, der Tochter des persischen Fürsten Gobryas.

Dareios selbst berichtet den Hergang der Sache in einer Inschrift wie folgt:

„Mein Vater war Vistaçpa, des Vistaçpa Vater Arsama, des Arsama Vater Arijaramna, der Vater des Arijaramna Tschaispis, des Tschaispis Vater Hakhamanis (siehe oben). Von Alters her waren wir Könige. Dieser Gaumata log. Er sprach: Ich bin Bardija, der Sohn des Kurus, ich bin König. Es war Niemand, weder ein Perser, noch ein Meder, noch einer von unserm Geschlecht, der dem Gaumata, dem Magier, die Herrschaft entrissen hätte. Das Volk fürchtete ihn wegen seiner Härte: er möchte viele Leute tödten, die den Bardija gekannt hatten, damit man nicht erkenne, daß er nicht Bardija, der Sohn des Kurus, sei. Niemand wagte etwas gegen Gaumata, den Magier, zu unternehmen, bis ich kam. Danach rief ich Auramazda um Hülfe an; Auramazda gewährte mir Beistand. Es ist eine Burg, Çikathauvatis mit Namen, in der Landschaft Nigaja in Medien, dort tödtete ich mit ergebenen Männern jenen Gaumata, den Magier, und Die, welche seine vornehmsten Anhänger waren. Im Monat Bagajadis, am zehnten Tage, da war es. Ich tödtete ihn, ich nahm ihm die Herrschaft ab. Durch die Gnade Auramazda's wurde ich

König, Auramazda übergab mir das Reich. Die Herrſchaft, die unſerm Stamm entriſſen war, ſtellte ich wieder her. Was hinweggebracht war, brachte ich wieder herbei, wie es früher war. Durch die Gnade Auramazda's habe ich das gethan. Ich habe gearbeitet, bis ich dieſes unſer Geſchlecht wieder an ſeinen Platz geſtellt hatte. Wie es früher war, als Gaumata, der Magier, unſer Geſchlecht noch nicht beraubt hatte, ſo bewirkte ich es wieder.



Inſchrift von Biſutan. Der falſche Smerdis vor Dareios I.

„Dies ſind die Männer, welche damals dort waren, als ich Gaumata, den Magier, der ſich Bardija nannte, tödtete; damals halfen dieſe Männer mir als meine Anhänger: Vindafrana (Herodot nennt ihn Jetaphernes), der Sohn des Vajaçpara, ein Perſer; Utana (Otanes), der Sohn des Thukhra, ein Perſer; Gaubaruva (Gobryas), der Sohn des Mardunija, ein Perſer; Vidarna (Hydarnes), der Sohn des Bagabigna, ein Perſer; Bagabukhſa (Megabyzos), der Sohn des Daduhja, ein Perſer; Ardumanis, der Sohn des Vachuka, ein Perſer."

So endete die Herrſchaft des Gaumata, neun Monate nach ſeinem Aufſtande und ſieben nach dem Tode des Kambyſes im Jahre 522 v. Chr.

Dareios I. (521—485 v. Chr.) Der Vater des Dareios, Hyſtaspes, welcher der eigentliche Thronerbe war, folgte wahrſcheinlich dem Beiſpiele, welches ihm der Vater des Kyros gegeben hatte, und überließ ſeinem jungen und kräftigen Sohne den Thron. Er ſelbſt nahm noch unter der Regierung dieſes Sohnes eine bedeutende Stellung ein und zeichnete ſich in derſelben auch ganz beſonders aus.

Herodot und andere griechiſche Geſchichtſchreiber laſſen Dareios nicht ſo ohne Umſtände auf den Thron gelangen. Nach langen Debatten zwiſchen den ſieben Fürſten

Persiens über die Verfassung (Debatten, welche offenbar Erfindung sind) seien dieselben übereingekommen, Denjenigen unter ihnen zum König zu wählen, dessen Pferd am andern Morgen in der Vorstadt beim Aufgange der Sonne zuerst wiehern werde. Der Stallmeister des Dareios habe nun folgende List gebraucht. Am Abend vor dem Entscheidungsmorgen habe er am Eingange der Vorstadt den Hengst des Dareios zu einer Stute geführt. Als die Fürsten am andern Morgen der aufgehenden Sonne entgegen ritten und an die Stelle kamen, wo der Hengst am Abend zu der Stute geführt war, begann derselbe laut zu wiehern. Herodot läßt auch noch Zeus mitreden, denn in demselben Augenblicke, sagt er, donnerte und blitzte es. Die Fürsten sprangen sogleich von den Pferden und begrüßten den Dareios als ihren König.

Als Dareios die Regierung antrat, war er 36 Jahre alt. Daß er ein entschlossener, kräftiger Mann, hatte er bewiesen, und das Persische Reich bedurfte eines solchen. Während der langen Abwesenheit des Kambyses hatten sich die Satrapen wahrscheinlich allerlei Bedrückungen erlaubt, da sie Niemand kontrolirte; und Gaumata hatte sich während seiner kurzen Regierung durch Erlaß aller Steuern und milde Behandlung sehr beliebt gemacht. Mit dem neuen Herrscher aus dem Hause der Achämeniden war aber zu erwarten, daß die alte Ordnung wieder hergestellt würde, und man war mit dem Wechsel weder in Susa, noch in Babylon, noch in Medien sehr zufrieden: kurz überall gährte es.

Auch die persischen Fürsten, welche dem Dareios auf den Thron geholfen und Theil an der Ermordung des Gaumata gehabt hatten, gründeten, scheint es, darauf Ansprüche, welche sich mit dem Ansehen des Königs nicht vertrugen. Der Eine derselben, Vindafrana (Intaphernes), der bei jener Gelegenheit im Kampfe ein Auge eingebüßt hatte, mochte denken, daß er sich deshalb mehr herausnehmen könne als ein Anderer. Als er einst mit Dareios zu sprechen hatte, wollte man ihn nicht einlassen, weil der König bei einem Weibe sei. Der Fürst glaubte es nicht, sondern meinte, man wolle ihm nur die ihm rechtmäßig zukommende Ehre vorenthalten, und wurde wüthend. Er hieb dem Thürsteher und Anmelder Nase und Ohren ab, reihte sie auf seinen Zaum und hing sie als Zierrath seinem Pferde um den Hals.

Als Dareios erkundet hatte, daß die anderen Fürsten bei dieser Beleidigung des Königs nicht mit betheiligt waren, beschloß er zu zeigen, daß er die Geringschätzung der königlichen Würde an Jedem zu rächen wisse. Vindafrana mit seiner ganzen Familie wurde verhaftet und hingerichtet. Der Gattin des Vindafrana gelang es indessen, ihren Bruder und ihren ältesten Sohn frei zu bitten.

Der Satrap von Kleinasien Orontes hatte sich große Eigenmächtigkeiten erlaubt. Um Samos zu gewinnen, hatte er den Polykrates nach Magnesia gelockt und dort kreuzigen lassen. Er erklärte sich für Gaumata und mißhandelte den Boten des Dareios. Ein Krieg war mißlich; das Beispiel Kleinasiens konnte ansteckend wirken. Dareios zog daher einen andern Weg vor. Er verurtheilte Orontes zum Tode und forderte Freiwillige auf, das Urtheil zu vollstrecken. Es meldeten sich dreißig. Das Los traf Bagäos, den Sohn des Orontes. Er handelte kühn und entschlossen. Als er sah, daß die persische Besatzung der Burg von Sardes dem Könige Dareios Ehrfurcht zollte, las er ihr das Schreiben des Königs vor, welches befahl, Orontes zu tödten, worauf dieser Befehl sogleich von der Besatzung vollzogen wurde.

Susiana war die erste Provinz, welche sich unter der Führung eines Mannes Namens Atrina empörte, und diesem Beispiele folgte sehr bald Babylon (520). Der Anführer des Aufstandes war ein Babylonier Naditabira, welcher sagte, er sei Nabukadratschara (Nabukudurussur), Sohn des Nabunita (Nabonetes). Der Aufstand in Susiana wurde unterdrückt und Atrina hingerichtet; allein Babylon ward nicht so leicht bezwungen.

Den Gang der Begebenheiten erfahren wir am besten in der Kürze durch die Inschrift des Dareios, die wir schon mehrmals angeführt haben, und die uns zuverlässiger

ſcheint als jede griechiſche Nachricht; denn Lügen war bei den Perſern eines der verabſcheuungswürdigſten Verbrechen, und wir können nicht annehmen, daß ihr König in Stein gelogen haben ſollte! Die Inſchriften aſſyriſcher Könige mochten es mit der Wahrheit nicht ſo buchſtäblich nehmen, wenigſtens gefallen ſie ſich in pomphaftem Selbſtlob und offenbaren Uebertreibungen, während die des Dareios durch ihre Einfachheit ſich auszeichnen. Es heißt darin alſo: „Darauf zog ich nach Babylonien gegen jenen Naditabira, der ſich Nabukadratſchara nannte. Das Heer des Naditabira hielt den Tigris, dort ſtellte es ſich auf mit Schiffen; die Geſammtmacht hielt den Tigris beſetzt. Auramazda brachte mir Beiſtand; durch die Gnade Auramazda's ſetzte ich über den Tigris, dort ſchlug ich das Heer des Naditabira ſehr. Am 27. des Monats Atrijadija (am 26. des Monats Kisleu) da war es, da lieferten wir die Schlacht. Nunmehr zog ich gegen Babylon. Als ich gegen Babylon herankam, da iſt eine Stadt mit Namen Zazana am Euphrat, dorthin war dieſer Naditabira, der ſich Nabukadratſchara nannte, mit dem Heere gegangen, mir eine Schlacht zu liefern. Nunmehr lieferten wir die Schlacht. Auramazda brachte mir Beiſtand, durch die Gnade Auramazda's ſchlug ich das Heer des Naditabira ſehr. Der Feind wurde in das Waſſer getrieben, das Waſſer riß ihn fort, am zweiten Tage des Monats Anamaka, da lieferten wir die Schlacht. Hierauf ging Naditabira mit ſeinen getreuen Kriegern (mit wenigen Leuten) nach Babylon, dann ging ich nach Babylon. Durch die Gnade Auramazda's nahm ich Babylon ein und jenen Naditabira gefangen. Hierauf tödtete ich jenen Naditabira zu Babylon. Während ich in Babylonien war, wurden von mir abtrünnig dieſe Provinzen: „Perſien, Suſiana, Medien, Aſſyrien, Armenien, Parthien, Margiana, die Sattagyden, die Saken."

Perſiſcher König auf ſeinem Thron. Relief aus dem Thronſaal des Dareios.

Herodot erzählt uns auch von dieſer Belagerung und Einnahme von Babylon eine Geſchichte, in der, wie gewöhnlich, Wahrheit reichlich mit Dichtung gemiſcht ſein wird. Babylon habe ſich ſchon ſeit langer Zeit zum Aufſtand vorbereitet. Unter dieſen Vorbereitungen zur Vertheidigung finden wir auch die barbariſche Maßregel, durch welche zur Erſparung der Lebensmittel ſämmtliche Weiber, Kinder und Greiſe umgebracht wurden. Nur ein Weib oder eine Magd zur Beſorgung des Hausweſens blieb in jeder Familie verſchont. Man hatte ſich zu einem Kampfe auf Leben und Tod gerüſtet.

Ein ganzes Jahr und ſieben Monate, heißt es, habe Dareios bereits vor Babylon gelegen und noch keine Fortſchritte gemacht, als ein treuer Diener durch ſeine unerhörte Aufopferung ihm zur Einnahme der Stadt verhalf.

Zopyros, ein Sohn des Megabyzos, hatte infolge eines Zufalles, der ihm eine Mahnung des Himmels ſchien, den Entſchluß gefaßt, ſich für die Einnahme von Babylon zu opfern. Die Babylonier hatten nämlich den Perſern ſpottend zugerufen: „Was liegt

ihr hier, ihr Perser? Geht nach Hause, denn Babylon werdet ihr nur einnehmen, wenn einmal die Maulesel gebären!" Als nun bald darauf eine Mauleselin des Zopyros wirklich ein Junges bekam, sah dieser darin eine Aufforderung für sich, für die Einnahme der belagerten Stadt zu wirken, und führte folgenden Plan aus:

Er schor sich nach Sklavenart sein Haupt kahl, schnitt sich Ohren und Nase ab und geißelte sich den Rücken blutig. In diesem Zustande ging er zu Dareios und entdeckte diesem sein Vorhaben. Er wollte nämlich nach Babylon fliehen, dort vorgeben, Dareios habe ihn also gemißhandelt, durch die heftigsten Reden gegen diesen das Vertrauen der Babylonier erwerben und es so weit bringen, daß man ihm einen Theil des Heeres übergebe. Dann wollte er mit diesem drei Ausfälle gegen Dareios machen, und der König solle ihm dabei die schlechtesten Truppen entgegenstellen, damit Zopyros sie ohne Mühe schlagen könne. Dann, wenn er dadurch das volle Vertrauen der Babylonier erworben, werde er dem Dareios die Thore öffnen.

Der Plan gelang vollständig. Dareios nahm Babylon ein: aber der Preis, um welchen er den Sieg erkauft, schien dem Könige fast zu groß und wehmüthig rief er nach der Einnahme aus: „Ich wollte zehn Babylons opfern, wenn ich dadurch dem edlen Zopyros die verlorenen Glieder wieder geben könnte!"

Um diesen für das gebrachte Opfer einigermaßen zu entschädigen, gab ihm Dareios die Statthalterschaft von Babylon und alle Einkünfte der Provinz für die ganze Zeit seines Lebens.

Der falsche Nebukadnezar wurde mit 3000 angesehenen Babyloniern gepfählt. Die Mauern und die Thore der Stadt wurden niedergerissen, sonst aber dieselbe den Babyloniern wiedergegeben. Da sie keine Weiber hatten, so gab Dareios den benachbarten Völkern auf, jedes eine Anzahl Weiber, im Ganzen 50,000, nach Babylon zu schicken.

Daß sich Zopyros bei der Belagerung ausgezeichnet haben muß, geht wol aus der ihm ertheilten Belohnung hervor, die er noch unter des Dareios' Nachfolger Xerxes behielt, bis er in einem zweiten Aufstande der Babylonier das Leben verlor.

Daß auch die Belagerung lange dauerte, geht schon aus der oben erwähnten Inschrift hervor, denn während derselben fielen alle genannten Provinzen ab. Persien war in der höchsten Gefahr zu zerfallen, und es ist nicht so unwahrscheinlich, daß diese Gefahr einem edlen Perser den Gedanken einer Aufopferung eingegeben haben könne, wie ihn Zopyros nach Herodot ausführte. Das aus Medern und Persern bestehende Heer blieb dem Dareios treu, während sich ihre Länder empörten. In Medien, Armenien und Assyrien erkannte man einen Fravartis (Phraortes) als König an, der von Uvakhschathra (Kyaxares) abstammen wollte und als König den Namen Khschatrita annahm.

In Elam hatte man abermals einen Perser Namens Martija zum Könige gemacht, unter dem Namen Ummar (oder Imani), und in Persien trat wieder ein Pseudo-Bardija auf. Genüge es zu sagen, daß alle diese Aufstände durch Dareios selbst oder seine Feldherrn besiegt wurden. In der Inschrift lesen wir: „Nachdem die Könige abtrünnig geworden, da lieferte ich 19 Schlachten; neun Könige nahm ich gefangen: den Gaumata, den Atrina, den Naditabira, den Martija, den Farvartis, den Tsithitratakhma, den Frada, den Vahzagdata, den Arakha." Dieser Arakha stand an der Spitze eines neuen Aufstandes in Babylonien und gab sich ebenfalls für einen Sohn des Nabonetes aus. Zugleich mit den Babyloniern hatten sich auch die Elamiten wieder empört.

Endlich, 518 v. Chr., war Dareios I. wieder wirklicher König des Reiches. Er hatte es sich neu erobern müssen. Zum Gedächtniß an diese schwere Zeit und seinen Sieg ließ er im Choaspesthale in Medien ein großes Stück einer ungeheuren Felswand glätten und poliren und ein Relief mit Inschriften in Keilschrift einhauen. Am Fuß des Felsens, wo eine Quelle sprudelt, ließ er ein „Paradies", das heißt einen schönen Garten anlegen, welcher 12 Stadien im Umfange hatte.

Das Relief zeigt den König Dareios mit einem Gewande, welches vorn über die Kniee herunter bis auf die halbe Wade reicht. Auf dem Kopf mit langem Haar trägt er einen einfachen Reif mit Zinken, an den Armen Ringe, und sein Bart ist wohl gekräuselt. Hinter ihm steht ein Bogen- und ein Lanzenträger. Mit dem rechten Fuß tritt der König auf einen am Boden liegenden Mann, den die Unterschrift als den Betrüger und Lügner Gaumata kennzeichnet. Dem Dareios gegenüber stehen hinter einander neun baarhäuptige gebundene Könige in verschiedenen Trachten; der eine hat eine spitze Mütze auf. Unter ihnen stehen ihre Namen.

Ueber dem ganzen Bilde schwebt Auramazda, ein ernster Greis mit langem Haar und Bart, sichtbar bis an die Kniee und in einem geflügelten Ringe. Am Schluß der Inschrift heißt es: „Was ich gethan habe, habe ich durch Auramazda's Gnade gethan. Auramazda brachte mir Beistand und die anderen Götter, welche es giebt, weil ich nicht feindselig, weil ich kein Lügner und nicht übermüthig war. Du, der du diese Inschrift lesen wirst, möge sie dir, was ich gethan habe, verkünden. Halte es nicht für eine Lüge. Diese Länder, welche mir abtrünnig wurden, die Lüge hat sie abtrünnig gemacht. Du, der du nachher König sein wirst, wahre dich sehr vor der Lüge. Den Menschen, der Lügner sein wird, den strafe streng, wenn du denkst: mein Land soll unversehrt sein. Du, der du nachher diese Tafel siehest, zerstöre sie nicht. Bewahrst du sie, so lange du lebst, so möge Auramazda dir günstig, dein Geschlecht möge zahlreich sein, du lange leben, und Auramazda möge gelingen lassen, was du unternimmst. Zerstörst du diese Tafel, so möge Auramazda dich schlagen, dein Geschlecht zu Grunde gehen, und was du thust, das möge Auramazda vereiteln."

Nachdem nun Dareios die verschiedenen Empörungen besiegt hatte, theilte er sein ungeheures Reich in Satrapien und regelte die Verwaltung, wovon wir in der Kulturgeschichte Näheres berichten werden. Ueber diese Anordnungen gingen mehrere Jahre hin, und wenn es auch in dem ungeheuern Reiche nie an Krieg fehlte, so dachte doch Dareios erst ungefähr zwischen den Jahren 515 und 512 daran, sein Reich noch weiter auszudehnen. Wir haben gesehen, daß es schon unter Kyros bis an den Indos reichte. Das Pendschab lag einladend vor ihm da. Er nahm das Land ein, vereinigte es mit seinem Reiche und sandte Kundschafter aus, um die Gebiete weiter südlich untersuchen zu lassen. Warum er nicht weiter nach dem Ganges vordrang, wissen wir nicht.

Es wurde in Peukehla eine Flotte gebaut und unter dem Befehl eines Griechen, Skylax aus Karyanda in Karien, fuhr dieselbe den Indos hinunter bis zur Mündung; man unterwarf auf dieser Fahrt die dem Ufer nahe wohnenden Stämme. Im Meer angekommen, segelte die Flotte nach Westen, umschiffte Arabien und kam nach 30 Monaten an der Nordwestspitze des Arabischen Meerbusens bei Heroonpolis an. Die Erfahrungen dieser Expedition benutzend, unterwarf Dareios das nördliche Indien vom rechten Ufer des Indos an bis zu der Region des Himalaja.

Was Dareios bewog, den Osten fallen zu lassen und seine eroberungssüchtigen Augen nach Norden und Westen zu richten, wissen wir nicht. Zuerst ließ er den Otanes die Insel Samos einnehmen, wo ein Freund des von dem Satrapen von Lydien beseitigten Polykrates herrschte. Dieser mußte sich ergeben; allein sein thörichter Bruder beging eine Verrätherei gegen die auf den Vertrag bauenden Perser, und Otanes, wüthend darüber, ließ die Stadt verbrennen, wobei auch der Tempel der Hera, nach dem zu Ephesos das größte Bauwerk der Hellenen, sehr beschädigt wurde. Die Herrschaft über Samos erhielt Syloson, ein Bruder des Polykrates, von Letzterem verbannt: er hatte einst in Aegypten dem jungen Prinzen Dareios einen rothen Mantel geschenkt, welchen derselbe ihm erst abkaufen wollte. Dieser Dienst, an welchen er den mächtigen König der Könige zu erinnern wußte, trug ihm die Herrschaft ein. Es mag dies schon vor dem indischen Zuge gewesen sein. Es ist sehr schwierig, die Reihenfolge der Thaten des Königs zu bestimmen.

Mag sein, daß es Dareios reizte, die Völker zu unterwerfen, welche der große Kyros nicht hatte unterwerfen können, oder vielleicht bewog ihn auch dazu das Verlangen, sein Reich nach Norden hin besser zu sichern. Er beschloß einen Feldzug gegen die Skythen.

Waren diese besiegt, dann konnte er mit mehr Sicherheit seinen Plan gegen Europa verfolgen. Zunächst sandte er den Satrapen von Kappadokien aus, um die Nordküste des Schwarzen Meeres etwas genauer zu untersuchen. Dieser brachte eine Anzahl Gefangene mit, welche Auskunft über die Beschaffenheit des nördlich gelegenen Landes und der Völker dort geben mußten.

Skythen. Welche Landstrecken die alten Völker unter dem Namen Skythien begriffen, haben wir schon früher angedeutet. Wie alle die unbekannten Länder südlich von Aegypten Aethiopien genannt wurden, so hießen diejenigen, welche sich nördlich von Mittelasien und zwischen dem Pontos Euxeinos und dem Kaspischen Meere nach Norden erstreckten, im Allgemeinen Skythien, und die dort wohnenden wilden und kriegerischen Völkerstämme Skythen. Die Zahl dieser Völkerstämme war außerordentlich groß, und die geopraphische Lage ihrer Wohnplätze so unbestimmt, daß wir uns damit begnügen, nur einige der vorzüglicheren Skythenstämme namentlich aufzuführen:

Die Kallipiden und Alazoner, zunächst dem Borysthenes (dem heutigen Dnjeprfluß) wohnend, trieben neben der Viehzucht auch einigen Ackerbau.

Die ackerbauenden Skythen, nördlich von den vorigen, scheinen, wie ihr Name andeutet, sich ausschließlich mit Feldbau beschäftigt zu haben.

Die Androphagen (Menschenfresser) bewohnten die nordöstlichsten Gegenden vom Borysthenes und zeichneten sich durch Rohheit und Wildheit vor allen übrigen skythischen Völkern aus.

Die Wanderskythen, nördlich von der Halbinsel Tauros, galten als ein wildes Nomadenvolk, das weder pflügte noch säete.

Die königlichen Skythen, die Gegenden am Tanais (dem heutigen Donfluß) bewohnend, bildeten den angesehensten und zahlreichsten Skythenstamm. Sie betrachteten alle übrigen Stämme als ihnen untergeben und dienstbar.

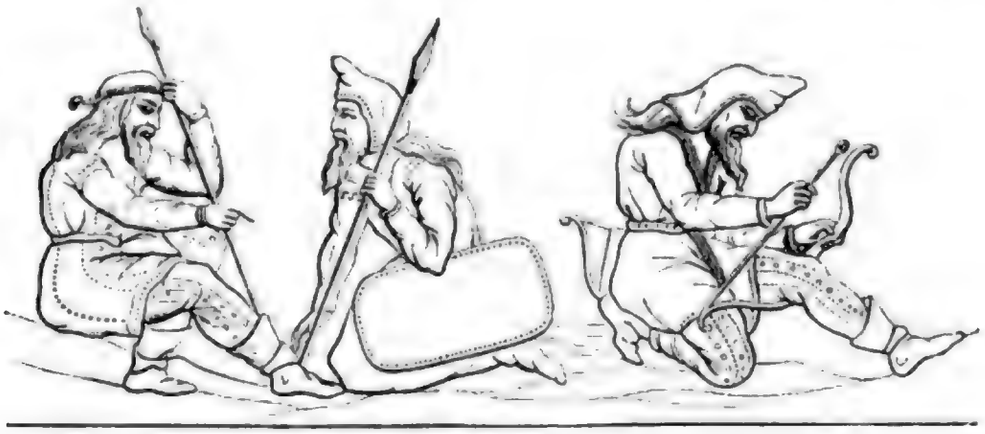
Schon oft hatten sich die Skythen in verheerenden Zügen über Klein- und Mittelasien ergossen, wovon wir in der früheren Erzählung bereits Kunde gegeben. Diese Streifereien, verbunden mit dem jetzt Angeführten, lassen uns die Skythen als ein durchaus rohes, wildes und kriegslustiges Volk erscheinen, bei dem keine Art Kultur Eingang finden konnte. Selbst die Religion desselben scheint sich hauptsächlich auf die rohe Verehrung eines Kriegsgottes beschränkt zu haben, dem man in jedem Gau eine Art Altar errichtete. Man warf nämlich eine Menge Reisbündel zusammen, daß sie einen viereckigen, auf drei Seiten steilen, auf der vierten aber schrägen Haufen bildeten, und steckte auf die obere ebene Fläche desselben ein altes eisernes Schwert als Sinnbild des Kriegsgottes auf. Diesem eigenthümlichen Götzen brachte man alljährlich Opfer von Vieh, besonders waren Pferde hierzu bestimmt.

Die Sitten der Skythen entsprachen natürlich ihrem wilden Kriegerleben. Feinde zu erschlagen, war ihr einziger Lebenszweck, und die Zahl der Erschlagenen war der Maßstab für Ehre, Ansehn und Würde. Der hundertste Mann aller Gefangenen wurde geopfert. Wer sich der Gefangenschaft widersetzte, wurde niedergehauen, und sein der Haut beraubter Schädel mußte entweder als Trinkgeschirr oder als Zierrath für das Zaumzeug des Siegers dienen. Wenn ein Skythe den ersten Feind erlegte, so mußte er von dessen Blute trinken. Alle Köpfe, welche die Krieger den getödteten Feinden abgeschlagen hatten, mußten dem Könige überbracht werden, und nach der Zahl der von Jedem überbrachten Schädel wurde sein Antheil an der Beute bestimmt. Wer nur einen Kopf überbrachte, blieb ausgeschlossen von der Theilung. Alljährlich wurde ein Fest gefeiert, an welchem alle Skythen eines Gaues Theil nahmen; aber nur Diejenigen, welche einen Feind erschlagen

hatten, genossen die Ehre, aus dem Weinkruge zu trinken, welchen der Vorsteher des Gaues spendete; die übrigen mußten, jeder Ehrenbezeigung ledig, bei Seite sitzen.

Eine eigene Förmlichkeit beobachtete das Volk bei der Abschließung eines Bündnisses. Jeder der Verbündeten ritzte sich die Haut auf, ließ einige Tropfen seines Blutes in einen gemeinschaftlichen Napf mit Wein fließen, tauchte sein Schwert in diese Mischung und trank hierauf davon unter Hersagung gewisser Gebetformeln. Damit war das Bündniß besiegelt.

Den eigenthümlichsten und zugleich rohesten Gebrauch, eine abscheulichere Barbarei, als die Wittwenverbrennung der Inder, finden wir bei dem Begräbnisse der skythischen Könige. Der Gestorbene wurde einbalsamirt und mit Wachs überzogen. Die Leiche wurde sodann durch alle Gauen, über die der Verstorbene geherrscht hatte, umher geführt, und Jeder, welcher den Trauerzug sah, mußte sich Stirn und Nase zerfleischen und einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. Alsdann wurde der Leichnam begraben, und mit ihm zugleich auch eine der Frauen, der Mundschenk, der Koch, der Stallmeister und die übrigen nächsten Diener des gestorbenen Königs. Aber an diesen Opfern war es der königlichen Leiche nicht genug. Ein Jahr nachher wurden noch fünfzig der besten Diener des Königs und fünfzig seiner schönsten Pferde erdrosselt, um — ausgestopft zu werden und als Reiterstatuen im Kreise das Grab des Verstorbenen zu umstehen.



Skythen.

Zu diesem Kriegszuge gegen die Skythen bestimmte Dareios eine Landarmee von 700,000 Mann, die ionischen Städte und Inseln aber mußten 600 Dreiruderer liefern, deren Besatzung gegen 120,000 Mann betrug, von den Fürsten selbst oder deren Söhnen befehligt, da Dareios sich ebenfalls an die Spitze seiner Armee gestellt hatte.

Die Baumeister von Samos waren berühmt, und Mandrokles übernahm es, den Bosporos zu überbrücken. Die gegen tausend Schritt lange Schiffbrücke gelang vollkommen, und die Armee, die gewiß mit dem Troß eine Million zählte, betrat den europäischen Boden. Das Jahr läßt sich schwer bestimmen. Wir finden 513, aber auch 508 v. Chr. angegeben. Die Flotte mußte in den Ister (Donau) einlaufen und dort eine Brücke schlagen, während das Landheer durch Thrakien über den Balkan ging. Die Völker und Städte auf dem Wege unterwarfen sich der ungeheuern Macht, nur das Volk der Geten zwischen Balkan und Donau leistete Widerstand.

Der ganze Feldzug des Dareios, wie ihn Herodot erzählt, der jemalig die Sagen der betheiligten Völker wiederholt, wimmelt von solchen Unwahrscheinlichkeiten und taktischen Unmöglichkeiten, daß wir darüber hinweggehen und nur das anführen wollen, was sich mit einiger Sicherheit sagen läßt.

Als Dareios die Donau überschritten hatte, soll er den Befehl gegeben haben, daß die Brücke abgebrochen werde und die Flotte nach Hause segeln solle, wenn er in sechzig Tagen nicht zurückgekehrt sei. Die Skythen hielten es nicht für zweckmäßig, Stand zu halten: sie wichen überall zurück, nahmen ihr Vieh mit, verdarben die Brunnen und

verwüsteten das Land. Dareios drang weit in das heutige Rußland ein: daß er aber, wie Herodot behauptet, bis an die Wolga gekommen, ist wahrscheinlich nur Sage.

Das Weichen der Skythen verleitete den König Anfangs zu dem Glauben, sie würden sich einer Aufforderung zur Unterwerfung sogleich fügen. Er sandte ihnen deshalb einen Boten mit dem Ansinnen, ihm zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter das persische Scepter Erde und Wasser zu übersenden. Der Skythenkönig lachte über die Aufforderung, versprach andere Geschenke für den Dareios und übersandte ihm auch wirklich einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Der Perserkönig deutete diese Zeichen auf die Bereitwilligkeit der Skythen, sich ihm zu unterwerfen; allein Gobryas legte den Sinn dieser Sendung dahin aus: „Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und in die Wolken flieget, oder nicht Mäuse werdet und in die Erde kriecht, oder nicht Frösche werdet und in die Sümpfe springt, so werdet ihr von diesen Pfeilen erlegt werden!“

Dareios sah ein, daß dieser Sinn der skythischen Geschenke wol der richtige sei und ließ sein Heer umkehren.

Glücklicherweise fand er die Brücke über den Ister noch nicht abgebrochen. Zwar waren die 60 Tage bereits vorüber und die Skythen, deren Reiter auf anderen Wegen vor Dareios an die Brücke gekommen waren, hatten die Jonier zu überreden gesucht, die Brücke abzubrechen, damit die Perser vernichtet und die Jonier frei werden könnten; allein die Ueberredungskunst des Unterstatthalters von Milet, Histiäos, erhielt dem Dareios diese jetzt so wichtige Brücke, indem er den übrigen Unterstatthaltern auseinander setzte, daß sie alle nur unter persischem Schutze in ihren Städten herrschten, und daß diese Herrlichkeit sogleich ein Ende haben würde, sobald die Jonier sich befreiten und die Republik einführten. Die von Kyros beobachtete Politik trug hier ihre Früchte.

Nachdem Dareios die Brücke passirt hatte, zog er geradeswegs heimwärts. Indessen ließ er noch ein Heer von 80,000 Mann unter dem Feldherrn Megabyzos in Thrakien zurück mit dem Auftrage, dies Land sowie das benachbarte Makedonien den persischen Waffen zu unterwerfen. Megabyzos war ganz der Mann für die Lösung einer solchen Aufgabe. Er wurde von Dareios vor allen anderen Persern geschätzt und ausgezeichnet, was folgende Anekdote beweist:

Als Dareios einst Granatäpfel aß und den ersten derselben öffnete, fragte ihn sein Bruder: welches Ding er wol so viel mal haben möchte, wie der Granatapfel Kerne enthielt. Dareios antwortete: „So viele Megabyzos! Das würde mir lieber sein, als wenn mir ganz Hellas unterthan wäre!“

Das große Thrakien beugte sich dem persischen Scepter; und obgleich die Gesandten, welche Megabyzos zu dem Könige Amyntas von Makedonien abgeschickt hatte, um Erde und Wasser von ihm zu begehren, dort umgebracht wurden, so folgte doch Makedonien dem Beispiele der Unterwerfung.

Die Gesandtschaft nach Makedonien hatte aus sieben vornehmen Persern bestanden. Der furchtsame Amyntas hatte sie an seinem Hofe mit aller Auszeichnung aufgenommen: aber sein Sohn Alexander schien sie als Unterjocher zu hassen, und er war es auch, durch dessen meuchelmörderische Pläne sie ihren Untergang fanden.

Als nämlich die Gesandten eines Abends beim üppigen Mahle saßen und die Macht des Weines empfanden, verlangten sie die Gesellschaft der Frauen des Hofes. Amyntas gewährte den Wunsch, obgleich dieser gegen die Sitte des Landes verstieß. Die Frauen kamen, nahmen den persischen Gesandten gegenüber Platz, wurden aber von den Wein- und Liebeberauschten sehr bald den zudringlichsten Liebkosungen ausgesetzt. Dies empörte den jungen Alexander, und in seinem Kopfe stieg der Plan auf, den Zustand der Gesandten zu ihrem Verderben zu benutzen. Er wußte seinen ängstlichen Vater zu entfernen, und wandte sich alsdann zu den Trunkenen mit den Worten: „Diese Weiber, ihr Perser, werden euch ganz zu Diensten sein, sobald sie sich erst gebadet haben. Dies erlaubt

Aber, wie dem sei, Kaiser Friedrich, welcher bis 15. Juni 1888 regierte, — Sie wissen es ja, — war ein Mann, der sich nicht viel aus Kriegen machte, und wenn Bismarck nur dann von Kriegen sprach, wenn Wilhelm, welch' letzterer Kriege liebte, ihn dazu drängte, so ist es wohl möglich, daß Friedrich, wenn er länger regiert hätte, Bismarck's eigenen Ruhm und Ansehen hätte beeinträchtigen können.

Kaiser Wilhelm I. proclamirt im Spiegelsaale zu Versailles.

Wie Sie sehen, Kaiser Wilhelm I. proclamirt Friedrich III. König von Preußen. Dieses Bild ist ein Gemälde von Anton von Werner, welches sich im Besitze des Kaisers befindet. Es ist ein Gruppenbild, wie es nur wenige gibt. Jeder Anwesende ist ein Porträt. Ganz Deutschland war in Versailles vertreten, sogar der König von Württemberg war dort. Wilhelm I. ist in der Mitte des Bildes, rechts neben ihm steht Friedrich III. und links Bismarck. Sie sehen, daß Bismarck in Uniform ist, und der König Ludwig von Bayern Bismarck, so hat es in dem Saale von

Er sehnte sich aber nach seiner Heimat und flößte Atossa den Wunsch ein: von hellenischen Frauen bedient zu werden. Sie bewog Dareios, auf einen Feldzug gegen Griechenland zu denken und sandte fünfzehn edle Perser mit Demokedes ab, welche die Küste von Hellas ausforschten. Demokedes entwich nach Kroton, aber die Perser kamen, nach allerlei Abenteuern in Unteritalien, zurück nach Asien und erstatteten Bericht.

Die Griechen sollten dem Dareios bald noch eine bessere Ursache zum Kriege liefern, als es das Gelüst der Königin nach griechischen Sklavinnen war, und diese Veranlassung war der Aufstand der Jonier (504 v. Chr.), der die ganze Aufmerksamkeit des Perserkönigs in Anspruch nahm.

Anstifter des Aufstandes waren der uns schon bekannte Histiäos von Milet und dessen Schwiegersohn und Stellvertreter in der Unterstatthalterschaft jener Kolonie, Aristagoras. Beide hatten einen Grund zur persönlichen Unzufriedenheit mit dem persischen Scepter; Beide fanden Mittel, sich mit einander zu verständigen, und das Werk wurde nun mit gemeinschaftlichem Eifer betrieben.

Für den Dienst, welchen Histiäos dem Dareios durch Erhaltung der Isterbrücke geleistet, hatte dieser ihm eine Gnadenbezeigung versprochen. Histiäos erbat sich einen thrakischen Landstrich am Flusse Strymon, wo er eine ihm zugehörende Stadt erbauen wollte. Dareios gewährte die Bitte. Als ihm aber Megabyzos vorstellte, wie gefährlich es für das Persische Reich werden könne, wenn jener Grieche die Mündung des bedeutenden Flusses beherrsche und sich eine eigene Seemacht bilde, da gereute den Dareios seine Zusage, und um derselben überhoben zu sein, berief er den Histiäos an seinen Hof nach Susa unter dem Vorwande, er bedürfe des Rathes und beständigen Umganges eines so treuen Freundes, als welchen Histiäos sich bewiesen habe. Letzterer folgte dem Rufe, sah aber bald ein, daß er trotz der zuvorkommendsten Behandlung am Hofe zu Susa nichts sei, als ein Gefangener. Jetzt dachte er daran, seine Landsleute, die Jonier, zu einem Aufstande zu veranlassen, theils um sich dadurch an Dareios zu rächen, theils in der Hoffnung, dieser werde ihn zur Stillung des Aufruhrs nach Kleinasien senden und ihm dadurch freie Hand geben.

Um dieselbe Zeit war auch in Aristagoras, welcher nach der Abberufung des Histiäos zu dessen Stellvertreter in Milet ernannt worden war, die Idee aufgestiegen, die Jonier zu rebelliren. Aristagoras hatte nämlich des Dareios Bruder, Artaphernes, welcher um jene Zeit Satrap zu Sardes war, zu einem Kriegszuge nach der Insel Naxos beredet, und war von diesem nach dem unglücklichen Ablauf des Zuges zur Erstattung der aufgewendeten Kosten verurtheilt worden. Da er nun nicht im Stande war, diese Kosten zu decken, so sah er in einer Empörung der Jonier das einzige Mittel, sich aus seiner mißlichen Lage zu reißen. — So war in den beiden getrennt lebenden Männern der Entschluß reif geworden, die Fahne des Aufruhrs zu erheben.

Um dem Aristagoras den Aufruf zur Empörung so geheim und sicher wie möglich zukommen zu lassen, ließ Histiäos seinem treuesten Sklaven das Haar abscheren und ätzte auf dem kahlen Schädel desselben den Aufruf ein. Als nun dem Sklaven das Haar wieder gewachsen war, sandte er ihn dem Aristagoras zu mit dem Auftrage, dem Sklaven eigenhändig das Haar zu scheren. Aristagoras that dies, und fand, was er zu finden längst gewünscht. Der Aufstand der Jonier war beschlossen.

Der eigenen Kraft der Jonier mißtrauend, waren die Leiter des Aufstandes darauf bedacht, sich die Unterstützung der europäischen Griechen, und namentlich Sparta's und Athens zu sichern. Aristagoras unternahm zu diesem Zwecke eine Reise nach dem Peloponnes. Zuerst suchte er den König Kleomenes von Sparta für den Plan einer Befreiung der Jonier zu gewinnen. Er wurde aber abgewiesen, trotzdem er alle Künste der Ueberredung angewendet hatte, um den Kleomenes für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Er hatte eine eherne Tafel mitgebracht, auf welcher eine Karte der ganzen damals bekannten Erdoberfläche eingegraben war. Mit Hülfe dieser Karte bewies er dem Kleomenes

die ungeheure Größe des Perſiſchen Reiches und malte ihm den Reichthum der dazu gehörenden Länder mit den lockendſten Farben. „Nehmt ihr aber Suſa, ihr Spartaner“, fügte er hinzu, „dann könnt ihr wol mit Zeus ſelbſt im Reichthume wetteifern.“ — Alles dies konnte den Kleomenes indeß nicht beſtimmen, ſich der Sache des Aufſtandes anzunehmen. „Wie viel Tagereiſen iſt es vom Meer der Jonier bis zum Könige der Perſer?“ fragte er den Ariſtagoras. „Ein Weg von drei Monaten“, antwortete dieſer, ohne das Unkluge dieſer Angabe zu bedenken. „Nun denn, Gaſtfreund von Milet“, entgegnete Kleomenes, „ſo verlaß Sparta vor Sonnenuntergang, denn dein Antrag iſt den Lakedämoniern nicht angenehm und vortheilhaft, weil du ſie einen drei Monate langen Weg vom Meere abführen willſt.“

Trotz dieſes beſtimmten Beſcheides gab Ariſtagoras ſeinen Plan nicht auf, Sparta für den Aufſtand zu gewinnen. Er baute dabei auf die Gewalt der Beſtechung, nahm einen mit Wolle umwundenen und bekränzten Stab, wie ihn Herolde und Schutzflehende trugen, begab ſich abermals ins Haus des Kleomenes, der gerade ſeine achtjährige Tochter Gorgo bei ſich hatte, und bot dem ſpartaniſchen Könige für ſeinen Beiſtand 10, 20, 30 und endlich ſogar 50 Talente. Vielleicht — doch wer kann ins Herz des Menſchen ſehen? — hätte ſich Kleomenes doch durch dieſes anſehnliche Gebot beſtimmen laſſen; denn er zauderte einen Augenblick mit der Antwort. Da brach die kleine Gorgo das verhängnißvolle Schweigen mit den Worten: „Vater, der Fremde wird dich beſtechen, wenn du ihn nicht ſtehen läſſeſt!“ Dieſes naive Orakel beſtimmte den König, bei ſeinem erſten Entſchluſſe feſt zu bleiben, d. h. die Sache der Freiheit nicht zu führen. Ariſtagoras mußte Sparta ohne Hoffnung auf deſſen Beiſtand verlaſſen, und ging nach Athen. Hier, wo ein freiheitliebendes und freiheitgewohntes Volk das Scepter führte, fand ſein Antrag um ſo eher ein bereitwilliges Ohr, als die Athener gegen die Perſer noch einen beſonderen Groll hegten. Der von ihnen früher vertriebene Hippias war nämlich zu Artaphernes nach Sardes geflohen und hatte dort eine freundliche Aufnahme gefunden. Die Athener ahnten nichts Gutes aus dieſer Freundſchaft ihres vertriebenen Tyrannen mit dem perſiſchen Satrapen und verlangten von Letzterem, er ſolle den aus Athen Verjagten von ſich entfernen. Artaphernes aber erwiederte auf dieſes allerdings ungebührliche Verlangen, er werde es nicht erfüllen, er gäbe vielmehr den Athenern den Rath, wenn ſie mit ihm in Frieden leben wollten, den Hippias wieder aufzunehmen. Dieſe Antwort hatte die Athener ſo ſehr erbittert, daß ſie mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, den Perſern zu ſchaden. Ariſtagoras hatte alſo in Athen leichtes Spiel, und ſehr bald brachte er es dahin, daß ihm zwanzig atheniſche Kriegsſchiffe zugeſagt wurden, denen die Stadt Eretria auf der Inſel Euböa noch fünf andere hinzufügte.

Jetzt brach der Aufſtand aus. Ariſtagoras hatte das Volk für die Sache der Freiheit dadurch zu entflammen gewußt, daß er ſeiner Tyrannis über Milet entſagte, die Regierung den Händen der Bürger zurückgab und die Unterſtatthalter der übrigen ioniſchen Städte zu einer gleichen Handlungsweiſe überredete. Ganz Jonien trat gegen die Perſer in die Waffen, ſobald die atheniſch-eretriſche Flotte an der kleinaſiatiſchen Küſte angekommen war. Das erſte Unternehmen der Freiheitskämpfer war gegen Sardes gerichtet, welche Stadt von ihnen mit leichter Mühe eingenommen wurde und hierbei, wiewol nur infolge einer Unvorſichtigkeit, gänzlich abbrannte. Kein Haus blieb von der Flamme verſchont bis auf das feſte Schloß, wohin ſich Artaphernes zurückgezogen hatte.

Die ganze Empörung der Jonier hatte den Dareios nicht ſo ſehr gegen die den Aufſtand unterſtützenden Athener erbittert, wie es die Verbrennung von Sardes that. Als er die Nachricht von dieſem Ereigniſſe erhielt, faßte er den feſten Entſchluß, Griechenland mit Krieg zu überziehen, und beſonders an den Athenern ſeine Rache zu nehmen. Damit nun die Zeit dieſen Entſchluß nicht aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſche, befahl er einem ſeiner Diener, ihm täglich bei der Mittagstafel laut zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!“

Die Perſer und Lydier hatten ſich bald zur Gegenwehr gerüſtet, und ihre Macht erſchien den Athenern ſo bedeutend, daß ſie eiligſt nach Hauſe zogen, während der Aufſtand immer weiter um ſich griff und ſämmtliche griechiſche Städte erfaßte. Hiſtiäos, welcher von Dareios, wie er richtig vorausgeſehen, zur Dämpfung der Unruhen nach Sardes abgeſandt worden, wurde bei ſeiner Ankunft daſelbſt von Artaphernes ſogleich durchſchaut. „Du haſt den Schuh gemacht“, ſprach dieſer zu ihm, „und Ariſtagoras hat ihn angezogen.“ Dies veranlaßte den Hiſtiäos, Sardes ſogleich zu verlaſſen und ſich offen für den Aufſtand auszuſprechen.

Dennoch gelang es den perſiſchen Feldherren, und beſonders den Bemühungen des Artaphernes, die Aufſtändiſchen in mehreren Gefechten zu ſchlagen. Als nun in einem derſelben Ariſtagoras geblieben und in einem andern Hiſtiäos den Perſern in die Hände gefallen war, da beſchloſſen die Jonier, den Krieg zu Lande aufzugeben, ſich blos auf die Vertheidigung von Milet zu beſchränken und ſich im Uebrigen auf die Unternehmungen ihrer Flotte zu verlaſſen. Dieſe aber war durch perſiſche Beſtechungen auf hundert Segel zuſammen geſchmolzen; ſie konnte alſo der perſiſchen Macht nicht lange widerſtehen und mußte es geſchehen laſſen, daß Milet zu Lande und zu Waſſer hart belagert wurde. Keinen Entſatz hoffend, erlag dieſe ſchöne und reiche Stadt endlich der Uebermacht. Sie wurde eingenommen und bis auf den Grund zerſtört. Mit ihrem Falle hatte der ſo muthig begonnene Aufſtand der Jonier ſein trauriges Ende erreicht.

Hiſtiäos war gefangen nach Sardes geſchickt worden, wo ihn Artaphernes, welcher Dareios' Milde fürchtete, ſogleich hinrichten ließ. Sein Körper wurde ans Kreuz genagelt, ſeinen Kopf aber ließ Artaphernes einſalzen und ſo dem Dareios überſenden. Dieſer war über die ſtrenge Juſtiz ſeines Bruders erzürnt, „denn“ — ſo ſprach er, und ſeine Worte mögen in den Herzen der Fürſten ein Echo finden — „Hiſtiäos war ein Rebell, aber er hat dem Reiche einſt einen wichtigen Dienſt geleiſtet; und das darf ein König nie vergeſſen!“

Seit Eroberung von Milet (495) war Dareios vornehmlich mit kriegeriſchen Unternehmungen gegen Griechenland beſchäftigt, nachdem er dem Perſiſchen Reiche nicht allein die größte Ausdehnung gegeben, die es jemals beſeſſen, ſondern es auch zu der höchſten Stufe hiſtoriſcher Bedeutung erhoben hatte, auf welcher es jemals geſtanden. Mit ſeinem Tode, der ihn nach einigen mißglückten Zügen gegen Griechenland unter erneuten Rüſtungen hinwegraffte, ging das große Weltreich dem Verfalle entgegen. Auf dieſe Unternehmungen gegen die griechiſchen Staaten werden wir in der Geſchichte Griechenlands ausführlich zurückkommen. Hier iſt noch zu erwähnen, daß kurz vor Dareios' Ableben ein Aufſtand in Aegypten ausbrach, welches von ihm ſtets mit großer Rückſicht behandelt worden war. Schon bei ſeinem Regierungsantritte hatte Dareios den ſchon früher erwähnten Aegypter Uzahagaſua damit beauftragt, Ordnung im Lande herzuſtellen. Dieſer Beamte beſtätigt, daß Dareios „Allen gegeben, was das Recht eines Jeden verlangte; er habe Alle in die Rechte und in die Grenzen ihrer Güter, wie letztere verzeichnet waren, eingeſetzt; die Dienſte aller Götter und ihrer Wohnungen ſeien nach dem Willen Seiner Heiligkeit hergeſtellt, die Darbringungen und Feſte gehalten und gefeiert worden.“ Dieſes „Herſtellen“ ſcheint eine Störung vorauszuſetzen, die vielleicht bewirkt war durch den Satrapen Aryandes, den Dareios, heißt es, wegen ſeiner Gewaltthätigkeiten in Aegypten hinrichten ließ. Er ſei damals ſelbſt nach Aegypten gegangen, um Ordnung herzuſtellen, und zufällig nach dem Tode eines Apis angekommen. Dieſer Apis ſtarb 518 v. Chr. und wurde mit allen Ehren beigeſetzt; ja Dareios ſoll Demjenigen hundert Goldtalente verſprochen haben, der einen neuen Apis entdecken würde. Die erwähnte Empörung fand nun 486 v. Chr. ſtatt und ging von einem Manne Namens Khabbaſch aus, der wahrſcheinlich von Pſametich abſtammte. Durch derartige vorübergehende Zwiſchenfälle ließ ſich indeſſen Dareios von ſeinen Rüſtungen gegen Griechenland, über welchen ihn, wie ſchon erwähnt, der Tod ereilte, nicht abhalten. Vor ſeinem Tode hatte er übrigens noch Veranlaſſung gefunden, die Erbfolge

zu regeln. Ehe er König wurde, hatte er bereits von der Tochter des Gobryas drei Kinder, deren älteſtes, Artabanes, als Thronerbe galt; allein des Königs einflußreiche Gemahlin Atoſſa wußte ihm zu beweiſen, daß Khſchyarſcha (Xerxes), ihr Sohn, der im Purpur, alſo zur Zeit, nachdem Dareios den Thron beſtiegen, geboren war, der geeignetere Thronerbe ſei und durch ſie von Kyros ſtamme. So wurde denn Xerxes, der ſchönſte und ſtattlichſte Mann unter allen Perſern, Beherrſcher des damals mächtigſten Reiches.

Xerxes (486—465 v. Chr.) der Sohn und Nachfolger des Dareios, hat ſeinen Namen in der Geſchichte vornehmlich den ungeheueren und doch ſo vergeblichen Anſtrengungen zu verdanken, die er zur Beſiegung Griechenlands machte. Seine ganze Regierungszeit iſt erfüllt mit den Ereigniſſen der großen perſiſch-griechiſchen Kriege, die ſein Vater Dareios begonnen hatte, und die er ſelbſt ſo unglücklich fortführte. Nach dem für die Perſer entmuthigenden Ausgange dieſer Kriegszüge, welche die Kraft des Weltreiches brachen, ergab ſich der von ſeinem Schickſal niedergedrückte Xerxes den entnervenden Genüſſen des Harems. Die Weiber bemächtigten ſich der königlichen Puppe und machten ihren unheilſamen Einfluß geltend. Alle Erbärmlichkeiten einer Serailregierung traten am Hofe von Suſa auf und bildeten eine fortlaufende Kette von Schandthaten. Auch das letzte Glied derſelben fehlte nicht: Xerxes ſelbſt fiel als ein Opfer des Meuchelmordes, indem er von Artabanos, dem Hauptmanne ſeiner Leibwache, erſchlagen wurde.

Während ſeiner Regierung empörte ſich Babylon abermals, allein Megabyzos, des Zopyros Sohn, eroberte die Stadt und behandelte ſie ſehr ſtrenge. Der Tempel des Bel ward geplündert, und ein Theil der Bevölkerung als Sklaven verkauft (581 v. Chr.). Wie unheilvoll es ihm in Europa erging, werden wir in der griechiſchen Geſchichte ſehen.

Artaxerxes I. (465—424 v. Chr.), ſein Sohn und Nachfolger, welcher in der Geſchichte den unterſcheidenden Beinamen Longimanus (Langhand) führt, ſetzte den Kampf gegen Griechenland mit nicht größerem Glücke fort als ſein Vater. Dazu kam noch ein Aufſtand, welcher in Aegypten zur Erringung der Freiheit ausbrach und an der Hülfe der Athener einen ſo mächtigen Beiſtand fand, daß die Kraft des Perſiſchen Reiches ſich völlig erſchöpfte. Zwar gelang es den Feldherren des Artaxerxes das Scepter des Deſpoten von Neuem über das empörte Land zu legen; allein die erforderlichen Anſtrengungen hatten Artaxerxes die Schwäche ſeines Schwertes zu ſehr vor Augen gebracht, als daß er nicht hätte fürchten müſſen, es in einem ferneren Kampfe mit den ſiegreichen Griechen zerbrechen zu ſehen. Deshalb gab er dem Drange der Umſtände nach und erkannte als Preis des Friedens mit Griechenland die Freiheit der Jonier an (449 v. Chr.).

Hatte Artaxerxes den Schmerz erleben müſſen, daß die Kraft ſeines großen Reiches an dem Heldenmuthe eines kleinen Volkes ſcheiterte, ſo erlebte er dafür noch den Troſt, ſeinen Feind ſich ſelbſt zerfleiſchen zu ſehen. Der unglückſelige Peloponneſiſche Krieg, welcher Griechen gegen Griechen in die Waffen rief, brach noch vor ſeinem Lebensende aus. Sparta und Athen, die beiden ſich feindlich gegenüberſtehenden Mächte, bewarben ſich jede um den Beiſtand des früher von ihnen gedemüthigten Perſerkönigs; aber ehe ſich dieſer noch entſchieden hatte, wem er ſeine Hülfe zuwenden ſolle, ſtarb er.

Dareios II. (423—404 v. Chr.), ſein Nachfolger, welcher den Beinamen Nothos (Baſtard) führt, weil er dem Artaxerxes von einem ſeiner Kebsweiber geboren worden war, hatte ſich durch Ermordung der beiden ehelichen Söhne ſeines Vaters den Weg zum Throne gebahnt. An dem Peloponneſiſchen Kriege nahm er dadurch Antheil, daß er den Spartanern Hülfe leiſtete. Aber das Perſiſche Reich konnte ſich nicht wieder erheben. Die beſiegten Länder Lydien, Medien und Aegypten verſuchten es, das perſiſche Joch abzuwerfen, und wenn ſie auch endlich von Neuem unterjocht wurden, ſo hatte dies doch nur durch die Mithülfe griechiſcher Hülfsvölker bewerkſtelligt werden können, und wir ſehen ſeit dieſer Zeit den Kern des perſiſchen Heeres aus griechiſchen Miethstruppen beſtehen. Der Geiſt des Kyros war für immer aus dem perſiſchen Kriegerſtaate gewichen.

Artaxerxes II. (404—362 v. Chr.). Unter ihm, des Dareios Sohne, der wegen seines guten Gedächtnisses den Beinamen Mnemon (eingedenk) führte, suchte sich das Reich noch einmal aufzuraffen. Vielleicht hätten seine Herrschergaben hingereicht, das sinkende Staatsgebäude für einige Zeit zu stützen, wenn er nicht genöthigt worden wäre, seine ganze Kraft zur Unterdrückung eines großen Aufstandes zu verwenden, den sein Bruder Kyros leitete. Dieser, welcher schon unter seinem Vater Dareios Satrap von Lydien gewesen war, gab den Einflüsterungen seiner ihn leidenschaftlich liebenden ränkevollen Mutter Parysatis nach, welche verlangte, er solle seinen älteren Bruder vom Throne stoßen. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, forderte er von den Spartanern, die er im Peloponnesischen Kriege mit Geld unterstützt hatte, Hülfstruppen, und diese ließen sich zu einer solchen Erkenntlichkeit für den früher erhaltenen Beistand bereit finden. Sie sandten dem Kyros unter der Anführung des Klearchos 13,000 Peloponnesier, welche nun den Kern eines 100,000 Mann starken Heeres ausmachten, mit dem Kyros seinen Bruder angriff. Bei Kunaxa in Babylonien kam es (401 v. Chr.) zu einer Schlacht, in welcher Artaxerxes dem Heere des Kyros 900,000 Mann entgegen stellte. Einer solchen Uebermacht mußte Letzterer natürlich unterliegen. Kyros selbst fand in der Schlacht seinen Tod und sein ganzes Heer wurde zerstreut. Was nicht unter dem Schwerte der Sieger fiel, ging zu ihnen über. Nur die Griechen unter Klearchos blieben unbesiegt, und obgleich dieser selbst fiel und ihre Zahl auf 10,000 zusammengeschmolzen war, so zogen sie doch unter Xenophon, ihrem selbst gewählten Anführer, stets kämpfend, nie fliehend zurück. Mitten durch die unzähligen Scharen der Perser, durch feindliche, unbekannte Länder mit beschwerlichen Straßen, Hindernisse aller Art besiegend, führte Xenophon seine 10,000 Griechen den 500 Meilen langen Weg nach dem Vaterlande zurück. Dieser Rückzug der Zehntausend, oder wie er gewöhnlicher mit dem griechischen Worte Anabasis genannt wird, ist von dem auch als Geschichtschreiber ausgezeichneten Xenophon selbst beschrieben worden und gilt in der alten Kriegsgeschichte als das Bewundernswertheste, was sie aufzuweisen hat. — Den Antheil, welchen Artaxerxes II. an dem griechischen Bürgerkriege nahm, werden wir in der Geschichte desselben kennen lernen. Der Nachfolger des Artaxerxes war sein Sohn.

Artaxerxes III. Ochos (362—338 v. Chr.). Er hatte sich durch Ermordung aller Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Blut auf dem gewaltsam erstiegenen Throne zu befestigen gesucht und führte das Scepter mit einer Grausamkeit, die in Persien unerhört war. Aegypten und Phönikien, die zunehmende Schwäche des Persischen Reiches erkennend, erhoben sich mit aller Macht gegen das verhaßte Joch. Aber Ochos rückte den Aufständischen in Person entgegen und erlebte die Freude, das mächtige Sidon durch Verrath des Anführers Tennes in seine Hände gelangen zu sehen. Der grausame Despot ließ die Stadt niederbrennen und die Einwohner, welche der anbefohlenen Metzelei entgingen, als Sklaven verkaufen. Als der Aufstand in Phönikien besiegt war, ging Ochos nach Aegypten, welches wir beim Tode des Dareios I. verließen.

Die Empörung des Khabbasch (s. S. 448) war von den Persern leicht unterdrückt worden; der sogenannte König verschwand, man weiß nicht wohin. Xerxes ließ die erblichen ägyptischen Fürsten an der Spitze ihrer Staaten (Nomen) und das war eine mächtige Stütze für Empörungen. Im Jahre 463 v. Chr. versuchte ein Sohn Psametich's, Inaros, Fürst von Marea, noch einmal sein Glück. Die Griechen standen ihm bei und sandten 200 Schiffe. Inaros tödtete selbst den Satrapen Akhemenes, Bruder des Artaxerxes; allein das Glück hielt nicht an. Inaros kam um und die Perser unterdrückten den Aufstand; doch Thannyras, der Sohn des Inaros, der sich unterwarf, erhielt zum Lohn das Königreich seines Vaters; der Aegypter Amyrtäos, welcher auf Seite des Inaros gewesen, flüchtete sich in die Sumpfgegend an der Küste.

Sein Enkel, der auch Amyrtäos hieß, wurde 404 v. Chr. beim Tode des Dareios II. vom größten Theil Aegyptens anerkannt und gründete die 28. Dynastie, die mit ihm

Anton Alexander v.

Kampf zu Pferde und Fuß.

(Gefecht der Cavallerie.)

Verlag: Bibliograph. Institut in Leipzig.

Digitized by Google

anfing und endete und nur sechs Jahre dauerte. Seine Stelle nahm Naiwaurud (Nephorites) ein, der das Befreiungswerk vollbrachte und die 29. Dynastie (399 v. Chr.) gründete. Sein Nachfolger ward 393 v. Chr. Hakori. Dieser nahm Theil an dem Aufstand der Griechen von Kypros unter Befehl des Tyrannen von Salamis, Evagoras, und bereitete nach dessen Besiegung das Land zur Vertheidigung vor. Er starb 382 und seine beiden Nachfolger schon im nächsten Jahr. Nun folgte ein Fürst von Sybennytas, Nakht-Hor-Heb (Nekbanbes I.), Gründer der 30. Dynastie, welcher die Perser bei Mendes schlug: deren Führer Pharnabazos mußte sich nach Syrien zurückziehen und der Athener Iphikrates, der ihm beigestanden hatte, nach Athen. Aegypten war für ein Vierteljahrhundert befreit. — Nakht-Hor-Heb starb 364 und ihm folgte Takho (Tachos), der eine Armee von 90,000 Mann und 200 Schiffe hatte. Mit ihm war der alte Spartanerkönig Agesilaos, allein statt diesem das Kommando zu geben, nahm er es selbst und beleidigte den König, der sich gegen ihn erklärte, und die Armee zwang ihn, zum Lager der Perser überzugehen (361 v. Chr.). Schon als er auf seinem Zuge nach Phönikien war, hatte sich in Aegypten ein Anverwandter, Nakhtnebew (Nektabenes II.), 361 zum Könige gemacht. Dieser ließ die altägyptischen Monumente wieder herstellen und neue schaffen, welche als Meisterstücke saitischer Kunst gelten; er war auch ein großer Magier, allein sonst kein Hexenmeister, denn als Ochos ihn in Pelusion belagerte, floh er, ohne eine Schlacht zu wagen, nach Memphis und von dort nach Aethiopien, wohin er sein Geld mitnahm.

Aegypten war wieder unterworfen. Ochos verhängte ein furchtbares Strafgericht über das Land, welches die Kühnheit gehabt hatte, seine Freiheit erkämpfen zu wollen. Alle Grausamkeiten, welche dem Kambyses auf ägyptischem Boden fälschlich nachgesagt wurden, verübte Ochos ungerächt; aber als er die Tempel beraubte und mit eigener Hand den Apis erstach, da erstand dem beleidigten Gotte ein Rächer. Bagoas nämlich, ein ägyptischer Verschnittener, hatte sich zum Günstlinge des Ochos aufgeschwungen, seit er Letzterem das Leben gerettet und andere wichtige Dienste geleistet hatte. Empört über die Schändung seiner Götter, brachte er die Leibwache auf seine Seite, und Ochos wurde vergiftet. Der rachedurstige Bagoas schickte ihm alle seine Söhne in das Grab nach, herrschte eine Zeit lang eigenmächtig in dem zerrütteten Reiche und setzte endlich den einzigen noch übrigen Sprossen des Geschlechtes Hystaspes, einen in Dunkelheit lebenden Mann, Namens Kodomannos, auf den persischen Thron. Dieser nahm als König den Namen Dareios III. an, erfreute sich aber seiner Regierung nicht lange. Dareios Kodomanos verlor im Kriege mit Alexander von Makedonien Reich und Leben (330 v. Chr.) und Persien hörte auf, in den Reihen selbstständiger Reiche zu stehen.

Kulturgeschichte.

Religion. Die Religion der ostarischen Völker war ursprünglich dieselbe, wie die ihrer Stammgenossen, als diese im Pendschab wohnten. Wie sich allmählich im Laufe der Zeit ihre Sprache veränderte und aus dem Sanskrit die Zendsprache entstand, so veränderten sich auch die Namen der Naturgötter (Yma zum Beispiel wurde Jama) und endlich mehr oder weniger diese selbst, eben weil sie Naturgötter und die Naturen Baktriens und Indiens verschieden waren. Ja, der Sprachgebrauch und der verschiedene Gang der Entwicklung kehrte sogar manchmal die ganze Vorstellung, die sich an Namen knüpfte, um. Die Diva, die Lichtgötter der Inder, wurden später, wie wir sehen werden, als Daeva die Dämonen der Finsterniß in Baktrien.

Die Priester entstanden in Baktrien in derselben Weise, wie sie in Indien entstanden waren. Sie gaben den schwankenden Religionsbegriffen eine bestimmte Form, regelten die Opferceremonien und das Leben des Volkes durch Gesetze, die sie, wie es alle Religionsstifter oder deren nachfolgende Priester thaten, als direkt von der Gottheit empfangen darstellten, wodurch sie zugleich als Vermittler mit derselben ihren Einfluß sicherten.

Eben ſo wie bei den Indern, finden wir auch bei den Ariern in Baktrien urſprünglich die Idee eines mächtigen, einzigen Gottes; allein wir haben auch geſehen, wie dieſer höchſte Gott bei den Indern gewiſſermaßen verhüllt wurde durch die Menge der Untergötter, welche doch nur die verſchiedenen Kräfte perſonifizirten, wodurch Gott ſich in der Natur darſtellt. Eben ſo wie in Aegypten, ſah man vor Göttern endlich Gott nicht. Ueber die Gehülfen, die man dem allmächtigen Gott zu geben für gut fand, vergaß man den Meiſter.

In Baktrien, wo die Sonne das Gehirn der Menſchen nicht ſo ſehr erhitzt wie in Indien, trat nicht ganz daſſelbe ein: während Gott in Indien hinter einer Götterwolke verſchwand, trat der Glaube an ihn in Baktrien mehr und beſtimmter hervor, und man verehrte ihn unter dem Namen Ahura-Mazda. Ahura heißt einfach Herr und Mazda der Weiſe, Vielwiſſende, ſo daß Ahura-Mazda (oder Auramazda) füglich mit den Worten: der allweiſe oder auch der allmächtige Herr überſetzt werden kann. Aus dieſem Namen iſt ſpäter das perſiſche Wort Ormuzd hervorgegangen. Daneben beſtanden im Volk die altgewohnten Untergötter, wenn ſie ſich auch nicht ſo vermehrten wie in Indien.

Was dort die Brahmanen predigten, lehrte in Baktrien Zarathuſtra oder Zerduſcht, den die Abendländer Zoroaſter nennen. Er legte in dem Buche Zend-Aveſta die Grundlehren der Religion ungefähr in derſelben Weiſe nieder, wie das in Indien durch die Veden geſchah, die ſpäter durch die Prieſter in das Geſetzbuch des Manu umgeformt wurden, welchem Schickſal das Zend-Aveſta eben ſo wenig entging, wie die urſprünglichen Geſetzbücher der Aegypter oder der Iſraeliten.

Das Zend-Aveſta ſoll urſprünglich 21 Abſchnitte, jeden von 200 Seiten enthalten haben und dann auf 1200 Kuhhäuten, die durch goldene Bänder zuſammengehalten waren, mit goldener Schrift überſchrieben und in der Stadt Perſepolis verwahrt worden ſein. Dieſe Bücher, ſagt die perſiſche Tradition, wurden durch Alexander den Großen vernichtet; allein dies iſt eine Unwahrheit; ihre Zerſtörung geſchah erſt durch den Fanatismus der mohammedaniſchen Herrſcher. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ein junger Franzoſe, Anquetil Duperron, drei Bruchſtücke des Zend-Aveſta auf: dieſelben Bruchſtücke heißen das Vendidad Sadeh, das Yeſcht Sadeh und das Bundeheſch. Die beiden erſten Fragmente ſind in der alten Zendſprache geſchrieben, die ſchon, eben ſo wie das Sanskrit, frühzeitig außer Gebrauch kam; das Bundeheſch dagegen iſt in dem Mittelperſiſchen geſchrieben, welches Pehlevi heißt und zur Zeit der Saſſaniden (drittes Jahrhundert n. Chr.) im Gebrauch war.

Das Buch des Zoroaſter hat, wie ſchon angedeutet, das Schickſal aller ſogenannten heiligen Bücher gehabt: ſie ſind verſtümmelt und je nach den Abſichten der Prieſter umgeändert worden, ſo daß es oft ſchwierig iſt, daraus zu beurtheilen, was das Original eigentlich enthalten hat. Wenn wir aus jenen drei Bruchſtücken auch nicht die Schrift Zoroaſter's ſelbſt kennen lernen, ſo machen ſie uns doch mit dem Geiſt ſeiner Religion bekannt.

Wann Zoroaſter lebte und wirkte, weiß man nicht. Einige griechiſche Schriftſteller behaupteten, er habe ſechs- oder ſiebentauſend Jahre vor Alexander gelebt; Plinius ſagt tauſend Jahre vor Moſes und der Lydier Xanthos behauptet, daß er ſechshundert Jahr vor Dareios I. gelebt habe, was der Wahrheit wol am nächſten kommen mag. Jedenfalls lebte und ſchrieb er, ehe es noch ein Mediſches Reich gab, etwa um 1100 oder 1000 v. Chr.

Die Legende ſagt, daß er aus dem königlichen Stamme der Baktrier geboren und von Gott bereits vor ſeiner Geburt zum Reformator der Welt beſtimmt worden ſei. Schon als Kind und als Jüngling kämpfte er fortwährend gegen die Dämonen; er beſiegte ſie ſtets und ging aus jedem Kampf geläuterter hervor. Als er 30 Jahr alt war, erſchien ihm ein hoher Genius, Vohu-Mano, und führte ihn vor Ahura-Mazda. Gott forderte ihn auf, Fragen zu ſtellen. Er fragte: „Welches iſt das beſte Geſchöpf der Erde?“ und erhielt zur Antwort: Derjenige, deſſen Herz rein iſt, iſt der beſte Menſch. Nun wünſchte er die Namen und die Geſchäfte jedes der Engel kennen zu lernen und die Natur und die

Attribute des bösen Prinzips. Er schritt durch ein Flammengebirge und ließ sich in den Leib geschmolzenes Metall gießen, ohne Schmerz zu empfinden. Darauf empfing er aus den Händen Gottes die Aveſta, das Buch des Geſetzes, und wurde auf die Erde geſchickt. Er begab ſich nach der Hauptſtadt Balkh zu Viſtaçpa (Hyſtaſpes), Sohn des Aurvataçpa, der damals über Baktriana herrſchte, und forderte hier die Weiſen des Hofes heraus, mit ihm zu disputiren. Dreißig zu ſeiner Rechten und dreißig zu ſeiner Linken verſuchten ihn drei Tage lang zu bekämpfen und zu verwirren. Als ſie ſich für beſiegt erklärt hatten, verkündete Zarathuſtra, daß er von Gott komme, und begann dem König die Aveſta vorzuleſen. Die Weiſen verfolgten ihn und klagten ihn der Gottloſigkeit und der Magie an, allein er beſiegte ſie durch ſeine Beredſamkeit und durch Wunder. Viſtaçpa, die Königin und deren Sohn glaubten an ihn und der größte Theil des Volkes folgte dieſem Beiſpiel. Er lebte darauf noch lange, hochgeehrt wegen ſeines reinen, heiligen Lebens. Nach Einigen wurde er vom Blitz erſchlagen, nach Anderen von einem turaniſchen Soldaten in Balkh getödtet. Manche wollen ihn für eine mythologiſche Perſon halten: allein wir haben dazu eben ſo wenig Grund wie bei Moſes, Jeſus oder Mohammed.

Die Bekenner der Lehre Zoroaſter's beten nur einen Gott an, den oben genannten Auramazda (im Zend Ahura-Mazda), „der Himmel und Erde, der das Gute für die Menſchen erſchaffen.“ Er ſelbſt iſt unerſchaffen, hat aber Alles durch das Wort hervorgerufen, ſowol Stoff als Geiſt. Er iſt ein Geiſt und unſichtbar und wird manchmal „der heilige Geiſt“ (Çpentamainju) genannt. Von Anfang an hat er ſich als Ausführer ſeines Willens ſechs Geiſter höherer Ordnung, die Ameſcha-çpentas (Amſchaspands) zugeſellt, die „Unſterblichen“: Vohu-Mano, der gute Geiſt; Aſchavahiſta, der ſehr Reine; Khſchathra-Vairya, das wünſchenswerthe Königreich; Çpenta-Armaiti, die vollkommene Weisheit; Haurvatat, die Geſundheit, und Ameretat, die Unſterblichkeit. Nach dieſen folgen in der Rangordnung die Yazatas (Izeds), die durch das ganze Weltall verbreitet ſind, um über die Erhaltung und das Wirken ſeiner Organe zu wachen: Der Geiſt der Sonne Mithra; der Wind Vayou, die Genien des Waſſers, Feuers, der Luft und der Sterne. Ihnen wieder folgen die Fravaſchi (Frohar oder Ferner); ſie ſind die Schutzgeiſter. Nicht nur jeder Menſch, ſondern auch die Yazatas, ja Auramazda ſelbſt hat ſeinen Fravaſchi, der über ſeine Erhaltung wacht. Nach dem Tode eines Menſchen bleibt ſein Fravaſchi im Himmel als eine Art unabhängiger Geiſt, der deſto mächtiger iſt, je reiner und tugendhafter der ihm anvertraute Menſch war.

Gott ſchuf die Welt und wollte ſie gut machen, und ſie war gut: aber als er den Stoff aus dem Nichts erſchuf und die ihn bewegenden Kräfte hervorrief, entſtanden Wirkungen und Gegenwirkungen, und ſo erſchien Agramainyus (Ahriman) der Zerſtörer. Während ſich Auramazda in Allem offenbaret, was lichtvoll, gerecht und tugendhaft iſt, gilt Ahriman als Urheber alles Dunkeln, Böſen, Ungerechten, Laſterhaften, Todten, Ekelhaften. Das Verlangen, die Harmonie des Weltalls zu ſtören, machte dieſe böſe Macht zum Schöpfer. Den ſechs Amſcha-çpentas ſtellte er ſechs ſtarke böſe Geiſter entgegen: Akamana, der böſe Geiſt, Andra, der Ausſtreuer von Aergerniß und Sünde; Kauru, welcher die Könige zur Tyrannei anreizt und die Menſchen zu Mord und Diebſtahl verführt; Naonhaihya, Täuru und Zairika. Den Yazatas ſtellte er die Dävas (Dews oder Drudſcha) entgegen, welche ſich dem regelmäßigen Gange der Natur widerſetzen.

Ahriman iſt der Schöpfer aller ſchädlichen Thiere und Pflanzen, und auf den Menſchen eiferſüchtig, ſucht er ihn überall zu verunreinigen und ſchlecht zu machen. Vor dem Erſcheinen Zoroaſter's verkehrten ſeine männlichen Geſchöpfe, die Yatus, und die weiblichen, Pairikas oder Peris, mit den Menſchen und vermiſchten ſich mit ihnen, allein Zoroaſter zerſtörte ihre Körper und verwehrte es ihnen, ſich anders als unter Thierform darzuſtellen. Ihre Macht wird jedoch erſt am Ende der Zeiten gänzlich gebrochen ſein, wenn drei von Zoroaſter ſtammende Propheten kommen, drei neue Geſetzbücher bringen und das Heil

vollenden werden. Die Finsterniß wird dann dem Licht, der Tod dem Leben und das Böse dem Guten weichen. Ahriman selbst wird die Oberhoheit Auramazda's anerkennen und Vollkommenheit wird im Weltall herrschen. Bis dieses letzte Ziel erreicht sein wird, besteht ein unaufhörlicher Kampf um die Herrschaft über Erde und Menschen zwischen den Geistern des reinen Lichtreiches auf der einen und dem Fürsten der Finsterniß mit seinen Geschöpfen auf der andern Seite. Während Ormuzd durch die leuchtende Sonne und den befruchtenden Regen die Saatfelder und Fruchtbäume gedeihen läßt, sendet Ahriman Stürme, Frost und versengende Wüstenglut; während Ormuzd durch seine Ferners die Menschen zur Sittenreinheit und Tugend leitet, sucht Ahriman durch seine Dävas die menschlichen Herzen für unlautere Gesinnung, Lüge und Unsittlichkeit zu werben.

Die Pflicht des Menschen ist es deshalb, nach *Reinheit* zu trachten und stets dem Einfluß der Dävas zu widerstreben. Das aber thut er, wenn er überall den Einflüssen Ahriman's entgegen tritt; wenn er die unfruchtbare Erde fruchtbar macht, schädliche Thiere vertilgt, seinen Körper vor Unreinigkeit bewahrt u. s. w. Aber ebenso und noch mehr muß der Mensch darauf bedacht sein, sein Herz rein zu halten durch gute Gedanken, gute Werke und fleißige Arbeit. Er muß vor allen Dingen *wahr* sein, denn die Lüge ist das größte Verbrechen. Schuldenmachen, weil es zum Lügen führt, muß vermieden werden; Diebstahl und Betrug sind schändlich, und noch schändlicher sind Verläumdung oder das Lehren eines falschen Gesetzes.

Hiernach erscheint die Lehre Zoroaster's als eine aus dem Lichtdienst entwickelte und in sittlichen Zwecken gipfelnde Naturreligion, deren äußerer Kultus sich wesentlich um die Verehrung der Sonne und um den Dienst des Feuers, als irdischen Abglanzes der himmlischen Lebenskraft, bewegt. Aus solcher Auffassung erklären sich die zahlreichen symbolischen Verknüpfungen in dieser Religion, die Gesetze der Reinigung, auf die wir nachher besonders eingehen werden, und die oft auffälligen Beziehungen, welche mit fast allen Erscheinungen und Geschöpfen der Natur, insbesondere auch mit gewissen Thieren verbunden werden.

Zu den geachtetsten Thieren gehörte nicht nur die Kuh, sondern auch der Hahn und vor Allem der Hund. Im Vendidad sagt Auramazda: „Ich habe den Hund geschaffen mit eigenen Kleidern und seinen eigenen Schuhen, mit scharfem Geruch und scharfen Zähnen, anhänglich an den Menschen und bissig gegen den Feind, zum Schutz für die Herden. Nicht kommt zum Dorfe, zu den Hürden ein Dieb oder ein Wolf und trägt unbemerkt fort, wenn der Hund gesund, wenn er bei guter Stimme, wenn er bei den Herden ist. Nicht würden die Häuser fest auf der Erde stehen, wenn die Hunde der Dörfer und Herden nicht wären. Der Hund ist geduldig, zufrieden und mit kleinen Broten begnügt wie ein Priester; er geht vorwärts und ist vor und hinter dem Hause wie ein Krieger; er schläft nicht so lange wie der Ackerbauer, er ist schmeichelnd wie ein Kind und freundlich wie eine Buhlerin." Die gute Behandlung des Hundes wird zur strengen Pflicht gemacht. Hunde schlecht zu füttern, wird ebenso bestraft, als ob man „vornehmen Männern schlechte Speise vorsetze." Für trächtige Hündinnen soll wie für schwangere Frauen gesorgt werden. Es ist schon eine Sünde, hinter einer trächtigen Hündin in die Hände zu klatschen (um sie zu schrecken), und wer sie gar schlägt, soll vierhundert Hiebe haben. Junge Hunde, die bei Jemand geworfen werden, muß er sechs Monate verpflegen. Kranke Hunde müssen eben so mit Arznei versehen werden wie reiche Männer. Wer aber einen Wasserhund tödtet, begeht ein ungeheures Verbrechen, welches zunächst mit 10,000 Hieben und noch zahlreichen anderen schweren Bußen bestraft wird. Wer solche Sühne nicht giebt, wird in die Wohnung der Drudsch kommen und „nicht eher wird von seinem Wohnsitze die Hitze weichen, welche der Weide schädlich ist, bis er für die fromme Seele des Wasserhundes drei Tage und drei Nächte hindurch Opfer gebracht hat am brennenden Feuer mit gebundenen Ruthen, mit erhobenem Haoma."

Auch der Hahn, der Vogel Parodarſch, welcher den Anbruch der göttlichen Morgenröthe verkündet, ſtand hoch in Ehren. Bei ſeinem Schrei entflohen die Drudſcha. Ebenſo nahm der, dem Ormuzd geweihte Simurg, d. i. der Adler, einen hohen Rang ein und wurde das Feldzeichen der perſiſchen Könige.

Die Reinlichkeitsgeſetze waren faſt eben ſo ſtreng wie bei den Brahmanen. Die Seele des Menſchen, heißt es, iſt rein geſchaffen, aber in den Körper hat Ahriman unreine Theile hineingebracht. Dieſer Schmuz beſteht im Speichel, den Exkrementen, Ausſchlägen u. ſ. w., in Allem was übel riecht oder was vom lebendigen Körper entfernt wird, wie Haare und Nägel, ſobald ſie abgeſchnitten ſind. Sie müſſen zehn Schritt von den reinen Männern, zwanzig vom Feuer, dreißig vom Waſſer, fünfzig von dem heiligen Ruthenbündel entfernt und unter beſonderen Sprüchen unterhalb des Hauſes vergraben werden. Der Speichel galt für ſehr unrein und deshalb nahten ſich die Prieſter dem Feuer nur mit verhülltem Munde. Auch für die Verrichtungen der Nothdurft gab es ganz beſondere Vorſchriften. „Wer den Urin mit vorgeſtrecktem Fuß läßt", heißt es im Geſetz, „macht die Drudſch ſchwanger", ſo daß ſie neue Unholde gebären. Frauen waren zu gewiſſen Zeiten höchſt unrein. Eine Wöchnerin war drei Tage unrein und mußte dann ihren Leib mit Waſſer und Kuhurin waſchen. Die eine Fehlgeburt gemacht hatte, war aber ganz beſonders unrein, und die Vorſichtsmaßregeln gegen Verunreinigung durch ſie währten lange und waren hart. Das erſte, was ſie genießen durfte, war Aſche und Kuhurin, drei, ſechs, dann neun Tropfen. Wer ſich den vorgeſchriebenen Reinigungen und Bußen unterzog, ſei es für Verunreinigung der Seele oder des Körpers, durch unreine Handlungen der war wieder rein wie zuvor.

Die kräftigſte Reinigung war die Reinigung der neun Nächte, die aber nur durch einen Prieſter vollzogen werden durfte, der das Geſetz genau kannte, die Wahrheit redete und das heilige Wort herſagen konnte. Es war das eine ſehr umſtändliche Ceremonie, wobei viel Waſſer, Erde und Kuhurin verwendet wurde. Sie war auch koſtſpielig, denn wenn der Reiniger (der Prieſter) unzufrieden hinweg ging, ſo hieß es, es fahre der Geiſt der Unreinigkeit wieder in die Gereinigten und ſie wären für immer unrein. Man ſieht, die Prieſter gaben ihren Ablaß nicht ohne Gegenleiſtung.

Stirbt ein Menſch, ſo bemächtigt ſich ſeiner ſogleich das Todtengeſpenſt, die Drudſch-Naſu, und ſpringt auf Jeden, der den Leichnam berührt oder ihm nahe kommt. Stirbt ein Hund in einem Hauſe, ſo kommt ſogleich von Norden her die Drudſch-Naſu in Geſtalt einer Fliege. Dagegen helfen Gebete und Beſchwörungsformeln. Neun Tage im Winter und dreißig im Sommer durfte kein Feuer auf dem Herde des Hauſes angezündet werden, in welchem ein Menſch oder Hund geſtorben war.

Die Leichen durften weder begraben noch verbrannt werden, weil dadurch Erde und Feuer verunreinigt würden. Unter allerlei Vorſichtsmaßregeln mußten ſie nackt und mit dem Geſicht der Sonne ausgeſetzt, an einem beſonderen trockenen und hohen Ort auf einer Unterlage von Steinen hingelegt und mit ſchweren Gewichten befeſtigt werden. Hier auf dieſem Begräbnißplatz — Dakhma — wurde der Leichnam den Hunden und Raubvögeln überlaſſen. War die Spur des Leichnams verſchwunden, dann ſollte der Boden wieder geebnet werden. Wer nur *ein* ſolches Grab ebnete, erhielt Ablaß für alle Sünden.

Zu Kyros Zeit ſcheinen dieſe Geſetze noch nicht in der Strenge angewendet worden zu ſein, da ſein Leichnam in einem Sarge lag. Die Gräber anderer Könige fand man auf hohen Felſen. Es waren oben offene Kammern und man fand auch keine Leichname darin.

Wir haben nur einige Beiſpiele von Reinigungsvorſchriften anführen wollen und können uns nicht weiter darauf einlaſſen, denn es giebt ihrer eine unendliche Menge. Alle dieſe Gebräuche kann man noch heute mit einigen Abänderungen bei den Parſen oder Gebern finden, den jetzt hauptſächlich in Bombay lebenden Abkömmlingen von Anhängern des Zoroaſter, welche zur Zeit der mohammedaniſchen Herrſcher nach Indien auswanderten.

Ueber das Schickſal der Seele glaubte man Folgendes: Drei Tage bleibe ſie noch in der Nähe des Körpers, am Morgen des vierten gehe ſie an den Ort des Gerichts. Der Genius Raſchnu wäge die guten und böſen Handlungen ab und ſpreche die Seele frei oder verdamme ſie je nach dem Reſultat der Probe. Die Verdammten fielen in den Abgrund und würden die Sklaven Angro-Mainyus (Ahriman's); die Gerechten bringe der Engel C'varſcha über die Brücke C'inwat, die über die Hölle hinweg ins Paradies führe. Dort empfinge ſie Vohu-Mano und bringe ſie an den Thron Auramazda's, der ihnen den Ort anweiſe, wo ſie bis zur Auferſtehung des Fleiſches bleiben.

Das Geſetz des Zoroaſter verlangte nicht von ſeinen Anhängern zur Erreichung des Himmels die gänzliche Ertödtung aller körperlichen Neigungen und Bedürfniſſe, wie das der Brahmanen. Auch begünſtigte es keineswegs die träumeriſche Faulenzerei und Nabelbeſchauung, im Gegentheil machte es an deren Stelle Arbeit und energiſche Thätigkeit zur Tugend. Die Religion war praktiſcher und was ſie verlangte, konnte von Menſchen geleiſtet werden. Wo die Aufgaben zu hoch geſtellt waren und nicht erfüllt wurden, halfen die Prieſter; ſie verhalfen durch Beſchwörungen und von ihnen geleitete Ceremonien zur vollſtändigen Reinigung; gegen eine Erkenntlichkeit verſchafften ſie Ablaß.

Auramazda galt als ein Geiſt und man machte ſich von ihm keine Bilder. Wenn wir auf der Felswand von Babiſtan über der Figur des Dareios Auramazda unter der Geſtalt eines alten Mannes ſchweben ſehen, ſo war das eben nur eine ſinnbildliche Darſtellung und kein Götzenbild. In unſeren Bibeln und auf den Bildern chriſtlicher Künſtler ſehen wir ja auch häufig den Chriſtengott oder auch Jehovah als alten Mann in Wolken ſchweben.

Tempel hatten die Arier Baktriens auch nicht. Man brachte Gott Opfer, gab ihm aber davon nichts zu eſſen. Man nahm vernünftiger Weiſe an, daß er mit der Seele der Thiere zufrieden ſei; das Fleiſch aßen die Opfernden ſelbſt und die Prieſter aßen mit.

Das Göttergetränk Soma kennen wir von Indien her; wir finden es in der Aveſta als Haoma wieder und auch mitunter als Genius, der ſeinen Verehrern Kraft und Sieg über die Feinde verleiht.

Es gab ſchon vor Zoroaſter in Baktrien Prieſter, Athrava; aber ſie erlangten nicht die Stellung der Brahmanen in Indien. Als die Reform des Zoroaſter zu den ſtammverwandten Perſern und beſonders Medern kam, erfuhr ſowol die Religion ſelbſt wie auch die Stellung der Prieſter eine Aenderung. Medien war von turaniſchen Völkerſchaften bewohnt, als die Arier es in Beſitz nahmen. Sie wurden nicht gänzlich vertrieben, ſondern vermiſchten ſich mit den Einwanderern und ihre höhere Kultur hatte Einfluß auf dieſelben.

Wir haben ſchon früher von der turaniſchen Religion und deren Verſchmelzung mit der kuſchetiſchen geredet und angegeben, was von der turaniſchen übrig blieb. Als dann ſpäter die Arier das Land einnahmen, bildeten die Maguſch (Magier) einen angeſehenen Stand, obwol keine eigentliche abgeſchloſſene Prieſterkaſte. Sie waren die Träger und Bewahrer der Wiſſenſchaft und wußten die Götter durch allerlei Beſchwörungen, Amulette und ſonſtige „magiſche" Mittel zu zwingen. Sie erlangten auch bald bei den Eroberern eine einflußreiche Stellung, und als die Reform nach Medien kam, gingen die Funktionen der Athrava auf ſie über. Sie wußten ſich in dieſer Stellung zu befeſtigen und zu Vermittlern zwiſchen Gott und den Menſchen zu machen und nahmen ungefähr dieſelbe Stellung ein, wie die römiſch-katholiſchen Prieſter im Mittelalter, ohne indeſſen ganz deren Macht zu haben. Sie durften indeſſen bei keinem Opfer fehlen, ſangen heilige Lieder und ſprachen beſtimmte Formeln aus, denen man beſondere Kraft zuſchrieb; ja ſie exorciſirten die böſen Geiſter, die Daeva, ganz in derſelben Art, wie das bei den Chriſten ſonſt geſchah und, wenn auch in modifizirter Weiſe, noch heute geſchieht. Man ſagt ihnen auch ein ſehr lüderliches Leben nach, welches ſie im Geheimen getrieben hätten, allein da wir hiervon keine beſonderen Beweiſe haben, ſo mag dies wol Verleumdung ſein.

Es war natürlich, daß die Magier ihre religiöſen Vorſtellungen in die Zoroaſter's einzuführen ſuchten, was ihnen auch einigermaßen gelang, mehr noch bei den Medern als bei den Perſern. Sie kultivirten ganz beſonders die Verehrung des Feuers, und das heilige Feuer wurde von ihnen den perſiſchen Königen vorgetragen. Bald gab es auch bei den Perſern beſondere Altäre, auf denen das heilige Feuer von Magiern unterhalten wurde. Bei den Opfern erſchienen ſie in langen, weißen Gewändern, mit der Tiara auf dem Kopf und dem Schlangenſtab in der Hand, dem Khrafztödter.

Magier, Prieſter der Perſer.

Es ſollen auch die Magier die Gottvorſtellung des Zoroaſter modifizirt und den Auramazda gewiſſermaßen eine Rangſtufe herabgeſetzt haben. Er ſei nicht, lehrten ſie, der unerſchaffene Schöpfer des Stoffes, ſondern nur der Ordner deſſelben (Demiurg), und ſowol Auramazda als Angramainyus ging aus von einem als Ewigkeit — Zrvan-Akarana — bezeichneten Etwas. Der Sinn ſoll wol ſein, daß die Materie, der Stoff, von Ewigkeit her geweſen, und daß durch die Wechſelwirkung der verſchiedenen Kräfte das Gute und das Böſe zugleich entſtand, deren Repräſentanten eben Auramazda und Angramainyus waren; eine Vorſtellung, die wir nur als einen Fortſchritt bezeichnen können und die in gewiſſem Sinne mit neueren Anſchauungen übereinſtimmt.

Als Perſien das herrſchende Land wurde und die Macht ſeiner Könige ſich über ganz Aſien ausbreitete, veränderte ſich auch die urſprüngliche Einfachheit des perſiſchen Volkes. Die durch perſiſche Tapferkeit und Kraft unterjochten üppigen und prachtliebenden Babylonier und Lydier unterjochten die perſiſche Kraft allmählich durch ihre Ueppigkeit und Prachtliebe, ohne indeſſen den Grundcharakter der Perſer ganz verwiſchen zu können. —

Es kommt uns hier weniger darauf an, anzugeben, welche Gesetze und Vorschriften das Avesta enthielt und was die Baktrer davon bewahrten, sondern mehr, zu berichten, wie sich diese Gesetze allmählich unter den Persern entwickelten.

Von der Religion haben wir bereits geredet. **Häusliches Leben und Gesetze** hängen damit zusammen; allein wir wissen nicht übermäßig viel davon. In alten Zeiten waren die Perser ein sehr einfaches, kräftiges Jäger- und Kriegervolk, welches sich in Felle kleidete und ein rauhes Leben führte. Nach Besiegung der Meder nahmen sie aber bald deren reiche und üppige Kleidung an und fanden Gefallen am Luxus. Sie trugen nicht nur prachtvolle Kleider und Geschmeide, hatten kostbare, weiche Teppiche und schöne Häuser, sondern liebten auch Pomaden und Wohlgerüche, salbten ihre wohlgepflegten Haare und Bärte und verschmähten es nicht, sich durch Schminken und durch falsches Haar zu verschönern — was auch das Gesetz des Avesta gegen solche Greuel sagen mochte. Es scheint, die Perser kehrten sich nicht viel mehr an die Vorschriften des Avesta, als die heutigen unter uns lebenden Juden an die Bücher des Moses. Eins rühmt man ihnen indessen durch das ganze Alterthum nach: ihre Wohlanständigkeit und ihren Abscheu vor Lüge und Wortbruch. Die Tafeln der Reichen waren wohl versehen und besonders üppig war der Nachtisch. Den Wein liebten sie sehr, und Herodot erzählt, daß sie beim Wein die wichtigsten Dinge und Pläne besprachen, sie aber vor der Ausführung nüchtern überlegten. Das war auch sehr vernünftig, denn der anregende Wein erweckt geniale Gedanken in dem, in welchem der Genius schlummert, und bringt die Dummheit der Dummen ans Licht: „In vino veritas".

Der Perser hatte nur eine rechtmäßige Frau; allein die Zahl der Beischläferinnen war nicht beschränkt. Viel Kinder zu haben galt als großes Verdienst, und wer besonders viel hatte, empfing Geschenke vom Könige. Das Avesta begünstigte Ehen unter nahen Verwandten. Selbst die Ehe unter Geschwistern war statthaft und Kambyses hatte seine Schwestern zu Frauen. Den Magiern sagte man sogar nach, daß sie ihre Töchter heiratheten. Frauen einer andern Religion durfte man nicht nehmen; aber Standesunterschied hatte keinen Einfluß. Die Frauen waren nicht so gut gestellt wie in Aegypten, sie wurden bewacht und durften sich nicht frei bewegen; allein sie hatten andererseits wieder oft nur zu viel Einfluß. Die Mutter des Königs hatte selbst den Vorrang vor diesem: die rechtmäßige Königin wurde knieend von den Nebenfrauen bedient und ihre Kinder allein waren zur Erbfolge berechtigt.

Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe unter der Obhut der Frauen. Dann wurde er mit der heiligen Schnur umgürtet und für seine Handlungen verantwortlich. Dieser Gürtel ward als eine Art Talisman gegen die Daeva's betrachtet. Die Söhne der Vornehmen wurden in besonderen Erziehungshäusern bis zu ihrem zwanzigsten Jahre in der Religion, Tugend und Gesetz und in allen Leibesübungen unterrichtet. Die Liebe zu den Thieren, zum Feldbau, zu Gärten und Bäumen wurde gepflegt. Einem schönen Platanenbaum in Lydien ließ Xerxes Goldschmuck anlegen und bestellte einen eigenen Wächter für ihn, der ihn pflegen und schützen mußte.

Verfassung und Verwaltung. In einem despotischen Staate kann von einer Verfassung eigentlich nicht die Rede sein. Der König von Persien war unumschränkter als die Könige Aegyptens und Indiens. Er galt als Stellvertreter Auramazda's auf Erden und seine Handlungen wurden nicht bestimmt durch Brahmanen oder Priester; die Magier waren seine unterthänigen Diener und die brauchbarsten Stützen des Despotismus. Der Perserkönig konnte thun, was er wollte. Außer den persischen Fürsten hatte ihm gegenüber Niemand Vorrechte. Sie allein durften unangemeldet durch das Heer der Diener in den Palast und vor den König treten, was jedem Andern den Kopf gekostet haben würde, und ihn küssen. Der König zeigte sich selten, und wenn es geschah, immer in voller Pracht, im Purpurgewand mit eingewirktem Weiß, goldenem Gurt, hoher blau und weißer Tiara, safrangelben Schuhen und mit Edelsteinen geschmücktem Schwert. Bei Prachtzügen

ſchritten voran die Magier mit dem heiligen Feuer, dann kam der mit acht weißen Pferden beſpannte Wagen des Sonnengottes, hierauf der des Königs; hinter Letzteren die vornehmſten Fürſten im köſtlichſten Schmuck.

Der König ſpeiſte gewöhnlich allein; aber in den Nebenſälen aßen die „Verwandten“, Leibwache, Hofbeamten und „Tiſchgenoſſen“, täglich nicht weniger als 15,000 Menſchen.

Die Könige hatten je nach der Jahreszeit verſchiedene Reſidenzen und dahin folgte der ganze ungeheure Hof, deſſen Erhaltung der Provinz zur Laſt fiel. Dareios liebte Suſa, welches von ihm ſehr verſchönert wurde, und ebenſo Perſepolis, wo die „Königsburg“ und Stadt an Pracht dem alten Ekbatana nichts nachgaben, und deren Ruinen noch heute bewundert werden. Einmal, gewöhnlich nach der Krönung, mußte der König in Perſepolis ſich aufgehalten haben.

Heerweſen. Jeder waffenfähige Mann des wenigſtens 80 Millionen Einwohner enthaltenden Reiches war zum Kriegsdienſt verpflichtet, wenn dazu aufgerufen. Die ſtehende Armee, in welcher die Perſer den erſten Rang einnahmen, und nächſt ihnen Meder, Saken und Baktrer, lagen in Feſtungen oder befeſtigten Lagern. Für ihre Erhaltung ſorgte die Provinz. Das Heer war in Bataillone zu 1000 Mann eingetheilt, dieſes in Compagnien zu 100 Mann und in Korporalſchaften zu 7 oder 10 Mann. Ein Armeecorps von 10,000 wurde ſtets von einem vornehmen Perſer befehligt. In der Umgebung des Königs befand ſich die 10,000 Mann ſtarke Schar der „Unſterblichen“, ſo genannt, weil jede Lücke ſogleich wieder ausgefüllt wurde. Die eigentliche Leibwache beſtand aus 2000 Reitern und 2000 Lanzenträgern, die koſtbarer gekleidet und bewaffnet waren als die übrigen Soldaten. Die Ausrüſtung eines Soldaten lernen wir aus dem Vendidad kennen; ſie beſtand aus Panzer, Helm, Gürtel und Beinſchienen, einem Bogen mit 30 Pfeilen, einer Schleuder mit dreißig Steinen und einem Schwert, einer Keule und einer Lanze. Das änderte ſich ſpäter; man hatte ganz gepanzerte Reiter, leichte Reiter, Bogenſchützen, je nach Bedürfniß.

Im Felde war der König in der Mitte der Armee in vollem königlichen Waffenſchmuck auf ſeinem Wagen, bewehrt mit Bogen und Pfeilen. Um ihn die Unſterblichen; vor ihm der Sonnenwagen und neben ihm die Reichsfahne, die einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigte.

Nachdem Dareios I. die Kronprätendenten und Empörungen beſiegt hatte, von denen wir in der Geſchichte berichtet haben, ordnete er die Verwaltung ſeines ungeheuren Reiches, welches von Epheſos bis zum Hindukuſch 600 und von Memphis bis Sogdiana 500 deutſche Meilen Ausdehnung hatte. Er theilte das ganze Reich in 20 Satrapien und ſtellte an die Spitze einer jeden einen angeſehenen Perſer, „Verwandten“ oder „Tiſchgenoſſen“, mit königlicher Gewalt, der nur allein von ihm, dem Großkönig, abhing. Dieſer Satrap hatte ſich natürlich der Reichspolitik zu fügen, welche bereits Kyros eingeführt und die ſich vortrefflich bewährt hatte. Dareios ließ den unterworfenen Völkern ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche und ſelbſt die Verwaltung ihrer Gemeinweſen; er ſtellte ſich einfach an die Stelle des von ihm beſiegten Fürſten. Er verfuhr in dieſer Beziehung mit ganz beſonderer Sorgfalt, die vorzüglich auch von den Aegyptern anerkannt wurde; Letztere nennen ihn unter ihren großen Geſetzgebern.

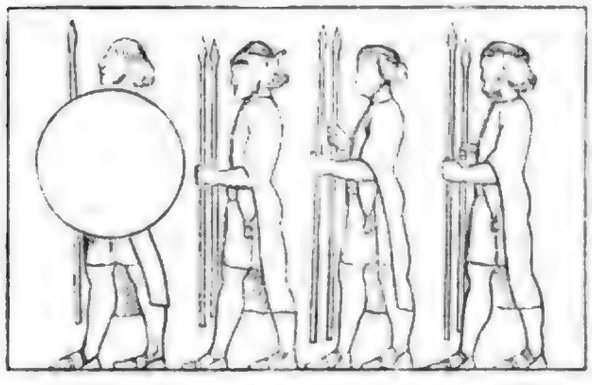
Wenn nun auch der Satrap mit dem Anſehen eines Königs bekleidet war, ſeinen Hof wie ein ſolcher hielt und ſogar das Recht hatte, Silbermünzen mit ſeinem Namen und Bildniß prägen zu laſſen, ein Recht, welches auch den Fürſten in den Satrapien nicht genommen wurde, ſo hatte doch Dareios Maßregeln getroffen, den Satrapen zu überwachen und ihn an Empörungen oder zu großer Bedrückung der Unterthanen zu verhindern. Er richtete einen Polizeiſtaat ein, welcher freilich alle Mängel eines ſolchen hatte, allein doch für die Unterthanen unendlich beſſer war als die Zuſtände unter aſſyriſcher Herrſchaft oder wie ſie ſelbſt heute noch im Orient herrſchen.

Dem Könige zur Seite stand ein sehr hoher Beamter, welcher „das Auge“ des Königs genannt wurde, eine Art von Reichspolizeiminister. Dieser hatte seine „Ohren“ überall, d. h. Beamte oft in unscheinbaren Stellungen, kurz Spione, ohne welche eben eine unumschränkte Despotie nicht sein kann. Dieses Auge des Königs reiste, ohne sich vorher anzukündigen, in diese oder jene Satrapie und überzeugte sich von dem Zustande derselben. Aehnliche Reisen machte auch der König jährlich selbst. Wehe dem Satrapen, welcher die Intentionen der Regierung nicht ausführte oder gar Empörungsgelüste hatte! Er wie jeder fehlende Beamte wurde mit großer Strenge, ja mit Grausamkeit bestraft. Er wurde entweder öffentlich gerichtet oder, wo es zweckmäßig erschien, verschwand er spurlos.

Leibwache.

Jedem Satrapen war ein „Schreiber“ des Königs beigegeben. Dieser hatte alle Befehle desselben zu empfangen und dem Satrapen mitzutheilen; durch seine Hände ging Alles und er machte seine Berichte. Auch das Kommando der Truppen in der Satrapie war einem vom Satrapen unabhängigen General übergeben. Selbst die Befehlshaber kleiner Festungen waren von dem Könige selbst ausgewählt.

Um die Verwaltung und polizeiliche Ueberwachung, wie auch militärische Operationen und Handel und Verkehr zu erleichtern, sorgte Dareios für die Anlage trefflicher Straßen durch sein ganzes Reich, die alle mit Susa verbunden waren. Die Beschreibung dieses großartigen Straßennetzes ist verloren gegangen; allein Herodot hat uns die Straße beschrieben, welche vom Griechischen Meer nach Susa führte und 351 Meilen lang war. Alle drei bis vier Meilen waren Stationen mit trefflichen Wirthshäusern angelegt, bei denen sich, selbst in wüster oder kahler Gegend, schattige Gärten befanden. Bei diesen Stationen und an solchen Punkten, die nicht umgangen werden konnten, wie z. B. an den Fähren der zahlreichen Flüsse, waren Kastelle mit Wachtposten und Polizeibeamten, welche die Pässe revidirten und auch die durch Boten passirenden Briefe untersuchten. Auf diesen Stationen mußten stets Pferde und Reiter zur Beförderung königl. Befehle und Dienstsachen bereit sein. Die Griechen sagten, diese persischen Postreiter „flögen schneller als Kraniche“.

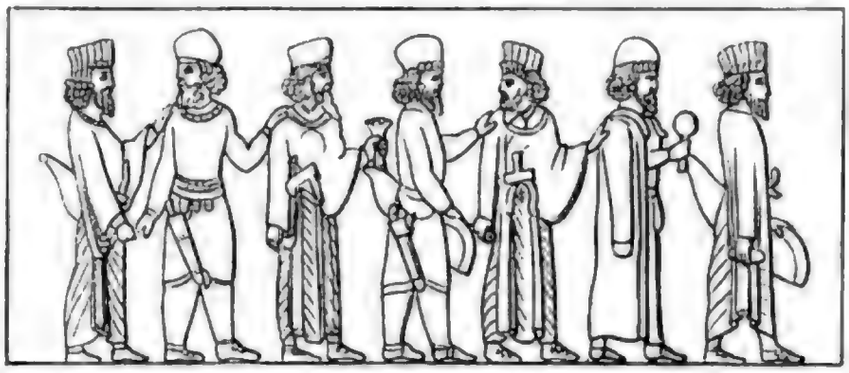


Krieger.

Jedem Befehl an den Satrapen war das königliche Siegel beigedruckt; das des Dareios zeigt ihn selbst mit der Tiara, stehend auf seinem Wagen. Ein von seinem Pfeil erlegter Löwe liegt unter den Füßen der Pferde. Ein zweiter Löwe hat bereits zwei Pfeile im Leibe und der König schießt eben den dritten auf ihn ab. Seitwärts ist eine Dattelpalme und über dem Könige schwebt Auramazda. Dabei steht in drei Sprachen: „Ich bin Dareios, der große König“.

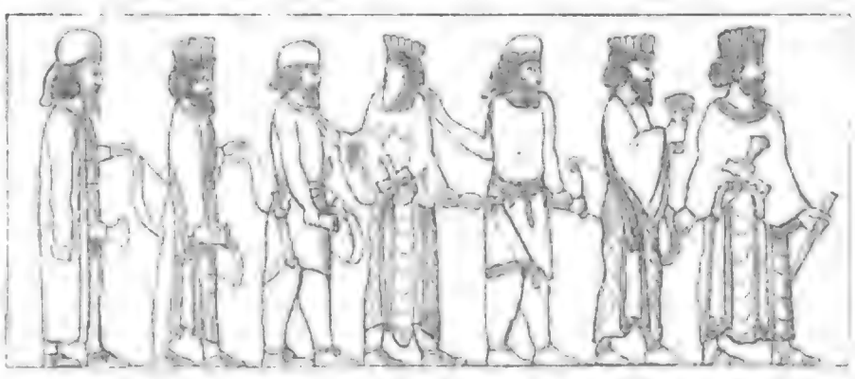
Nächst dem Großpolizeiherrn oder Premierminister waren die wichtigsten Beamten des Reiches die sieben Oberrichter, welche über die väterlichen Bräuche zu wachen hatten, ferner der „Köcherträger“, der „Lanzenträger“, „Oberstabträger“, „Oberjägermeister“, kurz die ganze Hofmeisterei, wie wir sie noch heute bei europäischen Kleinkönigen sehen und die sie, wie auch die Polizeiwissenschaft, dem persischen Großkönig abgesehen haben. — Zur Erleichterung des Handels und noch mehr zur besseren Regulirung des Steuer-

weſens, welches durch die unendlich verſchiedenen Münzen im großen Reiche erſchwert wurde, ſchuf Dareios eine Reichsmünze. Zahlungen an die Regierung wurden nur in dieſer angenommen; Provinzialmünzen wurden gewogen und nach dem Metallwerth berechnet. Zum Grund ſeiner Münzordnung legte Dareios das babyloniſche Goldtalent von 50½ Pfund, an Werth etwas über 60,000 Mark. Aus einem ſolchen Talent prägte man 3000 Goldſtücke, die von den Griechen Dareiken genannt wurden und etwa 20 Mark werth waren. Für die Silbermünzen bildete das ſchwere babyloniſche Talent von 67⅓ Pfund die Baſis. Das Gold hatte den 13½fachen Werth des Silbers. Aus einem Talent Silber wurden 3000 Münzen geſchlagen, wovon jede 5,60 Gramm wog. Ein ſolcher „Stater“ oder Silberdareike war daher unſeren Zweimarkſtücken gleich. Die Münzen trugen das Bildniß des Königs in knieender Stellung, in langem Kleide mit Kaftan darüber, mit der Tiara, reichem Haar und Bart; in der rechten, geſenkten Hand hält er eine Waffe, zuweilen auch in der Linken einen Bogen oder auf Silbermünzen einen Pfeil. Für Syrien ließ der König noch beſonders 28 Gramm ſchwere große Silbermünzen ſchlagen.



Beamte, Hoflente u. ſ. w.

Kyros hatte es den Provinzen überlaſſen, ihre Tribute ſelbſt zu beſtimmen; Dareios führte eine andere Ordnung ein. Er erhob eine Grundſteuer, die ſich nach dem Umfange, aber auch nach der Bodenbeſchaffenheit der Satrapie richtete. Dieſe Steuer war nun wieder auf die innerhalb der Satrapie liegenden politiſchen Gemeinſchaften in billiger Weiſe vertheilt. Nach ſchweren Kriegen wurden neue Abſchätzungen vorgenommen. Die niedrigſte Grundſteuer zahlte die ſiebente Satrapie, die der Gedroſier, Gandarer u. ſ. w. am Südufer des Kabul; der Betrag war etwa 1 Million Mark (170 Silbertalente). Die höchſte Grundſteuer zahlte die Satrapie Babylon, nämlich 6 Millionen Mark. Die geſammten Einkünfte dieſer reichen Satrapie ſchätzt Herodot auf täglich einen vollen Scheffel Silber. Die ganze Grundſteuer des Reiches betrug ungefähr 48 Millionen Mark. Dazu kam aber noch der Goldſtaub aus Indien, nach Herodot's Angabe 360 Talente Gold, alſo 21,600,000 Mark. Außerdem gab es noch innerhalb des Reiches Lokalabgaben für Benutzung von Schleußen, Fiſcherei (die in einem ägyptiſchen Kanal brachte allein jährlich beinahe 1½ Millionen Mark Pacht) und andere Dinge. Ferner mußten manche Provinzen Naturalien neben der Grundſteuer liefern, wie Pferde, Schafe, Getreide u. ſ. w. Auch für den Gebrauch des Hofes lieferte jede Satrapie das Beſte, was ſie hatte. Babylon ſtellte 500 verſchnittene Knaben jährlich; Chalybon (Helbon) in Syrien lieferte Wein, Kolchis kaukaſiſche männliche und weibliche Sklaven, alle fünf Jahre 100 Knaben und 100 Jungfrauen, die Araber 1000 Talente Weihrauch u. ſ. w.



Hoflente, Stabträger u. ſ. w.

Außerdem hatten aber die Unterthanen noch die Armee zu ernähren, den Hof des Königs und der Satrapen zu erhalten, ebenſo die Geſtüte, z. B. die berühmten von Niſäa

in Medien, wo 150,000 Pferde weideten, oder in Babylon, wo der König 800 Hengste und 16,000 Stuten hielt (wozu aber die Kriegspferde nicht gerechnet wurden). Vier babyloniſche Dörfer hatten allein für die Verpflegung der königlichen indiſchen Hunde zu ſorgen. — Die Unterhaltung des königlichen Hofes koſtete jährlich etwa 66 Millionen Mark. Das war kein Wunder; die Fortſchaffung des Hofes auf Reiſen erforderte 1200 Kameele außer den Wagen. Mit der Feldequipage des letzten Dareios wurden 277 Köche, 29 Topfköche, 13 Milchſpeiſenbereiter, 17 Getränkebereiter, 70 Kellerbeamte, 40 Salbenmacher und 46 Kranzflechter gefangen genommen! Nach angeſtellten Berechnungen beliefen ſich die von den perſiſchen Unterthanen im Ganzen zu zahlenden Regierungsabgaben auf das Dreifache der Grundſteuer, alſo auf ungefähr 144 Millionen Mark, was in der That eine ſehr mäßige Summe iſt, wenn man bedenkt, daß ſie von mehr als 80 Millionen Menſchen gezahlt wurde. Perſien, welches zu keiner Satrapie gehörte, zahlte gar keine Steuer. Die Achämeniden vergaßen nicht, daß die Perſer ihnen dies große Reich erobert hatten. Das Geſchenk, welches ihnen Kyros bei jedesmaligem Beſuch zu geben pflegte, wurde durch Dareios zu einer geſetzlichen Verpflichtung gemacht.

Daß die trefflichen Landſtraßen, die Sicherheit derſelben, die Reichsmünze und andere gute Einrichtungen dem Handel ſehr günſtig waren, kann man ſich wol denken, und um ſo mehr, als derſelbe durch das ganze große Reich hindurch frei war von allen Zöllen und Belaſtungen. Dareios erleichterte den Seehandel außerordentlich dadurch, daß er ein Werk, welches Ramſes II. und Neko ſchon vor ihm verſucht hatten, vollendete, nämlich einen Kanal, welcher den Nil mit dem Rothen Meere verband. Der Kanal mündete etwas oberhalb Bubaſtis in den Nil und war in Vogelfluglinie 25 Meilen lang und gegen 37½ Meter breit. Die Spuren dieſes Werkes ſind noch zu erkennen und Denkſäulen mit Inſchriften kennzeichnen daſſelbe als eine Schöpfung des Dareios.

Der Ackerbau und Gartenbau genoß durch die Perſer eine ganz beſondere Pflege. Ihre Gärten, ſogenannte Paradieſe, ſind berühmt und die Kultur der Wälder war den Satrapen vornehmlich ans Herz gelegt. Bei den Paläſten der Großen fanden ſich überall herrliche Parks, und wir haben erwähnt, daß ſelbſt die Poſtſtationen meiſt mit Gartenanlagen verſehen waren.

Wenn wir den Staat, wie ihn Dareios einrichtete, mit dem der aſſyriſchen Könige vergleichen und mit ſolchen, wie wir ſie heute noch in Aſien erblicken, ſo müſſen wir geſtehen, daß die Perſerkönige, vor Allem aber Dareios, der das Werk des Kyros vollendete, eine dankbare Erinnerung in der Geſchichte verdienen. Ihre Deſpotie, obwol die unumſchränkteſte, war die wohlwollendſte von allen. Wenn trotzdem das große Perſiſche Reich in ſich zerfiel und die jungen Blüten, welche der kräftige und verſtändige Deſpotismus des Dareios hervorrief, allmählich dahinſiechten, anſtatt nutzbringende Frucht zu tragen, welche das Volk kräftigt, ſo lag das nicht an dem guten Willen der perſiſchen Könige, ſondern in der Deſpotie ſelbſt, welche von vornherein einen um ſich freſſenden Keim der Fäulniß in ſich trägt. Die ganze Geſchichte lehrt, daß alle Deſpotie zu Erſchlaffung, ſittlichem Verderben und materiellem Ruin der Völker führt. Wahre Kultur und was mit ihr zuſammenhängt und von ihr abhängt, kann nur in der Freiheit gedeihen. Wie ſchnell belebend dieſe ſelbſt auf Volkskörper wirkt, die durch den Deſpotismus faſt zerdrückt waren, werden wir im Verlauf der Geſchichte mehrmals wahrzunehmen Gelegenheit haben, z. B. an dem kleinen Holland, welches ſich trotz eines 80jährigen Krieges gegen die damals größte Macht der Welt aus einer kaum beachteten Provinz zu einer der mächtigſten und reichſten Handelsnationen der Welt erhob. Dauernd gedeihen nur in der Freiheit Wiſſenſchaften, Künſte und der wichtige, praktiſche Kultur fördernde Handel.

Gerichtsstuhl

Ein Gerichtsstuhl, wie er vormals im Schloß Hof gestanden. Hier saß der Richter, wenn er Gericht hielt über Leben und Tod. Neben ihm saß sein Beisitzer, der Gerichtsschreiber, und vor ihm stand der Angeklagte. Die Gerichtsdiener standen, wie einige gerade jetzt, rechts und links. Der Richter trug einen roten Talar, hatte ein Barett auf dem Kopf und in der Hand den Richterstab. Das Gericht, das hier tagte, war das Hofgericht, das Gericht des Königs selbst. Es war das höchste Gericht im ganzen Lande. Es hatte seinen Sitz in Berlin. Hier wurden auch die Prozesse entschieden, die in den Provinzen nicht entschieden werden konnten. Das Gericht bestand aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten und sechs Räten. Der Präsident hatte seinen Platz in der Mitte, der Vizepräsident zu seiner Linken, der erste Rat zu seiner Rechten. Dann folgten die andern Räte. Sie saßen an einem langen Tisch, der mit einem grünen Teppich bedeckt war. Vor ihnen lagen die Akten, die sie studiert hatten. Sie saßen auf Stühlen, die keine Lehnen hatten. Diese Stühle standen auf einem Podium, einer Erhöhung, die mit einem Geländer umgeben war. Dieses Podium war mit einem Teppich belegt. Es war der Gerichtsstuhl. Der Gerichtsstuhl in Berlin befand sich im Schloß.

Das Gerichtsgebäude, das jetzt dort steht, ist neu. Es ist erst vor wenigen Jahren gebaut worden. Es ist ein großes, schönes Gebäude. Es hat viele Zimmer. Es hat auch einen großen Saal. Dieser Saal ist der Gerichtssaal. Hier ist der Gerichtsstuhl. Hier ist der Platz des Richters. Hier ist der Platz des Gerichtsschreibers. Hier ist der Platz des Angeklagten. Hier ist der Platz des Gerichtsdieners. Hier ist der Platz des Staatsanwalts. Hier ist der Platz des Verteidigers. Hier ist der Platz der Zeugen. Hier ist der Platz der Geschworenen. Hier ist der Platz des Publikums.

Der Richter trägt einen roten Talar. Er hat ein Barett auf dem Kopf. Er hat den Richterstab in der Hand. Er sitzt in der Mitte. Er sitzt auf einem Stuhl, der eine Lehne hat. Er sitzt auf einem Podium. Er sitzt an einem Tisch. Der Tisch ist mit einem grünen Teppich bedeckt. Vor ihm liegen die Akten. Er hat sie studiert. Er hat sie gelesen. Er hat sie gelesen, ehe er Gericht hielt. Er hat sie gelesen, ehe er zu Gericht saß. Er hat sie gelesen, ehe er auf dem Gerichtsstuhl saß. Er hat sie gelesen, ehe er auf dem Gerichtsstuhl in Berlin saß. Er hat sie gelesen, ehe er auf dem Gerichtsstuhl im Schloß in Berlin saß.

Neben ihm sitzt der Gerichtsschreiber. Er hat keine Lehne. Er hat keinen Teppich. Er hat keine Akten. Er hat sie nicht gelesen. Er hat sie nicht studiert. Er hat sie nicht zu lesen und zu studieren gehabt. Denn er ist der Gerichtsschreiber. Er ist nicht der Richter. Er ist nicht der Beisitzer. Er ist nicht der Assessor. Er ist nicht der Referendar. Er ist nicht der Gerichtsdiener. Er ist nicht der Staatsanwalt. Er ist nicht der Verteidiger. Er ist nicht der Angeklagte. Er ist nicht der Zeuge. Er ist nicht der Geschworene. Er ist nicht der Gerichtsvollzieher. Er ist nicht der Gefängniswärter. Er ist nicht der Scharfrichter. Er ist nicht der Henker. Er ist nicht der Gerichtsschreiber in Berlin. Er ist nicht der Gerichtsschreiber im Schloß in Berlin. Er ist nicht der Gerichtsschreiber im Schloß in Berlin, der jetzt dort steht. Er ist nicht der Gerichtsschreiber im neuen Schloß in Berlin, der jetzt dort steht. Er ist nicht der Gerichtsschreiber im neuen Schloß in Berlin, der jetzt dort steht, wo vormals der Gerichtsstuhl stand.

Rache an ganz Griechenland; denn von dem Einheitssinne der Griechen ließ sich erwarten, daß sie die Unterjochung eines ihrer im Herzen von Hellas gelegenen Staaten nicht theilnahmlos ansehen würden. Die Freiheit von ganz Griechenland schien bedroht, sobald das persische Scepter über Athen herrschte.

Dareios hielt die Besiegung der Griechen für leichter als sie war. Er glaubte, es bedürfe dazu keines andern Mittels, als der Absendung eines Heeres. Demgemäß gab er seinem Schwiegersohne Mardonios den Auftrag, mit einer Flotte und einem Landheere nach Griechenland zu ziehen (492 v. Chr.); auch war das Glück diesem Perser Anfangs wirklich günstig, denn das Landheer, welches über den Hellespont gesetzt worden, drang siegreich durch Thrakien und unterwarf Makedonien der persischen Herrschaft. Endlich aber erlitt es durch die Bryger, eine thrakische Völkerschaft, so empfindliche Niederlagen, daß Mardonios sich zum Rückzuge gezwungen sah, zumal auch die Flotte inzwischen das Unglück gehabt hatte, beim Umsegeln des Vorgebirges Athos von einem Sturme überfallen und vernichtet zu werden, so daß 300 Schiffe und 20,000 Mann in den Wellen ihren Untergang fanden.

Dareios war so ungerecht, das Unglück seiner Waffen deren Führer Schuld zu geben; er beschloß, seine Heere unter anderen Feldherren zum zweiten Male über den Hellespont zu schicken. Vorher aber sandte er Herolde an die griechischen Staaten mit der Aufforderung, ihm zum Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser zu übersenden; und so groß war in Hellas die Furcht vor dem persischen Despoten, daß die meisten Inseln und einzelne Staaten des Festlandes keinen Anstand nahmen, dies Begehren zu erfüllen. Nur Eretria, Sparta und Athen antworteten auf jene Anforderung des Perserkönigs mit einem noch schneidenderen Hohn, als es vormals die Skythen gethan.

In Sparta wurden die persischen Herolde von den Höhen des Taygetos in den Abgrund gestürzt mit dem lakonischen Spotte, sie möchten sich Erde und Wasser dort unten selbst holen. Aehnlich war ihr Empfang in Athen, wo man sie mit einer gleichen Bemerkung ins Wasser warf. Ja, die Schmach, welche in jener Aufforderung für Griechenland lag, erschien den Athenern so groß, daß ein junger Mann, Namens Themistokles, den Antrag stellen durfte, den Dolmetscher zu tödten, welcher die griechische Sprache zum Ausdrucke des persischen Ansinnens gemißbraucht habe. Und um so viel mehr stolz als gerecht waren die Athener, daß sie den Antrag mit Jubel aufnahmen und an dem unglücklichen Opfer der Pflicht vollstreckten.

Unter den Inseln, welche sich der persischen Aufforderung bereitwillig gefügt hatten, befand sich das reiche und mächtige Aegina. Athen gerieth über diese Vaterlandsverrätherei so in Wuth, daß es, die eigene Gefahr vergessend, die Aeginaten mit Krieg überzog, und diesen nicht eher beendete, als bis die heranziehenden persischen Heere alle Sorge für den eigenen Staat in Anspruch nahmen. Der einzige, aber auch wichtige Vortheil, den Athen aus diesem Kriege gezogen, bestand in der hierdurch bewirkten Ausbildung seiner bis dahin gänzlich vernachlässigten Seemacht. Korinth hatte ihm Beistand geleistet, und von ihm lernten die Athener den Krieg zur See.

Dareios wüthete. Das kleine Griechenland hatte es gewagt, dem Weltbeherrscher zu trotzen; ein Schwertschlag sollte es vernichten. Datis, ein Meder, und Artaphernes, des Königs Bruderssohn, erhielten den Oberbefehl über ein Heer, welches zunächst bestimmt wurde, Eretria und Athen zu zerstören und deren Bewohner als Sklaven nach Persien zu führen (490 v. Chr.). Das erste Ziel, die Zerstörung Eretria's, wurde vollständig erreicht. Denn obgleich die Eretrier von den Athenern kräftigen Beistand erhielten, so fanden sich unter den Bürgern von Eretria doch zwei Nichtswürdige, welche der Freiheit die Ruhe vorzogen und ihre Vaterstadt an die sie belagernden Perser verriethen. Eretria ward mit unmenschlicher Grausamkeit zerstört, und die Perser schickten sich an, Athen ein gleiches Schicksal zu bereiten.

Die Gefahr für Griechenland wuchs mit jedem Schritte, den die Perser auf hellenischem Boden vorwärts thaten. Das Ungewitter, welches über Hellas herauf zog, brachte alle Parteien schnell in das eine Ziel zusammen, die Freiheit des Vaterlandes um jeden Preis zu erhalten. Alle Parteiinteressen schwiegen. Griechenland war einig; es gab kein Sparta, kein Athen mehr; ganz Hellas erscholl von dem einstimmigen Rufe: Freiheit. Wie ein Zauber wirkte dieses Wort auf die Arme der griechischen Kämpfer, wovon die ewig denkwürdige Schlacht bei Marathon, die mit diamantenem Griffel auf die Tafeln der Geschichte geschrieben ist, ein glänzendes Zeugniß ablegte.

Marathon ist der Name einer Ebene, auf welcher zehntausend Griechen unter Führung des klugen und heldenmüthigen Miltiades über die Hunderttausend der Perser einen Sieg erkämpften, wie ihn die Kriegsgeschichte zu ihren seltensten Ereignissen zählt.

Die Gegend von Marathon war den Persern von Hippias, welcher sich bei ihren Anführern befand, zur Entscheidungsschlacht empfohlen worden, weil die dortigen Ebenen den Gebrauch der persischen Reiterei am besten gestatteten. Als die Perser dorthin rückten, blieb aus bestimmten Gründen der Versuch noch ohne Erfolg, die Spartaner zur Theilnahme an der Schlacht zu vermögen. Diese hatten ihre Hülfe zwar nicht verweigert, allein dieselbe wurde verspätet durch ein Gesetz, welches den Spartanern vor dem Vollmonde das Ausrücken zum Kriege verbot. Sie hatten versprochen, unmittelbar nach Ablauf dieser Frist zu erscheinen. So lange aber konnten die Athener nicht warten, denn die Gefahr ward mit jedem Tage dringender, und sie boten daher in der Eile alle ihre kriegsfähige Mannschaft auf; jede der zehn Phylen lieferte unter Anführung eines besondern Feldherrn ihre waffenfähigen Männer, außerdem wurden die Reihen derselben durch eine Menge bewaffneter Sklaven verstärkt. Was die Athener aber am meisten mit muthiger Hoffnung erfüllte, das war die Hülfe von 1000 Mann, welche ihnen die böotische Stadt Platää ohne alle Aufforderung zusendete. Dadurch ward das athenische Heer auf 10,000 Mann erhöht, welche von 10 Anführern befehligt waren. Dieser Umstand hätte jedoch, da er alle kriegerische Einheit vernichtete, den Griechen zum Verderben gereichen können, wenn sie nicht in Miltiades, einem der zehn Anführer, einen Mann besessen hätten, dessen Klugheit solchen Uebelstand beseitigte. Zuerst machte er seinen Einfluß dahin geltend, daß die Athener die von den Persern angebotene Schlacht überhaupt annahmen. Fünf der Feldherren stimmten nämlich dafür, fünf dagegen; die Stimme des Polemarchos sollte den Ausschlag geben, und Miltiades wußte es durch seine Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß derselbe sich für die Schlacht entschied.

Da von den zehn Anführern jeder einen Tag lang den Oberbefehl führte, und man sehr wohl den hieraus entstehenden Nachtheil fühlte, so traten die fünf Feldherren, welche für die Schlacht gestimmt hatten, auf den Rath des Aristeides, eines der Strategen, ihren Kommandotag dem Miltiades ab. Jetzt wurde das Heer von dem großen Geiste dieses Mannes beseelt, und trotz der unübersehbaren persischen Reihen gab man sich der Hoffnung auf den Sieg hin.

Miltiades hatte mit dem Angriffe gewartet, bis sein eigentlicher Kommandotag gekommen, vermuthlich, damit sich keiner der übrigen Feldherren das Verdienst des Sieges auch nur der Form nach zuschreiben könne. Die Zeit bis dahin hatte er benutzt, um das Heer zu ordnen. Er machte die griechische Schlachtlinie so lang, wie die persische war, woher es denn kam, daß sie an Tiefe der persischen bedeutend nachstand. Die Flügel aber waren stärker besetzt; auf dem rechten kämpfte die Hauptmacht der Athener, auf dem äußersten linken standen die Platäer. Eine Entfernung von einer halben Stunde trennte die beiden Heere. Als das Zeichen zur Schlacht gegeben, griffen die Griechen an, indem sie im Laufen die persischen Reihen zu erreichen suchten. Die Perser waren über diese ungewöhnliche Angriffsart so bestürzt, daß ihre Flügel vor dem kühnen Laufe der Andringenden zurück wichen, während indeß die Mitte der Griechen durchbrochen wurde. Die persischen

Flügel wurden zersprengt, und erst hiernach richtete sich der Angriff gegen die Flanken der siegreich vorgedrungenen persischen Mitte. Auch diese mußte dem kühnen Arme der Griechen unterliegen, und die Niederlage des persischen Heeres wurde vollständig, zumal seine große Zahl in der engen Ebene eher hinderlich als förderlich wirkte.

Die Perser flohen eiligst auf ihre Schiffe, 6400 Todte auf dem Schlachtfelde zurück lassend, während der Verlust der Griechen nur 192 Mann betrug. Sieben der persischen Schiffe fielen den Griechen in die Hände, und bei dieser Gelegenheit war es, wo ein Athener, Namens Kynägeiodes, einen denkwürdigen Beweis von Heldenmuth lieferte. Er hatte eines der persischen Schiffe mit der rechten Hand erfaßt, um es aufzuhalten in dem Augenblicke, da es vom Ufer abstoßen wollte. Man hieb diese Hand mit dem Beile ab; da packte der Athener das Schiff mit der linken, und als das Beil auch diese Hand von dem Körper trennte, erfaßte der Held das Schiff mit den Zähnen so lange, bis unter dem Hiebe des Beils auch sein Haupt vom Rumpfe fiel.

Die Kunde von dem gewonnenen Siege versetzte Athen in einen Zustand ausgelassenen Entzückens. Ein Soldat hatte sie mit Aufopferung seines Lebens überbracht. Unmittelbar nach der Schlacht war er im schnellsten Laufe nach Athen geeilt, wo die Väter der Stadt auf dem Marktplatze in bangster Erwartung versammelt standen. In Schweiß gebadet langte der freiwillige Bote der Siegesnachricht dort an. „Freuet euch", rief er aus, „wir haben gesiegt!" Und als sei mit dieser Kunde das Ziel seines Lebens erreicht, so fiel er unmittelbar darauf todt zur Erde nieder.

Miltiades.

Bald nach der Schlacht trafen auch die Spartaner, 2000 Mann stark, auf der Walstatt ein. Ihr Gesetz hatte sie verhindert, an dem glänzendsten Siege Antheil zu nehmen, welchen die griechischen Jahrbücher aufbewahrt haben; und der Mißmuth über dies Geschick konnte nur durch den erfreulichen Anblick verscheucht werden, den ihnen die Masse der erschlagenen Perser gewährte. Laut rühmten die Spartaner die Tapferkeit ihrer Nebenbuhler und kehrten dann, nicht ohne geheimen Neid, wieder nach Hause zurück.

Die Athener aber verewigten den Sieg bei Marathon durch die Aufrichtung einer Statue der Nemesis (Rachegöttin) mitten auf der Walstatt. Der berühmte Bildhauer Pheidias meißelte diese Bildsäule aus demselben Marmorblock, welchen die Perser in ihrem trügerischen Siegesrausch selbst auf die Felder von Marathon geschafft hatten, um ihren Waffen dort eine Ehrensäule zu errichten.

Nach dem Verluste der Schlacht, in welcher auch Hippias gefallen sein soll, versuchten Datis und Artaphernes eine List, um die erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Sie segelten eilig nach dem von aller Mannschaft entblößten Athen, um es durch einen Handstreich in Besitz zu nehmen. Doch Miltiades hatte ihre Absicht durchschaut und wußte dieselbe zu vereiteln. Er ließ den Aristeides mit tausend Mann zur Bewachung der Beute auf dem Schlachtfelde zurück, und eilte auf dem kürzeren Landwege nach der bedrohten Stadt, wo er noch zeitig genug mit seinen siegreichen Kriegern ankam. Da kehrten die Perser eilig um, verließen Griechenland und konnten ihrem Herrn keine anderen Trophäen mitbringen, als die gefangenen Eretrier, denen der großmüthige Dareios trotz seines neuerdings erlittenen Unfalls das Leben schenkte nebst der Erlaubniß, sich an einem seiner Lustorte anzusiedeln.

Die Freude der Athener über den errungenen Sieg glich einem Rausche; Miltiades, Aristeides und Themistokles theilten sich in die Lorbern, mit welchen das jubelnde Volk die rückkehrenden Helden begrüßte. Aber der schönste Kranz wurde dem Helden des Tages zu Theil. Sein Name lebte auf Aller Lippen, und Athen war stolz darauf, ihn erzeugt

Deutsches Kunstgeschäft 1.

Verlag: Verlag von Otto Spamer.

Kampf der Perser und der Athenäer bei Marathon.
(Gemälde von Peter von Cornelius.)

zu haben. Miltiades war der Gott der Athener geworden. „Doch was iſt die Dankbarkeit eines Volkes? Wahrlich oft ein minder ſicheres Brot als die Dankbarkeit der Fürſten!“ So rufen die Geſchichtſchreiber, indem ſie auf das Lebensende des Helden von Marathon kommen, und wir werden gleich ſehen, ob ſolcher Ausruf begründet iſt.

Miltiades war ein großer und kluger Mann, aber auch ſo ſchwach, den über die Athener erlangten Einfluß zur Befriedigung perſönlicher Anwandlungen zu mißbrauchen. Unter dem Vorwande, die Bewohner der Inſel Paros dafür zu beſtrafen, daß ſie die Perſer mit Schiffen unterſtützt hatten, unter der Vorſpiegelung, den Athenern Ruhm und Reichthum zu verſchaffen, in Wahrheit aber, um eine perſönliche Rache zu befriedigen, beredete er die Athener zu einem Kriegszuge (489 v. Chr.) gegen jene Inſel.

Ebene von Marathon.

Man ſagt, die Urſache, weshalb Miltiades zur Rache gegen Paros entflammt worden, habe in dem Haſſe gegen einen einzelnen Bewohner jener Inſel beruht, der ihn früher bei den Perſern verdächtigt hätte. Darf es nun noch befremden, wenn nach dem gänzlichen Mißlingen dieſes Kriegszuges die Stimmen der Vaterlandsfreunde ſich gegen Miltiades erhoben, um ihn anzuklagen, daß er das Vaterland an ſeine Privatintereſſen verrathen habe? Darf es befremden, wenn Athen ſeinen Helden, der nach dem Geſetze den Tod verdient hatte, ſtatt deſſen zu einer Geldſtrafe von 50 Talenten (etwa 225,000 Mark) verurtheilte?

Miltiades befand ſich allerdings nicht in der Lage, dieſe Summe zu bezahlen, und obſchon er ſich bei der Belagerung von Paros durch einen unglücklichen Sprung einen Schenkelbruch zugezogen, ſetzte man ihn doch, ungeachtet ſeiner Wunde, in Haft; der Brand ſchlug dazu, und der Sieger von Marathon hauchte im Gefängniſſe ſeinen Geiſt aus. Nach dem Geſetz mußte darauf Kimon, der Sohn des Miltiades, die Gefangenſchaft ſeines verſtorbenen Vaters fortſetzen; er blieb jedoch nur kurze Zeit in Haft, da ſich ein reicher Verwandter erbot, die dem Miltiades auferlegte Buße zu löſen.

Zu dem tragiſchen Schickſal, welches den Miltiades betraf, hatten gewiß ſeine Neider, unter denen die Geſchichte vorzüglich den Xantippos nennt, mit beigetragen. Aber hatte

Digitized by Google

er diesen Neidern nicht Gelegenheit gegeben, sich gegen ihn erheben zu können? Gegen eine vollendete Tugend wäre selbst der allgewaltige Neid nicht aufgekommen; und daß eine Republik, unbeirrt durch persönliche Rücksichtnahme, der halben Tugend den Untergang bereitet, ist einer der Vorzüge, den nur selten andere Staatsformen mit ihr theilen.

Unter solchen Vorzügen finden wir auch den, daß der Verlust eines großen Mannes bald ersetzt wird. So geschah es in Athen. Miltiades war kaum gestorben, als sich auch schon zwei Männer erhoben, die in jeder Beziehung würdig waren, seine Nachfolger zu sein.

Aristeides, dessen Namen wir schon einigemal nannten, ist einer derselben. Er war ein Mann von hohem Geiste, patriotischem Werthe und unerschütterlicher Gerechtigkeit; der andere ist der mit Ehrgeiz und Energie des Willens so reich begabte Themistokles, dessen Name bald noch mehr gepriesen werden sollte, als der seines unglücklichen Vorgängers.

Themistokles war eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in dem republikanischen Leben Athens. Der Hauptzug seines Charakters war Ehrgeiz, und schon als Knabe gab er so auffallende Beweise davon, daß einst sein Lehrer zu ihm sagte: „Junge, aus dir wird nichts Gewöhnliches, entweder etwas recht Gutes oder etwas sehr Schlimmes.“ — Alle sogenannte Bildung verschmähete er, und wenn man ihm in den feinen Zirkeln Athens darüber Vorwürfe machte, so pflegte er zu antworten: „Allerdings, aufs Lautenstimmen und Harfenklimpern verstehe ich mich schlecht; aber man gebe mir eine kleine unansehnliche Stadt, und man wird sich überzeugen, daß ich es verstehe, sie zu einer großen und angesehenen zu machen.“

Aus derselben Quelle, welcher diese Reden entsprangen, ging auch jede seiner Handlungen hervor. Ehrgeiz trieb ihn dazu, seine Geldmittel zu überschreiten, um es den vornehmen Athenern an Pracht und Aufwand gleich zu thun, und ganz besonders sich das Volk zum Freunde zu machen. Dies letztere Ziel sollte die erste Sprosse der Leiter werden, auf welcher Themistokles zum Lenker des Staats hinauf steigen wollte. Durch Freundlichkeit, Gefälligkeit und Freigebigkeit gelang es ihm auch bald, die Menge für sich zu gewinnen, und wenn Miltiades nicht gewesen wäre, so hätte Themistokles glücklich sein können. Aber der Ruhm dieses Mannes zehrte an seinem Herzen, und als ihn seine Freunde einst bekümmert fragten, welches Unglück ihn so sehr danieder beuge, antwortete er mit bewundernswerther Offenheit: „Das Siegesmal des Miltiades läßt mich nicht schlafen.“

Zwei so treffliche, aber in der Tiefe ihres Charakters so durchaus verschiedene Männer wie Aristeides und Themistokles mußten bei ihrem Streben nach der Leitung des Staats sich bald feindlich gegenüber treten; und wirklich sehen wir kaum das Volk sich um Beide scharen und in Parteien spalten, als auch schon die Feindseligkeiten zwischen Aristeides und Themistokles zum offenen Ausbruch kamen. Wenn Themistokles seinen Einfluß besonders in den Volksversammlungen geltend machte, so war Aristeides dagegen bemüht, in den Gerichtssälen die herrschende Stimme zu erhalten, und sein Gerechtigkeitssinn unterstützte ihn bei diesem Streben so sehr, daß er bald allgemein den ehrenden Beinamen „der Gerechte“ führte. Auf diese Weise wußte das Volk nie recht, für welchen der beiden ausgezeichneten Männer es sich entscheiden sollte, und dieser Zwiespalt, welcher dem Staate allerdings nur verderbenbringend sein konnte, veranlaßte den Aristeides einst zu dem merkwürdigen, echt patriotischen Ausspruche: „Es giebt kein Heil für Athen, wenn man nicht den Themistokles und mich in den Abgrund wirft!“ Die Folge dieses Parteistreites war schließlich, daß Aristeides durch den Ostrakismos auf zehn Jahre aus Athen verbannt wurde.

Später knüpften an diesen Akt der Verbannung einige Erzähler von Aristeides eine charakteristische Anekdote. Während der Verhandlungen auf dem Markte trat ein Bauer, der den Aristeides nicht persönlich kannte, an diesen heran mit der Bitte, ihm den Namen Aristeides auf die Scherbe zu schreiben, da er selbst des Schreibens ganz unkundig sei. Verwundert fragte der Gebetene: „Kennst du denn den Aristeides?“ — „Nein“, erwiederte

der Bauer. „Und hat er dir jemals etwas zu Leide gethan?“ — „Niemals“, antwortete der Gefragte: „aber es ärgert mich, daß er überall ganz allein der Gerechte heißt.“ Lächelnd und ohne ein Wort zu erwiedern, ſchrieb Ariſteides ſeinen Namen auf die Scherbe und gab dieſelbe dem Bauer zurück.

Als Ariſteides hierauf verurtheilt ward und die Stadt verließ, hob er ſeine Hände gen Himmel und flehte zu den Göttern, ſie möchten die Athener kein Schickſal treffen laſſen, wodurch das Volk gezwungen würde, ſich des Ariſteides zu erinnern.

Ariſteides und der Bauer. Nach M. Hillemacher.

Jetzt hatte Themiſtokles freie Hand. Seiner Meinung und ſeinem Wunſche zufolge war die Schlacht bei Marathon nichts als der Anfang einer Kette von Siegen, durch welche ſein Name unſterblich werden ſollte. Er hatte alſo nichts verſäumt, die Athener unüberwindlich zu machen, und es ſehr wohl erkannt, daß dies nur durch eine Herrſchaft zur See möglich ſei. Deshalb hatte er ſchon früher einen abermaligen Kriegszug gegen Aegina dazu benutzt, die Athener zum Bau einer Flotte von 200 Schiffen zu überreden; er war ſo der Schöpfer der atheniſchen Seemacht geworden. Die Athener waren über dieſe Neuerung, „welche ihnen Schild und Speer nahm und ſie an die Ruderbänke feſſelte“, — wie einige Redner ſich ausdrückten — anfänglich ſehr unzufrieden, bis die erſte Seeſchlacht ihnen bewies, daß Themiſtokles nicht allein zum Beſten des Vaterlandes, ſondern auch mit vieler Ueberlegung gehandelt hatte, als er ihnen das Meer unterthan machte. Jetzt faſt am Ziele ſeines Strebens, hatte er für ſich perſönlich keinen andern Wunſch, als die Perſer abermals gegen Griechenland aufbrechen zu ſehen; — ſein Wunſch wurde erfüllt.

Digitized by Google

Xerxes, welcher seinem Vater Dareios auf dem persischen Throne gefolgt war, hatte Anfangs wenig Lust gezeigt, den Kampf mit dem kleinen aber heldenmüthigen Griechenland wieder aufzunehmen. Die Einflüsterungen seiner Umgebung bestimmten ihn endlich doch dazu. Besonders bemüht, den Xerxes zu dem Kriege gegen Griechenland zu bereden, waren die Peisistratiden, welche die Hoffnung noch immer nicht aufgaben, den Thron Athens wieder zu gewinnen, und Mardonios, dessen dringendster Wunsch auf die Statthalterschaft von Hellas gerichtet war. Zum Ueberflusse erschienen auch noch Abgesandte einer thessalischen Herrscherfamilie, welche den Xerxes unter Beistandsversicherungen dringend aufforderten, in Griechenland einzufallen. So wurde Xerxes endlich zum Kriegszuge gegen die Griechen bestimmt; um aber des Sieges diesmal sicher zu sein, beschloß er eine Macht aufzubringen, die durch ihre Masse jeden Widerstand erdrücken müsse. So begannen denn die in der Geschichte ohne Beispiel dastehenden Rüstungen des Xerxes (485 v. Chr.), welche ununterbrochen fünf Jahre lang währten und ein Heer zu Stande brachten, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte und kaum wieder sehen wird. Wir rechnen zu diesen Rüstungen alle Ereignisse, welche sich auf die Heeresmacht des Xerxes beziehen, bis zu dem Augenblicke, wo er an den Pforten von Hellas stand, und wollen alles dies hier zusammenfassen.

Zu dem großen Kriegszuge ward das ganze unermeßliche Perserreich aufgeboten. Sechsundfünfzig Völkerschaften der verschiedensten Art in Sprache, Sitte, Kleidung und Bewaffnung steuerten zu einem Heere bei, dessen freilich wol übertriebene Zahl mit Ausschluß des Trosses (Weiber, Kinder, Packknechte u. dgl.) auf $2^1/_2$ Millionen angegeben wird.

Seltsam war das Bild, welches dies gemischte Heer dem Auge des Beschauers vorführte. Neben den Persern, deren Kleidung und Bewaffnung wir schon kennen lernten, sah man Kissier mit Turbanen; Assyrer mit ehernen, seltsam geformten Helmen, Schilden, Spießen, Dolchen, Panzern und Keulen; Saker mit spitzen Bundhüten, Bogen, Dolchen und Doppelbeilen; Inder in Baumwollenkleidern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; schwarze Inder, auf dem Kopfe Stirnhäute von Pferden mit Ohren und Mähnen; Kaspier in Flausröcken mit Bogen und Säbel; Aethiopier, den Leib halb weiß und halb roth gemalt, in Pardel- und Löwenfellen, mit drei Meter langen Bogen, Spießen mit geschärftem Gazellenhorn und beschlagenen Keulen; Paphlagonier mit ehernen Helmen, kleinen Schilden, Wurfsperen, Dolchen und mit Stiefeln bis zur Mitte des Schienbeines; Lydier, fast griechisch bewaffnet; Thraker mit Fuchspelzen auf dem Kopf; Moschier mit hölzernen Helmen; Sagartier nur mit Schlingen bewaffnet. Den Kern des Heeres bildeten die „Unsterblichen", wie schon erwähnt so genannt, weil die Gefallenen stets wieder ersetzt wurden, ein Corps von 10,000 Persern. Die Reiterei, welche zum Theil auf Kameelen kämpfte, war 80,000 Mann stark.

Ein nicht minder großartiges Gemisch bildete die über 1200 Schiffe starke Flotte des Xerxes, zu deren Aufbringung alle Küstenvölker aufgeboten waren, welche unter persischer Botmäßigkeit standen. In den Reihen dieser Kriegsfahrzeuge befehligte auch ein Weib, die Königin Artemisia von Halikarnaß in Karien. Sie leitete fünf karische Schiffe und machte sich um den Xerxes durch die besten Rathschläge verdient.

Die Gegend bei Kritalla in Kappadokien war zum Sammelplatze jenes unübersehbaren Heeres bestimmt. Von hier aus trat Xerxes, welcher die Landmacht in Person anführte, seinen Zug an, und zwar in folgender Ordnung: Voran zogen die Packknechte und das Lastvieh. Hierauf folgte die Hälfte des Heeres, aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzt; nach einem großen Zwischenraume 1000 auserlesene persische Reiter, 1000 auserwählte persische Lanzenträger, 10 schön geschmückte Pferde aus der königlichen Stuterei zu Nisäa; der heilige Wagen, von acht weißen Pferden gezogen; der Wagen des Xerxes; 1000 Lanzenträger; ein aus den edelsten Persern bestehendes Gefolge; 1000 persische Reiter; das 10,000 Mann starke Corps der „Unsterblichen"; endlich 10,000 Reiter; und hierauf in einer Entfernung von 250 Schritten die zweite Hälfte des großen Heeres.

Der Zug hatte seinen Weg nach Keläna in Phrygien genommen. Dort wohnte der reichste Mann des Alterthums, Namens Pythios. Er machte es sich zur Ehrensache, das zahllose Heer seines Gebieters zu bewirthen; ja er ging in seinem Eifer, sich dem Despoten gefällig zu erweisen, so weit, ihm all sein baares Geld zum bevorstehenden Kriegszuge als Geschenk anzubieten. Xerxes fragte ihn, wie hoch sich sein baares Vermögen belaufe, und als Pythios dasselbe auf 2000 Talente Silber und 4 Millionen weniger 7000 Dareiken (Goldstücke), zusammen etwa 63 Millionen Mark unseres Geldes, anschlug, erwiederte ihm der uneigennützige Xerxes, dessen Stolz es nicht dulden konnte, daß einer seiner Unterthanen ihn an Edelmuthe überträfe: „Ich freue mich über deinen Reichthum und deine Gesinnung, mache dich zu meinem Gastfreunde, schlage aber dein Geschenk nicht allein aus, sondern gebe dir noch die 7000 Dareiken, welche dir zu den 4 Millionen Goldstücken fehlen."

So großmüthig sich Xerxes hier zeigte, so grausam verfuhr er gegen denselben Pythios, als dieser ihn, von der königlichen Güte aufgemuntert, bat, ihm den ältesten seiner Söhne zur Verwaltung des Vermögens von dem Kriegszuge frei zu lassen. Xerxes ergrimmte darüber, daß Pythios einen seiner Söhne von einem Zuge befreit wissen wollte, den der König selbst nebst allen seinen Verwandten mitmachte. „Wohlan", sprach er zu dem flehenden Vater, „ich lasse dir drei Söhne zurück; aber dein liebster, der älteste, soll Jedem zur Warnung dienen, daß man sich der Ehre dieses Kriegszuges nicht entziehen dürfe." Und so wurde der älteste Sohn des unglücklichen Pythios mitten von einander gehauen und die Hälften seines Körpers zu beiden Seiten des Weges gelegt, so daß das ganze Heer durch diese schauderhafte Pforte hindurch marschiren mußte.

Nachdem Xerxes von hier aus nach Sardes gezogen war und dort überwintert hatte, richtete er seinen Zug nach Abydos, wo er die erste Musterung seines Heeres vornahm. Beim Anblick der unübersehbaren Scharen, welche vor seinem Antlitz vorüber zogen, füllte sich das Auge des allmächtigen Herrschers mit Thränen und wehmüthig rief er aus: „O wie jammert es mich, daß nach 100 Jahren von all diesen zahllosen Menschen kein einziger mehr am Leben sein wird!" Er ahnte nicht, daß schon nach einem einzigen Jahre ein großer Theil derselben auf sein Geheiß dem Tode verfallen sein würde.

Von Abydos wälzte sich der Zug an den Hellespont, um diese Meerenge auf Schiffbrücken zu überschreiten, während die Flotte an dem Vorgebirge Athos vorüber Griechenland erreichen sollte. Xerxes, dem die Gefahr dieses sturmreichen Kaps von dem Zuge des Mardonios her bekannt war, hatte zur Vermeidung jener Gefahr ein Mittel erwählt, wie es nur in dem Gehirn eines Weltherrschers ersonnen werden kann. Die Landenge, welche den Berg Athos mit dem Festlande verband, war nur eine halbe Stunde breit, und leicht hätte man die Schiffe, wie das oft geschah, zu Lande darüber hinweg transportiren können. Doch einem Xerxes erschien dieser Ausweg viel zu kleinlich. Deshalb hatte er schon seit drei Jahren an der Durchstechung des Berges arbeiten lassen, und zugleich an denselben folgenden lächerlichen Drohbrief gerichtet: „Athos, du stolzer und aufgeblasener Berg, der du dein Haupt bis in die Wolken hebst, ich rathe dir, daß du nicht so verwegen seiest, Felsen und Steine, die nicht durchgehauen werden können, meinen Arbeitsleuten in den Weg zu legen. Wofern du dergleichen Widerstand wagst, will ich dich ganz niederhauen und geradezu ins Meer werfen." — Der mühsame Durchbruch gelang vollständig.

Nicht so gehorsam wie der Berg Athos erwies sich Anfangs der Hellespont, dessen thürmende Wogen alle Versuche, die beiden Schiffbrücken zu schlagen, vereitelten. Xerxes wurde wüthend, die Baumeister mußten mit ihren Köpfen büßen, was die Meereswellen verschuldeten; um aber auch diese nicht ungestraft zu lassen, gebot Xerxes, dem widerspenstigen Meere 300 Ruthenhiebe zu ertheilen, ein Paar Fesseln hinein zu werfen und ihm folgende Willensmeinung des Weltbeherrschers zu verkünden: „Du bitteres Wasser, dir legt der Gebieter diese Strafe auf, weil du ihn beleidigt, ohne daß er dir ein Leid gethan; und König Xerxes wird über dich gehen, du magst nun wollen oder nicht.

Mit Recht opfert dir kein Mensch als einem tückischen Salzstrome." — Das Meer beruhigte sich endlich und die beiden Brücken über den 875 Schritte breiten Hellespont kamen zu Stande; man hatte sie mit einem Geländer von Bretern und Erde versehen, um das Scheuwerden der Pferde zu verhindern. Nun begann Xerxes den Uebergang, nachdem er zuvor unter Verbrennung von Räucherwerk Gebete an die aufgehende Sonne gerichtet hatte.

Unter Geißelhieben, um sie zur Eile zu spornen, zogen die Truppen über die beiden Brücken; so groß war der Zug, daß der Uebergang in ununterbrochenem Marsche 7 Tage und 7 Nächte dauerte. Sein nächstes Ziel war die Ebene von Doriskos in Thrakien, wo Xerxes sein Heer abermals musterte; es war eine Streitmacht von 1,700,000 Mann, eine Zahl, welche mit dem Trosse und der 517,000 Mann starken Bemannung von gegen 1200 Kriegs- und 3000 Transportschiffen auf ungefähr 2½ Millionen Seelen anwuchs. Die Zahlen werden sehr verschieden und übertrieben (sogar bis auf 4½ Millionen) angegeben; allein es schien, als zöge ganz Asien gegen das kleine Griechenland in den Kampf.

Hier bei dieser Musterung ließ Xerxes den abgesetzten spartanischen König Demaratos, der sich in seiner Umgebung befand, zu sich bescheiden und fragte ihn, ob die Hellenen es wol wagen könnten, sich mit ihm zu messen, da sie nicht durch ein gemeinsames Band verbunden wären, wie die Perser in ihm, dem Könige besäßen. Demaratos fragte, ob Xerxes Wahrheit wolle oder Schmeichelei? Wahrheit! entgegnete dieser; und Demaratos sprach: „Die Griechen, o König, beseelt solch ein Geist, daß sie sich mit dir schlagen werden, und seien es ihrer auch nur Tausend; sie werden siegen oder sterben. Und was das Band betrifft, das ihnen in einem Könige fehlen soll, so haben sie ein weit festeres im Gesetz und in der Freiheit!" Xerxes lachte den Redner aus; bald aber erfuhr er, daß derselbe richtig geurtheilt hatte.

Der Zug ging durch Thrakien, Makedonien und Thessalien. Er war für die Länder nicht minder beschwerlich als für das Heer selbst. Dies mußte sich oft erst durch Niederschlagen der Bäume Wege bahnen durch die dichten Wälder, wo reißende Thiere das Lastvieh anfielen. Und jeder Ort, den das Schicksal traf, vom persischen Heere durchzogen zu werden, war für lange Zeit ruinirt, denn nur mit den größten Opfern konnte das aufgebracht werden, was ein so zahlloses Heer zum Lebensunterhalte bedurfte. So unter Mühseligkeiten aller Art, aber sie alle überwindend, rückte Xerxes gegen Hellas vor, und erst hier fand der übermächtige Despot Hindernisse, die sein Machtwort nicht hinweg zu räumen vermochte: ein tapferes, seine Freiheit vertheidigendes Volk von Helden.

Während Xerxes seine Rüstungen betrieb, hatten Sparta und Athen darauf Bedacht genommen, sich für den großen Freiheitskampf, der dem Vaterlande bevorstand, noch mehr vorzubereiten, als sie es an und für sich durch ihr kriegerisches Wesen bereits waren. Anfangs schienen diese Vorbereitungen nicht recht glücken zu wollen; denn Argos, welches sich mit Sparta in Zwist befand, konnte, man sagt durch persisches Gold bestochen, nicht zur Versöhnung gebracht werden; und auch die Unterhandlung mit Gelon, dem Tyrannen von Syrakus, welcher um Beistand ersucht wurde, zerschlug sich an dem Stolze Sparta's.

Gelon hatte eine Hülfsmacht von 200 Schiffen, 2000 Reitern, 20,000 Schwerbewaffneten und dabei die Lieferung alles während des Krieges nöthigen Korns versprochen, wenn man ihm dafür die Oberanführung der griechischen Heere überlasse. Eine solche Zumuthung konnte das stolze Sparta aber nicht ertragen; die spartanischen Gesandten erwiederten dem Gelon, daß sie gekommen seien, um Truppen, nicht aber um Feldherren zu suchen. Sparta befand sich seit einiger Zeit in großer Verlegenheit; denn es konnte durchaus kein günstiges Opferzeichen mehr erlangen. Die Priester erklärten dies für eine Strafe wegen der an den persischen Gesandten begangenen Verletzung des Völkerrechts (s. S. 464), und so beschloß man denn endlich, die begangene Sünde durch Auslieferung zweier Spartaner an den persischen König zu sühnen. Als die Patrioten in der Volksversammlung fragten, ob sich Jemand fände, der bereit sei, sich für das Wohl des Vater-

landes zu opfern, traten die beiden Spartaner Sperthias und Butis hervor und boten sich als Sühnopfer an. Die beiden Helden gingen auch wirklich zum Xerxes ab und kamen auf ihrer Opferreise zuerst nach Sardes, wo Hydarnes, ein edler Perser, Statthalter war. Er wurde von der Absicht seiner Gäste gerührt, bewirthete sie freundlich und fragte sie: „Warum scheut ihr Lakedämonier euch vor der Freundschaft unseres Königs? Er schätzt wackere Männer und würde jeden Spartaner, wenn ihr euch unterwürfet, zum Herrn in Hellas machen.“ Darauf antworteten ihm die Spartaner: „Hydarnes, darüber kannst du nicht urtheilen; denn du weißt zwar, was es heißt, ein Knecht zu sein; aber du weißt nicht, was die Freiheit ist. Kenntest du sie, so würdest du uns rathen, nicht mit Lanzen, sondern mit Beilen für sie zu fechten.“

Als die beiden Reisenden nach Susa kamen, wo sich Xerxes noch aufhielt, wollte man sie zwingen, sich vor dem Könige in den Staub zu werfen. Allein sie weigerten sich, indem sie sagten, es sei in ihrem Vaterlande nicht Brauch, einen Menschen anzubeten; sie seien nicht hier, um zu knieen, sondern um ihre Köpfe als Rach- und Sühnopfer zu überliefern für die persischen Herolde, die in Sparta umgebracht worden. Xerxes, von so viel Männerwürde gerührt, erwiederte, er wolle sich nicht desselben Fehlers schuldig machen wie die Lakedämonier, entbinde diese daher von ihrer Schuld und wünsche den beiden edlen Männern glückliche Reise in die Heimat.

Nicht viel besser als um Sparta stand es um Athen, und wäre Themistokles nicht gewesen, so ist sehr die Frage, ob die griechische Freiheit nicht bei dem ersten persischen Schwertschlage vernichtet worden wäre. Aber das ist ein Segen republikanischer Verfassungen, daß sich in Ländern solcher Staatsform das Talent gewöhnlich leichter die Bahn bricht bis zu der Stelle, wo es im Stande ist, für das Vaterland zu wirken.

Wir haben schon gesehen, daß Themistokles den widerstrebenden Athenern eine Seemacht aufgedrungen hatte. Jetzt war er darauf bedacht, den Krieg mit Aegina zu beendigen. Aber ein Haupthinderniß war noch aus dem Wege zu räumen: die trostlosen Sprüche des delphischen Orakels, welches seit einiger Zeit nichts als Unheil verkündete. Themistokles wußte die Pythia in sein Interesse zu ziehen, und so erhielt Athen auf einmal einen Spruch, der alle Herzen mit Hoffnung erfüllte und die Abneigung der Athener gegen die Schiffe völlig vernichtete.

Der klug gefaßte Spruch lautete:

Pallas versucht umsonst, den Olympier Zeus zu versöhnen,
Bittet sie gleich mit emsigem Mund und kluger Besinnung.
Eins doch sag ich dir noch, ein Wort, das wie Eisen gestählt ist:
Siehe, wenn Alles dem Feind heimfällt, was die Marke des Kekrops
In sich faßt und die Bucht des heiligen Berges Kythäron,
Läßt der Tritongeborenen*) doch der waltende Gott Zeus
Ungestört die hölzerne Burg, dein Heil und der Kinder.
Harre drum nicht, bis die Reiter sich nah'n und die wogende Menge
Fußvolk, ruhig auf festem Land; — nein, weich', und den Rücken
Weise dem Feind; es kommt die Zeit, um die Stirne zu bieten! —
Göttliche Salamis, traun, du vertilgst die Söhne der Weiber,
Wenn Demeter sich nun zerstreuet oder sich sammelt.

Leonidas bei Thermopylä (480 v. Chr.). Unterdessen hatte sich der Spartanerkönig Leonidas mit einem Heerhaufen von 8000 Mann Peloponnesiern, unter ihnen 300 auserlesene Spartaner, nach Hellas aufgemacht, um den anrückenden Xerxes in seinem Laufe aufzuhalten. Zu diesem Zwecke besetzte er den einzigen von Thessalien nach Hellas führenden Weg, den von hohen Bergen gebildeten Engpaß von Thermopylä (Warmbrunn), so genannt von den dort vielfach entspringenden warmen Quellen. Hier erwartete der muthige Spartanerkönig das Herandringen der persischen Myriaden. Der Vortheil, den ihm die

*) Ein sehr alter Name der Pallas Athene.

Rheinpfennig bei Hungersnot gilt, wenn notwendig, beim Volk Heidelbergs schaden dem Handel nicht. Denn Heidelberg ist reizend. Ein Reisender, der nicht zu verweilen, und nur Zeitschrift kennt, gegen den Fall, wenn man zu Heinrichs Regierungszeit, das Schlimmste, was Heidelberg begegnen könnte, wäre, daß es Residenz würde. Es ist nicht Residenz geworden, und ist es nicht, so ist es schön. Wo Natur und Menschen sich so gefallen, wie hier, da ist gut sein. Es gefällt sich darin Menschen und Gegenstände aufzusuchen, wo sie für sich nur wenige anziehen mögen. Ich habe Heidelberg, Mannheim, Worms, Speyer, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Hanau, Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, und Regensburg besucht, und Heidelberg bleibt mir das Lieblingsplätzchen unter diesen. Wenn jemand mich fragte, wo ich Deutschland am schönsten finde, ich würde ihm sagen: Heidelberg.

Ansicht von Heidelberg.

Wie schön Heidelberg, Neckarsteinach, der Zug von Neckarsteinach nach Heidelberg, Schwetzingen, Mannheim, Worms, Speyer, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Hanau, Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Donau, Isar, Inn, Salzach, Traun, Enns, Donau, Wien, Schönbrunn, Laxenburg, Prater, Leopoldsberg, Kahlenberg

Nie, ſo lange es Geſchichte giebt, war ein Sieg ruhmwürdiger, als dieſe Niederlage; aber nur die wahre Liebe für Vaterland und Freiheit war auch vermögend genug, um den todverachtenden Muth zu erzeugen, mit welchem die Spartaner bei Thermopylä kämpften. Der Name der Thermopylen glänzt in der Geſchichte der Freiheitskämpfe als ein Stern erſter Größe.

Zahlreich ſind die Charakterzüge, welche uns die Geſchichte von den Spartanern der Thermopylen aufbewahrt hat, und es wird von Intereſſe ſein, einige derſelben hier zuſammen geſtellt zu finden.

Leonidas und ſeine Gefährten zum Tode geweiht. Zeichnung von H. Leutemann.

Leonidas hatte die kluge Tochter des Kleomenes, Gorgo, geheirathet. Als er von ihr Abſchied nahm, um nach Thermopylä zu ziehen, fragte ſie ihn, ob er ihr nichts Beſonderes zu ſagen habe. „Wenn ich falle“, antwortete Leonidas, „ſo heirathe einen tapferen Mann und gebäre ihm tapfere Kinder.“

Daß die Peloponneſier nur 8000 Mann ſtark nach Thermopylä zogen, hatte ſeinen Grund in dem Umſtande, daß gerade in jene Zeit die Feier der Olympiſchen Spiele fiel. Als zwei Ueberläufer im perſiſchen Lager ankamen, wurden ſie gefragt, was die Griechen machten. „Sie ſchauen den Wettkämpfen zu“, war die Antwort. „Und um welchen Preis kämpft man dabei?“ — „Um einen Kranz von Olivenblättern.“ — „O, Mardonios!“ rief darauf ein vornehmer Perſer gegen den Mann aus, welcher die vorzüglichſte Triebfeder dieſes Krieges war: „du thateſt Unrecht, uns gegen Männer zu führen, die nicht um Schätze, ſondern um Ehre kämpfen.“

Als Xerxes dem Leonidas die Aufforderung zuſandte, die Griechen ſollten ihre Waffen ausliefern, gab dieſer die Antwort: „Xerxes ſoll kommen, ſie zu holen.“ Der Perſerkönig wußte nicht recht, was er aus dieſer Antwort machen ſolle. Er ließ deshalb den

Demaratos rufen und fragte ihn nach dem Sinne jenes Ausspruchs. Demaratos erwiederte: „Diese Leute, o König, haben sich zum Dienste ihres Vaterlandes dem Tode geweiht." — Als Xerxes sich von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeugt hatte, ließ er dem Leonidas das Anerbieten machen, er solle Herr von Hellas werden, wenn er sich der Eroberung des Landes nicht widersetzen wolle. Doch Leonidas gab zur Antwort: „Wenn du, o Perserkönig, wüßtest, worin das Glück des Lebens besteht, so würdest du nicht nach dem trachten, was Anderen gehört. Ich will lieber für die Freiheit Griechenlands sterben, als über dasselbe herrschen."

Dem Spartaner Dinekes sagte ein Peloponnesier mit Besorgniß, es wären der Feinde so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinsterten. „Desto besser", gab der Spartaner zur Antwort, „so werden wir im Schatten fechten."

Leonidas war einer der ersten seiner Schar, welcher den persischen Pfeilen erlag: aber um seinen Leichnam kämpften die Seinigen noch lange, bis sie diesen als Trophäe endlich den Feinden überlassen mußten. Und so erbittert war Xerxes gegen den spartanischen Königshelden, daß er, der doch so manches Zeichen von edler Gesinnung gegeben, der Leiche desselben den Kopf abschlagen und diesen als ein Wahrzeichen seines Zornes auf einen Pfahl stecken ließ.

Der Verräther Ephialtes wurde von der Nemesis ereilt. Xerxes hatte ihn unbelohnt gelassen, und als nun der Rath der Amphiktyonen einen Preis auf seinen Kopf setzte, floh er nach Thessalien, wo er umgebracht ward.

Während Xerxes bei Thermopylä mit ungeheuern Opfern einen kleinen Vortheil errang, erkämpfte auch seine Flotte in der

Seeschlacht bei Artemisium (480 v. Chr.) einen Sieg von allerdings nur zweifelhaftem Werthe. Artemisium lag bei dem durch seine Stürme gefährlichen Vorgebirge Sepias, und sein Hafen war das erste Ziel gewesen für die zahlreiche persische Flotte. Doch gerade die Menge ihrer Schiffe gereichte ihr zum Verderben, da der Hafen nicht im Stande war, sie alle aufzunehmen, und der größte Theil der Fahrzeuge daher genöthigt war, auf offener See zu ankern: denn als sich nun plötzlich ein heftiger Sturm erhob, zerstörte derselbe nicht weniger als 400 persische Schiffe. Trotz dieses Verlustes war aber die feindliche Flotte der aus 271 Segeln bestehenden griechischen Seemacht noch so überlegen, daß der spartanische Oberfeldherr Eurybiades ebenso wie auch der Anführer der korinthischen Schiffe, Adimantos, für einen Rückzug nach den peloponnesischen Küsten stimmte. Nur der Ueberredungskunst des Themistokles gelang es, die beiden Führer zur Annahme eines Kampfes zu bewegen, indem er das von den Bewohnern Euböa's ihm zugeschickte Geld zur Bestechung der Admirale verwendete. Drei Tage währte die Schlacht mit abwechselndem Glück, und obgleich die persische Seemacht durch erneute Stürme und die Tapferkeit der Griechen bedeutende Verluste erlitt, so war doch der Schaden, welcher auch die griechische Flotte getroffen, so beträchtlich, daß Themistokles endlich für den Rückzug stimmte, zumal auch die Kunde von dem Ausgange des Kampfes bei Thermopylä und von dem siegreichen Vordringen der Perser in das Herz von Hellas zu ihm drang.

Themistokles wollte den Feinden auch noch durch seinen Rückzug zu schaden suchen. Deshalb grub er auf dem Wege, den die ihm folgenden persischen Schiffe nehmen mußten, in die Felsen einen Aufruf an die Jonier ein, zu den Griechen überzugehen, oder — falls dies nicht möglich sei — im Treffen vorsätzlich zu entfliehen. Blieb dieser Aufruf von Seiten der Griechen auch unbefolgt, so bewirkte er doch wenigstens, daß die Perser diesen ihren Bundesgenossen mißtrauten; und schon dies war ein Gewinn für die Griechen.

Wirklich war Xerxes nach dem Durchbruch des Thermopylenpasses schnell vorwärts gedrungen, indem er mit seinem riesigen Heere die Landschaften Doris und Phokis überschwemmte und alle Ortschaften, die sein Heer durchzog, mit Feuer und Schwert verheerte. Immer gefährlicher für Attika, den Kern von Hellas, wurde das Vordringen der persischen

Macht, und schon stand sie vor den Thoren Athens, ja schon hatten die Perser diese Stadt eingenommen und verwüstet, als Themistokles Griechenlands Retter wurde.

Nachdem nämlich die griechische Flotte bei Artemisium zum Rückzuge genöthigt worden war, hatte sie sich in der Meerenge zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis festgesetzt, dort alle ihre noch zur Verfügung stehenden Hülfsschiffe herangezogen, und erwartete nun, über 380 Schiffe stark, die Ankunft der persischen Flotte.

Während letztere langsam heran ruderte, wirkte Themistokles für die Rettung der Athener vor dem Schwerte des persischen Landheeres. Sein scharfer Blick erkannte es sehr wohl, daß die einzige Hoffnung für seine Landsleute auf dem Meere ruhe, und er unternahm das schwierige Werk, sie zu bewegen, ihre Wohnungen, ihre Stadt, ihren heimatlichen Boden zu verlassen und zu ihm auf die Schiffe zu flüchten, um dort für die Freiheit Griechenlands zu kämpfen. Sein Plan gelang.

Eine kräftige Unterstützung bei der Ausführung seines Planes fand Themistokles in dem religiösen Glauben der Athener: Die große Schlange auf der Akropolis (Burg) von Athen, die als Wächter des Pallastempels und der Stadt galt, ließ die ihr dargebrachten Opferspeisen unberührt. Dies legten die Priester, von Themistokles zu solcher Deutung muthmaßlich veranlaßt, dahin aus, daß die Schutzgöttin der Stadt diese bereits verlassen und aufgegeben habe. Die Bewohner fanden sich dadurch bewogen, der verwaisten Vaterstadt Lebewohl zu sagen und ihre Zuflucht auf den von Themistokles bereit gehaltenen Schiffen zu suchen.

Die Macht der Perser durch eine entscheidende Seeschlacht mit einem Schlage zu vernichten, das war jetzt der einzige Gedanke des Themistokles. Die Meerenge zwischen der Insel Salamis und dem Festlande von Hellas, wo die griechische Flotte lag, schien zu einem Kampfe gegen eine an Zahl überlegene Seemacht wie geschaffen, denn die Vortheile der Thermopylen wiederholten sich hier. Themistokles bot daher in dem Rathe der Feldherren sein ganzes Ueberredungstalent auf, um die Führer der verschiedenen griechischen Flotten, an deren Spitze als kommandirender Admiral der Spartaner Eurybiades stand, zur Annahme der Schlacht gerade hier bei Salamis zu bewegen. Allein die Führer waren zwiespältiger Meinung; ein Theil derselben entschied sich für Themistokles, ein anderer stimmte für den Rückzug in die Gewässer des Peloponnes, weil man, in dem Fall einer Niederlage, in den peloponnesischen Landschaften vor den Persern sich noch am sichersten retten konnte.

Aber gerade den Gedanken an eine Niederlage wollte Themistokles in der Seele der Griechen gar nicht aufkommen lassen. Die verschiedenen Meinungen in dem abgehaltenen Kriegsrathe wurden mit einer Heftigkeit geltend gemacht, wie nur die Größe des Wagnisses, um das es sich handelte, sie zu entschuldigen vermag; und namentlich wurden die Ansichten des Themistokles mit einer Bitterkeit angegriffen, wie sie ein Mann von geringerer Vaterlandsliebe als er nie ertragen hätte.

Als er den Vorsatz rechtfertigen wollte, die Perser so schnell wie möglich anzugreifen, rief ihm Eurybiades voll Hohn zu: „In den Wettspielen bekommen Diejenigen Ohrfeigen, welche vor der Zeit aufstehen!“ Doch Themistokles antwortete mit Ruhe: „Ja; aber die Zurückbleibenden werden nicht gekrönt!“ Als Eurybiades, durch diesen Widerspruch erbittert, seinen Stock erhob, um nach Themistokles zu schlagen, setzte dieser seine persönliche Ehre der Ehre des Vaterlandes so sehr hintan, daß er dem Eurybiades zurief: „Ei, so schlage doch zu, wenn du willst; aber höre mich an!“

Nicht beschwichtigt durch diese von wahrer Seelengröße zeugenden Worte, schmähten die Gegner des Themistokles diesen von Neuem. Ein Spartaner rief ihm höhnend zu, wer selbst keine Stadt mehr habe, dürfe nicht gehört werden. Aber Themistokles begegnete auch diesem Hohne mit der Würde des Mannes, indem er erwiederte: „Wir haben zwar, du Armseliger, unsere Häuser und Mauern verlassen, weil wir um todter Steine

willen keine Sklaven sein wollten. Aber diese unsere zweihundert wohl bemannten Schiffe sind unsere Stadt, und die größte aller hellenischen, die euch jetzt Beistand leisten wird, wenn ihr euch durch sie retten wollt. Wenn ihr uns indeß abermals verrätherisch verlasset, so ziehen wir Athener nach Italien und gründen dort einen neuen Staat."

Diese im entschlossensten Tone abgegebene Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, und man hätte ohne Weiteres den Angriff beschlossen, wenn die Nachricht von der Eroberung Athens und der Annäherung der Perser gegen den Isthmos die Gemüther nicht aufs Neue mit Furcht erfüllt hätte.

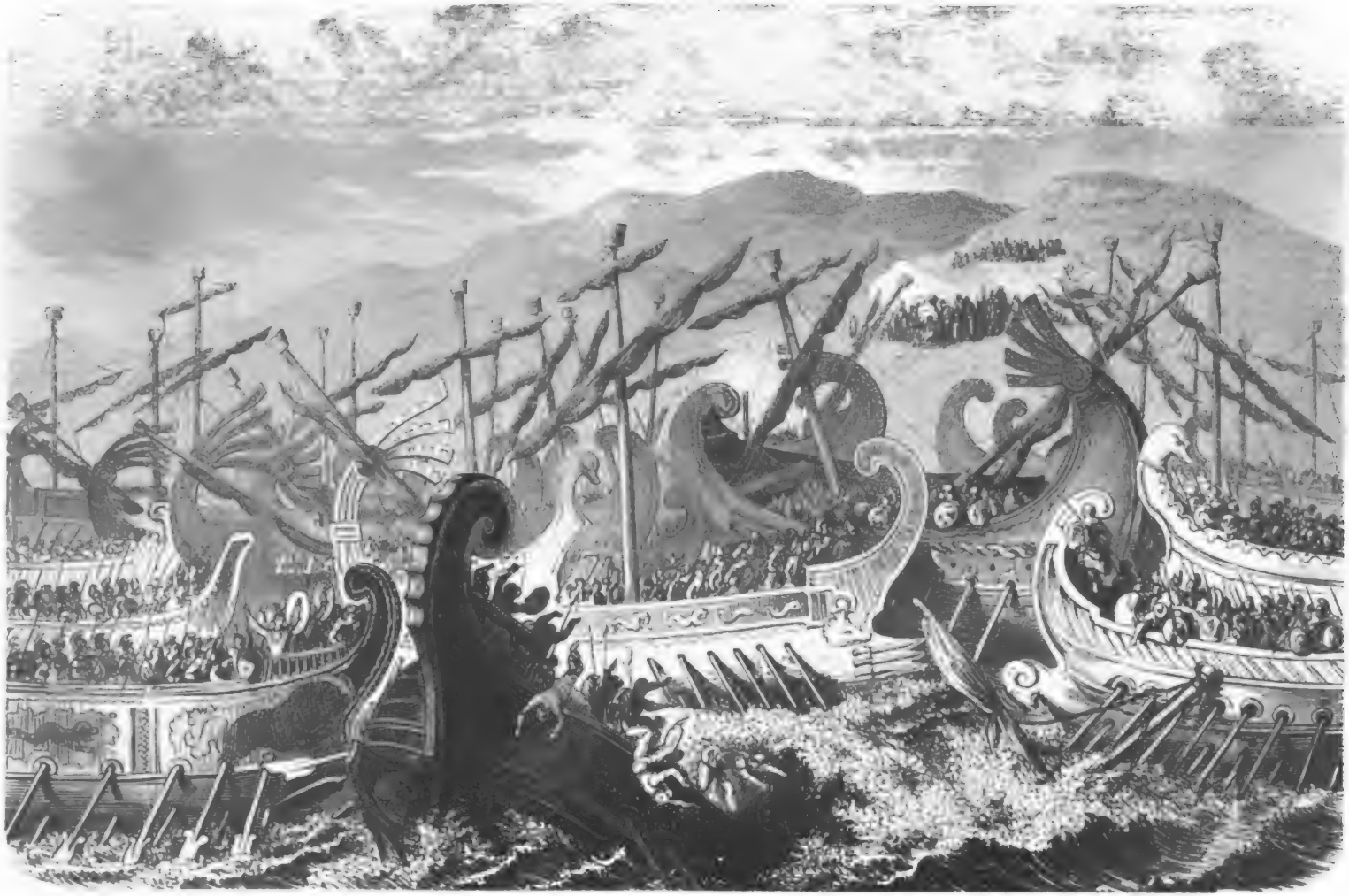
Jetzt war Flucht der einzige Gedanke, der in den Herzen der griechischen Flottenführer Raum fand. Nur Themistokles träumte von Erfolg: und um die verzagten Feldherren wider ihren Willen zu einer Schlacht zu zwingen, bediente er sich einer List, die ihm das Leben verwirkt hätte, wenn der dadurch bewirkte Seesieg ihn nicht mit einer unvergänglichen Lorberkrone geschmückt haben würde.

Mit dem Anscheine des offensten Wohlwollens für den persischen König hatte nämlich Themistokles diesen von der Uneinigkeit der griechischen Feldherren heimlich durch einen seiner treuesten Sklaven in Kenntniß setzen lassen, und ihm die Möglichkeit gezeigt, die griechische Seemacht zu vernichten, wenn er sie in ihrer engen Stellung bei Salamis plötzlich umzingele. Xerxes, welcher glaubte, daß der Sieg bei Artemisium nur deshalb so unvollständig gewesen, weil er demselben nicht beigewohnt habe, hatte beschlossen, den Unternehmungen seiner Flotte mit seinen Augen zu folgen, um durch seinen Anblick Alles zur Tapferkeit anzufeuern. Deshalb hatte er sich am Ufer unweit Salamis einen hohen Berg zu seinem Feldherrnsitze ausersehen, um von dort aus seine Mannschaften durch den Anblick ihres Königs zu begeistern.

Als Xerxes die Botschaft des Themistokles empfing, welche ein zuverlässiger Sklave Namens Sikinos heimlich auf einem Boote überbrachte, versammelte er sogleich einen Kriegsrath, in welchem er auch die Königin Artemisia um ihre Meinung fragte. Dieses heldenmüthige, aber auch kluge und umsichtige Weib rieth eifrig von einer Schlacht ab: und obgleich Xerxes alle Ursache hatte, auf ihren Rath Gewicht zu legen, so gab er doch den Meinungen der übrigen Feldherren, die eine Schlacht eifrig wünschten, endlich nach: kurz, der Angriff gegen die griechische Flotte wurde beschlossen.

Seeschlacht bei Salamis (480 v. Chr.). Themistokles, der inzwischen durch die vom Volke gewünschte Zurückberufung des verbannten Aristeides einen schönen Beweis gegeben hatte, wie sehr er seine persönlichen Gefühle dem Interesse des Vaterlandes hintan zu setzen bereit war, sah seine List, deren wir oben gedachten, besonders durch die Mitwirkung des Aristeides, gelingen.

In derselben Nacht, in welcher die Perser dem gefaßten Beschlusse gemäß die Griechen angreifen wollten, war Aristeides von Aegina, seinem Verbannungsorte, aufgebrochen, um, dem Rufe des Vaterlandes folgend, sich zur Flotte zu begeben. Auf dem Wege dahin bemerkte er die Bewegung der feindlichen Schiffe, und sogleich eilte er zu Themistokles, um diesen auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Themistokles vertraute seinem politischen Widersacher, daß er selbst diese feindliche Bewegung veranlaßt habe, um die Griechen zur Schlacht zu zwingen. Zugleich bat er ihn, den übrigen Feldherren mitzutheilen, was er über das Anrücken des Feindes entdeckt habe. Aristeides übernahm diesen Auftrag, fand aber bei den sorglosen Griechen nicht eher Glauben, als bis ein ionisches Schiff, welches trotz der Gefahr für die Griechen zu diesen überging, die Nachricht von dem Heranrudern der persischen Flotte bestätigte. Nun endlich, wo an keinen Ausweg mehr zu denken war, rüstete man sich eilig zur Schlacht. Glücklicherweise war es noch nicht zu spät, und da nun die Nothwendigkeit, zu siegen oder zu sterben, gebieterisch hervortrat, so machten nur noch Vaterlandsliebe und der den Griechen angeborene Heldenmuth ihre Stimmen geltend. Der Kampf der Meinungen schwieg, die Schlacht begann.



Schlacht bei Salamis. Zeichnung von H. Leutemann.

War es wirklich die Gegenwart ihres Herrschers, oder war es ihnen Ernst um die Unterdrückung des freien Griechenvolkes, genug, die Perser kämpften bei Salamis mit einer Tapferkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Allein alle ihre Anstrengungen brachen sich an dem Heldenmuthe der Griechen und den Vortheilen, die aus deren günstiger Stellung entsprangen. Wie bei Thermopylä, so konnten auch hier die persischen Massen sich nicht entfalten; und als die andringenden Geschwader von den griechischen Schiffen zurückgeworfen wurden, da gereichte ihnen ihre Ueberzahl zum Verderben. Das Gedränge, welches durch die zurück weichenden Fahrzeuge in den persischen Schiffsreihen verursacht wurde, steigerte die Unordnung und mit ihr den Grad der Vernichtung, welcher die persische Flotte anheim fiel. Die Niederlage dieser vor einem Tage noch so furchtbaren Kriegsmacht war so vollständig, daß über 200 ihrer Schiffe den Untergang fanden, während die Griechen kaum 40 Fahrzeuge einbüßten.

Die Königin Artemisia, welche schon in der Schlacht viele Proben von Kühnheit und männlicher Entschlossenheit gegeben hatte, bethätigte diese an einem Weibe so seltenen Eigenschaften auch nach der Niederlage, als sich die übrig gebliebenen persischen Schiffe durch die Flucht zu retten suchten; aber freilich durch eine Handlung, welche nur an einem solchen Menschen nicht befremden kann, der es durch lange Ausübung der Despotie gewohnt ist, in den übrigen Menschen nur rechtslose Maschinen für seine eigennützigen Zwecke zu sehen.

Als Artemisia ihr Fahrzeug von einem athenischen Schiffe verfolgt sah, steuerte sie gegen ein persisches, aber von einem ihr feindlich gesinnten Befehlshaber kommandirtes Schiff und bohrte dasselbe in den Grund. Diese meuchelmörderische List, welche die Königin zur Erhaltung ihres eigenen Lebens anwandte, glückte vollkommen; denn der Befehlshaber des verfolgenden athenischen Fahrzeuges konnte nach einem solchen Vorfalle nichts Anderes glauben, als daß das von ihm verfolgte Schiff eines derjenigen sei, welche während der Schlacht zu den Griechen übergegangen, und ließ von der Verfolgung desselben ab.

Nach der erlittenen beispiellosen Niederlage segelte der Rest der persischen Flotte dem Hellespont zu, während Xerxes mit dem Landheere Hellas räumte und sich vorerst nach Thessalien wandte, ohne daß die Griechen daran dachten, den errungenen Sieg durch die Verfolgung des Feindes noch glorreicher zu machen, als er freilich ohnehin schon war. Sie hatten nach der Schlacht bei Salamis an die Vollständigkeit ihres Sieges so wenig geglaubt, daß sie sich während der Nacht zu einem neuen Angriffe für den folgenden Tag vorbereiteten. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als sie am andern Morgen die persische Flotte auf der Flucht sahen. Es entstand nun die natürliche Frage, ob man den Feind verfolgen solle oder nicht. Themistokles stimmte für die eifrigste Verfolgung; Eurybiades aber, der stets widersprach, wenn männliche Entschlüsse zum Vorschlage kamen, war dagegen, und so baute man dem fliehenden Feinde goldene Brücken.

Sei es, daß Themistokles den gegen seinen Willen gefaßten Beschluß so viel wie möglich zu seinem Vortheile benutzen und sich bei Xerxes, für vorkommende Fälle, einen Stein im Brete sichern wollte; sei es, daß er blos die Absicht hatte, den Xerxes gänzlich aus Hellas zu scheuchen, — genug, er sandte dem Perserkönig eine Botschaft des Inhaltes: die Griechen seien im Begriffe gewesen, nach dem Hellespont zu segeln, um ihn von seinem Heimatlande abzuschneiden; er, Themistokles, aber habe sie, um dem Xerxes einen Dienst zu leisten, von ihrem Vorsatze abgebracht; rathe jedoch dem Könige jetzt freundschaftlichst, so schnell als möglich nach Asien aufzubrechen, da er für die weiteren Entschlüsse der Griechen nicht bürgen könne.

Dies, sagt man, habe den Xerxes veranlaßt, Hellas schleunigst zu räumen.

In Thessalien ließ Xerxes den Mardonios mit einem Heere von 300,000 Mann zurück, da dieser, zerknirscht über das Mißlingen eines von ihm angerathenen Unternehmens, vor Begierde brannte, die erlittene Schmach durch einen glänzenden Sieg über Griechenland wieder abzuwaschen.

Mit dem Reste seiner noch immer zahlreichen Armee zog Xerxes nach Asien zu, indem er die über den Hellespont geschlagenen Brücken zu erreichen strebte. Allein pestartige Krankheiten und Mangel an Nahrungsmitteln traten ihr auf diesem Rückzuge als so gefährliche und unbesiegbare Feinde entgegen, daß die heimkehrenden Truppen scharenweise auf den thessalischen Feldern erlagen, und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der einst so zahllosen Menge die Ufer des Hellespont betrat.

Hier aber harrte der Fliehenden neues Ungemach. Das stürmische Meer hatte die ihm von dem Despoten auferlegte Züchtigung während dessen Abwesenheit gänzlich vergessen und die mit so großen Opfern aufgeführten Brücken völlig zerstört, weshalb die rückkehrenden Scharen nur mühsam in einzelnen Fahrzeugen über den Hellespont gesetzt werden konnten. Selbst Xerxes, der weltgebietende Despot, der mit so großem Pomp an der Spitze seiner Millionen über die Meerenge geschritten war, welche Asien von Europa trennt, er mußte der eisernen Nothwendigkeit seinen Hochmuth zum Opfer bringen und sich auf einem elenden Fischerkahne hinüber setzen lassen an das Ufer seines unendlichen Reiches.

Und was thaten unterdeß die Griechen? Sie brachten den Göttern Dankopfer dar für den so glorreich erfochtenen Sieg; aber sie vergaßen auch über dies Beginnen nicht den Dank, welchen sie den Menschen schuldeten, die den Sieg mit ihrem Blute und mit ihrem Geiste errungen hatten; denn wie einst nach dem Schlachttage von Marathon Miltiades, so war jetzt nach der Schlacht bei Salamis Themistokles der Held des Tages geworden, und ganz Griechenland strömte über von dem Lobe und Preise seines Genius.

In Lakedämon, wohin Themistokles bald nach dem Siege eine Reise machte, um durch die dort zu erwartenden Ehrenbezeigungen sein Ansehen in den Augen der Athener noch mehr zu heben, wurde er auch wirklich mit einer Ehrfurcht aufgenommen, die um so größeres Gewicht haben mußte, als die Spartaner ja die politischen Nebenbuhler und Neider der Athener waren.

Mit demselben Preise, der dem spartanischen Oberfeldherrn Eurybiades — gewiß mit Unrecht! — in dem Geschenk eines Kranzes von Oelzweigen zu Theil geworden war, schmückten die Spartaner auch die Stirn des Themistokles. Ja noch mehr. Sie beschenkten ihn mit dem schönsten Wagen, der in Sparta zu finden war, und gaben ihm auf seinem Heimwege das Geleit mit dem aus 300 edeln Spartanern bestehenden Ehrengefolge der lakedämonischen Könige, eine Ehrenbezeigung, die bis dahin noch keinem Griechen zu Theil geworden war. Auch gelegentlich der nächsten Feier der Olympischen Spiele war Themistokles Gegenstand allgemeiner begeisterter Verehrung. Bei seinem Erscheinen vor den Schranken richteten sich die Blicke der versammelten Griechen von den Wettkämpfern ab und auf den Mann, von dem jeder Grieche in seinem Innern überzeugt war, daß ihm vor Allen das Vaterland seine Freiheit verdanke. Man zeigte ihn den anwesenden Fremden mit Stolz und froher Begeisterung; und *ein* Name nur war es, der an jenem Tage von den Lippen der tausend und aber tausend Griechen floß: *Themistokles!*

Das ehrgeizige, ruhmsüchtige Herz des seltenen Mannes war endlich gesättigt: denn hier bei Olympia im Anschauen der vielen tausend voll Entzücken auf ihn gerichteten Blicke gestand er seinen Freunden mit von Rührung überfließender Stimme: „Jetzt erst ernte ich die Frucht des Samens, den ich für Hellas ausgestreut!“

Aber die Gefahr war noch nicht vorüber, und noch manches edle Blut sollte fließen, ehe die Freiheit Griechenlands unerschüttert fest stand. Doch Niemand scheute das Opfer; denn nicht Wünsche, nicht Hoffnungen waren es, für die man das Leben einsetzte, ungewiß, ob diese Wünsche auch erfüllt, diese Hoffnungen auch Wahrheit würden, wenn man gesiegt; nein, man wußte, daß, wenn man als Sieger hervor ging aus dem Freiheitskampfe — Griechenland auch *wirklich* frei war! Und diese Ueberzeugung war es, welche den Muth der Griechen stählte zur Ueberwindung der neuen Gefahren, die sich von Thessalien aus über das Vaterland zusammenzogen.

Mardonios. In Theſſalien ſtand noch Mardonios an der Spitze ſeines 300,000 Mann ſtarken perſiſchen Heeres, bereit, mit dem beginnenden Frühjahre einen neuen Schlag auf Hellas zu führen. Aber er hatte die Schärfe des griechiſchen Schwertes ſchon hinlänglich kennen gelernt, um nicht alle Künſte der Unterhandlung aufzubieten, dieſes Schwert dadurch abzuſtumpfen, daß er die Einigkeit zwiſchen den beiden griechiſchen Stimmführern, Sparta und Athen, zu untergraben ſuchte. Die Zeit der Waffenruhe, welche er ſeinem Heere in Theſſalien gönnte, benutzte er daher, um durch Vermittelung des makedoniſchen Königs Alexander den Athenern beſtechende Anerbietungen zu machen, wenn ſie dem Bunde mit Hellas entſagten, ein Bündniß mit den Perſern eingingen und zur Beſiegung Griechenlands ihren Arm böten. Aber wie verlockend dieſe Anerbietungen auch waren, das edle atheniſche Volk verwarf ſie mit den unzweideutigſten Zeichen der Verachtung; und ſo galt es denn aufs Neue einen gemeinſamen Kampf um die gemeinſame Freiheit.

Mardonios hatte den Athenern für den Fall ihres Bündniſſes mit Perſien völlige Unabhängigkeit, den ungeſtörten Genuß ihrer bisherigen Freiheiten, den Wiederaufbau ihrer zerſtörten Tempel und endlich eine bedeutende Erweiterung ihres Gebietes zugeſagt.

Die Spartaner, welche, in Rückſicht ihrer patriotiſchen Geſinnung gegen die Athener ein ſchlechtes Gewiſſen hatten, fürchteten, daß dieſe Anerbietungen das Volk von Athen leicht beſtechen könnten, die ſpartaniſche Lauheit durch eine offenbare Feindſchaft zu beſtrafen. Deshalb ſandten ſie bei den erſten Nachrichten von den ſtattfindenden Unterhandlungen Botſchaften nach Athen mit dem Beſchwören, die Athener möchten die Sache des Vaterlandes nicht verlaſſen und den Verſprechungen nicht trauen, die ihnen ein Tyrann durch einen andern Tyrannen machen laſſe; denn die Verſprechungen der Deſpoten ſeien Leimruthen, an denen ſie die Gutmüthigkeit der Völker fingen.

Ariſteides.

Die Athener waren empört, daß Sparta ihnen ſo viel Ehrvergeſſenheit zutraute, einer ſolchen Ermahnung zu bedürfen, um der Stimme der Ehre Gehör zu geben. Um ihre Nebenbuhler zu überzeugen, wie das Volk von Athen denke, wurden die ſpartaniſchen Abgeordneten in die Volksverſammlung geführt, wo man über die Anerbietungen des Mardonios berathſchlagte. Sie hörten dort, daß das Volk ſich mit Abſcheu von dem ihm gemachten Anſinnen weg wandte, und daß auf den Antrag des Ariſteides die perſiſchen Unterhändler mit dieſem Beſchluß entlaſſen wurden:

„So lange die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollendet, ſo lange werden die Athener gegen die perſiſche und jede andere Deſpotie mit ihrem letzten Blutstropfen kämpfen.“

An den König Alexander erging die Ermahnung, mit einem ſo entehrenden Antrage nie wieder in Athen zu erſcheinen, damit das Volk nicht genöthigt würde, gegen ihn, der ihr Gaſtfreund ſei, als Feind zu verfahren.

Die ſpartaniſchen Botſchafter aber erhielten folgende Antwort auf den Weg:

„Es iſt eine ſchimpfliche Furcht des Volkes von Lakedämon, zu glauben, Athen könne den Perſern zur Unterjochung Griechenlands je ſeine Hand reichen, zur Unterjochung eines Volkes, mit dem es durch einerlei Sprache, einerlei Götter und einerlei Sitte vereinigt iſt. Kein Gold, kein Ländererwerb wird das Volk von Athen jemals zu anderen Geſinnungen bringen; aber es hofft auch feſt, Lakedämon werde ihm nicht nachſtehen in patriotiſchem Sinne, und werde zu dem bevorſtehenden Kampfe recht bald ſeine Heeresmacht ſenden.“

Im Frühjahre 479 v. Chr. fiel Mardonios in Hellas ein. Da die Spartaner, die ſich der edlen Geſinnung Athens gegenüber ſo mißtrauiſch zeigten, wie ein Soldatenvolk es nur immer thun kann, mit der Abſendung des zugeſagten Hülfsheeres zögerten, ſo mußten es die Athener dulden, daß die perſiſche Macht Böotien und Attika aufs Neue verwüſtete; ja ſie waren endlich genöthigt, ihre Stadt abermals zu verlaſſen

und ſich bei Salamis wiederum auf die Schiffe zu flüchten. Mardonios eroberte die verlaſſene Stadt, ſah aber bald ein, daß mit der Eroberung jener Steinhaufen noch gar nichts für die Unterjochung Griechenlands gewonnen ſei. Deshalb verſuchte er noch einmal den Weg der Unterhandlung, indem er den Athenern ſeine früheren Anerbietungen erneuern ließ. Aber mit noch größerer Entrüſtung als früher wurden dieſe Vorſchläge verworfen.

Wie groß der Abſcheu des Volkes gegen eine Verbindung mit den Perſern war, geht aus der Ermordung des Rathsherrn Lykidas hervor. Dieſer machte nämlich (man ſagt, durch perſiſches Gold beſtochen) im Rathe den Vorſchlag, die Anerbietungen des Mardonios doch wenigſtens dem Volke vorzulegen. Aber kaum erhielt das Volk von dieſem entehrenden Vorſchlage Kunde, als es in der Entrüſtung darüber den Lykidas zu Tode ſteinigte. Ja, auch die Frauen wurden von dem patriotiſchen Fanatismus ergriffen, und während Lykidas unter den Steinen der Männer ſeinen Geiſt aushauchte, drangen die Weiber in das Haus deſſelben, um über ſeine Frau und Kinder ein gleiches Schickſal zu verhängen.

Es wurde eine Geſandtſchaft nach Sparta geſchickt, um ſich über das Zaudern der Lakedämonier zu beſchweren und die ſchleunigſte Abſendung des verſprochenen Hülfsheeres zu verlangen. Aber ſelbſt mit der Antwort auf dieſe Aufforderung zauderten die Spartaner zehn Tage lang, während ſie mit Eifer an einer Mauer arbeiten ließen, die ſie zur Verſchanzung des Peloponnes auf dem Korinthiſchen Iſthmos aufführten. Denn ihre vaterlandsverrätheriſche Abſicht ging dahin: Attika und Hellas gänzlich preiszugeben und nur den Peloponnes gegen das Eindringen der Barbaren zu ſichern. Erſt als ein in Sparta ſehr angeſehener Gaſtfreund aus Tegea die Ephoren darauf aufmerkſam machte, wie jede Verſchanzung des Peloponnes nutzlos ſei, wenn man die ſeemächtigen Athener zwinge, ſich in ein Bündniß mit den Perſern einzulaſſen; da ließ man ab von dem verrätheriſchen Zaudern und ſandte ein Heer von 5000 Spartanern nebſt 35,000 Heloten dem bedrängten Attika zu Hülfe.

Themiſtokles.

Mardonios, von dem Herannahen der ſpartaniſchen Hülfsmacht in Kenntniß geſetzt, gab jetzt alle Hoffnung auf, die Athener auf diplomatiſchem Wege zur Nachgiebigkeit zu bringen. Deshalb zog er ſich nach Böotien zurück, um ſich in den ſeiner Reiterei ſehr günſtigen Ebenen dieſes Landes auf eine entſcheidende Schlacht vorzubereiten. Dort verſchanzte er ſich und erwartete nun das Herannahen des vereinigten griechiſchen Heeres, welches unter dem Oberbefehle des Spartaners Pauſanias, Vormund und Oheim des minderjährigen ſpartaniſchen Königs Pleiſtarchos (eines Sohnes des gefallenen Leonidas), nicht lange darauf in derſelben Gegend erſchien und gleichfalls eine feſte Stellung einnahm.

Schlacht bei Platää (479 v. Chr.). Wahrſcheinlich würden die beiden feindlichen Heere ſich hier längere Zeit unthätig gegenüber geſtanden haben, wenn ihnen nicht der völlige Mangel an Lebensmitteln ein Sporn geweſen wäre, ihre Sache ſo ſchnell wie nur möglich zur Entſcheidung zu bringen. Daher kam es endlich nach mancherlei Hin- und Herzügen in der Gegend der Stadt Platää zu der entſcheidenden Schlacht. Beide Theile kämpften mit gleicher Ausdauer, mit gleichem Muthe, mit gleichem Geſchick; die Perſer ſchienen um jeden Preis ihre früheren ſo ſchimpflichen Niederlagen in Vergeſſenheit bringen zu wollen, doch wurde ihnen ihre leichtere Bewaffnungsart nachtheilig. Dazu kam der Tod ihres Anführers Mardonios, der durch die Hand des Spartaners Aeimneſtos fiel, was die Veranlaſſung zu der neuen vollſtändigen Niederlage wurde, die trotz harter Gegenwehr doch das perſiſche Heer bei Platää erlitt.

An Zahl außerordentlich zusammengeschmolzen, traten die Perser unter der Anführung des Feldherrn Artabazos und unter der Deckung ihrer vortrefflichen Reiterei den Rückzug nach dem Hellespont an. Die Griechen fanden keine Veranlassung, diesen Rückzug aufzuhalten. Sie begnügten sich damit, den Preis der Tapferkeit und die Strafe für die Landesverrätherei auszutheilen. Der erstere wurde nach vielem Hader zwischen Spartanern und Athenern, welche ihn in gleichem Maße beanspruchten, auf den ausgleichenden Rath des Aristeides den Platäern zugesprochen, deren Boden der Schauplatz des Kampfes gewesen. Harte Strafe sollte besonders das persisch gesinnte Theben treffen. Das griechische Heer zog vor die Thore dieser Stadt und verlangte die Auslieferung derjenigen Bewohner, welche sich als die eifrigsten Anhänger der Perser gezeigt hatten. Anfangs verweigerte man diese Auslieferung. Als aber das Bundesheer zu Zwangsmaßregeln griff, als es die umliegende Gegend verwüstete und ernstliche Anstalten zu einer förmlichen Belagerung der Stadt machte, da fügte man sich der Nothwendigkeit. Die Häupter der persisch gesinnten Partei wurden ausgeliefert, und Pausanias führte sie nach Korinth, wo ihnen der Tod als Strafe für ihre Verrätherei zuerkannt ward.

An demselben Tage, an welchem die Griechen bei Platää die persische Landmacht gebrochen hatten, erkämpften sie auch über die persische Flotte einen glänzenden Sieg bei Mykale (479 v. Chr.). Xerxes fürchtete nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Salamis eine Schilderhebung der Jonier, um so mehr, da er von den heimlichen Aufforderungen in Kenntniß gesetzt wurde, welche die Griechen wiederholt an ihre Landsleute erließen. Um einem solchen Aufstande der Jonier vorzubeugen, hatte er seine Flotte bei der Insel Samos zusammen gezogen, damit sie hier zur Ueberwachung der Jonischen Inseln dienen könne. Aber die Griechen schienen die Befreiung ihrer unter dem persischen Joche seufzenden Brüder mit ihrem eigenen Arm durchsetzen zu wollen; denn sie sammelten unter der Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des Atheners Xanthippos eine Flotte, welche die Bestimmung erhielt, die persische Seemacht aus den ionischen Gewässern zu vertreiben und die Inseln zu befreien.

Daß der Befehl über die athenische Flotte dem Themistokles nicht übergeben wurde, soll seinen Grund theils in dem steigenden Einflusse dieses Mannes, welchen man zu fürchten begann, theils in dem Unwillen gehabt haben, den die Athener gegen ihn empfanden, weil er die spartanischen Ehrenbezeigungen angenommen hatte.

Die Perser hatten nach den bisher gemachten Erfahrungen alle Ursache, eine Seeschlacht mit den Griechen zu scheuen. Als daher die griechische Flotte heran ruderte, zogen die Perser ihre Schiffe bei dem Vorgebirge Mykale, wo ein Landheer zu ihrer Unterstützung stand, ans Ufer, richteten rund um die Schiffsburg Verschanzungen auf und erwarteten, also gerüstet, den Angriff der Griechen. Diese ließen nicht lange auf sich harren. Mit dem festen Entschlusse, der feindlichen Verschanzung Meister zu werden, bewerkstelligten sie ihre Landung, und griffen das große persische Schiffslager von allen Seiten an. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Die Jonier, in der nahen Aussicht auf ihre Befreiung, verließen die persischen Reihen, und der Muth der Griechen wurde obenein durch das plötzlich auftauchende Gerücht von dem Siege über Mardonios bei Platää gehoben. In verhältnißmäßig kurzer Zeit erstürmten sie die persischen Verschanzungen und richteten ein furchtbares Blutbad unter den Eingeschlossenen an; was von dem Feinde nicht den griechischen Schwertern erlag, das wurde unter den Trümmern der in Brand gesteckten Schiffe begraben. Auch hier bei Mykale war die Niederlage der Perser eine vollständige; aber dieser Sieg hatte ungleich wichtigere Folgen, als der bei Platää; denn unmittelbar nach dem siegreichen Ausgange der Schlacht bei Mykale warfen fast alle ionischen Griechen das persische Joch ab und wurden ausdrücklich in den großen Bund der Griechen aufgenommen, wodurch die Macht dieses Bundes sich so vergrößerte, daß der seitherige Vertheidigungskrieg der Griechen von nun an den Charakter eines Angriffs- und Rachekrieges annehmen konnte.

Inzwiſchen fühlten ſich die Griechen in Hellas ſelbſt durch das ſtolze Bewußtſein gehoben, einen gerechten Krieg wider einen übermächtigen Feind durch ihr einmüthiges Zuſammenwirken ſiegreich beſtanden zu haben. Die bisherigen Ereigniſſe bildeten eine ſo ununterbrochene Kette von glorreichen Thaten, daß man es nur erklärlich finden kann, wenn Griechenland jetzt, wo ſich unverabredet beide Theile einer Waffenruhe hingaben, faſt allein darauf Bedacht nahm, jene ruhmvolle Periode ſeiner Geſchichte zu verewigen, ſei es durch Anordnung von jährlich wiederkehrenden Volksfeſten, ſei es durch Errichtung von Denkmälern, ſei es endlich durch Verherrlichung ſeiner Helden.

Pauſanias opfert den Göttern vor der Schlacht bei Platää.

Unter Letzteren behauptete Themiſtokles noch immer den erſten Rang. Aber dieſer raſtloſe Geiſt verſchmähte es, auf den errungenen Lorbern auszuruhen; er wollte im Gegentheile denſelben neue hinzufügen. Da indeß jetzt die Gelegenheit, ſolche Abſicht durch Kriegsthaten zu erreichen, ſeltener geworden, ſo faßte er den Entſchluß, ſeine Vaterſtadt Athen durch die Vervollkommnung ihres Staats- und Kriegsweſens auf jene Höhe des Einfluſſes zu bringen, auf welcher Sparta bisher geſtanden, und auf welcher dieſes eine Art Obergewalt (Hegemonie) über das geſammte Griechenland ausgeübt hatte.

Hierbei kam dem eifrigen Themiſtokles das Verdienſt, welches ſich Athen durch ſeine bisherigen Kriegsanſtrengungen vor allen anderen Staaten um Griechenland erworben hatte, vortrefflich zu ſtatten; denn leugnen ließ ſich nicht, daß bei der oft gezeigten Lauheit der Spartaner die bei weitem größere Thatkraft, welche zur Befreiung des Vaterlandes aufgeboten, den Athenern zuerkannt werden mußte. Dadurch hatte natürlich Athen an Achtung und alſo auch an Einfluß bedeutend gewonnen, während das Anſehen Sparta's in gleichem Maße geſunken war. Dies Anſehen nun völlig zu untergraben, war das Ziel, welches Themiſtokles ſich geſetzt; und wir werden gleich ſehen, wie er daſſelbe anſtrebte.

Digitized by Google

Auch durch die neueste Zeitgeschichte bestätigt sich die Wahrheit, daß die Herrschaft auf dem Meere zur Herrschaft der Welt führt. Themistokles hatte diese Wahrheit schon damals begriffen, als er Athen zu einer Seemacht umschuf; und er erkannte sie auch jetzt, wo er den Entschluß faßte, seinem Vaterlande die ausschließliche Herrschaft zur See zuzuwenden. Aber zuvor hatte er noch eine andere Aufgabe zu lösen, die den Bedürfnissen Athens näher lag. Die Einfälle der Perser hatten es gezeigt, wie leicht die Stadt, die keine Mauern hatte, zu erobern war. Sollte Athen also die Hegemonie sich erringen und dieselbe durch einen stets wehrhaften Zustand behaupten, so mußte es gegen eine Ueberrumpelung gesichert werden. Während nun die in ihre Vaterstadt zurück gekehrten Athener an dem Wiederaufbau ihrer zertrümmerten Häuser arbeiteten, wußte Themistokles einen Beschluß der Volksversammlung zu bewirken, infolge dessen der Bau der Häuser so lange ausgesetzt werden sollte, bis Athen mit einer Mauer versehen sei, die es in den Stand setzte, einer Belagerung Trotz bieten zu können. Die Arbeiten an der Ringmauer begannen denn sofort mit Aufbietung aller Kräfte; Alles, was nur Hände hatte, war beschäftigt, das Vertheidigungswerk aufzuführen; ja wie sehr auch die eifersüchtigen Spartaner gegen die Umwallung Athens protestirten, die Ringmauer war fertig, noch ehe man in Sparta mit Bestimmtheit wußte, daß sie angefangen war. Dies ging folgendermaßen zu.

Als die Spartaner die ersten Nachrichten erhielten, daß Athen befestigt werden sollte, erkannten sie sogleich, wie groß das Uebergewicht war, welches ihre Nebenbuhler durch eine Umwallung ihrer Stadt gewinnen mußten. Daher protestirten sie sofort gegen die beabsichtigte Verschanzung, indem sie den Athenern vorzustellen suchten, daß man durch solche Mauern, im Fall einer Eroberung durch Fremde, diesen nur einen festen Waffenplatz gebe, wie Theben dies im letzten Kriege genugsam bewiesen habe.

Themistokles, welcher Athen zu einer offenen Feindseligkeit gegen Sparta noch nicht für vorbereitet hielt, versuchte es, die Spartaner auf dieselbe Weise zu täuschen, wie diese Athen getäuscht hatten, als sie die Mauer auf dem Isthmos errichteten. Die Athener mußten auf seinen Rath den Spartanern versprechen, nächstens eine Gesandtschaft nach Sparta zu senden, welche in dieser Angelegenheit mit dem Nachbarstaate verhandeln solle. Während nun die Spartaner einer solchen Gesandtschaft entgegen harrten, hatten die Arbeiten an der Ringmauer ihren eifrigen Fortgang. Endlich ließ sich Themistokles nebst noch zwei anderen Männern — Aristeides und Abronychos — zu der beabsichtigten Gesandtschaft erwählen, reiste jedoch nach Sparta ab, da er seinen Mitgesandten empfohlen hatte, ihm erst alsdann zu folgen, wenn die Ringmauer die bestimmte Höhe erreicht hätte.

In Sparta spielte Themistokles den geschickten Diplomaten. Ohne sich den Ephoren oder irgend einer andern Regierungsbehörde vorzustellen, hielt er sich ruhig in Sparta auf, und als man ihn endlich drängte, die versprochene Erklärung abzugeben, entschuldigte er sich mit der Unmöglichkeit, sich eher auf Unterhandlungen einzulassen, als bis seine Mitgesandten angekommen seien. Indessen erhielten die Spartaner immer mehr beunruhigende Nachrichten über das Wachsen der atheniſchen Mauer. Nichtsdestoweniger verharrte Themistokles bei seinem Schweigen. Gelegentlich erklärte er das ganze Gerücht für eine Fabel; und endlich rieth er den Spartanern geradezu, Gesandte nach Athen zu schicken, um sich selbst von dem Stande der Dinge zu unterrichten. Dies geschah. Die spartaniſchen Abgesandten sahen zu ihrem Schrecken die Bauarbeiten; aber als sie die Kunde davon nach Sparta tragen wollten, fanden sie sich in Haft. Themistokles hatte die Athener angewiesen, die Gesandten so lange zurück zu halten, bis er selbst wieder aus Sparta entlassen sei.

Hier war man fortwährend im Zweifel über das gefährliche Gerücht; denn Themistokles schwieg noch immer. Endlich aber erschienen Aristeides und Abronychos mit der Nachricht, daß die Ringmauer vollendet sei, und jetzt trat Themistokles mit folgender Erklärung vor die Ephoren:

„Soeben erhalte ich die Kunde, daß Athen für seine Sicherheit hinlänglich befestigt ist; und freilich ist auch das Volk von Athen mündig genug, um selbst zu entscheiden, was ihm und dem gemeinsamen Besten frommt. Es hat seine Stadt verlassen und die Schiffe bestiegen, als es dies für dienlich hielt, und hat Sparta nicht um Rath gefragt; so braucht es auch jetzt nicht um Rath zu bitten, wo das athenische Volk es wiederum für dienlich hält, seine Stadt mit einer Mauer zu umgeben, sowol zum Heil der eigenen Bürger als auch aller griechischen Bundesgenossen; denn entweder darf keine griechische Stadt, oder auch Athen muß eine Mauer haben".

Die Spartaner sahen sich überlistet. Aber sie waren so klug, ihren Grimm zu verbergen, worauf denn auch die spartanischen Gesandten ruhig in ihre Heimat zurück kehrten.

Aber fast eben so nöthig wie die Mauer mußte den Athenern ein ihrer Seemacht angemessener Hafen sein; und auch hier war es Themistokles, der das Bedürfniß nicht allein erkannte, sondern zu befriedigen wußte. Er ließ die zwei Stunden von Athen gelegene Bucht Peiräeus ausbauen, dieselbe mit der Stadt durch zwei starke Mauern in Verbindung bringen und umgab auf diese Weise Volk und Flotte mit einer Feste, durch welche sich Athen wol für unbesiegbar halten konnte.

Natürlich mußte Themistokles auch den Hafenbau den spürenden Blicken der Spartaner verbergen. Hätte er seinen Plan dem Volke vorgetragen, so konnte er gewiß sein, daß die Spartaner Kenntniß davon erlangten. Auf der andern Seite erlaubte ihm aber die Verfassung nicht, ein solches Vorhaben ohne Zustimmung des Volkes ins Werk zu setzen. Doch Themistokles erfand ein Mittel, beiden gleich wichtigen Rücksichten zu genügen. Er erklärte dem Volke, daß er einen Plan habe, dessen Ausführung leicht und für die Stadt heilsam sei, daß er denselben aber aus gewichtigen Gründen dem Volke nicht mittheilen könne. Es möge daher zwei Männer wählen, zu denen es das meiste Vertrauen habe, und die Ausführung des Planes von der Zustimmung dieser beiden Männer abhängig machen. Das Volk erwählte Aristeides und Xanthippos, die beiden politischen Gegner des Themistokles, und war begierig, welchen Ausspruch dieselben fällen würden. Themistokles theilte ihnen seine Idee mit, und Beide erklärten dem Volke, daß sie derselben durchaus ihre Zustimmung ertheilen müßten. Dennoch war das für seine Freiheit besorgte Volk dadurch noch nicht beruhigt. Es verlangte zuvor noch die Mittheilung jenes Planes an den Rath, und erst als dieser sich ebenfalls einverstanden erklärte, gab das Volk dem Themistokles die zur Ausführung seines Vorhabens nöthige Vollmacht. Und siehe da, der Peiräeus stand fertig, noch ehe die Spartaner Zeit gehabt hatten, eine Verwahrung dagegen abzusenden.

Um aber auch für die Folge einer jeden Vernachlässigung der athenischen Seemacht vorzubeugen, bewog Themistokles das Volk noch außerdem zu dem Beschluß, jährlich eine bestimmte Anzahl neuer Schiffe zu bauen und auszurüsten. Der Beschluß wurde auch wirklich ausgeführt, und so sehen wir Athen sehr bald in einem Zustande, der es fähig machte, die Alleinherrschaft zur See nicht allein zu erringen, sondern auch zu behaupten.

Pausanias. Was aber diese Hegemonie Athens auf dem Meere noch schneller beförderte, als die Pläne des Themistokles es gekonnt hätten, war eine verrätherische Handlungsweise des Pausanias, durch welche derselbe das Ansehen Sparta's bei den Inselvölkern für immer vernichtete. Pausanias hatte nämlich den Oberbefehl über die griechische Flotte erhalten, welche bestimmt war, die Küsten von den Persern völlig zu säubern; Aristeides und der von uns schon genannte Kimon befehligten unter ihm die athenische Seemacht. Das Unternehmen gelang glücklich, und mit der Eroberung der thrakischen Stadt Byzanz waren die Perser von sämmtlichen Küsten vertrieben. Nun aber rief Pausanias plötzlich eine allgemeine Erbitterung der Flotte gegen sich auf. Dieser Mann hatte nämlich den schändlichen Plan gefaßt, sein Vaterland an Xerxes zu verrathen, um sich auf diese Weise zum persischen Satrapen zu machen.

Der Grund zu dem bis dahin in Sparta unerhörten Verrathe des Pausanias lag in dem Charakter, der den spartanischen Tugenden und Neigungen so sehr entgegen stand, daß man sich versucht fühlt, zu glauben, er war kein echter Sohn Lakedämons. Die einfache spartanische Lebensweise ekelte ihn an, und er sehnte sich nach den schwelgerischen Lebensgenüssen der persischen Großen. Die Beschränkung der Macht, welche sich die spartanischen Könige gefallen lassen mußten, empörte sein Herz; und lieber, als der freie Bürger eines freien Staates, wollte er als königlicher Satrap der Knecht eines Despoten sein, um wiederum der Despot von Knechten sein zu können!

Dem Perserkönige war in dieser Zeit der Noth ein solcher Antrag sehr willkommen, und er hatte nichts unterlassen, um bei den mit Pausanias angeknüpften Unterhandlungen den Neigungen dieses ausgearteten Spartaners zu schmeicheln. Pausanias, berauscht von dem Glücke, das er sich träumte, war zugleich so unklug, sich schon jetzt der ersehnten Lebensweise hinzugeben. Er verkehrte nicht nur offen mit den persischen Großen, er sandte nicht nur die byzantischen Gefangenen unentgeltlich an Xerxes zurück, sondern er begann auch bereits, den Despoten im Kleinen zu spielen, indem er sich von medischen und ägyptischen Trabanten begleiten ließ, seine Tafel und seine Kleidung nach persischer Sitte einrichtete und die griechischen Bundesgenossen mit tyrannischer Härte und Willkür behandelte.

Aber die freigesinnten, ehrliebenden Griechen waren kein Volk, das ein solches Gebahren geduldig ertrug; als nächste Folge dieses Auftretens des Pausanias geschah es, daß die peloponnesischen Schiffe ohne Weiteres nach Hause segelten, die athenische Flotte sich von Pausanias los sagte, die ionischen Griechen aber sich für immer unter Athens Schutz begaben, und vorläufig an Aristeides und Kimon den Oberbefehl übertrugen. Dadurch war Athen mit einem Male in den Besitz der Hegemonie zur See gelangt (477 v. Chr.) und das spartanische Ansehen dergestalt gesunken, daß Sparta nicht den kleinsten Versuch wagte, seiner Nebenbuhlerin die Oberherrschaft auf dem Meere streitig zu machen.

Aber der Mann, der durch seine Verrätherei die Ehre des spartanischen Namens befleckt hatte, sollte der verdienten Strafe nicht entgehen. Pausanias wurde nach Sparta berufen, um Rechenschaft abzulegen über seinen Vaterlandsverrath; denn weder seine Würde als königlicher Vormund, noch seine Abkunft konnten ihn schützen vor dem strengen Gesetze der Republik. Anfänglich (im Jahre 470) gelang es dem Angeschuldigten, durch sein Geld und wegen Mangels an ausreichenden Beweisen, sich von der Hauptanklage zu befreien: denn die Aussagen einiger Heloten, daß ihnen Pausanias die Freiheit und das Bürgerrecht zugesichert habe, falls sie ihm bei Ausführung seiner Pläne förderlich sein würden, konnten doch nicht für ausreichend gelten, um den Beweis hochverrätherischer Handlungsweise wider einen Mann aus königlichem Geschlechte zu führen. Als Pausanias später (467) jedoch seine landesverrätherischen Unterhandlungen von Neuem aufnahm, indem er sich sogar von Sparta aus mit Artabazos in einen heimlichen Briefwechsel einließ, da wurde das Verbrechen enthüllt.

Bei seinen Unterhandlungen mit Artabazos hatte zwar Pausanias alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt, um sich vor Entdeckung zu sichern. Unter Anderem hatte er mit dem persischen Satrapen die Abrede getroffen, daß dieser jeden Ueberbringer eines Briefes von ihm sogleich tödten lassen solle. Dies war geschehen. Als aber Pausanias einst wieder einen Heloten mit einem Briefe an Artabazos absenden wollte, schöpfte der Bote aus dem Umstande, daß keiner seiner Vorgänger wieder zurückgekehrt war, Verdacht, und erbrach den Brief. Am Schlusse desselben stand die gewöhnliche Aufforderung, den Ueberbringer tödten zu lassen. Dies bestimmte den Heloten, den ihm anvertrauten Brief den Ephoren auszuliefern, und diese würden den Pausanias ohne Weiteres zur Untersuchung gezogen haben, wenn das Lykurgische Gesetz das Zeugniß eines Sklaven gegen einen Freien nicht verworfen hätte. Man mußte einen solchen Vermittler umgehen und beschloß, den Uebelthäter durch List zu überführen.

Der Helote erhielt die Weisung, sich in ein Asyl zu flüchten, und man sorgte, daß Pausanias Nachricht davon bekam. Dieser eilte nun sogleich in das Heiligthum, um seinen Boten wegen des erbrochenen Briefes zur Rede zu stellen. Hierbei kam der ganze Plan des Pausanias zur Sprache, und da die Verhandlung von einigen in der Nähe versteckten Ephoren belauscht worden war, so hatte man genügende Beweise in den Händen, um den Verräther anzuklagen und zu verurtheilen.

Als sich Pausanias, um dem Richtschwerte zu entgehen, in den Tempel der Athene geflüchtet hatte, war man zweifelhaft, was man thun solle. Da gab die Mutter des Verbrechers, eine echte Spartanerin, dem Volke das Mittel an die Hand, ihren entarteten Sohn zu verderben. Sie erschien vor der Thür des Tempels und legte schweigend einen Ziegelstein hin. Das Volk verstand den Wink und vermauerte den Ausgang des Tempels, so daß Pausanias elend verhungern mußte.

Erst als er so entkräftet war, daß er an keine Flucht mehr denken konnte, trug man ihn aus dem Tempel heraus, um diesen nicht durch eine Leiche entweihen zu lassen; und kaum befand er sich außerhalb seines Asyls, als er den Geist aufgab (469 v. Chr.).

Ein ähnliches Schicksal wie Pausanias, wenn auch ein weniger tragisches Ende, hatte Themistokles, mit dem Unterschiede, daß dem Letzteren nicht eine wirkliche Schuld, sondern nur seine hervorragenden Verdienste zur Last fielen, die das für seine Freiheit besorgte Volk mißtrauisch und ungerecht stimmten. Als nun auf den Antrag des Aristeides die Solonische Verfassung dadurch abgeändert wurde, daß man auch den Thetes mit den übrigen Klassen gleiche Rechte an der Verwaltung der Staatsämter einräumte, und auf diese Weise Athen zur reinen Demokratie wandelte, da wuchs der Freiheitsinn des Volkes so sehr, daß ihm der einflußreiche Themistokles als ein wirklicher Feind der Freiheit erscheinen mußte. Und gegen dergleichen Feinde hatte man in dem Ostrakismos die geeignetste Waffe. Themistokles wurde durch das Scherbengericht auf zehn Jahre von Athen verbannt; er nahm seinen Wohnsitz in Argos.

Doch hierhin verfolgte ihn jetzt der Haß der Spartaner, die es ihm nicht vergessen konnten, daß er ihnen einst die Hegemonie geraubt, und vor Begierde brannten, auch auf Athen einen solchen Schimpf zu werfen, wie ihn Sparta durch den Verrath des Pausanias erlitten hatte. Sie verwickelten also den Themistokles in die Umtriebe dieses Verräthers, indem sie behaupteten, der Erstere habe mit dem Letzteren gemeinschaftliche Sache gemacht. Dadurch veranlaßten sie die Athener, den Themistokles zur Untersuchung zu ziehen. Dieser mochte fürchten, daß der Einfluß seiner Feinde über die Gerechtigkeit den Sieg davon tragen könne; genug, er floh, zuerst an den Hof des Admetos, Königs der Molosser, eines Volkes in Epeiros, hierauf nach Susa, wo er von Xerxes gastfreundlich aufgenommen wurde und sein Leben beschloß. Themistokles ist ein in jeder Hinsicht so merkwürdiger und verdienstvoller Mann, daß wir es uns nicht versagen können, seinen letzten Schicksalen eine ausführlichere Darstellung zu widmen:

Obgleich der König Admetos alle Ursache hatte, dem Themistokles zu zürnen, weil dieser einst die Veranlassung gewesen war, daß ein Gesuch des Königs bei den Athenern zurückgewiesen worden, so baute doch Themistokles auf den Edelmuth des molossischen Herrschers so fest, daß er zu ihm flüchtete, um seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Admetos befand sich nicht zu Hause, als Themistokles am Hofe desselben ankam. Die Gattin des Königs aber nahm ihn einstweilen auf und gab ihm den Rath, bei der Zurückkunft des Admetos eines ihrer Kinder auf den Arm zu nehmen, sich mit demselben am Hausaltare niederzulassen, und so den König um seinen Schutz anzuflehen; denn diese Art der Bitte galt bei den Molossern für so dringend, daß das Abschlagen derselben fast nie zu befürchten war.

Themistokles befolgte diesen Rath und erlangte denn auch von dem Könige die Zusicherung der Aufnahme, des Schutzes und der Gastfreundschaft.

Admetos hielt sein Versprechen. Alle Aufforderungen der Spartaner und Athener, den Themistokles auszuliefern, wies er entschieden ab; und erst, als sein Gastfreund selbst den Entschluß faßte, nach Susa zu reisen, um sich den Schutz des Perserkönigs zu erbitten, entließ er ihn. Die Reise nach Persien war ein Wagniß, das dem Flüchtigen das Leben kosten konnte; denn Xerxes hatte einen Preis von 200 Talenten (825,000 Mark) auf den Kopf des Themistokles gesetzt. Aber ein diesem befreundeter Aeolier fand Mittel, den Flüchtling sicher nach Susa zu schaffen. Themistokles wurde in einen dicht verschlossenen Wagen gesetzt und für eine Griechin ausgegeben, die für den Harem des Königs bestimmt sei. Auf diese Weise kam er nach Susa, ohne daß sein Name genannt wurde. Da trat er vor den Perserkönig Artaxerxes, welcher kurz zuvor (465 v. Chr.) seinem Vater Xerxes auf den Thron gefolgt war, mit der Bitte um Aufnahme und Schutz. Artaxerxes war, wie man leicht begreift, außer sich vor Freuden, seinen gefährlichsten Feind in seiner Macht zu haben, und mehrmals soll er Nachts im Schlafe ausgerufen haben: „Ich habe den Themistokles von Athen!“ — Doch sei es, daß Themistokles seine scheinbaren Verdienste um die Perser mit Erfolg geltend machte, sei es, daß Artaxerxes sich von einem ihn oft beschleichenden Gefühle der Gutmüthigkeit leiten ließ; genug, Themistokles fand am Hofe von Susa nicht allein Schutz, sondern es wurden ihm auch die Einkünfte dreier Städte (Magnesia, Lampsakos und Myus) zum Lebensunterhalte angewiesen, indem Artaxerxes großherzig erklärte, er sei dem Themistokles 200 Talente schuldig, da dieser sich selbst gestellt habe.

So lebte denn der Sieger von Salamis in Persien ein wahrhaft fürstliches Leben. Aber niemals hat ihn der Gedanke beschlichen, sich an seinem Vaterlande zu rächen; ja sein Tod selbst wurde ein Zeugniß für ihn, daß er Athen unausgesetzt liebte. Denn als er nach Unterdrückung des ägyptischen Aufstandes von Artaxerxes aufgefordert wurde, mit einem Heere gegen Griechenland zu ziehen, soll er, wie man allgemein erzählte, sich selbst durch Stierblut, das er nach einem Opfermahle absichtlich trank, vergiftet haben, um nicht gezwungen zu sein, gegen sein Vaterland zu kämpfen.

Bald nach der Verbannung des Themistokles verlor Athen auch den würdigen Aristeides, welcher noch vor seinem Tode dem Bunde der Inselgriechen dadurch eine festere Grundlage gegeben hatte, daß er die Insel Delos zum Sitze einer Art Bundestagsversammlung machte; durch diese sollten unter dem Vorsitze Athens alle Angelegenheiten der Verbündeten berathen und zugleich die aus den jährlichen Beiträgen derselben gebildete Bundeskasse, zu deren Verwalter man Aristeides erwählte, aufbewahrt werden.

In diesem (schon um 476 angestrebten) Bunde von Delos, welchem nach und nach außer den ionischen Küstenstädten und Inseln (wie Samos, Milet, Chios, Byzanz) auch äolische, dorische und andere griechische Inselstädte (z. B. Lesbos, Tenedos, Rhodos) beitraten, zeigt sich das erste Beispiel einer freien staatlichen Vereinigung, deren Mitglieder im Ganzen gleichberechtigt und deren gemeinsame Angelegenheiten unter Leitung einer Präsidial- oder Vormacht standen. Letztere war hier Athen und gemeinsamer Zweck des Bundes zunächst die Sicherstellung des freien Verkehrs, insbesondere durch Säuberung des ägäischen Meeres von persischen und Piratenschiffen. Die hierzu erforderlichen Beiträge an Geld, Schiffen und Mannschaften festzusetzen und gerecht zu vertheilen, sowie die Verwaltung der Bundeskasse zu überwachen, war die dem Aristeides anvertraute Aufgabe.

Wie gewissenhaft nun Aristeides diesem großen Vertrauen entsprach, und wie sehr er den Ruf der Redlichkeit, den er sich erworben, durch sein ganzes Leben bethätigte, das ergiebt sich aus dem Umstande, daß er in Armuth, ja selbst in Dürftigkeit starb; denn sein Nachlaß genügte nicht einmal, um die Kosten seines Begräbnisses zu decken. Die Republik aber übernahm mit Freuden die Pflicht, für seine Bestattung zu sorgen; ja sie erklärte sich bereit, für seine hinterlassenen Kinder auf Staatskosten zu sorgen. So war denn das marmorne Denkmal, das jenem würdigsten Bürger der Republik in einem der Häfen Athens errichtet wurde, nicht der einzige Beweis von der Dankbarkeit des Volkes.

Kimon. Themiſtokles war verbannt, Ariſteides todt; aber die Republik war nicht verwaiſt. Denn in Kimon, dem Sohne des Miltiades, ging ihr ein neuer Stern des Ruhmes und des Glückes auf. Kimon feſſelte Alles um ſich her durch verſchwenderiſche und prunkende Freigebigkeit, wobei ihm ſein bedeutendes erheirathetes Vermögen die trefflichſten Dienſte leiſtete. Auf allen ſeinen Wegen begleiteten ihn Sklaven mit großen Geldbeuteln, aus denen er jede Bitte eines Hülfsbedürftigen auf der Stelle und ſo reichlich wie möglich befriedigte. Ja, wenn er einen armen Bürger ſah, dem es an einem Oberkleide gebrach, ſo mußte ſich einer ſeiner Begleiter auf offener Straße des ſeinigen entledigen, um es dem Bedürftigen zu ſchenken. Für jeden Bürger ſeines Stammes hielt er täglich offene Tafel; und ſeine großen Gärten wurden von ihren Umzäunungen befreit, damit Jeder im Stande ſei, von den Früchten derſelben nach Belieben zu genießen.

Dieſe Handlungsweiſe, ſo unlauter ſie im Grunde auch war, verfehlte ihren Zweck nicht. Kimon wurde wegen ſeiner Freigebigkeit allgemein beliebt, und da er hierdurch Gelegenheit fand, ſeine politiſchen Talente zu zeigen, auch bald als Staatsmann verehrt. Schon bei Lebzeiten des Ariſteides hatte der talentvolle Mann ſich ſo ſehr in die Gunſt des Volkes zu ſetzen gewußt, daß er die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit Ariſteides theilte, ohne daß er demſelben indeß feindlich gegenüber trat; denn obgleich Kimon's politiſche Anſichten, die einen entſchieden ariſtokratiſchen Charakter trugen, von denen des Ariſteides durchaus verſchieden waren, ſo dachten beide Männer doch vernünftig genug, um einzuſehen, daß Parteiſtreit ihr Vaterland von dem gemeinſamen Ziele nur entfernen würde. Sie befehdeten ſich alſo nicht, ſie unterſtützten ſich vielmehr gegenſeitig. Aber als nach dem Tode des Ariſteides Kimon das Ruder des Staates allein in den Händen behielt, da machte er ſeine politiſchen Grundſätze geltend, und ſo geſchah es, daß das von Ariſteides eingeführte rein demokratiſche Element dem ariſtokratiſchen für einige Zeit wich; ja es würde vielleicht vernichtet worden ſein, wenn es nicht endlich eine mächtige Stütze gefunden hätte in einem Manne, der alle ſeine Vorgänger auf dem politiſchen Schauplatze Athens an Geiſt, Talent und Energie überragte, und Griechenlands erſter Staatsmann wurde und blieb.

Kimon von Athen.

Perikles, das glänzendſte Geſtirn der griechiſchen Glanzperiode, war Sohn des Xanthippos. Er beſaß hinlänglichen Reichthum, um ſich in die Volksgunſt einzuſchmeicheln; allein er ſcheint dies Mittel nicht, wie er es gekonnt hätte, angewandt zu haben, zumal er ohnehin ſchon die Aufmerkſamkeit der Menge durch die Macht ſeines überlegenen Geiſtes und durch großartige Charakterzüge auf ſich lenkte.

Xanthippos hatte eine Nichte des Kleiſthenes, Namens Agariſte, geheirathet. Dieſer träumte einſt, daß ſie einen Löwen gebären würde, und einige Tage darauf brachte ſie den Perikles zur Welt. Der Knabe war im Ganzen wohlgeſtaltet; allein er hatte einen Kopf von ſo auffallend länglicher Form, daß ihn die griechiſchen Satyriker ſpottweiſe Meerzwiebelkopf nannten, wenn ſie auch ſpäter erkennen ſollten, welcher gewaltige Geiſt in dieſem Kopfe wohnte.

Das öffentliche Auftreten des Mannes war beſcheiden und zurückhaltend. Er ſcheint ſich Anfangs von politiſcher Thätigkeit aus Furcht vor dem Scherbengericht gänzlich fern gehalten und ſeinen Lebensgenuß in dem Umgange mit Männern von Gelehrſamkeit und

künstlerischem Talent gesucht zu haben; denn wir finden unter seinen näheren Freunden in Anaxagoras, Damon und Pheidias Namen, die den ersten Genien griechischer Wissenschaft und Kunst angehören.

Der Umgang mit diesen Männern scheint viel dazu beigetragen zu haben, den Perikles für seine große Laufbahn vorzubereiten. Von Anaxagoras und Damon ist dies unbedingt zu behaupten, denn die Philosophie des Ersteren lehrte ihn die schwierigste aller Tugenden eines Staatsmannes, die Beherrschung der Leidenschaften; und die Redekunst des Damon legte in Perikles den Grund zu jener hinreißenden, Alles beherrschenden Beredsamkeit, die ihm bei dem Volke den Beinamen „der Olympische" verschaffte, und die ihm in der Geschichte den höchsten Platz unter den Rednern des Alterthums errang.

Die erste politische Thätigkeit entwickelte Perikles zu einer Zeit, wo Kimon, der fast jedes Jahr zum Oberanführer (Strategen) im Kriege gegen Persien erwählt wurde, von Athen abwesend war; und wir werden hier sehen, wie Perikles nach und nach eine demokratische Partei der Kimonischen Aristokratie gegenüber stellt und zum Kampfe rüstet. Vorher aber müssen wir auf Kimon zurückkommen, um dessen Thaten als Feldherr kennen zu lernen, Thaten, die ihm mehr als seine Staatsverwaltung einen Platz unter den großen Männern Griechenlands gesichert haben; denn Kimon wirkte im Felde mehr, als in der Volksversammlung. Er war zwar auch ein tüchtiger Staatsmann, aber als Feldherr unübertrefflich.

Der Krieg zwischen Persien hatte nämlich noch immer fort gedauert, wenigstens war er nicht ausdrücklich durch einen Frieden beendigt worden; nach der Schlacht bei Mykale wurde er mit einer solchen Lauheit geführt, daß man ihn als einen bewaffneten Frieden betrachten konnte. Erst Kimon beschloß, diesem Zustande ein Ende zu machen, und den Krieg gegen Persien mit vollster Kraft zum Abschluß zu bringen.

Er begann die Reihe seiner Kriegsthaten mit der völligen Säuberung der thrakischen Küsten, wo sich einzelne persische Kriegshaufen noch immer festsetzten. Vorerst eroberte er nach einer heftigen Gegenwehr die von den Persern hartnäckig behauptete Stadt Eion, nachdem dieselbe von den verzweifelnden Belagerten in Brand gesteckt worden war. Eine zweite fast eben so wichtige Kriegsthat war die Eroberung der Insel Skyros, von wo er die vermeintlichen Ueberreste des Theseus nach Athen brachte, und die Zerstörung des dortigen Seeräubernestes. Doch auch gegen freie Griechen hatte Kimon manchmal die athenischen Waffen ins Feld zu führen. Die Bewohner der Insel Naxos waren nämlich vom Bunde abgefallen, und Kimon beschloß, sie für diesen Treubruch empfindlich zu strafen. Er eroberte später (466 v. Chr.) die Insel und erklärte die Bewohner derselben ihres Bundesgenossenrechts für verlustig, indem er sie zu Unterthanen Athens machte.

Was aber für die Herrschaft Athens wichtiger wurde als alle diese früheren und späteren Kriegsthaten, das war eine durch Kimon herbeigeführte Uebereinkunft der Bundesgenossen, zufolge deren diese auf der Bundesversammlung zu Delos den Entschluß faßten, den Krieg gegen Persien zwar fortzusetzen, allein ohne die direkte Mitwirkung der Inselgriechen, deren Handel und Gewerbe durch den endlosen Krieg völlig in Stockung geriethen. Statt der bisher gestellten Kriegsschiffe wollten sie an Athen jährlich eine bestimmte Summe Geldes zahlen; die Athener sollten dafür Schiffe bauen und ausrüsten und den Krieg auf ihre eigene Gefahr führen. Letzterer wurde aber dadurch auch zugleich für den eigenen Ruhm der Athener geführt, und so war es denn jener Beschluß, welcher Athens Herrschaft zur See vollendete.

Nunmehr dachte Kimon daran, auch die kleinasiatischen Küsten von den Persern zu reinigen. Diese hatten an der Mündung des Flusses Eurymedon im südlichen Kleinasien eine Flotte stehen, während zugleich auf dem Ufer ein beträchtliches Landheer sein Lager aufgeschlagen hatte. Kimon faßte in solcher Lage den kühnen Entschluß, die feindliche Land- und Seemacht mit einem Schlage zu vernichten.

Doppelschlacht am Eurymedon (469 v. Chr.). Zuerst griff Kimon die persische Flotte an, welche von der athenischen nach einem kurzen Kampfe völlig geschlagen wurde, und der Tag war noch nicht zu Ende, als die letzten noch übrigen Schiffe der Perser die Flucht ergriffen. Da, im Angesichte des Landheeres, ließ Kimon seine noch vom Siege berauschten Athener landen und die persischen Heerhaufen angreifen. Diese setzten sich zwar mit großer Hartnäckigkeit zur Wehre; aber dem ungestümen Andringen der griechischen Helden mußten sie weichen; und nachdem sie einen nicht unbedeutenden Verlust an Mannschaft erlitten, wandten sie sich mit Zurücklassung einer unermeßlichen Beute an Schätzen aller Art zur Flucht. So erlebte Athen das in der Kriegsgeschichte seltene Ereigniß, daß ein Feldherr mit ein und demselben Heere zwei Schlachten gewann, und Flotte und Landheer des Feindes an einem Tage vernichtete!

Die Folge dieses Sieges war eine abermalige Waffenruhe, indem die Perser alle Plätze vermieden, auf denen sie mit Griechen in Kampf gerathen konnten. Kimon segelte nach Hause, in dem Bewußtsein, durch den glorreichen Sieg am Eurymedon auf den Gipfelpunkt seines Ruhmes und Ansehens gelangt zu sein. Dies Ansehen benutzte er denn auch sofort, um Athen noch unbezwinglicher zu machen, als es ohnehin schon war. Er hob nicht allein den Einfluß seiner, der aristokratischen Partei auf den höchsten Gipfel, sondern suchte auch den Zustand Athens im Aeußern zu befestigen; denn sein Vorschlag war es, auf welchen der Bau der sogenannten langen Mauern begann, durch die der Peiräeus mit Athen zu einem einzigen Festungswerke verbunden wurde, ein Unternehmen, das schon Themistokles angeregt, aber nicht zur Vollendung gebracht hatte. Auch für die Verschönerung der Stadt trug Kimon Sorge; er war der Erste, welcher in Athen eine Stoa anlegte, d. i. einen Säulengang, durch den man bei Verhandlungen im Freien gegen Sonnenhitze und Regen gleich geschützt wird. Eine andere Anlage des Kimon war der Spaziergang, welcher den Namen Akademie führte und nachmals durch Platon und seine Schüler weltberühmt wurde, wie wir noch später sehen werden.

Bald aber ward Kimon zu neuen Kriegsthaten abberufen, da die Kunde einlief, daß die griechische Insel Thasos sich von dem Bunde losgesagt habe. Kimon erhielt den Auftrag, diesen Treubruch zu ahnden. Er segelte mit einer Flotte nach Thasos ab und belagerte die gleichnamige Hauptstadt der Insel. Aber die Bewohner wehrten sich so tapfer, daß es den Athenern erst nach einer dreijährigen Belagerung (463 v. Chr.) gelang, die Stadt einzunehmen, die nun mit Naxos (der 466 unterworfenen Insel) ein gleiches Schicksal hatte. Auch mußten die Thasier ihre Kriegsschiffe ausliefern und ihre Festungswerke schleifen.

Während dieser dreijährigen Abwesenheit des Kimon von Athen war es, wo Perikles sich an die Spitze der demokratischen Partei stellte. Er hatte es verstanden, sich bei seinem ersten politischen Auftreten mit einer Art Nimbus zu umhüllen, welcher allerdings im Stande war, sein Streben nach Einfluß aufs Kräftigste zu unterstützen. Sei es aus Grundsatz, sei es aus Klugheit, stets beobachtete er bei unwichtigeren Verhandlungen der Volksversammlung ein tiefes, ernstes und also auffallendes Schweigen. Nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten erhob er sich, und von seinen Lippen strömten alsdann die donnergleichen Worte und die blitzähnlichen Gedanken, die ihm, wie schon erwähnt, den Beinamen des Olympiers verschafften. Im Uebrigen suchte er durch die Vermittelung seiner zahlreichen Freunde zu wirken, unter denen besonders ein gewisser Ephialtes genannt wird.

Als Kimon zurückkehrte, sah er mit Schrecken, daß ein großer Theil seines Einflusses in die Hände des Perikles übergegangen war. Was diesen Nebenbuhler noch furchtbarer machte, war ein politischer Sieg, den derselbe über die Aristokratie gewonnen. Er hatte nämlich einen Volksbeschluß durchgesetzt, welcher dem aristokratischen Areiopagos den größten Theil der ihm von Solon eingeräumten Macht nahm und nur noch die Funktionen eines obersten Gerichtshofes ließ.

Der Einfluß des Kimon wankte, es bedurfte nur eines äußeren Ereignisses, um die Stimmung des Volkes gegen ihn zu allgemeinem Ausdruck gelangen zu lassen, und Kimon stürzte von seiner Höhe, seinen Platz für immer dem größeren Talente eines Perikles überlassend. Jenes Ereigniß trat denn auch nur zu bald ein infolge einer Begebenheit auf dem Peloponnes, die wir nun ins Auge fassen wollen.

Der dritte Messenische Krieg (464—454 v. Chr.) trägt seinen Namen, weil er durch eine Empörung der messenischen Heloten veranlaßt worden war. Sparta war um 465 v. Chr. von einem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht worden, das den größten Theil der Stadt zerstörte, und wobei Tausende von Menschen ums Leben kamen. Den Zustand der Verwüstung nahmen die zahllosen Heloten, größtentheils Abkömmlinge der alten Messenier, wahr, um das ihnen aufgedrungene Joch der Knechtschaft abzuwerfen. Sie versammelten sich eilig, bewaffneten sich und waren schon im Begriff, die halb zerstörte Stadt in Besitz zu nehmen, als die Geistesgegenwart des spartanischen Königs Archidamos II. die Gefahr abwandte. Dieser ließ bei der ersten Nachricht von dem Aufstande seine Mitbürger durch die Schlachttrompete in die Waffen rufen, und der den Spartanern angeborne Soldatengeist gehorchte diesem Rufe so schnell, daß die anrückenden Heloten auf dem Markte der Stadt eine vollständige Schlachtordnung zu ihrem Empfange bereit fanden. Mit dieser sich in einen Kampf enzulassen, fanden die Messenier zu bedenklich. Sie zogen sich deshalb aus der Stadt zurück aufs Land, erließen hier an ihre Knechtschaftsgenossen einen Aufruf zur allgemeinen Empörung, nahmen die messenische Bergfeste Ithome in Besitz, welche sie aufs Neue befestigten, und faßten den Entschluß, hier ihre Freiheit gegen die Spartaner zu vertheidigen. Letztere, noch immer ungeübt in dem Angriff fester Plätze, entschlossen sich endlich, die belagerungskundigen Athener um Hülfe zu bitten.

In Athen waren die beiden Parteien des Perikles und des Kimon über den auf dies Gesuch zu fassenden Entschluß ganz verschiedener Meinung. Die Demokraten, über das Geschick, von dem die Spartaner betroffen worden, insgeheim erfreut, verweigerten jede Hülfe. Wie alle Aristokraten war auch Kimon ein großer Freund der Spartaner, besonders wegen ihrer Verfassungseinrichtungen, die dem aristokratischen Sinne mehr entsprachen, als die rein demokratischen der Athener. Von welcher schwärmerischen Art aber die Verehrung Kimon's für die Spartaner war, ergiebt sich aus dem Umstande, daß er seinem einzigen Sohne den Namen Lakedämonios gegeben hatte, und daß er sich bei Beurtheilung einer jeden Handlung die Frage vorlegte: Wie würde ein Spartaner in diesem Falle gehandelt haben? Indem er seine Ansicht in der Volksversammlung verfocht, erklärte er, man dürfe Sparta nicht untergehen lassen; denn dies hieße Griechenland eines seiner Füße berauben und hinkend machen.

Die Aristokraten stimmten mit Kimon für die Absendung eines bedeutenden Hülfsheeres. Entweder war der Einfluß des Kimon noch bedeutend genug, um seinen Antrag durchzusetzen, oder Perikles gab absichtlich nach in der Hoffnung, durch das Unternehmen eine Waffe gegen diesen in die Hände zu bekommen; genug, die Bitte der Spartaner wurde gewährt, und Kimon selbst erhielt den Oberbefehl über das Heer, welches nach dem Peloponnes abmarschirte.

Aber trotz dieser Hülfsmacht gelang es den Spartanern nicht sogleich, die für ihre Freiheit kämpfenden Messenier zu besiegen. Ithome konnte trotz aller Kunst der atheniſchen Truppen nicht eingenommen werden. Die Spartaner setzten in die Aufrichtigkeit ihrer alten Nebenbuhler Mißtrauen und schoben die Schuld der mißlingenden Angriffe auf den bösen Willen der Athener; kurz das Bündniß der beiden Mächte endete damit, daß die Spartaner das atheniſche Hülfsheer nach Hause schickten unter dem Vorgeben, sie bedürften des Beistandes der Athener nicht mehr.

Diese Beleidigung brachte bei dem atheniſchen Volke den alten Haß gegen Sparta auf den höchsten Gipfel. Zugleich traf der Unwille des Volkes auch Denjenigen, den man

als die erste Veranlassung zu jener Schmach für Athen betrachtete, nämlich Kimon; denn er war es, dessen Einfluß den Feldzug herbeigeführt hatte. Dadurch wurde Kimon's Ansehen und Macht so erschüttert, daß die demokratische Partei seine Verbannung durchsetzen konnte. Er wurde durch den Ostrakismos aus Athen verwiesen (461 v. Chr.) und es begann die glanzvolle Regierungszeit des Perikles.

Das Zeitalter des Perikles (460—429 v. Chr.) umfaßt etwa dreißig Jahre, während deren dieser erste aller griechischen Staatsmänner das Ruder des athenischen Staates lenkte. Athen stand in dieser Zeit nicht nur auf dem höchsten Gipfel seines politischen Einflusses, sondern es drängt sich auch fast Alles, was griechische Kunst und Wissenschaft Ausgezeichnetes aufzuweisen hat, in diese Periode zusammen, woran Perikles offenbar nicht geringen Antheil hatte.

Perikles.

Es scheint hier eine Betrachtung nöthig über die Art, wie der athenische Staat durch seine hervorragenden Staatsmänner geleitet wurde, welcher Art also die Macht war, die ein Themistokles, ein Aristeides, ein Kimon und ein Perikles ausübten.

Man würde sehr irren, wenn man das Regieren dieser Männer mit dem der heutigen Ministerfürsten, oder auch mit dem der Präsidenten heutiger Republiken vergleichen wollte; denn jene Staatsmänner bekleideten selten ein eigentliches Regierungsamt. Ihr ganzes Wirken beschränkte sich auf den Einfluß, den ihr Geist und ihr Talent ihnen über die Volksversammlung einräumten, so daß sie diese oft ganz nach ihrem Willen lenken konnten. Da nun die Volksversammlung als eigentlicher Regent des Staates galt, so ergiebt sich hieraus die Art, wie jene Staatsmänner die Regierung leiteten. Ihr Scepter war ein rein geistiges, denn sie beherrschten den Staat nur durch ihren Geist, sie waren im eigentlichen Sinne des Wortes Demagogen!

Perikles, obgleich mit Feldherrntalent ausgerüstet, liebte den Frieden und verabscheute den Krieg; denn sein Herz mochte es nicht dulden, daß Menschen, als deren Lebenszweck er den Genuß der edelsten Freuden des Geistes und des Herzens betrachtete, oft um der jämmerlichsten Gründe willen sich gegenseitig zerfleischten.

Er stellte es sich demzufolge zur Aufgabe, die Künste des Friedens auf alle Weise zu fördern, und sein einziger Ehrgeiz bestand darin, Athen zu dem glücklichsten und blühendsten Staate zu machen. Aber nie hat Perikles für diesen schönen Zweck unedle Mittel angewandt, und noch weniger hat er seinen Einfluß zur Befriedigung seines Eigennutzes aufgeboten. Feinde der Demokratie machten diesem großen Manne häufig den Vorwurf, daß er die Volksherrschaft auf eine zu gefährliche Stufe der Vollkommenheit erhoben und dadurch den Grund gelegt habe zu der späteren Pöbelherrschaft, welche Athen in Verwirrung stürzte; allein sie vergessen hierbei, daß er dadurch gegen die noch unnatürlichere Tyrannei des Einzelnen einen Damm aufrichten wollte.

So lange Perikles lebte, empfand Athen nur den Segen der Volksherrschaft. Sein erhabener Geist hatte das Volk so durchdrungen, daß es nur seinen Willen vollführte,

wenn es am selbständigsten zu handeln gedachte. Alle Maßregeln des Perikles waren auf den Ruhm und das Wohl Athens und mittelbar des ganzen Griechenlands gerichtet; nie hatte er seinen persönlichen Vortheil im Auge; und das gerade ist es, was seine Staatsleitung, die er ausübte, ohne jemals irgend ein Regierungsamt zu bekleiden, so außerordentlich hochstellt.

Aber wie sehr auch Perikles das Volk zu einem fast unumschränkten Herrscher, zu einem Souverän im wahren Sinne des Wortes gemacht hatte, niemals hat er dasselbe durch Schmeichelei zu bestechen gesucht; oft hat er dem Volke — wenn es sich dem Leichtsinne und Uebermuthe ergab — mit Ernst und Würde seine Thorheit vorgehalten, und unbekümmert um Lob oder Tadel, Liebe oder Haß, Gunst oder Ungunst, verließ Perikles nie die Bahn seiner Ueberzeugung und seiner Vaterlandsliebe. Er war nicht nur der größte, er war auch der würdigste Demagoge, den die Weltgeschichte kennt!

Da wir in der Kulturgeschichte auf diese Erscheinung wieder zurückkommen werden, so wollen wir uns hier einzig und allein auf eine kurze Darstellung der politischen Ereignisse beschränken, welche die erste Zeit der Staatsleitung des Perikles trübten. Wir sagen ausdrücklich trübten; denn wenn diese Ereignisse auch geeignet waren, Athens Uebergewicht im glänzendsten Lichte zu zeigen, so säeten sie doch zugleich den Samen der Zwietracht zwischen den beiden größten griechischen Staaten so dicht, daß sie als das Vorspiel zu den großen Bürgerkriegen zu betrachten sind, welche Griechenland später zerfleischten und die Hauptursache wurden, daß das heldenmüthige, freiheitliebende und ruhmgekrönte Volk der Griechen seinen Untergang fand.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Hülfsheeres aus dem Peloponnes hatte Athen den noch von den Perserkriegen her bestehenden Bund mit Sparta für aufgelöst erklärt, und dagegen eine Verbindung mit Argos, dem Erbfeinde der Spartaner, geschlossen. Zu gleicher Zeit verließ Megara, welches mit Korinth in einem Grenzstreit begriffen war, den Bund mit Sparta und ging zu Athen über, um sich die Hülfe dieses jetzt übermächtigen Staates zu sichern. Darüber brachen Zwistigkeiten zwischen Athen und Korinth aus, die an sich unwichtig sind, aber dazu dienten, die Erbitterung anzufachen, welche später den Peloponnesischen Krieg herbeiführte.

Wahrscheinlich wäre derselbe schon jetzt ausgebrochen, wenn nicht Sparta sowol wie Athen in anderweitige Kriegsunternehmungen verwickelt gewesen wäre. Sparta nämlich war der empörten Messenier noch immer nicht ganz Herr geworden, und erst nach zehnjähriger Dauer des Krieges sah es ein, daß es sich zu einem Friedensschlusse bequemen müsse (454 v. Chr.). Die Messenier erhielten die Freiheit, mußten sich aber verpflichten, den Peloponnes zu verlassen. Athen nahm diese Auswanderer mit Freuden auf, räumte ihnen den trefflichen Seehafen Naupaktos ein und hatte nie Ursache, diese Gastfreundschaft ernstlich zu bereuen.

Was auf der andern Seite Athen von einem Kriege mit Sparta abhielt, war der sogenannte Aegyptische Krieg (461—455 v. Chr.), an dem es den thätigsten Antheil nahm. Bald nach der Thronbesteigung des Artaxerres I. hatte sich nämlich Aegypten zu einem Aufstande gegen das persische Joch erhoben, und zwar unter der Leitung des libyschen Königs Inaros. Den Athenern erschien dieser Moment der geeignetste, um das Persische Reich, mit dem Griechenland noch immer auf Kriegsfuß stand, niederzuwerfen. Deshalb nahmen sie an dem ägyptischen Aufstande den thätigsten Antheil, indem sie den Inaros mit allen entbehrlichen Schiffen unterstützten. Wirklich gelang es auch den verbündeten Athenern und Aegyptern, die Perser zu schlagen; allein als Artaxerxes jetzt ein neues Heer aufbot, und die Athener sich zu gleicher Zeit in die korinthischen Streitigkeiten verwickelt sahen, da waren sie zu schwach, der noch immer kolossalen persischen Macht Widerstand zu leisten. Der ägyptische Aufstand wurde unterdrückt, und die Athener mußten sich nun zurückziehen, ohne jede Hoffnung, die erlittene

Niederlage zu rächen. Denn gleich darauf brach der erste kriegerische Zwist zwischen ihnen und den Spartanern aus (457—450 v. Chr.), ein Streit, den man füglich als die Einleitung zu dem großen peloponnesischen Bürgerkriege betrachten kann.

Die Veranlassung zu jenem Zwiste war ein Kampf zwischen Doris und Phokis. Die Spartaner hatten dem ersteren, ihnen stammverwandten Lande Hülfe geleistet, und dies veranlaßte die Athener, dem ihnen befreundeten Phokis beizustehen. Zwar waren die Phokier bezwungen worden; allein als die Spartaner nun in den Peloponnes zurückkehren wollten, fanden sie den Rückweg durch die Athener versperrt. Um einen offenen Kampf mit den gefürchteten Nebenbuhlern zu vermeiden, verweilten sie daher in Böotien, wo sie Theben bei dem Vorhaben unterstützten, die während der Perserkriege verlorene Herrschaft über die böotischen Städte wieder zu gewinnen, damit ihnen in Theben eine befreundete Macht erstünde.

Das Letztere durfte die athenische Politik um keinen Preis dulden, und deshalb rückten die Athener, von 1000 Argivern und einem Haufen thessalischer Reiter unterstützt, in Böotien ein, wo es (456 v. Chr.) bei Tanagra zur Schlacht kam. Die Athener erlitten hier eine so große Niederlage, daß sie vielleicht verloren gewesen wären, wenn die Spartaner sich nicht damit begnügt hätten, das megarische Gebiet zu verwüsten und darauf den jetzt geöffneten Rückweg nach dem Peloponnes einzuschlagen.

Die Niederlage bei Tanagra hatte den Einfluß des Perikles etwas geschwächt, und es wurden Stimmen laut, welche die Zurückberufung Kimon's verlangten, der bei der Schlacht von Tanagra einen schönen Beweis seiner Vaterlandsliebe gegeben hatte.

Wie einst Aristeides bei Salamis, so wollte nämlich auch Kimon bei Tanagra trotz seiner Verbannung an der Schlacht Theil nehmen. Er fand sich bei dem Heere ein, um mitzukämpfen; allein man war mißtrauisch gegen ihn wegen seiner spartanischen Gesinnung und verweigerte ihm die Theilnahme am Kampfe. Da, im Begriff, das Heer zu verlassen, beschwor er seine Freunde, welche gleichfalls der Spartanerfreundschaft verdächtig waren, sich tapfer zu halten und den ungerechten Argwohn durch die That zu widerlegen. Diese Mahnung verfehlte nicht ihre Wirkung; die Freunde Kimon's, hundert an der Zahl, kämpften mit solcher Todesverachtung, daß kein einziger von ihnen den Tag von Tanagra überlebte; und gewiß wären die Athener hier Sieger geblieben, wenn die Verrätherei der thessalischen Reiter nicht ihre Niederlage herbeigeführt hätte.

Perikles war klug oder gerecht genug, seinerseits die Zurückberufung Kimon's anzuregen, und so sehen wir denn diesen talentvollen Mann abermals an die Spitze der Staatsverwaltung treten und den Einfluß des Perikles theilen. Mit seiner Rückkehr wandte sich auch das Glück wieder auf die Seite der athenischen Waffen. Sie siegten in Böotien gegen Theben, im Peloponnes gegen die Spartaner, wobei Perikles schöne Proben seines Feldherrntalents ablegte; und endlich gelang es den Bemühungen Kimon's, den Krieg dadurch zu beenden, daß er (450 v. Chr.) einen fünfjährigen Waffenstillstand zwischen Sparta und Athen zu Stande brachte.

Es ist wahrscheinlich, daß Kimon diese Waffenruhe nur deshalb vermittelt hatte, um seine Angriffe gegen das Persische Reich, welchem er Verderben geschworen, mit ganzer Macht führen zu können; denn unmittelbar darauf stimmte er das Volk zu einem entscheidenden Kriegszuge gegen die Perser, welche jetzt wieder um so furchtbarer schienen, da sie den ägyptischen Aufstand gedämpft hatten. Ueber die Flotte, welche deshalb gegen Persien ausgerüstet wurde, erhielt Kimon selbst den Oberbefehl. Er segelte nach der Insel Kypros, um dieselbe zu erobern und dann von dort aus seine Operationen zu leiten. Wirklich gelang es ihm auch, die Perser in der Nähe jener Insel zu schlagen; aber noch ehe er die Eroberung von Kypros vollenden konnte, ereilte ihn der Tod (449 v. Chr.). Er starb nach Einigen an einer Krankheit, nach Anderen infolge einer gefährlichen Verwundung.

Was den Tod Kimon's noch denkwürdiger macht, als das Ableben eines großen Mannes an sich schon ist, war ein Friede zwischen Griechenland und Persien, der unmittelbar nach seinem Tode eintrat, und den man für ein Werk dieses diplomatischen Kopfes hielt, weshalb er auch gewöhnlich der Kimonische Friede genannt wird.

Der Kimonische Frieden. Die Folge desselben war die völlige **Freiheit und Unabhängigkeit der Jonier**, die Artaxerxes I. nunmehr anerkannte. Eine weitere die persische Macht beschränkende Bedingung des Friedens bestand darin, daß die Perser den ionischen Gewässern vom Meere kein Heer aufstellen, und daß sie kein Schiff in drei Tagereisen weit kreuzen lassen durften.

Situationsskizze zu nebenstehender Ansicht von Athen. (S. 499.)

A Theater. *B* Tempel des Poseidon (Neptun). *C* Festung Munychia, mit dem gleichnamigen, nur 50 Schiffe fassenden Hafen (der letztere vor der Agora des Peiräeus). *D* Bai von Phaleron. *E* die langen 27 Meter hohen von Quadern erbauten Mauern, welche seit 457 v. Chr. die Stadt Athen mit dem Peiräeus verbanden. *F* der Marktplatz (Agora) von der Hafenstadt Peiräeus. *G* die Stadt Peiräeus. *H* Hafen Peiräeus, mit Raum für 400 Schiffe, von Docks und Magazinen umgeben, Eingang durch Ketten gesperrt. *J* Tempel des Theseus. *K* der Berg Anchesmos mit der Pnyx (Lokal der Volksversammlungen). *L* die Akropolis oder Burg von Athen auf einem isolirten Kalkfelsen, mit dem Parthenon oder Tempel der Pallas Athene (Minerva), mit den Tempeln des Erechtheus und Kekrops, dem Pandrosion und der kolossalen, 24 Meter hohen ehernen Bildsäule der Pallas Athene (Athene Promachos). Den Aufstieg zur Burg bildeten die Propyläen. Alle diese Kunstbauten waren aus weißem Marmor aufgeführt. *M* Tempel des Jupiter Olympios. *N* der Hügel des Museum mit dem Monument des Philopappos. *O* der Berg Pentelikos, 1140 Meter hoch, aus dessen Marmorbrüchen die Stadt erbaut war; links im Hintergrunde der Parnaß, rechts nach dem Vordergrunde zu der Hymettos, 1050 Meter hoch, vor Alters und jetzt durch seinen Honig berühmt. *P* Fluß Kephissos. *Q* Nekropolis (der Begräbnißplatz). *R* die eigentliche Stadt Athen (Astu). Die heutige Stadt Athen liegt nordwärts hinter der Akropolis. *S* der Areiopagos oder Hügel des Ares. Unmittelbar vor demselben befand sich die Agora, d. h. der Marktplatz. *T* griechische Kriegsschiffe. *U* die Phalerischen Mauern (von Athen bis zur Bai von Phaleron).

Es muß merkwürdig erscheinen, daß der wichtige Krieg zwischen Persien und Griechenland, der so großartig begonnen hatte, und dessen Anfang durch die glorreichsten Kriegsthaten ausgezeichnet ist, welche die Geschichte kennt; daß dieser Krieg sich endlich — sozusagen — im Sande verliert, weshalb auch die Nachrichten über seine Beendigung nicht allein dunkel, sondern geradezu widersprechend sind. Der sogenannte Kimonische Friede wird nicht nur von verschiedenen Schriftstellern in verschiedene Zeiten verlegt, der Art, daß ihn einige nach dem Siege am Eurymedon, andere nach der Schlacht bei Tanagra eintreten lassen, sondern seine Existenz wird von mehreren Geschichtschreibern auch geradezu geleugnet, indem sie kühn behaupten, der Krieg zwischen Persien und Griechenland habe auch noch nach Kimon's Tode ununterbrochen fort gedauert. Wie dem nun sein mag, so viel ist gewiß, daß jener Krieg — wenn er noch fortdauerte — von Kimon's Tode an alle Wichtigkeit und allen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten gänzlich verloren hatte, und daß man daher ein Recht hat, ihn mit dem Jahre 449 v. Chr. als beendigt zu betrachten.

Digitized by Google

Jesus von Nazareth vor Pilatus

Nach Kimon's Tode stand Perikles wieder allein an der Spitze der atheniſchen Staatsverwaltung. Denn obſchon in Thukydides dem Aeltern, einem Schwager Kimon's, ein Mann auftrat, der die Grundſätze des Letztern weiterhin geltend machen und die ariſtokratiſche Partei in ihr früheres Anſehen ſetzen wollte, ſo ſtand dieſer Mann dem Perikles an Talent doch bedeutend nach; er mußte ſich bald für beſiegt erkennen, und ſah ſich endlich (444 v. Chr.) durch den Oſtrakismos aus Athen verbannt. Mit ſeiner Verbannung erloſch der letzte Lebensfunken der atheniſchen Ariſtokratie, und ſeit dieſer Zeit beginnt in Athen unter Perikles' einflußreicher, ja faſt ausſchließlich maßgebender Leitung die unumſchränkte Volksherrſchaft.

Die Zeit des Friedens, welche für Athen jetzt eintrat, ſuchte Perikles zur Verbeſſerung innerer Staatseinrichtungen, zur Beförderung des äußern Wohlſtandes und zur Verſchönerung der Stadt zu verwenden. In Hinſicht des erſteren Zweckes verdankt ihm Athen die Einführung eines für die Thätigkeit im Staatsdienſt beſtimmten Soldes, der ſich Anfangs nur auf die Richter beſchränkte, ſpäter aber auch auf andere Staatsdienſtleiſtungen, Theilnahme an der Volksverſammlung, Kriegsdienſt ꝛc. ausgedehnt wurde.

Der Sold für die zu Richtern erwählten Bürger, die bisher dies Amt unentgeltlich hatten ausüben müſſen, betrug Anfangs täglich einen Obolos (etwa 10 Pfennig unſeres Geldes); ſpäter aber wurde der Sold auf 3 Obolen erhöht, eine Summe, welche bei dem damaligen Werthe des Geldes zur nothdürftigen Erhaltung einer Familie hinreichend war.

Die Theilnehmer der Volksverſammlung wurden ebenfalls mit einem Obolos beſoldet; aber auch dieſer Gehalt ward ſpäter, etwa 36 Jahre nach dem Tode des Perikles, auf 3 Obolen erhöht. Der Zweck, welchen Perikles bei der Einführung des Soldes hatte, wurde vollſtändig erreicht; denn eine Menge der ärmeren Bürger, welche früher theils aus Gleichgiltigkeit, theils wegen Mangels an Zeit den Volksverſammlungen nicht beigewohnt hatten, ließen ſich jetzt durch den Sold beſtimmen, die Verſammlung zu beſuchen; ein Umſtand, welcher viel dazu beitrug, den Staatsbürgerſinn der Athener auch unter den ärmeren Volksklaſſen zu heben und zu beleben und ſo die Demokratie immer mehr zu befeſtigen.

Am größten war der gleichfalls erſt von Perikles eingeführte Sold der Krieger. Dieſer erſchien verhältnißmäßig ſo bedeutend, daß er einen Bürger reich machen konnte (er betrug für einen Reiter täglich 12 Obolen!); ſo geſchah es, daß ſich die tüchtigſten Männer zu dem Kriegsdienſte drängten und das Heer ſtets in einem vortrefflichen Zuſtande blieb.

Den allgemeinen Wohlſtand erhöhte Perikles ganz vorzüglich durch Anlegung neuer Kolonien, durch Beförderung des Handels und der Schiffahrt, durch mancherlei Einrichtungen, welche die ärmeren Bürger in den unentgeltlichen Genuß von Lebensgütern brachten, zu denen die reicheren beiſteuern mußten, (z. B. bei dem Theorikon und bei den Liturgien), endlich durch die Aufführung großer Bauten, welche einer Menge von Handwerkern und Künſtlern Beſchäftigung gaben. Von ſolchen Werken werden wir die Propyläen, das Parthenon und ähnliche Schöpfungen in der Kulturgeſchichte ausführlicher kennen lernen, wie es denn überhaupt in der gegenwärtigen Periode für dieſen Abſchnitt vorbehalten bleiben muß, das durch glänzende Leiſtungen jener Art ausgezeichnete Zeitalter des Perikles näher zu charakteriſiren.

Das Theorikon war eine auf Antrag des Perikles errichtete beſondere Kaſſe, aus welcher den ärmeren Klaſſen der Bürger der Eintrittspreis für die Theater bezahlt wurde. Später verwandte man dieſe Kaſſe zur Erhöhung des Glanzes aller Volksfeſte, verſtärkte ſie noch überdies aus dem Staatsſchatze und ſicherte ſie gegen anderweitige Verwendung dadurch, daß man ein Geſetz erließ, nach welchem Jeder, der auf die Benutzung des Theorikon zu Kriegsausgaben antragen würde, mit dem Tode beſtraft werden ſolle.

Die Liturgien waren ein ſo eigenthümliches, in ſpäteren Staaten ganz unbekanntes Inſtitut, daß wir dieſelben einer näheren Betrachtung unterwerfen müſſen.

Jesus mocked and struck. Matthew 26:67 (New King James Version)

Der Ausdruck Liturgie bedeutet wörtlich einen Dienst für das Volk oder das Gemeinwohl. In Athen verstand man darunter Dienstleistungen, zu welchen begüterte Bürger im Interesse des Staates verpflichtet wurden, blos deshalb, weil sie reich waren.

Die Dienstleistungen selbst waren zweifacher Art: regelmäßige oder außerordentliche. Zu den ersteren gehörten die Choregie, die Gymnasiarchie, die Hestiasis und Architheorie; von den letzteren ist die Trierarchie die bedeutendste.

Die Choregie war die Verpflichtung, bei theatralischen Vorstellungen oder bei festlichen Aufzügen für den Chor zu sorgen, das Personal dazu anwerben, einkleiden, beköstigen und einüben zu lassen.

Die Gymnasiarchie bestand in der Verpflichtung, für die Beköstigung und das Unterkommen der einzelnen Kämpfer bei den großen Festspielen zu sorgen.

Die Hestiasis legte den Begüterten die Verbindlichkeit auf, bei besonderen Veranlassungen, bei Festen u. dgl., für die Bürger der einzelnen Phylen ein gemeinsames Gastmahl zu veranstalten.

Die Architheorie bestand in der Verpflichtung, die heiligen Gesandtschaften zu auswärtigen Festen oder Tempeln auszurüsten und führen zu lassen.

Endlich die Trierarchie, die kostspieligste aller Liturgien, bestand in der Obliegenheit, für ein vom Staate gestelltes Kriegsschiff alle zur Ausrüstung und Erhaltung nöthigen Geräthschaften zu liefern. Diese Verpflichtung dauerte ein Jahr lang, nach dessen Verlauf man zwei Jahre hindurch von jeder Trierarchie frei war. Später, als die Bedürfnisse des Staates an Kriegsschiffen immer größer wurden, erstreckte sich diese Dienstleistung auch auf die ärmeren Bürger, indem mehrere derselben zur gemeinschaftlichen Leistung einer Trierarchie verbunden wurden.

Die großen Summen, welche alle diese Einrichtungen erforderten, entnahm Perikles dem Staatsschatze, dessen Reichthum freilich nur dadurch so bedeutend geworden war, daß man die Bundeskasse damit verschmolzen hatte. Denn obgleich Perikles in der Verwaltung der öffentlichen Gelder so redlich und gewissenhaft verfuhr, daß sich sein Privatvermögen während seiner ganzen Staatslaufbahn nicht um einen Pfennig vermehrte, so hielt er es doch nicht für Unrecht, die Bundeskasse von der Insel Delos nach Athen verlegen zu lassen, und von da an dieselbe ausschließlich zum Besten seiner Vaterstadt zu verwenden, ohne den Bundesgenossen darüber Rechenschaft abzulegen, denn Letztere, meinte er, könnten vollkommen zufrieden gestellt sein, wenn sie für die Zahlung ihres Beitrages von Athen geschützt würden, gleichviel auf welche Weise und durch welche Mittel.

So stand denn Athen unter Perikles auf der Mittagshöhe seines Ruhmes, seiner Größe und seines Einflusses. Es war für Griechenland dasselbe geworden, was Frankreich zu Anfang dieses Jahrhunderts für Europa war; gewiß wäre es noch lange auf dieser Höhe geblieben, wenn es durch sein oft rücksichtloses Streben nach Alleinherrschaft in Griechenland nicht den Samen der Zwietracht zwischen sich und Sparta gesäet hätte. Zwar hatte Perikles mit diesem immer noch mächtigen Staate aufs Neue einen 30jährigen Waffenstillstand zu Stande gebracht (446 v. Chr.); allein wie wenig auf dergleichen Verträge zu bauen ist, das lehrt die Weltgeschichte zu allen Zeiten. Und wirklich bedurfte es auch nur der leisesten Veranlassung, um Athen und Sparta gegen einander in die Waffen zu rufen und so ganz Griechenland in die endlosen Bürgerkämpfe zu stürzen, welche unter dem Namen des Peloponnesischen Krieges — wir müssen wol sagen — berüchtigt sind; denn dieser Krieg war die Hauptursache von Griechenlands Sinken, war die Ursache zum Untergange der hellenischen Freiheit!

Der Friede, welchen Athen einige Zeit genossen, wurde zuerst wieder unterbrochen durch einen Kriegszug gegen die Insel Samos, die sich in einen Streit mit Milet eingelassen hatte, welches Athen zu unterstützen sich beeilte. Zwar erhielten die Samier Hülfe vom persischen Satrapen zu Sardes, allein Perikles, welcher an die Spitze der

atheniſchen Flotte geſtellt wurde, war Feldherr genug, um dieſe Hülfe, mit der es ohnehin nicht recht ernſtlich gemeint ſchien, nutzlos zu machen. Samos wurde erobert, und es erging der Inſel wie den früheren Abtrünnigen. Sie wurde zum Theil verwüſtet; die Feſtungswerke ihrer Hauptſtadt wurden geſchleift, ihre Kriegsſchiffe eingezogen, und außerdem hatte ſie die nicht unbeträchtlichen Kriegskoſten zu bezahlen.

Es herrſchte in Athen die Sitte, den im Kriege Gefallenen eine Ehrenfeier zu bereiten, wobei der Areiopagos einen Bürger ernannte, deſſen Pflicht es war, den Gefallenen eine Gedächtnißrede zu halten. Nach dem ſamiſchen Kriegszuge wurde Perikles zur Abhaltung dieſer Feierlichkeit beſtimmt, und er löſte ſeine Aufgabe mit einer ſolchen Entfaltung ſeines Rednertalents, daß ihn nach ſeinem Abtreten von der Rednerbühne die Frauen mit Händedrücken empfingen und mit Kränzen und Bändern ſchmückten, wie einen Sieger bei den öffentlichen Spielen.

Nur die Schweſter des Kimon, Elpinike, nahm keinen Theil an dieſer Verherrlichung des Redners. Sie trat mit vorwurfsvoller Geberde an ihn heran, und, ihres Bruders gedenkend, ſprach ſie zu dem Gefeierten:

„Es ſind, Perikles, tapfere Thaten, die du gethan haſt, und die gewiß dieſe Ehrenkränze verdienen; aber ſie haben uns ſo viele verdiente Bürger geraubt, nicht in einem Kriege gegen die Phönikier oder Perſer, die natürlichen Feinde unſeres Vaterlandes (denn dergleichen führte mein Bruder Kimon), ſondern in Zerſtörung einer Stadt, die mit uns im Bündniſſe ſtand, deren Leute mit uns einerlei Sprache redeten und von unſerem Geſchlecht waren!“

Und was that Perikles, der allmächtige Mann, gegen ſolche Strafrede? Ließ er die Rednerin ins Gefängniß werfen, oder zog er ſie wegen frechen und ungebührlichen Tadels ſeiner Handlungen vor den Areiopagos? Nichts von alledem. Der große Mann antwortete der eifernden Schweſter ſeines einſtigen Nebenbuhlers mit den Worten eines damals vielfach citirten Dichters:

„Du riebeſt nicht die alte Haut mit Salben,“

wobei wahrſcheinlich zu ergänzen war: „wenn du nicht eine Thörin wäreſt.“

Was jenen Krieg gegen Samos für uns wichtig macht, iſt der Umſtand, daß das Anſehen des Perikles durch den glücklichen Ausgang deſſelben auf den höchſten Gipfel erhoben wurde. Unmittelbar darauf fing ſein Stern an zu erbleichen. Perikles war der Republik zu gefährlich geworden, als daß nicht ſeine Feinde und Neider — und welcher große Mann hätte deren nicht? — an ſeinem Sturze hätten arbeiten ſollen. Aber das gewöhnliche Mittel, einflußreiche Männer zu beſeitigen, der Oſtrakismos, reichte hier nicht aus, denn Perikles war der Gott des Volkes geworden; man verſuchte es alſo mit einer Verdächtigung ſeiner religiöſen Geſinnung, indem man ſchlau genug war, nicht ihn ſelbſt, ſondern die Perſonen ſeines vertrauteſten Umganges, Pheidias, Anaxagoras und die Hetäre Aſpaſia anzuklagen; Erſteren wegen Unterſchlagung, die ſich aber bald als unbegründet herausſtellte; die beiden Letzteren wegen — Gotteslästerung. Und ſo vernünftig die Griechen ſonſt in jeder Hinſicht waren, der religiöſe Fanatismus machte ſie blind genug, nicht allein eine ſolche Anklage zu geſtatten, ſondern noch mehr, die Angeklagten zu verurtheilen. Anaxagoras und Pheidias wurden aus Athen verwieſen; nur Aſpaſia, deren Vertheidigung Perikles ſelbſt übernommen hatte, wurde freigeſprochen.

Ueber das Weſen der griechiſchen Hetären werden wir in der Kulturgeſchichte Gelegenheit finden, uns auszuſprechen. Hier ſei es uns verſtattet, die berühmteſte derſelben, Aſpaſia, kennen zu lernen.

Aſpaſia war aus Milet gebürtig, und nicht allein das reizendſte, ſondern auch das geiſtreichſte Weib des Alterthums. Ihr Rednertalent, womit ſie einen ſcharfen, durchdringenden Verſtand vereinte, machte ſie bald zu der einflußreichſten Frau in der Stadt, ſo daß alle Männer, welche an der Spitze der atheniſchen Verwaltung ſtanden, um

ihre Freundschaft und ihre Gunst buhlten. Ja, angesehene Bürger Athens sandten ihre Frauen in das Haus dieser Hetäre, damit sie sich in deren Umgange bildeten. Der glühendste Verehrer Aspasien's aber war Perikles, der sich Anfangs zu ihrem Schüler in der Beredsamkeit, später zu ihrem Geliebten, und endlich zu ihrem Ehemanne machte, indem er seine bisherige Frau mit ihrer Bewilligung einem Andern abtrat.

Perikles hing an Aspasia nicht allein mit den Ketten der Leidenschaft, sondern noch mehr mit den Banden einer Hochachtung, wie sie ein solches Weib von einem solchen Manne verdiente. Ja, man glaubt, daß sie es vorzüglich gewesen, die ihn angespornt habe, den Gipfel der Größe zu erklimmen, den er wirklich erstiegen, und daß sie ihn dabei mit ihrem Talente aufs Wirksamste unterstützt habe. Wenigstens behauptet man, daß mehrere der besten Reden des Perikles, und namentlich die große Rede nach dem Samischen Kriege, welche ihm die Kränze verschaffte, zum Theil Werke der Aspasia gewesen seien.

Daß ein solches Weib, deren freier und großer Geist sich über alle gesellschaftlichen Vorurtheile und vielleicht auch Rücksichten hinwegsetzte, nicht ohne zahlreiche Feinde blieb, besonders unter ihrem Geschlechte, ist eine so natürliche, noch heute täglich wahrzunehmende Erscheinung, daß man sich wahrlich nicht wundern darf, wenn die Feinde des Perikles seinen Sturz dadurch vorzubereiten hofften, daß sie in erster Linie ihre Pfeile gegen Aspasia richteten. Dieselbe wurde angeklagt, die Sitten verderbt und die Religion verachtet zu haben, indem sie des Perikles Kupplerin sei, welche die Weiber und Töchter der athenischen Bürger verführe. Und eine also begründete Anklage wurde von einem Volke angenommen, dessen oberster Gott (Zeus) der größte Weiberverführer war, welcher jemals von Dichtern besungen wurde! Wahrlich, ein neuer Beweis für die betrübende Erfahrung, daß selbst das aufgeklärteste Volk der Verblendung anheimfällt, wenn bei ihm der Glaubenshaß erregt wird.

Anaxagoras wurde der Gotteslästerung beschuldigt, indem man nachzuweisen versuchte, daß er unter dem Vorwande der Naturlehre die Wahrheiten der Religion in Zweifel zöge. Damit ging zugleich der Antrag durch, daß in Zukunft Jeder bestraft werden solle, welcher dem Areiopagos nicht Anzeige von solchen Leuten mache, die unter dem Scheine der Naturlehre betreffs himmlischer Körper Dinge lehrten, welche sich mit der Religion nicht vertrügen.

Infolge der über ihn verhängten Ausweisung ging Anaxagoras nach Kleinasien, wo er drei Jahre später, zu Lampsakos, starb (428 v. Chr.). Pheidias endlich, der, von der Unterschlagung freigesprochen, darauf noch in Haft, wegen der neuen Anschuldigung des Religionsfrevels, behalten wurde, weil man auf dem Schilde der von ihm geschaffenen Statue der Pallas Athene unter den Gestalten der Kämpfenden auch seine eigene und des Perikles Figur entdeckt haben wollte, soll im Gefängniß gestorben sein. Kurz, die Feinde des Perikles hatten mit ihren Anklagen gegen seine Freunde wenigstens einen Theil ihrer Absichten erreicht, und die insgeheim mit ihnen verbündeten Spartaner gingen nun dazu über, dem Perikles neue Verlegenheiten durch weitgehende Forderungen, die sie stellten, zu bereiten.

Die feindselige Stimmung zwischen Sparta und Athen, das ließ sich nicht leugnen, hatte jetzt eine gefahrdrohende Höhe erreicht; allein ließ sich nicht annehmen, daß ein Mann wie Perikles, der den Ausbruch der Feindseligkeit so lange zu beschwören gewußt hatte, auch ferner Mittel gefunden haben sollte, jenen Ausbruch zu verhindern? Doch wahrscheinlich sah er aus manchen Vorgängen, daß sein Einfluß bereits anfing wankend zu werden, und gewiß besaß er Verstand genug, um nach dem Beispiele seiner Vorgänger seinen Sturz voraussehen zu können, wenn er nicht Mittel fand, um sich dem Volke unentbehrlich zu machen. Solche Mittel aber konnte ihm nur ein großer Krieg bieten, in welchen Athen verwickelt wurde, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Perikles den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges mehr oder minder absichtlich herbeiführte, wenigstens ihn nicht mehr aufzuhalten suchte, als er nahe war.

Der Peloponnesische Krieg (431—404 v. Chr.). Die Ursachen dieses in vieler Beziehung so außerordentlich wichtigen Krieges sind uns aus dem Früheren bereits bekannt; als Hauptgrund desselben muß stets die blühende Macht Athens und der dadurch hervorgerufene Neid Sparta's angesehen werden. Minder wichtig ist die nächste Veranlassung zu dem Kriege, der ja vorbereitet und beschlossen war, noch ehe man daran dachte, einen Vorwand zu suchen. Wie oft schon waren einzelne griechische Staaten in Streitigkeiten gerathen, ohne daß letztere einen allgemeinen Bürgerkrieg entzündet hatten. Jetzt aber sollte ein Streit Korinths mit der Insel Korkyra den Anlaß bieten, daß die griechischen Staaten auf Tod und Leben gegen einander in Waffen traten.

Korkyra hatte Athen um ein Schutzbündniß gebeten, und dieser Staat die Bitte gewährt, um die korkyräische bedeutende Seemacht nicht in die Hände der den Athenern feindlich gesinnten Korinther fallen zu lassen. Dadurch brach zwischen Athen und Korinth offene Feindseligkeit aus, deren Schläge zuerst auf das unschuldige Potidäa fielen. Diese korinthische Pflanzstadt stand nämlich unter athenischer Oberhoheit, gerieth aber jetzt in den nicht ungegründeten Verdacht korinthischer Gesinnung. Um sich von diesem Verdachte zu überzeugen, verlangte Athen, Potidäa solle seine Mauern niederreißen, Geiseln stellen und seine von Korinth jährlich ernannten Beamten zurücksenden. Potidäa weigerte sich nicht allein, diese harten Forderungen zu erfüllen, sondern fiel auch unter dem Schutze Korinths und des Königs **Perdikkas II.** von Makedonien förmlich von Athen ab. Die Folge war, daß die Athener Potidäa angriffen, die Korinther und einen zu Hülfe gekommenen spartanischen Heerhaufen schlugen und die angegriffene Stadt einschlossen.

Aspasia.

Jetzt schlugen die Korinther Lärm durch den ganzen Peloponnes. Die ihnen zugefügte Beleidigung sollte zu einer Sache des ganzen Vaterlandes gemacht werden, und kein Staat war bereitwilliger, diesem Aufrufe zu folgen, als Sparta. Es gab sich zwar Anfangs das Ansehen eines friedlichen Vermittlers; aber bald sah das Wolfsohr aus dem Schaffelle hervor. Die zum Scheine gepflogenen Unterhandlungen wurden abgebrochen, und es begannen die Feindseligkeiten, durch welche Griechenlands Einheit und Freiheit zu Grabe gehen sollte.

Auf der einen Seite stand Athen, reich an kriegerischen Talenten, Muth und Vertrauen zu seinem Leiter Perikles, ausgerüstet mit einem kampffertigen Landheere, einer unübertrefflichen Seemacht und einem gefüllten Schatze, gebietend über die Streitkräfte von Attika und den wichtigsten Inseln, aber arm an Bundesgenossen, denn es zählte nur Thessalien, dessen treffliche Reiterei hier in Anschlag zu bringen ist, Platää, Akarnanien, die Inseln Chios, Lesbos und Korkyra, die Messenier auf Naupaktos und die Ozolischen Lokrer zu seinen Verbündeten.

Das athenische Landheer bestand aus 13,000 Schwerbewaffneten, 16,000 Mann Besatzungstruppen, 1600 Bogenschützen und 1200 Reitern. Die Seemacht zählte 300 Triremen, (Schiffe mit drei Ruderbänken), mit einer Bemannung von 50,000 wohlerfahrenen Seeleuten. Der Staatsschatz belief sich auf 6000 Talente, deren Werth nach unserem Gelde verschieden angegeben wird, jedenfalls aber mehr als 24 Millionen Mark.

Auf der andern Seite stand Sparta, einzig und allein auf die Tapferkeit seines Fußvolkes verwiesen, ohne Flotte, ohne Reiterei, ohne Schatz; aber von unversöhnlichem Hasse gegen Athen entflammt und von dem größten Theile Griechenlands in dem Kampfe unterstützt; denn außer Argos und Achaja, welche neutral blieben, gehörten alle Staaten

des Peloponnes, und in Hellas noch Böotien, Phokis, das Opuntische Lokris und Megara zu seinen Bundesgenossen. Man sieht, es war Alles aufgeboten worden, um die eine oder die andere der streitenden Parteien für immer zu vernichten!

Und in der That trägt der ganze Peloponnesische Krieg durchgängig den Charakter eines Vernichtungskampfes. Grausamkeiten, vor deren Erzählung man zurück schaudert, und deren man das gebildete Volk der Griechen nie für fähig gehalten haben sollte, beflecken seine Geschichte während dieser unglückseligen Periode. Alle Greuel des politischen Fanatismus brachen in diesem Kampfe hervor, die entehrendsten Schandthaten, wie sie nur von den rohesten Barbaren begangen werden, wurden ausgeübt, und die Furie des Bürgerkrieges hat vielleicht niemals schrecklicher gewüthet, als in Griechenland während des Peloponnesischen Krieges.

Eine genaue und dabei klare und übersichtliche Darstellung dieses denkwürdigen Kampfes gehört ohne allen Zweifel zu den schwierigsten Aufgaben eines Geschichtschreibers: denn unzählbar sind die einzelnen Unternehmungen der verschiedenen Heere, unübersehbar alle die kleinen politischen Ereignisse der verschiedenen Staaten, fast unentwirrbar die Hin- und Herzüge der Flotten. Und da nun auch die Mehrzahl aller dieser Unternehmungen, Ereignisse und Züge für die Entwicklung des Krieges von gar keinem Einflusse ist, so haben wir es für zweckmäßig gehalten, den peloponnesischen Kampf nur in seinen wichtigsten Hauptzügen zu verfolgen.

Die ersten Jahre des Krieges vergingen unter gegenseitigen Einfällen in das feindliche Gebiet und unter Verwüstungen desselben. Perikles vermied sorgfältig jede offene Schlacht und begnügte sich damit, die athenische Flotte den Peloponnes bedrohen und dessen Küsten verheeren zu lassen, während der spartanische König Archidamos II. mit seinem 60,000 Mann starken Heere zu verschiedenen Malen in Attika einfiel, die Gegend verwüstete, aber an den festen Mauern Athens einen unbesiegbaren Feind fand. Doch zum Unglück für die Athener gesellte sich den Spartanern ein Bundesgenosse bei, der noch unüberwindlicher war, als die athenischen Mauern: eine furchtbare Pest brach in Athen (429 v. Chr.) aus, und gegen ihre verheerende Wirkung schien es selbst bei den Göttern keine Hülfe zu geben.

Schrecklich und entmuthigend ist die Erfahrung, wie oft das Größte und Schönste, was der Mensch erzeugt hat und woran oft ganze Geschlechter gebaut und gewirkt haben, vor dem Hauche einer giftigen Seuche unrettbar in den Staub sinkt. Auch Athens Größe erlag diesem Schicksal; denn wie ganz anders hätte sich vielleicht dieser Krieg und mit ihm der Zustand der Welt gestaltet, wenn damals die Pest mit ihrer verheerenden Fackel die Hauptstadt des Alterthums verschont hätte!

Diese Bemerkung soll uns die Wichtigkeit eines Ereignisses erkennen lassen, dem wir jetzt eine nähere Betrachtung widmen wollen:

Die Seuche, über deren eigentlichen Charakter man nicht im Klaren zu sein scheint, soll in Aethiopien ihren Ursprung gehabt haben. Von da, erzählt man, sei sie nach Aegypten gedrungen, habe die Länder des Persischen Reiches heimgesucht und sei so endlich in den Peiräeus gekommen, von wo aus Athen ihre Beute wurde.

Anfänglich glaubte man, die Peloponnesier hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die Seuche herbeigeführt; bald aber überzeugte man sich an den Symptomen derselben von ihrem pestartigen Charakter. Augen, Zunge und Schlund der Kranken wurden feuerroth entzündet; eine glühende Hitze, verbunden mit dem quälendsten Durste, schien ihr Inneres zu versengen, während Geschwüre in den Eingeweiden und auf der Haut unter den fürchterlichsten Schmerzen den Körper vernichteten.

Die Hinfälligkeit des Lebens, wie sie sich durch die Seuche so fürchterlich offenbarte, übte auf den Muth und die Haltung der Bewohner einen so nachtheiligen Einfluß, daß die Sittenverderbniß ihren entwürdigenden Einzug hielt, und Alles, was der athenische

Geist Großes und Schönes erzeugt hatte, vor ihr zusammen sank. Diejenigen, welche durch den verheerenden Tod infolge Erbganges zum Besitz eines unerwarteten Vermögens kamen, genossen es mit einer Zügellosigkeit und Hast, die genugsam bewies, wie sehr sie fürchteten, es morgen wieder an einen Andern abtreten zu müssen; und je mehr der Tod an Würde verlor, desto mehr verlor auch das Leben an Ernst. So wurde die Pest die Quelle einer geistigen Verderbniß, deren Gift noch verzehrend nachwirkte, als das Uebel selbst nach dreijährigem Wüthen, gleichsam in sich ersättigt, verloschen war.

So erstickte die allgemeine Verderbniß, die infolge der Seuche um sich griff, jede republikanische Tugend so sehr, daß man sich in Athen herabließ, bei den Spartanern um Frieden zu bitten. Allein das rücksichtslose Soldatenvolk wollte es nicht anerkennen, daß es schimpflich sei, gegen kranke Feinde zu kämpfen; und wenn sich Archidamos auch aus Furcht vor der Pest nach dem Peloponnes zurückgezogen hatte, so waren die Spartaner doch keineswegs geneigt, ihren Erbfeinden Zeit zur Erholung zu gönnen. Kurz, die Friedensanerbietungen der Athener wurden schnöde zurückgewiesen. Nun richtete sich der ganze Unwille des schwer geprüften Volkes auf Perikles, der sich vergebens bemühte, die aus allen Banden gerissene Menge zu beschwichtigen; denn wie groß auch sein Einfluß auf die glücklichen Athener gewesen war, die unglücklichen kannten weder ein Gefühl der Dankbarkeit, noch hielt sie die Klugheit ab, den Feinden des Perikles sich zu ergeben. Diese triumphirten; das gräßliche Schicksal machte die Athener ungerecht, und so wurde der große Staatsmann nicht allein von der Verwaltung ausgeschlossen, sondern auch noch zu einer sehr bedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Aber damit war das böse Geschick, welches sich gegen den Leiter der Staatsgeschäfte erhoben hatte, noch nicht versöhnt; es reichte ihm auch noch den Kelch des häuslichen Leidens. Nachdem er vom eigenen Sohne den bittersten Undank erfahren, mußte er auch noch erleben, wie alle seine Kinder und seine nächsten Anverwandten der allgemeinen Epidemie zum Opfer fielen.

Xanthippos, der älteste Sohn des Perikles, eröffnete die Reihe der häuslichen Leiden seines Vaters dadurch, daß er dessen Haus verließ, weil er für seine Verschwendungssucht nicht Geld genug von dem Vater erhalten konnte. Um seine Flucht aus dem Vaterhause zu beschönigen, sprengte er das Gerücht aus, Perikles habe seine Frau verführen wollen. So lebte Xanthippos mit seinem Vater in steter Fehde, bis er der Pest unterlag. Dem Xanthippos folgten bald auch die übrigen Söhne und Verwandten des Perikles. Nur Paralos, sein geliebtester Sohn, blieb übrig, der einzige seiner vollbürtigen Kinder; und an ihn klammerte sich die letzte Hoffnung des so schwer heimgesuchten Vaters. Aber auch diese letzte Hoffnung wurde eine Beute der unerbittlichen Seuche. Perikles sah sich an der Bahre seines letzten Sohnes und als er der Leiche nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte ihn die Wehmuth so sehr, daß seinem männlichen Auge Thränen entströmten.

Das Volk suchte diesen Schmerz zwar dadurch zu lindern, daß es den trauernden Vater in die ihm genommene Stellung wieder einsetzte, zumal man bald nach seiner Verurtheilung eingesehen hatte, daß man in Perikles den einzigen Mann verstoßen, der im Stande war, Athen noch aufrecht zu erhalten. Auch gestattete man ihm, seinen natürlichen Sohn Perikles, den ihm Aspasia geboren, als vollberechtigt in die Geschlechtsregister eintragen zu lassen.

Aber die Tage des großen Mannes waren gezählt. Gebrochen im Kampfe mit den schweren Schicksalsschlägen, die sein Haus und seine Person getroffen, sank er auf das Krankenlager und unterlag einem schleichenden Fieber (nach Andern der auch ihn ergreifenden Seuche) im Alter von 70 Jahren und im dritten Jahre des Bürgerkrieges.

Als er in den letzten Zügen lag und seine um ihn versammelten Freunde ihn schon ohne Besinnung glaubten, riefen sie sich aus dem rühmlichen Leben des Sterbenden die

allmählich ganz kurz abgeschnitten wird. So entsteht die Spitze allgemein, und wo langere Haare stehen bleiben sollen, wird sie ausgelassen. Die Vorgänge sind dabei die, daß Klingen und Zahnrad sich entgegengesetzt drehen.

Eine Maschine zum Scheren der Tuchoberfläche ist in Fig. 1 dargestellt. Die Tuchbahn wird über Walzen geführt, welche den Stoff straff halten, und dann an einer Schneide vorbei, die sich in der Längsrichtung hin- und herbewegt. Diese Schneide besteht aus einer Reihe kleiner Messer, welche in einer Linie nebeneinander stehen. Sie werden durch eine Kurbel hin- und hergeschoben. Die Schneide ist so gestellt, daß sie mit der Tuchfläche einen spitzen Winkel bildet, und daß sie sich in der Richtung des Tuchlaufes bewegt. Dadurch wird erreicht, daß sie die Haare nicht niederdrückt, sondern sie aufrichtet und abschneidet. Die Haare, die zu lang sind, werden von Messern, die zu kurz sind, nicht erfaßt, sie bleiben stehen.

Figur 1.

Figur 2 und 3 stellen in zwei Ansichten ein Verfahren dar, Leder mit Mustern zu prägen. Auf einer Platte von Gußeisen oder Messing ist das Muster eingeschnitten. Diese Platte wird unter Dampf gehalten und durchnäßtes Leder darauf gelegt. Dann wird eine Walze darüber gerollt, welche mit großem Druck auf die Platte gepreßt wird. Dadurch wird das Muster in das Leder eingedrückt. Die Walze ist in einem Rahmen gelagert, der durch Schrauben gegen die Platte gepreßt wird. Die Schrauben stehen in einem Querstück, das auf Säulen ruht. Die Platte ist auf einem Tisch befestigt, der mit Rollen versehen ist, damit er leicht unter die Walze gebracht werden kann.

Figur 4 und 5 stellen eine Maschine dar, welche Leder mit Mustern versieht. Sie besteht aus einer Walze, welche mit Mustern versehen ist, und einer Gegenwalze, welche das Leder gegen die Walze preßt. Die Walzen werden durch Kurbeln in Drehung versetzt. Das Leder wird durch Walzen zugeführt, welche durch Zahnräder angetrieben werden. Diese Walzen werden durch Federn gegen die Musterwalze gepreßt. Die Federn sind in einem Rahmen befestigt, der durch Schrauben gegen die Musterwalze gedrückt wird. Die Schrauben stehen in einem Querstück, das auf Säulen ruht. Die Säulen sind in einem Rahmen befestigt, der auf Rollen ruht, damit er leicht unter die Musterwalze gebracht werden kann.

Ein Weg jedoch, auf der scheinbaren Kürzeste meist Umweg machte, haben wir eingeschlagen. Wir haben uns nämlich nicht damit begnügt, die Thatsachen der Entwicklung zu registriren, sondern wir haben uns bemüht, sie zu verstehen, d. h. sie auf bekannte Thatsachen zurückzuführen, sie zu erklären. Wir haben uns dabei auf Thatsachen gestützt, die wir selbst beobachtet haben, und besonders auf solche, welche wir durch eigene Experimente gewonnen haben. Wir haben uns bemüht, diese Thatsachen durch Experimente weiter zu verfolgen, sie durch Experimente zu prüfen, indem wir Bedingungen variirten, um die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen diese Thatsachen entstehen und sich verändern. Wir haben uns aber nicht damit begnügt, diese Thatsachen zu registriren, sondern wir haben uns bemüht, sie zu verstehen, d. h. sie auf bekannte Thatsachen zurückzuführen, sie zu erklären. Wir haben uns dabei auf Thatsachen gestützt, die wir selbst beobachtet haben, und besonders auf solche, welche wir durch eigene Experimente gewonnen haben. Wir haben uns bemüht, diese Thatsachen durch Experimente weiter zu verfolgen, sie durch Experimente zu prüfen, indem wir Bedingungen variirten, um die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen diese Thatsachen entstehen und sich verändern.

Gewonnen sind, und natürlich gelang es ihnen noch lange Entwicklungen, die weiter hinausführten. Wir haben es registrirt, weil die neue Entwicklung Thesen zu stützen oder zu bekämpfen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten. Wir haben es registrirt, weil es Thesen zu stützen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten. Wir haben es registrirt, weil es Thesen zu bekämpfen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten. Wir haben es registrirt, weil es Thesen zu stützen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten. Wir haben es registrirt, weil es Thesen zu bekämpfen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten. Wir haben es registrirt, weil es Thesen zu stützen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten. Wir haben es registrirt, weil es Thesen zu bekämpfen schien, welche wir selbst aufgestellt hatten.

Wir haben uns bemüht, diese Thatsachen durch Experimente weiter zu verfolgen, sie durch Experimente zu prüfen, indem wir Bedingungen variirten, um die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen diese Thatsachen entstehen und sich verändern. Wir haben uns aber nicht damit begnügt, diese Thatsachen zu registriren, sondern wir haben uns bemüht, sie zu verstehen, d. h. sie auf bekannte Thatsachen zurückzuführen, sie zu erklären. Wir haben uns dabei auf Thatsachen gestützt, die wir selbst beobachtet haben, und besonders auf solche, welche wir durch eigene Experimente gewonnen haben. Wir haben uns bemüht, diese Thatsachen durch Experimente weiter zu verfolgen, sie durch Experimente zu prüfen, indem wir Bedingungen variirten, um die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen diese Thatsachen entstehen und sich verändern. Wir haben uns aber nicht damit begnügt, diese Thatsachen zu registriren, sondern wir haben uns bemüht, sie zu verstehen, d. h. sie auf bekannte Thatsachen zurückzuführen, sie zu erklären. Wir haben uns dabei auf Thatsachen gestützt, die wir selbst beobachtet haben, und besonders auf solche, welche wir durch eigene Experimente gewonnen haben. Wir haben uns bemüht, diese Thatsachen durch Experimente weiter zu verfolgen, sie durch Experimente zu prüfen, indem wir Bedingungen variirten, um die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen diese Thatsachen entstehen und sich verändern.

Noch härter war indeß das Los, welches die Spartaner über das mit Athen verbundene Platää verhängten. Sie hatten diese Stadt nach der muthvollsten Gegenwehr, und nachdem sie von allen Lebensmitteln entblößt war, durch die Vorspiegelung einer schonenden Behandlung in ihre Gewalt bekommen. Aber als sie sich nun innerhalb der Mauern befanden, da gaben die treulosen Spartaner — ihrer feierlichen Zusage zum Hohne — die verrathene Stadt der Vernichtung preis, indem sämmtliche Platäer niedergehauen, die Weiber in die Sklaverei verkauft und die Häuser den Thebanern zur Zerstörung überlassen wurden. Und Diese, welche sich durch das würdige Benehmen Platää's während des Perserkrieges so oft hatten beschämen lassen müssen, kühlten jetzt ihre unwürdige Rache, indem sie die verhaßte Stadt dem Erdboden gleich machten.

Wahrhaft unmenschlich auch war die Rache, welche die Athener an der aristokratischen Partei der Insel Korkyra nahmen. Hier lebten die Aristokraten mit den Demokraten in einem Bürgerkriege, dessen blutige Scenen über die gegenseitige Erbitterung der beiden Parteien keinen Zweifel ließen. Die Aristokraten wurden dabei von einer spartanischen, die Demokraten von einer athenischen Flotte unterstützt, und endlich gelang es der letzteren, den Demokraten den Sieg zu verschaffen, worauf unter den Gegnern derselben ein furchtbares Blutbad begann. Nur fünfhundert Aristokraten retteten sich auf einen Berg, den sie befestigten und nun zu dem Mittelpunkte der räuberischen Ausfälle machten, mit welchen sie gegen die Stadt wütheten. Fast ein Jahr lang währte dieser Zustand unter abwechselndem Glück der beiden streitenden Parteien, bis die Aristokraten endlich völlig unterlagen und der Rache ihrer Gegner anheim fielen. Man schleppte die Gefangenen in ein großes Gebäude, wo man sie einige Zeit in Ungewißheit ließ über das Schicksal, das ihrer wartete. Aber bald sollten sie aus ihrer Ungewißheit auf eine barbarische Weise herausgerissen werden. Man führte die Eingeschlossenen in einzelnen Haufen von je Zwanzig aus der Thür des Gebäudes, wo sie von bewaffneten Kriegern empfangen und niedergemetzelt wurden. Als etwa sechzig der Unglücklichen auf diese Weise getödtet waren, und die Zurückgebliebenen nicht mehr im Zweifel sein konnten über das Los, welches ihrer wartete, da bemächtigte sich die Verzweiflung aller Herzen. Mit dem Muthe der Raserei weigerten sie sich, heraus zu kommen, und drohten Jedem, der es wagen würde, einzudringen, ihn mit den Zähnen zu zerreißen. Doch die Armen entgingen deshalb ihrem Schicksale nicht. Das Volk stieg auf das Dach des Hauses, warf von oben her Steine und Wurfspieße unter die Gefangenen, die nun theils ein Opfer dieser Schlächterei wurden, theils sich in der Verzweiflung selbst das Leben nahmen, und so bis auf den letzten Mann ihren Untergang fanden.

Die bisherige Art, den Krieg zu führen, ermüdete die beiden streitenden Parteien um so mehr, da sie zu glänzenden Kriegsthaten keine Gelegenheit gab, und man anfing, sich der räuberischen Rolle zu schämen, die man bei den gegenseitigen Verheerungszügen spielte. Kurz, man sehnte sich nach Frieden; allein auf beiden Seiten gab es einen Mann, der diese Sehnsucht, die seinen eigenen Interessen entgegen war, zu unterdrücken wußte. Bei den Athenern war es Kleon, welcher seit einiger Zeit glückliche Feldzüge führte, indem er namentlich durch die Eroberung der peloponnesischen Insel Sphakteria, wo eine Anzahl der angesehensten Spartaner den Athenern in die Hände fiel, sich einen Namen als Feldherr erwarb. Er wendete also Alles an, um einen Frieden zu hintertreiben, welcher ihm weitere Gelegenheit, seinen kaum erworbenen Ruhm zu bewähren, entziehen mußte.

Die Art, wie Kleon zur Feldherrnwürde gelangte, giebt einen Beweis von der kecken Zuversicht, die jenen Emporkömmling bei allen seinen Handlungen begleitete.

Die Athener hatten nämlich den Hafen Pylos an der messenischen Küste eingenommen und befestigt, während die Spartaner gerade mit der Feier eines Festes beschäftigt waren. Als Letztere nun die Festsetzung der Athener an der messenischen Küste genauer erwogen, fanden sie dieselbe so bedenklich, daß sie die Athener mit Macht daraus vertreiben wollten.

Allein sie hatten Unglück bei diesem Kampfe; denn sie wurden nicht allein geschlagen, sondern viele der angesehensten Spartaner sahen sich auch auf der nahe gelegenen Insel Sphakteria so eng eingeschlossen, daß sie sich wegen Mangels an Nahrungsmitteln hätten ergeben müssen, wenn ihre Landsleute nicht Mittel gefunden hätten, den Eingeschlossenen die nöthigen Bedürfnisse heimlich zuzuführen. Auf diese Weise zog sich die Einnahme von Sphakteria so sehr in die Länge, daß man in Athen anfing, ungeduldig zu werden. Besonders schimpfte Kleon viel auf die Feigheit und Unfähigkeit der Feldherren, so daß man zuletzt von ihm verlangte, er solle selbst die Stelle des Strategen übernehmen.

Das hatte Kleon gewiß nicht gewollt; denn wenn ihm zum Feldherrn vielleicht auch nicht der Muth fehlte, so mangelte ihm doch das Talent dazu. Um sich aber keine Blöße zu geben, wodurch er seinen Einfluß für immer untergraben hätte, erklärte er sich bereit, die Stelle des Strategen anzunehmen, ja er vermaß sich auch noch in seinem kecken Uebermuthe, zu versichern, binnen zwanzig Tagen werde er alle Spartaner auf Sphakteria entweder niedermachen oder gefangen nehmen.

Die Athener lachten über solche Prahlerei; aber Kleon rechtfertigte seine Keckheit. Er ging nach der eingeschlossenen Insel ab und griff dieselbe mit so entschiedener Tapferkeit an, daß ein großer Theil der umzingelten Spartaner die Waffen streckte, ein bei spartanischen Kriegern bis dahin unerhörtes Ereigniß.

Brasidas war es auf Seiten der Spartaner, ein tapferer, redlicher, aber durch und durch kriegslustiger Feldherr, der sich dem Abschlusse eines Friedens mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln widersetzte. Er und Kleon waren die einzigen Widersacher gegen den von beiden streitenden Theilen ersehnten Frieden, und ehe diese beiden Männer nicht beseitigt oder ihres Einflusses beraubt waren, ließ sich an eine Verständigung der feindlichen Parteien kaum mit Hoffnung auf Erfolg denken.

Aber das Schicksal schien eine Waffenruhe wirklich beschlossen zu haben; denn Kleon und Brasidas wurden in ein und derselben Schlacht durch den Tod abberufen. Die Spartaner hatten nämlich den Plan gefaßt, die mit Athen verbündeten thrakischen Städte zum Abfall zu bewegen, um die athenische Macht an jener Seite zu schwächen. Brasidas erhielt den Befehl über das Heer, welches nach Thrakien bestimmt war.

Dieses Heer bestand außer den peloponnesischen Hülfsvölkern zum größten Theile aus Heloten, deren man sich in Sparta gern entäußern wollte, weil man bei der Nähe des von Athenern besetzten messenischen Hafens Pylos den Heloten Verrätherei zutraute. Auf der andern Seite aber durfte man auch dem Heere des Brasidas keine zu große Anzahl Heloten beigesellen. Um sich nun von den gefürchteten Sklaven so viel wie möglich zu befreien, suchte man sie durch eine feige und grausame List aus dem Wege zu räumen. Man machte bekannt, daß diejenigen Heloten, welche mit in die Reihen der Kämpfer treten wollten, die Freiheit erhalten sollten. Diesem Aufrufe folgten gegen 2000 kühne, freiheitsmuthige Sklaven. Aber man hatte durch die Aufforderung lediglich Diejenigen erkennen wollen, welche nach der Freiheit am lüsternsten waren, um sich ihrer entledigen zu können. Sie wurden an den Häuptern bekränzt, als ginge es in die Schlacht; man führte sie um die Tempel; aber plötzlich waren die Unglücklichen verschwunden, und man hat niemals erfahren, was aus ihnen geworden ist.

Brasidas vollführte seinen Auftrag über alle Erwartung; denn die meisten jener Städte wurden theils durch gütliche Ueberredung, theils durch Waffengewalt zum Abfalle bewogen. Jetzt erst dachten die Athener daran, den Fortschritten des Brasidas in Thrakien ein Ziel zu setzen. Sie sandten Kleon mit einem Heere dorthin, um den Brasidas zu vertreiben und die abgefallenen Städte zu züchtigen; allein nach einigen glücklichen Streifzügen des Ersteren geriethen die beiden Heere aneinander; es kam bei **Amphipolis** zur Schlacht (422 v. Chr.), in welcher Kleon und Brasidas blieben, der Erstere fliehend, der Letztere siegend. Die Folge des Todes dieser beiden kriegslustigen und einflußreichen Männer war der

Abschluß des schon längst ersehnten Friedens (421 v. Chr.), den man den Frieden des Nikias nennt, weil dieser Mann die Unterhandlungen dazu vorzüglich geleitet hatte. Die Dauer der Waffenruhe wurde auf fünfzig Jahre festgestellt, und jede der streitenden Parteien in ihren ursprünglichen Besitzstand, wie er vor dem Ausbruche des Krieges statt hatte, zurück versetzt.

So hatte denn der fürchterliche Krieg, welcher so viele Opfer gekostet, noch nicht einmal die Ursache desselben aus dem Wege geräumt; denn nicht die Anerkennung von der Uebermacht des einen Theiles über den andern, nein, nur das Bewußtsein der beiderseitigen Schwäche, die augenblickliche Erschöpfung und Unlust an blutigen Scenen hatte den Frieden zu Stande gebracht. Was Wunder, wenn der fünfzigjährige Friede schon fünf Jahre nach seinem Abschluß (416 v. Chr.) wieder gebrochen wurde!

Die Veranlassung zu diesem Bruche und der Wiedererneuerung des Krieges führt uns das Bild eines Mannes vor, der ohne allen Zweifel als die eigenthümlichste Erscheinung in der ganzen griechischen Geschichte betrachtet werden muß. Dieser Mann war

Alkibiades, ein Mensch, der Tugend und Laster, Hoheit und Niedrigkeit, Ehrliebe und Gemeinheit auf seltene Weise in sich vereinigte.

Alkibiades ist ohne allen Zweifel die merkwürdigste Persönlichkeit Griechenlands; denn geben wir zu, daß der Peloponnesische Krieg das folgenschwerste Ereigniß der hellenischen Geschichte ist, weil er den Untergang Griechenlands herbeiführte, so folgt daraus die Richtigkeit unserer Behauptung von selbst, da der Ausgang des Peloponnesischen Krieges — wie wir im Verlauf seiner Geschichte sehen werden — sich einzig und allein an die Persönlichkeit des Alkibiades knüpfte. Grund genug, diesem hervorragenden Manne eine ausführlichere Betrachtung zu widmen.

Alkibiades stammte aus dem angesehensten athenischen Geschlechte und war mütterlicherseits ein Verwandter des Perikles. Ein beträchtliches Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, sicherte ihm die Mittel, sein Talent zu unterstützen, als er dasselbe dazu verwandte, eine politische Rolle zu spielen. Dies Vermögen wurde noch vermehrt durch eine Heirath, da ihm seine Frau eine Mitgift von 10,000 Talenten (über 40 Millionen Mark) zubrachte. Aber nicht blos in seinem Gelde fand er eine mächtige Stütze seiner politischen Laufbahn, sondern auch in seinem Aeußern und seinem Charakter. Alkibiades war einer der schönsten Männer Griechenlands, vielleicht der schönste seiner Zeit, und ein einnehmendes Gesicht, eine imponirende Gestalt haben von jeher in der Wagschale des Einflusses bedeutendes Gewicht gehabt.

Von dem eigenthümlichen Charakter dieses seltenen Mannes überliefert uns die Geschichte viele charakteristische Züge, obwol sich vermuthen läßt, daß Vieles, was von ihm erzählt wird, erfunden ist. Wir wollen indessen hieraus Einiges mittheilen, da es mehr als die beste Beschreibung im Stande sein wird, uns ein richtiges Bild von dem abenteuerlichen Volksführer Alkibiades zu geben.

Alkibiades liebte schon als Kind den Homer vor allen anderen Dichtern seines Vaterlandes. Einst gab er seinem Schullehrer einen handgreiflichen Beweis davon. Er verlangte von demselben ein Werk Homer's. Kaum hatte der Schulmeister auf die Bitte des Knaben zur Antwort gegeben, daß er kein Homerisches Werk besitze, als er von seinem Schüler eine so tüchtige Ohrfeige erhielt, daß ihm über den Enthusiasmus desselben für den großen Dichter kein Zweifel bleiben konnte.

Ein anderer Schulmeister rühmte sich einst gegen ihn, einen Homer zu besitzen, den er selbst verbessert habe. „Warum lehrst du alsdann das A-B-C?“ fragte ihn Alkibiades. „Denn wenn du im Stande wärest, den Homer zu verbessern, so könntest du ja Erwachsenen Unterricht geben.“

Der Knabe war nie zu bewegen, die Flöte, ein damals sehr beliebtes Instrument, spielen zu lernen. Als Grund seines Widerwillens gab er an, daß das Flöteblasen das Gesicht

entſtelle und man dabei weder reden noch ſingen könne. „Ueberdies“, fügte er hinzu, „mag man die Flöte den Söhnen der Thebaner überlaſſen; denn dieſe verſtehen ſich ja ohnehin nicht auf das Reden wie die Athener“. Eine Anekdote, welche uns an eine ähnliche Aeußerung des Themiſtokles erinnert.

Von der Geiſtesgegenwart und der Tollkühnheit des Knaben Alkibiades geben uns folgende Züge überraſchende Proben:

Als er einſt mit einem ſtärkeren Knaben rang und ſeine Zähne zu Hülfe nahm, rief ihm dieſer zu, er beiße ja wie ein Weib; Alkibiades gab zur Antwort: „Sage doch lieber wie ein Löwe!“

Ein anderes Mal war er auf der Straße beim Würfelſpiel beſchäftigt, als ihn ein Fuhrmann, der mit ſeinem Wagen daher kam, ſtörte und ihn ſeinen Wurf nicht vollenden laſſen wollte. Aber Alkibiades zwang ihn zum Halten, indem er ſich quer vor die Pferde warf.

Als Jüngling wurde der ſchöne, liebenswürdige und reiche Alkibiades von Vielen aufgeſucht, die ſich um ſeine Freundſchaft bemühten; ja, ſeine körperlichen Reize zogen ihm bei einer damals in Athen ziemlich allgemein herrſchenden Unſitte viele Zudringlichkeiten von Seiten verliebter Männer zu. Die Art, wie er ſich dieſen Nachſtellungen entzog, war oft mit ſo herrlichen Zügen von Edelmuth verbunden, daß wir nicht umhin können, eine dahin einſchlagende Anekdote hier mitzutheilen.

Alkibiades.

Ein atheniſcher Schutzbürger, der ſich von der Schönheit des jungen Alkibiades angezogen fand, glaubte, ihn durch Geſchenke für ſich gewinnen zu können. Er verkaufte daher alle ſeine Habſeligkeiten, um den Erlös daraus dem Geliebten zu Füßen zu legen. Aber was konnte wol ein ſolches Opfer dem reichen Alkibiades ſein? Als dieſer das Geld empfing, lud er den Geber zu Tiſche, bewirthete ihn vortrefflich und gab ihm alsdann mit dem Andeuten, daß er nicht zu gewinnen ſei, das Geld zurück, aber unter der Bedingung, daß der Schutzbürger am andern Tage bei der Verſteigerung der Zölle die Generalpächter überbieten müſſe. Der arme Mann ſchreckte davor zurück, denn für ſolche Gebote beſaß er nicht genug Vermögen. Aber theils, um ſein nutzlos verſchenktes Geld wieder zu erhalten, theils aus Furcht vor Alkibiades, der ihm mit Schlägen drohte, verſtand er ſich endlich dazu und überbot die Generalpächter wirklich um ein Talent, zum großen Verdruſſe derſelben. Doch die Angſt des armen Schutzbürgers wurde noch größer als der Verdruß der Generalpächter, da ihn nunmehr der die Verſteigerung leitende Archon fragte, welcher Bürger für ihn bürgen werde. Schon wollte ſich der arme Mann voll Scham zurückziehen, als Alkibiades erſchien und — ſich ſelbſt zum Bürgen erbot. Die Generalpächter waren in der größten Verzweiflung und gaben dem ſiegreichen Schutzbürger eine bedeutende Summe, damit er nur von ſeinem Vorſatze zurückginge.

Unter den vielen Männern, welchen in edlerem Sinne an der Freundſchaft des Alkibiades gelegen, gelang es nur dem Philoſophen Sokrates, von dem Jünglinge geſucht und geſchätzt zu werden. Sokrates war bemüht, den viel verſprechenden jungen Mann nach ſeinen Grundſätzen zu bilden und ihn dadurch vor den Verführungen zu ſchützen, denen ſeine Jugend ausgeſetzt war. Der Umgang, welcher ſich auf dieſe Weiſe zwiſchen den beiden Männern entſpann, bildete ſich bald zur innigſten Freundſchaft aus, ohne daß dadurch das Gefühl der Hochachtung, ja der Ehrerbietung, von welcher Alkibiades gegen

Sokrates stets erfüllt war, irgend wie geschwächt worden wäre. Eine mustergiltige Bestätigung dieses auf beiden Seiten reinen und edlen Freundschaftsverhältnisses hat uns kein Geringerer als der berühmte Philosoph Platon in einem seiner Dialoge überliefert, worin er beide Männer auftreten und mit gleich rühmlicher Anerkennung von einander reden läßt.

Die Freundschaft dieser beiden merkwürdigsten Männer ihrer Zeit gewann noch an Innigkeit, als das Schicksal die Gelegenheit bot, daß einer dem andern das Leben rettete. Es war in dem Feldzuge gegen Potidäa, wo Sokrates dem Alkibiades als Zeltgenosse und Nebenmann zur Seite stand. In der bei jenem Orte gelieferten Schlacht, bei welcher sich Beide durch persönliche Tapferkeit auszeichneten, wurde Alkibiades verwundet und wäre gewiß den Feinden in die Hände gefallen, wenn Sokrates nicht sofort schirmend hervorgetreten wäre und hierdurch seinem jungen Freunde das Leben und die Ehre seiner Waffen bewahrt hätte.

Alkibiades vergalt diesen Freundschaftsdienst in einer spätern Schlacht dadurch, daß er, der zu Pferde kämpfte, bei der Flucht den zu Fuße fechtenden Sokrates gegen die verfolgenden Feinde schützte.

Wie sehr sich in dem Charakter des Alkibiades Güte des Herzens mit Uebermuth und Leichtsinn paarte, davon geben folgende Züge einen sprechenden Beweis.

Einst wettete er mit einem seiner wilden Genossen, er wolle dem reichen und angesehenen Hipponikos eine Ohrfeige geben. Albikiades gewann die Wette, und ganz Athen sprach mit der entschiedensten Entrüstung von dieser Frevelthat. Was aber that der Frevler? Er begab sich des andern Morgens zum beleidigten Hipponikos, entblößte vor ihm seinen Rücken und bat ihn, seine Rache durch Geißelhiebe zu befriedigen. Hipponikos verzieh dem noch in seinem Uebermuthe so liebenswürdigen Jünglinge nicht allein, sondern ließ sich von dem einschmeichelnden Wesen desselben sogar verleiten, ihm seine Tochter Hipparete, eines der reichsten Mädchen Athens, zur Frau zu geben.

Aber ein Mann wie Alkibiades war für ein stilles, häusliches Leben nicht geschaffen. Er setzte die wilden Schwärmereien seines Junggesellenlebens fort, führte viele seiner Geliebten in sein Haus ein und zwang dadurch seine Frau, deren stilles Wesen an dem genialen Treiben ihres Mannes Aergerniß nehmen mußte, auf Ehescheidung zu klagen. Nach athenischen Gesetzen mußte sie zu diesem Ende in Person auf dem Markte vor dem Archon erscheinen, um die Klage anzubringen. Aber kaum hatte sie hier erklärt, warum sie gekommen, als Alkibiades erschien, sie um den Leib faßte und zum größten Erstaunen und Ergötzen der zuschauenden Menge nach Hause trug, wo denn die Eintracht ihren Einzug wieder gehalten zu haben scheint; denn Hipparete blieb von da an bis zu ihrem Tode in dem Hause ihres Mannes.

Aehnlich wie hier seiner Frau, versicherte er sich eines Malers, der sich wegen überhäufter Geschäfte weigerte, ihn bei der Ausschmückung seines Hauses mit seiner Kunst zu unterstützen. Alkibiades brachte den Maler theils durch List, theils durch Gewalt in das Haus, schloß ihn hier ein und zwang ihm auf diese Weise die Erzeugnisse seiner Kunst ab. Wahrscheinlich hat er ihn für die unfreiwillige Ausübung seines Malertalens mit goldenen Talenten belohnt; denn wir erfahren nicht, daß der Künstler den frechen Alkibiades wegen Freiheitsraub vor Gericht gezogen.

Es ist wahr, der Uebermüthige trieb es arg; aber es scheint, man hat ihm nie so recht gram werden können; denn erst als er seine politische Laufbahn begann, hören wir von wirklichen Feinden, die er sich gemacht. Um sich das Betreten dieser Laufbahn zu erleichtern, ließ er nichts unversucht, die Aufmerksamkeit Athens auf sich zu ziehen, oder — wie man sich jetzt ausdrücken würde — sich zum Stadtgespräche zu machen.

So erzählt man z. B., daß er einst einem wunderschönen großen Hunde, den er für den außerordentlich hohen Preis von 70 Minen (an 5000 Mark) gekauft hatte, den Schwanz abhauen und das verstümmelte Thier in der Stadt umher laufen ließ. Alle Welt

ſprach nun von dem Hunde des Alkibiades; aber das eben hatte dieſer gewollt; und ob man auch mit Entrüſtung davon ſprach, Alkibiades war ſeelenvergnügt, daß man davon ſprach.

Dieſe Sucht, Aufſehen zu erregen, war es auch, was ihn veranlaßte, glänzende Chorregien zu übernehmen, große Wettkämpfe und Volksfeſte zu veranſtalten, wobei er in ſeinem unermeßlichen Vermögen eine willkommene Stütze fand. Und als er nun endlich gar ſieben mit prächtigen Roſſen beſpannte Wagen zu den olympiſchen Spielen ſandte, und mit drei derſelben den Preis davon trug, da nannten die Athener den Namen Alkibiades beinahe mit dem gleichen Stolze, womit ſie einſt den eines Miltiades und eines Themiſtokles ausgeſprochen hatten.

Um das Bild, welches man durch die hier erzählten Züge von dem Charakter des Alkibiades gewonnen haben wird, zu vervollſtändigen, fügen wir noch hinzu, daß Alkibiades, obgleich er das Unglück hatte, beim Sprechen etwas zu liſpeln, Andere ſagen gar zu ſtottern, für einen der beſten Redner Athens galt, denn er verſtand es, durch das Ueberraſchende ſeiner Einfälle, ſeiner Gedanken und ſeiner Wendungen, wodurch ſeine Reden ſich auszeichneten, das Volk im eigentlichſten Sinne des Wortes hinzureißen; auch beſaß vielleicht Niemand mehr als er das Talent, ſich in die Eigenthümlichkeiten, in die Sitten und Gebräuche der Menſchen zu ſchicken, unter welchen er zu leben genöthigt war. So erſchien er in Athen geiſtreich, lebensluſtig, allen edlen Genüſſen hingegeben, leutſelig und leichtſinnig; ſpäter in Sparta ſtreng, kalt, ernſt, aufopfernd und entbehrend, wie der getreueſte Anhänger des Lykurg; in Thrakien als ein rauher, wilder Jäger; in Perſien als ein üppiger, wollüſtiger, genußſüchtiger Satrap. Ja, hätte ihn das Schickſal zu den Androphagen verſchlagen, er würde vielleicht mit ihnen Menſchenfleiſch gegeſſen haben.

Wenn wir bisher in Themiſtokles, Kimon und Perikles große politiſche Talente kennen lernten, ſo müſſen wir in Alkibiades ein politiſches Genie erkennen. Sein erſtes öffentliches Auftreten fiel in die Zeit von Kleon's Tode. Wie einſt Perikles, ſo ſuchte auch Alkibiades ſeinen Einfluß dadurch zu ſichern, daß er ſich gänzlich der demokratiſchen Partei in die Arme warf, welche durch den Tod Kleon's ihres Hauptes beraubt war. Der Alles gewinnende Alkibiades ſtand ſehr bald an der Spitze dieſer Partei, überflügelte den ariſtokratiſchen Nikias und nahm nun darauf Bedacht, durch kühne Thaten ſeine erlangte Macht zu befeſtigen. Natürlich war ihm dabei der Friede ein Haupthinderniß, und was er eben wegen dieſes Friedens den Spartanern gegenüber nicht ausführen konnte, das hoffte er durch einen kriegeriſchen Zug nach der Inſel Sizilien zu erreichen.

Zug nach Sizilien. Die ſizilianiſchen Städte lebten ſeit längerer Zeit in oft blutigen Streitigkeiten mit einander, zumal das mächtige Syrakus nach der Oberherrſchaft über die Inſel ſtrebte. Schon früher und beſonders in den erſten Jahren des Peloponneſiſchen Krieges hatten ſich die Athener in dieſe Streitigkeiten gemiſcht, ohne daß ihre Unternehmungen irgend einen wichtigen Erfolg gehabt hätten. Nichtsdeſtoweniger erträumte man ſich in Athen von einer Obergewalt über die reiche Inſel die herrlichſten Dinge, und in keinem Kopfe erreichten dieſe Träumereien eine ſolche Höhe, als in dem des Alkibiades. Dieſer ſah in einer Unterwerfung Siziliens den Anfang zu einer Herrſchaft über das bereits ſo mächtige Karthago, über Italien, über die Welt; und da ſeine Phantaſie in dieſen Träumen Flügel erhielt, ſo erblickte er ſich ſelbſt ſchon als den unumſchränkten Herrſcher aller jener reichen Länder.

Als daher die ſiziliſche Stadt Egeſta bei den Athenern um Hülfe bat gegen das anmaßende Vordringen von Syrakus, fand dieſe Bitte in Alkibiades den beredteſten Anwalt. Nikias, der friedliebende, bedächtige Mann, wandte zwar ſeinen ganzen noch behaupteten Einfluß an, um die Athener von einem Zuge nach jener Inſel abzuhalten, indem er von der Kriegsmacht der dortigen Städte ein furchterregendes Bild entwarf; allein Alkibiades malte dagegen die großen Erfolge, welche dieſer Kriegszug und die Unterwerfung der Inſel

für Athen haben müſſe, und die Uebermacht, welche die Athener dadurch über Sparta erlangen würden, mit ſo glänzenden Farben, daß das Volk, ſchon berauſcht im Vorgefühle der zu erwartenden Befriedigung des Ehrgeizes, den Zug nach Sizilien beſchloß.

Um das Werk, von dem man ſich ſo bedeutende Erfolge verſprach, würdig zu beginnen, wurde eine Flotte ausgerüſtet, wie ſie ſchöner und größer noch nie aus dem Hafen einer helleniſchen Stadt ausgelaufen war.

Die Zahl der Schiffe belief ſich von atheniſcher Seite allein auf hundert Triremen (Trierarchiefahrzeuge), welche nicht allein mit allen Kriegsbedürfniſſen, ſondern auch mit dem größten Glanze und Luxus ausgerüſtet waren; denn es hatte ſich zwiſchen den Trierarchen ein ordentlicher Wettkampf bei der Vorbereitung zu dieſem Feldzuge entſponnen. Zu dieſen hundert Triremen ſtießen noch 34 bundesgenöſſiſche; und die ganze Heeresmacht belief ſich auf 700 Seeſoldaten, etwa 5000 Schwerbewaffnete, von denen jeder einzelne aufs Glänzendſte ausgerüſtet war, außerdem 1300 Mann leichter Truppen. Die Einſchiffung dieſer pomphaften Seemacht war ein wahres Volksfeſt; man ſtrömte dazu herbei, wie zu einem großen Schauſpiele, und die Abfahrt der Flotte fand unter dem rauſchenden Jubel der auf dieſe Macht überſtolzen Volksmenge ſtatt.

Den Oberbefehl theilte Alkibiades mit ſeinem Nebenbuhler Nikias und einem dritten Feldherrn, Namens Lamachos. Letzterer war ein wohlgeſinnter Mann und ein vortrefflicher Feldherr; ſeine große Armuth trug die Schuld, daß er bei dem durch Aufwand verwöhnten Volke und auch bei ſeinen Mitfeldherren keiner beſonderen Achtung genoß. Wie groß die Dürftigkeit des Lamachos geweſen ſein mag, geht daraus hervor, daß er bei der Verwaltung ſeiner Feldherrnſtelle genöthigt war, nicht allein ſeine Waffen, ſondern auch ſeine Kleider und ſein Schuhwerk dem Volke in Anrechnung zu bringen.

Die Fahrt ging glücklich von Statten; allein bei der Ankunft in Sizilien ſah man ein, wie ſehr man ſich über die Bereitwilligkeit der ſiziliſchen Städte zu einem Bündniſſe mit Athen getäuſcht hatte. Das Hülfe ſuchende Egeſta war faſt die einzige Stadt, welche ſich für die Athener erklärte; aber ihre Mittel zeigten ſich weit unbedeutender, als ſie dieſelben in Athen angegeben. Dieſe Uebelſtände riefen zwiſchen den drei Feldherren über die Art, wie man die angefangene Unternehmung durchführen wolle, einen Zwieſpalt der Meinungen hervor; aber endlich ſiegte Alkibiades mit der ſeinigen, und dieſe beſtand darin, daß man die ſiziliſchen Städte nach und nach durch Ueberredung oder Gewalt zu einem Aufſtande gegen Syrakus veranlaſſen und endlich dieſen Staat ſelbſt direkt angreifen und erobern ſolle.

Alkibiades war der Mann dazu, um einen ſolchen Plan durchzuführen; kaum war man jedoch zur Ausführung deſſelben geſchritten, als von Athen aus die Botſchaft in Sizilien eintraf, Alkibiades ſolle zurückkehren, um ſich vor dem Gericht über die Anklagen zu verantworten, welche ſich vor ſeiner Abfahrt gegen ihn erhoben hatten.

Dies war das Werk ſeiner Feinde. Sie waren klug genug geweſen, den günſtigſten Zeitpunkt für ihre Ränke abzuwarten, und während der Abweſenheit des Alkibiades an ſeinem Sturze zu arbeiten. In der Nacht nämlich vor der Abfahrt der Flotte waren plötzlich alle Säulen des Hermes, deren es in Athen eine ſo beträchtliche Anzahl gab, daß ſie davon den Namen der Hermenſtadt führte, verſtümmelt worden. Die Feinde des Alkibiades hatten ihn und ſeine Schwelggenoſſen des begangenen Vergehens beſchuldigt; aber als jener nun ſogleich auf eine Unterſuchung drang, fürchtete man den Einfluß ſeiner Gegenwart, wol auch den Beweis ſeiner Unſchuld an dem verübten Frevel, und verwarf dieſen Antrag unter dem Vorwande, daß hierzu wegen der bevorſtehenden Abfahrt der Flotte nicht Zeit ſei.

Kaum aber war Alkibiades fern, als ſeine Feinde thätig wurden, den an den Hermenſäulen verübten Frevel zur Grundlage einer Anklage wegen Gotteslästerung zu machen. Jetzt fügten ſie noch die Beſchuldigung hinzu, Alkibiades habe bei ſeinen wilden Gelagen

die eleusinischen Mysterien durch frevelhafte, spöttische Nachahmung ihrer Ceremonien der Verachtung preisgegeben und sich hierdurch eines todeswürdigen Vergehens schuldig gemacht. (Vgl. S. 374.)

Mit diesen Anklagen noch nicht zufrieden, wandten die Feinde des Alkibiades zum Sturze desselben ein Mittel an, das um so verabscheuungswürdiger ist, je mehr es die einem Volke so natürliche Furcht vor Störung seiner Ordnung zum Hebel benutzt, ein Mittel, das nicht blos in Republiken, sondern auch zu allen Zeiten in Monarchien beliebt wurde, um das Volk gegen einzelne Widersacher der Machthaber in Aufruhr zu bringen. Man verbreitete ein schreckliches Bild von heimlichen Verschwörungen, die zu nichts Anderem gestiftet worden seien, als das Volk um seine Verfassung und Freiheit zu bringen. Um diesem Gerüchte einige Wahrscheinlichkeit zu geben, wurden Einkerkerungen, ja selbst Hinrichtungen vieler als verdächtig bezeichneter Personen verfügt; kurz, man versäumte nichts, das Volk mit dem gefürchteten Gespenste so in Angst zu versetzen, daß es den widersinnigsten Anklagen seine Zustimmung ertheilte. Als nun durch diesen schändlichen Kunstgriff das Volk genügend bearbeitet war, da bezeichnete man den Alkibiades als den Haupträdelsführer des ganzen Komplots, — und es erging an ihn die Ladung, sich vor Gericht zu stellen.

Aber Alkibiades war klug genug, um einzusehen, was er von einer Justiz zu erwarten habe, die abhängig gemacht worden war von den Einflüssen der ihm feindlichen Machthaber. Er entfloh aus Sizilien, und die Athener verurtheilten ihn in contumaciam zum Tode.

Als die Freunde des Alkibiades ihn fragten, ob er zu der Gerechtigkeit seines Vaterlandes nicht so viel Vertrauen habe, um der an ihn ergangenen Ladung zu folgen, erwiederte er: „Die Götter mögen mich vor einem solchen Vertrauen bewahren; denn wo es sich um mein Leben handelt, da traue ich selbst meiner Mutter nicht; sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt des weißen in die Urne werfen, und es wäre um mich geschehen."

Wie bezeichnend ist dieser Ausspruch namentlich für das sogenannte heimliche Gerichtsverfahren! Denn wenn ein Alkibiades schon in die athenische Justiz, welche für einen Angeklagten doch so unendlich viele Sicherheit bot, jenes Mißtrauen setzte, mit welchem Gefühle muß ein Unschuldiger alsdann einer Anklage entgegen sehen, über welche mehrere ihm unbekannte, unsichtbare, von seinen Widersachern abhängige Männer ihr Urtheil fällen?

Das ganze sizilische Unternehmen lag nun auf den Schultern des Nikias, denn an Lamachos hatte derselbe nur eine schwache Stütze. Freilich war Nikias außer Alkibiades auch vielleicht von allen Athenern der einzige Mann, der dem Plane gewachsen schien. Nach vielen Hin- und Herzügen gelang es ihm endlich, vor Syrakus zu rücken und diese Stadt mittels einer in der Eile aufgeführten Mauer abzusperren. Trotz einer Krankheit, die ihn vielfach behinderte, würde sein Plan gegen Syrakus vollständig gelungen und Athen dadurch auf die Stufe seiner früheren Macht gehoben worden sein, wäre dem bedrängten Syrakus nicht eine plötzliche Hülfe gekommen von einer Seite her, von welcher aus die Syrakusaner und Athen es am wenigsten erwarteten: von Sparta.

Letzteres hatte nämlich trotz vieler kleiner Zwistigkeiten, die sich zwischen ihm und Athen nach und nach angesponnen, den geschlossenen Frieden nicht geradezu brechen wollen und sich bis dahin völlig ruhig verhalten. Da aber erschien plötzlich der flüchtige Alkibiades in Lakedämonien, um an seinem Vaterlande, das ihn so ungerecht zum Tode verurtheilt hatte, eine furchtbare Rache zu nehmen. Diese Rache bestand in nichts Geringerem, als die Spartaner zum Kriege gegen Athen anzureizen und ihnen zugleich die Mittel an die Hand zu geben, um einen solchen Kampf mit der Eroberung Athens zu krönen.

Wenn man an die Handlungsweise des Alkibiades den gewöhnlichen Maßstab bürgerlicher Moral anlegt, so muß man ihn durchaus verdammen, und wenn auch Männer wie er mächtig in die Geschicke der Völker eingreifen und Handlungen verrichten, die an und für sich groß und bedeutend sind, so möchten wir doch diejenigen Völker glücklich preisen, unter denen solche Meteore nicht erscheinen. Sie reißen das Staatsgebäude aus seinen

Fugen und richten außerdem noch dadurch nachhaltigen Schaden an, daß sie minder begabte Nachfolger finden, welche sich einbilden, ihr Vorbild zu erreichen, wenn sie dessen Fehler nachahmen, ohne das Talent zu haben, auch die großen Handlungen auszuführen, wodurch Jene ihre Thorheiten überglänzten und vergessen machten. Alkibiades gehörte zu jenen „dämonischen Erscheinungen", die das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, zu jenen Herrschernaturen, die sich nicht in die bestehenden Gesetze und Ordnungen des Staates zu fügen vermögen, sondern in eigenmächtigem Sinne den Weg der Willkür wählen, und im Vertrauen auf ihre geistige Gewandtheit und Ueberlegenheit an gefährlichen Unternehmungen und schwierigen Lagen Gefallen finden. Von überwältigender Persönlichkeit, glaubte er Alles wagen zu dürfen, ohne Rücksicht auf göttliche und menschliche Rechte, auf bürgerliche, gesellschaftliche und häusliche Pflichten.

Alkibiades hatte sich in Sparta durch sein großes Talent, die Gunst seiner jemaligen Umgebung zu erwerben, sehr bald zu einer Art Stimmführer aufgeschwungen, indem er namentlich auch die dort viel vermögenden Frauen für sich gewann. Der erste Gebrauch, welchen er von dem erlangten Einflusse machte, bestand darin, daß er den Spartanern Rathschläge gab, die auf eine Vernichtung seines athenischen Vaterlandes abzielten. Er unterstützte die Bitten der Syrakusaner um ein Hülfsheer, und schlug vor, die unweit Athen gelegene Stadt Dekeleia zu besetzen, um von dort aus eine Unternehmung auf Athen selbst zu leiten. Beide Rathschläge wurden von den Spartanern befolgt.

Unter der Anführung des als Feldherrn ausgezeichneten Gylippos sandten sie Hülfstruppen nach Syrakus, und diese kamen eben noch zeitig genug an, um den Fall jener Stadt, die sich bereits in Unterhandlungen mit Nikias eingelassen hatte, abzuwenden. Da der größte Theil der sizilischen Städte inzwischen die wahren Absichten Athens durchschaut hatte, so fand Gylippos in ihnen bereitwillige Beförderer seiner Unternehmung gegen die Athener. Die Fortsetzung des Peloponnesischen Krieges nahm hier sogleich ihren Anfang: Spartaner und Athener stritten in mehreren Gefechten zu Lande und zu Wasser mit gleichem Muthe und gleicher Tapferkeit, bis sich die Letzteren endlich gezwungen sahen, auf den Rückweg zu denken. Aber die Spartaner hatten alle Pässe besetzt, und der Rückzug der Athener glich einer fortdauernden Schlacht, bis sie sich eines Tages plötzlich von allen Seiten umzingelt fanden.

Niederlage der Athener. Nun begann ein verzweiflungsvoller Kampf. Die Athener kämpften nur noch um ihr Leben, und furchtbar wütheten die spartanischen Schwerter in ihren Reihen. Als Nikias sah, daß alle Hoffnung auf einen für ihn günstigen Ausgang der Schlacht verloren war, wollte er wenigstens das Leben seiner tapferen Bürger nicht nutzlos preisgeben. Mit aller Selbstverleugnung warf er sich dem Gylippos zu Füßen und flehte ihn nicht um sein Leben, sondern um das Leben seiner Soldaten an. Gylippos war menschlich genug, dem Morden Einhalt zu gebieten, und sich damit zu begnügen, den Rest des athenischen Heeres (7000 an der Zahl) gefangen nach Syrakus zu führen.

Das Los dieser Gefangenen war keineswegs beneidenswerth, denn die Syrakusaner ließen ihren langverhaltenen Haß gegen die Athener an ihnen aus. Die Gefangenen wurden, nachdem man ihre Feldherren Nikias und Demosthenes hingerichtet hatte, in die Steinbrüche gesperrt, wo sie mehrere Monate in dem jämmerlichsten Zustande hinbrachten, so daß Viele von ihnen den harten Leiden erlagen und starben.

Einige dieser Unglücklichen sollen sich dadurch die Gunst der Syrakusaner und eine menschlichere Behandlung, ja selbst Unterhalt und die Freiheit erworben haben, daß sie die Gesänge des Dichters Euripides auswendig wußten, wofür sie diesem bei ihrer Rückkehr einen besonderen Dank darbrachten, den der Dichter dadurch zu vergelten suchte, daß er auf die in Sizilien Gefallenen folgende berühmte Grabschrift machte:

„Hier liegen die tapferen Krieger, welche die Syrakusaner achtmal geschlagen, so oft die Götter sich nicht in den Kampf gemischt haben."

Die Nachricht von diesen Unglücksfällen traf die Athener wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, und in dem ersten Schrecken darüber hielt man die Folgen für bedeutender, als sie waren; dies um so mehr, da die Spartaner zugleich von Dekeleia aus, welches sie als nahen Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen besetzt und stark befestigt hatten, Athen selbst mit einem Angriffe bedrohten, und da die wichtigsten athenischen Bundesgenossen, wie Euböa, Chios, Lesbos und Milet sowie die Stadt Erythrä in Jonien ihre Bundespflicht aufkündigten. Die allgemeine Bestürzung und augenblickliche Rathlosigkeit des athenischen Volkes war so groß, daß die mißliche Lage von den immer noch im Geheimen wirkenden Aristokraten unmerklich zu einer Maßregel in ihrem Interesse ausgebeutet werden konnte, indem man statt der Volksversammlung zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten einen Ausschuß älterer Leute einsetzte, also dadurch schon einen Grund zur Aristokratie legte.

Doch etwas mußte geschehen, um die erlittenen Scharten wieder auszuwetzen, und man beschloß, durch Vermehrung der Flotte sich vor allen Dingen die Herrschaft auf dem Meere, die Oberhoheit über die Inseln zu bewahren. Diese Inseln wurden jetzt ein wahrer Zankapfel zwischen Persern, Spartanern und Athenern. Der persische Satrap von Jonien und Karien, Tissaphernes, gedachte nämlich das Unglück der Athener zu benutzen, um die befreiten Jonier wieder zu unterjochen. Um solchen Zweck vollständig zu erreichen, suchte er um eine Verbindung mit Sparta nach, das, von Alkibiades gestimmt, den kühnen Entschluß faßte, sich die Hegemonie zur See wieder zu erwerben, das Bündniß mit Persien also annahm, weniger um diesem, als um sich selbst die Oberhoheit über die Jonier zu sichern. Alkibiades wurde mit einer peloponnesischen Flotte unter dem Admiral Chalkideus nach Jonien abgeschickt, während zu gleicher Zeit Athen seine letzte Kraft anstrengte, um gleichfalls eine Flotte zur Wiedereroberung der abgefallenen Inseln in See stechen zu lassen. Die Unternehmungen dieser Flotte waren glücklicher, als man selbst in Athen gehofft hatte. Mehrere der treulosen Inseln wurden zu ihrer Pflicht zurückgebracht, und Alkibiades sah sich genöthigt, die bisher absichtlich verzögerten Unterhandlungen mit Tissaphernes doch noch aufzunehmen. In dem damals abgeschlossenen Vertrage wurde den Persern für ihren Beistand alles das vom ionischen Gebiete zugesichert, was sie jemals besessen hatten. Wahrscheinlich hatte Alkibiades gar nicht die Absicht, diesen nachtheiligen Vertrag zu halten, was bei der zunehmenden Schwäche des Persischen Reiches sehr gut geschehen konnte. Allein der Vertrag brachte natürlich die Spartaner gegen Alkibiades auf, und da man endlich auch anfing, den Einfluß des kühnen Abenteurers zu fürchten, so handelte man seinen Absichten geradezu entgegen und erklärte den von ihm abgeschlossenen Vertrag für nichtig. Alkibiades sah nun seinen Stern in Sparta erlöschen, besonders durch die Feindschaft des spartanischen Königs Agis, der ihn persönlich haßte, weil Alkibiades dessen Frau verführt hatte.

Der Gefahr, die ihm drohte, beschloß der kluge Diplomat bei Zeiten auszuweichen; und als von Sparta aus der Befehl anlangte, den Alkibiades auf jede Weise, selbst durch Meuchelmord, aus dem Wege zu räumen, da war derselbe bereits entflohen und bei Tissaphernes in Sicherheit. Hier begann der gewandte Mann, der schon seit einiger Zeit von der Möglichkeit träumte, in sein Vaterland zurückzukehren, ein so schlaues Spiel, daß die Spartaner sehr bald bereuten, ihn aufgegeben zu haben. Er wußte den persischen Satrapen zu bestimmen, dem Kriege zwischen Sparta und Athen bis zur völligen Schwächung beider Staaten ruhig zuzusehen; und als Tissaphernes ihm folgte, brachte er Letzteren auf den Gedanken, daß, wenn Persien mit griechischer Hülfe seinen Zweck erreichen wolle, ein Bündniß mit Athen, der berühmten Seemacht, weit vortheilhafter sein müsse, als ein Bund mit Sparta.

Tissaphernes handelte diesen Eingebungen gemäß; Alkibiades sorgte dafür, daß seine Verdienste um die Athener in das hellste Licht gestellt wurden, und schon jetzt wäre

er zurückgerufen worden, wenn sich nicht gerade in Athen eine Verfassungsveränderung ereignet hätte, durch welche die Aristokraten, also die Feinde des Alkibiades, zur Macht gelangten.

Unter denselben war Antiphon, einer der begabtesten Redner Griechenlands. Wie groß die Gewalt seiner Worte gewesen sein mag, läßt sich aus der Furcht abnehmen, welche das Volk vor den Reden des Aristokraten hatte. Diese Furcht scheint derjenigen gleich gewesen zu sein, welche die meisten Machthaber vor den Worten freisinniger Männer an den Tag legen; denn die Athener wandten dasselbe Mittel an wie jene, um sich vor Furcht zu bewahren: sie verboten dem Antiphon das Reden. Und doch erreichte er seinen Zweck, wahrscheinlich eben wegen des Verbots; denn der widerrechtlich Unterdrückte findet in der Regel Anhänger, und der Mund, welcher von der Gewalt verschlossen wird, ist nicht selten beredter gegen die Gewalt als die freieste Zunge.

Durch die Bemühungen des geistreichen und gewandten Redners war die Gewalt der Volksversammlung in Athen völlig gebrochen worden, indem an die Stelle des Raths 400 Bürger traten, welche nach eigenem Ermessen andere 5000 zu erwählen hatten, die alsdann an Stelle der Ekklesia (Volksversammlung) regieren sollten. So weit wäre vielleicht noch Alles gut geblieben, wenn die Vierhundert nicht so übermüthig gewesen wären, die unumschränkten Herrscher zu spielen, und die Fünftausend weder zusammen zu rufen noch zu wählen. Nun erst sahen die Volksfreunde mit Schrecken, daß die Demokratie sich plötzlich in eine Oligarchie (Ausschußregierung) verwandelt hatte; und wenn sie auch in der Stadt zu machtlos waren, um diesem Zustande mit Erfolg entgegenzutreten, so gelang ihnen dies doch vollständig bei der Flotte.

Hier war es besonders einer der Befehlshaber, Thrasybulos, welcher den Beschluß des Heeres bewirkte, die Oligarchie nicht anzuerkennen, und die reine Demokratie aufrecht zu erhalten. Eine Folge dieses Beschlusses war der, den Alkibiades zurück zu berufen. Noch aber waren für Letzteren die Verhältnisse nicht günstig genug, als die Athener von dem empfindlichsten Schlage betroffen wurden, den sie in dem ganzen Kriege erfahren. Die Spartaner waren nach der Insel Euböa, der Speisekammer Athens, gesegelt, hatten die athenische Flotte geschlagen und sich der Insel bemächtigt. Athen war seines Vorrathshauses beraubt, und dieser Verlust bewirkte eine solche Erbitterung gegen die Oligarchen, daß dieselben plötzlich wieder gestürzt wurden. Der frühere Rath trat an ihre Stelle und die Volksversammlung in ihre früheren Rechte, nur mit dem Unterschiede, daß blos diejenigen Bürger an derselben Theil nehmen durften, welche eine volle Rüstung besaßen, also zu den Schwerbewaffneten gehörten.

Nunmehr wurde Alkibiades wirklich zurückberufen, und kaum befand er sich an der Spitze der athenischen Flotte, als sich auch das Glück wieder an ihre Segel heftete. Die spartanische Seemacht wurde in mehreren glänzenden Treffen (410—409 v. Chr.), unter Anderem in der Gegend zwischen Dardanos und Abydos, am entschiedensten aber in der Seeschlacht bei Kyzikos (410 v. Chr.), geschlagen. Hier fiel nicht nur die ganze peloponnesische Flotte an 70 Dreidecker stark (mit Ausnahme der syrakusischen Schiffe, welche die Mannschaft selbst durch Feuer zerstörte) in die Hand der Athener, sondern die wichtigsten Inseln und Plätze wurden auch wieder erobert, und mit unermeßlicher Beute beladen hielt Alkibiades (407 v. Chr.) einen Triumpheinzug in die durch ihn nicht allein gerettete, sondern auch zu neuer Macht erhobene Vaterstadt, welche ihn mit den sichtbarsten Beweisen einer an Vergötterung grenzenden Verehrung empfing.

Alkibiades hatte Alles aufgewandt, um seine Rückkehr nach Athen so glänzend wie möglich zu machen. Alle seine Schiffe, über deren Anzahl die Nachrichten sehr verschieden lauten, waren mit den erbeuteten Trophäen ausgeschmückt, und von 200 zerstörten feindlichen Fahrzeugen führte er die Vordertheile mit sich. Eine zahlreiche Volksmenge erwartete den Rückkehrenden auf dem Hafendamme des Peiräeus, und unter dem jauchzenden

Toben dieser Menge betrat Alkibiades denselben Boden, auf welchem dasselbe Volk wenige Jahre vorher das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen hatte.

Der erste Weg des Heimkehrenden war nach der Rathssitzung gerichtet, wo er über den bestandenen Kriegszug Rechenschaft ablegte. Hierauf begab er sich in die Ekklesia, um seine ganze bisherige Handlungsweise zu vertheidigen. Er hütete sich dabei wohl, dem Volke irgend einen Vorwurf zu machen. Einzig und allein auf die Schultern des „neidischen Geschicks" wälzte er alle Schuld der Vergangenheit, und das Volk ward vollständig versöhnt. Man gab ihm sein eingezogenes Vermögen wieder, nahm die Verfluchungen zurück, die ihn als Verletzer der eleusinischen Mysterien getroffen, ernannte ihn zum unumschränkten Heerführer zu Lande und zu Wasser, und die Urkunde über seine Verbannung wurde zum Zeichen völliger Wiederherstellung seiner Bürgerehre ins Meer geworfen. Alkibiades sah sich nach seiner Rückkehr auf einer höheren Stufe des Ansehens und des Einflusses, als jemals in früherer Zeit.

Abermals hatte sich Athen auf den Gipfel der Macht geschwungen, und Sparta erkannte es deutlich, daß es selbst für immer verloren war, wenn es ihm jetzt nicht noch gelang, jene Macht zu vernichten. Zur Erreichung dieses Zieles wurden die unglaublichsten Anstrengungen gemacht; man wollte den letzten Blutstropfen hingeben, um den Nebenbuhler zu stürzen, unbekümmert, ob man unter seinem Falle sich selbst begrub. Aber alle diese Anstrengungen wären nutzlos gewesen, wenn das Geschick die Spartaner nicht auf den einzigen Mann in ganz Griechenland aufmerksam gemacht hätte, welcher dem Genie des Alkibiades mit Erfolg entgegentreten konnte.

Lysander war es, welcher sich im weiteren Verlauf des Peloponnesischen Krieges als ein kluger, gewandter Mann, und als ein kriegserfahrener, geschickter und vom Glück begünstigter Feldherr zeigte. Alle Rauhheiten eines Spartaners erschienen bei ihm auf den Gipfel getrieben; aber damit verband er zugleich eine Schlauheit und Pflichtvergessenheit, die einem persischen Satrapen in den Augen seiner Kollegen Ehre gemacht haben würden. Lysander gehört zu den gewissenlosesten Persönlichkeiten, welche in der Epoche des Zerfalles Griechenlands, zu Macht und Einfluß gelangten.

Aus einigen seiner Aussprüche, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat, wird man mehr als durch alle Beschreibung den Charakter dieses Mannes kennen lernen:

Als die Richtschnur für seine ganze Handlungsweise sprach er selbst den Grundsatz aus: „Wo die Löwenhaut nicht ausreicht, muß man den Fuchspelz umhängen; und wie Knaben durch Würfel, so sind Männer durch Eidschwüre zu täuschen."

Die rohe Gewalt stand ihm höher als das Recht. Als die Argiver einst in einem Grenzstreite mit den Spartanern ihre Ansprüche unwiderleglich begründet hatten, deutete Lysander auf sein Schwert und rief: „Dies hier ist unser Beweismittel, und das beste, welches es giebt."

Einem Gesandten von Megara, welcher sich gegen Lysander sehr freimüthig äußerte, antwortete er: „Um euch so auszudrücken, ist eure Stadt nicht groß genug."

Als einst die Böotier den Spartanern den Durchzug durch ihr Land verweigern wollten, erklärte ihnen Lysander: „Es ist nicht davon die Rede, ob ihr uns durchziehen lassen wollt oder nicht, sondern nur davon, ob ihr wollt, daß wir mit aufgerichteten oder gesenkten Speeren durch Böotien ziehen sollen."

Damit Lysander sein kriegerisches Talent ohne fremde Einmischung entfalten könne, hatte man für ihn eine neue Würde geschaffen, die eines Nauarchen (Flottenführer), zu welcher die Könige unter allen Umständen nicht gelangen konnten. Was das Auftreten Lysander's noch folgenreicher machte, war eine inzwischen vorgegangene Veränderung in der Statthalterschaft Kleinasien. Tissaphernes war nämlich durch den zweiten Sohn des persischen Königs Dareios II., Kyros den Jüngeren, ersetzt worden, und dieser hatte Gründe, sich mit einem der beiden griechischen Hauptstaaten eng zu verbinden. Er neigte

Nachdruck verboten. Zeichnung von Ferdinand Pauwels. Photogr. Aufnahme von Franz Hanfstaengl.

Faschingszug der Münchner Künstler.

Digitized by Google

ſich zu Sparta hin, und Lyſander war ganz der Mann, um die Unterhandlungen zu einem für ſein Vaterland günſtigen Ausgange zu leiten. Kyros verband ſich dann förmlich mit den Spartanern, und die Hülfe an Geld, welche er denſelben zukommen ließ, war eine der wichtigſten Unterſtützungen, deren ſie bedurften.

Bald genug zeigte ſich, wie erſprießlich das perſiſche Gold für Sparta wirkte. Lyſander wurde dadurch in den Stand geſetzt, jedem ſeiner Matroſen einen täglichen Sold von 4 Obolen zu zahlen. Da nun die atheniſchen Matroſen nur 3 Obolen erhielten, ſo liefen viele derſelben zu den Spartanern über und verſtärkten ſo deren Seemacht bedeutend.

Das Schickſal Griechenlands hing jetzt an den beiden feindlichen Flotten und ihren Führern. Lyſander's Flotte lag der des Alkibiades nahe bei Epheſos gegenüber. War auch die letztere der erſteren an Zahl überlegen, ſo hatte doch Lyſander dadurch einen Vortheil über Alkibiades, daß es ihm nicht an Gelde fehlte, während der Mangel hieran in dem atheniſchen Heere mit jedem Tage drückender wurde. Aus dieſem Grunde ſuchte Alkibiades vor Aufbringung der nöthigen Geldmittel eine Schlacht zu vermeiden, und Lyſander war über dies Zögern erfreut, weil es ihm Gelegenheit gab, ſich ruhig für ein bevorſtehendes Gefecht vorzubereiten. Aber der Ehrgeiz und Ungehorſam eines atheniſchen Steuermannes, Namens Antiochos, verdarb alle Berechnung des klugen Alkibiades.

Als ſich nämlich Letzterer von der Flotte entfernte, um für Eintreibung des nöthigen Geldes zu ſorgen, hatte er dem Antiochos das einſtweilige Kommando übergeben, mit dem ausdrücklichen Befehle, unter allen Umſtänden ein Gefecht mit den Spartanern zu vermeiden. War nun Antiochos ehrgeizig oder blos unvorſichtig, genug er achtete den erhaltenen Befehl ſo wenig, daß er bald darauf ſeine Flotte gegen die peloponneſiſche vorrücken ließ. Lyſander, von der Abweſenheit ſeines talentvollen Gegners unterrichtet, nahm die Schlacht an, und da die atheniſchen Schiffe ſchlecht geleitet wurden, ſo war es ihm ein Leichtes, dieſelben zu ſchlagen.

Dies Gefecht bei Epheſos, ſo unwichtig es an und für ſich auch war (denn der Verluſt der Athener war verhältnißmäßig gering), änderte doch ſehr viel in der Stimmung der beiden kriegführenden Staaten. Die Spartaner machten ein übermüthiges Geſchrei von dem neu erlangten Ruhme und ſteigerten dadurch das Vertrauen zu ihrem Nauarchen ſo ſehr, daß ſie ſich wieder für unbeſiegbar hielten. Auf der andern Seite verloren die Athener ihre Zuverſicht zu der Unüberwindlichkeit des Alkibiades völlig, und was von dieſer Zuverſicht in ihrem Herzen etwa noch zurückgeblieben war, das wußten ſeine Feinde zu vernichten. Neue Anklagen erhoben ſich gegen ihn und hatten den Erfolg, daß Alkibiades des Oberbefehls entſetzt wurde und dieſer auf zehn neuerwählte Anführer überging, unter denen wir Konon namentlich anführen.

Inzwiſchen wurde auch Lyſander von dem Oberbefehl über die Flotte entbunden und durch Kallikratidas erſetzt, weil die geſetzmäßige Zeit ſeines Kommandos verfloſſen war. Es kam zwiſchen den beiden Flotten zu einem abermaligen Gefecht bei den Arginuſiſchen Inſeln, in welchem die Athener ſiegten und Kallikratidas das Leben verlor. An ſeine Stelle wurde Lyſander wieder zum Nauarchen erwählt. Das ſpartaniſche Geſetz verbot zwar, einen und denſelben Mann zweimal zum Nauarchen zu machen; allein man wußte dies Geſetz zum Vortheile Lyſander's zu umgehen. Man ordnete ihn dem neuerwählten Nauarchen der Form nach als Gehülfen unter, während er in der That der Leiter der Flotte blieb.

Die Athener verfuhren gegen ihre zehn ſiegreichen Flottenführer mit grauſamer Härte; denn da dieſelben größtentheils der ariſtokratiſchen Partei angehörten, ſo fürchteten die Demokraten, daß jene Feldherren durch den Einfluß, den ihnen ihr Sieg verſchafft hatte, die Ariſtokratie wieder einführen würden, und erhoben gegen ſie eine Menge von Anklagen. Die Hauptanklage beſtand in der Beſchuldigung, daß ſie die Schiffbrüchigen nicht gerettet und die Todten nicht aufgefiſcht hätten, und man ſieht daraus deutlich, wie

man schon damals auch die lächerlichsten Anschuldigungen nicht scheute, wenn es galt, politische Widersacher unter dem Scheine Rechtens zu beseitigen. Das für die Aufrechterhaltung der Demokratie so sehr besorgte Volk fand jene abgeschmackten Anklagen wichtig genug, um über sechs seiner Feldherren das Todesurtheil auszusprechen. Die übrigen entzogen sich der Gewalt ihrer Feinde durch die Flucht.

Wen darf es wundern, daß Vorgänge wie diese jeden atheniſchen Heerführer bedenklich und befangen, und also unfähig machten, irgend eine große kriegerische Unternehmung zu beschließen und durchzuführen. Man zog es vor, sich auf einen Vertheidigungskrieg zu beschränken; aber kaum merkte dies Lysander, als er den Entschluß faßte, durch einen kühnen Angriff die neu aufgebrachte atheniſche Flotte gänzlich zu vernichten.

Um dieselbe in eine ungünstige Stellung zu locken, eilte er nach dem Hellespont, eroberte die Stadt Lampsakos und erwartete nun die Ankunft der Athener, welche alle Ursache hatten, die gefährliche Festsetzung der Spartaner in den dortigen Gegenden zu verhindern.

Hier angekommen, legte sich die atheniſche Flotte an der Mündung des Aegos Potamos (Ziegenfluß) vor Anker, ungewiß, ob sie angreifen oder den Angriff erwarten solle. Ihre Stellung war die ungünstigste, die sich denken ließ; aber über ihre Feldherren schien plötzlich der Geist des Uebermuthes gekommen zu sein; denn sie gaben diese Stellung trotz vielfacher Warnungen nicht auf, ja sie vernachlässigten sogar alle Vorbereitungsmaßregeln zu einer Schlacht so sehr, daß sich die Bemannung der Schiffe häufig in der umliegenden Gegend zerstreute, um Lebensmittel einzutreiben.

Unter Denen, welche die atheniſchen Flottenführer zur Veränderung ihrer Stellung ermahnten, befand sich auch Alkibiades, der sich nach seiner Entsetzung auf eine seiner Burgen bei Lampsakos zurückgezogen hatte, und jetzt bei der Noth des Vaterlandes erschien, um diesem wenigstens mit seinem Rathe nützlich zu sein. Aber die übermüthigen Feldherren wiesen denselben höhnisch zurück, indem sie erklärten, nicht er habe hier zu befehlen, sondern Andere.

Indeß diese Anderen thaten alles Mögliche, um ihr Vaterland durch Uebermuth ins Verderben zu bringen; sie waren ihres Sieges schon so gewiß, daß einer von ihnen, Namens Philokles, unbekümmert um die Rache, welche die Spartaner nehmen konnten, die Mannschaft von zwei erbeuteten spartaniſchen Schiffen von einem Felsen herab stürzen ließ. Ja, auf seinen Vorschlag wurde sogar beschlossen, allen noch zu machenden Gefangenen den Daumen der rechten Hand abzuschneiden, damit sie außer Stande seien, den Speer zu führen.

Als wieder einmal die Bemannung der atheniſchen Schiffe sich auf dem Lande umhertrieb, benutzte der kluge Lysander diese Gelegenheit, die von ihrer Mannschaft entblößte Flotte eines Abends zu überfallen. Der Ueberfall gelang vollkommen. Sämmtliche Fahrzeuge, und mit ihnen die Widerstandskräfte Athens, fielen (405 v. Chr.) fast ohne allen Kampf in die Hände der Spartaner.

Grausam war das Schicksal, welches die 3000 gefangenen Athener betraf als Vergeltung für die That und den Vorschlag des Philokles. Nachdem dieser zuerst in Stücke gehauen worden war, wurden sämmtliche Gefangene ohne Gnade niedergemacht. Von der ganzen atheniſchen Flotte hatte sich nur Konon mit 9 Schiffen gerettet. Aus Furcht vor dem Ausspruche der Athener flüchtete er sich mit acht dieser Schiffe nach der Insel Kypros, und nur das neunte sandte er nach Athen mit der Nachricht von der erlittenen Niederlage und der Vernichtung der atheniſchen Seemacht.

Jetzt begann Lysander einen Eroberungszug nach Athen, indem er alle diesem ergebenen Städte, an denen er vorbeisegelte, eroberte und Einwohner und Besatzung absichtlich fliehen ließ, weil er hoffen konnte, daß diese Menschenmenge nach Athen eilen und dort große Noth an Nahrungsmitteln erzeugen würde, die ihm bei der beabsichtigten

Kampfszene aus der Schlacht bei Arbela (Mosaikbild).

Als nämlich im Juli 331 v. Chr. die Makedonischen Heere auf dem großlydischen Hochplateau bei Gaugamela (Kamelhaus) in Assyrien einander gegenüberstanden, da hatte Dareios, der Perserkönig, eine gewaltige Übermacht zusammengebracht, die Arrian auf 1 Million Mann angibt, Curtius Rufus auf 400 000 Mann zu Fuß und 200 000 Reiter, Diodor auf 1 Million Fußsoldaten und 40 000 Reiter, Justin auf 400 000 Mann zu Fuß und 100 000 Reiter. Alexander hatte nur 40 000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter. Dareios hatte also mindestens dreifache Übermacht. Alexander wußte, daß er sie nicht durch Manöver ausgleichen konnte, sondern daß er sie durch Tapferkeit und Kühnheit überwinden mußte. Er ließ daher seine Truppen in einer Linie aufmarschieren, die nicht länger war als die Front des Gegners. Dareios hatte seine Truppen in drei Treffen aufgestellt. Vor seinem Zentrum standen 15 Elefanten und zweiundfünfzig Streitwagen. Vor seinem linken Flügel standen 200 Streitwagen und 1000 Reiter, vor seinem rechten Flügel 1000 Reiter und 100 Streitwagen. Alexander ließ seine Truppen in Keilform vorrücken, mit der Spitze gegen die Mitte des Gegners. Er selbst führte den rechten Flügel, Parmenion den linken. Alexander ließ seine Truppen in Keilform vorrücken, weil er hoffte, durch sie die Lücken in der Mitte des Gegners aufreißen zu können. Er selbst führte den rechten Flügel, Parmenion den linken. Alexander ließ seine Truppen in Keilform vorrücken, weil er hoffte, durch sie die Lücken in der Mitte des Gegners aufreißen zu können.

Kampfe drei sehr charakteristisch markirte Abschnitte. Der erste Abschnitt reicht bis zum Frieden des Nikias (422 v. Chr.), und zu Ende desselben erscheinen die beiden Kriegsmächte gleich sehr erschöpft. Der zweite Abschnitt endet mit der Rückkehr des Alkibiades (407 v. Chr.), und am Schlusse desselben erscheint Sparta völlig gedemüthigt, während Athen auf der höchsten Stufe seiner Macht steht. Der dritte Abschnitt geht bis zu Ende des Krieges (404 v. Chr.), und es hatte nur einer Zeit von drei Jahren bedurft, um die Rollen der beiden Parteien völlig zu vertauschen; denn jetzt ist Athen gänzlich gefallen, und Sparta triumphirt, auf dem obersten Gipfel seiner Macht stehend.

Vielleicht wäre es noch lange Zeit auf dieser stolzen Höhe stehen geblieben, wenn es bei dem Friedensschlusse nicht einen großen Fehler begangen hätte. Das Klügste wäre wol ohne Zweifel gewesen, wenn Sparta dem Rathe der Thebaner nachgegeben und Athen von Grund aus zerstört hätte. Allein gegen eine solche Barbarei sträubte sich in den Spartanern eine Regung jenes Nationalsinns, der noch in ihrer Brust glimmte. Sie konnten es nicht zugeben, daß eine Stadt, deren Verdienste um ganz Griechenland besonders während der Perserkriege so groß gewesen waren, und der man mit Recht die Errettung Griechenlands vom persischen Joche zusprechen mußte, durch ihre Hand von dem so ehrenvoll vertheidigten Boden verschwinden sollte. Dieses Bedenken macht den Spartanern alle Ehre; aber die Klugheit hätte sie auch bewegen sollen, dem athenischen Volke (mochten sie es so unschädlich machen, wie sie immer wollten) seine Verfassung zu lassen. Denn wenn dies allzusehr gedemüthigte Volk auch den durch Gewalt herbeigeführten Verlust seiner Macht, seines Ansehens, seines Reichthums verschmerzte, den Verlust seiner freien Verfassung konnte es niemals überwinden, wenn es sich nicht für ewige Zeiten mit Schande brandmarken wollte; und früh oder spät mußte die Regierung der dreißig Tyrannen, wie die von Sparta eingesetzten Machthaber genannt wurden, vor dem Freiheitssinne der Athener zerfallen. Sie würde erst spät zerfallen sein, hätten die Dreißig einige Mäßigung in ihrem Regimente beobachtet; sie zerfiel früh, weil die Tyrannen Mäßigung nicht kannten, sondern eine wahre Schreckensregierung über Athen verhängten.

Um auf ihrer Bahn ganz sicher zu gehen, mußten sie indeß erst einen Mann aus dem Wege räumen, der sich zwar fern von Athen befand, aber ihnen dennoch gefährlich genug zu sein schien, um vor ihm zu zittern, weil er allein vielleicht mächtig genug war, um das niedergetretene, aber auf seine Großthaten stolze Volk plötzlich aufzurichten, Alkibiades. Dieser geniale Mann war an den Hof des persischen Statthalters von Phrygien, Namens Pharnabazos, gewandert, wie man sagt in der Absicht, sich zu Artaxerxes II. zu begeben, um diesen mit den gefährlichen Plänen seines Bruders Kyros, die Alkibiades durchschaut hatte, bekannt zu machen, damit auf diese Weise Kyros, der Freund der Feinde seines Vaterlandes, beseitigt würde. Aber die Spartaner waren diesmal schneller als er. Aufmerksam gemacht von den athenischen Oligarchen, richteten sie ihre Blicke auf Alkibiades, und noch ehe Letzterer den Hof des Pharnabazos verlassen hatte, war der treulose Statthalter schon zu einem Mordanschlage gegen Alkibiades gewonnen. Pharnabazos sandte Soldaten ab, um Alkibiades zu ermorden; diesen Mördern fehlte es an Muth, in das Haus des großen Griechen zu dringen, und ihm Mann gegen Mann das Leben zu nehmen. Sie steckten deshalb in der Nacht sein Haus in Brand und erwarteten das Heraustreten des Alkibiades. Kaum hatte dieser, mit dem Schwerte in der Hand aus dem brennenden Hause fliehend, das Freie erreicht, als er, von den Pfeilen der lauernden Meuchelmörder getroffen, todt zu Boden sank. So fiel in seinem fünfzigsten Lebensjahre (403 v. Chr.) Alkibiades, an welchem Athen seinen letzten Hort verlor; denn der Untergang des Alkibiades ist zugleich der Markstein für den Fall Athens.

Jetzt glaubten die dreißig Tyrannen, Athen ohne alle Rücksichten mißhandeln zu können, und wenn sich unter ihnen auch der uns schon bekannte Theramenes befand, welcher der Willkür entgegen trat, wo er nur immer konnte, so stand ihm doch in Kritias ein

Mann gegenüber, deſſen Blutdurſt und Habgier Alles übertraf, was man bis dahin in Athen erlebt hatte. Dieſer Kritias wüthete im Intereſſe der dreißig Oligarchen gegen Alles, was einer demokratiſchen Geſinnung verdächtig war, mit der Gier einer Hyäne und der Schlauheit eines Fuchſes. Um ganz ſicher zu gehen, hatte er den Vorſchlag durchgeſetzt, alle atheniſchen Bürger bis auf 3000, welche den Tyrannen blindlings ergeben waren, zu entwaffnen; ja er hatte den Dreißig das Recht zugeſprochen, jeden Bürger, der ſich nicht unter dieſen 3000 treu Ergebenen befand, ohne Weiteres aus der Stadt zu vertreiben, die trotzdem Zurückbleibenden aber zu tödten.

Tod des Alkibiades. Zeichnung von Hermann Vogel.

Der Blutdurſt des Kritias ſchien keine Mäßigung zu kennen; Hinrichtungen und Landesverweiſungen waren ſeine tägliche Beſchäftigung, ſo daß in kurzer Zeit 5000 Bürger verwieſen und 1500 getödtet worden waren. Kritias konnte Niemand am Leben wiſſen, der ihm entgegenſtrebte, und obgleich Theramenes ſelbſt zu den 30 Tyrannen gehörte, ſo ſollte doch auch er beſeitigt werden. Kritias berief die Dreißig zuſammen, nachdem er zuvor viele junge Männer, welche Dolche unter ihren Gewändern trugen, in der Nähe des Rathhauſes verſteckt hatte. Jetzt klagte er den Theramenes an als einen Verräther der Oligarchie, der den Tod verdiene. Theramenes vertheidigte ſich mit einer ſolchen Wärme und entwarf ein ſo treues Bild von der Willkür des Kritias, daß dieſer in Gefahr ſtand, ſeine Anklage verworfen zu ſehen. Deshalb rief er plötzlich ſeine bewaffneten Anhänger herbei und erklärte: „Ich bin der Meinung, ihr Senatoren, daß ein Vorſteher, der ſeiner Pflicht genügen will, ſeine Freunde nicht hintergehen laſſen darf. Hier dieſe wohlbewaffneten Männer wollen es nicht dulden, daß ein Menſch freigelaſſen werde, der offenbar danach ſtrebt, die Oligarchie über den Haufen zu werfen. Ein ſolcher Mann kann nicht in dem Verzeichniſſe der 3000 treuen Bürger ſtehen; ich löſche daher den Namen Theramenes

aus diesem Verzeichnisse aus, habe jetzt die gesetzliche Macht, den Theramenes zum Tode zu verurtheilen, und thue dies hiermit."

Bei diesen Worten sprang Theramenes auf, flüchtete sich an den Altar der Hestia, umfaßte denselben und rief: „Ich beschwöre euch, ihr Männer, nicht zuzulassen, daß Kritias so hinterlistig die von euch selbst gegebenen Gesetze verletzt; denn was er heut gegen mich ausübt, kann er morgen gegen jeden Andern unter euch vollziehen. Duldet es nicht!"

Aber Niemand wagte es, sich gegen Kritias zu erheben, denn der Anblick der Bewaffneten erfüllte Jeden mit Furcht vor einem gleichen Schicksale; und ruhig sah man es mit an, wie die Häscher den Theramenes vom Altare hinwegrissen und ins Gefängniß schleppten, wo er den Giftbecher trinken mußte.

Das vor Kurzem noch so blühende und menschenreiche Athen glich bald einer Einöde, in welcher die Würger sich vergebens nach neuen Opfern umsahen; denn was ihnen nicht zur Beute gefallen war, das hatte sich durch die Flucht aus der Höhle der Tiger gerettet. Die Mehrzahl der Flüchtlinge war in Argos und Theben freundlich aufgenommen worden, und in dieser letztern Stadt zog sich das Ungewitter zusammen, welches sich endlich über dem Haupte der dreißig Tyrannen entladen, ihre Despotie brechen und Athen befreien sollte.

Unter den athenischen Flüchtlingen, welche in Theben Aufnahme gefunden hatten, befand sich nämlich auch der uns schon bekannte Volksfreund Thrasybulos, in dessen großer und edler Seele der Entschluß reif geworden war, die Tyrannenherrschaft, welche auf seinem Vaterlande wie ein Alp lag, durch offene Gewalt zu stürzen. An der Spitze von etwa siebzig Unglücksgefährten drang er in Attika ein, verstärkte sich durch eine große Zahl herbeiströmender Flüchtlinge, besiegte die ihm entgegengesandten Truppen der Oligarchen, eroberte den Peiräeus, bei welcher Gelegenheit der Wütherich Kritias sein Leben verlor, drang in Athen ein und vertrieb die Tyrannen.

Nach dem Willen Sparta's traten an die Stelle der Dreißig zehn Senatoren; aber die veränderte Zahl war der einzige Unterschied zwischen den beiden Regierungen. Die zehn Tyrannen verfuhren nicht um ein Haar besser als die dreißig, und sollte nicht eine neue von Thrasybulos geleitete Empörung ausbrechen, so mußte sich Sparta entschließen, auf den letzten Artikel des Friedensschlusses zu verzichten und Athen seine alte Verfassung wiederzugeben. Es geschah, und die Republik Athen lebte wieder auf, wenngleich als ein Untergebener des jetzt so mächtigen Sparta.

In diese Periode fällt ein Ereigniß, welches von den Geschichtschreibern stets mit einer besondern Vorliebe behandelt wird, weil es freilich einzig in seiner Art dasteht, uns aber nichtsdestoweniger historisch unwichtig erscheint, da es auf den Gang der Begebenheiten ohne allen Einfluß blieb; wir meinen den schon erwähnten, infolge der Schlacht bei Kunaxa (401 v. Chr.) stattfindenden Rückzug der Zehntausend. Mit dem, was wir bereits oben über diesen merkwürdigen Zug gesagt haben, glauben wir jedoch die an ein Weltgeschichtsbuch zu machenden Ansprüche befriedigt zu haben, und können uns daher sogleich zu den Ereignissen wenden, welche unmittelbar darauf Griechenland in einen neuen Kampf mit dem jetzt so sehr geschwächten Persischen Reiche verwickelten.

Was schon einmal die Griechen gegen Persien in die Waffen gerufen hatte, die Freiheit der Jonischen Inseln, das wurde auch die Veranlassung zu diesem neuen Kriege. Der persische Satrap Tissaphernes, welcher seinem Herrn Artaxerxes II. in dem Kriege gegen dessen Bruder Kyros wichtige Dienste geleistet hatte und dafür mit Vergrößerung seiner Macht belohnt worden war, wollte sich für die empfangenen Gnaden erkenntlich zeigen dadurch, daß er die ionischen Griechen wieder unter das persische Scepter brächte. Demgemäß rüstete er zur Eroberung der kleinasiatisch-griechischen Städte ein bedeutendes Heer aus, konnte es aber nicht verhindern, daß die Jonier seine Absicht durchschauten und bei den Spartanern um Hülfe baten. Diese, welche allerdings Ursache hatten, die Ausbreitung der persischen Macht zu verhindern, erfüllten die Bitte und sandten ein ziemlich

beträchtliches Heer nach Kleinasien unter der Anführung des Königs Agesilaos, welcher seinem Bruder Agis auf dem Thron von Sparta gefolgt war. Freilich bestimmte das Gesetz die Krone dem Sohne des Agis, Namens Leotychides; allein da ein Gerücht in Sparta umging, welches den Leotychides als einen Sohn des Alkibiades bezeichnete, so hatte es Agesilaos mit Hülfe des ihm befreundeten Lysander dahin gebracht, seinen Neffen für einen Bastard und mithin für unfähig des Thrones erklären zu lassen, den er nun selbst bestieg.

Uebrigens gilt Agesilaos in der Geschichte für einen Spartaner im strengsten Sinne des Wortes; man schildert ihn als einfach, streng, tapfer und klug, mag aber seinen Werth als Mensch um so eher übertrieben haben, als es bei der damals schon eingerissenen Entartung der Spartaner keiner besonders hervorragenden Männertugenden bedurfte, um als tugendhaft gepriesen zu werden.

Lysander war mit König Agesilaos gegangen, da er in dem Wahne stand, man werde ihn, wie früher, als die Seele des Körpers betrachten, von dem der Oberfeldherr der Kopf war. In dieser Hoffnung fand sich Lysander aber bald getäuscht, denn Agesilaos wollte in der That sein, was er dem Namen nach war; und so fand der Erstere denn für gut, nach Sparta zurückzukehren, wo er den Grund zu einer geheimen Verschwörung legte, welche den Zweck hatte, dem herrschenden Königsgeschlechte den alleinigen Anspruch auf den Thron zu entreißen, und diesen Anspruch auch auf seine eigene Familie auszudehnen. Doch die Verschwörung mißlang, und Lysander entging dem Todesurtheile nur dadurch, daß er in dem inzwischen ausgebrochenen böotischen Kriege, von welchem nachher die Rede sein wird, den Kriegertod starb.

Unterdessen waren die Feindseligkeiten zwischen Tissaphernes und Agesilaos zum Ausbruch gekommen (396 v. Chr.). Der Letztere that alles mögliche, um gegen die persische Reiterei bei dem gänzlichen Mangel an Berittenen eine offene Schlacht zu vermeiden. Durch geschickte Züge suchte er den Tissaphernes über seine Absichten im Unklaren zu erhalten, bis es ihm endlich gelang, die persische Macht bei Sardes mit Erfolg anzugreifen und völlig zu schlagen (395 v. Chr.). Eine reiche Beute aus dem der völligen Plünderung preisgegebenen Lande war der Lohn dieses Sieges, während Tissaphernes die erlittene Niederlage mit seinem Kopfe bezahlte.

Seinen Kriegszug in Kleinasien weiter verfolgend, kam Agesilaos in die Satrapie des Pharnabazos, den er vor dem Beginn des Feldzuges zum Abfalle von Artaxerxes II. bewegen wollte, indem er ihm das Versprechen gab, ihn zum unabhängigen Fürsten seiner Satrapie zu machen. Eine Zusammenkunft, die zur weiteren Unterhandlung über diesen Punkt zwischen Beiden stattfand, hatte indeß keinen andern Erfolg, als daß der Satrap nur versprach, sich in dem Falle mit den Griechen zu verbinden, wenn Artaxerxes ihn zurücksetzen und den Oberbefehl einem Andern als ihm übertragen würde. So unwichtig diese Zusammenkunft des spartanischen Königs mit dem persischen Statthalter auch ist, weil sie völlig erfolglos war, so giebt sie doch einen Beweis von dem großen Ansehen, in welchem der König des kleinen Sparta selbst bei den stolzen und üppigen Satrapen des „großen Königs“ stand, wie uns folgende (allerdings vom Geschichtschreiber Xenophon zur Verherrlichung seines Helden, des Agesilaos, gegebene) Schilderung zeigt.

Agesilaos, welcher zuerst an dem verabredeten Orte eintraf, legte sich ohne alle Umstände ins Gras nieder, und erwartete so den persischen Statthalter, für den köstliche Teppiche und Kissen ausgebreitet worden waren. Als dieser nun erschien und sah, daß Agesilaos auf der bloßen Erde ruhte, hatte er nicht den Muth, sich der Teppiche und Kissen zu bedienen, sondern folgte dem spartanischen Beispiele, indem er sich ins Gras niederließ. Dieser Beweis von Bescheidenheit eines persischen Satrapen gegen einen spartanischen König gab den Spartanern in den Augen der kleinasiatischen Griechen ein solches Ansehen, daß Letztere sich selbst mit Stolz als Schützlinge jener betrachteten.

Die Zusage des Pharnabazos, sich mit den Spartanern verbinden zu wollen, verrieth dem Agesilaos die große Schwäche des Persischen Reiches und gab ihm die Gewißheit, daß er nichts zu wagen hatte, wenn er den begonnenen Kriegszug tiefer in das Innere richtete. Er war überzeugt, daß die Völker, durch deren Land er zu ziehen habe, mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würden, das persische Joch abzuwerfen.

Ohne allen Zweifel hätte sich in Asien dem Agesilaos ein weites Feld kriegerischen Ruhmes eröffnet, wenn er nicht schon im folgenden Jahre nach Sparta abberufen worden wäre. Der Grund dieser Abberufung war eine Erneuerung der griechischen Bürgerkriege, indem an die Stelle Athens sich Theben als der Hauptfeind Sparta's erhoben und eine große Zahl der spartanischen Bundesgenossen gegen dasselbe aufgewiegelt hatte, weshalb auch die neu entbrennenden inneren Kämpfe die Bundesgenossenkriege (394—362 v. Chr.) genannt werden. Man kann sie füglich als eine Fortsetzung des Peloponnesischen Krieges betrachten, denn dieselben Ursachen, die diesem zu Grunde lagen, führten auch den Ausbruch jener herbei.

Sparta hatte seine Hegemonie mit eisernem Arme behauptet. Bedrückungen mancherlei Art hatten sein Regiment bei allen Bundesgenossen verhaßt gemacht, und so groß auch die Eifersucht und Stammesfeindschaft zwischen Theben, Athen und Korinth von jeher gewesen war, die Erbitterung aller Einzelstaaten gegen das stolze und rücksichtslose Sparta schmolz in eine gemeinschaftliche Feindschaft gegen die Spartaner zusammen. Dazu kam noch, daß von persischer Seite kein Geld gespart wurde, diese Feindschaft gegen Sparta immer mehr anzufachen, um diesen gefährlichsten aller Feinde Persiens durch innere Kriege von der Bedrohung des Persischen Reiches abzuhalten. Ja, dem Athener Konon, welcher bisher auf Kypros gelebt hatte, um den Augenblick abzuwarten, seinem Vaterlande nützlich zu werden, wurde sogar eine persische Flotte anvertraut, um mit derselben die spartanische Seemacht zu bekriegen.

Alles dies überzeugte die Feinde Sparta's, daß der günstigste Moment erschienen sei, um die verhaßte Hegemonie zu vernichten. Die Feindseligkeiten brachen aus, indem sich zu den drei verbündeten Staaten Theben, Athen und Korinth noch Sparta's ewiger Widersacher, das mächtige Argos, gesellte.

Lysander, welcher alle Ursache hatte, seinen geschwächten Einfluß durch kriegerische Großthaten wieder zu heben, verschaffte sich den Oberbefehl über ein Heer, welches in Böotien einfallen und Theben erobern sollte. Doch schon zu Anfang dieses Feldzuges ereilte den sonst so glücklichen Feldherrn in der Schlacht bei Haliartos (395 v. Chr.) der Tod. Die Folge des Sieges der Verbündeten war eine noch festere Vereinigung derselben. Viele andere griechische Staaten und Städte schlossen sich dem Bündnisse gegen Sparta an, Korinth ward zum Mittelpunkte aller Berathungen und Unternehmungen ausersehen, und letztere wurden sogleich auf einen Angriff des Peloponnes gerichtet.

In solcher Bedrängniß war es, wo man Agesilaos aus Asien abberief, um dem bedrohten Vaterlande durch einen Einfall in Hellas zu Hülfe zu kommen. Er folgte dem Rufe, ließ in Kleinasien zur Bewachung der Städte einen unbeträchtlichen Heerhaufen zurück und schlug mit dem Kern seiner Truppen denselben Weg nach Hellas ein, welchen einst Xerxes gezogen war. Wie dieser hatte auch er sich den Weg theils durch Kämpfe, theils durch Unterhandlungen zu bahnen. Die Kämpfe bestand er sehr glücklich, und bei den Unterhandlungen mußte die Furcht vor den spartanischen Waffen ersetzen, was ihrem Könige an diplomatischem Talent abging.

Als der Beherrscher von Makedonien auf die Anfrage wegen des Durchzuges erklärte, daß er sich erst besinnen wolle, rief Agesilaos aus: „Nun immerhin! Während er sich besinnt, wollen wir vorwärts gehen."

Eben stand er den Verbündeten bei der böotischen Grenze nahe, als er die Nachricht von einem Siege erhielt, den Konon mit einem vereinigten persisch-griechischen Geschwader

über die Landschaft Zürich in den Bauernkriegen von Landvogt Hans Rudolf Lavater (1614 bis 1689). Neues gelungenes Bild, wieder bei Conradin Bonorand, Chur, Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Von den Schweizer Bergen und Seen und ihrer Schönheit. Ein Lesebuch für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. Hans Wanner. Mit 8 Bildern. Zürich, Orell Füssli. Ein Lesebuch, das in wertvoller Weise Freunde über heimatliche Schönheit und Herrlichkeit mit Verständnis lesen läßt. Besonders wertvoll sind die Beiträge von Meinrad Lienert, Heinrich Federer, Rudolf Hunziker, Hermann Hesse und Adolf Frey. Die Auswahl ist eine sehr glückliche.

Alpenrosen bei Splügen.

Ein Buch zu unsern Bildern? Gewiß. Denn — wie schon oft in diesen Blättern betont wurde — bedeutet eine Steigerung der Heimatliebe regelmäßig eine Steigerung der Heimatkunst. Und wer sollte nicht gerne Heimatkunst pflegen? Wer sollte nicht sein Heimatland — —

Ja, wer sollte nicht? Wir wollen es nicht entscheiden. Und zum Beweis dessen, daß Heimatliebe und Heimatkunst Geschwister sind, wollen wir heute einmal nicht in der Weise unsere Bilder besprechen, wie wir es sonst tun, sondern wollen sie einfach als Illustrationen zu einem Buche betrachten.

Illustrationen wozu? Nun, zu einem Buche, das Heimatliebe und Heimatkunst in sich vereinigt. Zu einem Buche, das uns lehrt, unsere Heimat zu lieben, weil es uns lehrt, sie zu verstehen. Zu einem Buche, das uns lehrt, unsere Heimat zu verstehen, weil es uns lehrt, sie zu lieben.

Heimatliebe lernen heißt, durch das Anblicken und vom Betrachten der Kunstwerke unserer Heimat. Heimatkunst lernen heißt, durch das Anblicken und vom Betrachten der Heimat selbst. Heimatliebe und Heimatkunst lernen heißt, durch beides zugleich.

Ich weiß gerade, daß wir den Kunstwerken keine Anfangsstelle, noch eine schlechtere

Städte und Inseln bemächtigte, auch mit seiner siegreichen Flotte nach Athen eilte und die Stadt in den Stand setzte, ihre niedergerissenen Mauern von Neuem aufzuführen.

Für Sparta war diese Auferstehung Athens der empfindlichste Schlag. Alle Vortheile des Peloponnesischen Krieges gingen ihm dadurch verloren, und aus dem gedemüthigten Nebenbuhler mußte nun ein racheglühender Feind erstehen. Kein Wunder also, daß Sparta mit Ernst daran dachte, sich für den bevorstehenden Kampf wenigstens des Feindes zu entledigen, der ihm bisher durch die Macht des Geldes so verderbenbringend gewesen war, nämlich Persiens. Die Spartaner, ihrer früher so stolz bewahrten Nationalehre längst baar, waren eigennützig genug, das Wohl Griechenlands ihrem augenblicklichen Vortheile zu opfern; sie entschlossen sich, mit Persien einen Frieden zu schließen, welcher Sparta's Namen für immer beschmutzte. Denn infolge dieses, nach vielen unwichtigen Kriegszügen der kämpfenden Parteien durch den spartanischen Nauarchen Antalkidas im Jahre 387 v. Chr. abgeschlossenen Vertrages wurden die kleinasiatischen Griechen des festen Landes wieder der persischen Herrschaft unterworfen, also alle durch die Perserkriege und den Kimonischen Frieden errungenen Vortheile aufgegeben. Freilich hatte sich Sparta durch den Antalkidischen Frieden nicht allein Persien zum Freunde gemacht, sondern auch von diesem Reiche die Befugniß erworben, die Bestimmungen des Friedensschlusses zur Ausführung zu bringen. Hieraus erwuchs ihm der Vortheil, als Bevollmächtigter Persiens die Hegemonie zur See sich zu erhalten und das Recht anzusprechen, in allen Streitigkeiten der griechischen Staaten — angeblich zur Beruhigung Griechenlands, in Wahrheit aber zur Vergrößerung seiner eigenen Macht — den Schiedsrichter zu machen.

Dieser Zustand dauerte mehrere Jahre, ohne daß die Verbündeten Muth oder Kraft genug hatten, offen gegen Sparta aufzutreten, so daß der begonnene Krieg allmählich aufhörte. Denn Theben scheute die durch den Antalkidischen Frieden gewachsene Macht Sparta's, in Korinth wütheten innere Kämpfe zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei, und Athen war zu einem großen Kriege noch nicht genug vorbereitet, um so weniger, da es ihm nach Konon's Tode an einem talentvollen Feldherrn gänzlich fehlte.

Konon war als ein Opfer spartanischer Kabale gefallen. Während der Unterhandlungen des Antalkidas hatte ihn der persische Satrap Tiribazos auf Anstiften Sparta's unter Vorspiegelung freundschaftlicher Unterredungen nach Kleinasien gelockt, dort sogleich nach seiner Ankunft in Fesseln legen, und — wie Einige behaupten — hinrichten lassen. Nach Anderen soll er dem Gefängnisse entflohen, nach Kypros entkommen und hier bald darauf eines natürlichen Todes gestorben sein.

Der nationale Sinn unter den Griechen war mehr und mehr erloschen, aber es wäre für die griechischen Staaten doch eine mehr friedliche oder eine zur Erholung Aller ersehnte Zeit gekommen, wenn nicht eine Frevelthat Sparta's die Veranlassung geboten, daß der Bundesgenossenkrieg in neuen Flammen wieder auflohte.

Olynthos, eine bis dahin wenig bekannte Stadt, hatte sich mit Hülfe ihres ausgedehnten Handels und durch glückliche Kriege in Makedonien und Thrakien zu einer Macht aufgeschwungen, welche erst dann anfing, die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen Sparta's zu erregen, als sie durch glückliche Unternehmungen zur See immer mehr Einfluß auf andere mit ihr verbündete Städte gewann. Ein solches Aufstreben mußte nach spartanischer Politik im Keime erstickt werden. So erhielt denn ein gewisser Phöbidas den Befehl, mit einem Heerhaufen nach Olynth zu ziehen, die Stadt zu erobern und mit Gewalt zu einem Bundesgenossen Sparta's zu machen. Phöbidas vollzog nicht nur den ihm gewordenen Auftrag und unterwarf Olynth, sondern er fand auch eine günstige Gelegenheit, noch mehr auszurichten. Als er nämlich auf dem Zuge nach Olynth durch Böotien kam und in der Nähe von Theben, wo sich wieder eine spartanische Partei eingenistet hatte, Halt machte, wurde er von Leontiades, dem Haupte jener Partei, aufgefordert, sich der Burg Kadmea zu bemächtigen, die wegen eines Festes unbewacht stand. Phöbidas folgte solcher

Bedeutung; der Festtag, gewöhnlich auf den Sonntag nach Mariä Himmelfahrt, an dem Maria über ihrem Grabe, Gethsemane, Jerusalem, Engeln die Krone der Unsterblichkeit überreicht wird. Die Darstellung Mariä Himmelfahrt ist ein Lieblingsthema der Kunst, besonders der Malerei, seit dem 14. Jahrhundert. Die ältesten Bilder, welche Maria beim Heimgehen von den Aposteln umgeben zeigen, stammen aus dem 5. Jahrhundert. Die Apostel sind um Maria versammelt, die Engel herabgekommen, um sie zu holen. Die Auffahrt Mariä.

Auffahrt Mariä. Gemälde von Tizian.

Mitte, nach oben in den Himmel, wird sie von Engeln getragen. Dann sind noch die verschiedenen Gruppen der Apostel, die Mariä Grab umgeben, Jerusalem und Gethsemane angedeutet, in Italien das für die Auffahrt Christi typische Olivenhaus. Mariä Grab bleibt Altarschrein, Sarkophag, Mittelpunkt der Gruppen. Die Auffahrt Mariä ist ein Lieblingsthema der Kunst, besonders der Malerei, seit dem 14. Jahrhundert. Die ältesten Bilder, welche Maria beim Heimgehen von den Aposteln umgeben zeigen, stammen aus dem 5. Jahrhundert. Die Apostel sind um Maria versammelt, die Engel herabgekommen, um sie zu holen. Die Auffahrt Mariä ist ein Lieblingsthema der Kunst, besonders der Malerei, seit dem 14. Jahrhundert. Die ältesten Bilder, welche Maria beim Heimgehen von den Aposteln umgeben zeigen, stammen aus dem 5. Jahrhundert. Die Apostel sind um Maria versammelt, die Engel herabgekommen, um sie zu holen. Die Auffahrt Mariä.

Ersterer übte seine Körperkräfte auf dem Ringplatze, Letzterer fand seine Erholung in philosophischen Gesprächen. Trotz solcher Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten blieb aber ihre Freundschaft innig und unerschütterlich, wovon uns die Geschichte manche schöne Probe überliefert. So geschah es einst während einer Schlacht, in welcher die Thebaner den Spartanern Beistand leisteten, daß eine allgemeine Flucht stattfand. Nur die beiden Jünglinge Pelopidas und Epaminondas suchten dem nachdrängenden Feinde mit zusammengehaltenen Schilden Widerstand zu leisten, bis Pelopidas, aus sieben Wunden blutend, niedersank. Jetzt dachte Epaminondas noch weniger daran, seine Stellung zu verlassen, trat vielmehr vor den Körper seines Freundes und schützte denselben so lange, bis auch ihm ein Lanzenstich in die Brust und ein Hieb in den Arm die Kräfte raubte. Glücklicherweise eilten in demselben Augenblick mehrere Spartaner vorüber, welche die tapferen Freunde vor der Schmach der Gefangenschaft retteten.

Epaminondas, dessen ungünstige Vermögensverhältnisse die Erreichung seiner Ziele erschwerten, verdient offenbar eine höhere Anerkennung als Pelopidas, dessen Streben durch Glücksumstände unterstützt wurde. Ueberhaupt muß man dem Ersteren größere Vorzüge zuschreiben als dem Letzteren. Ja, Epaminondas kann unter allen mit Recht gefeierten Männern des alten Griechenlands als derjenige gelten, welcher dem Ideale männlicher Tugend am nächsten kam; denn er vereinigte in sich alle diejenigen Eigenschaften, die einzeln schon einen Mann groß zu machen vermögen. Einige Charakterzüge, welche uns die Geschichte von ihm überliefert hat, werden diese Hochschätzung rechtfertigen.

Während der späteren Zeit, als Epaminondas schon der Lenker Thebens war, kam einst ein persischer Unterhändler mit mehreren Säcken Goldes zu ihm; allein Epaminondas wies ihn zurück mit den Worten: „Mein Freund, wenn deines Königs Absichten meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es seiner Geschenke nicht. Sind sie aber meinem Vaterlande nachtheilig, so wird alles Gold und Silber mich nicht zum Verräther an meiner Pflicht machen. Du hast mein Herz nach dem deinigen beurtheilt; das verzeihe ich dir. Aber verlasse sogleich diese Stadt, damit du die Einwohner nicht verführest."

Als Feldherr erfuhr er einst, daß sein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freiheit gegeben habe. Dies empörte ihn so, daß er den Waffenträger entließ, indem er sagte: „Gieb mir meinen Schild zurück; denn seitdem Geld deine Hände befleckt, kannst du nicht ferner in Gefahren mein Begleiter bleiben, und es wird dir auch nun wegen des Besitzes der Muth im Kampfe fehlen."

So dachten und handelten die Männer, welche sich im Geheimen zu dem Zweck verbanden, ihre Vaterstadt Theben von der Gewaltherrschaft der Spartaner zu befreien. Ihr Plan ging dahin, die spartanischen Tyrannen heimlich zu ermorden, deren Anhänger zu vertreiben, sich der Burg zu bemächtigen und so dem Volke die Freiheit zu schenken, welche Theben dann aus eigener Kraft gegen Sparta vertheidigen und behaupten konnte.

Unter den thebischen Oligarchen waren es außer Leontiades noch vorzüglich Archias, Philippos und Hypates, welche als die eigentlichen Tyrannen galten, und auf deren Beseitigung man es daher zunächst absehen mußte. Den Vaterlandsfreunden, die in Theben geblieben waren, lag die erste Ausführung des gemeinschaftlichen Planes ob; die Verschwornen in Athen sollten nur eine Art Hülfsmacht bilden. Unter den Ersteren müssen wir als Leiter des Unternehmens folgende drei Männer nennen:

Charon, ein reicher, angesehener Mann, in dessen Hause die Verschworenen sich zusammenfanden; Phyllidas, welcher dadurch für das Gelingen der Verschwörung wirkte, daß er sich bei Archias und Philippos die Stelle eines Geheimschreibers verschaffte; endlich Epaminondas. Letzterer war nur deshalb nicht aus Theben verbannt worden, weil man ihn als einen unpraktischen Philosophen und unvermögenden Mann nicht fürchten zu müssen glaubte. Seine Bemühungen um den Befreiungsplan waren vorbereitender Art, indem er bei den jungen Männern den Freiheitssinn anzufachen suchte. Er ließ die thebanischen

Jünglinge auf dem Ringplatze mit den Spartanern kämpfen, und wenn jene ſtolz darauf waren, dieſe überwunden zu haben, dann rief er ihnen zu: Scham würde ihnen beſſer anſtehen, als Stolz, da ſie die Knechte von Leuten wären, die ſchwächer ſeien als ſie.

Der zur Ausführung beſtimmte Tag war gekommen, die Verſchworenen in Charon's Hauſe bereit, wo ſie die Ankunft des Pelopidas und der Mitverſchworenen aus Athen erwarteten. Zwar wurde Charon etwas ängſtlich, doch ſein Gefühl für Ehre war ſtärker; er hielt ſein Haus offen. Ein anderer Verſchworener, Hippoſthenidas, zog ſich dagegen, von Angſt erfüllt, zurück und bat ſogar einen Freund, Namens Chlidon, dem Pelopidas entgegen zu reiten, um dieſen zur Umkehr zu bewegen. Chlidon eilte deshalb nach Hauſe, kam aber infolge eines daſelbſt entbrannten häuslichen Zwiſtes nicht zur Ausführung ſeines bedenklichen Vorhabens.

Epaminondas rettet dem Pelopidas das Leben. Zeichnung von Hermann Vogel.

Inzwiſchen traten die zwölf Verſchworenen, als Jäger verkleidet, in Theben ein. Da ſie zu verſchiedenen Thoren die Stadt betraten und bei dem ſtürmiſchen Wetter die Straßen menſchenleer geworden, ſo konnten ſie unbemerkt in Charon's Haus gelangen, wo ſich endlich achtundvierzig wohlbewaffnete Männer beiſammenfanden.

Indem ſie hier noch die Ausführung ihres Planes beſprachen, erſchien plötzlich ein Diener des Archias mit dem Befehle, Charon ſolle ſich ſogleich zu Jenem verfügen, der ſich in dem Hauſe des Phyllidas befände. Letzterer hatte nämlich für den heutigen Tag ſeinen beiden Patronen Archias und Philippos ein Gaſtmahl gegeben, und ihnen zur Krönung deſſelben den Beſuch mehrerer Hetären zugeſagt. Die beiden Tyrannen hatten ſich aber mit ihren Freunden kaum den Genüſſen der Tafel hingegeben, als ſich das Gerücht unter ihnen verbreitete, es ſeien eine Anzahl Verbannte in die Stadt gekommen. So erklärte ſich die Veranlaſſung, warum Archias den Charon zu ſich beſchieden hatte.

Digitized by Google

Noch aber kannte Charon die Ursache seiner Berufung nicht, und die Verschworenen fürchteten Verrath. Endlich, als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, beschlossen sie, Charon solle dem Rufe folgen. Er zeigte sich hierzu bereit, indem er den Verschworenen als Unterpfand seiner aufrichtigen Gesinnung seinen Sohn zurücklassen wollte. Allein die edeln Männer verwarfen ein solches Anerbieten und erklärten, daß Charon sie nicht für so niedrig denkend halten solle, als würden sie je einen Argwohn in seine Gesinnung setzen. Sie baten ihn vielmehr, seinen Sohn fern zu halten, damit ihnen in demselben ein Rächer erstehen könne, falls sie als Opfer ihrer Vaterlandsliebe fielen. Charon aber entgegnete, daß er den Sohn nicht entfernen würde, weil er keine größere Ehre für denselben wüßte, als mit seinem Vater und so edeln Freunden zu sterben.

So begab sich der wackere Mann muthig zu Archias. Dieser theilte ihm das gehörte Gerücht mit, und da Charon hieraus erfuhr, daß der Tyrann nichts Bestimmtes wußte, so stellte er sich so arglos wie möglich und erklärte, daß er sich auf Kundschaft legen wolle, weil man auch bei den grundlosesten Gerüchten vorsichtig sein müsse. So zog das Ungewitter, welches die Häupter der Verschworenen bedrohte, glücklich vorüber; ebenso ein anderes von noch gefährlicherer Art.

Der Hierophant (oberster Priester bei den eleusinischen Mysterien), ein Gastfreund des Archias, hatte nämlich in Athen Kunde von der Verschwörung erhalten und sandte einen Boten nach Theben mit einem Briefe, der dem Archias den ganzen Anschlag verrieth. Der Bote traf den Tyrannen, als dieser schon halb berauscht der versprochenen Hetären harrte. Er übergab den Brief mit der Weisung seines Herrn, das Schreiben sogleich zu lesen, da es wichtige Nachrichten enthalte. Allein Archias fühlte sich jetzt nicht aufgelegt zu Geschäften, und mit den Worten: „Sorgen bis morgen!“ legte er den Brief bei Seite.

Unterdessen waren die Verschworenen mit ihrem Plane im Reinen. Sie theilten sich in zwei Haufen, deren einer unter Pelopidas den Leontiades und Hypates in ihren Häusern überfallen sollte. Die Anderen unter Charon's Führung sollten, als Tänzerinnen verkleidet und durch Kränze von Laubwerk unkenntlich gemacht, zu dem Gastmahle des Phyllidas eilen, um dort den Archias und Philippos zu erdolchen.

Die schon völlig berauschte Gesellschaft bei Phyllidas verlangte eben stürmischer als je nach den versprochenen Hetären, als die verkleideten Verschworenen eintraten. Sie wurden mit einem beifälligen Händeklatschen empfangen; aber noch hatte dies nicht ausgetönt, als sich auch schon das Todesröcheln Derer damit vermischte, welche unter den Dolchen der Verschworenen hinsanken. Archias, Philippos und jeder ihrer Freunde, der sich zur Wehre setzte, fielen der Freiheit zum Opfer.

Während dies in der Wohnung des Phyllidas vorging, war Pelopidas mit seinen Gefährten in das Haus des Leontiades gedrungen und hatte diesen, wiewol erst nach heftiger Gegenwehr, zu Boden gestreckt. Als man ebenso den Hypates überfallen wollte, war derselbe bereits entflohen. Allein er wurde von den Verschworenen eingeholt und mußte das Schicksal der übrigen Tyrannen theilen.

So war die Stadt von ihren Despoten befreit, noch ehe die Bewohner von dem Vorgange etwas ahnten. Erst am Morgen erfuhren diese, daß ihnen über Nacht der Stern der Freiheit aufgegangen, und nun trat das ganze Volk, von Epaminondas geleitet, in die Waffen, um der spartanischen Besatzung Herr zu werden. Pelopidas und die übrigen Befreier der Vaterstadt wurden im Triumph und mit Jubelgeschrei empfangen und zu Lenkern des Staates ernannt. Jetzt galt es, der Spartaner auf der Kadmea Herr zu werden; diese Besatzung war jedoch von den stattgehabten Ereignissen so entmuthigt, daß sie die Burg übergab, noch ehe das zum Entsatz herbeieilende spartanische Heer die Grenze Böotiens erreicht hatte.

So wurde Theben frei, und die nächste Folge dieses wichtigen Ereignisses war der Wiederausbruch des Bundesgenossenkrieges, in welchem Sparta und Theben wiederum als

die Hauptmächte der ſtreitenden Parteien erſcheinen. Noch hielten ſich die Thebaner des Beiſtandes der Athener nicht verſichert, weil unter letzteren eine ſpartaniſche Partei ſich eingeniſtet hatte, die das Bündniß mit Theben zu hintertreiben ſuchte. Und faſt wäre dies gelungen, wenn ſich nicht ein Vorfall ereignete, der die Verbindung mit Theben ſofort ins Leben rief.

Ein ſpartaniſcher Feldherr, Namens Sphodrias, fiel nämlich heimlich ins attiſche Gebiet ein, und glaubte ſich den Dank ſeines Vaterlandes zu verdienen, wenn er den kaum wieder befeſtigten Peiräeus zerſtörte, welchen er eines Nachts überfallen wollte. Sein Plan mißlang zwar; allein nun verwüſtete er aus Aerger darüber das attiſche Gebiet und empörte durch dieſe Gewaltthat die Athener ſo ſehr gegen Sparta, daß ſie ſogleich das Bündniß mit Theben abſchloſſen, und ein Heer unter Chabrias zur Unterſtützung der Thebaner abſandten.

Dieſes Hülfsheer wurde den Thebanern noch nützlicher durch ein von ſeinem Anführer erfundenes Vertheidigungsſyſtem. Chabrias hatte nämlich ſeine Soldaten eingeübt, den Feind dadurch abzuhalten, daß ſie ſich auf ein Knie niederließen, den Schild darauf ſtemmten und ſo aufs Beſte gedeckt mit vorgeſtrecktem Speere den Angriff erwarteten. Die Spartaner waren von dieſem neuen Manöver ſo ſehr überraſcht, daß ſie es nicht wagten, eine ſolche lebendige Mauer anzugreifen; und dieſe neue Vertheidigungsmanier wurde ſo berühmt, daß die Athener dem Chabrias eine Bildſäule errichteten, welche ihn in dieſer Stellung abbildete.

Pelopidas und Epaminondas, auf deren Schultern das Geſchick Thebens ruhte, hatten nichts verſäumt, um den Feinden ein tüchtiges Heer entgegen zu ſtellen. Den Kern deſſelben bildete die von Pelopidas angeführte „heilige Schar", welche aus 300 auserleſenen thebaniſchen Jünglingen beſtand, deren ſchwärmeriſche Vaterlandsliebe ſie ſämmtlich zu todesverachtenden Streitern und deren zärtliche Freundſchaft unter einander ſie zu einem innig verſchmolzenen und dadurch unüberwindlichen Heldenkörper machte.

Den Oberbefehl über das ſpartaniſche Heer hatte Ageſilaos übernommen. Er war vielleicht der einzige Mann in Sparta, welcher hoffen durfte, der emporgekommenen thebaniſchen Macht die Spitze bieten zu können. Er beſchränkte ſich jedoch auf Verwüſtung des feindlichen Gebietes; denn Pelopidas ſuchte eine entſcheidende Schlacht zu vermeiden, um ſeine Truppen erſt durch kleine Kämpfe beſſer vorzubereiten.

So verging die erſte Zeit dieſes Krieges ohne bemerkenswerthe Ereigniſſe. Nur das Gefecht bei Tegyra iſt zu erwähnen, weil es die Tapferkeit der Thebaner zum erſten Male im glänzendſten Lichte zeigte, indem hier — was noch nie geſchehen war — die Spartaner von einer bei weitem geringern Anzahl eine vollſtändige Niederlage erlitten.

Es war nämlich Pelopidas, der bei Tegyra mit ſeiner heiligen Schar über tauſend Spartaner den Sieg errang, auf welche er in einem engen Paſſe unvermuthet geſtoßen war Beim Anblicke der großen Ueberzahl, von der man ſich ſo plötzlich überraſcht ſah, hatte Einer erſchreckt ausgerufen: „Wir ſind den Feinden in die Hände gefallen!" — „Nicht doch", hatte Pelopidas zurückgerufen, „die Feinde ſind uns in die Hände gefallen!" Und ein glänzender Erfolg rechtfertigte den kühnen Ausſpruch.

Unterdeſſen hatte auch Athen ſeinen alten Kriegsruhm durch tapfere Haltung wieder aufgefriſcht. Man hatte dieſe Stadt zum Verſammlungsorte der bundesgenöſſiſchen Abgeordneten beſtimmt, wo die Angelegenheiten des Krieges berathen werden ſollten, und die Athener ſuchten dieſe neue Ehre durch kriegeriſche Thaten zu verdienen, indem ſie zwei Flotten ausrüſteten, welche dazu beſtimmt wurden, die ſpartaniſche Seemacht zu vernichten. Die eine jener Flotten wurde von Chabrias angeführt und erfocht bei Naxos (376 v. Chr.) einen glänzenden Sieg; die andere, von Timotheos, dem Sohne Konon's, geleitet, bemächtigte ſich der Inſel Korkyra, ſchlug die peloponneſiſche Flotte bei Leukas (375 v. Chr.) und verfolgte ihre Siegesbahn nach Timotheos' Abſetzung unter Iphikrates mit gleichem Ruhme. Da kam, durch Vermittlung Perſiens, zwiſchen den kämpfenden Parteien ein

Friede zu Stande, welchem Athen, auf die anwachsende Macht Thebens eifersüchtig, beitrat. Dieser Friede, welcher in Sparta selbst unterhandelt wurde, sollte auf der Grundlage des Antalkidischen aufgebaut werden, wodurch aller Oberherrschaft des einen griechischen Staates über den andern, natürlich mit Ausnahme Sparta's, ein Ende gemacht wurde. Alle Staaten erklärten sich einverstanden, nur Theben nicht, das die Hegemonie über die böotischen Städte nicht aufgeben wollte, wenn nicht auch Sparta seiner Herrschaft über Lakonien und Messenien entsagte. Die Folge davon war, daß, nachdem die übrigen Staaten den Frieden abgeschlossen hatten (372 v. Chr.), Theben und Sparta allein noch auf dem Kampfplatze zurück blieben. Die Waffen sollten also zwischen beiden Staaten entscheiden, und dies geschah in der

Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) zu Gunsten Thebens. Der spartanische König Kleombrotos, welcher mit einem Heere in Phokis stand, war nämlich gleich nach dem Abbruch der Unterhandlungen in Böotien eingerückt, und die thebanischen Feldherren erkannten, daß jetzt der Augenblick gekommen, durch einen entscheidenden Sieg die Macht ihres Vaterlandes zu begründen. Zwar waren die Thebaner nicht ohne Bangigkeit in den Kampf gezogen, der über ihr Schicksal bestimmen sollte; doch der Muth und das Talent ihres Feldherrnpaares ersetzte, was ihnen an Selbstvertrauen abging. Bei Leuktra stießen die feindlichen Heere aneinander. Auf beiden Seiten wurde mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft; aber drei Dinge entschieden die Schlacht zu Gunsten der Thebaner: die heldenmüthige Tapferkeit der heiligen Schar, die Ueberlegenheit der thebanischen Reiterei, und vor Allem die hier so berühmt gewordene schiefe Schlachtordnung des Epaminondas. Die Spartaner erlitten eine Niederlage, wie sie eine solche kaum je erlebt hatten. König Kleombrotos selbst war gefallen; die Mehrzahl der Spartaner bedeckte mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld; die übrigen waren entflohen.

Die Vorgänge vor der Schlacht bei Leuktra beweisen so sehr die Nichtigkeit des Glaubens an Vorzeichen, daß wir uns veranlaßt finden, auf dieselben näher einzugehen, da ein solcher Glaube sich sogar noch heute besonders bei Soldaten und Seeleuten findet.

Kein Unternehmen war von ungünstigeren Vorzeichen bedroht, als der Auszug zur Schlacht bei Leuktra. Die Gattin des Pelopidas wurde von einer so schlimmen Ahnung befallen, daß sie ihn beim Abschied bat, sich selbst vor allen Anderen zu erhalten. Der hochherzige Feldherr aber antwortete: „Weib, das muß man den Gemeinen empfehlen; dem Hauptmann aber, daß er die Anderen erhalte." Und er kehrte mit Sieg gekrönt zurück.

Als Epaminondas das Heer aus dem Thore führte, wurde er von einem bösen Zeichen erschreckt; doch mit seltener Geistesgegenwart citirte er den Homerischen Vers: „Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu retten!" Und es wurde errettet.

Vor der Schlacht hatte Pelopidas einen Traum, in welchem ihm geboten wurde, eine blonde Jungfrau zu schlachten, wenn er die Spartaner besiegen wolle. Das unmenschliche Gebot empörte ihn; allein, um sich keine Verantwortung vor seinem Gewissen aufzubürden, theilte er seinen Traum den übrigen Führern sowie den Wahrsagern mit. Die Meinungen waren getheilt. Einige bestanden auf Vollziehung des geträumten Gebots; die Vernünftigeren aber, unter ihnen Pelopidas selbst, erklärten, die Götter könnten an einem so grausamen Opfer kein Wohlgefallen finden; und fänden sie es, so seien sie nicht würdig, von milderen Menschen verehrt zu werden. Noch war man unentschlossen, was man thun solle, als ein entsprungenes Füllen, weiblichen Geschlechts und fuchsfarben, daher kam und dem Rathe den Ausschlag gab. Man erklärte dies Füllen für die verlangte blonde Jungfrau und opferte das unschuldige Thier. Trotzdem daß man hier die Götter so gröblich betrog, zürnten sie nicht, denn die Schlacht wurde von den Thebanern dennoch gewonnen.

Die oben erwähnte schiefe Schlachtordnung, eine Erfindung des Epaminondas, besteht darin, daß die Truppen mit der feindlichen Schlachtlinie nicht parallel aufgestellt werden, sondern mit derselben ein paar divergirende Linien bilden. Auf diese Weise wird es möglich, mit einer kürzeren Schlachtlinie, also auch mit einer geringeren Truppenzahl,

die längere feindliche aufzurollen. Um dies noch deutlicher einzuſehen, denke man ſich ein rechtwinkeliges Dreieck, deſſen längere Seite die feindliche Kampfreihe vorſtellt, während die eine kürzere die ſchiefe Schlachtlinie, und die andere kürzere die Richtung, in welcher letztere vorrückt, andeutet.

So entſchieden die Niederlage auch war, welche die Spartaner bei Leuktra erlitten, ſo gab man ſich in Sparta doch das Anſehen, als achte man den Verluſt gering. Nur eins ſetzte die Ephoren in große Verlegenheit. Nach dem ſpartaniſchen Geſetze traf jeden Flüchtling eine harte Strafe; und wollte man dies Geſetz in ſeiner vollen Geltung zur Anwendung bringen, ſo lief man Gefahr, ſich ſelbſt der meiſten Krieger zu berauben in einer Zeit, wo man ihrer am wenigſten entbehren konnte. Ageſilaos half den Ephoren aus dieſer Verlegenheit, indem er ihnen zurief: „Laßt das Geſetz heute ſchlafen!“ Und das Geſetz ſchlief.

Epaminondas ordnet das Heer zur Schlacht. Zeichnung von Hermann Vogel.

Ageſilaos hatte an den letzteren Kriegsereigniſſen in Perſon nicht Antheil nehmen können, da eine Krankheit ihn verhinderte, ins Feld zu rücken, obgleich er ſich durch ſeine Leiden nicht abhalten ließ, in Sparta ſelbſt für die Bedürfniſſe des Krieges nach Kräften zu wirken. Vornehmlich ſeinen Bemühungen war es zu danken, daß unmittelbar nach der Niederlage bei Leuktra ein neues Heer erſtand, zu deſſen Oberfeldherrn man ſeinen Sohn Archidamos ernannte. Was dieſer gegen den großen Feldherrn Epaminondas ausgerichtet haben würde, läßt ſich überhaupt nicht muthmaßen, da noch vor Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten ein Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Parteien auftrat. Es war Jaſon, der Tyrann von Pherä, einer theſſaliſchen Stadt, welche über Theſſalien die Hegemonie behauptete. Jaſon's ehrgeizige Pläne waren auf eine Oberherrſchaft in Griechenland gerichtet, und als er nun von Theben um Unterſtützung angegangen wurde, leiſtete er dieſelbe zwar nicht, aber er vermittelte einen Vertrag, laut deſſen das ſpartaniſche Heer den Peloponnes, das thebaniſche Böotien nicht verlaſſen ſollte. Dadurch hoffte

Digitized by Google

Jason das Gleichgewicht unter den griechischen Staaten zu erhalten und hierauf weitere Pläne zu bauen. Allein der Tod hinderte ihn an Ausführung der letzteren, und seinen Thron nahm einer seiner Verwandten, Alexander, ein.

Alsbald begannen die Feindseligkeiten wieder, indem Pelopidas und Epaminondas in den Peloponnes eindrangen. Agesilaos hatte jetzt den Oberbefehl wieder übernommen, fand aber für gut, erst abzuwarten, was die Thebaner beginnen würden. Zum Unglück für ihn beschleunigten letztere ihr Vordringen so sehr, daß, als ihre Nähe gefährlich wurde, Agesilaos mit seiner Abwehr zu spät kam. Epaminondas war in Messenien eingedrungen, hatte dieses Land für einen von Sparta unabhängigen Staat erklärt, die vertriebenen Messenier aus allen Weltgegenden herbei gerufen, und unter seinem Schutze am Fuße des Berges Ithome ein neues Messene erbauen lassen, in welchem den Spartanern ein naher und um so gefährlicherer Feind erstand.

Unter solchen Umständen fand Agesilaos kaum Zeit, das bedrohte Sparta in Vertheidigungszustand zu setzen, zumal die Nähe der Thebaner in Sparta selbst eine Verschwörung hervorgerufen hatte. Der Geistesgegenwart des Agesilaos glückte es zwar, den Ausbruch zu ersticken, allein die Gefahr für Sparta würde immer noch groß gewesen sein, wenn Epaminondas, zufrieden, in Messenien den Spartanern einen Feind geschaffen zu haben, nicht den Peloponnes eben so plötzlich verlassen hätte, wie er ihn betreten.

So trat denn eine unverabredete Waffenruhe ein, die von Seiten der Thebaner um so weniger gestört wurde, als ihre beiden Feldherren (Böotarchen) sich nach der Rückkehr aus dem Peloponnes zu einer Entsetzung von ihrem Amte verurtheilt sahen. Die dortigen Ereignisse hatten sie nämlich nicht daran denken lassen, daß die gesetzliche Zeit ihrer Böotarchenwürde schon seit vier Monaten verflossen war. Diesen Umstand machten sich ihre Neider zu Nutze, um Pelopidas und Epaminondas nach ihrer Rückkehr vor ein Blutgericht zu ziehen, da das Gesetz auf eigenmächtiges Verbleiben im Führeramte den Tod verfügte. Nur die großen Verdienste, welche sich Pelopidas und Epaminondas um das Vaterland erworben hatten, retteten sie.

Als sie vor Gericht standen, ergriff Epaminondas, sich vertheidigend, das Wort und sprach mit der ihm eigenen Würde: „Das Gesetz verurtheilt mich; ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man niederschreibe: Die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lakedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden, weil er das Vaterland gerettet, weil er Lakedämon belagert, weil er Messene erbaut hat!“ — Diese Worte erregten den wohlverdienten Beifall des Volkes; dieses übte sein Gnadenrecht, und die beiden Feldherren wurden frei gesprochen, aber ihrer Würde entsetzt.

Bald nachher fand sich Theben in einen Kampf mit Alexandros, dem schon erwähnten Tyrannen von Pherä, verwickelt. Die thessalischen Städte hatten nämlich die Thebaner um Hülfe gebeten gegen die Uebergriffe dieses verabscheuungswürdigen Unmenschen.

Die Grausamkeiten, welche sich Alexandros gegen seine Unterthanen zu Schulden kommen ließ, sind fast unglaublich. Das Volk, anstatt sich seines ruchlosen Despoten zu entledigen, ließ sich von ihm im eigentlichsten Verstande wie das Wild im Walde hetzen; denn Alexandros ließ aus boshafter Laune Menschen nicht nur lebendig begraben, sondern auch in Bären- und Eberhäute einnähen und mit Jagdhunden zu Tode hetzen.

Und ein solcher Mann konnte bei der Darstellung menschlicher Leiden auf der Bühne Thränen vergießen. Er sah nämlich einst die „Trojanerinnen“ des Euripides, als er das Theater plötzlich verließ und den Schauspielern sagen ließ, sie möchten ruhig weiter spielen, denn nicht aus Mißfallen an ihnen verlasse er das Theater, sondern weil er sich vor seinen Unterthanen schäme, wenn sie ihn, der so viele Menschen getödtet, über Hekuba's und Andromache's Leiden weinen sähen!

Pelopidas erhielt den Oberbefehl über das Heer, welches auf die Bitte der unglücklichen Theſſalier nach Theſſalien abgeſandt wurde. Allein er hatte das Unglück, mit dem größten Theile deſſelben in Gefangenſchaft zu gerathen. Da ſandte Theben ein zweites Heer, um ihn zu befreien. Doch auch dieſes Heer würde vermuthlich ein ähnliches Schickſal erlebt haben wie das erſte, wenn es ſich nicht den Epaminondas, welcher hier als gemeiner Soldat mitgezogen, zum Anführer erwählt hätte. Dieſer rettete nicht allein das Heer aus ſeiner Noth, ſondern zwang auch den Tyrannen, Pelopidas auszuliefern.

Athen war bisher unthätiger Zuſchauer des Krieges zwiſchen Sparta und Theben geblieben; als aber die Macht des letztern nicht allein durch die Schlacht bei Leuktra, ſondern auch durch die glücklichen Unternehmungen in Theſſalien immer größer wurde, da brachte die politiſche Eiferſucht in Athen den Entſchluß zu Stande, ein Bündniß mit Sparta zu ſchließen. Und ſo geſchwächt war letzterer Staat bereits, daß er auf ſolchen Vertrag unter Abtretung des Oberbefehls an Athen eingehen mußte.

Theben, das bei all ſeiner politiſchen Macht ſich niemals die Sympathien Griechenlands erwerben konnte, weil die Art ſeiner Sitten und die Rückſichtsloſigkeit ſeiner Anforderungen die Gemüther von ihm abwandte, — Theben ſah ſeine Feinde wachſen und einen Tag kommen, da ſeine Macht dahinſinken würde. Ein Vorſpiel zu dieſem tragiſchen Ende lieferte ein neuer Krieg gegen Alexandros von Pherä. Denn in dieſem Feldzuge, auf erneute Bitten der theſſaliſchen Städte unternommen, fand Pelopidas (364 v. Chr.) ſiegend ſeinen Tod; und Theben, obgleich es durch die Beſiegung des Alexandros und deſſen nachfolgende Ermordung ſeine Macht in Theſſalien feſter denn je begründet ſah, verlor doch in dem gefallenen Helden einen der beiden Arme, welche für ſein gutes Geſchick bisher gewirkt hatten.

Epaminondas.

Pelopidas wollte während des Treffens den Tyrannen Alexandros im Zweikampfe erlegen; aber dieſer, feig wie alle Deſpoten, die gewohnt ſind, Andere für ſich ſterben zu laſſen, flüchtete ſich hinter die Speere ſeiner Leibgarde. Pelopidas aber ſuchte den Flüchtling auch dort auf; in der Begierde des Sieges und der Rache ſtürzte er mit Ungeſtüm auf den fliehenden Tyrannen und ſchlug zu Boden, was ſich ihm in den Weg ſtellte; doch endlich ſank er von den langen theſſaliſchen Spießen durchbohrt, todt zu Boden.

Die Betrübniß der thebaniſchen Krieger über den Fall ihres ruhmgekrönten Führers war grenzenlos. Niemand ließ ſich verbinden, Niemand legte den Panzer ab. Man ſchor den Pferden die Mähnen und ſich das eigene Haar; und alle in der Schlacht gemachte Beute wurde um den Leichnam des Helden aufgeſchichtet, ein Zeichen ſeines Siegerruhmes!

Epaminondas freilich ſtand noch da in ungeſchwächter Kraft, und ganz Theben blickte voll Vertrauen auf ihn als ſeinen letzten Hort. Um dies Vertrauen zu rechtfertigen, fiel Epaminondas an der Spitze eines auserleſenen thebaniſchen Heeres, das er noch durch Theſſalier und Euböer verſtärkt hatte, in den Peloponnes ein, wo ſich ihm ſogleich Meſſenien, Argos, Arkadien und Sikyon als Bundesgenoſſen zugeſellten. Die Spartaner, die Athener und ihre Freunde erwarteten wohlgerüſtet die feindliche Macht. Es kam zu der denkwürdigen

Schlacht bei Mantineia (362 v. Chr.). Durch geſchickte Anordnung ſeiner Streitkräfte hatte Epaminondas ſeinen Thebanern den Sieg vorbereitet; ſie vollendeten ihn durch ihre Tapferkeit. Aber als Epaminondas den errungenen Sieg weiter verfolgen und das geſchlagene Heer des Feindes vernichten wollte, da ſtürzte ihn ein feindlicher Wurfſpieß zu Boden, und mit ſeinem Falle entfloh der Genius des Sieges von den Thebanern. Auf beiden Seiten löſte ſich die Schlacht in eine allgemeine Verwirrung auf; dennoch

konnte Theben, da die Spartaner um Waffenruhe zur Beerdigung der Todten nachsuchen mußten, in seine Geschichte niederschreiben: Epaminondas hat bei Mantineia gesiegt!

Man hatte den verwundeten Helden in sein Zelt gebracht, wo die Aerzte erklärten, daß er sterben würde, sobald man das Eisen aus der Wunde zöge. Noch wollte Epaminondas nicht sterben; denn er wußte noch nicht, ob sein verloren gegangener Schild den Händen der Feinde entrissen sei, und die Heldenseele wollte nicht mit dem geringsten Scheine der Unehre aus dem Leben scheiden. Jetzt brachte man ihm den geliebten Schild. Epaminondas küßte ihn zärtlich als den Begleiter seiner Gefahren und seines Ruhmes, und fragte dann nach dem Ausgange der Schlacht. Da er die Nachricht erhielt, die Thebaner hätten gesiegt, wurde er ruhig und todesmuthig, und zog mit fester Hand das Eisen aus der Wunde. Mit dem dahin strömenden Blute des Helden entfloh seine edle und große Seele.

Als bei diesem Anblicke einer seiner Freunde in den Schmerzensausruf ausbrach: „Du stirbst, Epaminondas! O daß du kinderlos sterben mußt!“, da antwortete der scheidende Held mit seinem letzten Athemzuge: „Nein, beim Zeus! ich hinterlasse zwei unsterbliche Töchter: die Schlachten bei Leuktra und Mantineia!“

Pelopidas und Epaminondas waren todt, die Athener besaßen keine hervorragenden Feldherren mehr, auch Agesilaos war gestorben. Der achtzigjährige Sparterkönig hatte danach getrachtet, die im Peloponnes eingebüßten Lorberen in einem Kampfe gegen Persien wieder zu gewinnen, und war demzufolge nach dem stets revolutionären Aegypten geeilt, um mit dessen Hülfe die persische Macht zu zertrümmern. Aber innere Streitigkeiten in Aegypten hatten seinen Plan vereitelt; er mußte sich damit begnügen, der einen Partei gegen die andere Hülfe zu leisten, und auf der Rückreise nach dem Peloponnes wurde er an die libysche Küste verschlagen, wo der Tod den greisen König von seiner thatenreichen Bahn abrief. Seine trauernden Begleiter brachten den Leichnam nach Sparta und setzten ihn in seiner Vaterstadt bei, deren höchsten Glanz und tiefsten Verfall er gesehen hatte. Mit ihm und dem kurz vorangegangenen Epaminondas waren die letzten glänzenden Sterne im freien Hellas erloschen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir unsern Blick noch einmal auf Person und Charakter jenes merkwürdigen Mannes richten. Agesilaos, der große Spartaner, wie er von den Geschichtschreibern genannt wird, war von Figur klein, unansehnlich, ja krüppelhaft, da er auf einem Beine hinkte. Die Unscheinbarkeit seines Aeußern wurde noch vermehrt durch eine abgetragene, schlichte Kleidung, in welcher er sich sogar zu gefallen schien. Die Aegypter, welche sich unter dem großen Spartaner einen Mann von imponirender Gestalt, mit prachtvollen Gewändern, gedacht hatten, waren beim Anblicke des spartanischen Königs so erstaunt, daß sie ausriefen, der Berg habe eine Maus geboren. Ihre Verwunderung stieg noch, als er die kostbaren Leckereien, welche sie ihm zuschickten, mit dem Bedeuten abwies, sie möchten dergleichen Dinge seinen Sklaven geben.

Einige bezeichnende Aussprüche aus dem Munde dieses originellen Mannes werden uns ein noch klareres Bild über seinen Charakter liefern.

Als er den Krieg gegen Persien unternehmen wollte, wandte er sich zuvor mit einer Anfrage an das Orakel des Zeus zu Dodona. Da ihm dasselbe zu dem Feldzuge rieth, meldete er es den Ephoren, erhielt aber von diesen die Weisung, auch noch nach Delphi zu gehen, um das dortige Orakel des Apollon zu befragen. Aergerlich über diese Verzögerung reiste er nach Delphi und legte dem Gotte folgende Frage vor: „Apollon! bist du derselben Meinung, wie dein Vater?“ Natürlich konnte man den Orakelgott nicht als ungehorsamen Sohn erscheinen lassen; er mußte „Ja“ antworten; — und der Feldzug wurde beschlossen. Als sich Jemand über die schlichte Kleidung und die geringe Kost der Spartaner wunderte, erwiederte Agesilaos: „Für diese Lebensweise, Fremdling, ernten wir die Freiheit ein.“ —

Ein geschlossenes Ganzes waren schließlich auch die Brüder. Ich meine ihre Zeltlosigkeit. Jede Zeltgemeinde war ein Bruderbund. Ein Bruderbund verlangte Wandern. Wandern gehörte eben mit dazu. Wandern war, was Bündern eine Fahrt war. Darüber verschwinden Zeiten, wichtige Zeiten, Zeiten, die Bedeutung hatten für die Entwicklung der Bünde. Ich will nur einige nennen. Die Brüder wurden frei, bis sie sich heiratsmäßig versorgten.

Eine andere, bis weitestgehende Grenzen Selbständigkeit trug sie zum Teil mit Bünden gemeinsam. Das Brüderlied. Es war ein Lied, das sich ausschließlich auf Brüder bezog, das ausgedichtet und für Brüder war, das Brüder dichtenderweise gut begleiten und das einfache Brüderlieder gegen Kenner wohl singen konnte.

Aus: Lux Junge

Gleiche Art können Bünde und Brüder in der Tracht haben. Jung, die Jungenschaft und die Bruderschaft oder Bruderbund gründeten gleich, und so blieben sie Jahrelang. Aber Brüder, wenn Bünde ihren trennen, so gründen gründen gründen. Bünde in ihren Trennungsjahren ihre Tracht wechseln, Brüder nicht. Bünde in ihren Trennungsjahren ihre Tracht wechseln, Brüder nicht. Bünde in ihren Trennungsjahren ihre Tracht wechseln, Brüder nicht. Die so verschiedene Bünde verbinden Brüder und verschiedene Bünde ihre Brüder Bruderbund. Bünde in ihren Trennungsjahren ihre Tracht wechseln, Brüder nicht

Der heilige Krieg (355—346 v. Chr.), so genannt, weil sein Anlaß ein Raub an einem geheiligten Gegenstande, dem Tempel zu Delphi, war, und weil er deshalb, wenigstens vorwandlich, im Interesse des beraubten Gottes geführt wurde.

Die Phokier hatten nämlich einige dem delphischen Apollon zugehörende Aecker bebaut, vermuthlich weil die Grenzen nicht genügend bezeichnet worden. Natürlich wurde solche Verwendung der heiligen Aecker als ein Frevel angesehen, welchen die Amphiktyonen auf Antrieb der Thebaner mit einer schweren Geldbuße bestraften. Die Phokier, zu arm, um die Strafsumme aufzubringen, faßten in ihrer Verzweiflung den Entschluß, dieselbe dem Apollon selbst abzunehmen. Demzufolge bemächtigten sie sich des größten Theils der Schätze, welche fromme Stifter seit undenklichen Zeiten im Tempel zu Delphi aufgehäuft hatten. Für diesen Frevel aber erging nun von Seiten der Amphiktyonen eine Achtserklärung gegen Phokis, und Theben erhielt den Auftrag, die Acht zu vollstrecken. Doch so klein Phokis auch war, seine Besiegung wurde schwer, da es sich durch die geraubten Schätze in den Stand gesetzt sah, ein großes Heer anzuwerben und obendrein in den drei Brüdern Philomelos, Onomarchos und Phayllos kriegstüchtige Feldherren besaß. So sah Theben sich genöthigt, nach Beistand umherzublicken, und Philippos von Makedonien lag schon auf der Lauer, um bei dem ersten Hülferuf zu erscheinen. Von den Thebanern angerufen, trat er mit einem kampfmuthigen Heere in Griechenland auf und griff die schon in Böotien stehenden Phokier an. Nach zwei unglücklichen Gefechten siegte er endlich in einer Hauptschlacht, nachdem Philomelos und Onomarchos gefallen waren, so vollständig, daß die entmuthigten Phokier eiligst in ihr Land zurückflohen.

Philippos hatte bei diesem Feldzuge solchen Eifer bezeigt, die Interessen des beleidigten Apollon zu verfechten, daß er sich dadurch bei den leichtgläubigen Griechen in den Geruch eines gottbegeisterten Fürsten brachte, dem man unbedingt vertrauen könne. Nun hielt er die Zeit für gekommen, in Griechenland festen Fuß zu fassen. Unter dem Vorwande, die Phokier in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, wollte er sich des Passes von Thermopylä, des Schlüssels von Hellas, bemächtigen, als die Athener, mißtrauisch geworden, zum Schutze der Thermopylen mit einer Flotte herbeieilten und den Philippos zwangen, sein Vorhaben bis zu einer gelegeneren Zeit zu verschieben. Vorläufig war er schon zufrieden damit, daß man ihm zum Lohne für seine Dienste die zwei Stimmen, welche Phokis bisher im Amphiktyonenrathe besessen, übergab, und ihm so das Recht einräumte, in den griechischen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen.

Was den Athenern über die wahren Absichten des Philippos so plötzlich die Augen geöffnet hatte, das waren die patriotischen Bestrebungen zweier Männer, welche ihre ganze Kraft aufboten, um den Fall des Vaterlandes abzuwenden. Der eine war Phokion, ein rechtlicher, strenger und biederer Mann, zugleich von so ernstem und finsterem Charakter, daß man ihn während seines ganzen Lebens nicht ein einziges Mal lachen oder weinen gesehen hat. Mit solchem eisernen Wesen stimmte auch seine Lebensart überein, die mehr als spartanisch genannt werden kann. Er ging meist ohne Obermantel und verschmähte jedes Zeichen der Weichlichkeit oder Genußsucht. Von Geschenken war er ein abgesagter Feind; so viele ihm deren auch angeboten wurden, nie hat er eines angenommen.

Sein größtes Talent entwickelte er als Feldherr und zeichnete sich hierbei durch Wahrung trefflicher Mannszucht, durch Schonung und Mäßigung aus. Als Staatsmann war er unglücklicher, da sein oft bitteres Wesen keinen Weg fand in das Herz der Athener, und er seine Anträge daher in der Regel verworfen sah. Als einst ein Vorschlag von ihm durchging, war er darüber so sehr erstaunt, daß er verwundert fragte: „Habe ich denn vielleicht etwas Närrisches gesagt?“

Der andere Warner und Widersacher gegen Philippos war der als Redner zu allen Zeiten gepriesene Demosthenes, über dessen Person und Wirken wir in der Kulturgeschichte uns näher verbreiten werden.

Gute 30 m hoch thürmt sich Granitgut, das unter Schwierigkeiten gebrochen wurde, auf. Auf dem Felsplateau war, durch mehr Arbeiter als bei den anderen Bauten, ein Barackenlager errichtet worden, das nach Vollendung der Arbeiten wieder abgebrochen wurde. Die Steine wurden mittels Dampfkrahnen verladen und auf Schiffen nach Port Said gebracht. Die Arbeiten dauerten 10 Jahre und kosteten 50 Millionen Mark. Die Kosten wurden durch Aktien aufgebracht, die zu 500 Mark ausgegeben wurden. Die Aktien sind jetzt 1000 Mark wert.

Der neue Assuandamm liegt.

Obwohl neue Dämme gebaut, die Schleusen, die Wehrmauer und Schleusen höher gebaut, die Kanäle vertieft und verbreitert sind, ist der Damm, der 1902 vollendet wurde, nicht überflüssig geworden. Seine Aufgabe besteht darin, das Land während der Sommermonate mit Wasser zu versorgen. Während dieser Zeit, wenn das Wasser gerade den notwendigen Stand hat, schließen sich die Schleusen, und das Wasser wird aufgestaut. Ist der Stand zu hoch, so werden die Schleusen geöffnet, und das Wasser fließt ab. Ist der Stand zu niedrig, so wird das Wasser durch Schleusen, die in Kanäle führen, in diese geleitet. Durch sie werden die meisten Bewässerungen, Arbeiten und Anlagen ausgeführt

Die Bemühungen des Demosthenes blieben wenigstens nicht ganz erfolglos; denn als Philippos nach mancherlei Erwerbungen im Norden von Attika Miene machte, die reichen Städte am Hellespontos in Besitz zu nehmen, um dadurch gegen die Athener feste Stützpunkte zu gewinnen, da sandten diese den Phokion mit einer Flotte ab, um die makedonischen Schiffe zu vertreiben, und Philippos mußte es geschehen lassen, daß sich seine kleine Seemacht zurückzog.

Bald aber bot sich eine neue Gelegenheit für Philippos dar, sich in die griechischen Angelegenheiten einzumischen. Der heilige Krieg fand seine Fortsetzung dadurch, daß jetzt die Lokrer von den Amphiktyonen in die Acht erklärt wurden, weil auch sie einen Acker des Apollon bebaut hatten, und daß Philippos als ein Mitglied des Amphiktyonenrathes den Oberbefehl über die griechischen Truppen erhielt, welche die Acht vollstrecken sollten. Jetzt drang er ungehindert durch den Thermopylen-Paß, demüthigte die Lokrer, kehrte aber hierauf nicht wieder zurück, sondern besetzte Elateia, das den Zugang zu Böotien beherrschte, und blieb so im Herzen von Hellas stehen, zum Entsetzen der Athener, die durch Demosthenes gewarnt den heuchlerischen Philippos durchschaut hatten.

Auch Theben fing bereits an, über die wahren Absichten Philippos' ins Klare zu kommen, denn dieser gab sich gar keine Mühe mehr, sie zu verbergen. Im Anblicke der neuen gemeinschaftlichen Gefahr verschwand der alte Haß zwischen Theben und Athen, und beide Staaten reichten sich die Hand, um die fast schon verlorene Freiheit wieder zu erkämpfen. Demosthenes unterstützte das Vorhaben durch seine siegende Beredtsamkeit, und ein vereinigtes thebanisch-athenisches Heer zog dem Makedonierkönig zum Kampfe entgegen.

In der Schlacht bei Chäroneia (338 v. Chr.), bei welcher Stadt beide Heere auf einander stießen, sollte sich Griechenlands Schicksal entscheiden. Ein grimmiger, blutiger Kampf begann auf diesen Feldern, denn es war ein Kampf um die Freiheit. Aber umsonst flackerte die alte erstorbene Flamme der Vaterlandsliebe hier noch einmal auf: Philippos' wohlgeübte Kriegerscharen waren bereits übermächtig geworden, und die letzte Stunde der Freiheit Griechenlands hatte geschlagen. Denn von dem Leichenfelde bei Chäroneia aus begann Philippos einen großen Siegeszug durch ganz Griechenland, und keiner der Staaten hatte den Muth oder die Kraft, diesen Zug zu hemmen, besonders da Philippos durch eine kluge Mäßigung die Herzen aller Griechen für sich zu gewinnen wußte.

Um dem Verhältnisse zwischen sich und Griechenland in den Augen des letztern den Anschein eines gemeinsamen vaterländischen Strebens zu geben, berief Philippos die Abgeordneten sämmtlicher griechischen Staaten nach Korinth, wo er die Erklärung abgab, daß das Ziel seiner kriegerischen Rüstungen nicht Griechenland, sondern Persien sei, daß er aber dabei der freundschaftlichen Mitwirkung der Griechen bedürfe, daß er auf ihre Treue und Unterstützung rechne, daß er zum Unterpfande derselben von ihnen eine Anzahl Schiffe und die nöthige Mannschaft begehre, und endlich, daß ihn die Griechen zu ihrem Oberanführer wählen sollten. Diese Wünsche eines Mannes, der die Macht zu befehlen besaß, erschienen so bescheiden, daß man freudig zustimmte, und auf solche Weise mit Eifer an der Kette arbeitete, durch welche die griechische Freiheit erdrosselt wurde: Philippos von Makedonien wurde zum Oberfeldherrn der Griechen erwählt; Philippos von Makedonien war ein Alleinherrscher, und somit hatte die hellenische Freiheit oder die Unabhängigkeit der griechischen Staaten ihr Ende erreicht.

Kulturgeſchichte.

Eben ſo reich, wie die politiſche Geſchichte Griechenlands in dieſem Zeitraume an hochbedeutenden Ereigniſſen, iſt die Kulturgeſchichte an bewundernswürdigen Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt, und es erſcheint nothwendig, dieſem Zweige der griechiſchen Geſchichte einen beſonderen Abſchnitt einzuräumen, zumal die Beſtrebungen aller anderen Kulturvölker in engerer oder weiterer Beziehung zu demſelben ſtehen. Wenn wir uns aber dieſen Zweig bis zu dem gegenwärtigen Zeitraume aufgeſpart haben, weil er in demſelben die größeſten und ſchönſten Blüten hervorbrachte, ſo wird es zugleich nothwendig, einige Schritte zurück zu thun, um zu zeigen, welchen Bildungsgang die griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt genommen, und wie ſie ſich zugleich mit dem Volke aus dem Zuſtande der wildeſten Rohheit bis zu jenem Grade der Vervollkommnung herangebildet hat, auf welchem wir ihre Werke noch heute als unübertrefflich bewundern.

Zuvor ſei es uns noch erlaubt, in kurzen Worten auf die Urſachen hinzuweiſen, welche jenen bewundernswerthen Bildungsgang befördert, ja begründet haben. Als erſte und Haupturſache erſcheint auch hier die Mutter und Pflegerin alles Edlen und Schönen, die Freiheit und der Sinn für die Freiheit. Ohne Beſchränkungen durch Deſpoten oder deſpotiſche Prieſter, welche in anderen Ländern ſich häufig wie ein Eisreif um die warmen Pulſe des wiſſenſchaftlichen Aufſtrebens gelegt haben, dagegen beſtens unterſtützt von dem Beifalle eines freidenkenden Volkes, gingen Wiſſenſchaft und Kunſt ihren eigenen, ſelbſtändigen Gang und erklommen ſo die Höhe, zu welcher wir noch heute mit Staunen emporblicken.

Neben dem Freiheitsſinne der Griechen war es freilich bei ihnen auch noch die Gunſt des Klima, welche zum Gedeihen ihrer Kultur beitrug; außer dieſem die heitere, poetiſche Weltanſchauung und eine gewiſſe, durch eine lange Zeit über das ganze Volk verbreitete Wohlhabenheit, die Folge förderlicher, freier Verfaſſungen; eine Wohlhabenheit, welche die Brotarbeit nicht als Zweck, ſondern nur als Mittel des Lebens betrachten ließ. Man brauchte nicht zu leben, um zu arbeiten, ſondern man brauchte blos zu arbeiten, um zu leben; man hatte Zeit übrig für die Genüſſe des Lebens und Schönheitsſinn genug, um die höchſten dieſer Genüſſe in den Erzeugniſſen fortſchreitender Geiſtesbildung zu finden. Alles in Allem bildete ſich bei den Griechen gleichſam ein natürliches Gefühl für die Schönheit, welches als ein unverwüſtlicher Beſtandtheil des griechiſchen Nationalcharakters dieſem Volke ſelbſt noch in den Zeiten ſeines Verfalles treu geblieben iſt, wenn dann auch die geiſtige Richtung der Kunſt ſich ändern und ſtatt der früheren hohen Idealität ihre Aufgabe mehr auf die Darſtellung des Liebreizes und der Kraft in der ſinnlichen Erſcheinung wenden ſollte.

Digitized by Google

Die Uranfänge der griechiſchen Kultur finden wir ſchon bei den alten Pelasgern; allein es ſind blos Werke derjenigen Kunſt, in welcher wir oft auch die ungebildeteren Nationen ſich auszeichnen ſehen, und welche überhaupt die erſte Bethätigung des menſchlichen Kulturtriebes zu ſein ſcheint: der Baukunſt.

Die Bauwerke, welche ſich als Zeugen pelasgiſcher Kunſt bis auf ſpätere Zeiten erhielten, beſtanden aus ungeheuren, auf einander gethürmten Felſenſtücken, die unbehauen und ohne Mörtel zuſammengefügt waren und gewöhnlich einen gewölbartigen Bau bildeten. Ein ſolches Werk ſteht noch bei Mykenä und wird von den Gelehrten die Schatzkammer des Atreus genannt.

Löwenthor zu Mykenä.

Eben ſo finden ſich noch Trümmer der Stadtmauern von Mykenä mit einem Thor, welches durch zwei ſteinerne Löwen verziert iſt, die älteſten Denkmäler der griechiſchen Bildhauerei. Das Koloßartige ſolcher Bauten ließ ſie als Werke übermenſchlicher Kräfte erſcheinen, weshalb ſie in ſpäteren Zeiten gewöhnlich kyklopiſche Mauern genannt wurden.

Aber ſelbſt dieſe geringen Spuren von Kultur verſchwinden wieder mit dem Erſcheinen der alten Hellenen, bis unter ihnen dann auch einzelne Männer auftraten, welche es ſich zur Aufgabe machten, die Bildung anderer Länder auf helleniſchen Boden zu verpflanzen. Dadurch kamen ſie zu großem Anſehen bei dem Volke und wurden von ihm als gottbegeiſterte Seher verehrt und bei wichtigen Ereigniſſen um Rath gefragt. Dergleichen Seher waren unter Anderen: Orpheus bei dem Argonautenzuge, Amphiaraos und Teireſias, welche bei den thebaniſchen Kriegen als Seher wirkten, letzterer auf Seiten der Thebaner, Kalchas beim Zuge nach Troja.

So iſt alſo die Wurzel der griechiſchen Kultur eigentlich auf fremdem, namentlich auf ägyptiſchem und phöniziſchem Boden zu ſuchen; allein ſie hat ſich ſpäterhin ſo ſelbſtändig und aus dem Herzen des Volkes heraus entwickelt, daß das fremdartige Urelement gänzlich verſchwand.

Dichtkunſt.

Wenn wir wegen der Größe des Feldes, das wir hier zu überſchauen haben, genöthigt ſind, die einzelnen Zweige der griechiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt beſonders zu betrachten, ſo richten wir unſern Blick zuerſt auf die Dichtkunſt, weil ſie es war, welche am erſten und am meiſten dazu beitrug, den Sinn für Geiſtesbildung in dem griechiſchen Volke anzufachen und lebendig zu erhalten. So verlieren ſich denn auch die Anfänge der griechiſchen Poeſie bis in die dunkelſte Vorzeit, aus welcher uns weiter nichts übrig geblieben iſt, als die Namen der Dichter, unter denen beſonders Melampos, Amphion, Orpheus und Muſäos als berühmt genannt werden.

Homeros.

Was man von dieſen erſten Dichtern erzählt, iſt ſehr abenteuerlich und fabelhaft. So ſoll Melampos nicht allein eine ausgezeichnete Prophetengabe, ſondern auch die Kunſt beſeſſen haben, die Sprache der Thiere zu verſtehen. Amphion ſoll ein Sohn des Zeus geweſen ſein und die Kraft beſeſſen haben, durch ſeinen Geſang die Götter zu entzücken und durch die Gewalt der Töne Steine zu Mauern aneinander zu fügen. Orpheus, der Seher beim Argonautenzuge, wird von der Sage als Sohn eines thrakiſchen Königs und der Muſe Kalliope genannt. Von der Gewalt ſeines Geſanges fabelt man, daß er durch denſelben wilde Thiere herbeilockte, Felſen und Bäume zu ſich nieder zog, den Lauf der Flüſſe und den Strom der Winde aufhielt; ja ſelbſt, daß er durch ſeinen Geſang den ſonſt unerbittlichen Hades gezwungen, ihm ſein geliebtes Weib Eurydike wieder herauszugeben. Er ſoll von thrakiſchen Weibern zerriſſen worden ſein, weil er gegen ein Bakchosfeſt, das dieſelben feierten, geeifert habe.

Muſäos, in Athen geboren, wird von Einigen für den Lehrer, von Anderen für den Schüler des Orpheus gehalten. Seine Geſänge ſollen von ſeinem Sohne geſammelt worden ſein, haben ſich aber leider nicht erhalten, ſo daß wir über die Dichtungsart dieſer erſten Poeten gar nichts wiſſen.

Digitized by Google

Homeros. Der erste Dichter, an dessen Existenz sich nicht zweifeln läßt, weil man seine Werke, wenigstens theilweise, noch besitzt, ist der für alle Zeiten so berühmte Homeros, ein Mann, der schon bei seinen Zeitgenossen einen Ruf erlangte, daß sich, bei der Unbestimmtheit seines Geburtsortes, bald nach seinem Tode sieben Städte um die Ehre stritten, seine Vaterstadt zu sein. Jene sieben Städte waren: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athen. Die Griechen erkannten später den größten Anspruch auf die streitige Ehre Smyrna und Chios zu. Die Werke dieses Stammvaters der Dichter, von welchen wir noch die beiden großen Heldengedichte, die Ilias und Odyssee, besitzen, hatten auf die Bildung des griechischen Volkes den wohlthätigsten Einfluß, denn sie waren die Bibel und zugleich das Buch, in welchem die Knaben in der Schule das Lesen erlernten, und was heutzutage für die Schuljugend der Katechismus sein muß, das waren damals für dieselbe die Werke des Homeros.

Die Ilias behandelt die Belagerung und den Untergang von Ilion oder Troja, die Odyssee die Irrfahrten des Odysseus. Beide Gesänge erhielten sich lange Zeit als vereinzelte Bruchstücke in dem Munde rezitirender Dichter (Rhapsoden), und wurden wahrscheinlich von denjenigen unter ihnen, welche in demselben Geiste fort dichteten, vermehrt. Lykurgos brachte diese Rhapsodien aus Kleinasien nach Griechenland, Solon stellte durch ein Gesetz die Folge derselben fest, bis sie endlich durch Hipparchos mit Hülfe geschickter Grammatiker zu den beiden großen Epopöen, Ilias und Odyssee, zusammengesetzt wurden, welche sich bis auf uns erhalten haben.

Eine Sängerschule, welche zu Chios bestand, nannte den Homer ihren Stifter, weshalb die zu derselben gehörenden Sänger auch den Namen Homeriden führten.

Die Dichtungsart, in welcher Homeros sang, und welche man daher auch als die älteste aller griechischen Dichtweisen zu betrachten hat, ist die epische Dichtung oder das Epos. Der Gegenstand derselben ist mythisch-historisch und in den älteren Zeiten wurden darin die Sagen von Göttern und Helden behandelt. Die Gedichte führten nach dem Stoff, den sie behandelten, verschiedene Namen. Es gab Kosmogenien (Gesänge über den Ursprung der Welt), Theogonien (über die Entstehung und Verwandtschaft der Götter), Titanomachien (über die Titanen), Argonautika, Thebaiden, Epigonien, Theseiden ꝛc. Durch die Verbindung der Griechen mit Aegypten und dem Morgenlande mischte sich in die griechische Dichtung sehr bald der religiöse Charakter der fremden Länder, und so entstand neben der rein erzählenden oder epischen Dichtart eine andere, welche sich über moralisch-religiöse Gegenstände verbreitete und rein belehrender (didaktischer) Natur war, oft aber auch mit dem Epos in Verbindung gebracht wurde. Der berühmteste Dichter in dieser Art, ja der Gründer des Lehrgedichts, war Hesiodos, welcher um das Jahr 900 v. Chr. zu Askra in Böotien lebte und uns zwei treffliche Werke hinterlassen hat, eine Theogonie, welche neben den homerischen Werken die Glaubenslehre der Griechen ausmachte, und ein großes Lehrgedicht unter dem Titel: „Werke und Tage.“ Dieses Gedicht besteht aus einer ganzen Reihe von Vorschriften über Verrichtungen des alltäglichen Lebens, über Ackerbau, Hauswesen, Schiffahrt ꝛc.

Aus den hier angeführten beiden Dichtungsarten entwickelten sich allmählich bis zur Zeit der Perserkriege mehrere andere, so daß wir unter den Griechen dieses Zeitraumes folgende Dichtungsarten theils mehr, theils weniger ausgebildet finden.

Die historische Poesie. Sie ging aus der homerischen Dichtweise hervor, indem man statt der Sagen die eigentliche Geschichte poetisch behandelte, und bildete den Uebergang zur Geschichtschreibung, nach deren Ausbildung sie sich alsdann verlor.

Die philosophische Poesie entwickelte sich zum Theil aus der hesiodischen Dichtweise und suchte Grundsätze philosophischer Art auf dem Wege rhythmischer Behandlung zugänglicher zu machen. Zu den Gedichten dieser Art müssen wir auch die gnomischen rechnen; denn die Gnomen (Denksprüche) bezweckten durch kurze, kernige Sprachform die

Verbreitung von Weisheit, Frömmigkeit und Klugheit. Die berühmteſten gnomiſchen Dichter waren Phokylides aus Milet und Theognis aus Megara, beide um 550 v. Chr. lebend. Aber auch die Sprüche der Philoſophen, welche unter dem Namen der ſieben Weiſen Griechenlands bekannt ſind, gehören hierher.

Homeros ergötzt die fremden Schiffer durch ſeine Geſänge. Zeichnung von P. Phillipoteaux.

Dieſe ſieben Weiſen ſind eine eigenthümliche Erſcheinung, und man hat viel von dieſen Philoſophen gefabelt. Gewiß iſt es, daß ſie zu ein und derſelben Zeit lebten, und wahrſcheinlich, daß es tiefdenkende Männer waren, die, durch die Bande der Freundſchaft verbunden, eine Art philoſophiſchen Verein bildeten, und zu ihrem Theile darauf hinzuwirken ſtrebten, das Leben und den Staat gut und glücklich einzurichten. Es iſt uns

überliefert, daß jeder der sieben Weisen einen besonderen Wahlspruch hatte, in welchem sich sein Charakter und seine Lebensanschauung ausdrückte; doch ist es wahrscheinlicher, daß ihnen diese Wahlsprüche erst von Späteren zur Bezeichnung ihrer Denkweise und ihres Charakters beigelegt worden sind; diese Wahlsprüche waren folgende:

Solon von Athen, der berühmte Gesetzgeber: „Nimmer zu sehr!“ (d. h. allzu scharf macht schartig). Thales von Milet: „Erkenne dich selbst!“ Pittakos von Mitylene, der die Stadt beherrschte und dann freiwillig zurücktrat: „Wohl erwäge die Zeit!“ Periander von Korinth, Tyrann dieser Stadt, ein Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft: „Jegliches vorbedacht!“ Chilon von Sparta, Ephor in dieser Stadt: „Kenne dich selbst!“ Kleobulos von Rhodos: „Maß zu halten ist gut!“ Bias von Priene in Jonien, ein großer Redner, welcher sein Talent für den schönen Zweck, Arme und Unschuldige vor Gericht zu vertreten, verwendete: „Mehrere machen es schlimm!“ (d. h. viele Köche verderben den Brei). Als bei Eroberung von Priene die Bürger mit ihrer Habe flüchteten, folgte Bias unbelastet dem Zuge mit den Worten: „Alle meine Habe trage ich bei mir“. Er bewährte seinen Ausspruch, denn als das Fahrzeug, auf dem sie flüchteten, scheiterte und Alle nur das nackte Leben retteten, ging er in eine nahe Stadt, hielt dort der wißbegierigen Jugend Vorträge und empfing hierfür reichlichen Lohn, den er dann mit seinen Unglücksgefährten theilte.

Die didaktische Poesie oder das Lehrgedicht war die verbreitetste unter allen Dichtungsarten und ging unmittelbar aus der Dichtweise Hesiod's hervor. In diese Gattung gehören auch die politischen Gedichte, insbesondere die Versifizirung von Gesetzvorschriften, z. B. Sparta's und anderer Staaten, zur bessern Einprägung der Gesetze für die Bürger bestimmt. Zu der didaktischen Poesie müssen wir auch die Fabel zählen, als deren Schöpfer Aesopos gilt, und die Satire, welche die moralischen Lehren mit Spott verband, um sie eindringlicher, also wirksamer zu machen.

Aesopos lebte um 500 v. Chr. Er soll ein freigelassener Sklave aus Phrygien gewesen sein, und wird als ein kleiner Mensch von krüppelhafter Gestalt geschildert. Von seiner Lebensgeschichte ist so wenig bekannt geworden, daß Einige sogar seine Existenz in Zweifel gezogen und die unter dem Namen äsopischer Fabeln bekannten Dichtungen mehreren anderen Poeten zugeschrieben haben.

Archilochos aus Paros, der das jambische Versmaß einführte, zeichnete sich in seinen Satiren durch eine so schneidige Weise aus, daß man noch jetzt sehr beißende Angriffe als archilochische Wendungen bezeichnet. Man erzählt von ihm, daß er auf einen gewissen Lykambes, der ihm seine Tochter zur Ehe versprochen, später aber verweigert habe, so bittere Verse gemacht habe, daß Vater und Tochter sich aus Verdruß darüber erhängten. Wegen der Schärfe seiner Gedanken überall gefürchtet, genoß er als Dichter allgemeine Anerkennung, wenn er auch als Mensch wegen seiner leichtlebigen Weise nicht überall in Ehren blieb und namentlich in dem ernsteren Sparta keine Aufnahme fand, wo vielmehr der feurige Tyrtäos mit seinen begeisternden Kriegsgesängen beliebt wurde.

Die lyrische Poesie. Dahin gehören alle Gedichte, welche nur den Zweck hatten, das Leben heiter zu gestalten, den Hörer zu erfreuen und zum Genuß zu ermuntern. Man begleitete sie deshalb auch beim Vortrage mit Musik, namentlich mit der Lyra, woher der Name dieser Dichtweise. In derselben ist von den lebensfrohen Griechen unendlich Vieles und Schönes geleistet worden. Die berühmtesten dahin gehörenden Dichter sind: Alkman aus Sardes, welcher den besonders in Sparta beliebt gewordenen Chorgesang ausbildete; Terpandros aus Lesbos, um 650 v. Chr., gilt als der Erfinder der Tischlieder (Skolien); Arion in Korinth, um 600 v. Chr.; Alkäos von der Insel Lesbos, welcher mit Lied und Schwert gegen die Tyrannen seiner Heimat kämpfte; die Dichterinnen Sappho und Erinna, um dieselbe Zeit auf Lesbos lebend; Ibykos aus Rhegium in Unteritalien; Anakreon aus Teos in Jonien, um 500 v. Chr. lebend, der durch seine

Liebes- und Trinklieder so berühmt geworden, daß man dergleichen Lieder noch heute anakreontische nennt; vor Allen aber Pindar aus Theben (geb. 521, gest. 441 v. Chr.), der gepriesenste aller lyrischen Dichter Griechenlands.

Von Arion hat sich folgende Sage erhalten: Der Sänger reiste einst von Korinth nach Sizilien, wo er sich mit seiner Kunst viele Schätze erwarb. Auf der Rückreise wollten ihn daher die Schiffer ermorden, um sich seiner Reichthümer zu bemächtigen. Arion versprach ihnen das Geld, wenn sie ihm das Leben ließen; allein die Schiffer, welche spätere Strafe fürchteten, stellten ihm die Wahl, entweder selbst ins Meer zu springen, oder sich auf dem Schiffe zu ermorden. Arion wählte das Erstere, und nachdem er im vollen Sängerornate auf dem Stuhl des Mastbaums stehend, noch ein Lied gesungen hatte, sprang er in die See. Aber plötzlich erschien ein Delphin, nahm den Sänger auf seinen Rücken und schwamm mit ihm an die griechische Küste, von wo Arion wohlgemuth nach Korinth wanderte.

Die Dichterin Sappho ist nicht allein durch ihre Poesien, von denen sich nur noch zwei Oden erhalten haben, sondern auch durch ihr tragisches Schicksal bekannt geworden. Sie liebte nämlich einen schönen Jüngling, Namens Phaon. Da sie aber keine Erwiederung ihrer Liebe fand, so wurde sie, wie erzählt wird, von ihrer Leidenschaft so beherrscht, daß sie sich von einem Felsen herabstürzte.

Büste von Pindar.

Die Geschichte des Ibykos gilt den Alten als ein Beweis von dem Walten der Nemesis. Als Ibykos einst zu den korinthischen Spielen zog, wurde er in einem Walde von Mördern angefallen und erschlagen. In demselben Augenblicke zog ein Flug Kraniche über der Mordscene hin, und der sterbende Ibykos beschwor diese gefiederten Zeugen der Schuld, seinen Mord zu rächen. Es geschah. Denn als die Kraniche bei den Kampfspielen wieder vorüberzogen, rief einer der Mörder dem andern zu: „Sieh da, die Kraniche des Ibykos!“ Dieser Aufruf machte das Volk, welches seinen Sänger bereits schmerzlich vermißt hatte, aufmerksam; man fing die Mörder ein, überführte sie und richtete sie hin. Seit dieser Zeit wurden die Kraniche des Ibykos zum Sprichwort für eine durch Zufall entdeckte Schandthat.

Die Gedichte, welche von Pindar noch vorhanden, sind Festgesänge zur Feier der Sieger bei den großen Nationalspielen. Seine Lieder zeichnen sich durch eine unerschöpfliche Fülle des Stoffes und der Gedanken, durch Erhabenheit der Anschauung, durch Kühnheit der Bilder, durch Frische der Darstellung, durch liebliche Harmonie der Sprache und durch vollendete künstlerische Form aus.

Die dramatische Poesie. Sie gilt mit Recht als die wirksamste, aber auch zugleich als die schwierigste aller Dichtungsarten. Ihre Entstehung fällt in die Zeit der Perserkriege, also in die thatenreichste Griechenlands, vielleicht als eine Anregung von dieser. Die Anfänge des Dramas waren lyrische Chorgesänge bei den Festen des Dionysos. Zur Zeit Solon's ließ zuerst Thespis aus Ikaria zwischen den Gesängen einen rezitirenden Schauspieler auftreten, und er gilt daher für den Schöpfer des Dramas, aber doch nur der einfachsten Form, denn das Charakteristische der eigentlichen dramatischen Poesie liegt in dem Dialog.

Aeschylos (um 500 v. Chr.) aus Eleusis hat selbigen eingeführt, daher dieser Dichter als Vater des Dramas bezeichnet zu werden verdient. Zugleich veränderte Aeschylos das ungeschickte Schaugerüst, auf welchem bisher gespielt wurde, und führte den Kothurn und die Masken ein.

Der Kothurn war ein hoher Stiefel mit mehreren Sohlen unter einander, welchen die tragischen Heldenspieler anlegten, um ihre Gestalt zu erhöhen. Daher schreibt sich auch der Ausdruck Kothurn für eine hohe, erhabene, gleichsam auf Stelzen gehende Schreibart, die sich in den Tragödien des Aeschylos gleichfalls vorfindet.

Die Masken der Schauspieler, welche heutzutage durch das Schminken ersetzt werden, dienten dazu, das Aeußere des Darstellers mit dem Charakter seiner Rolle in Einklang zu bringen, waren vor den Augen weit ausgehöhlt, mit weiter Mundspalte und machten den Klang der Stimme stärker tönend, also feierlicher.

Der Dichter Aeschylos war außerordentlich fruchtbar, denn er soll gegen 90 Stücke verfaßt haben, von denen aber nur sieben bis auf uns gekommen sind: der gefesselte Prometheus, die Sieben von Theben, Agamemnon, die Choëphoren (Opferträgerinnen), die Eumeniden, Hiketides (die Schutzflehenden) und die Perser.

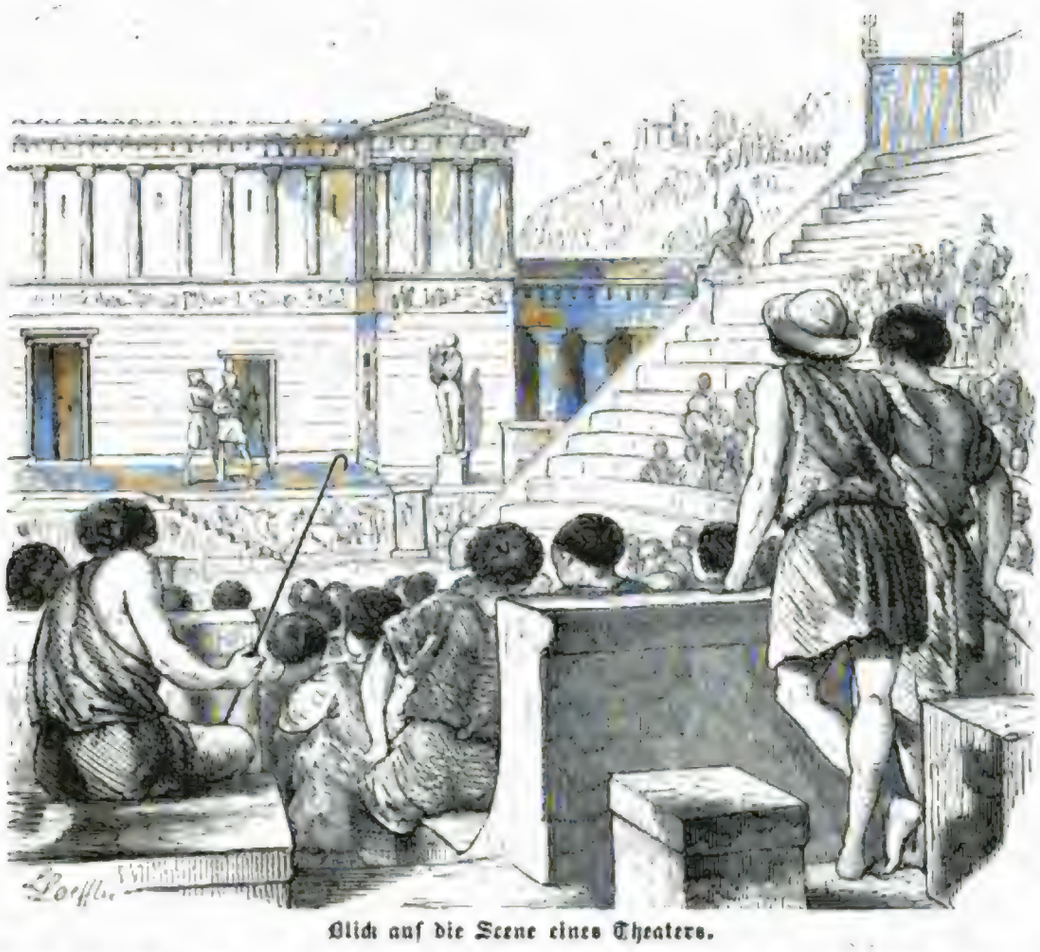
Sophokles. Den höchsten Grad der Ausbildung erreichte das Drama durch ebengenannten, einen Mann von Ernst, tiefem Gefühl und außerordentlich begabtem Geiste. Er gestaltete die Handlung des Dramas dadurch mannichfaltiger, daß er auch mehr als zwei Personen auftreten ließ und die Chöre der Handlung unterordnete. Seine Dichtungen zeichnen sich aus durch religiösen Sinn, milde aber lebensvolle Ausdrucksweise, kunstreiche Form und die Wahrheit der Charaktere, welche das Ideal des rein Menschlichen erstreben und sich durch sittlichen Werth über die Schwächen der Menschennatur erheben, aber dem unabwendbaren Geschick erliegen. Von den hundert Stücken, die er geschrieben haben soll, sind uns ebenfalls nur noch sieben erhalten.

Sophokles stammte aus Kolonos unweit Athen, lebte in glücklichen äußeren Verhältnissen und konnte sich ungestört seiner Muse widmen. Die sieben uns erhaltenen Stücke sind: König Oedipos, Oedipos auf Kolonos (wodurch er seinem Geburtsort ein ewiges Denkmal setzte), die Trachinierinnen, Philoktetes, der geißeltragende Ajax, Elektra, Antigone. Das letztere Stück entzückte die Athener so sehr, daß sie dem Dichter die Feldherrnwürde auf einem ihrer Kriegszüge übertrugen.

Euripides. Noch größere Mannichfaltigkeit brachte der mit Sophokles zu gleicher Zeit dichtende Euripides in das Drama, indem er die hemmende Regel der drei Einheiten von Zeit, Ort und Handlung verwarf und den Chor wesentlich beschränkte. Dadurch kam mehr Leben und mehr Natur in das Schauspiel. Seine Dichtungen sind ausgezeichnet durch moralische und philosophirende Sentenzen, meisterhafte Schilderung der menschlichen, besonders der weiblichen Leidenschaften und schönrednerischen Schmuck, wodurch er dem Geschmacke seiner Zeitgenossen huldigte. Euripides ist der fruchtbarste aller griechischen Dramendichter; man giebt die Zahl seiner Stücke verschieden, auf 100, 75 oder 68 an, von denen sich 18 erhalten haben. Er war auf der Insel Salamis geboren und wurde besonders von Sokrates sehr verehrt, der ihn für den größten dramatischen Dichter Griechenlands erklärte. Die 18 Werke desselben, in deren Besitz wir noch sind, führen folgende Titel: Hekabe, Orestes, die Phönikierinnen, Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache, Hiketides (die Schutzflehenden), Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris, die Trojanerinnen, die Bacchantinnen, der Kyklop (Satirspiel), die Herakliden, Helena, Jon, der rasende Herakles, Elektra. Außerdem besitzen wir noch den Anfang eines neunzehnten: Danaë.

Bisher haben wir nur von dem ernsten Drama, der Tragödie, gesprochen, weil diese sich früher entwickelte, als die Komödie. Die letztere, deren Aufgabe es war und ist, die Gebrechen der Zeit mit Spott und Satire zu geißeln, konnte erst nach der griechischen Ruhmesperiode sich ausbilden, wo die Staatsgebrechen und die Lächerlichkeiten des Lebens in den Vordergrund traten. Aber die Komödie wäre auch dann nicht in Aufnahme gekommen, wenn in Griechenland ein Bannfluch auf der Wahrheit und ihrer Aeußerung gelegen hätte; denn für keinen Zweig der Kunst ist die Freiheit so sehr Lebensbedingung, wie für die dramatische Poesie.

Die Komödie der Griechen hat da ihre größten Triumphe gefeiert, wo sie der größesten Freiheit genoß: in Athen. Wie groß diese Freiheit war, werden wir weiter unten an Beispielen sehen. Hier wollen wir nur zeigen, wie mit der Freiheit auch die Komödie zu Grabe ging. Man kann für die attische Komödie in dieser Beziehung drei Perioden unterscheiden: In der ersten war sie eine kräftige, derbe und rücksichtslose Waffe; ohne irgend eine Beschränkung, weder vorbeugender noch vergeltender Art, griff sie alle Fehler und Gebrechen der Zeit und Personen an, aber nicht etwa die unwichtiger Privatleute, sondern vorzugsweise die der Staatsmänner.



Blick auf die Scene eines Theaters.

Man glaube indeß ja nicht, daß dies durch versteckte Anspielungen geschah; nein, die Personen wurden mit ihren Namen, ja selbst unter Nachbildung ihres ganzen Aeußern auf die Bühne gebracht und der Lächerlichkeit preisgegeben, ohne daß wahrhaft große Männer dadurch von ihrem Ansehn ein Jota einbüßten.

Nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges, wo das Volk aufgehört hatte, groß zu sein, ertrug es auch die alte Komödie nicht mehr. Die neue Gattung, welche in dieser Zeit entstand, war ein weichliches, unheimliches Ding, welches seine Dolche verstecken, und deren Spitzen umwickeln mußte, ähnlich wie es heutzutage in manchen Ländern geschieht. Dadurch verlor die Komödie an Wahrheit, an Interesse und — an Wirksamkeit.

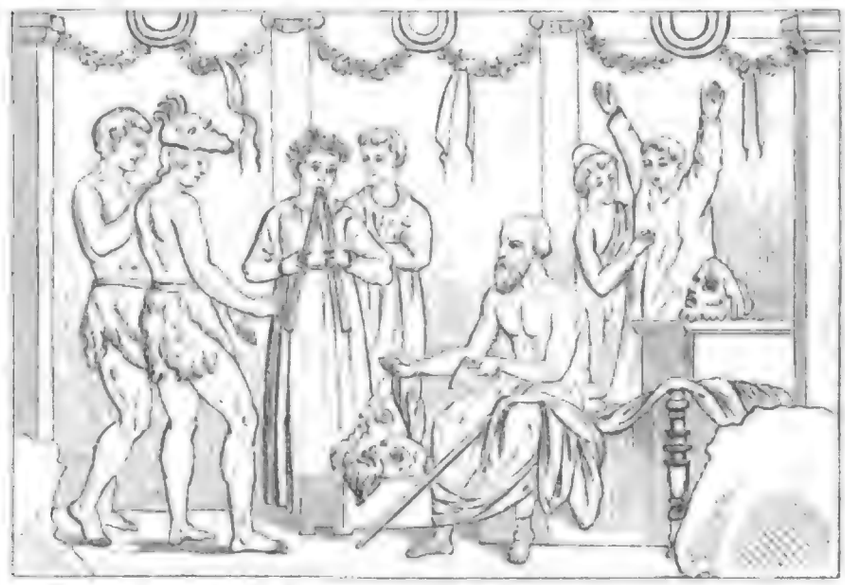
Endlich mit dem gänzlichen Verfall der Volkskraft fiel auch die Komödie in jenen überaus zahmen Ton, in welchem sie heutzutage in denjenigen Ländern verblieben ist, wo die Freiheit der Meinungsäußerung nach höherem Gutdünken beschränkt wird.

In Griechenland dagegen, wo die Unabhängigkeit der Gedanken und ihre Aussprache geachtet wurde, wie kaum in einem andern Lande wieder, war die Zeit der Komödie kaum gekommen, als sie auch schon ihre reichsten Blüten entwickelte.

Aristophanes (um 400 v. Chr.), der geistreiche, witzige und beißende Meister der Komödie, dessen Geburtsort unbekannt ist, war Bürger von Athen und verstand die

Gebrechen seines Vaterlandes mit grellen Farben zu schildern. Besonders gingen seine Stücke darauf aus, die Kriegslust und Prahlsucht einzelner Volksführer lächerlich zu machen, und namentlich war es der Renommist Kleon, der seiner Satire anheim fiel.

Von Aristophanes, dessen Wirksamkeit in die erste jener oben bezeichneten Perioden der Komödie fiel, wird folgende Anekdote erzählt: Kleon stand gerade im Scheitelpunkt seines Einflusses, als der Komödiendichter ihn in satirischen Dramen bloszustellen begann. Es geschah dies in dem Lustspiele: die Ritter. Das Stärkste, was man gegen einen freien Athener thun konnte, hatte Aristophanes gethan; er hatte den Kleon als einen paphlagonischen Sklaven des als Person vorgeführten Volkes gezeichnet. Da Kleon ein derber Mann war, der sich allenfalls auch ohne ein Gesetz Genugthuung verschaffen konnte, so erschien die Sache den Athenern doch so bedenklich, daß kein Maskenmacher Kleon's Gesicht nachbilden und kein Schauspieler den Demagogen vorstellen wollte. Aber Aristophanes, dem an der Aufführung seines Stückes mehr lag, als an einer Tracht Schläge, wußte Rath; er übernahm die Rolle selbst und spielte sie mit seinem eigenen, dem Gesichte Kleon's nachgemalten Antlitze. Daß der kecke Schritt die gefürchteten Folgen gehabt, wird nicht erzählt, ist auch nicht wahrscheinlich.



Unterweisung der Schauspieler vor Aufführung eines Satirstückes.

Fast kein Vorfall in Athen während des Peloponnesischen Krieges, fast keine öffentliche Person, die eine Rolle dabei spielte, blieb von ihm verschont; aber auch die literarischen u. philosophischen Lächerlichkeiten seiner Zeit fanden in ihm eine scharfe Geißel, wie denn namentlich Sokrates viel von dem Witze des Aristophanes zu dulden hatte, es aber auch als echter Philosoph duldete, d. h. mit Gleichmuth; denn die wahre Größe kann niemals unter den Angriffen der Satire leiden; nur kleine Geister und Alltagsmenschen suchen sich gegen sie zu schützen, weil sie ihnen dadurch wirklich gefährlich wird, daß sie ihre Nichtigkeit ans Tageslicht bringt! Im Ganzen soll Aristophanes 60 Stücke geschrieben haben, von denen nur noch elf vorhanden sind.

Von den übrig gebliebenen elf Stücken des Aristophanes muß es interessant sein, nicht allein die Titel, sondern auch die Tendenz zu wissen, um daraus die große Freiheit zu ersehen, deren sich die attische Komödie erfreute. Wir führen sie daher in Nachfolgendem auf:

1. Plutos (der Reichthum), das harmloseste von allen, führt den Gedanken aus, daß das Glück seine Güter nach Willkür vertheilt.

2. Nephelä (die Wolken) zeigen die Erhöhung des großen Sittenverderbnisses der Athener durch die Sophisten, wobei besonders Sokrates den Pfeilen der Satire anheim fällt.

3. Batrachoi (die Frösche) ist gegen Euripides und die sehr gesunkene Größe der Athener gerichtet.

4. Hippes (Ritter), gegen Kleon und das verblendete, von ihm geleitete atheniſche Volk.

5. Acharnes (die Acharner), gegen die Kriegssucht des Volkes.

6. Spheke s (die Wespen) geißelt die Gewinnsucht der atheniſchen Richter und die Prozeßbegierde der Bürger.

1. Geschütze der Flagge (oder einer anderen Nation) sind an Bord.
2. Es ist nicht bekannt, ob auch auf den anderen Schiffen Waffen sind.
3. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
4. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
5. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
6. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
7. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
8. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
9. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.
10. Es ist nicht bekannt, ob Kriegsmaterial an Bord ist.

Beispiel für die Kennzeichnung von Kriegsschiffen und Kriegsmaterial

Mundart geschrieben waren, sondern daß fast für jede Dichtungsart ein besonderer Dialekt vorherrschend blieb, nämlich derjenige, in welchem zuerst das Ausgezeichnetste seiner Art erzeugt worden war, weil man mit Recht folgerte, daß der Charakter des betreffenden Dialekts gerade der besonderen Dichtungsart am angemessensten sein müsse. So wurden die epischen und dramatischen Dichtungen vorzugsweise in ionischer, die lyrischen aber in dorischer und äolischer Mundart geschrieben. —

Viel später als die Poesie machte sich die Kunst geltend, in ungebundener Rede, in Prosa, zu schreiben. Diese entsprang weniger dem Sinne für das Schöne, als vielmehr dem Gefühle einer Nothwendigkeit, dem Bedürfnisse. Die Handelsverbindungen der Griechen mit entfernteren Völkern mußten natürlich den Wunsch in ihnen erzeugen, mit den Verhältnissen derselben genau bekannt zu werden. Dies und die weitere Ausbildung der historischen Poesie, besonders der Heldensagen, legte den Grund zur

Geschichtschreibung,

von der wir indeß erst um das Jahr 600 v. Chr. die ersten Spuren antreffen. Wir finden um diese Zeit besonders in Jonien Männer, welche Logographen (Erzählungsschreiber) genannt werden, und sich damit befassen, Stamm-, Stadt- und Familiengeschichten niederzuschreiben. Diese Thätigkeit bildete sich infolge eines größern Bedürfnisses weiter aus, und der Logograph Hekatäos in Milet versuchte es zuerst, eine Erdbeschreibung zu liefern und Geschichtsbücher abzufassen, wozu er den Stoff auf Reisen sammelte.

Herodot, der erste wirkliche Geschichtschreiber, wird mit vollem Rechte der Vater der Geschichte genannt. Sein Geburtsort war Halikarnaß, die Hauptstadt von Karien, wo die Königin Artemisia residirte, deren wir schon bei Gelegenheit der Perserkriege gedachten. Eine gleichnamige Nachfolgerin Artemisia II. ist durch die Liebe zu ihrem Gatten Mausolos berühmt, dessen Asche sie in ihr tägliches Getränk mischte, bis sie starb. Noch bekannter aber ist sie dadurch, daß sie zu Halikarnaß dem Mausolos ein Grabmal erbauen ließ, welches so kunst- und prachtvoll war, daß man es zu den sieben sogenannten Weltwundern rechnete. Es wurde nach des Königs Namen Mausoleum genannt, und daher kommt es, daß man prächtige Grabmäler noch jetzt Mausoleen nennt.

Zur Zeit von Herodot's Jugend hatte Halikarnaß von der Herrschaft eines Tyrannen so viel zu leiden, daß Herodot sein Vaterland verließ und nach Samos flüchtete. Erst als die Zeit gekommen war, die Tyrannei zu brechen, kehrte Herodot zurück und half den Tyrannen vertreiben.

Schon in seinem zwanzigsten Jahre trieb ihn die Wißbegier hinweg, um Welt und Menschen kennen zu lernen. Er besuchte nicht allein die vorzüglichsten Orte seines Vaterlandes und des europäischen Griechenlands, sondern bereiste auch Asien bis zum Kaspischen Meere, die Länder des Euphrat und Tigris, Arabien, Persien, Syrien, Palästina, das nördliche Afrika und besonders Aegypten. Auf dieser großen und mühseligen Reise sammelte er den Stoff zu dem vortrefflichen Geschichtswerke, welches er nach Vollendung seiner Reisen in der italischen Stadt Thurii, wohin er sich zurückzog, schrieb, und das er uns vollständig hinterlassen hat.

Das Geschichtswerk Herodot's besteht aus neun Büchern, die nicht von ihm selbst, sondern erst von Späteren nach den neun Musen benannt worden sind. Es ist nicht blos historischen, sondern auch geographischen Inhaltes. In den ersten fünf Büchern erzählt er die Merkwürdigkeiten der Länder und Völker, die er bereiste; in den anderen vier die Kämpfe der Griechen mit den Persern. Ernst in Erforschung der Wahrheit, Einfachheit der Darstellung und Unparteilichkeit in der Beurtheilung zeichnen das Werk Herodot's sehr vortheilhaft aus.

Herodot fand den Lohn für seine verdienstvolle und mühsame Arbeit in der großen Verehrung, welche ihm seine Zeitgenossen zollten; denn als er die ersten Bücher seiner

Geſchichte bei den Olympiſchen Spielen vorlas, wurde ſeinem Werke die allgemeinſte Anerkennung zu Theil. Aber noch größer war ſein Triumph in Athen, wo er die Vorleſung wiederholte. Dort auf dem Marktplatze, unter einem ungeheuren Zudrang der Volksmenge, umgeben von Bürgern, Kriegern und den höchſten Beamten der Republik trug er ſein Werk vor. Man war entzückt von der ſchönen und einfachen Darſtellung; von allen Seiten jauchzte man ihm ungetheilten Beifall zu, und endlich ſetzte man ihm den Lorbeerkranz aufs Haupt.

Thukydides. Unter ihm erreichte die griechiſche Geſchichtſchreibung den höchſten Grad der Vollkommenheit. Als Herodot in Athen ſeine Geſchichte vorlas, ſtand Thukydides, damals ein fünfzehnjähriger Knabe, dabei und wurde von der Vorleſung und der dem Verfaſſer widerfahrenen Ehre ſo gerührt, daß er Thränen vergoß. Man ſagt, dieſer Augenblick habe über Thukydides entſchieden; denn von da an ſei der Wunſch in ihm rege geworden, ſich gleichfalls zu einem ſo gefeierten Geſchichtſchreiber zu machen. Er zog ſich auf ſeine Beſitzungen in Thrakien zurück und ſchrieb dort in acht Büchern die Geſchichte der erſten 21 Jahre des Peloponneſiſchen Krieges. Dies Werk iſt es, welches von allen Geſchichtſchreibern als Meiſterſtück angeſtaunt wird.

Daſſelbe zeichnet ſich aus durch kurze, kräftige und poetiſche Sprache, die nur manchmal ins Extrem übergeht und dadurch etwas unverſtändlich wird, durch tiefe und weiſe Gedanken über die Regierung der Staaten, über die Urſachen ihrer Blüte und ihres Verfalls. Es wurde fortgeſetzt von dem Athener

Xenophon (um 400 v. Chr.). Dieſer war ein Schüler des Sokrates und iſt als Geſchichtſchreiber nicht weniger berühmt, denn als Feldherr, in welcher letztern Eigenſchaft wir ihn bereits kennen lernten. Als Geſchichtſchreiber erreicht Xenophon ſeinen Vorgänger nicht; allein er hat ſich auch durch andere, namentlich militäriſche, ökonomiſche und philoſophiſche Schriften einen ſolchen Ruf erworben, daß man ihn den beſten griechiſchen Proſaikern zur Seite ſtellt.

Xenophon's vorzüglichſte Schriften ſind: Der griechiſchen Geſchichte (des Thukydides) Fortſetzung bis zur Schlacht von Mantineia; „Anabaſis“ (Krieg des jüngern Kyros und Rückzug der Zehntauſend); dann eine Lebens- und Bildungsgeſchichte des ältern Kyros. Alle ſeine Schriften zeichnen ſich beſonders durch eine fließende, wohllautende Sprache aus, worin Xenophon vor allen übrigen Proſaikern Meiſter war.

Philoſophie.

Hier wenden wir uns jetzt demjenigen Zweige der Wiſſenſchaft zu, welcher unter allen Umſtänden und Zeiten für den wichtigſten gelten wird, da er den weſentlichſten Einfluß auf den Geiſt der Zeit und ſomit auch auf die Geſtaltung der Verhältniſſe ausübt.

Der weite Begriff, welchen wir heute mit dem Ausdrucke Philoſophie verbinden, war nicht derjenige, der die Griechen beim Schaffen dieſes Zweiges geiſtiger Thätigkeit damit verbanden. Wir verſtehen unter Philoſophie oder Weltanſchauung das geiſtige Weſen des menſchlichen Wiſſens, ſofern ſich hierdurch der Menſch über die Dinge außerhalb und über die Zuſtände von Regungen innerhalb ſeines Geiſtes ins Klare ſetzen will. Die Griechen verſtanden zunächſt dieſes Streben als Unterſuchung über Urſprung und Zweck des geſammten Daſeins. Daher ging bei ihnen die Philoſophie aus ihren Theogonien und Kosmogonien hervor, d. h. den verſchiedenen Verſuchen eine Weltanſchauung und den Begriff der Gottheit oder des göttlichen Weſens zu entwickeln.

Nichts war natürlicher, als daß über das ewig Unbegreifliche die verſchiedenſten Meinungen aufkamen, und ſo erklärt ſich die Menge der aufgeſtellten philoſophiſchen Syſteme. Diejenigen Männer, welche ſich zu einem gleichen Syſteme, wenn auch in einzelnen beſonderen Anſchauungen von einander abweichend, bekannten, bildeten eine philoſophiſche Schule, ähnlich den religiöſen Sekten heutiger Zeit. Zu den älteſten Schulen jener Art, welche ſchon im ſechſten Jahrhundert v. Chr. blühten, gehören zunächſt die ſogenannte ioniſche

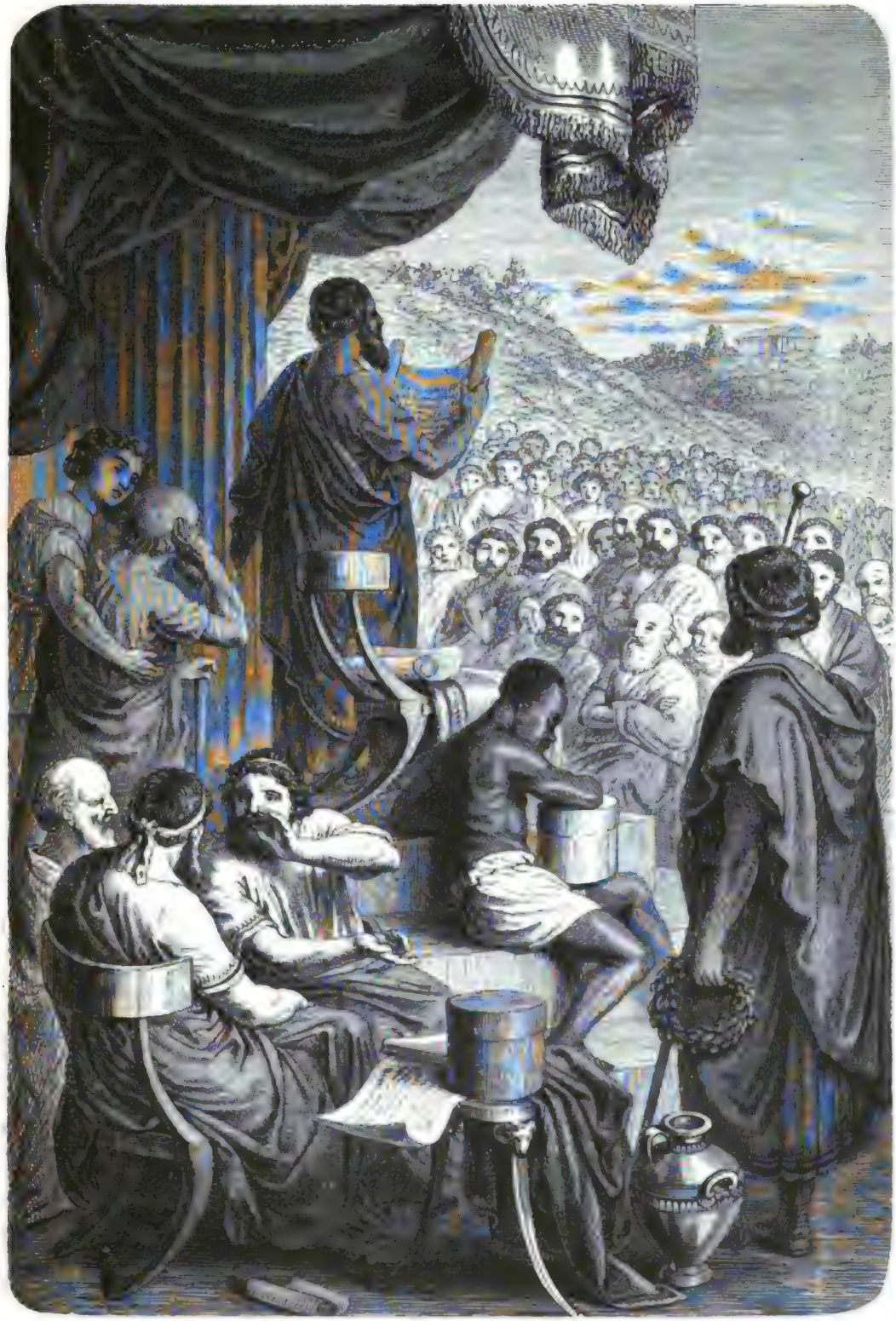
Naturphilosophie, begründet von Thales aus Milet, sodann die sogenannte italische Philosophie, vertreten durch Pythagoras und dessen Bund, sowie die eleatische Schule, gestiftet von Xenophanes aus Elea. Später haben in gewisser Beziehung oder vielmehr im Gegensatz zur ionischen Schule die Sophisten das philosophische Wissen behandelt, welchem Sokrates im fünften Jahrhundert mit seiner ethisch-praktischen Lebensanschauung entgegentrat. Die Schüler dieses großen Meisters und deren Nachfolger haben dann, im vierten Jahrhundert, ihrerseits wieder eigene Philosophenschulen begründet, wie Antisthenes und Diogenes die kynische Schule, ferner Platon die akademische Schule und Aristoteles die sogenannte peripatetische Schule. Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Uebersicht auf die Grundlehren der einzelnen Schulen etwas näher eingehen.

Die ionische Schule, welche ihren Namen nach dem Lande, wo sie zuerst aufgetreten, erhalten hat, sucht die Frage nach dem Weltstoff, aus dessen verschiedenfacher Gestaltung sich alle Dinge entwickeln sollen, zu beantworten.

Die zu dieser Schule gehörigen Denker schlugen bei ihren Untersuchungen einen doppelten Weg ein. Sie nahmen entweder als dynamisches Prinzip einen bestimmten Urstoff an, wie Thales aus Milet (der etwa von 636 bis 546 v. Chr. lebte), das flüssige Element oder das Wasser (in Uebereinstimmung mit dem alten Volksglauben an die Wunderkraft des Okeanos), wie ferner sein Landsmann Anaximenes (570—500) und Diogenes von Apollonia (530—460) die Luft (welche sich auch im Athem als Ursache des Lebens bekunde), wie endlich Pherekydes von Syros den sogenannten Aether (welcher in Verbindung mit der Erde alle Erscheinungen hervorrufe); oder sie erklärten den Zusammenhang aller Dinge, im Gegensatz zu dem dynamischen, aus einem sogenannten mechanischen Prinzip, wonach die in einem bleibenden Urstoff enthaltenen Dinge sich aus dem letzteren mittels Trennung und Wiederverknüpfung im Einzelnen entwickeln, so daß man kein eigentliches Werden, keine Veränderung der Beschaffenheit annahm, vielmehr Alles aus Aenderung der äußeren Verhältnisse im Raum erklären wollte. Mit dieser Richtung ging Anaximander von Milet (610—532), ein Schüler des Thales, voran, während Leukippos und dessen großer Schüler Demokritos von Abdera (460—370) von dem leeren Raume und darin befindlichen untheilbaren Urkörpern, den sogenannten Atomen, ausging. Noch heute muß man den Tiefblick jener alten Denker bewundern, welche sich bei ihrer Gedankenthätigkeit sogleich an die letzten und schwierigsten Probleme in der Welterklärung wagten und theilweise bereits den innern Zusammenhang von Erscheinungen ahnten, den gründlich und wissenschaftlich zu begreifen erst eine viel weiter vorgeschrittene Naturforschung uns befähigt hat.

Anaxagoras (500—428) der uns bekannte Freund des Perikles, brachte die ionische Philosophie in ein besonderes System und verpflanzte sie nach Athen. Von seinen Vorgängern wich er am meisten dadurch ab, daß er — zuerst unter den griechischen Philosophen — ein höchstes, vernünftiges Wesen als den Schöpfer der Dinge annahm, dieser Schöpfung aber eine ewige Dauer zusprach, womit er sich zugleich für die Unsterblichkeit der Seele erklärte. Die Annahme eines einzigen Gottes galt in Athen als Gotteslästerung, während man heutzutage das Gegentheil dafür hält: und wir haben gesehen, welches Schicksal den angeklagten Anaxagoras traf.

Die pythagoräische Schule trägt ihren Namen von ihrem Stifter, Pythagoras, geboren um 580 v. Chr. zu Samos. Von den Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes und namentlich von seinen Reisen, ist von jeher viel Abenteuerliches berichtet worden. Wahrscheinlich ist es, daß er aus seinem Geburtsorte vor dessen Tyrannen Polykrates floh und sich auf Reisen begab, namentlich nach Aegypten. Sokrates erzählt von diesen Wanderungen des Meisters: Pythagoras sei ein Schüler der ägyptischen Priester geworden und habe sich nach seiner Rückkehr viel eifriger als Andere mit den Opfern und heiligen Bräuchen der Aegypter beschäftigt, und auch andere zeitgenössische Berichte bestätigen, daß er von den Priestern des Nillandes in die Geheimnisse ihrer Religionsanschauungen eingeweiht worden sei.



Herodot ließ den Griechen seine Geschichte vor.
Zeichnung von H. Leutemann.

Digitized by Google

So viel ist gewiß, daß „der Samier" mit einem so großen Schatz von Kenntnissen heimgekehrt war, daß ihm sein reiches Wissen den damals noch ehrenvollen Namen eines „Sophisten" (Weisheitslehrers) verschaffte. Doch lehnte er bescheiden diesen Titel ab, nannte sich „Philosoph" (Weisheitsfreund), und ward so Begründer des Ausdrucks „Philosophie".

Pythagoras lebte seitdem in Kroton zu Großgriechenland, wo er mit größter Zuvorkommenheit von Seiten der Bewohner aufgenommen worden war, denn er wußte sich durch streng sittliche und einfache Lebensweise und hinreißende Rednergabe Verehrung und Achtung in einem seltenen Grade zu erwerben. Hier gedachte er eine schon früher gefaßte Idee zur Ausführung zu bringen. Er war nämlich auf seinen Reisen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Zweck des Staatslebens nur dann erreicht werden könne, wenn die tugendhaftesten und weisesten Bürger als Herrscher der übrigen daständen. Um dies zu bewerkstelligen, mußten nun aber erst die tugendhaftesten und weisesten herausgefunden werden. Pythagoras glaubte, das Mittel dazu in einer völlig organisirten Verbindung oder Sekte zu finden, deren Glieder, durch wahre Gottesverehrung, durch gemeinsame Bildung, wissenschaftliches Streben und feste Grundsätze geläutert, sich auf geistigem Wege des Staatsruders bemächtigen sollten. Man wird sich von diesem Bunde ein ziemlich richtiges Bild machen, wenn man sich die Verbrüderung in der Art der heutigen Freimaurerei denkt. Niemand wurde in den Bund aufgenommen, über dessen Würdigkeit und Fähigkeit dazu nicht die strengste Prüfung aufgestellt worden war. Der Meister urtheilte aus der Gemüthsart des Aufzunehmenden, aus seinem früheren Lebenswandel, ja selbst aus seinen Gesichtszügen, seiner Ausdrucksweise und seinem Gange, ob er ein würdiges Glied des Bundes werden könne. Fiel das Urtheil günstig aus, so trat er in den ersten Grad (es gab deren mehrere) ein, erfuhr aber von den geheimen Lehren des Bundes noch gar nichts, sondern erhielt blos die Verpflichtung zum Schweigen, zur Bezähmung der Neugierde, zu täglichen Reinigungen, und ganz besonders zur Selbstbeherrschung, der ersten Tugend eines Pythagoräers.

Der Uebertritt in einen höheren Grad wurde durch feierliche Ceremonien geheiligt, weil der Uebertretende der höheren Wissenschaft geweiht wurde; denn die Lehren der Pythagoräer waren zweifacher Art: geheime (esoterische), in die man nur die Bundesglieder nach ihren Graden eingeweiht und öffentliche (exoterische), die Jedermann mitgetheilt werden durften.

Was den Bund noch mehr als alles dies zu einem abgeschlossenen Ganzen machte, das war die bis ins Kleinste vorgeschriebene, strenge Lebensweise der Pythagoräer. Ihr erstes Geschäft am Morgen war eine gewissenhafte Prüfung dessen, was sie Tags zuvor gethan und gesprochen hatten, und dessen, was sie an dem bevorstehenden Tage thun und sprechen wollten. Dann gingen sie, in ein einfaches, reines, weißes Gewand gehüllt, einsam, zur Lyra singend, der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten dabei ihre Gebete und versammelten sich alsdann zu wissenschaftlichen Unterredungen und Beschäftigungen. Hierauf folgte die Stunde für gymnastische Uebungen, dann eine karge Mahlzeit, die aus Brot und Honig bestand, hierauf Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten, sodann gegen Abend Spaziergänge einzelner Freunde, wobei man wieder über das sprach, was man den Tag über gethan und gesagt hatte; endlich ein Bad, und sodann versammelte man sich zur Hauptmahlzeit, die in dem mäßigen Genusse von Brot, Früchten, Wein und Fleisch von Opferthieren bestand, bei welcher aber nie mehr als zehn Brüder vereinigt sein durften. Nach dieser Mahlzeit verfügte sich Jeder in seine Zelle, stellte stille Betrachtungen an über die Fortschritte, die er heute gemacht, phantasirte zur Lyra und entschlief.

Eine solche Lebensart, die allen Genuß des Lebens verbannte, konnte große Männer bilden, aber sie mußte auch in Verbindung mit dem phantastischen pythagoräischen Lehrsysteme zu den verderblichsten Schwärmereien führen.

Der Gegenstand der größten Verehrung der Pythagoräer war der Meister und Stifter des Bundes. Jedes seiner Worte galt ihnen als ein unverletzliches Heiligthum, und der stärkste Beweis für die Wahrheit eines Satzes war die Versicherung: „Er hat es gesagt!"

Dies ſind Urſprung und Zweck jenes eigenthümlichen Bundes, welchen Pythagoras ins Leben rief zur Freude der Bewohner von Kroton, bei denen er in ſo hohem Anſehen ſtand, daß er eine gänzliche Umgeſtaltung der Sitten und der Verfaſſung des allerdings ſehr entarteten kleinen Staates bewirkte. — Wir bemerken, daß Pythagoras mit den Verdienſten eines Philoſophen auch die größeren eines vorzüglichen Mathematikers vereinigte. Mathematik war ſein Lieblingsſtudium, und wir werden gleich ſehen, wie daſſelbe mit ſeinem philoſophiſchen Syſteme in Verbindung tritt. Von ihm rührt unter Anderm der ſeinen Namen tragende wichtige pythagoräiſche Lehrſatz her: In einem rechtwinkeligen Dreiecke iſt das Quadrat der größten Seite (Hypotenuſe) eben ſo groß, wie die beiden Quadrate der kleineren Seiten (Katheten) zuſammen. Der Philoſoph war über deſſen Auffindung ſo hoch erfreut, daß er den Göttern eine Hekatombe, d. h. ein Opfer von hundert Stieren, darbrachte.

Pythagoras unter den ägyptiſchen Prieſtern.

Das pythagoräiſche Syſtem, welches zugleich die Moral zu einem Lehrzweige der Philoſophie machte, ſtellte feſt, daß es einen Weltgeiſt gäbe, der alles Materielle beherrſche und durchdringe; daß die Seele des Menſchen unſterblich ſei, aber einen Kreislauf durch Thierkörper zu machen habe, alſo der Seelenwanderung unterliege, daß ferner die ganze Natur nach ewig feſtſtehenden Geſetzen verwaltet und regiert werde.

Ueber die Art, wie dies Syſtem gelehrt und anſchaulich gemacht wurde, genüge die Andeutung, daß Pythagoras die Metaphyſik (Lehre von dem Ueberſinnlichen) in ein mathematiſches Gewand hüllte, derart, daß er durch Zahlengrößen das Weſen, und durch die Verhältniſſe der Zahlen zu einander das Entſtehen der Dinge zur Anſchauung brachte.

Hiernach wird bei der Welterklärung von dem Unterſchiede zwiſchen Stoff und Form abgeſehen und dafür die Idee der Harmonie des Ganzen betont, welche die Gegenſätze in Einklang bringe und im letzten Grunde auf der Zahl beruhe. In der Eins ſei der Gegenſatz

noch geschlossen, in der Zwei trete er hervor und in der Drei versöhne er sich. Noch wichtiger sei die Vier, als erste Quadratzahl, welche zur Summe der ersten drei Zahlen hinzugefügt, die vollkommenste Zahl, nämlich die Zehn ergebe, die als Anfang und Führerin des ganzen, irdischen wie himmlischen Lebens gelte. Die ersten Quadratzahlen, insbesondere die Vier und die Neun, galten als Symbol der Gerechtigkeit, weil sie gleich mal Gleiches bedeuten und so auf den Satz, daß Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hinweisen. Die auf solche Zahlensymbolik gebaute Lehre von der Harmonie führte die Pythagoräer auch auf die Pflege der Musik und der Töne, wobei schon Pythagoras durch Messung richtige Verhältnißzahlen (z. B. der Oktave, Quinte u. s. w.) ermittelte. Wie die Lehre von der Harmonie auch auf das praktische Leben, auf die harmonische Ausbildung der Seelenkräfte und deren sittliche Bethätigung ausgedehnt wurde, haben wir oben gesehen.

Von Kroton aus verbreitete der pythagoräische Bund sich allmählich über Großgriechenland, überall mit Freuden aufgenommen, bis es dem Volke endlich klar wurde, daß die Verbrüderung nichts Anderes sei, als eine verkappte Aristokratie. Da erwachte der demokratische Sinn der Städte und die Verfolgungen gegen die Pythagoräer nahmen ihren Anfang. In Kroton wurden die Ordensbrüder überfallen und getödtet, bei welcher Gelegenheit Pythagoras selbst das Leben verloren haben soll. Die übrigen Städte folgten dem Beispiele Kroton's; der Bund, alles politischen Einflusses beraubt, versuchte es vergebens, diesen wieder zu gewinnen. So bestand er endlich nur noch als gewöhnliche philosophische Schule, deren Hauptbeschäftigung moralische, politische und mathematische Studien blieben.

Die eleatische Schule; sie heißt so, weil ihr Stifter Xenophanes (540 v. Chr.) aus Jonien ausgewandert war und sich zu Elea in Unteritalien niedergelassen hatte. Sie erhob sich von der rein physikalischen Weltanschauung in die Sphäre abstrakter Begriffsbestimmung und stellte zunächst der Vielgötterei des Volksglaubens den Monotheismus gegenüber, welcher dann in eine Art Pantheismus überging. In letzterem Sinne suchte vornehmlich der bedeutendste Vertreter dieser Schule, Parmenides (um 500 v. Chr.) die Einheit und Einzigkeit der Welt aus dem Begriffe des reinen Seins zu erweisen, welcher alle Mannigfaltigkeit und Bewegung ausschließe, so daß die uns umgebende Natur mit ihren vielgestaltigen Erscheinungen vor der wahren geistigen Anschauung nur als Welt des Scheines gelten könne. Zur Vertheidigung solcher Lehre bemühte sich später Zenon (um 460 v. Chr.) auf dialektischem Wege in der Vielheit und in der Bewegung gewisse Widersprüche nachzuweisen, die zu Zweifeln an der Wirklichkeit des Bestehenden führen und auf die reine Gedankenwelt hinleiten sollten. Hiernach legte Zenon zugleich den Grund zur Zweifelsucht (Skeptizismus), daher seine Nachfolger auch Skeptiker genannt wurden; er führte die Disputirkunst in die Philosophie ein, wodurch es ihm möglich wurde, einen Satz — gleichviel ob wahr oder falsch — nach Belieben zu beweisen oder zu bestreiten. Auf diese Weise wurde wol viel Wirrwarr in die Wissenschaft gebracht, aber auch viel zur Schärfung des Denkvermögens beigetragen.

Auf einem anderen Wege bemühte sich Melissos (um 440 v. Chr.), bekannt als tapferer Feldherr der Samier, durch schärfere und genauere Ausführung des ewigen und unendlichen, einheitlichen und unveränderlichen Charakters im Grundbegriffe des reinen Seins die eleatische Lehre zu begründen. Einen Gegensatz zu dem starren, unveränderlichen Sein der Eleaten bildete die Lehre des Heraklit von Ephesos (um 500 v. Chr.), welcher gerade das Veränderliche der Dinge, die sich im ewigen Flusse befänden, hervorhob und im Werden, gleichsam im Kampfe widerstreitender Gegensätze, das Grundprinzip des Weltganzen fand. Dieser scharfblickende Denker, der spekulativste Kopf des Alterthums, wurde wegen seiner wirklich tiefsinnigen und für die allgemeinere Auffassung weniger verständlichen Lehre der „Dunkle" genannt; doch hat sein System eine eigene Schule nicht begründen können.

Aus den Gedankengängen der Abstraktion, wie sie die Eleaten und Heraklit eingeschlagen, führte um die Mitte des fünften Jahrhunderts Empedokles aus Agrigent

(490—430 v. Chr.) die Philosophie wieder in die wirkliche Welt der Erscheinungen zurück, indem er die Entstehung aller Dinge aus den vier Elementen (Erde, Wasser, Feuer, Luft) und deren Trennung eine Vereinigung herleitete, in ähnlicher Weise auch die Grundprinzipien der Anziehung und Abstoßung, oder Liebe und Haß, auf das geistige wie sittliche Leben des Menschen ausdehnte; seine besonderen Ausführungen über den Ursprung der Organismen zeigen schon damals Spuren der Darwinischen Lehre.

Aus der eleatischen Schule und besonders aus der von Zenon eingeschlagenen Richtung gingen ferner die „Sophisten" (Weisheitslehrer) hervor, die sich — ähnlich unseren heutigen Jesuiten — über alle Städte Griechenlands verbreiteten, sich des Unterrichts in der Philosophie ausschließlich zu bemächtigen suchten und daraus ein einträgliches Gewerbe machten. Durch ihre kecke und gewagte Disputirkunst (Dialektik), die sich nicht selten in Trugschlüssen gefiel, suchten sie alle anderen philosophischen Systeme als Irrthümer zu verdrängen, kamen aber endlich wegen des verderblichen Einflusses, den ihre Grundsätze auf die Sittlichkeit äußerten, so in Mißkredit, daß der Name „Sophist" seit dieser Zeit mit einem Makel behaftet geblieben ist. Unter den älteren, mit Recht geehrten Sophisten glänzen die Namen eines Protagoras und Gorgias.

Sokrates von Athen (470 v. Chr.) war der Sohn des athenischen Bildhauers Sophroniskos, für dessen Kunst er Anfangs bestimmt war. Aber sehr bald fühlte der Jüngling einen höheren Beruf in sich, als aus todtem Gestein leblose Menschenbilder zu formen; er wollte aus den sterblichen Menschen göttliche Wesen schaffen und den Samen des rein Sittlichen über die Menschheit ausstreuen. Deshalb hörte er die Lehren des Philosophen Archelaos und gab sich ganz einem denkenden Leben hin. Einst soll er anderthalb Tage lang im tiefsten Nachdenken auf einem Fleck gestanden haben.

Aber Sokrates versäumte über den Trieb seiner Seele nicht die Pflichten, welche er dem Vaterlande schuldete; die Feldzüge Athens machte er als Krieger mit, wie wir dies schon oben ausführlicher mitgetheilt haben. Seinen Körper hatte er durch Enthaltsamkeit und Entbehrungen so sehr abgehärtet, daß er im Stande war, jedes körperliche Uebel zu verachten; auch bei der härtesten Kälte ging er in seiner gewöhnlichen Kleidung. Vor Allem aber hatte sich Sokrates die höchste Sittlichkeit zum Schmuck seiner Seele gemacht; nie vielleicht ist ein Mensch ein so vollendetes Muster von Moralität gewesen wie er es war; er galt für den berühmtesten Weisen Griechenlands und wird mit Recht in allen Zeiten geehrt und gepriesen. Er verschmähte es, die Früchte seiner Weisheit, größtentheils Ergebnisse seines eigenen Nachdenkens, in die engen Schranken eines Systems zu bannen und dadurch die Freiheit und die Selbständigkeit des Denkens zu untergraben.

Die sokratische Philosophie geht von der sittlichen Natur des Menschen aus und zu dieser wieder zurück. Sokrates stellte als seine Ueberzeugung auf: Es giebt einen Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, der auf reine Seelen durch Dämonen einwirkt, unter welchen Dämonen Sokrates alle Ahnungen oder Antriebe zu einer Handlung oder einem Unterlassen verstand. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse. Er wird am besten dadurch geehrt, daß der Mensch alle Pflichten gegen sich und Andere aufs Strengste erfüllt; Gerechtigkeit und Tugend sind die vornehmsten dieser Pflichten und müssen die Haupteigenschaften eines jeden sittlichen Menschen sein. In den Besitz dieser Eigenschaften zu gelangen, ist der nächste Zweck des menschlichen Lebens. So enthielt die sokratische Philosophie zugleich die Grundzüge der Moral des reinen Christenthums.

Die Lehrweise des Sokrates aber war eben so eigenthümlich wie seine ganze Erscheinung und wie die Art, sich Schüler zu erwerben.

Wenn er einen Jüngling fand, der ihm Empfänglichkeit für die Lehren der Weisheit zu haben schien, so ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein, und verstand es, durch die Worte, welche von seinen Lippen flossen, den Aufgefundenen für immer an seinen Umgang zu fesseln. Um Lehrer und Schüler schlang sich das Band der Freundschaft, und die aus

dieſem Verhältniſſe hervorgehenden freundſchaftlichen Unterhaltungen waren die Lehrſtunden der Schüler. Sokrates lehrte, wie ſich heutzutage zwei gebildete Freunde unterhalten; und ſo geſchah es, daß ſeine Zöglinge mit einer faſt übertriebenen Liebe an ihm hingen.

Wie ſehr ihn Alkibiades liebte, haben wir ſchon oben geſehen. Antiſthenes, ein anderer Schüler des Sokrates, ging täglich von ſeinem Wohnorte, dem Peiräeus, nach Athen, um ſeinen Freund und Lehrer zu hören. Euklides, der vier Meilen von Athen in Megara wohnte, legte dieſen Weg ſehr häufig zurück, um nur einige Stunden den Umgang des Meiſters zu genießen; ja, als die Athener einſt während eines Krieges den Megarenſern bei Todesſtrafe verboten, Athen zu betreten, ſo wagte Euklid es doch oft, ſich Abends, in Weiberkleider verhüllt, durch das Thor zu ſchleichen, um wenigſtens einige Stunden der Nacht den Worten des geliebten Lehrers zu lauſchen.

Um ſeine Schüler vor der gefährlichſten Feindin eines Philoſophen, der Wiſſenseitelkeit, zu bewahren, prägte er ihnen ſtets den Satz ein, daß der Menſch, ſo viel er auch wiſſe, doch nur Eins mit Beſtimmtheit wiſſen könne, nämlich: „daß er nichts wiſſe!“ Deshalb ſollten auch ſeine Schüler, zu denen die edelſten Jünglinge Athens gehörten, nie auf die Worte des Meiſters ſchwören, ſondern dieſe Worte blos hören und davon nach eigener Prüfung das Beſte behalten.

Sokrates hat vor allen anderen Philoſophen das große Verdienſt, daß er die Lehren der Weisheit populär und praktiſch machte, indem er die unnützen Träumereien der damaligen Philoſophie verwarf und die Weisheit in das Leben einführte: ſeine Anhänger ſollten die Philoſophie nicht blos lehren und lernen, ſondern auch durchleben. Darum ſagte man auch von Sokrates: er habe die Philoſophie, welche ſich in den Himmel verirret, wieder zur Erde zurückgebracht. Dadurch würde Sokrates auch noch auf die ſpäteſte Nachwelt ſeinen heilbringenden Einfluß geäußert haben, wenn ſeine Schüler nicht auf Abwege gerathen wären und ſo durch philoſophiſches Eifern die wahre Philoſophie getödtet hätten.

Wenn ſich Sokrates durch Weisheit und vortrefflichen Charakter auf der einen Seite viele aufrichtige Freunde und glühende Verehrer erwarb, ſo konnte es ihm auf der andern Seite auch nicht an Neidern und Feinden fehlen, die ſeine Geſinnung auf jede Weiſe zu verdächtigen und ihm auf jede Art zu ſchaden ſuchten.

Unter den Gegnern des Sokrates ſtanden die Sophiſten oben an. Die gerade und offene Weiſe des Philoſophen lief ihren Abſichten ſchon an und für ſich entgegen; und Sokrates ſelbſt wurde von dem Verlangen gereizt, die Nichtigkeit dieſer Menſchen der Welt klar vor Augen zu legen. So begann ein philoſophiſcher Kampf zwiſchen beiden Theilen, der auf wirklich ergötzliche Weiſe geführt wurde; denn während die Sophiſten den Weltweiſen mit langen, hohlen Reden angriffen, verfuhr dieſer auf eine äußerſt geſchickte Weiſe, um ſeine Gegner in die Enge zu treiben. Er führte ſie durch fortwährende Fragen, die er mit großer Geſchicklichkeit zu ſtellen wußte, ſo weit, daß ſie ſich endlich ſelbſt widerſprechen mußten, und erkämpfte auf dieſe Weiſe oft einen vollſtändigen Sieg. Aber freilich erwuchſen ihm aus den philoſophiſch Geſchlagenen nunmehr perſönliche und alſo noch gefährlichere Feinde.

Ein anderer Gegner des Sokrates war Ariſtophanes, der ihn weniger haßte, als vielmehr von Anderen gegen ihn aufgereizt war. In der Komödie: „Die Wolken“ brachte der Dichter den Philoſophen auf die Bühne und öffnete alle Schleußen ſeines Witzes gegen ihn. Doch Sokrates begegnete dieſem Angriffe wie ein Weiſer, er ging ganz unbefangen in das Schauſpiel und nahm ſeinen Platz ſo, daß er allgemein geſehen werden konnte.

Aber auch die damaligen Gewaltherrſcher Athens, und namentlich Kritias, ſchlugen ſich zu den Feinden des Sokrates. Lange ſchützte ihn ſeine Armuth gegen die Verfolgungen der dreißig Tyrannen. Als er indeß von ſeinem Stamme zum Rathsmitgliede gewählt wurde und ſich als ſolches den Willkürlichkeiten der Dreißig entgegenſtemmte, da war Kritias ernſtlich darauf bedacht, den Mann der Tugend in die Schranken des Schweigens

zurückzuweiſen. Man verbot ihm den Umgang mit der Jugend; denn die Tyrannei ſucht ihren Gegnern ſtets die Wege der Jugendbelehrung zu verſperren, damit auch ihre Erben nicht geſtört werden. Sokrates hatte den Muth, dem tyranniſchen Gebote zu trotzen; und als ihn Kritias auf die Folgen ſeiner Widerſetzlichkeit aufmerkſam machte und ihn fragte: ob er ſich denn für unantaſtbar halte, da ſprach der Weiſe das ſchöne Wort: „Ein ſolcher Glaube iſt fern von mir; ich bin gefaßt, tauſendfaches Unrecht zu erdulden, aber nie geneigt, ein einziges Unrecht zu thun!“ Glücklicherweiſe hatte Kritias gerade viele Sorgen für ſeine eigene Erhaltung, um an Sokrates ſofort Rache nehmen zu können.

Eine Zeit lang blieb Sokrates Sieger über dieſe Feinde; aber endlich fanden ſie in dem ungerechteſten aller Geſetze eine furchtbare Waffe gegen den greiſen Philoſophen, in dem Geſetze, welches auf Verwerfung der vom Staate anerkannten Götter den Tod ſetzte. Sokrates hatte dies Geſetz verletzt; denn ſeine Philoſophie ſtellte eine andere Gottheit auf, als die vom Staate anerkannte; aber eben an ſeinem Beiſpiele, das er durch ſeinen Märtyrertod für alle Zeiten zu einer blutigen Warnungstafel machte, zeigt ſich die ganze Sinnloſigkeit der Strafgeſetze gegen religiöſe Umbildungen, zeigt ſich die ganze Unvernunft der Verfolgung von Andersglaubenden. Denn dieſelbe Gotteslehre, welche vor zwei Jahrtauſenden in Athen ein todeswürdiges Verbrechen war, gilt heute für eine Wahrheit, deren Verleugnung jetzt wiederum als ein Verbrechen betrachtet wird. Und wer iſt denn nun vollkommen und weiſe genug, um ſagen zu können: da iſt die Wahrheit!? Wahrlich, Sokrates fiel weniger ſeinen Feinden zum Opfer, als vielmehr einem unweiſen, von dem religiös befangenen Volke geduldeten Geſetze!

Mit Hülfe dieſes Geſetzes mußte es den Feinden des Philoſophen leicht werden, ihn zu verderben. Ein gewiſſer Melitos, der den Sokrates perſönlich haßte, wurde auserſehen, ihn anzuklagen, daß er die Götter des Staats verwerfe, neue Gottheiten lehre und mithin durch dieſe Lehre die Jugend verderbe. Sokrates erſchien vor den Schranken des Gerichts, aber nicht allein mit der Ueberzeugung, ſondern auch mit dem Wunſche, verurtheilt zu werden; denn was konnte ihm, dem ſiebzigjährigen Greiſe, erwünſchter ſein, als der Märtyrertod für ſeine gute Sache? Er und ſie mußten gewinnen, wenn die Athener das Todesurtheil über ihn ausſprachen. Und ſie ſprachen es aus; Sokrates wurde zum Tode verdammt, und der beſte, weiſeſte und tugendhafteſte der Menſchen fiel der menſchlichen Unvernunft zum Opfer.

Daß Sokrates wirklich den Wunſch hatte, durch ſeinen Tod ſeine Lehre zu beſiegeln, wird aus vielen Vorgängen klar, welche vor, während und nach ſeiner Verurtheilung ſtatthatten.

Zuerſt müſſen wir in dieſer Beziehung eines Geſpräches gedenken, welches er noch vor dem Gerichtstage mit einem ſeiner Freunde, Namens Hermogenes, führte. Nachdem dieſer ihn gefragt, ob er denn gar nicht an ſeine Vertheidigung denke, und Sokrates ihm geantwortet: „Scheint dir nicht, daß ich mein ganzes Leben hindurch auf meine Vertheidigung mich vorbereitet habe?!“ erklärt er ausdrücklich: „Würde mein Leben jetzt noch länger dauern, ſo müßte ich unfehlbar den Tribut des Alters entrichten. Mein Geſicht und Gehör, meine Faſſungskraft, mein Gedächtniß würden abnehmen; und wenn ich dies fühlte, wie könnte alsdann das Leben noch Reiz für mich haben? Sterbe ich aber jetzt, geſund und kräftig, den Tod des Verurtheilten, ſo werde ich bei meinen Freunden Sehnſucht nach mir zurücklaſſen; und darum werde ich den Tod wählen, und werde nicht ſtatt dieſes ſchönen Todes um ein ſchlechteres Leben betteln.“

Dieſem Vorſatze gemäß war auch ſeine Vertheidigung vor Gericht weit weniger darauf gerichtet, die Anklagen von ſich abzuwälzen, als vielmehr darauf, in einer ſtolzen Sprache ſeine Tugenden und ſeine Verdienſte hervorzuheben, wol wiſſend, daß er dadurch die Richter eher zur Strenge als zur Milde gegen ſich ſtimmen würde. Er war überzeugt, daß es eben die rechte Zeit für ihn ſei, das Leben zu enden. Und daß er ſo dachte, wurde noch offenbarer, als man ihn für ſchuldig erklärte und, dem Gebrauche zufolge,

aufforderte, eine Milderung seiner Strafe nachzusuchen. Hätte er dies gethan, so wäre er zuverlässig mit einer Geldstrafe davongekommen, die seine Freunde zu bezahlen sich erboten. Allein Sokrates verwarf das ihm gewährte Recht, indem er sagte: dies hieße, sich selbst für schuldig bekennen.

Aber auch sein Benehmen im Gefängnisse bewies, daß sein Entschluß fest stand, das Leben zu verlassen. Er mußte hier dreißig Tage zubringen, weil vor der Rückkunft des zur Erinnerung an die Befreiung des Theseus nach Delos abgesendeten heiligen Schiffes kein Todesurtheil vollstreckt werden durfte. Seine Freunde wollten diese Frist benutzen, um den Wächter zu bestechen und so dem Meister den Weg zur Flucht zu ebnen. Er aber verwarf den Vorschlag, indem er auf die Ungesetzlichkeit eines solchen Schrittes hinwies und seine Freunde fast spottend fragte, ob sie denn außerhalb Attika irgend einen Ort wüßten, wo der Tod ihn nicht finden könnte.

Sokrates war verurtheilt, den Schierlingsbecher zu trinken, die leichteste und schmerzloseste Todesart, die man damals kannte. Die Tage, welche er bis zu seiner Hinrichtung im Gefängnisse zuzubringen hatte, verlebte er mit seinen Freunden und Schülern in der gewohnten Weise. Philosophische Unterhaltungen, besonders über Tod und Unsterblichkeit, bildeten den Stoff ihrer Gespräche. Sokrates entbehrte keinen Augenblick der würdigen Ruhe, die ihm eigen war; er sah dem Todestage mit einer gewissen Freudigkeit entgegen.

Als derselbe angebrochen war, erschienen seine Freunde, Kriton, Platon, Apollodor und Andere in tiefster Trauer im Kerker. Auch seine Gattin Xanthippe war, mit ihrem jüngsten Kinde auf dem Arme, eingetreten. Allein da sie in lautes Wehklagen ausbrach, so sandte sie der Verurtheilte wieder fort und brachte nun den Tag mit seinen Freunden unter weihevollen Gesprächen zu. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, trat der Nachrichter mit dem Giftbecher ein. Sokrates nahm letzteren mit ruhig lächelnder Miene, und nachdem er sich erkundigt, wie er sich nach dem Trunke zu verhalten habe, setzte er den Kelch mit heiterem Antlitz an die Lippen.

Bei diesem Anblicke brachen die lange verhaltenen Thränen seiner Freunde hervor. Sokrates, nachdem er den Becher geleert, bemerkte ihre Rührung und sprach: „Freunde, was weinet ihr? Habe ich nicht darum die Weiber weggeschickt, daß mich ihre Thränen nicht belästigen sollten? Ich hatte gehofft, daß ich unter Glückwünschungen und Beifall sterben würde!“ Diese Worte beschämten die Weinenden, und ihre Ruhe kehrte zurück. Nur Apollodor konnte sich nicht zufrieden geben und rief schluchzend aus: „Ach, Sokrates, das Schmerzlichste ist mir, daß ich dich unschuldig sterben sehen muß!“ Der würdige Greis aber trat zu ihm, streichelte ihm das Haar und fragte ihn: „Liebster Apollodor, möchtest du mich denn lieber schuldig sterben sehen?“

Das Gift that seine Wirkung. Sokrates fühlte seine Schenkel matt werden und legte sich nieder. Bald darauf sprach er — und es waren seine letzten Worte: „O Kriton, ich bin dem Asklepios einen Hahn schuldig*); vergiß es ja nicht, diese Schuld für mich zu bezahlen.“ „Es soll geschehen, Meister“, entgegnete Kriton, „verlangst du sonst noch etwas?“

Der Greis gab keine Antwort; sein Auge war gebrochen, seine Seele entflohen.

Die Athener erkannten bald nach dem Tode des edlen Mannes das große Unrecht, das ihm zugefügt worden war; und nun fiel der ganze Haß auf seinen Ankläger. Melitos erfuhr die Beweise der allgemeinsten Verachtung, so daß ihm endlich, um derselben zu entgehen, nichts Anderes übrig blieb, als sich selbst das Leben zu nehmen. Er erhängte sich. Die Athener schämten sich ihres Verfahrens gegen Sokrates so sehr, daß sie durch nichts an dasselbe erinnert sein wollten, und deshalb sogar ein Gesetz erließen, welches verbot, den Namen Sokrates öffentlich zu nennen. —

*) Die Griechen pflegten dem Asklepios, dem Schutzgott der Aerzte, nach glücklich überstandener Krankheit einen Hahn zu opfern.

Indem die Schüler des Sokrates nicht das Ganze ſeiner Philoſophie, ſondern je nach ihrer perſönlichen Eigenthümlichkeit dieſe oder jene Richtung derſelben beſonders ausbildeten, wurden ſie die Gründer neuer Syſteme, durch deren Aufführung wir die unterbrochene Reihe der griechiſchen Philoſophenſchulen fortſetzen.

Die letzten Stunden des Sokrates.

Die kyniſche Schule, gegründet von Antiſthenes aus Athen (380 v. Chr.), führte ihren Namen von dem Verſammlungsorte ihrer Mitglieder, dem Gymnaſium von Kynoſarges, einem im Oſten von Athen gelegenen anmuthigen Haine, wo ſich ein dem Herakles und der Hebe geweihtes Heiligthum befand.

Kynoſarges (d. h. Hundeweiß) verdankte ſeinen ſeltſamen Namen der Art, wie jener Tempel entſtanden war. Ein Athener opferte nämlich einſt der Heſtia, als ein weißer Hund von dem Opferfleiſch zwei in Fett gewickelte Schenkelbeine raubte.

Das wegen dieses Raubes befragte Orakel gebot, an dem Orte, wo der Hund die Schenkelbeine hingetragen, dem Orakel einen Altar zu errichten. Daher nannte man denn auch die Anhänger dieser Schule Kyniker (Hundler), mit welcher Bezeichnung man zugleich passend auf ihr rücksichtsloses, hundeartiges Leben anspielte. Denn nicht allein verschmähten die Kyniker, dem Beispiele ihres Meisters Antisthenes — eines Schülers des Gorgias und Sokrates — folgend, jede Bequemlichkeit des Lebens, sondern sie befriedigten auch die wenigen ihnen übrig gebliebenen Bedürfnisse ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und Umgebung.

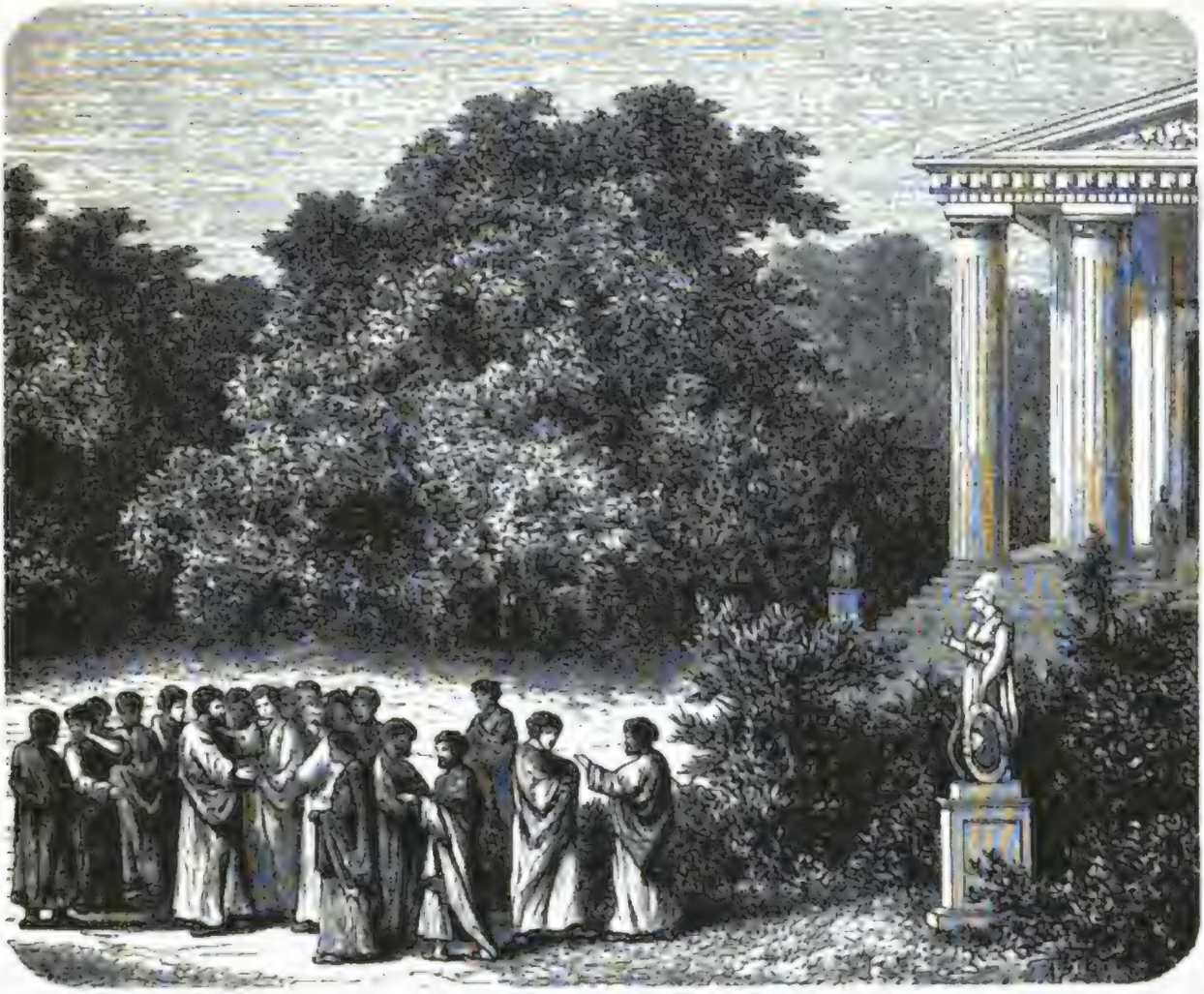
Mit dem Spruche: „Nichts bedürfen ist göttlich!“ hatte Sokrates die Tugend der Genügsamkeit gepredigt. Der rauhe und bedürfnißlose Antisthenes sah aber in der Ausübung dieses Spruches die einzige Grundlage aller Tugend. Indem er also alle Wissenschaft als unnöthiges Bedürfniß verwarf und sich blos an die Lehren der Sittlichkeit hielt, trieb er zugleich seine Verachtung gegen die materiellen Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens so weit, daß er seine Bekleidung auf einen Mantel und seine Geräthschaft auf einen hölzernen Becher, einen Sack und einen Knotenstock beschränkte. Dazu ließ er sich Haupt- und Barthaar wachsen, schlief beständig auf der Erde und vernachlässigte im Umgange mit Anderen jede Form der Höflichkeit, des Anstandes und der gesellschaftlichen Uebereinkunft. So suchte er das materielle und sittliche Leben überall auf den ursprünglichen Naturzustand zurückzuführen.

Vom Kynosarges aus verbreitete sich seine Schule über alle Theile von Griechenland. In einem der schattigen Gänge des Haines lag auch der Urheber der genannten philosophischen Richtung begraben. Aus der Reihe seiner Aussprüche führen wir als bemerkenswerth die folgenden an: Es ist königlich, edel zu handeln und getadelt zu werden. — Das beste Reisegeld ist das, was aus dem Schiffbruche mit uns herausschwimmt. — Es ist besser mit wenigen Guten gegen alle Bösen zu kämpfen, als mit vielen Bösen gegen wenige Gute. — Feinde sind uns nützlicher als Freunde, denn sie machen uns mit unseren Fehlern bekannt. — Das Nöthigste ist: das Böse zu verlernen. — Durch den Kampf wird der Muth gestärkt. — Wer Vielen furchtbar ist, der muß auch Viele fürchten. — Was du nicht behaupten kannst, das begehre auch nicht von den Göttern. — Alle Dinge glänzen nur im Vergleich mit anderen Dingen.

Diogenes. Bedeutsamer noch als Antisthenes wurde für den philosophischen Verkehr im Kynosarges sein Schüler Diogenes, der schon wegen der Originalität seines ätzenden Humors eine nähere Betrachtung verdient. Diogenes wurde zu Sinope, einer milesischen Kolonie am Schwarzen Meere, um das Jahr 414 v. Chr. geboren. Sein Vater Hikesias betrieb dort das Geschäft eines Geldwechslers, welches er durch die einträgliche Nebenbeschäftigung mit Falschmünzerei zu einigem Aufschwung gebracht hatte. Der anstellige Sohn stand dem Vater bei seiner gesetzwidrigen Hantirung zur Seite und brachte es in der reichen Gewinn abwerfenden Kunst bald dahin, daß er über ausreichende Mittel gebot, um eine langersehnte Reise nach Griechenland antreten zu können. Als er nach seiner Vaterstadt heimgekehrt war, fand er seinen Vater wegen seines strafbaren Gewerbes im Kerker, wo derselbe auch bald darauf starb. Bei dieser Lage der Dinge floh der in die Acht erklärte Diogenes schleunig nach Athen. Bußfertig wandte er sich an Antisthenes und ließ sich durch dessen wiederholte Zurückweisung nicht abschrecken, immer von Neuem um die Gunst zu bitten, sein Schüler werden zu dürfen. Als der sittenstrenge Meister den Zudringlichen einst mit dem Stocke forttrieb, sprach Diogenes die eindringlichen Worte: „Schlage nur immer zu! Du wirst kein so hartes Holz finden, mich eher wegzutreiben, als bis ich deiner Lehre überdrüssig bin.“ Diese Antwort gefiel dem Antisthenes, er nahm den neuen Schüler an, der nun allen Ernstes beflissen war, den Meister in Enthaltsamkeit und Bedürfnißlosigkeit zu überbieten.

Seinen Aufenthalt hatte Diogenes in einem, im sogenannten Metroon, einem Heiligthume der Demeter, liegenden (jedenfalls nicht hölzernen, sondern irdenen) großen Fasse,

das er ſein „Parthenon“ nannte. Hier lag er Winter und Sommer ohne Kopfbedeckung und ohne Schuhe, mit einem Doppeltribon bekleidet. Um ſich körperlich abzuhärten, wälzte er ſich im Sommer in dem glühenden Sande, im Winter umarmte er marmorne Bildſäulen, die er dann und wann anbettelte, um ſich, wie er ſagte, im Abgewieſenwerden zu üben. Seine einzige Nahrung beſtand in rohem Fleiſch, rohem Gemüſe und in ungekochten Seefiſchen; der öffentliche Markt war ſein Speiſezimmer. Als Ariſtippos einſt zu ihm trat und ihn mit den Worten höhnte: „Wußteſt du dich Königen angenehm zu machen, ſo brauchteſt du deinen Kohl nicht ſelbſt zu waſchen“, erwiederte er ihm: „Und wenn du deinen Kohl ſelbſt wüſcheſt, brauchteſt du dich nicht zu bemühen, dich Königen angenehm zu machen.“



Platon und ſeine Schüler im Garten der Akademie.

Von Philipp von Makedonien, gegen den er ins Feld gezogen, freigelaſſen, wollte ſich Diogenes zu Schiff nach Athen begeben, wurde aber auf der Reiſe von Piraten gefangen genommen, nach Kreta geführt und dort an einen reichen Korinther als Sklave verkauft. Als ihn nämlich der Sklavenhändler fragte, was er verſtehe und könne, erwiederte er: „Ich verſtehe Menſchen zu beherrſchen“, und er wies hierbei auf den in dieſem Augenblick im Prachtgewande vorüberwandelnden Xeniades hin, indem er ſagte: „An dieſes Schaf mit goldenem Vließ verkauft mich, es ſcheint eines Herrn zu bedürfen.“ Als ſeine Freunde ihn loskaufen wollten, widerſetzte er ſich mit den Worten: „Seitdem Antiſthenes mich frei gemacht hat, bin ich kein Sklave mehr.“ — Der Erziehung der Söhne ſeines neuen Herrn widmete er ſich mit großem Eifer. Sie liebten ihren Mentor von ganzem Herzen und ſahen in ihm ihr Vorbild. Ohne Unterkleid und barfüßig, wie es die jungen Kyniker im Philoſophenmäntelchen thaten, lebten ſie an der Seite ihres Lehrers ſittſam und in ſich gekehrt. Diogenes trieb die ſokratiſche Lehre von der Enthaltſamkeit auf den

äußerſten Gipfel, weshalb er auch Sokrates Mänomenos (der raſende Sokrates) genannt wird. Um darzuthun, daß er größer ſei, als ſein Lehrer, unterwarf er ſich den härteſten Entbehrungen: er hungerte und durſtete, ging ohne Schuhe und Mantel, einen Querſack auf der Schulter, einher. Sein einziges Geräth war eine hölzerne Trinkſchale. Als er aber einſt einen Knaben ſah, der ſich Waſſer mit der hohlen Hand ſchöpfte, warf er ſeinen Becher als etwas Ueberflüſſiges weg und bediente ſich nun der Hand als Trinkſchale. Scham kannte er nur ſo weit, als es Aeußerungen der Rede betraf; nie für körperliche Handlungen, welche aus den natürlichen Bedürfniſſen des Menſchen entſpringen, denn der Natur brauchte man ſich nach Diogenes nicht zu ſchämen. Daher verrichtete er ſeine Nothdurft auf öffentlicher Straße. Zu allen Zeiten gab er indeß den regſten Sinn für das Wahre und Gute kund. Er hatte es ſich zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht, die Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen mit äußerſter Strenge zu geißeln, wobei er oft ſo weit ging, ihnen jede Menſchenwürde abzuſprechen.

Von der geringen Meinung, welche Diogenes von ſeinen Zeitgenoſſen hatte, bietet folgende Anekdote einen Beweis. Der Philoſoph ging eines Tages bei hellem Sonnenſchein mit einer brennenden Laterne umher. Auf die Frage, was er ſuche, gab er die einfache aber beißende Antwort: „Einen Menſchen!“ Daher ſchreibt ſich der ſprüchwörtliche Ausdruck: die Laterne des Diogenes.

In ſpäterer Zeit lebte Diogenes abwechſelnd zu Korinth und Athen, den Winter hier, den Sommer dort; er erreichte trotz ſeines übertrieben kyniſchen Lebens, vielleicht ſogar wegen deſſelben, ein Alter von 90 Jahren; er ſtarb, wie er gelebt hatte, als ein echter Kyniker — auf der Landſtraße bei Olympia (324 v. Chr.).

Als Diogenes im Sterben lag, fragten ihn ſeine Freunde, wie er begraben ſein wolle. Er antwortete: man ſolle ihn auf den Bauch legen. Auf die Frage nach dem Grunde dieſer ſeltſamen Verfügung entgegnete er: „Da jetzt Alles anfängt, ſich umzukehren, ſo werde ich dadurch wieder auf den Rücken zu liegen kommen.“ Da man ſich dieſer Art Beerdigung widerſetzte, ſo ſprach der Philoſoph unwillig: „Nun ſo werft mich auf das Feld.“ Als man ihn darauf entgegnete, daß ihn dort Hunde und Raben freſſen würden, antwortete er: „Gut, dann legt einen Stock dabei, daß ich ſie wegjagen kann.“ Doch als man ihm dagegen wieder geltend machte, daß er das nicht thun könne, weil er nach dem Tode nicht mehr fühlen und empfinden würde, ſprach er die echt philoſophiſchen Worte: „Nun wenn das iſt, ſo kann es mir auch einerlei ſein, ob mich die Raben oder die Würmer freſſen.“

Ariſtippos iſt der Urheber der kyrenäiſchen Schule (380 v. Chr.). Sie führt ihren Namen von Kyrenä, der Vaterſtadt ihres Stifters, und bildet den offenbaren Gegenſatz zur kyniſchen.

Der Grundſatz der **kyrenäiſchen Schule** war: Geiſtiger und körperlicher Genuß iſt der Inbegriff aller Glückſeligkeit und Weisheit. Schmerz und Entbehrung ſind die größten Uebel. Klugheit und Tugend müſſen geübt werden, weil ſie Genuß gewähren; das Laſter iſt verabſcheuenswerth, weil es Schmerzen erzeugt.

Euklides aus Megara (380 v. Chr.) iſt der Stifter der **megaräiſchen Schule**. Er befaßte ſich nicht mit den Aeußerlichkeiten des Lebens, ſondern betrieb die Philoſophie theoretiſch, als Ausbildungsmittel für den Geiſt. Daher wurde ihr Charakter die Dialektik, welche ſpäter in offenbare Zankſucht ausartete.

Die **akademiſche Schule** trug ihren Namen von dem Orte, wo ihr Urheber **Plato** oder **Platon** (geb. 429 v. Chr., geſt. 348 v. Chr.) wirkte und lehrte.

Im Weſten von Athen am Ufer des Kephiſſos lag in reizender Umgebung ein umfriedigter Hain, durchſchnitten von zahlreichen Gängen, durchrauſcht von Springbrunnen, geziert durch Statuen von Göttergeſtalten, die **Akademie** (von ihrem Beſitzer **Akademos** ſo genannt), die durch Platon berühmt gewordene Lehrſtätte, ein Heiligthum der Muſen.

Platon war von Geburt ein Athener aus dem Geschlecht des Solon und hieß Anfangs nach seinem Großvater Aristokles, wurde aber später nach seinen breiten Schultern Platon genannt. Er versuchte es auf mancherlei Weise, für das öffentliche Leben zu wirken. Zuerst trat er, von seiner schönen und kräftigen Gestalt dazu veranlaßt, als Wettkämpfer bei den öffentlichen Spielen auf. Aber diese blos körperliche Wirksamkeit mochte seinen regen Geist nicht befriedigen, denn er versuchte sich später in Dichtungen und namentlich in Tragödien, bis er endlich Sokrates kennen lernte und nun über seine eigentliche Bestimmung ins Klare kam. Nach dem Tode seines Lehrers unternahm er zur Ausbildung und Vermehrung seiner Kenntnisse Reisen nach Aegypten, Kyrenä, Kroton und namentlich nach Syrakus, wo er sich an dem Hofe des dortigen Tyrannen Dionysios längere Zeit aufhielt. Um sich das Geld für diese Reisen zu erwerben, betrieb er auf denselben einen Handel mit Oel und lieferte so den Beweis, daß der bürgerliche Erwerbszweig eines Menschen keinerlei Einfluß auf seinen Werth hat.

Endlich kehrte Platon nach Athen zurück, um dort der Stifter einer neuen Philosophenschule zu werden. In den anmuthigen Gängen der Akademie lauschten die Schüler des Platon den weisen Reden des Meisters und seinen Hauptlehren, wie der Mensch seinem Geiste nach göttlicher Natur sei, und daß ein Jeder durch ein Leben in göttlichen Ideen seinen göttlichen Ursprung zu bethätigen habe. Er suchte die sokratische Lehre in ihrer größten Reinheit und Geistigkeit fortzupflanzen; er erfaßte alle Wahrheiten des Lebens mit der Phantasie und dem Gefühl, Ideale lehrend und verfolgend. So gelangte er zu poetischen Schwärmereien, wodurch sein Name noch heutzutage sprüchwörtlich ist für Alles, was sich aus dem engen Kreise der Wirklichkeit in das weite Reich der Phantasie und der Ideale verliert.

Platon starb zu Athen in einem Alter von 82 Jahren. Bei seinem Tode pries er sich glücklich, erstens ein Mensch und nicht ein Thier, zweitens ein Grieche und nicht ein Barbar gewesen zu sein, und drittens, zur Zeit des Sokrates gelebt zu haben.

Aristoteles. Nach dem Tode des Platon trennten sich die Akademiker und gesellten sich anderen Schulen zu, unter welchen wir hier noch die peripatetische Schule zu erwähnen haben. Sie empfing ihren Namen von den Spaziergängen (Peripatois) eines athenischen Gymnasiums, des Lykeions, in welchem der Stifter der Schule seine Lehren vortrug. Da letzteres während des Umherwandelns geschah, so nannte man die Mitglieder dieser Schule in doppelter Hinsicht Peripatetiker (Herumwandler). Ihr Gründer war Platon's Schüler Aristoteles (geb. 384 v. Chr., gest. 322 v. Chr.) aus Stagira in Makedonien, ein tiefsinniger, streng wissenschaftlicher Denker, dem allerdings von Manchen eine gewisse Trockenheit zum Vorwurf gemacht wird. Er hatte die erste Bildung durch seinen Vater Nikomachos, Leibarzt des Königs Amyntas III. von Makedonien, empfangen. Nach Vollendung seines siebzehnten Lebensjahres begab er sich nach Athen, um Platon zu hören, dessen Lehre und Umgang er zwanzig Jahre lang genoß. Später hielt er sich in verschiedenen Städten Griechenlands auf, bis er von Philipp von Makedonien zum Lehrer für dessen Sohn Alexander berufen wurde. Hierauf gründete er seine Schule in Athen und lehrte dort dreizehn Jahre lang, bis er, der Religionsverachtung angeklagt, nach Chalkis auf Euböa floh, wo er bald darauf starb. In den zahlreichen Schriften, welche er hinterließ, hat sich Aristoteles über die gesammte Kultur der damaligen Welt in einer Weise verbreitet, wie Niemand zuvor; er zog nicht nur die Philosophie in sein Bereich, sondern auch die Naturwissenschaften, als deren eigentlicher Begründer er gilt, insbesondere die Naturgeschichte, die Physik, Astronomie, außerdem auch die Mathematik, die Staatskunst, die Poesie u. s. w. Auf dem Gebiete der Philosophie hat er, in alle Seiten des realen Universums eindringend, überall die Grundbegriffe festgestellt; insbesondere hat in der Logik sein mustergiltiges Vorschreiten von den Begriffen zu den Urtheilen und Schlüssen die Grundgesetze des formalen Denkens für alle

Zeiten klar gelegt. Im Gegensatze zu der Platonischen Weltanschauung und deren schemenhaften „Ideen" hat Aristoteles die unfruchtbare Trennung zwischen Begriff und Ding, zwischen Form und Stoff vermieden, dafür aber das geistige Prinzip als bestimmend für das Bleibende in den Dingen zu Grunde gelegt, wonach die ganze Natur und ihr Wirken nichts weiter als ein stetiges Formwerden des Stoffes, jedoch nach einer wohlgeordneten Stufenfolge bedeutet, während an der Spitze dieser Bewegung das göttliche Prinzip, die sich selbst erfassende Intelligenz, das Denken des Denkens steht. Im Einklang mit solcher Anschauungsweise dachte sich Aristoteles auch das Universum geordnet, den Himmel mit den Fixsternen als höhere Sphären, die Erde mit Sonne, Mond und Planeten als niedere Weltenordnung; auch die Kugelgestalt der Erde hat er bereits begriffen und in sinnreicher Weise darzulegen gesucht. Kurz, in dem Geiste des Aristoteles erscheint die Summe des Wissens seiner Zeit zusammengefaßt, dessen einzelne Zweige, von ihm zu abgegrenzten Systemen entwickelt, vermöge der von ihm denselben aufgeprägten Methode noch auf viele spätere Jahrhunderte hinaus bahnbrechend und grundlegend gewirkt haben.

Redekunst.

Auch die Beredsamkeit, diese ebenso schöne wie nützliche Kunst, welche der Neuzeit wegen der ihr mangelnden Verfassungsfreiheit fast ganz verloren ging, stand in Griechenland auf einer bewundernswürdigen Stufe der Ausbildung. Mehr als bei irgend einem anderen Zweige der Kunst, war bei der Beredsamkeit die griechische Freiheit Ursache der Blüte; denn mehr als jeder andere Theil der Kultur bedarf die Redekunst zu ihrem Gedeihen eines politischen Bodens. Daher brachte sie ihre herrlichsten Früchte auch in dem freiesten der griechischen Staaten hervor, in Athen, und die größten der griechischen Redner hatten dort ihren Tummelplatz.

In der ersten Zeit war die Redekunst kein Gegenstand der Wissenschaft; sie wurde es erst durch das Auftreten der Sophisten. Alle Redner, welche bis dahin mit ihrem Talente glänzten, wie Solon, Kleisthenes, Themistokles, Aristeides, Kimon, Alkibiades und der größte von ihnen, der Donnerer Perikles, waren nur, wenn auch geniale, Naturalisten. Eine geregelte Gestaltung erhielt die Beredsamkeit zuerst durch Korax, welcher in Sizilien die erste Schule der Rhetorik gründete. Sein Schüler Tisias und der Sophist Gorgias aus Sizilien folgten seinem Beispiele, und endlich erhoben die Sophisten die Rhetorik zu einer durch Belehrung über Sprache, Wort- und Satzbildung geregelten Kunst, gaben ihr aber später jene verderbliche Richtung, durch welche sie in moralischer Beziehung herabsank, indem sie weniger eine Rede-, als vielmehr eine Ueberredungskunst wurde. In diese Periode der Beredsamkeit gehören Antiphon und Lysias aus Athen.

Lysias scheint einer der fleißigsten Redner gewesen zu sein, denn man giebt die Zahl seiner größeren ausgearbeiteten Reden auf 425 an, von denen sich 35 bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Gegen die sophistische Richtung, welche die Rhetorik genommen, trat zuerst Isokrates aus Athen (um 400 v. Chr.) auf, indem er der Beredsamkeit das öffentliche Staatsleben als würdigstes Ziel für sie anwies. Von jener Zeit an ging die Rhetorik einen würdigeren Weg, bis sie in der Krone der Redner, dem begeisternden Patrioten Demosthenes, ihren Höhepunkt erreichte, in dem gleichzeitigen Schauspieler Aeschines einen fast eben so würdigen Vertreter fand, und endlich von Aristoteles in ein geschlossenes System gebracht wurde.

Wie sehr dem Menschen auch das unmöglich Scheinende gelingen kann, wenn er mit Ernst, Fleiß und Eifer das gesteckte Ziel verfolgt, und wie sehr der menschliche Geist fähig ist, sich zum Herrscher über den Körper zu machen, das hat vielleicht Niemand mehr gezeigt als Demosthenes. Denn Keinem hatte die Natur wol weniger Anlagen zur Redekunst verliehen als ihm, und Keiner ist ein größerer Redner geworden als er. — Von Geburt schwächlich und kränklich, schon früh eine vaterlose Waise und von eigennützigen Vormündern

um ſein elterliches Erbtheil gebracht, hatte er noch als Jüngling traurige Ausſichten in die Zukunft. Da ereignete ſich in ſeinem 16. Jahre ein Vorfall, der über ſein Leben entſchied. Einer der damals ſehr gefeierten Redner, Namens Kalliſtratos, hielt bei Gelegenheit eines Beſitzſtreites zwiſchen Athen und Theben eine Rede, welche den Jüngling mit Erſtaunen erfüllte über die Macht der Beredſamkeit.

Ariſtoteles. Nach der Statue im Palaſt Spada zu Rom.

Als er hörte, wie das Volk zum Schluſſe dem Redner jubelnden Beifall entgegen jauchzte, als er ſah, wie der Gefeierte im Triumph nach Hauſe geleitet wurde, da erwachte der Ehrgeiz in der Bruſt des Jünglings und er fühlte ſich getrieben, nach demſelben Ziele zu ringen.

Von Stund' an dachte er auf nichts, als ſich zum Redner zu bilden. Er ſtudirte die Werke der größten griechiſchen Schriftſteller, und zwar mit einem ſolchen Eifer, daß er z. B. die Geſchichte des Thukydides achtmal mit eigener Hand abſchrieb, um ſich deſſen Darſtellungsweiſe vollkommen anzueignen. Sodann wurde er ein Zuhörer Platon's und ein Schüler des Redners Iſäos, und als er nun glaubte, für ein öffentliches Auftreten genug vorbereitet zu ſein, fing er, gewiſſermaßen zur Probe für ſeine Kunſt, einen Prozeß

gegen seine Vormünder an. Er gewann denselben, glaubte dies seinem rhetorischen Talente verdanken zu müssen, und faßte also den Entschluß, als Redner aufzutreten. Aber kaum hatte er die ersten Sätze gesprochen, als man ihn mit Zischen und Pfeifen unterbrach und so nöthigte, die Rednerbühne zu verlassen. Ein zweiter Versuch hatte denselben unglücklichen Erfolg, und Demosthenes, in dem bitteren Gefühle, sein halbes Leben für seine Kunst nutzlos geopfert zu haben, zog sich in das Privatleben zurück mit ungerechten Klagen über das Volk, dessen Unverstande er den ungleichen Ausgang seiner Versuche beimaß.

Ein Freund von ihm, der Schauspieler Satyros, in dessen Brust er jene Klagen ausschüttete, befreite ihn von diesem Wahne, indem er ihm zeigte, daß nicht seine Zuhörer, sondern seine eigenen Mängel die Ursache seines Unglücks seien. Er bewies ihm, daß er einen kurzen Athem und eine schwache Stimme habe, daß er den Buchstaben R nicht aussprechen könne, daß sein Geberdenspiel ungeschickt und darum lächerlich sei, und daß er namentlich die üble Gewohnheit habe, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Standbild des Demosthenes.

Die Erkenntniß dieser vielen Mängel würde einen Andern von jedem weitern Versuche zurückgeschreckt haben; für Demosthenes aber war sie ein Sporn, die Fehler zu beseitigen und die Hindernisse der Natur durch die Kunst zu überwinden. Um seine Stimme zu verstärken, ging er ans Meeresufer und bemühte sich, das Tosen der brandenden Wellen zu überschreien; um seine Aussprache zu verbessern, nahm er Kieselsteine in den Mund und versuchte es, trotz dieses neuen Hindernisses, deutlich zu reden; um seinen Athem zu längerer Dauer zu gewöhnen, stieg er steile Anhöhen hinan, indem er dabei mit aller Anstrengung der Stimme lange Reden sprach. Endlich, um sein Geberdenspiel zu verbessern, schloß er sich monatelang in ein unterirdisches Gemach ein, und schor sich — um einer Lust zum Ausgehen nicht nachgeben zu können — auf einer Seite den Kopf kahl. Auf diese Weise an sein einsames Gemach gebannt, übte er sich im Geberdenspiel, und als es ihm nicht gelingen wollte, das Zucken der Schulter zu unterlassen, hing er ein Schwert über dieselbe auf, so daß er sich bei jedem Hinaufziehen der Schulter verletzt fühlte und dadurch endlich seinen Fehler beseitigte. So ging er denn zuletzt als vollendeter Redner aus jener unterirdischen Verbannung hervor, und der Beifall des hingerissenen Volkes belohnte ihn für die übermenschliche Anstrengung, durch welche er sich den Ruhm erworben, als der größte Redner des Alterthums gepriesen zu werden!

Praktisches Wissen.

Von den für das praktische Leben angewandten Wissenschaften, welche die neuere Zeit erst zu einer so außerordentlichen Vollkommenheit gebracht hat, blieb der größte Theil bei den Griechen in der Kindheit. Sie bedurften ihrer weniger, da bei ihrem glücklichen Leben das Nützliche dem Schönen nachstehen konnte. Nur in der Mathematik und der damit verbundenen Astronomie finden wir ausgezeichnete Geister, unter welchen vor allen Pythagoras, Anaximander, und Aristoteles hervorglänzen.

Die Arzneikunſt konnte wegen mangelnder Kenntniß der Naturwiſſenſchaften auf keine höhere Stufe der Ausbildung gelangen, um ſo weniger, da die Religion die Kranken an die Hülfe der Götter verwies, und man alſo die Heilung lieber bei Orakeln und in Tempeln als bei Menſchen ſuchte.

Als Stammvater und Gott der Heilkunde wurde von den Griechen Asklepios (römiſch Aesculapius) verehrt, nach der Mythe ein Sohn des Apollon. Er ſoll zuerſt die Kunſt gelehrt haben, die Kräfte der Kräuter zur Hebung von Krankheiten zu benutzen, und wurde Anfangs als Heros verehrt, ſpäter aber unter die Götter verſetzt.

Wo der fromme Glauben nicht ausreichte, da halfen die Prieſter mit geheim gehaltenen Erfahrungsmitteln aus. Namentlich wurde durch Geheimarzneikunde das Geſchlecht der Asklepiaden, nämlich die Nachkommen des Asklepios, berühmt, welche, vorzugsweiſe auf dem Peloponnes und der Inſel Kos wohnend, die von ihren Vätern ererbte Heilmittelkunde als ein eidlich bekräftigtes Geheimniß bewahrten und nur ihren Stammesgenoſſen mittheilten. An eine wiſſenſchaftliche Grundlage der Heilkunſt war um ſo weniger zu denken, als ein religiöſer Wahn das Zergliedern der Leichen verbot, ſo daß die Anatomie, die Grundlage der Heilkunde, erſt ſpäteren Männern der Wiſſenſchaft vorbehalten blieb.

Büſte vom Hippokrates.

Hippokrates. Unter ſolchen Umſtänden verdient ein Mann, deſſen Talent und Eifer es gelang, der Arzneikunſt einen wiſſenſchaftlichen Geiſt einzuhauchen und ſie zum Gegenſtande eines beſondern Studiums zu machen, unſere Bewunderung in einem um ſo höheren Grade. Hippokrates von Kos hat die Geſchichte nicht beſſer ehren können, als daß ſie ihm den Beinamen des Großen beilegte.

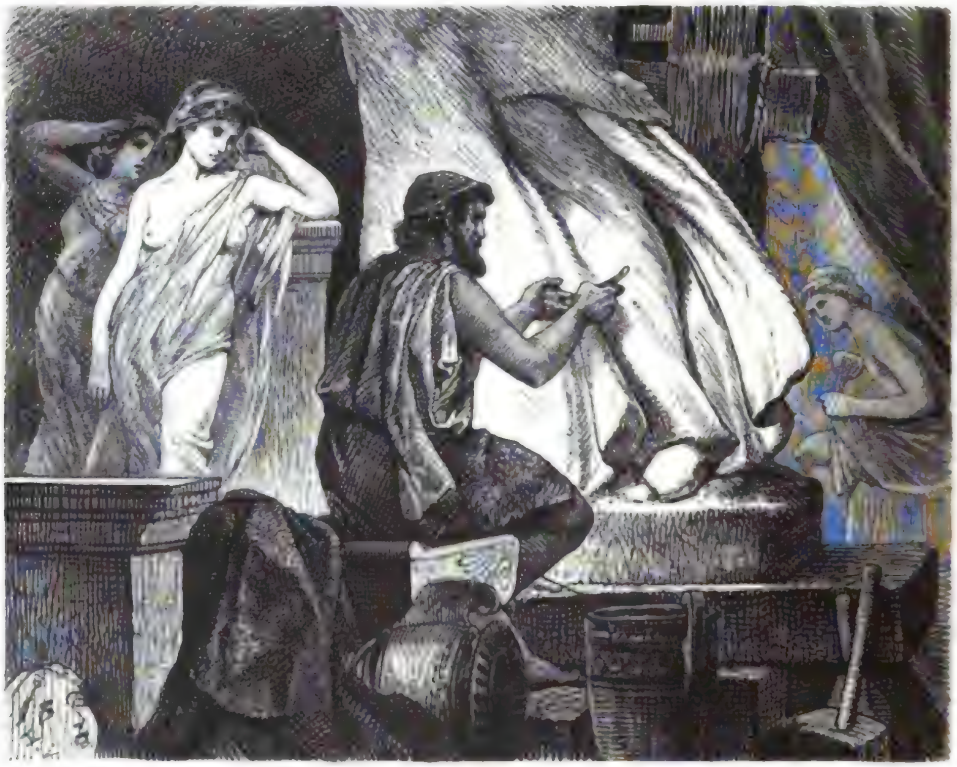
Dem Geſchlechte der Asklepiaden angehörend, empfing er ſeinen erſten Unterricht durch ſeinen Vater Herodikos und den uns bereits bekannten Philoſophen Demokritos von Abdera. Nach mehreren Reiſen, die er zur Ausbildung ſeiner Kenntniſſe in verſchiedene Länder unternommen, kehrte er nach Kos zurück und fing dort an, die Heilkunſt nicht allein praktiſch auszuüben, ſondern auch zu lehren. Er ſchöpfte dabei das Material ſeines Vortrages theils aus den Geheimlehren der Asklepiaden, theils aus den vielen eigenen Erfahrungen, die er in ſeiner Praxis Gelegenheit hatte, zu ſammeln. Von ſeinen Zeitgenoſſen wenig geachtet, ſtarb Hippokrates in hohem Alter zu Larissa, und erſt in ſpäterer Zeit, als man ſeine Wiſſenſchaft beſſer zu überblicken vermochte, ſtieg ſein Ruf auf eine ſo bedeutende Höhe, daß ſein Name noch heute in vielen mediziniſchen Kunſtausdrücken fortlebt (z. B. Hippokratesärmel, hippokratiſche Ambe, hippokratiſches Geſicht ꝛc.).

Bildende Kunſt.

Von denjenigen Künſten, welche ſichtbare Werke bilden, begünſtigten die Griechen beſonders die Plaſtik, d. i. die Kunſt, Geſtalten in ihrer Körperlichkeit aus Maſſen zu formen, alſo nicht allein die eigentliche Bildhauerei, ſondern auch die Kunſt, Statuen für den Guß zu bilden, d. h. die Modellirkunſt und die Bildgießerei. Ihre Anfänge verlieren ſich in das graue Alterthum und zeigen ſich ſchon in den Zeiten des Minos bei Erbauung des kretiſchen Labyrinths durch Dädalos.

Dädalos (d. h. Kunſtmenſch und ſcheint in den älteſten Zeiten ein Gattungsname für alle Künſtler geweſen zu ſein) war Architekt und Bildſchnitzer; er und ſeine Familie ſollen eine Menge Handwerkszeuge, z. B. Axt, Bohrer, Setzwage ꝛc. erfunden haben. Bekannter iſt er als Held folgender Sage: Als er das Labyrinth auf Kreta vollendet hatte, wurde er nebſt ſeinem Sohne Ikaros eingekerkert. Um ihre Flucht zu bewerkſtelligen, verfertigte Dädalos für ſich und ſeinen Sohn Flügel von Wachs (womit wahrſcheinlich Flügel von Federn, die mit Wachs aneinander gefügt waren, gemeint ſind), und mit Hülfe derſelben gelang es ihnen zu entkommen. Dädalos erreichte wohlbehalten die griechiſche Küſte; Ikaros aber kam mit ſeinen Flügeln der Sonne ſo nahe, daß das Wachs ſchmolz und der Fliehende ins Meer ſtürzte, wo er ertrank.

Die Werke der älteren griechiſchen Bildnerei zeugen von Roheit und Steifheit und nähern ſich ſehr den ägyptiſchen Bildwerken.



Im Atelier des Praxiteles. Zeichnung von Hermann Vogel.

Pheidias. Man bezeichnet dieſe Periode der Kunſt als den ältern oder ſtrengen Stil, und er verliert ſich zur Zeit der Perſerkriege, als durch den berühmten Athener Pheidias (um 450 v. Chr.) der ſogenannte hohe Stil gegründet wurde, deſſen Charakter die Erhabenheit und das Koloßartige war. Man nennt Pheidias ſehr häufig und gewiß mit Recht den Homeros der Plaſtik, denn von ſeinen Werken datirt die Glanzperiode der griechiſchen Kunſt, in welcher die Kraft und Richtigkeit der Zeichnung ſich mit dem edelſten Ausdrucke und wahrhaft majeſtätiſcher Würde paart.

Die meiſten Werke des Pheidias dienten zur Verſchönerung der öffentlichen Gebäude in Athen. Wir führen von ihnen nur die ausgezeichnetſten an und nennen zuerſt die im Parthenon aufgeſtellte Bildſäule der Pallas Athene, eine aus Elfenbein und Gold gearbeitete 10 Meter hohe Statue. Auf der höchſten Spitze der Akropolis ſtand eine andere von Pheidias gefertigte Bildſäule jener Schutzgöttin der Stadt. Sie war aus dem bei Marathon erbeuteten Erz gegoſſen und ſo hoch, daß Helmbuſch und Lanze derſelben von

Digitized by Google

den Seeleuten ſchon in einer Entfernung von fünf Meilen geſehen wurden. Das berühmteſte Werk des großen Meiſters aber war die Statue des Zeus zu Olympia. Sie war ganz aus Elfenbein und Gold und reichte bis an die mehr als 17 Meter hohe Decke des Tempels, in welchem der Gott, auf einem Throne ſitzend, aufgeſtellt iſt. Der Anblick dieſer koloſſalen Statue flößte Ehrfurcht ein, und Pheidias erzählte ſelbſt, daß ihm die Idee zu dem Antlitz des Gottes ein Homeriſcher Vers gegeben habe, in welchem es von Zeus heißt: er erſchütterte mit einem Nicken ſeines Hauptes den Olymp.

In demſelben Stile zeichneten ſich aus Polykletos aus Sikyon (430 v. Chr.) und Myron aus Böotien (gleichfalls 430 v. Chr.). Das berühmteſte Werk des Polykletos war eine koloſſale Statue der Juno zu Argos.

Cap der Akropolis. Zeichnung von Konrad Ermiſch.

Myron war beſonders als Bildner von Thiergeſtalten ausgezeichnet. Eine von ihm aus Erz gefertigte Kuh ſtand auf dem Markte von Athen und gab durch ihre große Natürlichkeit vielen Stoff zu Epigrammen.

Dieſer Stil verlor ſich mit dem Anfange des Peloponneſiſchen Krieges, wo der Geſchmack ſich von dem Koloßartigen ab- und dem Schönen und Anmuthigen zuwandte. Daher nennt man den um dieſe Zeit aufkommenden Stil den ſchönen.

Praxiteles (um 350 v. Chr.) betrachtet man als ſeinen Urheber. Die Kunſtwerke, welche derſelbe aus Marmor meißelte, ſind noch bis zur heutigen Zeit unerreicht. Das ausgezeichnetſte ſeiner Werke war die Statue der Aphrodite zu Knidos, in der Kunſtgeſchichte unter dem Namen der knidiſchen Venus bekannt, und im Alterthume ſo berühmt, daß man weite Reiſen nicht ſcheute, um ſie ſehen zu können.

Gleichen Schritt, wie die Plaſtik, hielt die Malerei, obgleich ſie bei den Griechen weniger Würdigung fand als jene. Sie blieb bis auf die Zeiten des Pheidias auf einem niedern Standpunkte ſtehen und wurde erſt in dieſer Zeit durch Apollodoros aus Athen

Digitized by Google

(um 450 v. Chr.), welcher Licht und Schatten in den Gemälden einführte, zu einer Art Ausbildung gebracht. Ihren schönen Stil fand die Malerei durch das Künstlerpaar Zeuxis aus Herakleia (oder Ephesos) und Parrhasios aus Ephesos, beide um 400 v. Chr., die in edlem Wettstreit die Kunst auf eine bis dahin unerreichte Höhe hoben, bis sie mit dem Ende dieses Zeitraums in dem berühmten Apelles aus Ephesos ihren Gipfelpunkt erreichte.

Von Zeuxis und Parrhasios erzählt man, daß sie einst einen Wettstreit mit einander gehabt, ohne daß sie sich den Gegenstand ihrer Gemälde mittheilten. Als nun der Tag herangekommen war, stellte Zeuxis eine von ihm gemalte Weintraube auf, zu welcher die Vögel herbei eilten, um die Beeren zu fressen. Ueber diesen Beweis von der Natürlichkeit des Gemäldes erstaunt, wollte man auch das Bild des Parrhasios sehen, welches, mit einem Vorhange behängt, bei Seite stand. Zeuxis trat hinzu, um den Vorhang wegzuziehen: aber siehe da — der Vorhang selbst war gemalt! — Parrhasios gewann natürlich den Preis; denn wer das Auge eines Malers täuschen konnte, mußte ein größerer Künstler sein, als der, welcher nur Vögel täuschte

Apelles gilt als der größte Maler Griechenlands, besonders durch die Anmuth seiner Zeichnung, die Schönheit der Farbenmischung und die Richtigkeit der Beleuchtung. Er hat vielen Stoff zu Anekdoten geliefert.

So soll er die Gewohnheit gehabt haben, bei der öffentlichen Ausstellung seiner Gemälde sich hinter dieselben zu verstecken, um die Urtheile über dieselben zu belauschen.

Als er einst ein schönes Mädchen gemalt, das Bild ausgestellt und sich dahinter versteckt hatte, kam ein Schuster herbei und tadelte die Schuhe als unrichtig gezeichnet. Apelles verbesserte das Schuhwerk. Als am andern Tage der Schuster wieder vorbei ging und sah, daß der Maler seinen Tadel berücksichtigt hatte, hielt er sich für einen großen Kunstkenner und fand nun auch etwas am Beine auszusetzen. Da aber sprang Apelles unwillig hervor und rief dem eingebildeten Kunstrichter zu: „Schuster bleib bei deinen Leisten!“ Dies soll der Ursprung des bekannten Sprüchworts sein.

Die **Baukunst**, welche von allen Künsten am meisten für das praktische Leben wirkt, wurde in Griechenland fast ausschließlich für öffentliche Gebäude in Anspruch genommen, da der republikanische Sinn keine Pracht an Privatwohnungen duldete, und man nur die Staatsgebäude für würdig hielt, mit allen Mitteln der Kunst aufgeführt zu werden. Aber für diese öffentlichen Gebäude wurde sie nun auch in einem Maße angewandt, daß uns die griechische Baukunst als Schöpferin unzähliger Wunderwerke erscheint. Weniger als die ägyptische und asiatische Architektur durch Massenhaftigkeit wirkend, war ihre Aufgabe Schönheit und Pracht, und selbst in den Trümmern ihrer Werke erkennen wir, wie sehr sie diese Aufgabe gelöst hat. Auch in der griechischen Baukunst, von deren Ursprung wir bereits sprachen, finden wir, außer diesen rohen Anfängen, der Zeit nach drei verschiedene Geschmacksrichtungen, die man mit den Namen dorischer, ionischer und korinthischer Stil bezeichnet, und welche sich ganz besonders in der Form und Konstruktion der Säulen, den Hauptbestandtheilen griechischer Bauwerke, äußerten; daher man denn auch von einer dorischen, ionischen und korinthischen Säulenordnung spricht.

Auf die Namen der vielen Meister, welche sich durch Bauwerke Denkmäler setzten, können wir hier nicht näher eingehen. Es muß uns genügen, im Allgemeinen zu bemerken, daß die meisten Wunder der Baukunst in Athen, und zwar zur Zeit des Perikles aufgeführt wurden.

Schon Kimon hatte angefangen, für die Verschönerung Athens durch Bauwerke zu sorgen; aber erst durch Perikles erhielt die Stadt ihre prachtvollsten Bauten. Dahin gehört vor allen Dingen das unter dem Namen der Propyläen (Vorhallen) so berühmte Thor, ein Werk des Atheners Mnesikles. Die Propyläen dienten als Eingang zu der Akropolis und bildeten ein breites, prachtvolles, ganz aus Marmor gefertigtes Säulenthor.

Kulturgeſchichtliche Tafel V. Griechenland No. 1. (Erklärung ſiehe umſtehende Seite.)

Erklärung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel V. Griechenland No. 1.

Die obere Abtheilung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel V. deutet die verschiedenen Richtungen der hellenischen Bauweise im Bilde an. In der Mitte erhebt sich ein Apollotempel, wie er einst zu Bassä von dem berühmten Baumeister Iktinos errichtet worden. Dem ernsten Charakter dieses dorischen Bauwerkes gegenüber steht die leichtere und gefällige ionische Richtung, vertreten auf unserer Tafel durch das (vom Tempel von Ilyssos stammende) Säulenstück in der rechten Ecke oben, während die reiche Architektur des korinthischen Stiles ihren Ausdruck in der (vom choragischen Monument des Lysikrates herrührenden) Säule oben links findet, die sich durch ein künstlicheres, der Form des Pflanzenkelches nachgebildetes und mittels Blattwerk verziertes Kapitäl charakterisirt.

Den Mittelgrund der Tafel füllt ein Fries, welcher in Reliefdarstellung ein griechisches Gastmahl versinnlicht. Zugleich sieht man auf dem Sockel im Vordergrunde verschiedene Erzeugnisse der Töpferkunst und verwandter Kunstgewerbe dargestellt. Es findet sich zunächst rechts eine umgestürzt liegende Amphora, d. h. ein Schöpfgefäß oder vielmehr Traggefäß mit zwei Henkeln, zur Aufbewahrung von Wein, auch Oel und anderen kostbaren Flüssigkeiten dienend; daneben steht ein mit reichem Bildwerk bedeckter zweihenkeliger etruskischer Krater, in welchem man bei Gastmahlen den Wein mit Wasser zu mischen pflegte. Links davon präsentirt sich eine kunstvoll gearbeitete Blumenvase mit Blattpflanzen, und vor derselben eine Speiseplatte, sowie eines jener eigenartigen griechischen Trinkhörner, welche mit Griff versehen in einen Thierkopf auslaufen. Man trank aus solchem Trinkhorne nicht mittels der weiten obern Oeffnung, wie es heute bei Festen unserer akademischen Jugend üblich ist, sondern man zog vielmehr den Wein aus einem unten am Rachen des Thierkopfes befindlichen Ausgusse in einem gedehnten Strahle in den Mund ein. Das weiter links folgende kassettenförmige Kästchen, welches hier auf einem prachtvollen, mit Sternen besäeten Kleiderstoffe angebracht ist, stellt einen Behälter zur Aufnahme der Eß- und Trinkgeschirre (Bauchvase und Gesichtsvase) vor, welche gleich jenem prunkvollen Kleiderstoffe wol zuerst in Asien gebräuchlich waren und zum Komfort des üppigeren asiatisch-griechischen Haushaltes gehörten. Hieran schließen sich noch verschiedene Trinkgefäße und nahe dem Rande links einige für Theaterzwecke dienende Gesichtsmasken. Den Rand selbst nimmt an dieser Stelle ein Thyrsosstab ein mit einem Pantherfell umwunden und von solcher Art, wie ihn die Bacchanten am Bacchusfeste zu tragen pflegten.

Die untere Partie unserer Tafel eröffnet einen Blick in das häusliche Leben der Griechen. Auf einem einfachen, aber schwungvoll gearbeiteten Lehnsessel sitzt eine vornehme griechische Frau, mit Spinnen beschäftigt; sie entwickelt den Faden mit Hülfe der bekannten einfachen Vorrichtung, wie sie noch bis spät in das Mittelalter üblich gewesen ist. Ein Kopfreifen schmückt ihr Haupt und ihr linkes Handgelenk umfängt eines jener Armbänder, für welche der hellenische Geschmack vorwiegend die Schlangenbildung erkor. Ihren Oberkörper umhüllt der Chiton, ein ärmelloses Hemd, das ohne Ueberfall über Brust und Rücken auf den Achseln geschlossen war. Die Kniee hat sie mit einem Umschlagetuch bedeckt. Zu ihren Füßen steht eine Art Korb und rechts davon ein Lichtträger (Kandelaber aus Bronze) in kunstvoller Verzierung, wie sie während der jüngern Epoche des Luxus in Aufnahme kam. Auf dem Boden liegen Thyrsosstäbe und ein Fächer, welche von Frauen und Mädchen beim öffentlichen Erscheinen getragen wurden und deshalb mit einem gewissen Prunk ausgestattet waren. — Die linke Hälfte der untern Gruppe unserer Tafel zeigt uns einen jungen Hellenen, welcher die Flöte bläst; hinter ihm ein Opferaltar; vor ihm die Formen verschiedener Musikinstrumente, Doppelflöte, Rohrpfeife und mehrere Saiteninstrumente, oben die aus älterer Zeit stammende, schwer und massig geformte fünfsaitige Lyra, unten leichter und schlank gebildete Arten der Leier, theils mit sieben, theils mit fünf Saiten. Die Figur zwischen dem Flötenbläser und der Spinnerin soll eine Büste des Homeros vorstellen.

Nicht minder großartig war das Parthenon (Jungfrauenzimmer), ein Tempel der jungfräulichen Athene, erbaut von Iktinos und Kallikrates. Das Parthenon stand auf der Akropolis und war der größte Tempel in ganz Athen. In einem länglichen Viereck erbaut, betrug seine Breite 37, seine Länge 86 Meter. Der Tempel selbst war von weißem Marmor aufgeführt, und rings um denselben herum liefen große, auf vielen Säulen ruhende Hallen. Seine Hauptzierde war Pheidias' Meisterwerk, die uns schon bekannte Statue der Athene.

Außer diesen merken wir noch als prächtige Bauten das Odeion, Museion und Prytaneion, lauter Gebäude für öffentliche Zwecke.

Und wenn sich auch an einigen anderen Orten größere und bewundernswerthere vorfanden, so standen sie doch dort vereinzelt, während Athen der Sammelplatz prachtvoller Bauwerke war und blieb.

Von den größeren Bauwerken im übrigen Griechenland genüge es, folgende zu nennen: Der Zeustempel zu Olympia, der große Tempel zu Eleusis, der Athenetempel zu Tegeia, der Apollontempel zu Delphi, der Tempel der Here auf Samos und der Tempel der Artemis zu Ephesos. Letzterer war ein so prachtvolles Bauwerk, daß man es zu den sieben sogenannten Weltwundern rechnete. An seinem Eingange las man die Worte: „Erkenne dich selbst!" Die große Berühmtheit dieses Tempels verleitete i. J. 356 v. Chr. den Ephesier Herostratos, ihn niederzubrennen, um sich dadurch einen Namen zu machen. Die Griechen straften ihn für diese Frevelthat mit einem martervollen Tode; aber Herostratos hatte seinen Zweck dennoch erreicht; denn obgleich die Amphiktyonen allen Griechen bei harter Strafe verboten, den Namen des Frevlers zu nennen, so ist er dennoch auf die Nachwelt gebracht worden, weil kein Verbot je im Stande sein wird, die Geschichte zu betrügen. Jede wichtige That — sie sei gut oder böse — gehört ihr an, und sie verkündet den Ruhm der einen, wie die Schmach der andern im Dienste der Wahrheit.

Musik.

Der Begriff, welchen die Griechen mit dem Worte Musik verbanden, war ein sehr ausgedehnter, denn sie rechneten dazu alle schönen Künste, welche mit Hülfe der Töne wirken, also auch die Poesie und Redekunst; ja oft wurden alle rein geistigen, nicht mechanischen, die sogenannten Musenkünste oder auch musischen Künste, unter dem Ausdruck Musik verstanden. Wir nehmen hier das Wort in seiner jetzigen Bedeutung und reden also nur von der Tonkunst. Leider wurden uns darüber nur sehr unvollkommene Angaben überliefert, und demnach scheint die Musik der Griechen überhaupt keine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Wenigstens kommt sie erst sehr spät als besondere Kunst vor, und wenn wir ihre Anfänge auch schon in den ältesten Zeiten finden, so trägt sie doch in diesem Falle nur den untergeordneten Charakter einer Begleiterin der Poesie. Die ersten Dichter waren alle mehr oder weniger Musiker, und Lyra und Flöte ihre einzigen Instrumente. Bald gewann die Musik eine politische Verwerthung, indem man sie beim Gottesdienste, bei Volksversammlungen, bei öffentlichen Spielen und ganz besonders in der Schlacht als Mittel benutzte, um die Begeisterung zu erhöhen. Unter den Männern, welche sich in diesem Zweige der Bildung auszeichneten, werden uns (um 550 v. Chr.) Sakadas als der vorzüglichste Flötenspieler und Lasos als der Erste erwähnt, welcher die Tonkunst theoretisch behandelte. Noch größere Verdienste erwarben sich später der uns schon bekannte Pythagoras, ferner der Freund des Perikles, Damon, und ganz besonders Aristoxenos, welcher zuerst eine förmliche Musikschule gründete. Durch die Bemühungen solcher Männer wurde die Musik auf eine Weise vervollkommnet, daß sie anfing, ihren einseitigen politischen Charakter zu verlieren und dem Vergnügen geweiht zu werden.

Die Männer der Staatsverwaltung waren mit diesen Fortschritten der Musik sehr unzufrieden, und man erzählt, daß die spartanischen Ephoren einst dem Sänger Timotheos

von Milet vier Saiten von seiner Zither schneiden ließen, damit sie die vorschriftmäßige Anzahl der Töne nicht überschritte. Aber diese eigenthümliche Art Censur erreichte ihren Zweck eben so wenig, wie es die heutige thut: die Musik fand nichtsdestoweniger immer größere Ausbildung. Sie kam mit dem Theater in Verbindung und dadurch auf die sicherste Bahn zur weitern Fortbildung.

Unter Gymnastiß verstanden die Griechen das Gegentheil der Musik, nämlich alle diejenigen Künste, welche durch den menschlichen Körper als solchen zur Anschauung kommen. Dahin gehörte die Ringkunst (Palästrik), die Tanzkunst (Orchestik) und die Geberdenkunst (Mimik). Das Wort Gymnastik kommt her von dem griechischen Worte gymnos, nackt, weil man sich bei den Leibesübungen völlig entkleidete. In welch hohen Ehren die Gymnastik bei den Griechen stand, kann man aus der Wichtigkeit abnehmen, welche ihr in den öffentlichen Spielen beigelegt wurde. Wir haben bei Gelegenheit derselben das Wesentlichste der Gymnastik mitgetheilt; was darüber noch weiter zu sagen bleibt, werden wir unten ausführen, wo von den Sitten der Griechen die Rede ist. Denn von einzelnen ausgezeichneten Künstlern in der Gymnastik läßt sich nicht sprechen, da diese Kunst mehr oder weniger von dem ganzen Volke ausgeübt wurde.

Verfassung.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zum zweiten Male diesem Gegenstande zu, um Einzelheiten nachzuholen, zu deren Ausführung sich beim vorigen Zeitabschnitt keine Gelegenheit bot. Dahin gehören zuerst die Betrachtungen über die griechische Kriegskunst.

Kriegswesen. Trotz der vielen und großen Siege, welche die Griechen errangen, war ihr Kriegswesen doch keineswegs in einem Zustande, den man nach heutigen Begriffen geordnet nennen würde. Es war mehr das moralische Uebergewicht, als die Kunst, wodurch die Griechen siegten; es war mehr der Muth und der Freiheitsinn, als die Disziplin: und sie lieferten den Beweis, daß es, um das Vaterland zu vertheidigen, weder eines großen Aufwandes an Mitteln bedurfte, noch der stehenden Heere, dieser Brustwehr der Despotien.

Die Art, wie die Kriege in älterer Zeit verliefen, können wir mit der Bemerkung übergehen, daß sie aus einzelnen Kämpfen bestanden, welche Mann gegen Mann, theils auf Streitwagen, größtentheils aber zu Fuß ausgefochten wurden. Wer die meisten Streiter verloren hatte, galt in der Regel als Besiegter.

In späteren Zeiten fing man zwar an, in Massen zu kämpfen; aber von einer eigentlichen Taktik konnte nur insofern die Rede sein, als Wahl und Benutzung des Terrains, Aufstellung der Schlachtlinie und Erspähung der günstigsten Angriffspunkte in Frage kommen, wobei das Genie des Feldherrn den Ausschlag geben mußte. War der Angriff einmal geschehen, und war es — wie dies ohne Schießwaffen nicht anders sein konnte — zum Handgemenge gekommen, so entschied der persönliche Muth der Krieger.

Nicht viel besser stand es um die Taktik der griechischen Seemacht. Anfangs waren die Angriffe zur See nichts als Piratenmanöver. Die einzelnen Schiffe suchten sich und griffen sich, Schiff gegen Schiff, an. Um die Zeit des Aufstandes der Jonier gegen Persien finden wir in den Tagen vor der Schlacht schon eine geordnete Stellung in zwei Treffen. Die Schiffe des ersten Treffens standen in Zwischenräumen von einander, so daß die Fahrzeuge des zweiten hindurch fahren konnten. Auch zur See entschied häufig die Wahl des Ortes, wie wir bei Salamis gesehen haben. Der Angriff war zweifacher Art: entweder Umschiffen, indem man die feindliche Linie zu überflügeln trachtete, oder Durchschiffen, indem man sie zu durchbrechen versuchte. Im Gefechte selbst suchte man die Schiffe dadurch zu bekämpfen, daß man sie auf der Seite angriff, um die Ruder zu vernichten und so das Schiff unbeweglich zu machen. Dann suchte man auf das feindliche Fahrzeug zu gelangen, auf welchem nun eine Metzelei begann, die in der Regel erst mit dem Tode des letzten Feindes endete.

So wurden die Seegefechte in der Regel blutiger als die Landtreffen; ja man hat berechnet, daß eine Seeschlacht der Alten im Verhältniß der kämpfenden Massen oft mehr Menschen dahinraffte, als heutzutage in drei solchen Schlachten geopfert werden.

Am wenigsten wurde in Griechenland die Reiterei gewürdigt, deren Anwendung man überhaupt erst seit Einführung der Republiken findet. Ursache des Reitermangels mag wol die Kostspieligkeit gewesen sein, da jeder Krieger sich selbst ausrüsten mußte, mithin blos die reichsten Bürger zu Pferde dienen konnten. Nur Thessalien besaß eine vortreffliche Reiterei; die Thessalier waren geborene Reiter, wie etwa heutigen Tages die Kosaken. Athen, welches noch von allen die stärkste Reiterei besaß, brachte zur Zeit seiner höchsten Blüte nur 1000 Mann zu Pferde auf. Deshalb suchten auch die griechischen Staaten in ihren Kriegen sich häufig der Hülfe Thessaliens zu versichern, nachdem ihnen die Vortheile der Reiterei augenscheinlich geworden waren.

Was die Kriegsrüstungen betraf, so war jeder Bürger in Athen vom 18. bis zum 58. Lebensjahre verpflichtet, in den Krieg zu ziehen, sobald das Vaterland denselben beschlossen hatte. Stehende Heere kannte man nicht; es würde sich auch der republikanische Sinn gegen deren Einführung gesträubt haben. Im Frieden war jeder Bürger Staatsgenosse, im Kriege Krieger; und dies naturgemäße Verhältniß war es vorzüglich, durch welches die Griechen in den Perserkriegen so glorreiche Siege errangen; denn jeder Kämpfer kämpfte für den eigenen Herd, für das eigene Vaterland, für die eigene Freiheit. Als Luxus und Verweichlichung des Volkes den Krieg wie eine drückende Last betrachten ließen und man deshalb Söldnertruppen einführte, hatte Griechenland den ersten Schritt zum Verfall seiner Größe und Freiheit gethan.

Wenn die Zahl der Feinde eine Verstärkung des Heeres gebot, so entschloß man sich dazu, die Sklaven zu bewaffnen; allein große Thaten hat man durch sie nie erzielt, denn wer für fremde Macht und Freiheit kämpft, ist meist kein tapferer Krieger. Mit Sklaven kann man nur durch die rohe Gewalt der Massen siegen.

Jeder Bürger war verpflichtet, sich selbst auszurüsten und zu unterhalten, bis Perikles den Sold der Truppen einführte und die Unterhaltung der Krieger dem Staate aufbürdete. Dadurch wurde der Krieger zwar von drückender Sorge befreit, allein das eigentliche Wesen des Nationalwehrstandes wurde dadurch vernichtet, und der republikanische Sinn untergraben.

Das Fußvolk bestand aus Schwerbewaffneten (Hopliten) und Leichtbewaffneten (Psilen). Die Letzteren, für den Angriff aus der Ferne und für das umherschweifende Kämpfen bestimmt, trugen keine Rüstung und führten nur Wurfspieß, Pfeil und Bogen. Die Ersteren, nur für den Angriff in der Nähe und das Handgemenge ausgerüstet, trugen Brustharnisch, Beinschienen, Helm, Schild, Schwert und Speer.

Mit dem Verluste des Schildes war Schande verbunden, nicht aber mit dem der Angriffswaffen, womit man die schöne und richtige Deutung in Verbindung bringen will, daß der rechtliche Zweck des Krieges nur die Vertheidigung sei. Es sollte ehrlos sein, sich nicht zu vertheidigen, aber keine Schande, nicht anzugreifen.

Die Reiterei war mit Brustharnisch, Helm und Beinschienen versehen; sehr häufig wurden auch die Pferde ganz oder zum Theil gepanzert.

Auf die Ausrüstung der Seemacht verwandte man den meisten Eifer und die größten Mittel, da in dem meerumspülten Griechenland die Herrschaft zur See die Herrschaft zu Lande in sich schloß. So kam es denn auch, daß die meisten Kriege in Griechenland durch die Seeschlachten zur eigentlichen Entscheidung gebracht wurden. Athen glänzte vor allen Staaten durch seine Seemacht, und wir haben schon in der politischen Geschichte gesehen, wie unendlich viel seit Themistokles für die Ausbildung der atheniſchen Flotte gethan wurde.

Da man von der Kunst des Segelns noch sehr wenig verstand, so blieb für das Fortbewegen der Schiffe nichts übrig, als das Rudern. Die Ruderer, bei jedem Fahrzeug 20 bis 50 an der Zahl, saßen an den Seiten des Schiffes in einer Reihe.

Als man sich überzeugte, daß die Geschwindigkeit eines Kriegsschiffes ein Haupterforderniß desselben sei, so nahm man auf die Vermehrung der Ruderer Bedacht, und dies konnte bei der damaligen Länge der Schiffe nur dadurch bewerkstelligt werden, daß man mehrere Ruderbänke über einander anbrachte. So entstanden mit der Zeit die Triremen (Schiffe mit drei Reihen der Ruderbänke über einander), die, von den Korinthern zuerst erbaut, sich so vortheilhaft erwiesen, daß man später die Flotten fast nur damit ausrüstete.

Die Strategen, d. i. die Feldherren, wurden zufolge des republikanischen Grundsatzes durch das Volk gewählt, da dies allein darüber entscheiden konnte, wen es für geschickt und würdig zur Führung hielt. Anfangs ging man dabei freilich zu weit, indem man die Wahl dem Zufalle des Loses überließ und zugleich mehrere Feldherren, aus jedem Stamme einen, erwählte, wie wir dies z. B. in der Schlacht bei Marathon gesehen haben. Die großen Nachtheile, welche hieraus entstanden, führten endlich auf das richtige System: nur einen Feldherrn, und diesen durch die Volksversammlung wählen zu lassen. In der Regel traf diese Wahl den einflußreichsten Staatsmann, falls man ihm Talent zum Heerführer zutraute, oder er dies Talent durch errungene Siege bereits bethätigt hatte. So wurden Themistokles, Kimon, Perikles, Alkibiades, Nikias, Kleon ꝛc. zum Kommando berufen. In dem aristokratischen Sparta überließ man die Leitung des Heeres in der Regel den Königen. Allein wir haben gesehen, wie übel man daran in vielen Fällen gethan; denn obschon sich verschiedene spartanische Könige vor anderen Kronenträgern durch kriegerischen Muth auszeichneten, so fehlte ihnen doch häufig das Talent zum Heerführer. Auch mag diese Erfahrung wol mit die Veranlassung gewesen sein, daß andere Männer, z. B. Lysander, zu Strategen erwählt wurden, und daß man sogar von der später errichteten Würde eines Nauarchen (Befehlshabers zur See) die Könige ganz ausschloß.

Hoplite.

Staatsformen und Staatsleitung. Ursprünglich in den Händen von Königen (s. S. 358 ff.), welche, nach dem Volksglauben aus göttlichem Geschlechte stammend, sowol als Richter (Kraft des von Zeus auf sie übergegangenen richterlichen Scepters) wie als Heerführer und Oberpriester das Volk gleichsam bei der Gottheit vertraten, ging die Staatsgewalt später, seit dem Verfall und Aussterben der Königsgeschlechter, in die Hände der Edlen, die der besseren (aristokratischen) Familiengeschlechter über, und aus solchen Aristokratien entwickelten sich dann weiterhin, durch Unterdrückung des aristokratischen Rathes und durch Verlegung der Staatsherrschaft in die gesammte Volksgemeinde das eigentliche Wesen der Demokratie. Erleichtert wurde solche Wandlung durch den Umstand, daß während der hier in Betracht kommenden Periode der hellenischen Geschichte die verschiedenen griechischen Staaten in einzelne Städte aufgingen mit einem mehr oder weniger ausgedehnten Gebiete, ähnlich den früheren deutschen freien Reichsstädten, und einige auch nicht umfangreicher als diese. Ihre Verfassungen wichen in Einzelheiten oft sehr von einander ab, aber sie kamen alle wenigstens darin überein, daß es freie Verfassungen waren, die ihre Bürgschaft in dem Hauptgrundsatze hatten, daß das Volk kein Unterthan, sondern sein eigener Herr sein, oder mit anderen Worten, daß es sich selbst regieren müsse. Die Hauptformen der Staatsleitung lassen sich, wenn sie auch nicht überall rein und ungemischt als solche bestanden, doch im Allgemeinen als Aristokratie und Demokratie bezeichnen.

Die Aristokratie (Herrschaft der Besten) ging von dem Grundsatze aus, daß das Recht zur Staatsleitung nur den durch Geist, Geburt, Vermögen oder Talent bevorzugten Bürgern zustehe. Aber die griechischen Aristokratien, weit entfernt, das Volk von der Gesetzgebung und den wichtigen Staatsangelegenheiten auszuschließen, beschränkten sich vielmehr, wie z. B. in Sparta, auf die Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter, bei welchen auch hin und wieder Erblichkeit stattfand. Wurde solche Erblichkeit allgemein, und kam dadurch die Staatsverwaltung in die Hände einzelner Familien, so war dies eine Ausartung des ursprünglichen aristokratischen Prinzips, und diese Regierungsform erhielt den Namen Oligarchie, womit die Griechen den wahren Begriff der Freiheit nicht zu verbinden vermochten. Daher war die Oligarchie im Allgemeinen verhaßt und wurde, wo sie einem Staate aufgezwungen war, sobald wie möglich gestürzt, wie wir dies bei den athenischen und thebanischen Oligarchen gesehen haben.

Die Demokratie (Herrschaft des Volkes) ging von dem Grundsatze aus, daß alle Bürger gleiches Recht an der Staatsleitung haben, mithin auch die Besetzung der obrigkeitlichen Aemter von der Wahl der Bürger abhängt. Auch diese Regierungsform konnte ausarten, wenn die unwissende und unverständige Masse über die Verständigeren den Sieg davon trug; und in diesem Falle wurde die Demokratie zur Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, die zwar weniger gehaßt, aber desto mehr gefürchtet ward.

Hellenische Krieger.

Im Allgemeinen bewegten sich die griechischen Staaten in dem reinen aristokratischen oder demokratischen Elemente. In beiden Fällen lag die eigentliche Leitung des Staates, in der Volksversammlung; und nur der ausführende Theil der Staatsverwaltung, so zu sagen das Räderwerk der Staatsmaschine, die Obrigkeit, war verschiedener Art. In der Aristokratie bestand sie aus den Gliedern der bevorzugten Familien, in der Demokratie wurde sie aus Männern des Volkes durch die Wahl des Volkes gebildet. Ueberall war sie nicht im Besitz einer Obergewalt, sondern vom Volke abhängig, mußte diesem von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen und konnte von ihm zur Verantwortung gezogen werden.

Die Volksversammlung blieb also in Griechenland der Geist, der den ganzen Staatskörper belebte und regierte, und in diesem Verhältnisse eben lag die Freiheit der Verfassung; denn der Regel nach wird ein Volk nie etwas unternehmen, was seine Interessen schädigt und seine Freiheit beschränkt. Wenn wir nun in der griechischen Geschichte einzelne Männer auftreten sahen, welche eine Art Staatsgewalt ausübten, so geschah dies auf keine andere Weise, als daß sie durch ihren überwiegenden Geist, durch den Ruhm kriegerischer Großthaten, aber namentlich durch die Macht der Rede die Volksversammlung nach ihren Ansichten und Plänen lenkten. Sie wurden auf diese Art Leiter des Volkes (Demagogen) und dadurch zugleich Leiter des Staates, ohne daß sie genöthigt waren, ein besonderes Amt zu verwalten, wenn ihre Eigenschaften oder Neigungen mit demselben nicht im Einklange standen. So war denn jedem Talente der Weg zur höchsten Macht geebnet, und

zu gleicher Zeit die große Aufgabe gelöst: wie der Würdigste und Talentvollste in den Besitz der Regierungsgewalt zu bringen sei. Er erhielt sie durch das Volk, ohne daß man sie ihm gab; er übte sie aus, ohne daß man ihm unterthan war; und er verlor sie durch das Volk, ohne daß man sie ihm nahm.

Staatswirthschaft. Worauf die Staaten unserer Zeit einen so großen Werth legen, und was dem Volke selbst wichtiger ist, als alle Freiheit: ein geregelter Zustand des Staatshaushaltes — das spielte in den Augen der Griechen nur eine mehr untergeordnete Rolle. Um diese Erscheinung natürlich zu finden, müssen wir uns zurückrufen, was schon früher über die griechische Kultur im Allgemeinen gesagt worden ist. Der Grieche, jeder Tyrannei abhold, war auch nicht Sklave des Geldes. Er brauchte es nicht zu sein; und mehr, als in allen übrigen Beziehungen, ist er hierin beneidenswerth, denn die Tyrannei des Geldes wird die Mutter jeder andern Tyrannei!

Wenn wir der Staatswirthschaft der Griechen einige nähere Betrachtungen widmen wollen, so müssen wir uns dabei leider nur auf den Staatshaushalt Athens beschränken, weil nur über diesen ausführlichere Nachrichten vorliegen. In einigen Staaten, namentlich in Sparta, wo durch das Lykurgische Gesetz die Bedürfnisse vereinfacht waren, scheint von einer Staatsökonomie gar nicht die Rede gewesen zu sein, und die übrigen Städte werden ihren Staatshaushalt mehr oder weniger nach dem Beispiele Athens geregelt haben.

Fragen wir zuerst nach den Bedürfnissen des atheniſchen Staates, so treten uns vor Allem diejenigen entgegen, welche durch die Aufrechterhaltung der Ehre und des Glanzes bedingt wurden, zwei Begriffe, welche den Griechen über Alles gingen. Oeffentliche Denkmäler, große Bauten, glänzende Feste, prachtvolles Auftreten den anderen Staaten gegenüber, Flotte und Kriegsrüstungen, das alles waren Dinge, welche bedeutende Mittel erforderten. Dagegen kannte man viele andere Bedürfnisse, welche manche Staaten jetziger Zeit zu ihren dringendsten rechnen, gar nicht. Es gab keinen König, dessen Hofhalt einen großen Theil der Landeseinkünfte in Anspruch nahm; es gab keine stehenden Heere, welche die Hälfte der Landeseinnahmen verzehrten; es gab nicht jene Unzahl besoldeter Beamten, wie wir sie in den Staaten der Neuzeit antreffen; und selbst als der Krieger- und Beamtensold eingeführt wurde, stand derselbe in keinem Mißverhältnisse mit den Kräften des Staates, weil einmal die Zahl der Besoldeten mit der der amtlosen Bürger, und zum Anderen die Höhe der Besoldung mit der Leistung des Besoldeten in keinem solchen Mißverhältnisse stand, wie man dies heutzutage leider nicht selten findet.

Finanzen. Nichtsdestoweniger waren die Bedürfnisse des atheniſchen Staates immer noch bedeutend. Aber die Art, wie die Mittel zur Befriedigung derselben aufgebracht wurden, verlor für das Volk manches Drückende, da man als Hauptgrundsatz des Steuersystems das einzig richtige Prinzip aufgestellt hatte: Jeder Bürger muß zur Staatseinnahme nach Verhältniß seines Vermögens beitragen. Indem man diesen Grundsatz, den wir schon bei Erwähnung der Leiturgien herrschend finden, überall aufrecht erhielt, bewahrte man die einzelnen Glieder des Staates auf der einen Seite vor Verarmung, auf der anderen verhütete man übermäßigen Reichthum. Die große Kluft zwischen Ueberfluß und Dürftigkeit, wie wir sie heute oft antreffen, kam nicht zur Erscheinung, und so blieb der größte Krebsschaden, an welchem ein Staatskörper leiden kann, den Griechenstaaten fern.

Um den Grundsatz der Besteuerung nach Verhältniß des Vermögens gleich in der Hauptaufgabe, der direkten Steuer, zur Anwendung zu bringen, hatte man eine Art Einkommensteuer eingeführt, die sich bei dem Grundbesitz nach dem Ertrage der Grundstücke, bei sonstigem Vermögen nach der Größe desselben richtete. Um hierüber eine Art Kontrole möglich zu machen, waren strenge Strafen auf eine falsche Angabe des Vermögensstandes festgesetzt, und zugleich bestand eine Verordnung, nach welcher Jeder, der sich einer falschen Angabe verdächtig gemacht hatte, gezwungen werden konnte, sein gesammtes Vermögen für die von ihm angegebene Summe auszutauschen.

Damit man die Reicheren ſicherer zu einer größeren Leiſtung von Abgaben heranziehe, wurde eine indirekte Steuer eingeführt, indem man eine bedeutende Auflage auf Luxusgegenſtände legte. Dahin wurde aller Aufwand in Kleidern, Schmuck, Pferden ꝛc. gerechnet, ſowie auch die außergewöhnlichen Mittel der Gelderwerbung. Ein Zoll für den Verbrauch inländiſcher Produkte beſtand nur auf den Märkten, wo für die dort feilgebotenen Waaren eine Abgabe bezahlt wurde. Für auswärtige eingeführte Waaren wurden nur in See- und Hafenſtädten Zölle erhoben, welche faſt durchgängig verpachtet waren.

Eintreffen naturhiſtoriſcher Seltenheiten. Zeichnung von H. Leutemann.

Die indirekten Steuern wurden fort und fort erhoben, während man die direkten nur dann einzuziehen pflegte, wenn ſich das Bedürfniß dazu herausſtellte. Die Volksverſammlung, der natürlich das Recht zuſtand, die Größe der Auflage zu beſtimmen, verfügte in dieſem Falle nach Maßgabe des Bedürfniſſes die aufzubringende Summe, und dieſe wurde alsdann auf die Steuerpflichtigen vertheilt, im Verhältniſſe der dem Abgabeſyſtem zum Grunde liegenden Schätzung, welche Timema hieß. So geſchah es, daß in manchen Jahren gar keine, in anderen wieder eine deſto größere Abgabe erhoben wurde. Immer aber traf die Reicheren die größere Laſt, wie dies naturgemäß auch nicht anders ſein ſollte.

Die Verwaltung der Finanzen war in der Regel ein Magiſtratsamt, das in Sparta den Ephoren, in Athen dem Rathe der Fünfhundert oblag. Doch geſchah es auch, daß ſich einzelne Staatsmänner in den Beſitz der Finanzverwaltung zu bringen wußten. Wenn ſie aber hierbei die durch das Geſetz beſtimmten Ausgaben etwa überſchritten, ſo thaten ſie dies auf ihre eigene Gefahr, weil ſie einer Rechnungsablegung nie entgehen konnten; und wehe ihnen, wenn die gemachten Ausgaben die Zuſtimmung des Volkes nicht erhielten; man würde ſich nicht nur an ihrem Vermögen ſchadlos gehalten, ſondern ſie auch als unredliche Staatsverwalter dem ſtrengſten Gericht überantwortet haben.

Digitized by Google

Handel und Industrie.

Kein Land hatte vielleicht eine für den Handel günstigere Lage als Griechenland, und doch wurde von keinem Volke dieselbe verhältnißmäßig weniger ausgebeutet als von den Griechen. Ursache davon war der schon öfter erwähnte Mangel eines Antriebes durch die Noth oder die Gewinnsucht. In späterer Zeit kam zwar der Handel, der übrigens einer fast unbeschränkten Freiheit genoß, mehr in Blüte; aber immer waren es nur einzelne Staaten, und namentlich die Kolonien, welche ihn zur Hauptsache ihres Strebens machten, auch blieb jederzeit der Handel nur auf die angrenzenden Meere beschränkt. Von den griechischen Staaten des Festlandes waren es fast nur Athen und Korinth, welche eine größere Entfaltung der Handelsmacht erreichten; unter den Kolonien sehen wir namentlich Byzanz, Rhodos, Syrakus und Massilia sich durch den Handel zu bedeutender Macht aufschwingen.

Aus demselben Grunde, der die Griechen ihren Handel vernachlässigen ließ, blieb auch die Industrie auf einer niederen Stufe, und von der Wichtigkeit, welche wir heutzutage diesem Erwerbszweige beilegen, hatten die Griechen keine Ahnung. Der Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten von ganzer Seele hingegeben, erschienen ihnen die niederen Gewerbe als etwas so Kleinliches und Unwürdiges, daß sie dieselben fast ausschließlich den Sklaven überließen. Von dem Sklavenwesen der Griechen werden wir bei den Sitten noch ausführlicher sprechen. Hier müssen wir nur erwähnen, daß die Sklaverei, womit man freilich nicht den heutigen Begriff verbinden darf, außerordentlich viel zur Ausbildung des Sinnes für das Staatswesen beitrug, indem man den Sklaven alle niederen Verrichtungen des Lebens übertrug, ihnen die Ausübung der Handwerke, des Kleinhandels und aller kleineren Gewerbe anheim gab, und dadurch Zeit und Muße übrig behielt, sich den Angelegenheiten des Staates zu widmen. Daher kam es denn auch, daß mit diesen von Sklaven betriebenen Erwerbszweigen ein verächtlicher Begriff verbunden war, der sogar vom Gesetz bestätigt wurde, indem dergleichen Gewerbtreibende, d. h. auch Nichtsklaven, von dem Rechte der freien Bürger an der Staatsverwaltung häufig ausgeschlossen wurden. Werkstätten und Fabriken zu besitzen und zu leiten, gab hingegen keinen Makel; aber die eigentlichen Arbeiten in denselben wurden der Regel nach nur von Sklaven betrieben.

Es ist hier der Ort, auch Einiges über das griechische Geldwesen zu sagen. Dem älteren Griechenland scheint geprägtes Geld ganz unbekannt gewesen zu sein. Zur Zeit Solon's war aber gemünztes Silbergeld bereits im Umlaufe, denn wir finden, daß in dessen Gesetzgebung auf die Verfälschung desselben die Todesstrafe stand. Auch haben wir gesehen, daß schon Lykurg eiserne Münzen prägen ließ, so daß man annehmen kann, das Geld sei zur Zeit der republikanischen Verfassungen in Griechenland bekannt geworden, und die Gründung von Kolonien habe seine Einführung zur leichteren Betreibung des ausländischen Handels veranlaßt.

Man sagt, ein gewisser Phidon aus Argos soll um 900 v. Chr. zu Aegina das erste Silbergeld geprägt haben. Die Kunst des Münzens erreichte bei den Griechen, wie andere Kunstzweige, eine seltene Ausbildung; auch sind ihre Silbermünzen so schön, daß bis jetzt noch kein Volk ähnliche geliefert hat. Allerdings hat ein geregeltes Münzsystem nie bestanden, und die hier folgenden Angaben beziehen sich nur auf Athen und die Zeit nach Solon.

Die geprägten Münzen waren von Silber, die kleineren von Kupfer; griechische Goldmünzen sah man selten. Dagegen waren sehr viele ausländische Goldmünzen, namentlich lydische und persische, im Umlauf. Die ungeprägten Münzen, die sogenannten eingebildeten, welche nur dazu dienten, um größere Summen bequemer auszudrücken, wie früher in Deutschland „Pfund Heller", oder jetzt in England „Pfund Sterling", nahmen ihren Namen, wie diese, von einer Gewichtsbenennung, nämlich Talent und Mine, deren Werth in den verschiedenen Gegenden, ja selbst zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend war.

Das attiſche Talent, welches zu 60 Minen gerechnet wurde, betrug ungefähr 4120 Mark unſeres Geldes; die attiſche Mine, zu 100 Drachmen gerechnet, 68—69 Mark.

Dieſe Drachme, urſprünglich ebenfalls ein Gewicht, war die eigentliche Rechnungsmünze in Athen. Man berechnete Alles nach Drachmen, wie man z. B. im Deutſchen Reich Alles nach Mark beſtimmt. Der Werth einer Drachme betrug gegen 66 Pfennige nach deutſchem Gelde.

Münzen verſchiedener helleniſcher Städte oder Gemeinweſen.

a Athen; die große (zum Werth von 800 Mark geſchätzte) Goldmünze. Avers: ein alterthümlich geformter Pallaskopf mit eigenthümlich verziertem Helm. Revers: Eule mit Lorbeerzweig und Halbmond nebſt Inſchrift „Atho . .“ (Athen prägte auf ſeine Münzen regelmäßig ſeine Schutzgöttin Pallas und deren Vogel.) — *b* Byzanz; Silbermünze. Avers: epheubekränzter Bacchuskopf (auf anderen Münzen auch ein Poſeidon, Apollon oder Artemis, oder der Heros Byzas). Revers: eine Weintraube. — *c* Meſſene; Silbermünze. Avers: Zeuskaupt mit Diadem. Revers: Dreifuß-Altar mit Inſchrift „Apollonidas“ in einem Lorbeerkranz. — *d* Athen; Erzmünze. Avers: Tempelbild der Pallas. Revers: die Akropolis. — *e* Theben (in Böotien); Silbermünze. Avers: böotiſcher Schild (erhaben geprägt). Revers: der zu Theben beſonders verehrte indiſche Bacchus mit Epheukranz. — *f* Lakedämon (Sparta); Silbermünze (aus der Zeit nach dem Peloponneſiſchen Kriege, da vorher Sparta nur eiſerne Münzen prägte). Avers: vollbärtiges und mit Diadem geſchmücktes Haupt des Herakles. Revers: innerhalb eines Olivenkranzes eine hohe Amphora zwiſchen den Kegelmützen der Dioskuren, welche nach der Sage die Leda von Zeus und von ihrem Gatten, dem lakedämoniſchen Könige Tyndareus, empfangen; ferner oben zwei Sterne und dazwiſchen die Buchſtaben LA—DA, d. h. La(ko) da(imon). — *g* Delphi; Silbermünze. Avers: Apollon Muſagetes, die Leier ſpielend. Revers: der dreifüßige Altar. — *h* Miletos; Erzmünze. Avers: belorberter Apollonkopf (wegen des berühmten, von der Stadt Epheſos dem didymäiſchen Apollon erbauten Tempels). Revers: ein ſchreitender Löwe, der ſich nach einem Stern umſieht. — *i* Epheſos (die Stadt der Artemis und ihres weltberühmten Tempels); Goldmünze. Avers: Artemiskopf mit Diadem und hinter dem Nacken Bogen und Pfeil. Revers: das alte epheſiſche Artemisbild mit Strahlen um das mondförmig eingefaßte Antlitz und mit zahlreichen Brüſten; an beiden Händen Ketten mit Geſchmeide, dazwiſchen ein Hirſch und eine Biene, das urſprüngliche Symbol der Natur. — *k* Syrakus; Goldmünze. Avers: Kopf der Flußnymphe Arethuſa, unter deren mit Diadem geſchmückten Haaren Delphine hervorkommen. Revers: Figur mit Viergeſpann, gekrönt von einer Siegesgöttin; unten eine Aehre. — Samos; Silbermünze. Avers: Löwenkopf (deutend auf die Machtzuverſicht der Samier). Revers: Vordertheil eines Stieres. — *m* Aegina; Silbermünze. Avers: Meerſchildkröte. Revers: ein vertieftes Viereck und in einem der vier ungleichen Theile ein Delphin.

Die kleineren Münzen und ihre Werthe waren folgende:

1 Drachme	(= 66	Pfg.) enthielt	$1^1/_2$	Tetrobolon
1 Tetrobolon	(= 44	=) =	2	Diobolon
1 Diobolon	(= 22	=) =	2	Obolos
1 Obolos	(= 11	=) =	2	Hemiobolion
1 Hemiobolion	(= $5^1/_2$	=) =	2	Dichalkus

1 Dichalkus (= $2^3/_4$ Pf.) enthielt 2 Chalkus
2 Chalkus (= $1^3/_8$ =) = 7 Lepton
1 Lepton (= $^{11}/_{56}$ =) war die kleinste Münze.

Von diesen Münzen waren die letzten drei aus Kupfer geprägt, die übrigen aus Silber. Die größeren aus Silber geprägten Münzen als Drachmen waren folgende:

2 Drachmen gaben 1 Didrachme (= 1 Mark 32 Pfg.)
2 Didrachmen = 1 Tetradrachme oder Stater (= 2 Mark 64 Pfg.)
$1^1/_4$ Tetradrachme gab 1 Pentadrachme (= 3 Mark 30 Pfg.).

Obgleich von einem eigentlichen Papiergelde in Griechenland nie die Rede ist, so scheint man die Vortheile desselben doch begriffen zu haben, denn wir finden in vielen griechischen Ländern einen Ersatz dafür in gewissen Münzzeichen, die der Staat unter seiner Garantie und für den inneren Verkehr an der Stelle von baarem Gelde ausgab.

Man bediente sich dazu eines Materials von geringem Werthe: des Eisens, des Erzes, sogar des Leders. Der Staat versah diese Münzzeichen mit einem Stempel und legte ihnen einen willkürlichen Werth bei, für dessen wirklichen der Staatsschatz Bürgschaft leistete.

Wir kommen nun zum Schlusse der gegenwärtigen Abtheilung noch auf die hellenischen Sitten und leiten diesen Abschnitt durch eine bildliche Darstellung ein, welche uns ein Stück griechischen Lebens veranschaulicht:

Im Mittelgrunde rechts ein sitzender Töpfer, der auf offenem Markte seine Erzeugnisse feilhält und im Feilschen begriffen ist mit zwei dorischen Bauern in jener groben Tracht, wie sie noch bis heute sich bei einzelnen Völkerstämmen der Balkanhalbinsel erhalten hat. Dahinter griechische Sklavinnen, welche von der Herrin erkaufte Waaren nach Hause tragen. Weiter links ein Spartaner in seiner einfachen Tracht, von kräftigem Bau, stolz einherschreitend. Neben und hinter ihm Athener und Athenerinnen in ihrer feineren, gewählteren Kleidung.

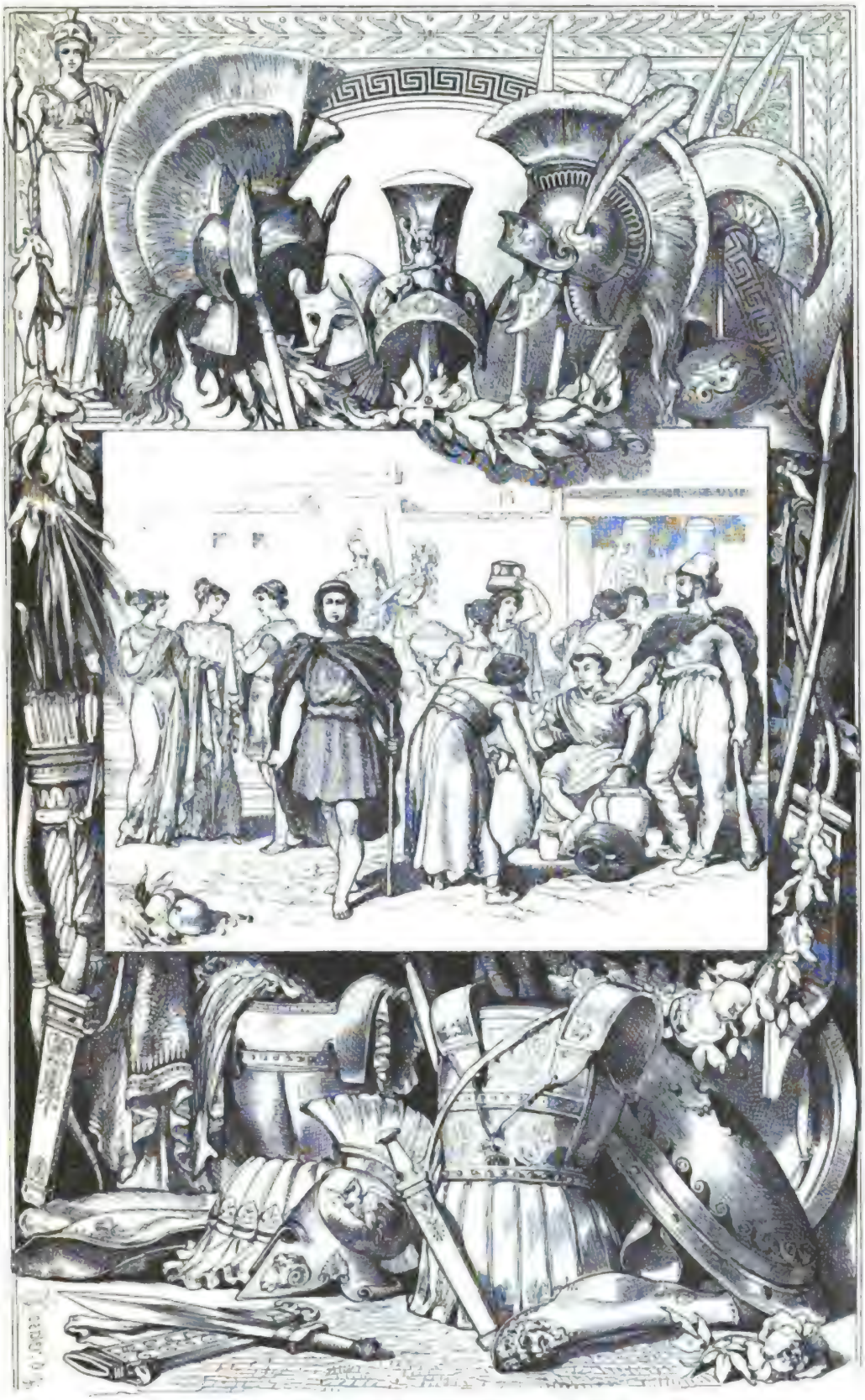
Die obere und untere Partie des Bildes sowie die Randstücke zeigen uns griechische Waffen, Helme und Rüstungen. In der oberen Ecke links ein Bild der Pallas Athene, und zwischen den Helmen Olivenkränze, bestimmt zum Schmucke verdienter Bürger oder auch der Preisträger, welche bei den Spielen zu Ehren der Pallas Athene den Sieg errangen.

Sitten.

Wenn wir hier auf die Sitten des griechischen Volkes unser Augenmerk richten, so müssen wir bevorworten, daß uns vorzugsweise nur die Athener beschäftigen können. Denn von der Lebensweise der übrigen Staaten ionischen Stammes fehlen uns ausführlichere Nachrichten; und was Sparta und die verwandten Länder betrifft, so haben wir das Vorzüglichste aus deren Lebensweise, die sich ohnehin im Laufe der Zeiten nur wenig änderte, schon früher bei Betrachtung der Lykurgischen Verfassung kennen gelernt.

Wir beginnen mit der Erziehung, als demjenigen Gebiete, welchem von Seiten der griechischen Gesetzgebung mit Recht die größte Sorgfalt gewidmet worden ist. Denn gerade die Erziehung bedingt das eigentliche Schicksal des Menschen; was ihm durch diese zuertheilt worden, das wird er auch durch alle Bemühungen seines künftigen Lebens nicht ganz loswerden können. Wer zum Sklaven erzogen wurde, wird niemals ein ganz freier Mann, und wer das Glück hatte, zu einem Freien erzogen zu werden, kann niemals völlig Sklave sein, und wenn er auch Zeitlebens in Ketten schmachtete.

Dem neugeborenen Kinde ertheilte der Staat noch keine Rechte; es war das Eigenthum seines Erzeugers, und dieser mußte ihm erst das Recht der Existenz ausdrücklich zusprechen. Wenn der Vater sich nicht ermuthigt fand, sein neugeborenes Kind zu erziehen, entweder weil es nicht recht gesund und lebensfähig, oder weil er sich für zu dürftig hielt, so weihte er es entweder dem Tode oder setzte es aus, und Derjenige, welcher es im letzteren Falle aufnahm, hatte das Recht, es als Sklaven zu erziehen und zu behalten.



Kulturgeſchichtliche Tafel VI. Griechenland No. 2.

Digitized by Google

Um seinen Urtheilspruch über das Neugeborene abzugeben, wurde es gleich nach der Geburt dem Vater zu Füßen gelegt. Hob er es auf, so ertheilte er ihm dadurch das Kindesrecht und war nun zur Erziehung des Kindes verpflichtet. Es scheint dieser nach unseren Begriffen barbarischen Sitte die Ansicht zu Grunde gelegen zu haben, daß die Kindererzeugung nicht der Hauptzweck, sondern nur eine natürliche Folge der Ehe ist.

Die in einem Hause stattgefundene Geburt wurde an dem Hause selbst dadurch angezeigt, daß man vor dasselbe einen Kranz von Oelzweigen aufhing, wenn das Kind ein Knabe war. Wenn es aber ein Mädchen war, nahm ein wollenes Band die Stelle des Kranzes ein. Man wollte durch diese Zeichen die künftige Bestimmung des Neugeborenen andeuten; der Oelkranz galt als Sinnbild der Erwerbung, das wollene Band als Symbol weiblicher Arbeiten.

Mehrere Tage nach der Geburt, gewöhnlich am siebenten oder zehnten, gaben die Eltern sämmtlichen Verwandten einen Opferschmaus, wobei das Kind seinen Namen erhielt, dessen Wahl den Eltern überlassen war. Da die Griechen eigentliche Familiennamen nicht kannten, so wurden für Knaben die Namen großer Männer oder berühmter Vorfahren gern erneuert; und da die Sitte jedem Kinde nur einen Namen gestattete, so fügte man zur näheren Bezeichnung dem Namen des Kindes den des Vaters bei; z. B. Sokrates, des Sophroniskos Sohn, ein Gebrauch, der bei den weltgeschichtlichen Namen füglich ganz wegfallen kann.

Zwischen dem ersten und dritten Lebensjahre wurden dem Kinde seine künftigen Bürgerrechte zugesichert, indem man seinen Namen in die Listen der Stämme eintragen ließ, wobei die Eltern die Echtheit der Geburt, d. h. die Thatsache beschwören mußten, daß das Kind aus der gesetzmäßigen Ehe eines Bürgers und einer Bürgerin entsprossen war.

Es geschah diese Eintragung in die Stammlisten gewöhnlich bei dem zu Ehren des Zeus und Dionysos gefeierten athenischen Volksfeste der Apaturien, sie war mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. Bei demselben Feste, und zwar an seinem dritten Tage, gebot die Sitte den gereiften Jünglingen, sich zum ersten Male das Barthaar scheeren zu lassen, zum Zeichen ihrer erlangten Mannbarkeit.

Die erste Erziehung des Kindes war rein häuslich, nur die Eltern übten sie aus; diese waren aber verpflichtet, nach den über die Erziehung bestehenden Vorschriften zu verfahren, womit jede Gesetzgebung den Anfang machte. Die weitere Erziehung theilte sich zwischen den Eltern und den öffentlichen Schulen, bis sie mit dem 18. Lebensjahre des Zöglings als vollendet angesehen wurde.

Sparta vielleicht ausgenommen, hat kein Volk den öffentlichen Schulen eine größere Sorgfalt gewidmet als die Athener. Aber von Seiten des Staates wurden nur die eigentlichen Volksschulen errichtet, wo die Kinder blos das erlernten, was ihnen für ihren Beruf als Staatsbürger nöthig war; die Erwerbung einer gelehrten Bildung war Privatsache, und es mochten dafür die Eltern Lehrer annehmen, welche sie wollten. Doch war dieser höhere Unterricht, dessen sich die Sophisten fast ausschließlich bemächtigt hatten, ziemlich theuer, und Protagoras von Abdera z. B. nahm für die vollkommene Ausbildung eines Schülers nicht weniger als 100 Minen.

Die eigentlichen Volksschulen verfolgten ein zweifaches Ziel der Ausbildung: die des Körpers durch die Gymnastik, und die des Geistes durch die Musik oder die Musenkünste.

Zur Uebung in der Gymnastik dienten die danach benannten Gymnasien, deren es in Athen drei gab: im Lykeion (Lyceum), zu Kynosarges und in der Akademie. Die Gymnasien, in welchen auch zugleich der Unterricht in den Musenkünsten ertheilt wurde, waren weitläufige, von Gärten umgebene Gebäude mit mehreren großen Höfen. In dem ersten derselben befanden sich an drei Seiten breite, mit Sitzen versehene Hallen, die Räumlichkeiten für den geistigen Unterricht. An der vierten Seite waren verschiedene Gemächer für Bäder und die sonstigen Bedürfnisse des Gymnasiums angebracht. Ein zweiter

Hof, Xystos genannt, war zur Uebung im Ringen, Kämpfen ꝛc. bestimmt; und jenseit desselben befand sich die große Bahn für die Wettläufer.

Nach Erreichung des 18. Jahres wurde der Jüngling in die Klasse der Epheben (Mannbaren) aufgenommen, in der Regel zwei Jahre auf Reisen geschickt und bei seiner Zurückkunft in die Volksliste eingetragen, wodurch ihm alle Rechte eines athenischen Bürgers, zugleich aber auch alle Pflichten eines solchen zuerkannt wurden.

Das Reisen war damals mit so geringen Kosten verknüpft, daß die Vortheile desselben auch den weniger Begüterten zu Theil werden konnten. So kostete die Ueberfahrt von Aegypten bis nach Attika (120 Meilen) für eine ganze Familie nicht mehr als 2 Drachmen.

Zu den vorzüglichsten Rechten des neuen Bürgers gehörte die Befugniß, der Volksversammlung beizuwohnen, seine Stimme darin abzugeben, sich um Staatsämter zu bewerben und sein Vermögen selbständig zu verwalten.

Unter den Pflichten des Bürgers stand die Vertheidigung des Vaterlandes oben an. Er mußte sich dem Kriegsdienste widmen, und wir haben schon früher gesehen, daß dies bis zur Zeit des Perikles unentgeltlich geschah.

Haartracht griechischer Frauen.

Trotzdem Perikles den Sold der Truppen eingeführt, und hiermit den ersten Schritt zu der Errichtung besoldeter Heere gethan hatte, so war es doch seine Sorge gewesen, den damit verbundenen Nachtheilen für die Freiheit dadurch zu steuern, daß er die oberen Stellen verhältnißmäßig sehr gering besoldete. Wenn in den Armeen der Jetztzeit der mühsamsten Stelle ein karger und den bequemeren Posten ein sehr reichlicher Gehalt zugemessen ist, so fand ein solches Mißverhältniß bei dem athenischen Heere niemals statt; ein Unteranführer erhielt damals nur das Doppelte, der Oberfeldherr nur das Vierfache des gemeinen Soldes.

Indem wir jetzt zu der wichtigsten aller gesellschaftlichen Einrichtungen, zur Ehe, übergehen, müssen wir vorher noch einen Blick auf die Stellung der athenischen Frauen werfen. Sie standen im Allgemeinen nicht in derjenigen Achtung, welche ihnen in jetziger Zeit bei allen gebildeten Nationen gezollt wird. Denn obgleich sie in dem, was wir gewöhnlich weibliche Tugend nennen, vielleicht nicht übertroffen werden konnten, so war diese Tugend in den Augen der Griechen doch nicht ausschließlich die Eigenschaft, durch welche sich ein Weib Anspruch auf Verehrung erwarb. Dazu verlangten die Athener körperliche und geistige Reize, Schönheit, Bildung, Liebenswürdigkeit, Geist und Geschmack; aber hierin fehlte den athenischen Frauen viel, besonders hinsichtlich der geistigen Anziehungspunkte, denn ihr

von der Männerwelt faſt ganz abgeſchloſſenes Leben und die deshalb abgeſonderte Erziehung der Mädchen ließ viele geiſtig unentwickelt, und ſo vermochten die meiſten niemals durch ihren Umgang den Männern höhere Genüſſe zu bereiten. Einerſeits ſuchte nun die Männerwelt durch Befriedigung des unter dem Namen der griechiſchen Liebe bekannten unnatürlichen Triebes einen Erſatz dafür, auf der anderen Seite gewannen die Hetären dadurch immer mehr Gönner und Einfluß. Es waren dieſe griechiſchen Hetären eine Klaſſe weiblicher Geſchöpfe, die es ſich zur Lebensaufgabe machten, frei von den Schranken der Sitte, im Umgange mit Männern ſich auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben, und mittels dieſer Bildung ſowie ihrer körperlichen Reize den ernſten Lebensweg der Männer durch Heiterkeit und Anmuth zu verſüßen.

Die Hetären (d. h. Geſellſchafterinnen oder Freundinnen) waren meiſt Sklavinnen oder Fremde, da das atheniſche Geſetz den Bürgerinnen, die aus den Schranken der Sitte traten, das Bürgerrecht entzog. Wenn dadurch die Hetären auch an bürgerlicher Achtung verloren, ſo wurde ihnen auf der andern Seite dieſer Verluſt erſetzt durch die aufrichtigſten Huldigungen, die ihnen von den größten Männern Griechenlands dargebracht wurden, und die nicht blos ihren körperlichen Reizen, ſondern noch weit mehr der Liebenswürdigkeit ihres geiſtigen Weſens galten.

Freilich arteten die Hetären ſehr bald aus, und die Mehrzahl von ihnen ſank in der ſpäteren, den reineren Sitten entfremdeten Zeit zu gemeinen Luſtdirnen herab, welche mit ihren Reizen ein offenes Gewerbe trieben; aber was uns die Geſchichte von der uns ſchon bekannten Aſpaſia überliefert, was ſie uns von dem Entzücken erzählt, mit welchem ganz Griechenland den Namen einer Lais und einer Phryne nannte: das muß uns überzeugen, daß die edleren Hetären durch Schönheit der Seele nicht weniger glänzten als durch Schönheit des Körpers, und daß ſie auf die milde Geſittung der Athener den wohlthätigſten Einfluß ausübten.

Das beſchränkte Weſen der Frauen ließ ein eigentliches Familienleben nicht zu, da die wenigſten Ehen ein wahrhaftes Glück begründeten. Man heirathete in der Regel aus Standes- oder Familienrückſichten, beſonders da nach dem Geſetz nur das mit einer Bürgerin erzeugte Kind für ebenbürtig und zum dereinſtigen Bürgerrecht für befähigt galt. Die Frauen lebten faſt den ganzen Tag in einem abgeſonderten Zimmer, Gynäkeion (Frauen-Zimmer) genannt, und nahmen ſelbſt an den Mahlzeiten der Männer nicht Theil. So geſchah es, daß die Einförmigkeit des ehelichen Lebens zu einer tödtlichen Langeweile wurde, und daß ihm auch mit dem beſten Willen keine heitere Seite abzugewinnen war. Und ſo wird es überall ſein, wo durch eine engherzige, pedantiſche Mädchenerziehung der Grund gelegt wird zu einer widernatürlichen Abſonderung der beiden Geſchlechter.

Die Lebensweiſe der Männer in Athen liefert uns dagegen ein weit freundlicheres Bild. Nicht die Arbeit war der Zweck des Daſeins und die Hauptaufgabe des Tages; aber auch nicht zweckloſer Müßiggang füllte ihn aus. Der Grieche lebte der freien Muße oder der zwangloſen Selbſtbeſtimmung zur Arbeit. Auf welches Feld der Thätigkeit ihn ſeine Neigung rief, da erfüllte er ſeinen Beruf; denn ſein Beruf beſtand nicht in der ängſtlichen und martervollen Sorge für die Nahrung, woran ſich in unſerer Zeit ſo manches edle und ſchöne Streben bricht. Dieſem Mußeleben verdankten die Griechen einen großen Theil ihrer geiſtigen Größe, und — ihre Freiheit ausgenommen — ſind ſie um nichts mehr zu beneiden als um ihre Muße; vielleicht mehr noch als um ihre Freiheit.

Aber wir dürfen es nicht verſchweigen, daß die Bürger Athens jenes geprieſene Gut, wenigſtens in ſolchem Umfange, nicht beſeſſen haben würden ohne die Deſpotie, die ſie gegen ganze Klaſſen von Menſchen ausübten.

Sklavenweſen. Man darf mit dem Worte Sklave nicht den Begriff verbinden, welcher heutzutage demſelben anhaftet; denn eine ſo weit gehende Herabwürdigung der Menſchheit kannten die Alten nicht. Die meiſten Sklaven fielen durch den Krieg in die

Hände ihrer Herren, da die Beſiegten dem damaligen Kriegsgebrauche zufolge zu Dienſtbarkeit verdammt wurden. Da aber der Beſitz eines ſolchen Sklaven nicht unveräußerlich war, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Sklaven auch ein Gegenſtand des Handels wurden. Ein Sklave für die gewöhnlichen Arbeiten wurde mit 90 bis 120 Mark unſeres Geldes bezahlt. Endlich war bei weitem der größte Theil derſelben in der Sklaverei geboren worden, indem die Kinder der Sklaven wieder Sklaven wurden, ein Los, welches auch — wie wir oben geſehen haben — die ausgeſetzten Kinder traf.

Häusliches Leben der Frauen.

Die Sklaven, obgleich ſie gekauft oder ſonſtwie erworben wurden, waren doch thatſächlich nichts Anderes, als was heutzutage die dienenden und die niederen Klaſſen ſind, und ihre politiſchen Rechte waren um nichts geringer, als die der Unterthanen in deſpotiſch regierten Staaten; ja ſie waren ſogar größer, denn es war jedem Sklaven die Möglichkeit gegeben, ſich durch Verdienſte um den Staat die Freiheit eines Bürgers zu erwerben.

Die Obliegenheiten der Sklaven beſchränkten ſich auf die häuslichen Dienſtleiſtungen, als: Getreide mahlen, backen, kochen, reinigen, Begleitung der Herrſchaft bei deren Ausgängen; ferner auf die Betreibung der Handwerke, auf die Beſtellung des Ackers, auf die Beſchäftigung mit Jagd, Viehzucht und Fiſchfang. Solche aber, welche durch ihre Talente dazu befähigt waren, wurden zu Dienſtleiſtungen höherer Art verwendet, z. B. als Schreiber, Buchführer, Vorleſer und Kinderlehrer.

Der Sklave mußte den Befehlen ſeines Herrn, deſſen Rechte durch das Geſetz aber beſchränkt waren, unbedingt gehorchen, mußte zu allen ſeinen Handlungen die Zuſtimmung ſeiner Herrſchaft erbitten und hatte natürlich auch nicht den geringſten Theil an der Staatsverwaltung; mit einem Wort: er war Unterthan.

Die Anzahl der Sklaven, welche ein Athener hielt, richtete sich nach seinen Vermögensumständen. Es gab atheniſche Bürger, welche hundert und mehr Sklaven beſaßen: deren fünzig zu haben, war etwas ſehr Gewöhnliches; und es mußte Jemand ſchon in großer Armuth leben, wenn er nicht wenigſtens einen Sklaven hatte. So kam es, daß nach und nach die Zahl der Freien gegen die der Sklaven außerordentlich gering wurde, und es wird berichtet, daß einſt bei einer Schätzung auf 100 Bewohner nur 27 freie Bürger und 73 Sklaven kamen.

Indem nun jeder Athener Herr von einer Anzahl Sklaven war, welche für ſeine Bedürfniſſe ſorgten, gewann er die Muße, ſich auf der einen Seite den Künſten und Wiſſenſchaften, auf der andern der Sorge für den Staat hinzugeben; und um es recht deutlich zu ſagen: Athen war bezüglich der Sklaven eine Deſpotie, in welcher jeder freie Bürger gleichſam König und jeder Sklave Unterthan war.

Nach dieſen Andeutungen wird man es begreiflich finden, wie die Tagesbeſchäftigung der Athener als ein faſt ununterbrochener Genuß erſcheint, getheilt zwiſchen politiſcher Wirkſamkeit, den Künſten der Muſe, dem Leben auf dem Lande, Spaziergängen, Bädern und den Freuden des Mahls.

Der Morgen war faſt durchgängig den öffentlichen Geſchäften gewidmet. Während die arbeitenden Klaſſen dem Erwerbe nachgingen, zerſtreuten ſich die Bürger in die verſchiedenen Gerichtshöfe, oder beſuchten die Sitzungen der Volksverſammlung, oder begaben ſich auf den Markt, den Rednern zuzuhören und ſich über Staatsangelegenheiten zu unterhalten. Der Verkehr der Bürger am Vormittag war für den freien Athener eine lebendige Zeitung, alſo eine viel wirkſamere als unſere gedruckten. Der Bürger machte ſich mit dem Inhalt bekannt und redigirte zu gleicher Zeit. Dies Treiben dauerte bis gegen Mittag. Vor der Mahlzeit unternahm man gewöhnlich einen Spaziergang rings um die Stadt, oder man fuhr ins Freie, oder man beſchäftigte ſich mit gymnaſtiſchen Uebungen. Jedenfalls aber nahm man vor der Mahlzeit ein Bad; denn das Baden unterließen die Griechen keinen Tag. Dieſe Pflicht für die Reinlichkeit und Geſundheit war ihnen eine heilige: und darum hatte man auch den Bädern eine beſondere Sorgfalt gewidmet. Die reicheren Bürger hatten Badeanſtalten in ihren eigenen Häuſern; die ärmeren benutzten die öffentlichen Bäder, wo ſie im Winter zugleich einen ähnlichen Zufluchtsort gegen die Kälte fanden, wie Manche heutzutage in den Kaffeehäuſern.

In der Regel ging man in Athen zu Fuß, wobei die Männer ſich eines Stockes, die Weiber eines Sonnenſchirmes bedienten, gerade wie bei uns. Nur die reicheren Bürger ließen ſich häufig von Sklaven in Sänften tragen, und Wagen waren noch ungewöhnlicher, da der Preis der Pferde außerordentlich hoch war. Ein gutes Wagen- oder Reitpferd koſtete zwölf Minen, während z. B. ein auserleſener Ochs zu Solon's Zeiten nicht mehr als fünf Drachmen galt. Bei Nacht ließ man ſich in Ermangelung der Straßenbeleuchtung von einem Sklaven mit einer Fackel begleiten.

Die Mahlzeiten der Athener, welche täglich zweimal, Mittags und Abends, ſtattfanden, waren im Allgemeinen mäßig. Nur einzelne Lüſtlinge widmeten ihnen einen bedeutenden Aufwand an Geld und nicht weniger an Zeit. In dieſem Falle mußte aus allen Ländern das herbei geſchafft werden, was ſie am beſten erzeugten, und Köche aus Syrakus, woher die geſchickteſten kamen, mußten eine Tafel zubereiten, die auch den verwöhnteſten Gaumen befriedigen konnte: Vögel, Fiſche, Krebſe, Auſtern, Backwerk und Früchte aller Art durften am Tiſche eines Feinſchmeckers nicht fehlen. Das gewöhnlichſte Getränk war Wein, der in koſtbaren Gefäßen kredenzt und mit Waſſer gemiſcht wurde. Dieſer Gebrauch entſtand aus dem eigenthümlichen Zuſtande, in welchem die Weine aufbewahrt wurden. Aus Mangel an Holz, welches ſich zu Tonnen geeignet hätte, wurden nämlich die Weine durch Einkochen verdichtet und ſo als eine Art Eſſenz aufbewahrt, der man alsdann durch einen Zuſatz von Waſſer die Leichtflüſſigkeit wieder gab.

Die Griechen ſaßen nicht bei Tiſche, ſondern lagen vor der Tafel auf Ruhelagern, welche Triklinien hießen. Das Speiſezimmer war mit Wohlgerüchen aller Art durchräuchert, um jedem Sinne Genuß zu bereiten. Fröhlichkeit, welche oft in ausgelaſſene Luſt überging, würzte die Mahlzeit, und häufig ließ man noch, um die Tafelfreuden mannichfaltiger zu machen, Tänzerinnen, Flötenſpielerinnen und Hetären zur Geſellſchaft holen.

Im Innern eines griechiſchen Hauſes. Nach Viollet le Duc.

Den Nachmittag verbrachte man gewöhnlich mit Muſik, Tanz und Theater. Das letztere bot den Griechen den höchſten Genuß, und nicht leicht hat ein Volk die Griechen in der Liebe zum Theater erreicht. Auch der ärmſte Bürger verſagte ſich dieſen Genuß nicht; er würde lieber gehungert als das Schauſpiel verſäumt haben. Daher kam es denn auch, daß die Schauſpieler nicht allein ſehr geehrt, ſondern auch ſehr theuer bezahlt wurden, daß z. B. Amöbeios, ein Sänger in Athen, für ſein jedesmaliges Auftreten nicht weniger als ein Talent (über 4000 Mark unſeres Geldes) erhielt.

In Hinſicht der Kleidung waren die Athener der offenbarſte Gegenſatz der überaus einfachen Spartaner. Man ſuchte nicht nur durch allerlei Zierrathen, ſondern auch durch die Koſtbarkeit und Seltenheit der Stoffe zu glänzen, ein Beſtreben, welches urſprünglich in dem den Athenern eigenen Schönheitsſinne ſeinen Grund hatte, aber leider auch ſehr bald in wirkliche Eitelkeit ausartete, die das Mittel zum Zweck machte.

Der einzelnen Stücke der Kleidung waren nur wenige: Ein kurzes Unterkleid (bei den Frauen ein längeres darunter), ein großer, weiter Mantel, der die ganze Figur bedeckte, darüber, und ein Paar Schuhe machten die ganze Bekleidung aus. Aber in den Stoffen, in der Tracht ſelbſt und in den Zierrathen herrſchte außerordentliche Verſchiedenheit neben dem übertriebenſten Luxus.

Gewöhnlich war die Kleidung aus ungefärbter Wolle und wurde durch Waschen gereinigt; die Weiber trugen mehr Leinwand. Reichere zogen gefärbte Zeuge vor und zeichneten sich auch sonst durch feine Stoffe aus. Seide und Baumwolle galten bei ihnen als Stoffe für reiche Verschwender.

Auf die Art den Mantel zu tragen legten die Griechen, wenigstens die vornehmeren, großen Werth; eine Nachlässigkeit darin galt für ein Zeichen schlechter Lebensart. Die Kunst bestand vorzüglich darin, von dem Mantel, welcher von der linken Schulter über den Rücken ging, das andere unter dem rechten Arme hindurch gehende Ende so über die Schulter zu schlagen, daß der Mantel schöne, malerische Falten warf und weder vorn noch hinten schleppte. Perikles soll in dieser Kunst des Mantelwurfs Meister gewesen sein.

In den Zierrathen wurde besonders von den Weibern viel Luxus entwickelt. Der Schmuck war von Gold, Edelsteinen oder Perlen. Ohrgehänge, Halsband, Armbänder und Ringe machten die vorzüglichsten Theile desselben aus.

Die Bedürfnisse der Toilette: Puder, Schminke, Salben ꝛc., in deren Gebrauch beide Geschlechter mit einander wetteiferten, waren Hauptgegenstände des Luxus. Man färbte das dunkle Haar mit gelbem Puder, schminkte sich das Gesicht weiß und roth, schwärzte die Augenbrauen und salbte Haar und Bart. Die gewöhnlichen Salben kamen in kleinen alabasternen Fläschchen aus Phönikien und kosteten zwei Drachmen. Doch war es nichts Seltenes, daß man auch solche morgenländische Salben verwandte, von denen ein Viertelquart unseres Maßes an zehn Minen kostete.

Auch in dem Schuhwerk fand ein großer Aufwand statt. Man trug Schuhe von allerlei Gestalten und Namen; denn entweder wurden sie nach den Ländern benannt, aus denen die Mode sie eingeführt hatte, oder nach den Männern, durch welche die neue Mode aufgebracht worden war. So hatte man Alkibiadische, Iphikratische u. dergl. Schuhe. Kurz, die Mode entfaltete damals nicht weniger Mannichfaltigkeit, aber auch nicht weniger Narrheit als heutzutage.

Makedonien.

Weltgeſchichtlich wichtig wird Makedonien erſt von der Zeit an, wo ſeine Geſchichte mit der griechiſchen in engere Verbindung tritt, alſo mit der Thronbeſteigung Philippos' II., deſſelben Philippos, welcher Griechenlands Freiheit untergrub. Das iſt der Grund, weshalb wir jenes Reich erſt in dieſem Zeitraume als ein ſelbſtändiges erwähnen und hierbei das Wenige, was aus ſeiner früheren Geſchichte zu ſagen iſt, nachholen. Zuvor haben wir uns jedoch über die geographiſchen Verhältniſſe des Landes zu unterrichten.

Makedonien, das ſeinen Namen von Makedon, einem Nachkommen des Deukalion, erhalten haben ſoll, hatte zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Ausdehnung.

Zu der Zeit, als es in Griechenlands Geſchichte eingriff, bildeten ſeine Grenzen im Oſten das Aegäiſche, im Weſten das Adriatiſche und Joniſche Meer, im Süden Theſſalien, im Norden der Fluß Neſtos und die Skardiſche Bergkette. Unter den Gebirgen ſind hervorzuheben: Im Süden des Landes Zweige der Akrokerauniſchen und Kambuniſchen Bergketten, im Norden das Skardiſche Gebirge. Einzelne bedeutende Berge ſind der Athos, ein ganz allein ſtehender Berg, welcher das gleichnamige Vorgebirge am Aegäiſchen Meere bildet; der Pangäos in einem Ausläufer der Skardiſchen Bergkette. An der Oſtgrenze war das Land beſonders reich an Meerbuſen und großen und guten Häfen. Unter den letzteren iſt der von Epidamnos der wichtigſte, obgleich wegen des griechiſch-aſiatiſchen Handels folgende vier nicht weniger bemerkenswerth waren: der Strymoniſche Meerbuſen, eine Ausmündung des Fluſſes Strymon, in deſſen Nähe die große Inſel Thaſos lag; der Singitiſche Buſen, ſüdlich von dem Vorgebirge Athos; der Toroneiſche Buſen, von

dem vorigen durch die große Sithonische Landzunge getrennt. Der Thermäische Busen, der größte von allen, bildete mit dem Strymonischen Meerbusen die große Halbinsel Chalkidike, von welcher die oben genannten Landzungen Theile waren. An Flüssen sind folgende zu nennen: Ins Adriatische Meer ergießen sich bei Epidamnos der Paniasos, der Apsos; ins Aegäische Meer der Haliakmon; der Axios, Makedoniens größter Fluß, entspringt auf den Skardischen Bergen, durchfließt den Kern des Landes und mündet bei Thessalonika in einen Theil des Thermäischen Busens. Endlich erwähnen wir noch den Strymon und den Nestos, welcher bei Abdera mündete.

Der größte See Makedoniens war damals der Lychnidische See, so genannt von der daran liegenden Stadt Lychnidos.

Das Klima des Landes ist noch jetzt sehr gesund, so daß die Menschen dort ein sehr hohes Alter erreichen. Der Boden ist fruchtbar; aber der vorzüglichste Reichthum Makedoniens bestand in dem Ertrage seiner bedeutenden Bergwerke, welche eine große Menge von Kupfer, Silber und Gold lieferten. Dadurch erhielten die makedonischen Könige einen fast unermeßlichen Schatz, der ihnen bei ihren Kriegen von namhaftestem Nutzen war. Philippos soll allein an Gold nicht weniger als 1000 Talente aus seinen Bergwerken gewonnen haben.

In dem Gebiete, dessen Grenzen wir oben bezeichnet haben, wohnten zur Zeit Philippos' II. gegen 150 verschiedene Völkerstämme, deren jeder seine besondere Stadt hatte. Die bedeutendsten dieser Städte, deren Lage man am besten aus der Karte ersehen wird, waren folgende:

Epidamnos, von den Römern später Dyrrhachium genannt; Apollonia, Elyma, Bullis, Grytone, Lychnidos (am gleichnamigen See), Edessa (später Aegä), die alte Hauptstadt des makedonischen Stammlandes; Pella, Pydna, Dion, Antigonia, Letä, Terpilos, Thessalonika (hieß früher Therma, woher der Name des daran liegenden Meerbusens), Stagira (Vaterstadt des Aristoteles), Angäa, Singos (woher der Name des Singitischen Busens), Akanthos, Palera, Potidäa, Torone (woher der Name des Toronäischen Busens), Olynthos, Euporia, Ossa, Kalitera, Amphipolis, Philippi, Stobi, Orma, Gariskos, Europos, Albanopolis, Apsalos, Herakleia.

Makedonien war Anfangs ein kleines, von unkultivirten Horden bewohntes Land. Ein Heraklide, Namens Karanos, soll um das Jahr 1000 v. Chr. mit einem Schwarm Argiver dort eingezogen sein und ein festes Reich gegründet haben, das sich durch Einwanderungen aus Kleinasien und Griechenland hob und durch glückliche Kriege, welche seine Könige gegen die benachbarten Länder führten, nach und nach vergrößerte. Namentlich geschah diese Vergrößerung unter Perdikkas I. (um 700 v. Chr.), und Philippos I. (um 650 v. Chr.). Endlich aber wurden der Ausbreitung Makedoniens durch die persischen Siegeszüge Schranken gesetzt, und Amyntas I. (um 520 v. Chr.) mußte sich als einen Vasallen des mächtigen Dareios I. betrachten. In demselben Verhältnisse blieb auch sein Sohn Alexandros I. (um 480 v. Chr.) gegen Xerxes; nur wußte er sich durch diplomatische Künste bei diesem für Schmeicheleien empfänglichen Perserkönige so beliebt zu machen, daß er nicht nur im ungestörten Besitz seines Thrones blieb, sondern auch sein Gebiet durch eine Länderschenkung des Xerxes noch bedeutend vergrößert sah. Aber auch bei den Griechen hatte sich Alexandros in Achtung zu setzen gewußt durch seine Theilnahme an den olympischen Spielen und die Siege, die er dort errang; daher darf es uns nicht befremden, wenn wir ihn bemüht sahen, einen Frieden zwischen Griechenland und Persien zu vermitteln. Zu der Theilnahme an den olympischen Spielen war Alexandros I. berechtigt, weil er ein Nachkomme des Karanos, also griechischer Abkunft war.

Sein Sohn und Nachfolger Perdikkas II. (454—413 v. Chr.) sah sich noch viel mehr in die griechischen Ereignisse verwickelt, da er namentlich zu Anfang des

Peloponnesischen Krieges sich zu den Feinden Athens gesellte und den Abfall Potidäa's begünstigte. Der Antheil, welchen er an dem Peloponnesischen Kriege selbst nahm, beschränkte sich auf einzelne Hülfsleistungen, die er der einen oder andern der streitenden Parteien zutheil werden ließ, je nachdem seine Politik das Eine oder das Andere vortheilhaft fand. So war sein Leben eine ununterbrochene Kette kriegerischer Ereignisse; aber dennoch hinterließ er sein Reich in einem gebesserten und vergrößerten Zustande.

Sein ihm folgender natürlicher Sohn Archelaos (413—399 v. Chr.), der durch Mord die rechtmäßigen Thronerben hinwegräumte, vertauschte die Politik mit der Kunst. Er zog griechische Gelehrte und Künstler an seinen Hof und suchte sein Volk aus den Fesseln der Barbarei zu befreien. Unter den Gelehrten, welche Archelaos an seinen Hof zog, befand sich auch Euripides, der sich eine Zeit lang als Gast bei ihm aufhielt. Auch um die Freundschaft des Sokrates bewarb sich der makedonische König; allein er fand sich von dem tugendhaften Philosophen zurückgewiesen, weil er sich bei seinem Regierungsantritte mehrere Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte.

Eifrig besorgt war er auch für die Kultur des Landes. Er beförderte den Ackerbau, legte gute Heerstraßen an und versah sein Reich mit festen Plätzen gegen den Einfall der kriegerischen Nachbarvölker.

Nach seiner Ermordung auf einer Jagd begannen blutige Streitigkeiten um den Thron (399—393), bis sich endlich Amyntas (393—369 v. Chr.), Nachkomme des Alexandros, nach vielen mörderischen Vorgängen desselben bemächtigte und die Regierung als Amyntas II. antrat. Unter ihm war es, wo Olynth anfing mächtig zu werden und sich durch einige Eroberungen im makedonischen Gebiete vergrößerte; und vorzüglich auf den Antrieb des Amyntas geschah es, daß die Spartaner die Vernichtung jener Stadt beschlossen, ein Vorhaben, welches die Veranlassung wurde, erst zu der Unterwerfung der Stadt Theben, dann aber auch zu der Erhebung und Größe des thebanischen Staates.

Als dieser Staat auf dem Gipfel seines Einflusses stand, hatten die makedonischen Verhältnisse einen solchen Grad der Verwirrung erreicht, daß sich Theben zu einer Einmischung in dieselben veranlaßt sah. Amyntas II. hinterließ nämlich bei seinem Tode außer mehreren natürlichen Kindern drei rechtmäßige Söhne: Alexandros, Perdikkas und Philippos, von denen ihm der älteste als Alexandros II. (369—368 v. Chr.) in der Regierung folgte. Aber theils seine Brüder, theils des Amyntas uneheliche Kinder machten ihm den Thron streitig, so daß sich Alexandros endlich genöthigt sah, die Thebaner um Hülfe zu bitten. Pelopidas, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehend, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinem Vaterlande Einfluß in Makedonien zu verschaffen. Er stellte dort die Ordnung her und führte zur Bürgschaft derselben Alexandros' dritten Bruder Philippos nebst noch mehreren vornehmen Makedoniern als Geiseln nach Theben.

Indessen dauerte die Ruhe nicht einmal so lange, bis die Bürgen derselben in Theben angelangt waren. Alexandros wurde ermordet und nach einer Zwischenregierung bestieg infolge neuer Vermittlung des Pelopidas sein Bruder als Perdikkas III. (365—360 v. Chr.) den Thron. Vielleicht wäre die Ordnung jetzt aufrecht erhalten worden, wenn Perdikkas sich nicht in einen Krieg mit den Illyriern verwickelt hätte, in welchem er den Tod fand. Denn jetzt, da ihm sein unmündiger Sohn, Amyntas III., auf dem Throne folgte, begannen die alten Streitigkeiten wieder, so daß endlich Philippos aus Theben herbeieilte, um als Vormund seines Neffen die Regierung zu übernehmen. Er that dies mit dem glücklichsten Erfolge, indem er vor allen Dingen das Heer und die einflußreichsten Makedonier gewann und die auswärtigen Feinde mit Hülfe diplomatischer Unterhandlungen unschädlich machte. Die Folge seiner Bemühungen war, daß die Makedonier an Stelle ihres unmündigen Königs Amyntas III. den Oheim als Philippos II. (360—336 v. Chr.) auf den Thron beriefen.

Philippos II., der Gründer von Makedoniens Größe, war einer der kräftigsten Herrscher des Alterthums. Wir haben eben gesehen, daß er genöthigt worden war, einige

Zeit als Geisel in Theben zu verleben. Dieser Aufenthalt war für ihn von den wohlthätigsten Folgen, nicht allein in Rücksicht seiner geistigen Bildung, sondern noch mehr in Betracht seiner Politik; denn hier in Griechenland lernte er die Mittel kennen, deren er sich später bedienen mußte, um dieses Land überwinden zu können.

Philippos lebte im Hause des Epaminondas, der den klugen und thatkräftigen Jüngling lieb gewann und nichts versäumte, was zur Ausbildung seines Geistes dienen konnte. Ein Philosoph der Pythagoräischen Schule, Namens Lisidas aus Tarent, war Philippos' vorzüglichster Lehrer, und so wurde er gar bald vertraut mit griechischer Bildung und griechischer Denk- und Handlungsweise.

Die erlangte Macht benutzte der König zur Umbildung seines Kriegsheeres, weil er nur in einer gänzlichen Umgestaltung der makedonischen Waffenmacht eine Bürgschaft sah für das Gelingen der großen Pläne, welche bereits in seinem Kopfe gährten.

Philippos bildete das makedonische Kriegswesen fast ganz nach dem griechischen, und namentlich war Epaminondas sein Muster. Doch er suchte sein Vorbild nicht blos zu erreichen, sondern sogar zu übertreffen; und besonders gelang ihm dies mit der griechischen Angriffskolonne, der Phalanx. Er bildete diese Art Schlachtordnung so wirksam aus, daß die makedonische Phalanx wegen ihrer Unüberwindlichkeit bald allgemein gefürchtet ward. Der Heerhaufen, welcher die volle Phalanx bildete, bestand aus 16,384 Mann schwerbewaffneten Fußvolkes, 8192 Mann leichter Truppen und 4096 Reitern. Diese Massen standen in 16 geschlossenen Gliedern, so daß jeder Streiter nur ein Meter Spielraum hatte. Die Front der Schwerbewaffneten hatte eine Länge von 1024 Mann, die Front der übrigen Truppengattungen eine verhältnißmäßig geringere. Die Hauptwaffe der Phalanx waren 8 Meter lange Speere (Sarissen), wodurch die Front fast unangreifbar gedeckt wurde; denn die Speere des ersten Gliedes ragten 7, die des zweiten $5\frac{1}{3}$, die des dritten 4, die des vierten $2\frac{2}{3}$ und die des fünften $1\frac{1}{3}$ Meter über die Front hinaus. Die übrigen elf Glieder legten die Speere auf die Schultern der Vordermänner, so daß sie in die Höhe standen und ein Schirmdach bildeten gegen die von oben herab fliegenden Pfeile und Wurfspieße. Beim Angriffe war die Phalanx um deswillen von großer Wirkung, weil die hinteren Glieder durch ihr Herausdrängen dem Stoße der vorderen mehr Nachdruck gaben, und ein Umkehren derselben zur Flucht unmöglich machten. Unwiderstehlich war daher der Angriff auf ebenem Boden, aber völlig untauglich zeigte sich die Phalanx auf durchschnittenem Terrain.

König Philippos von Makedonien.

Das Hauptziel der Pläne des Königs scheint schon damals die Unterjochung Griechenlands gewesen zu sein; aber Philippos kannte die Hindernisse eines solchen Unternehmens zu gut, um nicht dabei die größte Vorsicht und Klugheit walten zu lassen; und wir werden sehen, daß zwanzig Jahre lang alle seine Unternehmungen nur auf dies eine Ziel gerichtet waren, bevor er offen anzugreifen wagte.

Sein nächster Zweck war, sich zum Herrn der Nachbarvölker zu machen und namentlich die Grenzen seines Reiches bis dicht an Hellas zu führen. In den Kriegen mit den umliegenden Völkern, und besonders mit den Illyriern, war er so glücklich, daß er dann nicht mehr zögerte, einzelne der benachbarten griechischen Städte anzugreifen. So fiel zuerst Amphipolis nach kurzer Belagerung in seine Hände. Hierdurch noch mehr ermuthigt, rückte er (358 v. Chr.) vor Pydna und Potidäa, und auch diese beiden Städte mußten sich ihm ergeben.

Wenn dieſe Fortſchritte der makedoniſchen Macht auf der einen Seite in Griechenland ein beunruhigendes Aufſehen erregten, ſo wußte doch die Politik des Philippos die griechiſchen Völker von einem allgemeinen Bündniſſe gegen ihn abzuhalten. Was ihm durch Schmeicheleien und die Künſte der Ueberredung nicht gelang, das verſuchte er mit Gold durchzuſetzen, und dieſem ſo mächtigen Bundesgenoſſen verdankte er wirklich die meiſten ſeiner diplomatiſchen Erfolge.

Um ſich eine unerſchöpfliche Quelle des Geldes zu eröffnen, hatte Philippos das Gebiet zwiſchen dem Strymon und Neſtos erobert, wo ſich viele reiche Goldgruben vorfanden, die er bearbeiten und ausbeuten ließ. Die in jenem Gebiete gelegene Stadt Kronides baute er um und nannte ſie nach ſeinem Namen Philippi.

Für König Philipp's rechtes Auge.

Mit immer größerem Glücke näherte ſich Philippos dem Ziele ſeiner Wünſche; und endlich gaben ihm die Griechen ſelbſt das Schwert in die Hand, mit welchem er den tödlichen Streich gegen ihre Freiheit führen konnte. Wir haben ſchon bei Erzählung des Heiligen Krieges geſehen, wie es dem Könige gelang, ſich in die Angelegenheiten Griechenlands unmittelbar einzumiſchen, und wie er im Rath der Amphiktyonen Sitz und Stimme erhielt.

Nach dem Glauben der damaligen Zeit war eine ununterbrochene Kette von Glücksfällen der Vorbote eines großen Unglücks; und wirklich fing Philippos auch bereits an, von ſeinem außerordentlichen Glücke beunruhigt zu werden. Er belagerte gerade die kleine feſte Stadt Methone, als ihm an einem Tage drei Glücksbotſchaften überbracht wurden. Seine Gattin Olympia hatte ihm einen Sohn, den nachmals ſo berühmten Alexandros, geboren; ſein Wagen hatte bei den olympiſchen Spielen den Preis errungen, und ſein Feldherr Parmenion hatte über die Illyrier einen glänzenden Sieg erfochten. Philippos zitterte alſo vor einem plötzlichen Umſturz ſeines Glückes. Er wünſchte ſich einen Unglücksfall, und ſein Wunſch ſollte, wie eine ſpäter entſtandene Sage berichtet, in Erfüllung gehen. Ein Bogenſchütz, Namens Aſter, hatte dem Könige ſeine Dienſte angeboten, indem er von ſich rühmte, daß er den ſchnellſten Vogel im Fluge treffen könne. „Nun gut“, hatte

Philippos geantwortet, „wir wollen ihn rufen lassen, wenn wir mit den Staaren Krieg führen". Der durch die Abweisung beleidigte Bogenschütz ging nach Methone und schoß von der Mauer herab auf Philippos, dessen rechtes Auge er traf. Als man den Pfeil untersuchte, fanden sich darauf die Worte: „Für das rechte Auge Philipp's". Dieser, durch den sichern Schuß des verschmähten Feindes seines Auges beraubt, ließ den Pfeil zurück schießen, nachdem er auf die andere Seite hatte schreiben lassen: „Wenn die Stadt eingenommen ist, wird Philippos den Aster hängen lassen". Und diese Drohung soll dann auch mit derselben Genauigkeit in Erfüllung gegangen sein wie die erste, welche der Pfeil überbracht hatte.

Die kluge Mäßigung, welche Philippos bisher gegen Griechenland beobachtet hatte, erwarb ihm unter den Griechen eine Menge Freunde, und dies erschien ihm vortheilhafter, als die bedeutendsten Eroberungen. Er ließ nichts unversucht, was dazu geeignet war, in allen griechischen Staaten eine günstige Stimmung für sich zu erwecken, und es gelang ihm fast überall. Nur Athen war mißtrauisch; denn Demosthenes schleuderte dort seine „Philippiken" von der Rednerbühne herab; und so fand der makedonische König für gut, die weitere Verfolgung seiner Pläne einer günstigeren Zeit vorzubehalten.

Um aber nicht unthätig zu bleiben, beschloß Philippos, sich in Thrakien auszubreiten und die Macht Athens in denjenigen der dortigen Städte zu schwächen, welche unter dessen Einfluß standen. Mit einem großen Heere fiel er in Thrakien ein, belagerte Perinthos und rückte vor Byzanz. Aber Demosthenes hatte seine Landsleute bewogen, dem Vordringen Philippos' Schranken zu setzen, während auch der persische König sich veranlaßt fand, den bedrängten Städten Beistand zu leisten. Wir haben schon gesehen, wie der Athener Phokion die Fortschritte des Philippos hemmte und dessen kleine Seemacht allmählich vernichtete. Dadurch wurde dieser genöthigt, die Belagerung der beiden Städte aufzugeben. Damit man aber nicht glauben solle, sein Muth sei gebeugt, so unternahm er unmittelbar darauf einen Kriegszug gegen die Skythen, auf welchem er zwar mancherlei persönliche Gefahren zu überstehen hatte, den er aber doch mit einem glänzenden Siege beendete. Philippos wurde in einer Schlacht dieses Feldzugs verwundet, indem zugleich sein Pferd unter ihm zusammenbrach. Wahrscheinlich würde der Tod schon hier seine Laufbahn beendet haben, wenn sein Sohn Alexandros ihn nicht gerettet hätte; denn ohne an das eigene Leben zu denken, vertheidigte dieser kaum siebzehnjährige Held seinen am Boden liegenden Vater, indem er alle in der Nähe befindlichen Feinde selbst erschlug.

Fast stand Philippos schon auf dem Punkte, seine Pläne auf Griechenland an der Vaterlandsliebe seines Feindes Demosthenes zerschellen zu sehen, und vielleicht wären sie für immer gescheitert, wenn der weitere Verfolg des Heiligen Krieges, der Feldzug gegen die Lokrer, nicht die Veranlassung geworden wäre, daß sich ihm die Pforten von Hellas öffneten. Wir haben die Folgen dieses Ereignisses kennen gelernt; wir haben gesehen, wie Philippos in der Schlacht bei Chäroneia (338 v. Chr.) durch den Sieg über das thebanisch-athenische Heer die letzte Stütze der griechischen Freiheit brach und wie er durch eine mäßige Benutzung dieses Sieges thatsächlich unumschränkter Herrscher Griechenlands wurde.

Anfangs war Philippos von dem Glücke des errungenen Sieges bei Chäroneia so berauscht, daß er seine gewohnte Klugheit darüber vergaß und die Gefangenen mit Hohn und Spott behandelte. Aber noch zeitig genug kam er zur Besinnung zurück und suchte seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er sämmtlichen Gefangenen ohne alles Lösegeld die Freiheit gab. Als diese aber, durch so viel Großmuth übermüthig gemacht, auch ihre Habseligkeiten verlangten, sagte Philippos: „Die Leute scheinen zu denken, daß wir blos zum Scherz gefochten."

Zwar wagte es Philippos nicht, sich König von Griechenland zu nennen, denn er wußte es wohl, daß ihm dieser gehaßte Titel gefährlicher werden konnte als die bereits ausgeübte königliche Macht; war er doch auch in der That König von Griechenland.

Die Erreichung ſeines ſo lang verfolgten Zieles ſollte ihm indeß nur eine neue Stufe zu noch größerer Macht werden. Deshalb richtete er ſeine Augen auf Perſien und nahm von der Unterſtützung, welche dies Reich vor mehreren Jahren den von ihm belagerten Städten Perinthos und Byzanz gewährt hatte, den Vorwand zu einem Kriegszuge gegen das Perſiſche Reich; und wir haben geſehen, wie Philippos ſich die Mitwirkung Griechenlands zu dieſem Feldzuge dadurch ſicherte, daß er ſich zum Oberfeldherrn der Griechen ernennen ließ.

Daß ſein Plan gegen Perſien vollſtändig gelungen wäre, iſt nicht unwahrſcheinlich; denn außer ſeiner durch Griechenland ſo bedeutend vermehrten Macht beſaß er auch noch in den beiden Feldherren Antipater und Parmenion Männer, deren Perſönlichkeit gewiſſermaßen ein Heer aufwog.

König Philippos' Ermordung.

Antipater genoß wegen der ſtrengen Rechtlichkeit ſeiner Denk- und Handlungsweiſe Philippos' unumſchränktes Vertrauen. Als dieſer einſt zu lange geſchlafen, ſprach er beim Aufſtehen: „Ich habe heute ruhig geſchlafen, denn ich wußte, daß Antipater wachte.“ — Noch ſchmeichelhafter urtheilte der junge Alexandros über den Vertrauten ſeines Vaters. Als man einſt gegen ihn äußerte, daß alle Statthalter Purpur trügen, nur Antipater nicht, entgegnete Alexandros: „Gut, aber Antipater iſt innerlich lauter Purpur.“

Parmenion galt in Philippos' Augen für den größten Feldherrn, den er jemals kennen gelernt; und Philippos' Vorliebe für ihn wurde noch vermehrt durch den geraden, männlichen Charakter des Parmenion, der jedem ſeiner Gedanken freien Lauf ließ.

Um auch den religiöſen Eifer der Griechen zu ſeinem Bundesgenoſſen zu machen, hatte Philippos wegen ſeines Kriegszuges gegen Perſien das delphiſche Orakel um Rath gefragt, nachdem er wahrſcheinlich die Pythia zu beſtechen gewußt hatte. So lautete denn der Spruch in der gewohnten zweideutigen Weiſe folgendermaßen: „Das Opferthier iſt mit Kränzen geſchmückt und zum Tode verurtheilt. Es wird plötzlich fallen.“ Doch der Tod ſetzte der Siegeslaufbahn des makedoniſchen Königs Schranken, noch ehe er ſie recht

betreten konnte: er wurde von Pausanias, dem Hauptmann seiner Leibwache in Aegä, ermordet. Von der Veranlassung zu diesem Morde hat man keine ganz bestimmte Kenntniß, doch vermuthet man, daß die von Philippos geschiedene Königin Olympia die Triebfeder desselben gewesen. Sie war eine Schwester des Königs von Epeiros; warum Philippos sie verstieß, weiß man nicht. Als er die Nichte eines gewissen Attalos Namens Kleopatra heirathete, erzürnte dies seinen Sohn Alexandros so sehr, daß er mit seiner Mutter nach Epeiros flüchtete, von wo ihn jedoch sein Vater bald wieder zurückrief. Daß Olympia mit König Dareios über den Tod des Philippos verhandelte, und daß Pausanias mit darin verwickelt war, ist ziemlich gewiß; aber eben so gewiß ist es auch, daß Pausanias mit dem verkauften Dolche zugleich eine Privatrache sättigte. Der Schwiegeroheim des Königs, Attalos, hatte ihn nämlich früher beleidigt. Als Pausanias deshalb von Philippos Genugthuung verlangte, machte ihn dieser zum Hauptmann seiner Leibwache. Aber damit war Pausanias nicht zufriedengestellt, und sein Haß richtete sich jetzt gegen Philippos selbst. Auch Ehrgeiz mochte dabei ins Spiel kommen, denn Pausanias fragte einst den Sophisten Hermokrates, was Derjenige thun müsse, welcher berühmt werden wolle. Dieser gab ihm zur Antwort: „Er muß Denjenigen tödten, der die größten Dinge gethan hat."

Es war in Aegä (Edessa), wo Philippos zur Feier der Hochzeit seiner Tochter im Theater mehrere Stücke aufführen ließ, als er am Eingange der Bühne von Pausanias ermordet wurde. Gleich nach der That ergriff Letzterer die Flucht, wurde aber eingeholt und getödtet. Olympias ehrte das Andenken des Mörders und tödtete Kleopatra und deren jungen Sohn. Der Säugling wurde im Schoße der Mutter erstochen und diese gezwungen, sich am eigenen Gürtel zu erhängen!

Philippos war ohne Zweifel der klügste und tüchtigste Fürst seiner Zeit, ein großer Mann, dessen viele Lichtseiten aber auch von manchen Schattenseiten begleitet waren. Zu den ersteren gehört seine große Klugheit und Umsicht, zu den letzteren seine Hinterlist und Verstellungskunst. Im Umgange mit seinen Freunden war er freundlich, fröhlich und liebreich, gegen seine Unterthanen mild und leutselig; auf der andern Seite aber peinigte ihn grenzenloser Ehrgeiz. Er liebte die Wissenschaften und Künste, aber auch den Krieg, den er selbst als eine Kunst betrachtete und betrieb. Im Felde war er nicht blos Zuschauer, sondern Feldherr, und an persönlicher Tapferkeit von keinem seiner Untergebenen übertroffen. Die vielen Wunden, welche er empfing, legten ein Zeugniß davon ab; und Demosthenes hat in einer seiner Reden der Tapferkeit seines Feindes ein herrliches Denkmal gesetzt. Darin heißt es: „Ich will euch diesen Philippos zeigen, mit dem wir uns um die Oberherrschaft streiten. Ich will ihn euch zeigen, wie er mit Wunden bedeckt, auf einem Auge blind, mit zerspaltener Hirnschale, an einer Hand und an einem Schenkel lahm, bereit ist, sich aufs Neue in Gefahr zu stürzen und es dem Glücke anheim zu stellen, ihn noch etwa eines anderen Gliedes zu berauben, in der Hoffnung, mit dem, was ihm von seinem Körper bleibt, in Ruhm und Ehren zu leben. So, ihr Athener, ist Philippos beschaffen."

Unter seinem Heere hielt der König tüchtige Kriegszucht, ohne übermäßig streng zu sein. Seine Soldaten liebte er, behandelte sie meist so, als wären sie Seinesgleichen. Daher redete er sie auch nicht anders an, als „Kameraden" oder „Mitsoldaten". Zeichnete sich ein gemeiner Krieger aus, so belohnte ihn Philippos persönlich; wurde er alt, so versorgte er ihn; verlor er das Leben, so unterstützte er dessen Familie. Gegen die Feinde war er oft großmüthig, aber stets nur aus Klugheit, und wo er einen Vertrag zu seinem Vortheile brechen konnte, da that er es. Auch den Stimmen der Schmeichler gab er gern Gehör, und so verband er überall mit entschiedenen Tugenden unzweifelhafte Laster.

Die Früchte seines thatenreichen Lebens erntete sein Sohn Alexandros, der seines Vaters große Pläne, wie wir sehen werden, auf die glänzendste Weise ausführte.

Helleniſche Seemacht vor Syrakus.

Syrakus.

Die Inſel Sizilien führt ihren Namen von einem Volke, welches in den älteſten Zeiten den größten Theil derſelben bewohnte, den Sikulern. Ihre Bevölkerung ward ſpäter durch Einwanderungen, namentlich aus Italien, Kleinaſien, Phönikien, Afrika und Griechenland vermehrt, und da die Einwanderer größtentheils Kolonien anlegten, ſo bildeten ſich eine Menge einzelner, vorläufig freier Staaten, unter denen Syrakus bald den erſten Rang einnahm und einzig und allein eine weltgeſchichtliche Rolle ſpielte.

Sizilien iſt von Italien nur durch eine ganz ſchmale Meerenge, die von Meſſina, getrennt. Die Strömung des Meeres in dieſer Enge iſt ſo ſchnell und reißend, daß die Durchfahrt den alten Schiffern für eine der gefahrvollſten Unternehmungen galt, und ſo die Veranlaſſung wurde zu einer Menge von Fabeln, welche die Namen Skylla und Charybdis ſprüchwörtlich gemacht haben. Skylla heißt nämlich ein auf italieniſcher Seite an der Meerenge liegender gefährlicher Felſen, und Charybdis ein auf ſiziliſcher Seite gegenüber befindlicher heftiger Strudel. Als hauptſächlichſte Flüſſe merken wir den Terios, den Himera, den Halykos mit ſeinem Nebenfluſſe Krimiſſos, und den Anapos.

Die Gebirge Siziliens ſind eine Fortſetzung der Apenninen. Sie breiten ſich in zwei Haupt- und mehrere Nebenarme aus und verlaufen ſich ſo an den drei Ecken der ein Dreieck bildenden Inſel zu den Vorgebirgen Peloron, Pachynon und Lilybäon. Ganz für ſich ſtehend iſt der 3770 Meter hohe feuerſpeiende Berg Aetna, nach der griechiſchen Sage die Schmiedewerkſtätte der Kyklopen, welche hier unter Leitung des Hephäſtos arbeiteten.

Städte: Meſſana (Meſſina), Tauromenion (Taormina), Katana, in der Nähe des Aetna, durch den die Stadt auch endlich zerſtört wurde; Leontinoi, Hybla, Syrakuſa, gewöhnlicher Syrakus genannt, die größte Stadt, welche von Griechen bewohnt wurde. Sie beſtand eigentlich aus vier Städten: Achradina, Tyche, Ortygia (die Inſel) und Neapolis, war von einer dreifachen Mauer umgeben, mit drei ſchönen Häfen verſehen und beſaß einen Ueberfluß an prachtvollen Gebäuden und Tempeln. Kamarina, Gela, Akragas (ſpäter Agrigentum), eine ſehr feſte und außerordentlich reiche Stadt, Herakleia Minoa, Selinus, Lilybäon, Drepanon, berühmter Handelsort, Eryx, auf der Spitze eines nicht

Digitized by Google

ſehr hohen gleichnamigen Berges, beſaß einen berühmten Venustempel, Egeſta, auch Segeſta genannt; Panormos, Himera, Adramon mit einem Tempel, bei welchem in älteren Zeiten 1000 große Hunde eigenthümlicher Art gehalten worden ſein ſollen (man erzählt, ſie hätten Diejenigen, welche ſich dem Tempel mit Geſchenken genaht, mit Liebkoſungen und Schmeicheleien empfangen, die Betrunkenen nach Hauſe geleitet, Diebe aber grimmig angefallen), Kenturipe, Enna, Lipara. Nördlich vom Vorgebirge Lilybäon liegt eine aus drei Inſeln beſtehende Gruppe, welche den Namen der Aegadiſchen Inſeln führte.

Gelon. Ueber die älteſte Geſchichte von Syrakus weiß man ſehr wenig, und es fängt erſt an wichtig zu werden, als Gelon ſich zum Herrn der Stadt aufwarf. Dieſer Gelon, urſprünglich Tyrann von Gela, benutzte die in Syrakus häufig ſtattfindenden inneren Unruhen, um ſich der Stadt zu bemächtigen. Es gelang ihm, und nun war ſein ganzes Beſtreben darauf gerichtet, den Syrakuſanern zu beweiſen, daß ſie ſich keinem Unwürdigen unterworfen hatten. Vor allen Dingen ſuchte er die Grenzen und damit die äußere Macht des Landes zu erweitern, und die Kriege, welche er zu dieſem Zwecke mit den benachbarten Völkern und namentlich mit den auf der Weſtſeite der Inſel herrſchenden Karthagern führte, fielen ſo glücklich aus, daß der Ruf von ſeiner Macht nach Griechenland drang und die Griechen ihn um Beiſtand gegen Xerxes baten. Gelon war bereit, die erbetene Unterſtützung zu gewähren; aber wir haben ſchon früher erzählt, wie die Unterhandlungen an dem Stolze Sparta's ſcheiterten.

Doch Xerxes mochte dieſe Hülfe immer noch fürchten, und darum reizte er die Karthager zu einem Kriege gegen Syrakus. Die Karthager, welche ohnehin nach der Herrſchaft über die ganze Inſel ſtrebten, zeigten ſich ſogleich dazu bereit, und obgleich ſie ſich von den durch Gelon erlittenen Niederlagen kaum erholt hatten, ſo fielen ſie doch nach einer dreijährigen, zum Theil mit perſiſchem Golde veranſtalteten Rüſtung von Neuem in Sizilien ein. Die karthagiſche Macht, welche unter der Anführung des Feldherrn Hamilkar des Aelteren (Sohn des Hanno) ſtand, ſoll ſich auf 300,000 Mann und eine Flotte von 200 Kriegs- und 3000 Laſtſchiffen belaufen haben. Aber obgleich Gelon dieſer ungeheuern Streiterzahl nur 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter entgegenſtellen konnte, ſo waren die Karthager doch kaum gelandet und hatten bei Himera zwei feſte Lager bezogen, als er ſie überfiel und, wie von Manchen berichtet wird, gerade am Schlachttage von Salamis einen Sieg erkämpfte, wie er blutiger und entſcheidender in der Kriegsgeſchichte kaum jemals errungen wurde; denn nicht weniger als 150,000 Mann ſollen an einem Tage gefallen ſein. Die nächſte Folge dieſes Sieges war ein Frieden, um welchen die Karthager baten, und welchen Gelon unter den glimpflichſten Bedingungen gewährte.

Die Karthager mußten 2000 Talente Silber zahlen, zwei Tempel erbauen und ſich verpflichten, in Sizilien die bei ihnen noch gebräuchlichen Menſchenopfer abzuſtellen. Dieſe Bedingungen erſchienen den Karthagern ſelbſt ſo milde und dankenswerth, daß ſie Gelon's Gattin, Demarata, deren Einfluß man jenen glimpflichen Frieden zuſchrieb, eine Krone ſchenkten, welche 100 Talente Gold werth war.

Die Flucht des Xerxes aus Europa überzeugte Gelon, daß er keinen weiteren Krieg zu befürchten habe. Deshalb entfernte er alle ſeine Truppen aus Syrakus, und rechtfertigte ſein bisheriges Verhalten. Er erſchien mitten unter dem in Waffen zuſammen berufenen Volke völlig unbewaffnet, legte Rechenſchaft über die verwendeten Gelder ab, fügte die Verſicherung hinzu, daß er nie etwas Anderes bezweckt habe, als die Wohlfahrt des Staates, und ſchloß mit der Aufforderung, daß, wenn er aus Unwiſſenheit gefehlt habe, man an ihm die verdiente Strafe vollziehen möge. Das Volk wurde über dieſe Handlungsweiſe von ſtürmiſchem Enthuſiasmus ergriffen, rief ihn zum Könige aus und beſchloß, dem Wohlthäter und Befreier des Vaterlandes eine Bildſäule zu ſetzen, die ihn in der Tracht eines gewöhnlichen Bürgers darſtellen ſolle. Gelon, welcher den Titel König ſtets abgelehnt hatte, weil er nie mehr als Feldherr heißen wollte, ſah ſich endlich genöthigt, dem Wunſche

des Volkes nachzugeben und die dargebotene Würde anzunehmen. Die Erhebung auf den Thron brachte aber in dem Charakter Gelon's keine Veränderung hervor, es sei denn die, daß er als König noch eifriger für das Wohl des Volkes besorgt war, als früher. Er hielt Pracht und Schwelgerei von seinem Hofe fern, erwarb sich große Verdienste um Beförderung des Ackerbaues und versäumte nichts, um seine Unterthanen glücklich zu machen. Einige erzählten sogar, daß Gelon, um die Bauern zu ermuntern, häufig selbst auf dem Felde mit ihnen gearbeitet habe.

Sein Bruder Hiero, welcher ihm in der Regierung folgte, regierte weniger gut, bis er sich durch den Umgang mit Dichtern und Philosophen, unter denen man Simonides, Pindar und Aeschylos nennt, veredelte. In wirkliche Tyrannei artete jedoch die Regierung seines ihm folgenden Bruders Thrasybulos aus, so daß die Syrakusaner endlich zur offenen Gewalt schritten und den Tyrannen (456 v. Chr.) vertrieben, worauf eine demokratische Verfassung errichtet wurde. Obgleich jetzt bürgerliche Unruhen im Staate überhand nahmen, so wurde Syrakus doch durch glückliche Kriege mit den Nachbarvölkern immer mächtiger, bis es anfing, seine Gewalt über die besiegten Städte zu mißbrauchen und deren Freiheit zu unterdrücken. Dadurch wurden jene Städte gezwungen, sich nach äußerem Beistande umzusehen, und namentlich war es Leontinoi, welches zuerst die Athener zur Unterstützung gegen Syrakus aufrief. Als aber Athen diese Hülfe gewährte, versöhnte sich Leontinoi wider Erwarten mit Syrakus, und die Pläne des atheniſchen Ehrgeizes scheiterten.

Doch zehn Jahre später bekamen sie neue Nahrung durch einen Grenzstreit, welcher zwischen Egesta und Selinus ausbrach. Syrakus stand auf der Seite von Selinus, und Egesta sah sich genöthigt, Athen zum Beistande aufzurufen. Wir haben ausführlich mitgetheilt, welchen Gang diese Begebenheit nahm, wie die Athener gegen Syrakus verfuhren, wie Sparta dem letzteren zu Hülfe kam und die Stadt vor dem Untergange rettete.

Aber damals wurde Egesta auch nicht von seinen Feinden befreit. Es wandte sich daher an die Karthager, und diese waren zu einem Kriege gegen Selinus und Syrakus gern bereit. Hannibal der Aeltere, ein Enkel des früher erwähnten Hamilkar, wurde (409 v. Chr.) an die Spitze eines karthagiſchen Heeres von 300,000 Mann gestellt. Gleich nach seiner Landung auf Sizilien belagerte er Selinus und erstürmte die Stadt nach tapferer Gegenwehr (410 v. Chr.). Wie er hier unter den Bewohnern ein furchtbares Blutbad anrichtete, so traf ein gleiches Schicksal die Städte Himera und Agrigent, welche ebenfalls auf Seiten der Syrakusaner standen. Auch sie wurden von Hannibal erobert und einem Blutgerichte preisgegeben.

Hannibal wüthete gegen die eroberten Städte mit unmenschlicher Grausamkeit. In Selinus, woraus sich die Männer gerettet hatten, wurden sämmtliche Weiber und Kinder ermordet; in Himera ließ er 3000 Einwohner an dem Orte hinrichten, wo sein Großvater von Gelon geschlagen war, und auch in Agrigent würde er mit gleicher Blutgier gehaust haben, wenn die meisten Bewohner, deren Zahl sich auf 200,000 belaufen haben soll, die Stadt nicht vorher verlassen hätten. Dagegen erbeutete Hannibal hier den Ochsen des Phalaris und sandte ihn nach Karthago.

Der Fall des mächtigen Agrigent hatte in Syrakus Entsetzen und Verwirrung erregt. Diesen Zustand benutzte ein Syrakusaner, Namens Dionysios, um sich zum Tyrannen des Staates zu machen (406 v. Chr.). Sein Plan gelang; und der erste Gebrauch, welchen er von der erlangten Gewalt machte, war auf einen Frieden mit Karthago gerichtet. Er schloß ihn unter den nachtheiligsten Bedingungen; denn den Karthagern wurden dadurch die Städte Selinus, Agrigent, Gela und Camarina eingeräumt; aber Dionys brauchte den äußeren Frieden zu nöthig, um Syrakus selbst unterjochen zu können. Mit Hülfe eines wahrhaften Schreckenssystems gelang ihm dies nur zu gut, und Syrakus bietet während der Regierung Dionys' des Aelteren (406—367 v. Chr.) das abschreckendste Bild einer Tyrannenherrschaft.

Dionys war bis kurz vor seinem Tode ein im Genuß mäßiger und in den Geschäften eifriger und thätiger Mann; aber diese wenigen guten Eigenschaften traten zurück hinter einer unwiderstehlichen Neigung zu Freveln und Grausamkeiten. Doch mochte die Mehrzahl derselben ihren Grund haben in dem ewigen Mißtrauen und der steten Furcht, welche die Seele des Tyrannen bei jedem Luftzuge zittern machte. Wenn er diese Furcht auf der einen Seite durch Grausamkeiten aller Art zu übertäuben suchte, so zwang ihn dieselbe auf der andern Seite auch, sich gegen die natürliche Folge dieser Grausamkeiten, den Haß des Volkes, auf jede mögliche Weise zu sichern. Von ihm werden unzählige Anekdoten erzählt, welche seinen Charakter mit entsetzlichen Zügen behaften und die wol meist sehr übertrieben sind. Es muß uns genügen, eine kleine Auswahl derselben mitzutheilen. So ließ er sich, wie man sagt, nur von Ausländern bewachen, that keinen Schritt, ohne von einer Schar von Leibwächtern umgeben zu sein, bewohnte eine durch Mauern und Gräben befestigte Burg, ja selbst sein Bett war mit einem tiefen und breiten Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke lag, die der Tyrann aufzog, wenn er sich schlafen legte. Sobald er zum Volke reden mußte, that er es nur von einem hohen Thurme herab; und wenn Jemand Zutritt zu ihm verlangte, so mußte er im Vorzimmer erst seine Kleider wechseln und selbst den gewechselten Mantel beim Eintritte erst auseinander nehmen und schütteln, zum Beweise, daß kein Dolch darin versteckt sei.

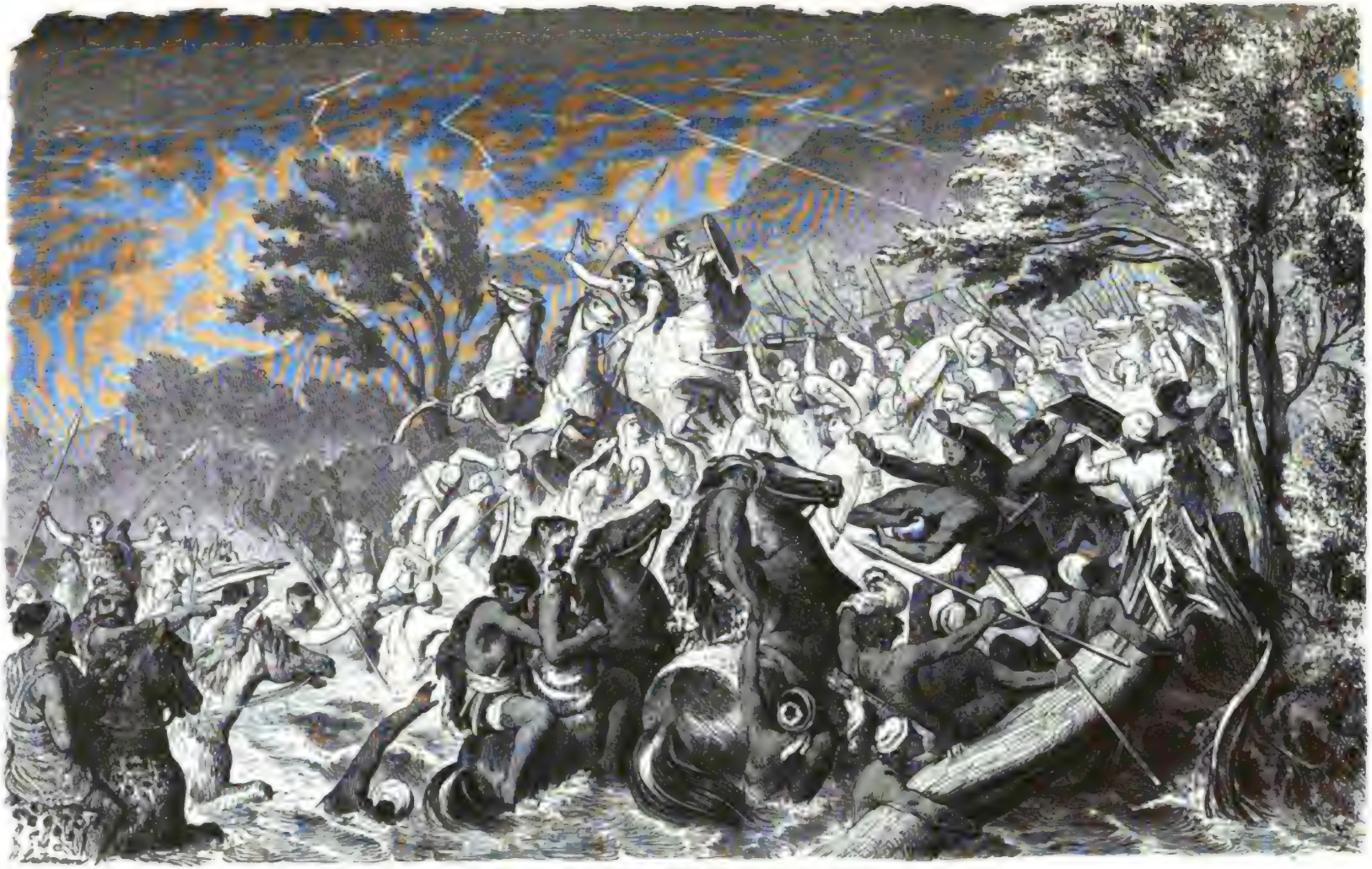
Der leiseste Verdacht eines Anschlages gegen das Leben oder die Regierung des Tyrannen brachte den Verdächtigen auf das Blutgerüst; es wird erzählt, daß während seiner Regierung nicht weniger als 10,000 Bürger diesem Mißtrauen zum Opfer gefallen sind.

Wie schrecklich ein solcher Zustand ist, das scheint vielleicht Niemand mehr gefühlt zu haben als der Tyrann selbst. Wenigstens giebt die wunderliche Geschichte von Damokles einen Beweis davon. Dieser Hofmann konnte nämlich nicht müde werden, das Glück des Dionys zu preisen, so daß sich der König erbot, ihn dieses Glück einen Tag lang genießen zu lassen. Damokles nahm das Erbieten an, und so saß er denn auch Mittags an einer ausgesuchten Tafel. Als er jedoch zufällig in die Höhe blickte, sah er über seinem Scheitel ein scharfes Schwert schweben, welches nur an einem Pferdehaar von der Decke herabhing. Bleich vor Entsetzen fuhr der erschrockene Damokles zurück und bat den Dionys, ihn von einem Glücke zu befreien, bei welchem er jeden Augenblick in Gefahr stände, dasselbe mit seinem Leben zu bezahlen.

Der Bartscherer des Dionys hatte einst scherzend geäußert, daß er allein es wagen dürfe, dem Könige oft das Messer an die Kehle zu setzen. Diesen Scherz büßte der Unglückliche mit seinem Kopfe; und seitdem ließ sich Dionys nur von seinen eigenen Töchtern den Bart abnehmen. Aber selbst diese durften sich dabei nicht der Messer bedienen, sondern mußten glühende Nußschalen dazu anwenden.

Gegen Wahrheiten im Gewande des Witzes bewies sich Dionys oft wider Erwarten nachsichtig, und ein Tragödiendichter, Namens Antiphon, machte sich diese Nachsicht oft zunutze. Als ihn Dionys aber einst fragte, welches das beste Erz sei, und Antiphon zur Antwort gab: „Dasjenige, woraus die Bildsäulen von Harmodios und Aristogeiton (also Tyrannenmördern) gemacht sind!“ wurde der Tyrann so in Wuth versetzt, daß er den Antiphon hinrichten ließ.

Auch Platon mußte von der Tyrannei des Königs eine Probe erfahren. Als der Philosoph auf seinen Reisen nach Syrakus kam, wurde er von Dionys freundlich aufgenommen. Endlich aber mißfiel sein Freimuth dem Tyrannen so sehr, daß er den Platon hinzurichten befahl. Zwar verwandelte er diesen Gewaltspruch in Landesverweisung; indessen erhielt der Schiffer, mit welchem Platon abreiste, den Auftrag, den Philosophen heimlich zu ermorden oder als Sklaven zu verkaufen. Der Schiffer that das Letztere, und so wurde Platon für 30 Minen als Sklave an einen gewissen Anniceris aus Kyrene verkauft, der ihn indeß frei ließ und nach Athen schickte.



Schlacht am Krimissos. Zeichnung von H. Leutemann.

Digitized by Google

Auch die Habsucht hatte einigen Antheil an der Blutgier des Dionys, und nicht immer waren es blos Götterbildsäulen, welche er beraubte, wie er es unter anderen mit den Statuen des Asklepios und des Zeus that. Der ersteren ließ er den goldenen Bart abnehmen, indem er sagte: es sei unpassend, daß der Sohn einen Bart trage, während der Vater (Apollon) bartlos sei. Der anderen nahm er den goldenen Mantel, spottend hinzufügend: ein goldener Mantel sei im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt.

Nicht weniger Veranlassung zu Grausamkeiten gab die Eitelkeit des Tyrannen. Namentlich hielt er sich für einen großen Dichter und sandte seine Verse zum Wettstreite zu den olympischen Spielen. Aber obgleich er sich die besten Redner zum Vortrage derselben erwählte, so wurden sie dennoch furchtbar ausgezischt. Darüber kam der Tyrann fast von Sinnen; er hielt sich für ein von Neid und Mißgunst unterdrücktes Talent, und wüthete gegen Jeden, der nur in den Verdacht kam, daran zu zweifeln.

Nur selten wurde die Kette der Greuelthaten von einem Zuge der Milde unterbrochen; auch behauptet man, der Tyrann habe für die Mitglieder seiner Familie viele Freundlichkeit und Güte gehabt. Einen jungen Mann, welcher ihm nach dem Leben getrachtet hatte, begnadigte er, als er sah, daß dessen Freund sich für den Verurtheilten dem Tode opfern wollte.

Ein ähnlicher Zug ist folgender: Ein Dichter, Namens Philoxenos, hatte einige von den Versen des Dionys getadelt, obgleich er wußte, wie gefährlich dies bei der Dichtereitelkeit des Tyrannen war. Dionys ließ den Tadler auch wirklich in die Steingruben führen. Es waren diese Steingruben die unter dem Namen Ohr des Dionys so berüchtigten Gefängnisse, deren in Felsen gehauene Zellen mit einem Zimmer der Tyrannenburg in Verbindung standen, so daß Dionys jedes Wort der Gefangenen hören konnte. Am anderen Tage begnadigte dieser den gefangenen Dichter und gab zur Bestätigung seiner Gnade ein Gastmahl, an welchem Philoxenos Theil nehmen mußte. Dionys las einige seiner Verse vor, und fragte alsdann den Dichter nach seinem Urtheile. Philoxenos statt aller Antwort drehte sich zu den Wachen um und sprach: „Führt mich nur wieder in die Steingruben.“ Dieser Ausspruch gefiel dem Tyrannen so sehr, daß er den Dichter seiner vollständigen Gnade versicherte.

Die Eitelkeit, für einen großen Dichter zu gelten, wurde mittelbar die Veranlassung zum Tode des Dionys. Eine Tragödie von ihm hatte in Athen den Preis errungen, und dieser Sieg seines Talents brachte den Tyrannen so außer sich, daß er bei einem zu Ehren dieses Sieges gegebenen Gastmahl unmäßig aß und trank. Eine Unverdaulichkeit war die Folge davon. Um die damit verbundene Schlaflosigkeit zu heben, nahm er einen Schlaftrunk ein; allein die Dosis mußte von den Aerzten, man sagt mit Absicht, zu stark gemacht worden sein, denn man fand den Tyrannen am andern Morgen todt.

Nach seinem Tode bemächtigte sich sein ältester Sohn, Dionys der Jüngere, der Regierung (367 v. Chr.). So lange derselbe an seinem Anverwandten Dion einen leitenden Freund hatte, war seine Herrschaft erträglich. Als aber Dion's Feinde es durchsetzten, daß ihn Dionys verbannte, und Dion nach Griechenland geflohen war, da ergab sich der König einem eben so tyrannischen wie ausschweifenden Leben. Das Volk, durch die Verbannung des von ihm geliebten Dion erbittert, fing endlich an, an die Abwerfung des Tyrannenjochs zu denken; es rief Dion zur Befreiung des Vaterlandes auf, und dieser folgte dem Rufe. Obgleich die Macht, mit welcher er in Sizilien landete, verhältnißmäßig nur klein war, so wurde sie doch bedeutend verstärkt durch die vielen Vaterlandsfreunde, welche sich in der Stadt selbst auf seine Seite schlugen. Er nahm Syrakus nach mancherlei Kämpfen ein, und der Tyrann mußte fliehen.

Dion wurde nun zum obersten, unumschränkten Feldherrn zu Wasser und zu Lande ernannt (354 v. Chr.) und wollte den neu gewonnenen Einfluß benutzen, um Syrakus eine nach spartanischem und kretischem Muster geregelte Verfassung zu geben; allein mitten

in der Ausführung dieses Planes fiel er (353 v. Chr.) als Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze sein ehemaliger Freund, der Athener Kalippos stand. Dieser hatte Mörder gedungen, welche den Dion eines Abends überfielen, als er von der Arbeit ermüdet in seinem Hause saß. Sie hatten keine Waffen, da sie ihn mit bloßen Händen erwürgen wollten. Allein Dion leistete kräftigen Widerstand, und obgleich ihn die Mörder an Händen und Füßen fest hielten, so gelang es ihnen doch nicht eher, die Mordthat zu vollbringen, als bis ihnen einer der Verschworenen einen Dolch zum Fenster hineinreichte. Kalippos bemächtigte sich der Herrschaft und trat in die Fußstapfen des älteren Dionys. Aber die Zeit der Tyrannei war vorüber. Kalippos wurde schon im nächsten Jahre vertrieben; und nun trat ein Zustand völliger Anarchie ein, der von allen Seiten benutzt wurde, um sich des reichen Syrakus zu versichern. Der jüngere Dionys, welcher sich bisher in der italischen Stadt Lokri aufgehalten hatte, kam herbei, um sich der Herrschaft von Neuem zu bemächtigen; Hiketas, Tyrann von Leontinoi, von den Bürgern gegen Dionys zu Hülfe gerufen, versuchte es, Syrakus in seine Gewalt zu bringen; und auch die Karthager erschienen mit bedeutender Heeresmacht, um den Zustand allgemeiner Verwirrung zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Timoleon. In dieser Noth wandten sich die Syrakusaner an Korinth, und dies beschloß, ihnen einen Mann zu senden, welcher alle Wirren lösen konnte: Timoleon. Dieser hatte bis dahin sehr zurückgezogen gelebt, weil seine Vaterlandsliebe ihn zwanzig Jahre früher zu einem Mörder seines Bruders Timophanes gemacht. Letzterer hatte sich nämlich damals zur Tyrannis aufgeschwungen und dieselbe trotz der dringendsten Vorstellungen seines republikanisch gesinnten Bruders behauptet. Timoleon liebte jenen so sehr, daß er ihn einst mit Gefahr des eigenen Lebens vom Tode gerettet hatte; jetzt aber, da er sah, daß kein gütliches Mittel auf seinen Bruder einwirkte, entschloß er sich zur Gewalt, um das Vaterland von dem Tyrannen zu erretten. Von zwei Freunden begleitet, begab er sich zu seinem Bruder, bat denselben nochmals, die Freiheit Korinths zu ehren; als Timophanes sich abermals weigerte, sank er unter den Dolchen der beiden Freunde Timoleon's, während dieser sein Gesicht verhüllte. Nach anderen Ueberlieferungen soll Timoleon seinen Bruder auf öffentlichem Markte ermordet haben.

Wie dem auch sei, ein großer Theil der Bürger mißbilligte seine aus dem edelsten Gefühle hervorgegangene That, und Timoleon hatte sich deshalb aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen, bis sich ihm durch den Hülferuf der Syrakusaner eine Gelegenheit zeigte, seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, der selbst in den Augen der Befangeneren keinen Makel hatte.

Dieser redliche und hochsinnige Mann segelte nun auf nur zehn kleinen Schiffen mit einem Heere von etwa 1200 Mann nach Sizilien, um dem bedrängten Syrakus zu Hülfe zu kommen. Zuerst wandte er sich gegen Hiketas, und nachdem er dessen viermal stärkere Macht geschlagen, wurde er durch den Beistand vieler sizilischen Städte so mächtig, daß er den Dionys zwingen konnte, die Stadt zu räumen und der Herrschaft für immer zu entsagen. Der entthronte Tyrann mußte sich gefallen lassen, Korinth zu seinem künftigen Aufenthalte zu nehmen.

Der jüngere Dionys wurde in Korinth ein Gegenstand der Neugierde, der Schadenfreude und des Spottes; denn man konnte es ihm nie vergessen, daß er ein Tyrann gewesen, selbst dann noch nicht, als er durch schwelgerisches Leben so herunter gekommen war, daß er sich mit Unterrichtgeben seinen Lebensunterhalt erwerben mußte.

Nachdem Timoleon hierauf auch die Karthager gezwungen hatte, das Syrakusanische Gebiet zu räumen, war er darauf bedacht, die inneren Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Die vielen bürgerlichen Unruhen und das Henkerschwert der Tyrannen hatten die sonst so volkreiche Stadt dergestalt verödet, daß auf dem Marktplatze die Pferde grasen konnten. Zur Wiederbevölkerung derselben rief er Kolonisten herbei, und forderte Alle

die vor der Schreckensherrschaft geflohen waren, ins Vaterland zurück. Sodann führte er neue Gesetze ein, gründete die Verfassung auf ein rein demokratisches Element und ließ zum Zeichen der fortan und für alle Zeiten herrschenden Demokratie die Tyrannenburg niederreißen. —

Noch war aber der wiedererstandene Staat nach außen nicht völlig gesichert, denn die Karthager strebten von Neuem nach dem vorherrschenden Einfluß auf der Insel. Mit einem Heere von 70,000 Mann landeten die karthagischen Feldherren Hasdrubal und Hamilkar in Sizilien (340 v. Chr.). Bei diesem Heere befanden sich 10,000 karthagische Bürgerssöhne und unter ihnen die prachtvoll gerüstete, 2500 Mann starke sogenannte Heilige Schar. Timoleon hatte dagegen nur etwa 10,000 Mann; allein dieselben waren keine Bürgermilizen, sondern geschulte Soldaten, griechische Veteranen, welche den Krieg als ihr Handwerk betrieben.

Das karthagische Heer lagerte an dem Ufer eines kleinen, vom Gebirge kommenden Flusses, Namens Krimissos, als Timoleon mit seinem kleinen Heer auf der nahe liegenden Anhöhe erschien. Der Anblick der zahlreichen karthagischen Scharen erschreckte einen der Söldneranführer so sehr, daß er mit seiner Abtheilung den Feldherrn verließ. Timoleon verlor jedoch nicht den Muth. Als er sah, mit welcher Unordnung die Karthager den Krimissos überschritten, griff er entschlossen an und verbreitete Entsetzen und Verwirrung unter den Feinden. Nur die karthagischen Bürger und namentlich die Heilige Schar hielten sich mit einiger Tapferkeit; als aber während der Schlacht ein Gewittersturm losbrach, der ihnen Regen und Staub ins Gesicht trieb, flohen auch sie, und die Karthager erlitten eine völlige Niederlage. Die Heilige Schar wurde vernichtet. Von den anderen Truppen, heißt es, kamen 10,000 Mann um und 15,000 wurden gefangen. Tausend kunstvolle Harnische und zehntausend Schilde wurden um das Zelt des siegenden Feldherrn aufgepflanzt. Die schönsten davon sandte Timoleon nach Korinth, und 5000 Gefangene wurden zum Vortheil der syrakusischen Staatskasse verkauft.

Aber auch diese neue Niederlage hatte die Karthager von Timoleon's Uebermacht noch nicht vollständig überzeugt, denn als im folgenden Jahre Hiketas abermals einen Angriff auf Syrakus unternahm, sandten sie dem Angreifer eine bedeutende Heeresmacht zur Unterstützung. Doch Timoleon ging auch aus diesem Kriegszuge als Sieger hervor. Hiketas wurde gefangen und hingerichtet, und die Karthager sahen sich nun genöthigt, einen Frieden zu schließen (339 v. Chr.), in welchem der Fluß Halykos zur Grenze des karthagischen Gebietes auf Sizilien bestimmt wurde. So war denn Syrakus wieder frei und mächtig, und blieb es unter der verständigen Leitung Timoleon's bis zu dessen Tode.

Nach Feststellung der Verfassung wirkte Timoleon für Syrakus nur noch in der Eigenschaft eines Rathgebers. Die Bürger hatten ihm ein schönes Landgut in der Nähe der Stadt geschenkt, wo er den Rest seines Lebens im Kreise seiner Familie ruhig, zufrieden und von ihnen Allen aufrichtig geliebt, verbrachte. Nur ein Unglücksfall traf ihn noch vor seinem Ende: er wurde blind. Rührend ist es, wie da die dankbaren Bürger oft zu dem blinden Greise wallfahrteten, um ihm ihre Liebe zu beweisen, oder den Fremden ihren Wohlthäter zu zeigen. Wenn aber das Volk seines Rathes bedurfte, so kam er in die Stadt gefahren. Man empfing ihn alsdann am Thore wie einen vom Siegeszuge Heimkehrenden, geleitete ihn unter Jubelruf in die Volksversammlung und führte ihn auf dieselbe Weise wieder zurück.

Als die Kunde von seinem Tode (schon 337 v. Chr.) erscholl, versank die ganze Stadt in die tiefste Trauer. Das gesammte Volk begleitete die Leiche seines Befreiers unter lauten Klagen zu Grabe, und der Zug ging ausdrücklich über die Trümmer der zerstörten Tyrannenburg. Auf der Stelle, wo Timoleon ruhte, errichtete man ihm ein kostbares Monument, und sein Andenken wurde alljährlich durch öffentliche Spiele auch den späteren Geschlechtern lebendig erhalten.

Stätte des alten Karthago.

Karthago.

Unter den günſtigen Umſtänden, denen Karthago ſeine große Macht verdankte, ſteht ſeine geographiſche Lage oben an. Sprechen wir daher zuerſt von der Stadt ſelbſt, und behalten wir uns die Beſchreibung ihres ſpätern ausgebreiteten Gebietes noch vor.

Karthago lag im Innern eines geräumigen Meerbuſens, der durch die Vorgebirge Hermäon und Apollinis gebildet wurde. In dieſem Meerbuſen findet man eine Halbinſel, welche durch eine nur $^1/_2$ Meile breite Landenge mit dem Feſtlande zuſammen hängt. Auf jener Halbinſel erhob ſich Karthago, geſchützt durch die auf einer Landzunge ſtehende Burg Byrſa, welche von einer 15 Meter hohen dreifachen Mauer umgeben war. Durch jene Landzunge erhielt die Stadt einen doppelten Hafen; der äußere, zu welchem man durch einen 22 Meter breiten Eingang gelangte, und an deſſen Seite ein ſtarker Damm zum Ausladen der Waaren hinlief, war für das Ankern der Handelsſchiffe beſtimmt; der innere Hafen, von dem äußern durch eine auf der Landzunge aufgeführte doppelte Mauer geſondert, diente ausſchließlich den Kriegsſchiffen zum Ankerplatz, die hier in großen, mit vieler Pracht ausgebauten Behältern (Docks) ſtanden. In der Mitte dieſes Hafens befand ſich eine ſtark befeſtigte hohe Inſel mit dem Quartier für den Flottenanführer, während auf den Dämmen des Hafens ſelbſt die Magazine für die Bedürfniſſe der karthagiſchen Kriegsſchiffe angebracht waren.

Das karthagiſche Gebiet in Afrika hatte zur Zeit der größten Blüte des Staats folgende Ausdehnung. Die Nordgrenze bildete das Mittelmeer, die Südgrenze der lange, ſchmale Tritonſee. Eine Linie, von dem weſtlichen Ende dieſes Sees nach Norden zu bis zum Meere gezogen, mag als Beſtimmung der Weſtgrenze gegen Numidien gelten, ſowie man den aus dem öſtlichen Ende des Tritonſees auslaufenden und in das Meer mündenden Tritonfluß nebſt dem Mittelmeere ſelbſt als die Oſtgrenze des karthagiſchen Gebietes betrachten muß.

Digitized by Google

Dies Gebiet, dessen Bewohner im Allgemeinen Libyer, und je nachdem sie sich mit den Karthagern inniger verschmolzen hatten, Libyphönikier hießen, zerfiel in einen nördlichen und einen südlichen Landstrich. In dem nördlichen, welcher gewöhnlich Zeugitana hieß, lagen außer Karthago selbst noch folgende Städte: Hippo-Zarytus, Utika, Tunis, Clupea, Vacca, Bulla, Sicca, Zama. In dem südlichen Landstrich, Byzazium, von dem der am Tritonsee gelegene Theil Emporia hieß und der blühendste und fruchtbarste Erdstrich, die eigentliche Kornkammer Karthago's war, lagen an der Küste blühende Städte, darunter Thapsos, Klein-Leptis, Hadrumetum u. a.

Auswärtige Provinzen. Zu diesen auswärtigen Besitzungen, den Früchten der karthagischen Eroberungspolitik, gehörten fast alle Inseln des westlichen Mittelmeeres:

1. Sardinien, die wichtigste karthagische Provinz, nicht allein in Rücksicht auf ihre Handelslage, sondern auch wegen ihrer Fruchtbarkeit an Getreide, da Karthago selbst nicht fähig war, die Bedürfnisse seiner ungeheuern Menschenmassen hervorzubringen.

2. Korsika, vom Staate wenig beachtet und nur wegen der Nähe Sardiniens gegen das Eindringen von Fremden bewacht.

3. Sizilien, das Hauptziel der karthagischen Politik, konnte freilich nur theilweise in den Besitz Karthago's gebracht werden, und eigentlich beschränkte sich die karthagische Herrschaft auf den westlichen Theil der Insel.

4. Die Balearischen Inseln (Majorka, Minorka) und die Pithyusischen Inseln.

Von diesen wirklichen Besitzungen der Karthager haben wir noch zu unterscheiden ihre Herrschaft an den Küsten verschiedener Länder, welche Herrschaft größtentheils durch Anlegung von Handelskolonien bewerkstelligt worden war. Auf solche Weise herrschten die Karthager besonders an den südlichen und westlichen Küsten Spaniens und den nordwestlichen und westlichen Küsten Afrika's.

Jener Küstenstrich, welcher sich von der Ostgrenze des karthagischen Gebietes bis zur Westgrenze der griechischen Kolonie Kyrenä, in einer Ausdehnung von hundert Meilen längs dem Mittelmeere hinzieht, d. h. längs den beiden Meerbusen, die den Namen der Kleinen und Großen Syrte führen, gehörte im strengen Sinne nicht zum eigentlichen Staatsgebiete Karthago's, sondern wurde nur von solchen Nomadenvölkern bewohnt, welche den Karthagern tributpflichtig waren. Die Namen dieser Völker, von Westen angefangen, sind: die Ausenses, Machlyes, Lotophagen und Nasamonen. Von Städten wollen wir in dieser syrtischen Region nur die beiden sidonischen Kolonien Groß-Leptis und Ona nennen.

Was uns die Sage von der Gründung Karthago's als einer von Phönikiern angelegten Kolonie berichtet, das haben wir schon früher kennen gelernt. Ebenso wissen wir bereits aus der Einleitung zu den Kolonien Griechenlands, wie verschieden sich das Verhältniß einer Kolonie zu dem Mutterlande gestaltete je nach der Veranlassung zur Gründung derselben. Indem nun Karthago von freiwillig ausgewanderten Phönikiern gestiftet wurde, so ergiebt sich aus jenen Betrachtungen, daß es einen selbständigen Staat bildete, der mit Phönikien keine weitere Verbindung hatte, als sie aus gleicher Abstammung und der damit verbundenen gleichen Lebensweise entspringt.

Die Phönikier fanden bei ihrer Niederlassung in der Gegend, wo sie Karthago gründeten, bereits einige phönikische, aber völlig unabhängige Kolonien vor, namentlich: Utika ($1\frac{1}{2}$ Meile von Karthago entfernt), Klein-Leptis, Hadrumetum und Hippo. Natürlich konnten sie nicht daran denken, diese Staaten zu unterjochen; vielmehr waren sie darauf bedacht, Bündnisse mit denselben zu schließen, und dies Verhältniß hat sich auch im Laufe der Zeiten, und selbst während der Blüte Karthago's, nur dahin geändert, daß jene Städte dem karthagischen Staat eine Art Hoheitsrecht einräumen mußten.

Dagegen machten die Karthager es sich zur Aufgabe, die umliegenden libyschen Völkerschaften zu unterwerfen. Da dieselben aber ein nomadisches Leben führten, so war

an eine vollkommene Unterthänigkeit derselben nicht eher zu denken, als bis sie das Nomadenleben mit dem Ackerbau vertauscht hatten; und auf dies Ziel wirkten die Karthager daher vor allen Dingen hin. Sie erreichten es auch endlich mittels vieler Pflanzstädte, welche sie in dem nachmaligen karthagischen Gebiete anlegten, und durch welche sie den Nomadenvölkern Gelegenheit gaben, nicht allein sich anzubauen, sondern auch sich mit den eingewanderten Karthagern zu verschmelzen. So erweiterte sich allmählich das karthagische Gebiet, dessen einzelne Städte stets in einem Unterthanverhältnisse zu Karthago standen. Aehnlich verhielt es sich mit den einzelnen Kolonien, welche die Karthager an der ganzen Nordküste Afrika's von der Großen Syrte bis zu den Säulen des Herakles anlegten.

Aber sehen wir nun vor allen Dingen, wie die Beherrscherin so vieler Städte in ihrem eigenen Hauswesen herrschte; das heißt, richten wir zuerst unsern Blick auf die Verfassung Karthago's.

Sie hatte die meiste Aehnlichkeit mit der spartanischen, ohne jedoch einen König oder eine erbliche Aristokratie anzuerkennen. Ihr aristokratisches Element waren, wie das bei handeltreibenden Nationen gewöhnlich ist, die Reichen und Besitzenden; aber die Macht des Besitzes war zwischen den Grundbesitzern und den Kaufleuten so getheilt, daß die Ersteren immer noch einen, wenn auch nur gesellschaftlichen Vorzug genossen. Im Allgemeinen war Karthago eine mehr aristokratische als demokratische Republik, an deren Spitze ein von zwei Regenten oder Richtern (Suffeten) geleiteter Senat (Rath der Alten) stand, und in Angelegenheiten des Krieges der Feldherr. Das Volk wählte die Personen zu diesen Stellen, gewöhnlich auf Lebenszeit. Da aber mit denselben keine Besoldung verbunden war, so wurde es genöthigt, die Wahl unter den reicheren Bürgern zu treffen, und so erhielt in der Republik die aristokratische Richtung das natürliche Uebergewicht. Geschwächt wurde dieselbe indessen wieder dadurch, daß dem Volke in allen wichtigen Angelegenheiten, bei welchen die Suffeten mit dem Senat nicht einig werden konnten, die Entscheidung vorbehalten blieb. Häufig genossen einzelne Familien Jahrhunderte hindurch ein ungeschmälertes Ansehen, und ihre Glieder wurden vorzugsweise bei der Wahl zur Regierung berücksichtigt. Das Richteramt aber wurde von besonders eingesetzten richterlichen Behörden ausgeübt. Unter jenen Behörden war das Gericht der Hundertmänner das größte und gefürchtetste Kollegium, weil es ursprünglich eingesetzt war, um die heimkehrenden Feldherren zur Rechenschaft zu ziehen, und dabei mit um so größerer Strenge verfuhr, je bedeutender der Einfluß des Feldherrn geworden war. Man wollte die Verfassung gegen diesen oft gefährlichen Einfluß wahren.

Die Furcht der Feldherren vor dem Spruche der Hundertmänner war so groß, daß sich mehrere derselben — wenn sie unglücklich gewesen waren — das Leben nahmen, um nur nicht vor den Schranken jenes Gerichts erscheinen zu müssen.

Was den Staat trotz mancher bedeutenden Mängel in seinen Einrichtungen mit aufrecht erhielt, das war die Religion, welche indeß auch in Karthago keine wichtigere Rolle spielte als in Phönikien, woher sie stammte. Wir finden hier dieselben Götter und denselben Gottesdienst, nur daß wir bei den Karthagern untrügliche Beweise von Menschenopfern antreffen, die freilich bald ungewöhnlich und nur in Zeiten großer Noth für nöthig erachtet wurden. Die Priester bildeten auch hier keine besondere Kaste, sondern waren nichts als Staatsbeamte, welche die gottesdienstlichen Verrichtungen zu leiten hatten.

Nachdem die Karthager in Afrika ihre Macht fest begründet hatten, richteten sie ihre Blicke nach außen, und namentlich waren es die Inseln Sardinien und Sizilien, deren Lage und Fruchtbarkeit ihren Besitz wünschenswerth machten. Aber ihre Eroberungszüge nach diesen Inseln blieben noch lange ohne Erfolg, bis sie endlich in Mago (um 550 v. Chr.) einen Feldherrn fanden, dessen kriegerischem Talente es gelang, eine Festsetzung der Karthager auf jenen Inseln zu bewirken, nachdem er das Volk durch Regelung seines Kriegswesens zu erfolgreichen Eroberungszügen fähig gemacht hatte.

Bis dahin nämlich hatte man die Nothwendigkeit einer geregelten Kriegsmacht nicht in ihrem ganzen Umfange gewürdigt, und doch war diese Nothwendigkeit für kein Volk gebieterischer, als für das handeltreibende Karthago. Mago legte den Grund zu dem karthagischen Kriegswesen, welches an der späteren Ausbreitung Karthago's einen so großen Antheil hatte, daß wir ihm eine kurze Betrachtung widmen müssen.

Wenn die Griechen ihre Siege dem persönlichen Muthe hervorragender Männer, sodann der Tapferkeit und dem Freiheitsinne der Bürger überhaupt verdankten, so mußten die Karthager als ein Handelsvolk, dem jene Eigenschaften größtentheils fehlten, auf andere Mittel zum Siege bedacht sein. Daher erklärt es sich, daß sie durch Massen zu wirken suchten und deshalb möglichst große Heere aufstellten. Aber die hierzu erforderliche bedeutende Mannschaft konnte von Karthago allein nicht aufgebracht werden, und so bestand denn die karthagische Kriegsmacht zum größten Theile aus Miethstruppen, die aus allen möglichen Völkerschaften, aus Libyern, Numidiern, Hispaniern, Galliern, Balearіern ꝛc., zusammen geworben waren.

Die Libyer bildeten den Kern des Heeres und dienten als Schwerbewaffnete zu Fuß und zu Pferde. Eine lange Lanze war ihre Hauptwaffe.

Die Hispanier waren die disziplinirtesten Truppen im karthagischen Heere, und dienten meist als schweres Fußvolk. Sie trugen weiße leinene Kleider mit rother Einfassung und führten ein großes für Hieb und Stich eingerichtetes Schwert.

Die Gallier waren wilde Soldaten, die bis auf den Gürtel entblößt gingen und als Waffe blos einen Säbel führten.

Die Balearier, als Schleuderer berühmt, dienten für den Kampf aus der Ferne. Die Steine, welche diese Schleuderschützen den Feinden entgegenwarfen, zerschmetterten oft Schild und Panzer.

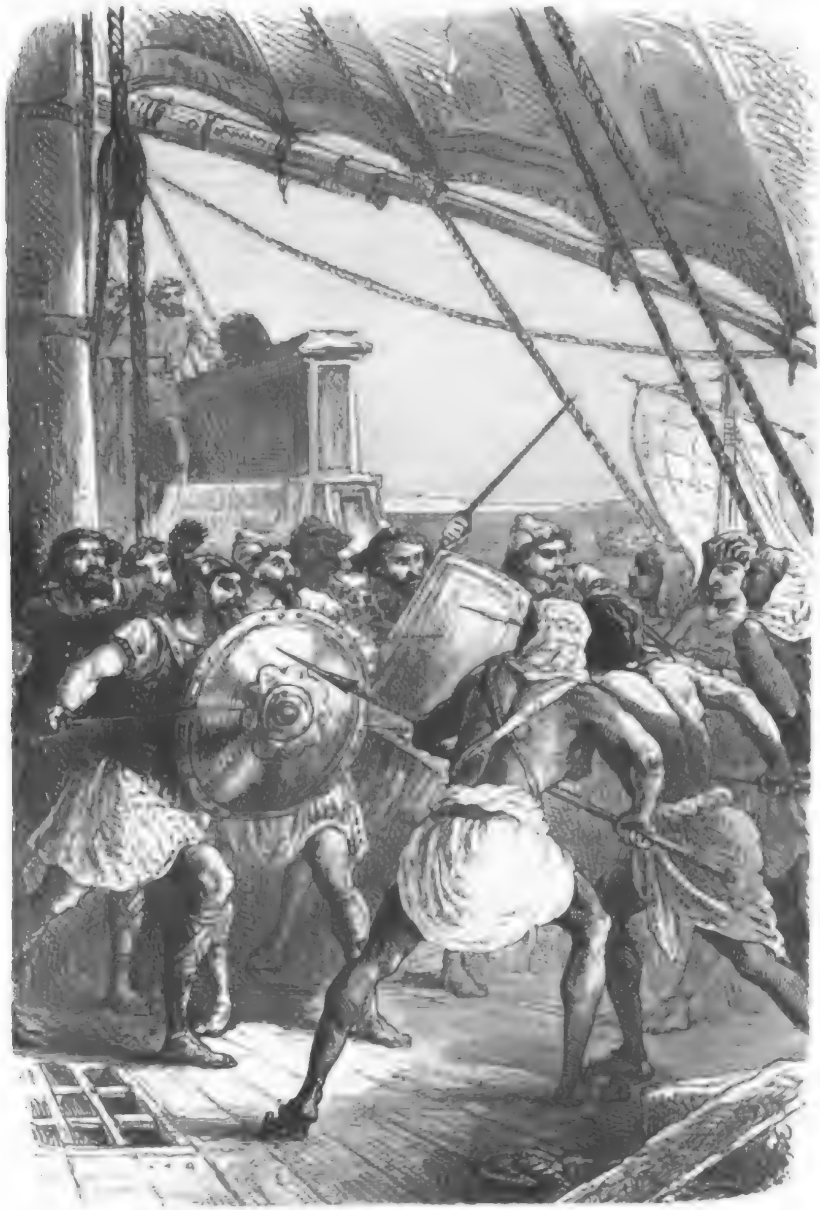
Die Numidier galten als die besten Reiter und dienten als leichte Reiterei. Sie ritten auf kleinen ungesattelten Pferden, die so lenksam und gelehrig waren, daß selbst der einfache Zügel von Binsen, dessen sich der Reiter bediente, häufig überflüssig wurde.

Die Karthager selbst bildeten nur einen sehr kleinen Theil des Heeres. Die vornehmen und reichen Bürger dienten zu Pferde, die minder begüterten Vornehmen bildeten eine aus schwerem Fußvolk bestehende Leibwache des Feldherrn unter dem Namen der heiligen Schar. Das Hauptheer wurde zwar gewöhnlich erst beim Ausbruch eines Krieges aufgebracht, allein ein Theil desselben wurde auch während des Friedens unterhalten als Besatzung der Provinzen und der Hauptstadt, in welcher letztern die dreifache Mauer der Burg Byrsa die nöthigen Räumlichkeiten für die Truppen enthielt.

Weit mehr Sorgfalt als auf das Landheer hatte man auf die Seemacht verwendet, da sie den Karthagern die Herrschaft über das westliche Mittelmeer sichern mußte, eine Herrschaft, die ihnen von den Etruskern, Syrakusern und Massiliern häufig streitig gemacht wurde. Der Hauptstandplatz der karthagischen Flotte war Karthago selbst, in dessen Kriegshafen oft 150 bis 200 Triremen ankerten. Auch Quinqueremen (d. h. Schiffe mit fünf Ruderbänken) waren bei den Karthagern gebräuchlich. Ein solcher Fünfruderer hatte 120 Mann Krieger und 300 Ruderknechte. Die Bemannung der Schiffe bestand aus Kriegern und Ruderknechten. Letztere waren Sklaven, die der Staat kaufte, und die wahrscheinlich auch im Frieden ein stehendes Corps bildeten. Befehligt wurde die Seemacht von einem besonderen Flottenführer, der in der Regel unter dem Kommando des Feldherrn stand, häufig aber auch vom Senate, dem Rath der Alten. Er empfing vom Senate oftmals versiegelte Befehle, mit der Bestimmung, die Siegel erst auf einer bestimmten Höhe des Meeres zu erbrechen.

Um jene Heeresmassen, welche die Karthager zu ihren Kriegen brauchten, zu unterhalten, bedurfte es freilich eines außerordentlichen Aufwandes an Mitteln. Allein auf der andern Seite hatte der Staat geringere Lasten zu tragen als manche andere, da die

Verwaltung der Aemter gar keine Auslagen erforderte; und dann konnte auch der Unterhalt der Truppen größtentheils mit Naturalien bestritten werden, welche nicht allein durch den Handel, sondern noch mehr durch die Tribute der unterworfenen Völker aufgebracht wurden.



Meuterei auf einem karthagischen Schiffe. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Die Tribute der unterworfenen Völker waren je nach den Erzeugnissen ihrer Länder verschieden; denn sie wurden größtentheils in Naturprodukten abgetragen. Namentlich gilt dies von den kornreichen Inseln Sardinien und Sizilien. Die tributpflichtigen Städte an der afrikanischen Küste, welche meist reiche Handelsstädte waren, zahlten in baarem Gelde. Der Tribut wurde gemäß den jedesmaligen Bedürfnissen Karthago's festgestellt und erhoben; er stellte sich in Kriegszeiten manchmal unerschwinglich hoch.

Das Bedürfniß für baares Geld war daher in Karthago gering und wurde leicht durch den Ertrag der Bergwerke bestritten. Die ergiebigsten Bergwerke besaßen die

Karthager in Hiſpanien, wo in ſpäterer Zeit an 40,000 Sklaven in den Gruben beſchäftigt waren und einen täglichen Ertrag von 25,000 Drachmen ausbeuteten. So weit es für den innern Verkehr nicht zureichte, half man ſich mit Münzzeichen, welche unter dem Namen ledernes Geld cirkulirten. Es beſtand nicht aus bloßem Leder, ſondern es war eine Zuſammenſetzung von geringwerthigen Materialien, deren Miſchung Staatsgeheimniß blieb.

Was der Staat außerdem noch an Einkünften bezog, das wurde aus den Waarenzöllen oder auch durch Kaperei gewonnen, die von den Karthagern auf eine eigenthümliche, oft unwürdige Weiſe getrieben wurde. Sie ſuchten irgend einen Vorwand, um fremde Schiffe wegzunehmen. Sobald ein Staatsbürger Klagen gegen andere Städte vorgebracht hatte, die oft ohne Grund waren, wurde an deren Schiffen alsdann ein vorläufiges Urtheil vollſtreckt. Kamen nun von Seiten jener Städte Beſchwerden, ſo unterſuchte man die liſtig eingefädelte Sache mit der ehrlichſten Miene von der Welt und entſchädigte die Beraubten, freilich auf eine Art, daß den Räubern noch immer ein anſehnlicher Vortheil blieb.

Die Karthager führten keine Kriege um Ruhm und Ehre, ſondern nur um Ländergewinn, und dazu leiſteten ihnen ihre Maſſen vortreffliche Dienſte, aber freilich nur dann, wenn ſie talentvolle Feldherren beſaßen, welche die große Kunſt verſtanden, jene Maſſen zweckmäßig zu führen. In dieſer Beziehung hatte Mago viel gewirkt, und ſein Talent vererbte ſich auch auf ſeine beiden Söhne Hasdrubal und Hamilkar, unter deren Anführung die Karthager ihre Kriege in Libyen, ferner auf Sardinien und Sizilien mit abwechſelndem Erfolge fortſetzten. Hasdrubal fand im Kriege gegen Sardinien ſeinen Tod, und Hamilkar war es, der in dem Feldzuge nach Sizilien gegen Gelon die große Niederlage bei Himera (480 v. Chr.) erlitt, bei welcher er ſelbſt blieb.

Doch die Karthager konnten den Verluſt ihrer Heere leichter als andere Völker verſchmerzen, da ſie mit ihrem Gelde im Stande waren, bald wieder neue Maſſen zu werben und zu bewaffnen; und ſo führten ſie denn auch unter den Söhnen jener beiden gefallenen Feldherren neue Kriege, namentlich gegen die Numidier, gegen die weſtlich von denſelben wohnenden Mauretanier und ganz beſonders gegen die griechiſche Kolonie Kyrenä, mit welcher erſt nach langen hartnäckigen Kämpfen ein Friede zu Stande kam.

An dieſen Friedensſchluß knüpft ſich die rührende Erzählung von der patriotiſchen Aufopferung eines karthagiſchen Brüderpaares, der Philänen, eine ſo intereſſante Ueberlieferung, daß wir ausführlicher darüber berichten wollen.

Der Krieg zwiſchen Karthago und Kyrenä drehte ſich um die Grenze zwiſchen den beiden Staaten oder vielmehr um den Beſitz des zwiſchen den beiden Syrten gelegenen Küſtenſtrichs. Nachdem man ſich faſt bis zur Erſchöpfung auf beiden Seiten geſchlagen hatte, ohne einen Erfolg zu erringen, beſchloß man, die Grenze auf gütlichem Wege zu beſtimmen. Man ſetzte feſt, daß ſowol von Karthago als von Kyrenä aus an einem beſtimmten Tage eine Geſandtſchaft abreiſen, und der Ort, wo beide zuſammen treffen würden, die Grenze bilden ſolle. Die Philänen waren von karthagiſcher Seite zu dieſer Geſandtſchaft erwählt worden. Sei es nun, daß ſie ſich beſonders beeilt hatten, ſei es, daß die kyrenäiſchen Geſandten durch Hinderniſſe bei ihrer Reiſe aufgehalten waren, genug, die Grenzbeſtimmung fiel zum größten Nachtheile der Kyrenäer aus, und Letztere erklärten den Vertrag für nichtig. Um jedoch den Frieden nicht aufs Neue zu gefährden, geſtand man unter der Vorausſetzung billiger Bedingungen den Kyrenäern das Recht zu, einen maßgebenden Vorſchlag zu machen. Da ließen dieſelben den Philänen die Wahl, ſich entweder an der Stelle, wo ſie die Grenze haben wollten, lebendig begraben zu laſſen, oder ihnen, den Kyrenäern zu erlauben, daß ſie unter gleicher Bedingung ſo weit vorwärts gingen, wie ihnen beliebe. Die Philänen waren ſofort bereit, ſich zum Vortheile ihres Vaterlandes zu opfern, und ließen ſich an der Stelle, wo die Große Syrte am tiefſten in das Land ſchneidet, lebendig begraben. Die Karthager errichteten auf ihrem Grabeshügel Altäre, die zugleich als Grenzſäulen dienten, und feierten das Andenken des patriotiſchen Brüderpaars.

Endlich im Besitz aller Inseln des westlichen Mittelmeeres, wurden die Karthager nur noch in Sizilien in der Ausbreitung ihrer Herrschaft gehemmt, und namentlich hatten sie hier in dem mächtigen Syrakus einen unbezwinglichen Feind zu bekämpfen. Um die Macht der Syrakusaner zu brechen, leisteten sie dem Hülferuf Egesta's willig Folge, und Hannibal, der Enkel des bei Himera gebliebenen Hamilkar, errang ihnen durch die Eroberung von Selinus, Himera und Agrigent außerordentliche Vortheile; ja er kämpfte noch eine Zeit lang mit entschiedenem Glücke gegen Dionys den Aeltern, bis dieser um jeden Preis Frieden verlangte. Hannibal würde denselben vielleicht erst nach der Einnahme von Syrakus bewilligt haben, wenn nicht eine Pest in seinem Heere ausgebrochen wäre, die ihn bestimmte, die vortheilhaften Friedensbedingungen anzunehmen, durch welche Karthago in den Besitz einiger bedeutenden sizilischen Städte kam.

Aber dies genügte den erwerbungssüchtigen Karthagern noch nicht. Das ganze Sizilien war das Ziel, nach welchem sie unablässig strebten. Als daher nach Vertreibung des jüngern Dionys, der Ermordung Dion's und dem Sturze des Kalippos in Syrakus ein Zustand der Verwirrung eintrat, suchten die Karthager denselben zu ihrem Vortheile zu benutzen; aber sie wurden endlich durch Timoleon gezwungen, den Fluß Halykos als Grenze ihrer sizilischen Besitzungen anzuerkennen.

Alle ihre Kriegsrüstungen und Anstrengungen hatten stets nur die Ausbreitung ihres Handels zum Ziele gehabt. Der Mittelpunkt desselben war und blieb Karthago. Die unzähligen Kolonien, welche sie überall, selbst über die Säulen des Herakles hinaus, anlegten, sollten nur als Stapelplätze dienen und wurden in ihrer Entfaltung durchaus beschränkt, damit sie nie in den Stand kamen, die Hauptstadt zu überflügeln, oder sich wol gar von ihr loszureißen.

Von denjenigen Männern, welche Karthago jenseit der Säulen des Herakles auf größere Reisen aussandte, werden uns zwei genannt: Himilko segelte von Gades aus um die Westküste Europa's herum und soll den karthagischen Handel bis nach Albion (England) getragen haben, von weiteren Fahrten aber, wie die Karthager getreu ihrer stets befolgten Handelspolitik zur Abschreckung anderer Seemächte verbreiteten, durch die Schrecken der nördlichen Gewässer abgehalten worden sein.

Ein gewisser Hanno ging mit einer Flotte von 60 Schiffen und 30,000 Personen (Männer, Weiber und Kinder) von Karthago ab, segelte durch die Säulen des Herakles und legte an der Westküste von Afrika Kolonien an, unter denen Cerne auf der gleichnamigen Insel die bedeutendste wurde. Von dort aus soll er noch weiter bis an die Goldküste gesegelt sein, um den Karthagern den einträglichen Goldhandel mit den dortigen Bewohnern zu sichern. Doch blieb der dadurch entdeckte Weg ein Staatsgeheimniß, und, um andere Völker von Versuchen abzuhalten, verbreiteten die Karthager das Gerücht, das Meer sei dort mit schwimmenden Kräutern überdeckt, mithin ganz unfahrbar.

Da für Karthago der Handel das Lebenselement des Staates war, so hatte dieser für seine Bürger bei deren Verkehr mit Fremden die Bürgschaft derart übernommen, daß selbst die Handelsgeschäfte der einzelnen Kaufleute unter der Aufsicht von Beamten und unter Garantie des Staates abgeschlossen wurden. Mit den Ländern, in welchen sich die Karthager des Handels nicht durch Waffengewalt bemächtigen konnten, schlossen sie vortheilhafte Handelsverträge, und nur denjenigen Nationen, mit welchen dergleichen Verträge bestanden, waren ihre Häfen geöffnet.

Im Allgemeinen trieben die Karthager Tauschhandel, da sie sich vorzüglich darauf gelegt hatten, die Produkte unkultivirter Völker zu vertreiben, und nur bei ihren Handelsgeschäften mit den civilisirten Nationen war das Geld das Austauschmittel. Hauptsache war natürlich der Handel zur See; aber auch im Landhandel haben die Karthager durch Karawanenzüge eine größere Betriebsamkeit entwickelt als irgend ein anderes Volk des Alterthums.

Der karthagische Seehandel beschränkte sich meist auf das westliche Mittelmeer, da im östlichen die Konkurrenz der Griechen, Phönikier und Aegypter zu groß war. Aus Sizilien bezogen die Karthager Oel und Wein, von den Liparischen Inseln Erdharz, aus Korsika Wachs, Honig und weiße Sklaven, von der Insel Aetholia (Elba) Eisenerz, von den Balearischen Inseln Früchte und Maulesel, die sie gegen Wein und Sklavinnen eintauschten; aus Spanien vorzüglich edle Metalle, von Albions Küsten Zinn, das sie gegen irdene Geschirre und eiserne Geräthschaften einhandelten. An der Westküste Afrika's, wo ein schönes schwarzes Hirtenvolk mit langen schwarzen Haaren wohnte, das sich gern putzte, und aus geübten Reitern und Bogenschützen bestand, holten sie Elefantenzähne und Häute, die sie gegen Schmucksachen, Gefäße, Pferdegeschirre und ägyptische Leinwand eintauschten. Auch betrieben sie an jener Küste beträchtlichen Fischfang; die gewonnenen Fische wurden eingesalzen und in Karthago selbst als ein so großer Leckerbissen geachtet, daß ihre Ausfuhr verboten war.

Mit den Goldküstenländern, zu denen der Weg, wie wir vorhin gesehen, geheim gehalten wurde, trieben die Karthager einen sehr einträglichen und dabei höchst originellen Goldhandel. Da nämlich zwischen den beiden handelnden Völkern eine Verständigung durch die Sprache nicht möglich war, so verfuhr man, wie Herodot angiebt, auf folgende Weise:

Die Karthager legten ihre Tauschwaaren ans Ufer und entfernten sich. Hierauf kamen die schwarzen Bewohner, legten so viel Gold daneben, wie sie geben wollten, und entfernten sich gleichfalls. Nun kamen die Karthager wieder, und wenn sie mit der Masse des Goldes zufrieden waren, so nahmen sie es und zogen ab, indem sie die Waaren zurückließen. Erschien ihnen das Gold aber nicht zureichend, so entfernten sie sich abermals, und die Schwarzen brachten mehr Gold herbei.

Die bei solchem Verfahren gegenseitig eingehaltene Ehrlichkeit erklärt sich aus dem beiderseitigen Interesse an derartigen Tauschgeschäften und an deren Fortdauer; noch heute soll im Verkehr mit wilden Völkern, z. B. auf Inseln der Südsee, jener sogenannte stumme Handel zuweilen vorkommen.

Der karthagische Karawanenhandel, dessen Wege zur Vermeidung der Konkurrenz als Staatsgeheimniß bewahrt wurden, war ausschließlich in das mittlere Afrika gerichtet und wurde bis nach Timbuktu hin betrieben. Die Karthager holten aus jenen Gegenden Goldstaub und schwarze Sklaven, welche sie gegen Salz und Datteln eintauschten.

Den Goldstaub bezogen sie besonders aus den Konggebirgen, wo die reichsten Goldstriche liegen. Die Flüsse waschen das Gold aus den Gebirgen aus, führen es in ihrem Sande als Körner fort, und aus diesem Sande wird es alsdann von den Bewohnern ausgewaschen. Die schwarzen Sklaven aus dem Innern Afrika's wurden besonders in Griechenland und Italien sehr gesucht, wo sie ein Bedürfniß des Luxus waren.

Das Salz, welches jenen afrikanischen Gegenden gänzlich fehlt, gewannen die Karthager aus der großen Wüste im Süden ihres Gebiets, wo sich große Seen, Salzhügel und Salzgruben vorfinden, die weißes und farbiges Salz lieferten. Ein nicht geringeres Bedürfniß als das Salz sind für jene Gegenden die Datteln, denn sie vertreten den Bewohnern die Stelle des Brotes. Die Karthager gewannen dies Produkt ebenfalls in dem südlich von ihrem Gebiete gelegenen Landstriche, der besonders reich an dieser Frucht ist, und daher auch den Namen Biledulgerid (Dattelland) führte.

Bei der Betreibung dieses Karawanenhandels, für den die in Emporia gelegenen Städte als Stapelplätze dienten, waren den Karthagern die in der syrtischen Region wohnenden Völker, und namentlich die Nasamonen, von großem Nutzen.

Aus der Zeit der Republik.

Cato. Marius. — M. Junius Brutus. — Junius Brutus. Sulla.

Rom.

Von Errichtung der Republik bis zum Siege der Demokratie, 510—343 v. Chr.

Durch die Vertreibung des Lucius Tarquinius Superbus hatte Rom (510 v. Chr.) die Ketten der Sklaverei gebrochen. Wir haben gesehen, daß das große Werk der Befreiung ohne Blutvergießen gelungen war; aber diese an und für sich gewiß löbliche Mäßigung der Römer wurde die Veranlassung, daß noch manches edle Blut fließen mußte, ehe die Freiheit festen Fuß fassen konnte. Denn der übermüthige Tarquin ließ nach seiner Flucht nichts unversucht, um den verlorenen Thron wieder zu erringen, und wir werden gleich sehen, welch großes Unheil die Intriguen des vertriebenen Königs über Rom brachten, zum Lohne dafür, daß das Volk es großmüthig verschmäht hatte, seine Freiheit mit dem Blute des Tyrannen zu besiegeln.

Lucius Junius Brutus, der Befreier des Vaterlandes, hatte den Bannfluch über die Familie des Tarquin und das Königthum ausgerufen. Das Volk sprach den Bannfluch nach und leistete den Schwur: weder Tarquin noch irgend einen seiner Nachkommen, noch überhaupt einen König jemals wieder auf den Thron zu setzen.

Doch die neu errichtete Republik bedurfte einer kräftigen Leitung, und Niemand erschien derselben würdiger, als die beiden Männer, denen das Vaterland seine Freiheit am meisten zu verdanken hatte: Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus, der Gatte der geopferten Lucretia. Beide wurden auf ein Jahr zu obersten Lenkern der Republik ernannt, ein Amt, dessen Verwalter Anfangs Prätoren, später Konsuln hießen.

Allein die Ruhe, deren Rom unter der Verwaltung seiner beiden ersten Konsuln genoß, dauerte nicht lange: denn Tarquin, welcher sich von seinem ersten Zufluchtsorte Gabii nach Etrurien begeben hatte, wußte es hier so weit zu bringen, daß die Etrurier eine Gesandtschaft nach Rom schickten unter dem Vorwande, für die Herausgabe des

Digitized by Google

tarquiniſchen Privatvermögens zu wirken. Ihr eigentlicher Zweck war jedoch, eine Verſchwörung gegen die Republik zu unterſtützen, zu welcher viele Freunde der Söhne Tarquin's, die dieſe beſonders unter der liederlichen patriziſchen Jugend zählten, ſich bereit erklärt hatten. Dieſe Verſchwörung, deren Zweck es war, die Konſuln zu ermorden, den Tarquin bei Nacht heimlich in die Stadt zu ſchaffen und ihn ſo wieder auf den römiſchen Königsthron zu heben, kam auch wirklich zu Stande, und namentlich waren die nächſten Verwandten der beiden erſten Konſuln in dieſelbe verwickelt, ſo die Neffen des Collatinus, zwei Neffen des Brutus und endlich gar des Letzteren eigene Söhne Titus und Tiberius. Doch kurz vor dem Ausbruche des Komplots wurde daſſelbe entdeckt, und die Sache Tarquin's hatte ſich nunmehr noch verſchlimmert; denn während man früher noch geneigt war, ihm ſein Privatvermögen auszuliefern, wurde ihm daſſelbe jetzt durchaus verweigert, indem man es für Staatsgut erklärte und als ſolches verwendete.

Tarquin's Palaſt wurde niedergeriſſen und ſeine Ländereien vertheilte man unter die ärmeren Bürger bis auf ein Stück Land neben dem Marsfelde, welches gleichfalls dem Kriegsgotte geweiht und als Gemeindegut zu einem Ring- und Laufplatz für die Jugend beſtimmt wurde. Die Theilnehmer an der Verſchwörung büßten ihre Schuld mit dem Tode.

Bei dieſer Gelegenheit hat uns die Geſchichte die Erzählung einer Großthat aufbewahrt, welche nie genug geprieſen werden kann, da ſie uns die Unbeſtechlichkeit eines Richters in ihrer höchſten Vollendung zeigt. Denn iſt es denn ſo groß, daß ein Richter den Verlockungen des Goldes, der Ehre oder des Sinnenreizes widerſteht? Der Richter Brutus widerſtand der Beſtechung der mächtigſten Stimme der Natur; er brachte dem Geſetze ſein Vatergefühl zum Opfer, und ob uns auch ſchaudert vor dem eiſernen Worte, mit welchem ein Vater das Todesurtheil über ſeine Söhne ausſpricht: wir müſſen die That verehren und preiſen.

Am Morgen nach der Entdeckung der Verſchwörung wurde das Volk zu den Comitien berufen. Brutus und Collatinus ſaßen auf dem Richterſtuhle. Die Gefangenen wurden vorgeführt und das Volk empfing ſie mit ſtummer Rührung, denn es waren die Blutsverwandten ſeiner Befreier. Aber eben ſo ſtumm war auch die Rechtfertigung der Angeklagten, denn ihre That konnte nicht geleugnet werden, und ſie hatten nur Thränen zu ihrer Vertheidigung. Da erhob ſich Brutus und ſprach: „Titus und du Tiber, was habt ihr zu eurer Rechtfertigung zu ſagen?“ Die Angeredeten ſchwiegen vor dem richterlichen Worte ihres Vaters, und als dieſer nach der dritten Aufforderung nur Thränen zur Antwort erhielt, da riß ſich unter dem grauenhaften Schweigen der Verſammlung das furchtbare Wort von dem Herzen des Vaters los: „Euch, Liktoren, überantworte ich ſie; vollziehet an ihnen das Geſetz!“ Und die Häupter der Söhne fielen unter dem Wehklagen des Volkes, vor dem thränenloſen Auge des Vaters, dem Geſetz und der Freiheit zum Opfer.

Nach Vollziehung dieſes denkwürdigen Urtheilſpruchs überließ Brutus das Richteramt über die anderen Angeklagten ſeinen Amtsgenoſſen und entfernte ſich, um das Herz des Vaters trauern zu laſſen. Aber ſeine Handlung, dieſer erſte Ring in der Kette heroiſcher Römerthaten, welche ſich fortan vor unſerem Blicke aufrollen wird, war zu übermenſchlich groß geweſen, um Menſchenherzen zur Nachahmung zu reizen. Collatinus wollte ſeine Neffen retten; er wollte ihnen einen Tag zur Vertheidigung laſſen und ihnen ſogar den gegen ſie ausſagenden Sklaven überantworten. Allein das Volk konnte eine ſolche Ungerechtigkeit nicht dulden, nachdem es kurz zuvor Zeuge geweſen von dem Triumphe der Gerechtigkeit. Es that Einſpruch, und ſämmtliche Verſchwörer bluteten unter dem Beile der Liktoren. Die etruriſchen Geſandten, welche in die Verſchwörung verwickelt waren, wurden in Rückſicht ihrer Geſandtenwürde geſchont und in ihre Heimat zurück geſchickt.

Collatinus hatte ſich bei der Verurtheilung der Verſchwörer als ein ſo lauer, ſo wenig zuverläſſiger Vaterlandsfreund gezeigt, daß er auf Antrag des Brutus ſeiner Stelle als Konſul entſetzt wurde.

Man hatte das Herbe einer wirklichen Entsetzung dadurch zu mildern gesucht, daß man den Collatinus veranlaßte, freiwillig abzudanken. Auf Verwendung des Brutus erhielt er 20 Talente aus dem Schatze, denen Brutus selbst noch fünf aus eigenen Mitteln beifügte, so daß er in dem von ihm erwählten Aufenthaltsorte Lavinium bis zu seinem Tode sorgenfrei leben konnte.

An seine Stelle wurde Publius Valerius zum Konsul erwählt. Dieser würdige Republikaner, dessen Bemühungen um die Wohlfahrt des Volkes ihm den Beinamen Publicola (Volksfreund) erwarben, setzte es zur Beruhigung der streitenden Gemüther durch, daß für Diejenigen, welche sich der Partei des Tarquin frei und offen angeschlossen hatten, eine allgemeine Amnestie erlassen wurde. Dadurch fanden sich eine Menge geflüchteter edler Männer veranlaßt, in das Vaterland zurückzukehren und demselben ihre Arme zu leihen, gerade in einer Zeit, wo es solcher Arme am dringendsten bedurfte.

Denn nachdem Tarquin sich überzeugt hatte, daß er den verlorenen Thron auf dem Wege der Intrigue nicht wieder erlangen könne, versuchte er den Weg offener Gewalt. Er veranlaßte die Bewohner von Veji, ihm Beistand zu leisten, und griff nun Rom selbst an. Die Schlacht, welche am Walde Arsia stattfand, blieb eigentlich unentschieden, besonders da Brutus in derselben seinen Tod fand; da jedoch die Römer das Schlachtfeld behaupteten, so schrieben sie sich den Sieg zu.

Brutus war in der Schlacht mit Aruns Tarquinius, einem Sohne des vertriebenen Königs, zusammengerathen. Beide Kämpfer blieben auf dem Wahlplatze. Das dankbare Volk setzte seinem Befreier auf dem Kapitol eine Bildsäule mitten unter denen seiner großen Könige. Brutus ist mit einem bloßen Schwerte in der Hand dargestellt.

Während sich nun Tarquin nach größerer Hülfe umsah, suchte Valerius, welcher vorläufig alleiniger Konsul blieb, der Republik eine festere Grundlage zu geben. Namentlich war er darauf bedacht, die Volksherrschaft auszubreiten, indem er die Macht des Konsulats beschränkte und eine Berufung an das Volk zum Grundgesetze machte. Zugleich sicherte er die Freiheit vor künftigen Angriffen dadurch, daß er den Bürgern das Recht zusprach, Denjenigen zu tödten, welcher nach der unumschränkten Gewalt streben würde. Um die materielle Wohlfahrt des Volkes machte er sich durch ein weises Steuergesetz verdient, welches Künstler, Wittwen und kinderlose Greise von allen Abgaben freisprach.

So lange hatte Valerius Publicola das Konsulat absichtlich allein verwaltet, um diese und andere wohlthätige Einrichtungen ohne Widerspruch von Seiten eines andern Konsuls treffen zu können. Jetzt, wo sein Werk vollbracht und sein Konsulatsjahr abgelaufen war, trat er ab und veranlaßte das Volk zur Wahl zweier neuen Konsuln. Diese Wahl fiel auf Lucretius, den Bruder der geopferten Lucretia, und wieder auf Valerius Publicola; und so würde Rom sich sehr bald wieder zur alten Macht erhoben haben, wenn ihm der vertriebene Tarquin nicht einen neuen und sehr gefährlichen Feind erweckt hätte.

Porsenna, Oberherr (lar) der etruriſchen Stadt Clusium, war es, welcher mit einem zahlreichen Heere vor Rom rückte.

Eine Schlacht, welche sich nun am jenseitigen Ufer des Tiber entspann, blieb lange zweifelhaft; endlich aber siegten die Etrusker und sie würden die fliehenden Römer bis in die Stadt hinein verfolgt haben, wenn der heldenmüthige Horatius Cocles die über den Tiber führende Brücke nicht so lange ganz allein vertheidigt hätte, bis dieselbe hinter ihm abgebrochen war. Der tapfere Krieger stürzte mit seinem Pferde in den Strom und, trotz der ihm nachgesandten feindlichen Pfeile, gelangte er glücklich nach Rom, wo man ihn mit lautem Jubelschrei empfing. Das Vaterland belohnte den Helden der Tiberbrücke mit so viel Land, wie er in einem Tage mit einer Furche umziehen konnte, und außerdem lieferte ihm jeder Bürger trotz der eintretenden Theuerung und Hungersnoth Lebensmittel auf einen Tag.

So war denn Rom vor dem Eindringen der Feinde gerettet; aber Porsenna belagerte die Stadt so hart, daß endlich die Hungersnoth anfing, den Römern gefährlicher

zu werden als der Feind. Zwar ließ ihnen Porsenna ankündigen, daß er sein Lager räumen würde, sobald Rom den vertriebenen Tarquin wieder aufnähme; allein man gab ihm die Antwort zurück: Hunger sei ein geringeres Uebel als Sklaverei. Endlich, als die Noth immer größer wurde, unternahm es ein junger Mann, Namens Mucius, seine Vaterstadt durch Ermordung des Porsenna zu befreien. Deshalb schlich er sich in etruskischer Kleidung hinüber in das Lager des Feindes. Da er der etruskischen Sprache vollkommen mächtig war, so ahnte Niemand einen Römer in ihm, und unaufgehalten gelangte er in das Zelt des Heerführers, wo eben den Truppen der Sold ausgezahlt wurde. Demzufolge saß Porsenna neben seinem Schreiber an einem Tische mit Geldzählen beschäftigt. Mucius, welcher den Letztern seiner reicheren Kleidung wegen für Denjenigen hielt, dem sein Dolch geweiht war, näherte sich dem Schreiber und stieß ihn nieder. Sogleich wurde er ergriffen und gestand offen seine Absicht. Porsenna befahl, den Mörder ins Feuer zu werfen. Um nun zu zeigen, wie wenig er die Martern fürchte, die seiner warteten, hatte er die rechte Hand in ein daneben brennendes Kohlenfeuer gehalten, so daß dieselbe, als er sie hervorzog, verbrannt erschien. Porsenna erstaunte über den Muth des jungen Römers, der von jetzt an den Beinamen Scävola (Linkhand) führte, und schenkte ihm Leben und Freiheit. Mucius suchte nun diese Gelegenheit wahrzunehmen, um den Porsenna durch Furcht zum Abzuge zu bewegen. Deshalb erklärte er ihm: Dreihundert Jünglinge, von denen er der schlechteste sei, hätten sich zu Porsenna's Untergange verschworen. Heute habe ihn das Los getroffen, sein Plan sei mißglückt, aber einer der Dreihundert werde sein Ziel gewiß nicht verfehlen.

Man sagt, diese Drohung habe den Porsenna bestimmt, von der weiteren Aushungerung Roms abzustehen und der Stadt einen Frieden zu diktiren, den dieselbe sich genöthigt sah anzunehmen. Die Stadt mußte sich dem Sieger ergeben und Porsenna als ihren Oberherrn anerkennen. Dazu mußten die Bürger ihre sämmtlichen Waffen ausliefern, durften Eisen zu keinem anderen Zwecke benutzen als zum Ackerbau und mußten an Porsenna den Zehnten von dem Ertrage desselben abgeben. Unter diesen Bedingungen räumte der Sieger die eingenommene Burg auf dem Berge Janiculus, nahm aber, um sich die Erfüllung des Vertrages zu sichern, zwanzig patrizische Geiseln (zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen) mit sich.

Bei dieser Gelegenheit erzählt die Sage von einer der Geiseln, der Jungfrau Clölia, eine That, die wol nur um deswillen gepriesen wurde, weil sie von einem jungen Mädchen ausging und man damals in Rom noch nicht sehr gewohnt war, Weiber um den Preis männlicher Entschlossenheit ringen zu sehen. Die Jungfrau hatte mit ihren Gefährtinnen die Erlaubniß bekommen, an dem Tiber zu baden. Diese Gelegenheit nahm Clölia wahr, um sich auf ein in der Nähe befindliches Pferd zu schwingen und auf demselben nebst ihren Gefährtinnen den Tiber zu durchschwimmen.

Doch die Römer waren so redlich, die Flüchtlinge dem Porsenna wieder zurück zu schicken, und dieser, welcher seinen Feinden an Großmuth nicht nachstehen wollte, schenkte den kühnen Mädchen die Freiheit. Rom ehrte die That der Clölia durch eine Reiterstatue, welche der Jungfrau errichtet wurde.

Bald fand sich für die Römer eine Gelegenheit, das ihnen aufgedrungene Joch abzuwerfen. Porsenna war nach Clusium zurückgekehrt, hatte aber den einen seiner Söhne gegen die latinische Stadt Aricia ins Feld geschickt. Die Etrusker erlitten hier so bedeutende Verluste, daß die Römer es wagen konnten, sich freizumachen, und Porsenna schien nicht weiter Lust zu haben, sich zum Vortheile Tarquin's aufzuopfern; er ließ es geschehen, daß Rom sich der etruskischen Oberhoheit entzog. Aber der Zustand innerer Zerrissenheit, in welchen Rom durch alle diese Ereignisse versetzt war, wurde von vielen Städten, besonders latinischen und sabinischen, benutzt, um sich aus ihrer Abhängigkeit von Rom zu befreien. Daraus entstanden mehrere Kriege, deren Ausgang für die Römer

glücklich war und ihre Macht bald wieder auf die frühere Höhe hob. Sie wäre noch größer geworden, wenn nicht der Uebermuth der Patrizier gegen die Plebejer Zwiſtigkeiten hervorgerufen hätte, welche viele Jahre hindurch Roms Kraft lähmten.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſem Streit zwiſchen Patriziern und Plebejern gab ein Krieg, welchen der vertriebene Tarquin abermals gegen Rom entflammte. Dieſer Mann, von Porſenna aufgegeben, hatte ſich nach Tusculum zurückgezogen und dort in Latium einen Bund von etwa zwanzig latiniſchen Städten zu einem Kriege gegen Rom zu Stande gebracht.

Mucius vor Porſenna. Zeichnung von Hermann Vogel.

Während nun die Rüſtungen der verbündeten Städte die Römer ſchreckten, ſuchten die Plebejer dieſe Beſorgniß zu benutzen, um das drückende patriziſche Joch, welches auf ihnen lag, abzuwerfen. Denn nicht allein hatten die Patrizier alle Regierungsgewalt in Händen, indem die beiden Konſuln nur aus den Patriziern gewählt wurden, ſondern die Plebejer waren ihnen auch faſt alle verſchuldet und alſo, der Strenge des römiſchen Schuldgeſetzes zufolge, ſtets in Gefahr, in die wirkliche Sklaverei ihrer Gläubiger zu gerathen.

In dieſer bedrängten Zeit erklärten nun die Plebejer, daß ſie nicht kämpfen würden, wenn die Patrizier nicht ſämmtliche Schulden erließen. Zwar geſchah dies nicht, aber die Plebejer hatten auf der andern Seite auch nicht den Muth, auf ihrer Erklärung zu beharren, ſondern gaben ſich zufrieden, als man unter dem Namen der Diktatur eine über dem Konſulat ſtehende, mit ſechsmonatlicher Amtsdauer und faſt königlicher Gewalt verbundene neue Würde errichtete und zum erſten Diktator in T. Lartius einen Mann erwählte, der beim Volke außerordentlich beliebt war und der auch wirklich während ſeiner Diktatur die drückendſten Schuldgeſetze aufhob.

So wurde dieſer erſte Zwiſt zwiſchen Patriziern und Plebejern in Güte beigelegt, und die Latiner fanden bei ihrem Angriffe einen vollſtändig gerüſteten und unter ſich einigen Feind. Der Krieg hatte im Anfange keinen ſonderlichen Erfolg, bis endlich (496 v. Chr.)

der Diktator Aulus Posthumius den Latinern am See Regillus eine entscheidende Niederlage beibrachte, bei welcher Gelegenheit auch die letzten Söhne Tarquin's ihren Tod fanden. Der greise Tarquin selbst gab nach diesem letzten unglücklichen Versuche und nach dem Untergange aller seiner Söhne seinen Plan auf die Wiedergewinnung der römischen Königskrone gänzlich auf und zog sich nach der Stadt Cumä zurück, wo er sehr bald in hohem Alter starb. Die Römer scheinen ihren Sieg über die latinischen Städte nicht so benutzt zu haben, wie sie es in früheren Zeiten gewohnt waren; denn die Folge war nur ein Bündniß mit den Latinern, welches drei Jahre später auf gleiche Kriegsleistung und gleiche Kriegsbeute abgeschlossen wurde.

Appius Claudius. Kaum war der Friede nach außen befestigt, so brachen aufs Neue Zwistigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern aus; denn die Ersteren wollten die Gelegenheit benutzen, um mit Hülfe ihrer Gläubigerrechte die Plebejer ein- für allemal zu demüthigen. Um dies ungestörter ausführen zu können, wurde zum Konsul ein Mann erwählt, welcher sich als Volksfeind bereits einen gewissen Ruf erworben hatte, Appius Claudius. Doch erforderte auf der andern Seite die Klugheit, den Neigungen dieses Mannes zu unmenschlicher Strenge eine Schranke zu setzen, und dazu diente die Wahl des menschenfreundlichen Publius Servilius zu seinem Mitkonsul. Die Folge davon war, daß die beiden Konsuln in Streit geriethen und die Gährung zwischen Patriziern und Plebejern bis zu einer gefahrdrohenden Höhe stieg. Die letzteren hielten bereits nächtliche Versammlungen, um einen Gewaltschritt gegen ihre Unterdrücker vorzubereiten, und man mußte jeden Augenblick den Ausbruch einer offenen Feindseligkeit erwarten. Die Mißhandlungen, welche ein alter Hauptmann aus dem Stande der Plebejer von seinem unmenschlichen patrizischen Gläubiger erlitten hatte, führten endlich einen Ausbruch herbei, gerade als die Volsker, welche sich den Zwiespalt ohne Zögern zunutze machten, Rom mit einem Kriege bedrohten.

Der Senat war gerade zu einer Sitzung auf dem Markte versammelt, um über den Krieg gegen die Volsker zu beschließen, als ein hochbejahrter Mann mit lautem Hülferuf unter die Volksmasse stürzte. Sein Anblick brachte allgemeines Entsetzen hervor; der Körper bis zum Gerippe abgemagert, die halb erloschenen Augen tief eingefallen, die Wangen leichenblaß und das greise Haupt- und Barthaar wild um den Kopf flatternd. Es war der oben erwähnte Hauptmann, der sich im Felde vielfach ausgezeichnet hatte. Mit klagender Stimme sprach darauf der Alte zu dem versammelten Volke: „Römer! ich bin ein frei geborener Mann, habe in achtundzwanzig Schlachten mein Leben für das Vaterland gewagt, bin durch den Krieg um meine Habe gekommen und so der Schuldner eines Patriziers geworden. Da ich außer Stande bin,, meine Schuld abzutragen, hat mein unbarmherziger Gläubiger mich nebst zweien meiner Kinder ins Gefängniß geworfen und mich dort von seinen Sklaven geißeln lassen". Bei diesen Worten riß der Greis seine Kleider vom Leibe und zeigte der Versammlung seinen blutigen Rücken und die mit ehrenvollen Narben bedeckte Brust, indem er zugleich das Volk um Hülfe anrief.

Jetzt brach der lange verhaltene Sturm los. Unter gräßlichen Verwünschungen gegen die Patrizier und den versammelten Senat begann der Aufstand. Die Gefängnisse wurden erstürmt und die eingesperrten Schuldner in Freiheit gesetzt, welche nun in ihren Ketten auf den Markt eilten und durch ihren Anblick das Volk zu immer größerer Wuth entflammten.

Der Konsul Publius Servilius bot allen seinen Einfluß auf, um das Volk zu beruhigen; er riß seinen Mantel von der Schulter, warf sich den Aufrührern zu Füßen und ließ endlich öffentlich ausrufen, Niemand dürfe einen römischen Bürger wegen Schulden belästigen, bis der Senat andere Verfügungen getroffen habe. Dadurch wurde die Ruhe für den Augenblick wieder hergestellt.

Am andern Tage wollte Appius Claudius die Zusage des Publius Servilius umstoßen, indem er denselben einen niederträchtigen Schmeichler des Pöbels nannte; allein

die Nachricht von dem Anrücken der Volsker brach diese Verhandlungen ab, und man forderte nun die frei gewordenen Schuldner auf, zur Vertheidigung des Vaterlandes auszurücken. Doch diese gaben auf solche Aufforderung folgenden denkwürdigen Ausspruch ab:

„Ist es für uns nicht ganz gleich, ob uns von den Feinden Roms oder von Roms Bürgern Fesseln angelegt werden? Laßt die Patrizier allein ihr Leben aufs Spiel setzen, da sie allein den Vortheil von unseren Siegen ernten! Sollen wir aus unsern Leibern eine Brustwehr machen, um den Feind zu hindern, unsere Gefängnisse zu öffnen und unsere Ketten zu zerbrechen?!"

Die Noth war groß; aber endlich gelang es den Bemühungen des beliebten Publius Servilius, die Plebejer zu beschwichtigen unter dem im Namen des Senats abgegebenen Versprechen, nach Besiegung der Volsker alle ihre gerechten Forderungen zu erfüllen. Kaum waren aber die Volsker mit Hülfe der Plebejer zurückgetrieben und zum Frieden gezwungen, so erklärte Appius Claudius die Zusagen des Publius Servilius für nichtig, und die verschuldeten Plebejer aufs Neue der Willkür ihrer Gläubiger überlassen. Doch die Eile, mit welcher der nichtswürdige Konsul den Wortbruch verkündigt hatte, gereichte den Patriziern zum Verderben. Denn noch standen die Legionen in den Waffen, und als diese nun sahen, daß sie abermals getäuscht waren, da faßten sie den Entschluß, sich von ihren Anführern loszusagen und Rom seinem Schicksale zu überlassen. Nachdem sie sich ihrer Fahnen, bei denen sie ihren Kriegereid geleistet, und die ihnen daher als ein Heiligthum galten, bemächtigt hatten, erwählten sie sich aus ihrer Mitte den Sicinius Bellutus zum Anführer und zogen unter ihm auf einen drei Meilen von Rom gelegenen Berg (494 v. Chr.), entschlossen, sich hier anzubauen und Rom für immer zu verlassen. Zugleich brach in der Stadt selbst die offene Zwietracht aus, indem die Plebejer sich besonderer Stadttheile bemächtigten. Obgleich die Patrizier mit ihren Klienten stark genug waren, einem Angriffe zu begegnen, so fühlten sie doch das Gefährliche ihrer Lage, als sie es nicht verhindern konnten, daß die Plebejer haufenweise die Stadt verließen, um zu ihren Brüdern nach dem Berge zu ziehen. Denn daß die Patrizier zu ihrer Existenz der für sie arbeitenden Plebejer mehr bedurften als umgekehrt, das sah man nur zu wohl ein; und so entschloß man sich denn endlich, eine Gesandtschaft an die Plebejer abgehen zu lassen, welche deren Zurückkunft um jeden Preis bewerkstelligen sollte. Menenius Agrippa, ein würdiger Mann und als Volksfreund bekannt, wurde Führer dieser Gesandtschaft, und ihm gelang es wirklich durch die bekannte Fabel: „Von dem Magen und den Gliedern des Leibes" die Plebejer zur Rückkehr zu bewegen.

Unter dem Magen waren die konsumirenden, unter den Gliedern die arbeitenden Klassen eines Staates verstanden. Indem nun die Moral dieser Fabel darauf hinaus lief, daß, wie der Magen ohne die anderen Glieder, aber auch diese ohne jenen nicht bestehen können, die Existenz eines Staates nur im Zusammenwirken der beiden Klassen möglich sei, so überzeugte Menenius Agrippa dadurch die Plebejer, daß ihre Rückkehr nach Rom im eigenen Interesse nothwendig sei.

Die Volkstribunen. Die Plebejer kehrten zurück, und der Vertrag, welchen Agrippa im Namen des Senats mit ihnen schloß, setzte der Regierungsgewalt der Patrizier für immer Schranken. Dieser Vertrag hob nicht allein alle Schuldverbindlichkeiten der Unvermögenden völlig auf, sondern räumte auch den Plebejern eigene Vertreter ein, welche sie gegen alle Uebergriffe der Patrizier überhaupt und insbesondere gegen die eigenmächtigen Schritte der Konsuln schützen sollten. Diese alljährlich neu zu wählenden Vertreter, deren Zahl Anfangs auf zwei festgesetzt wurde, führten den Namen Volkstribunen und erhielten die ausgedehntesten Rechte von Volksrepräsentanten. Ihre Personen wurden für heilig erklärt.

Das Gesetz, welches über die Heiligkeit der Volkstribunen erlassen und von allen Römern und ihren Nachkommen als unantastbar beschworen wurde, lautete folgendermaßen: „Die Tribunen des Volkes sollen von allen den knechtischen Diensten, die man dem

Volke auferlegt, frei sein, es sei denn, daß sie dieselben tragen wollten. Niemand soll einen Tribun schlagen oder ihn schlagen lassen. Wer diesen Frevel begeht, soll verflucht sein und sein Eigenthum der Göttin Ceres zugeeignet werden. Tödtet ihn Jemand, so kann Jedermann den Mörder ungestraft tödten". — Zugleich mit dieser Heiligkeitserklärung erhielt auch der Berg, welcher das Asyl der Plebs geworden war, den Namen heiliger Berg.

Das Haus der Tribunen stand Jedermann offen: aber ihr wichtigstes Recht übten sie in den Senatsversammlungen aus. Denn hatten sie darin auch weder eine berathende noch eine beschließende Stimme, und mußten sie ihren Sitz Anfangs selbst außerhalb der Thür des Senatssaales nehmen, so konnten sie doch durch das einzige Wort veto (d. h. ich verbiete!) jeden den Volksinteressen widersprechenden Senatsbeschluß ungiltig machen.

So hatte denn also das Volk gezeigt, welche Macht es der Aristokratie gegenüber erlangen kann, wenn ihm der Muth nicht fehlt, seine Rechte zu verfechten, und wenn es klug genug ist, vereint zu kämpfen. Bald erweiterten sich auch die ursprünglichen Gerechtsame der Volkstribunen; denn nicht allein setzten sie es durch, daß ihre Zahl auf fünf, später sogar auf zehn erhöht wurde, sondern man gab ihnen auch nach, daß sie sich zwei Gehülfen wählen durften, welche, ebenfalls aus den Plebejern entnommen, den Namen Aedilen führten, und das Amt hatten, durch Aufsicht über die Kornvorräthe, über die Vertheilung und Preise der Lebensmittel den Eigenmächtigkeiten der Patrizier entgegen zu wirken. Damit war zugleich eine Oberaufsicht über die öffentlichen Gebäude, und namentlich über den Tempel der Ceres verbunden.

Coriolanus. Da in Rom jetzt der innere Friede hergestellt war, so konnten die äußeren Feinde, unter denen die Volsker damals eine Hauptrolle spielten, mit um so größerem Erfolge bekämpft werden. Rom war in diesen kleinen Kriegen durchgängig siegreich; aber die unaufhörlichen Feldzüge wurden mittelbar die Veranlassung zur Erneuerung der inneren Zwistigkeiten, indem sie so sehr zur Vernachlässigung des Ackerbaues beitrugen, daß Rom endlich einem völligen Getreidemangel preisgegeben war. Die Plebejer, zufrieden im Genuß der gewonnenen politischen Rechte, ertrugen die Hungersnoth so lange mit Geduld und Muth, als sie sahen, daß auch die Patrizier das harte Schicksal theilten. Als aber endlich eine große Kornladung aus Sizilien ankam, zum Theil gekauft, zum Theil Geschenk eines sizilischen Königs (wie man sagt Gelon's), da erhob sich der alte Streit zwischen Patriziern und Plebejern mit neuer Heftigkeit. Die Veranlassung dazu gab der Patrizier Coriolanus, einer der größten Volksfeinde Roms. Er hieß eigentlich Cajus Marcius, allein in einem der kleinen Kriege mit den Volskern hatte er sich durch die Eroberung der kleinen Stadt Corioli so sehr ausgezeichnet, daß ihm zur Erinnerung an seine Tapferkeit der Beiname Coriolanus beigelegt wurde, wie er in der Geschichte auch durchgängig heißt. Coriolanus schlug dem Senate vor, die bestehende Hungersnoth zu benutzen, um den Plebejern die kaum errungenen politischen Rechte wieder zu entreißen, und zwar sollte er den Beschluß fassen, ihnen die neugefüllten Kornmagazine nur dann zu öffnen, wenn die Plebejer ihre Tribunen preisgeben würden. Ueber diesen heimtückischen Antrag kam der Streit zum Ausbruch, und namentlich war es Coriolanus, welchen der Haß der Plebejer in seiner ganzen Schwere traf. Man verlangte, daß dieser Verächter der Volksrechte vor Gericht gezogen werde, und die Tribunen setzten es durch, daß man diesem Verlangen nachgab. Aber nun begann ein neuer Streit über die Zusammenstellung des Gerichts. Die Konsuln forderten, es solle über den Angeklagten nach Centurien gestimmt werden, weil sie hoffen konnten, dadurch den Coriolanus zu retten, indem die 98 Centurien der ersten (patrizischen) Klasse die sämmtlichen Centurien der fünf anderen überwiegen mußten. Allein dies erkannten auch die Tribunen und darum verlangten sie die Abstimmung nach Tribus, in welchen nur die Plebs stimmte.

Nach heftigen Streitigkeiten setzten die Tribunen den Willen des Volkes durch, und Coriolanus wurde zur ewigen Verbannung aus Rom verurtheilt. Er floh zu Roms

Illustrirte Weltgeschichte I.

Die römischen Frauen erlangen Zutritt zu Coriolan. Zeichnung von Hermann Vogel.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Feinden, den Volskern, begierig, ſich an ſeiner Vaterſtadt zu rächen. Bald hatte er die Volsker dahin gebracht, daß ſie einen neuen Kriegszug gegen Rom beſchloſſen und ihm den Oberbefehl über das Heer übertrugen. Dies Heer vermehrte Coriolanus durch eine große Schar römiſcher Verbannten, die ſich mit Freuden zu ihm geſellten. Coriolanus fiel nun in Latium ein (488 v. Chr.), eroberte mehrere Städte und verheerte das römiſche Gebiet, beſonders aber das Eigenthum der Plebejer, während er das der Patrizier möglichſt ſchonte. Bald ſtand er unweit Rom, ohne daß die Stadt im Stande war, ihm ein Heer entgegen zu ſenden. In dieſer Noth beſchloß der Senat, mit Coriolanus zu unterhandeln und es wurde eine Geſandtſchaft an ihn abgeſchickt; Coriolanus empfing dieſelbe mit grenzenloſem Hochmuthe und ſtellte ſo harte Friedensbedingungen, daß Rom auf dieſelben nicht eingehen konnte.

Anxur, die Stadt der Volsker.

Coriolanus erklärte nämlich, daß er nur dann mit Rom Frieden machen würde, wenn die Römer den Volskern die abgenommenen Städte zurückgäben und allen aus Rom Verbannten die Rückkehr geſtatteten. Gerade dieſe letztere Forderung erſchien den Römern unerfüllbar; denn die Zahl jener Vertriebenen war ſo außerordentlich groß, und ihr bisheriges wildes und unſtätes Räuberleben hatte ſie aller Ordnung ſo ſehr entfremdet, daß man von ihnen mit Recht fürchtete, ſie würden in Rom bald völlige Anarchie hervorrufen.

Eine zweite und dritte Geſandtſchaft hatte denſelben ungünſtigen Erfolg, und da Coriolanus endlich drohte, die Stadt zu ſtürmen, wenn ſie auf ſeine Bedingungen nicht einginge, ſo verſuchte man den letzten Schritt, um auf ſein Herz zu wirken. Die angeſehenſten Frauen Roms wurden abgeſandt, um für die Vaterſtadt um Gnade zu bitten. Coriolanus empfing die römiſchen Frauen, an deren Spitze ſeine Mutter Veturia und ſeine Gattin Volumnia, die Kinder an der Hand führend, erſchienen, mit der größten Ehrerbietung, und die Liktoren mußten zum Zeichen derſelben ihre Fasces vor ihnen ſenken. Doch gegen ihre Bitten blieb er lange ſtandhaft, bis ſich ſeine Mutter ihm zu Füßen warf. Dieſer Anblick wandte das Herz des ſtolzen Mannes, und unter bitteren Thränen rief er aus:

„Mutter, du haſt mich entwaffnet. Du wähltеſt zwiſchen Rom und dem eigenen Sohn; nun wohl, ſo ſiehſt du mich niemals wieder, und mögen ſie dir es danken!“

So führte denn Coriolanus sein Heer zurück und begab sich wieder in die Verbannung, in welcher er bis zu seinem Tode blieb. Die Volsker ließen sich leicht zur Umkehr bewegen, da sie ihre verlornen Städte zurück erhielten. Rom war gerettet.

Unaufhörliche Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern um die Gleichheit der politischen Rechte wechselten dann ab mit unwichtigen Kriegszügen gegen die Nachbarn.

Bald nach jener durch Coriolanus veranlaßten Noth wurde ein Gesetz gegeben, welches Jahrhunderte lang ein Zankapfel der beiden Parteien blieb. Es war dies das sogenannte Agrarische oder Ackergesetz, welches im Jahre 486 v. Chr. durch den volksfreundlichen Konsul Spurius Cassius in Vorschlag gebracht wurde und den Zweck hatte, die bisher von den Patriziern zu ihrem Vortheile umgangene Einrichtung des Servius Tullius in Bezug auf die Vertheilung der eroberten Ländereien wieder herzustellen. Das Ackergesetz, gegen welches sich die eigensüchtigen Patrizier mit aller Macht stemmten, ging zwar durch, allein der Ausführung desselben wurden durch Ränke aller Art Hindernisse in den Weg gelegt. Wie verhaßt bei den Patriziern das Ackergesetz war, geht aus den Verfolgungen hervor, die dessen Urheber, Spurius Cassius, von ihnen erdulden mußte. Nach Niederlegung seines Konsulats klagten sie ihn an, nach der Alleinherrschaft gestrebt zu haben, und da sie ihn vor die Kurien zogen, in welchen nur die Patrizier stimmten, so wurde er schuldig befunden und, zum Tode verurtheilt, von dem Tarpejischen Felsen gestürzt. Man erzählt indessen auch, sein eigner Vater habe nicht nur die Anklage gegen ihn angebracht, sondern ihn auch in seinem eigenen Hause in Gegenwart seiner ganzen Familie hinrichten lassen.

An dem Beispiele des Spurius Cassius hatten sich die Plebejer überzeugt, welche Vortheile ihnen daraus erwüchsen, wenn sich unter den Konsuln ein Mann befände, der ihrer Sache zugethan sei. Deshalb strebten die Tribunen danach, es durchzusetzen, daß unter den beiden zu wählenden Konsuln stets wenigstens ein Patrizier von plebejischer Gesinnung sein müsse; und ihre Bemühungen hatten günstigen Erfolg. Der Einfluß des plebejisch gesinnten Konsuls wurde indeß bald wieder dadurch geschwächt, daß sich der patrizisch gesinnte als erster Konsul betrachtete und benahm und seinen Kollegen nur als eine Art von Gehülfen ansah. Mehrere Jahre hindurch hatten die Plebejer das Glück, besonders aus dem großen Patriziergeschlecht der Fabier Männer erwählt zu sehen, welche ihrer Sache warm zugethan waren. So war es namentlich Cäso Fabius, welcher gleich nach Antritt seines Konsulats auf die Vollziehung der Ackergesetze, obwol vergebens, drang.

Als um diese Zeit die Vejenter ins römische Gebiet einfielen, griffen die Plebejer zu dem Mittel, welches sie stets, und häufig mit Erfolg, anwandten, um ihre Forderungen durchzusetzen: sie weigerten sich, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, bevor das Ackergesetz zur Ausführung gebracht sei. Wahrscheinlich würden sie dadurch auch diesmal ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht Cäso Fabius, dem die Rettung des Vaterlandes höher stand als das Wohl einer der Parteien, durch seinen Heldenmuth den Knoten durchhauen hätte. Ohne eine Aufforderung, weder an seine Standesgenossen, die Patrizier, noch an die Plebejer zu erlassen, sammelte er das ganze Geschlecht der Fabier, dreihundert an der Zahl, um das Vaterland auf seine eigene Hand gegen die Vejenter zu schützen (479 v. Chr.). An 4000 ihrer Klienten und viele dem Kriegsglücke des Cäso Fabius vertrauende Römer folgten den Fabiern bei ihrem Auszuge aus Rom; und so durften sie sich stark genug fühlen, dem Feinde entgegen zu treten. An dem Flusse Cremera legte das Heer der Fabier eine verschanzte Kolonie an und erfocht von dort aus mehrere Siege, wodurch den Vejentern ein so beträchtlicher Schaden zugefügt wurde, daß sich endlich auch die übrigen elf Lucomonien Etruriens erhoben, um Veji zu unterstützen und die Verschanzungen der Fabier zu zerstören. Durch List lockte man diese endlich in einen Hinterhalt, überfiel sie alsdann und richtete trotz eines tagelangen tapfern Widerstandes ein so schreckliches Blutbad unter ihnen an, daß keiner der dreihundert Fabier am Leben blieb (477 v. Chr.). Der Verlust des edeln und tapfern Geschlechts der Fabier

erfüllte ganz Rom mit der tiefſten Trauer. Der Tag ihres Untergangs wurde den unglücklichen Tagen beigeſellt, an welchen keine wichtigen Angelegenheiten unternommen werden durften, und das Thor, durch welches die Fabier ausgezogen waren, erhielt fortan den Namen „Heilloſes Thor“ (porta scelerata).

Durch den Untergang der Fabier hatte die Plebs den größten Theil ihrer patriziſchen Anhänger eingebüßt, und die Lauheit der Konſuln bewies dies. Da ergriffen die Tribunen ein neues Mittel, um den Eifer der zur Wahrung des plebejiſchen Intereſſes erwählten Konſuln anzuſpornen. So oft ein ſolcher Konſul ſein Amt niederlegte, wurde er von den Tribunen peinlich angeklagt, das Ackergeſetz nicht zur Ausführung gebracht zu haben.

Untergang der Fabier. Zeichnung von H. Leutemann.

Der erſte Tribun, welcher dies Mittel anwandte, war Cnäus Genucius; aber er mußte ſeinen Eifer büßen, denn die Konſuln räumten ihn meuchlings aus dem Wege und ſchüchterten dadurch die übrigen Tribunen ein, bis endlich im Jahre 472 v. Chr. Publilius Volero zum Volkstribun erwählt wurde.

Er hatte ſeine Erwählung zum Tribunen einem Aufſtande zu verdanken, den er ſelbſt herbeiführte. Als nämlich ein neues Heer angeworben werden ſollte, dekretirte der Senat auf die Weigerung, ſich dazu einſchreiben zu laſſen, Geld- oder Prügelſtrafe. Volero, ein angeſehener Plebejer und darum den Patriziern ein Dorn im Auge, ſollte als Gemeiner eingeſchrieben werden. Da er aber früher ſchon als Hauptmann gedient, ſo widerſetzte er ſich der Einſchreibung, und die Patrizier waren erfreut, eine Gelegenheit zu haben, den ihnen mißliebigen Mann zu demüthigen. Die Liktoren erhielten den Befehl, den Volero auszuprügeln. Doch Volero war nicht der Mann, ſich in Geduld zu unterwerfen.

Digitized by Google

Er leiſtete den Liktoren Widerſtand und bot das Volk zur Hülfe auf, indem er auf den Markt ſtürzte und ausrief: „Steht mir bei, Quiriten, euern Schutz flehe ich an! Da unſere Tribunen lieber einen Bürger mit Ruthen peitſchen laſſen, als ſich der Gefahr ausſetzen wollen, durch meuchelmörderiſche Konſuln zu ſterben, ſo haben wir gegen deren Tyrannei kein Mittel mehr übrig als die Gewalt!“ — Dieſer Aufruf verfehlte ſeine Wirkung nicht. Die Liktoren wurden mit Schlägen verjagt, die Konſuln unter lautem Geſchrei umzingelt, und ſo bedrängt mußten ſie es geſchehen laſſen, daß Volero zum Volkstribunen gewählt wurde.

Dieſer Mann erkämpfte den Plebejern einige namhafte Siege. Um es zu bewirken, daß die Tribunen und Aedilen blos im plebejiſchen Intereſſe erwählt wurden, ſetzte er es durch, daß die Wahl derſelben nicht mehr wie früher von den Centurien ausging, ſondern den Tribus überlaſſen blieb. Außerdem wurde der Plebs die Befugniß eingeräumt, über ihre eigenen Angelegenheiten gleichfalls nur in den Tribus zu ſtimmen und darüber Beſchlüſſe zu faſſen. Doch wurden dieſe Beſchlüſſe von den Patriziern nicht als Volksbeſchlüſſe (populi scita) und alſo auch nicht als Geſetze anerkannt, ſondern nur Plebsbeſchlüſſe (plebis scita) genannt. So klein dieſe Erfolge im Grunde genommen erſcheinen, immerhin waren ſie geeignet, die Vorrechte des Patriziats nach und nach zu zerbröckeln; und endlich ſchien ſelbſt das Schickſal das Seinige dazu beitragen zu wollen, um die Gleichheit der Rechte herbeizuführen. Im Jahre 463 v. Chr. brach eine fürchterliche Peſt in Rom aus, welche die Stadt außerordentlich entvölkerte und durch die damit verbundene Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung die Macht der Patrizier merklich untergrub.

Die Verheerungen, welche die Seuche anrichteten, waren furchtbar. Beide Konſuln, die Tribunen und den vierten Theil der Senatoren raffte ſie in kurzer Zeit dahin, und eine noch viel bedeutendere Höhe erreichte die Zahl der Opfer, welche ſie unter den niederen Ständen forderte, deren Lebensart den Fortſchritten der Seuche größern Spielraum bot. Der Leichen waren ſo viele, daß man ſie nicht begraben konnte, ſondern dieſelben in den Tiber und die Kloaken werfen mußte. Aber die Seuche wüthete nicht allein in Rom, ſondern verbreitete ſich auch über die umliegenden Landſchaften, ja faſt über ganz Italien; und ſo mußte es denn geſchehen, daß im nächſten Jahre eine allgemeine Hungersnoth eintrat und die Staatsordnung in ihren Grundfeſten erſchüttert wurde.

Mit der Peſt zugleich waren noch andere Naturereigniſſe eingetreten, welche der Aberglaube des Volkes theils als Strafgerichte der Götter, theils als „Zeichen und Wunder“ betrachtete: Erdbeben, Nordlichter und auch Regen von fleiſchähnlichen Flocken, die von den Raben verzehrt wurden, aber auch nicht verfaulten, wenn ſie liegen blieben. Alles dies trug dazu bei, die Bande des Staats zu lockern und ſo der Maſſe des Volkes ein Uebergewicht über die früher Bevorzugten zu geben.

Kaum hatte die Seuche nachgelaſſen, ſo begann auch ſchon wieder der alte Streit um das Ackergeſetz und mit ihm zugleich ein Krieg gegen die Volsker. Während die Konſuln infolge dieſes Krieges von Rom abweſend waren, trat der Tribun Terentilius Arſa mit der Behauptung hervor, daß die Ordnung im Staate nur dadurch für immer befeſtigt werden könne, wenn erſtens die Stände einander gleichgeſtellt würden, zweitens an Stelle des Konſuls eine minder unumſchränkte höchſte Obrigkeit eingeſetzt, und drittens ein geſchriebenes Geſetz aufgeſtellt werde. Ohne Zweifel war dieſe letztere Forderung die dringendſte und billigſte, denn bei dem gänzlichen Mangel an feſtſtehenden Geſetzen wurden alle Richterſprüche nach dem Herkommen und noch öfter nach Gutdünken entſchieden, ſo daß Willkür und Ungerechtigkeit nicht ausbleiben konnten.

Der Geſetzvorſchlag des Terentilius lautete: „Laſſet das Volk in geſetzmäßigen Comitien (Volksverſammlungen) zehn Männer von reifem Alter, vollkommener Weisheit und untadelhaftem Rufe ausſuchen, um ein Geſetzbuch, ſowol für die Verwaltung des Reiches als die Entſcheidung der öffentlichen Angelegenheiten, zu entwerfen; laſſet dieſe Geſetze auf dem Markt öffentlich anſchlagen und laſſet die öffentlichen Obrigkeiten ſowol,

als alle anderen Richter verbunden sein, sich nach denselben in ihren Entscheidungen der Streitigkeiten, die in Rom entstehen, zu richten."

Cincinnatus. Ueber diesen Gesetzvorschlag erhob sich der alte Zwist, der endlich auch wieder durch das alte Mittel zur Entscheidung gebracht wurde. Denn gerade um diese Zeit (462 v. Chr.) geschah es, daß ein Sabiner, Namens Appius Herdonius, mit 4000 seiner Klienten sich eines Nachts plötzlich des Kapitols bemächtigte, um sich zum unumschränkten Herrscher Roms zu machen. Das Volk wurde zu seiner Vertreibung aufgerufen, weigerte sich aber, die Waffen zu ergreifen, bevor über den Terentilischen Gesetzvorschlag abgestimmt sei. Man gelobte, dies nach Besiegung des Feindes geschehen zu lassen. Aber als das Volk nun den sabinischen Eindringling vertrieben hatte, unterblieb die Abstimmung wiederum. Der Aufstand würde jetzt ohne Zweifel zum offenen Ausbruch gekommen sein, wenn nicht der Konsul Quinctius Cincinnatus durch seine würdevolle Zusprache den Sturm noch beschwichtigt hätte. Dieser würdige, aber sehr arme Mann bot alle Mittel seines Geistes auf, um das Ungestüm der Plebejer niederzuhalten, und als ihm dies gelungen war, kehrte er nach Ablauf seines Konsulats auf sein kleines Gehöft zurück, das einzige Besitzthum, welches er aufzuweisen hatte.

Man erzählt, daß Cincinnatus durch den Uebermuth seines Sohnes Cäso Quinctius um sein Vermögen gekommen sei. Dieser hatte nämlich bei den Streitigkeiten über den Terentilischen Gesetzvorschlag einst mit einem Haufen junger Patrizier die Volksversammlung auseinander getrieben. Man wollte ihn beseitigen, beschuldigte ihn eines Mordes, den er begangen haben sollte, und zog ihn deshalb vor Gericht, wo er eine Bürgschaft von 30,000 As stellen mußte. Da Cäso Quinctius aber die Flucht ergriff, so mußte sein Vater Quinctius Cincinnatus die Bürgschaftsumme zahlen, und dies hatte sein Vermögen dergestalt erschöpft, daß ihm nur ein kleiner Meierhof übrig blieb, den er selbst bewirthschaftete, wenn er nicht, was freilich mehrmals geschah, zu Staatsämtern berufen wurde.

Bald darauf bedurfte man der Hülfe des wackern Mannes von Neuem. Ein Krieg, welcher von den Aequern herbeigeführt wurde, nahm für Rom eine so unglückliche Wendung, daß der in Rom zurückgebliebene Konsul in der Noth kein anderes Rettungsmittel wußte, als einen Diktator zu ernennen. Die Wahl fiel auf Cincinnatus (458 v. Chr.). Eine Gesandtschaft wurde abgeschickt, um ihn an die Spitze des Heeres zu berufen. Sie fand den Mann, welcher zur höchsten Würde der Republik ernannt worden war, auf seinem Felde am Pfluge. Nicht jubelnd, sondern seufzend verließ er denselben, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen.

Cincinnatus rechtfertigte die Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt hatte; denn kaum war er im Felde erschienen, als sich auch der Sieg den Römern wieder zuwandte. Der Feind wurde geschlagen, ihr Anführer gefangen genommen, und Cincinnatus zog als Triumphator in Rom ein. Sodann legte er seine Würde, obwol er dieselbe wenigstens ein halbes Jahr hätte bekleiden können, freiwillig nieder und kehrte nach sechzehn Tagen zu seinem Pfluge zurück. Auf Anrathen seiner Freunde hatte Cincinnatus seinen Einfluß dazu benutzt, um die Sache seines Sohnes noch einmal untersuchen zu lassen. Der Ankläger desselben wurde vorgefordert, der Verleumdung für schuldig erklärt und zu derselben Strafe verurtheilt, die den Verleumdeten getroffen hatte: zu ewiger Landesverweisung. Der Sohn des Cincinnatus erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr.

Nach Herstellung der äußeren Ruhe begannen wiederum die Kämpfe der Tribunen für die Volksrechte. Die Gerechtsame der Tribunen selbst hatten sich bisher schon bedeutend erweitert. Ihre Zahl war bis zu fünf gestiegen, und sie machten, wie wir gesehen haben, Vorschläge zu Gesetzen. Jetzt war nicht mehr blos das Agrarische, sondern auch das Terentilische Gesetz der Fehdehandschuh, welchen die Tribunen den Patriziern entgegenschleuderten; und namentlich trat nach dem Kriege gegen die Aequer der Tribun Virginius mit der entschiedenen Forderung auf, dem Streite ein Ende zu machen. Doch mit der

gewöhnlichen Hartnäckigkeit der Aristokraten, wenn es sich um Gewährung von Volksrechten handelt, widersetzten sich die Patrizier den Forderungen des würdigen Tribunen, bis dieser endlich sich zufriedengestellt erklärte, wenn man die Zahl der Tribunen auf zehn erhöhen wolle. Dieses Begehren bereitete den Patriziern neue Verlegenheit; sie riefen den oft erprobten Cincinnatus auf, und als ihnen dieser begreiflich machte, daß die größere Zahl der Tribunen deren Bestechung und dadurch bewirkte Vereinigung erleichtere, da wurden die zehn Tribunen bewilligt (456 v. Chr.).

Dieser neue Erfolg machte die Volkstribunen nur noch kühner, und als endlich der alte tapfere Krieger Sicinius Dentatus zum Tribun erwählt wurde, so setzte dieser endlich im Jahre 454 v. Chr. den Terentilischen Vorschlag durch. Derselbe wurde zum Gesetz erhoben und man traf zur Ausführung desselben sogleich die geeigneten Maßregeln.

Mit der Erwählung des Sicinius Dentatus hatte es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der des Volero. Während der letzten stürmischen Verhandlungen über das Agrarische und Terentilische Gesetz erschien nämlich Sicinius, ein Mann von sechzig Jahren, vor dem Volke und sprach: „Quiriten, hört mich an: ich habe in hundertundzwanzig Schlachten mitgefochten, habe 45 Wunden aufzuweisen, alle auf dem Vorderleibe, habe die letzten dreißig Jahre bald hier bald da als Befehlshaber gestanden, besitze vierzehn Bürgerkronen, weil ich eben so vielen Bürgern das Leben gerettet, drei Mauerkronen, weil ich bei drei Erstürmungen der Erste auf der Mauer war, acht andere Kronen für rühmliche Thaten, dazu 80 goldene Halsketten, 60 goldene Armbänder, 18 Lanzen, 25 Pferdezeuge, die ich dem Feinde abgenommen, neun davon im Zweikampfe. Und trotz allem diesen habe ich nicht eine Spanne Land von dem, was ich erobern half; denn diese Räuber, die Patrizier, haben es genommen.“ Diese Rede kennzeichnete einen Mann, wie ihn das Volk zur Erkämpfung seiner Rechte gebrauchen konnte, und daher erwählte es den Sicinius bei der nächsten Gelegenheit zum Tribunen.

Die Decemvirn. Nachdem man eine Gesandtschaft nach Hellas abgeschickt hatte, um die Gesetze Griechenlands und namentlich die Solonischen kennen zu lernen, und die Abgesandten wieder zurückgekehrt waren, erwählte man aus den Patriziern zehn Männer, welche beauftragt wurden, die neuen Gesetze zu entwerfen und aufzuzeichnen. Ohne allen Zweifel würde das Werk dieser Zehnmänner (Decemvirn) vollkommener geworden sein als es wirklich wurde, wenn man, was bei Gesetzgebungen so unerläßlich nothwendig ist, das Volk an den Berathungen hätte Theil nehmen lassen. Aber man that dies nicht nur nicht, sondern ging sogar so weit, die Gesetzverfasser von jedem äußeren Einfluß abzusperren, indem man während der Zeit ihrer Arbeit alle anderen Aemter, Konsulat, Tribunat, Aedilat ꝛc. gänzlich aufhob und den Decemvirn in der Art eines Interregnums die Regierung des Staates überließ.

Unter den Decemvirn hatte immer Einer die höchste Gewalt zeitweilig auszuüben, und dieser wurde Stadtaufseher (custos urbis) genannt.

Zu Anfang des Jahres 451 v. Chr. traten die Decemvirn ihr Amt an, da sie indeß bis zu Ablauf des Jahres das Gesetzgebungswerk noch nicht vollendet hatten, so behielt man das Decemvirat noch für das folgende Jahr bei, indem man neue Zehnmänner erwählte, welche, besonders auf Betrieb des Patriziers Appius Claudius, aus fünf Patriziern und fünf Plebejern bestanden. Dieser Appius Claudius, welcher nach der Despotie trachtete, hatte aber bei der Wahl die Maske der Volksfreundschaft nur deshalb getragen, um sich in den fünf plebejischen Decemvirn, die ihm ihre Wahl verdankten, ergebene Werkzeuge seiner Pläne zu gewinnen; und kaum standen die neuen Zehnmänner fest, so warf er die Maske ab. Die Zehnmänner führten unter der Leitung des Appius Claudius ein vollkommenes Tyrannenregiment ein. Jeder derselben erschien auf dem Forum (Marktplatz) in Begleitung von zwölf Liktoren, so daß 120 dieser Urtheilsvollzieher mit Beilen in ihren Fasces bei den Versammlungen gegenwärtig waren. Ein Krieg, der inzwischen mit den Sabinern und Aequern ausbrach und der den größten Theil des Volkes im Felde beschäftigte,

erleichterte das Gelingen ihrer Abſichten. Ohne ſich an den durch das Geſetz beſtimmten Ablauf ihrer Amtszeit zu kehren, behielten ſie unter dem Vorwande, noch weitere Geſetze entwerfen zu müſſen, die ihnen anvertraute Gewalt eigenmächtig bei, und Jeder, der ihnen auf irgend eine Weiſe entgegentrat, wurde durch Liſt oder Gewalt beſeitigt.

Tod der Virginia. Zeichnung von Hermann Vogel.

Ein ſolches Schickſal hatte unter Anderen auch der ſchon erwähnte alte würdige Sicinius Dentatus. Unmuthig über die ſchlechte Kriegführung der Decemvirn, kehrte er nach Rom zurück und ſprach dort unverhohlen ſeine Meinung aus über die Ungeſchicklichkeit der Feldherren. Der hinterliſtige Appius Claudius ſtellte ſich, als bewundere er die Einſicht des alten Kriegers, und bewegte denſelben, ins Lager zurückzukehren, um die Decemvirn mit ſeiner Erfahrung zu unterſtützen. Dort angekommen, fand er dieſe bereit, ſich ſeinem Rathe zu unterwerfen, denn ſie waren von Appius Claudius bereits vorbereitet und mit Verhaltungsregeln verſehen. Es galt, den Sicinius Dentatus zu beſeitigen.

Deshalb ſandten ihn die Decemvirn mit hundert leichtgerüſteten Leuten ab, um einen beſſeren Platz zum Lager auszuſuchen. Seine Begleitung aber hatte den Auftrag erhalten, den alten Helden zu ermorden. Als man daher eine Felsſchlucht erreicht hatte, fielen die Männer über ihr Opfer her; doch Sicinius Dentatus wollte ſein Leben ſo theuer wie möglich verkaufen. Er lehnte ſich an einen Felſen und vertheidigte ſich mit ſolcher Tapferkeit, daß er fünfzehn der Angreifer tödtete und dreißig verwundete, ohne daß es ihnen gelang, den Greis zu beſiegen. Da, als ſie endlich einſahen, daß ſich ihm Niemand ohne Gefahr nahen könne, kletterten die Elenden auf den Felſen, an welchem der Tapfere lehnte, und warfen ihn mit Felsſtücken todt.

Digitized by Google

Appius Claudius, der in Rom zurückgeblieben war, während seine Amtsgenossen das Heer anführten, schwang unterdessen die Geißel mit unerhörtem Uebermuth. Später wurde er durch dieselbe Veranlassung gestürzt, die den Tarquin einst vom Throne gestoßen hatte; denn die Begebenheit mit der Virginia, deren Blut das Siegel der neuen Freiheit wurde, ist ein würdiges Seitenstück zu dem Opfer der Lucretia.

Appius Claudius war in die reizende Tochter des plebejischen Hauptmanns Virginius verliebt ohne alle Hoffnung, jemals zu ihrem Besitze zu gelangen, da nicht allein Virginia verlobt, sondern auch Appius Claudius selbst bereits verheirathet, und Vielweiberei streng verboten war. Zwar galten Ehescheidungen nicht als ungesetzlich, allein sie waren noch nicht vorgekommen, und zudem verbot das Gesetz eine jede Ehe zwischen Patriziern und Plebejern aufs Allerstrengste. Je weniger aber von einem Ehebunde zwischen ihm und Virginia die Rede sein konnte, desto mehr strebte Appius Claudius danach, das Mädchen durch allerlei Intriguen in seine Gewalt zu bringen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Wärterin der Virginia unbestechlich war, so veranlaßte er einen seiner Klienten, öffentlich die Auslieferung des Mädchens zu verlangen, unter dem Vorgeben, daß sie ein untergeschobenes Kind und die Tochter seiner, des Klienten, Sklavin sei, also auch ihm als Sklavin angehöre. Dies geschah, und Virginia wurde von Appius Claudius vor seinen Richterstuhl gefordert. Allein Virginius hatte von dem gegen seine Tochter beabsichtigten Bubenstreich kaum Nachricht erhalten, als er auch schon aus dem Lager herbeieilte, mit Virginia und seinen Freunden vor dem Richterstuhle des Decemvirn erschien, und hier den Beweis führte, daß Virginia das echte Kind seines Weibes sei. Appius Claudius erklärte, daß er über die ganze Sache genau unterrichtet sei, und sprach das Mädchen seinem Klienten als Sklavin zu. Obgleich Jedermann über die Ungerechtigkeit dieses Urtheilspruches empört war, so wurde doch der von seinen Liktoren umgebene Decemvir viel zu sehr und zu allgemein gefürchtet, als daß des Virginius Freunde es hätten wagen können, die Ungerechtigkeit durch Gewalt zu besiegen. Virginius selbst, der das ganze boshafte Gewebe durchschaute, sah wol ein, daß es nur ein Mittel gäbe, um seine Tochter vor der ihr drohenden Entehrung zu retten; der alte Römer faßte schnell einen Entschluß. Mit großer Ruhe, als ob er sich von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugt hätte, bat er den Appius Claudius um Verzeihung und zugleich um die Erlaubniß, dem niedergeschlagenen Mädchen einige Worte des Trostes zu sagen. Hierauf trat er zu seiner weinenden Tochter, nahm sie bei Seite, trocknete ihr zärtlich die Thränen ab und sprach zu ihr: „Mein liebes Kind, ich kenne nur einen Weg, um deine Freiheit und deine Ehre zu retten. Geh, Virginia, zu deinen Vorfahren, da du noch eine freie Jungfrau und zugleich rein und unbefleckt bist.“ Mit diesen Worten zog er ein Messer hervor und stach es seiner Tochter ins Herz. Dann, den vom Blute triefenden Stahl dem Appius Claudius entgegen haltend, rief er: „Durch dieses Blut weihe ich dein Haupt den Göttern der Unterwelt!“ Und noch ehe der erschrockene Decemvir seinen Liktoren den Befehl geben konnte, den kühnen Greis zu fangen, schwang sich dieser auf sein Pferd und eilte ins Lager, wo er durch die Erzählung seiner That das ganze Heer in Aufruhr brachte.

Das Heer, mit Abscheu gegen den Tyrannen erfüllt, folgte dem Aufrufe des Virginius zu einer Empörung gegen die Decemvirn. Es entsetzte die Feldherren von ihren Posten, wählte sich zehn Kriegstribunen zu Anführern und zog, in Begleitung der Plebs, die Rom gleichfalls verlassen hatte, nach dem heiligen Berge (449 v. Chr.), der schon einmal der Zufluchtsort des mißhandelten Volkes gewesen war.

Virginius hatte die Wahl zum Kriegstribunen abgelehnt, indem er sagte, daß sich kein Ehrenamt für ihn schicke, bis Virginia gerächt sei, und daß er auch gegen den Tyrannen persönlich mit zu großem Grimme erfüllt sei, um weise und gerecht handeln zu können. Der Senat, auf diese Art des Heeres beraubt, mit welchem das Vaterland geschützt werden sollte, sah sich genöthigt, eine Gesandtschaft nach dem Heiligen Berge zu

ſenden, um die Bedingungem zu hören, unter welchen die Truppen zurückkehren wollten. Das Volk verlangte Wiederherſtellung des Tribunats, Amneſtie für Alle, welche das Lager eigenmächtig verlaſſen hatten, und Auslieferung der Decemvirn.

Horatius und Valerius, zwei volksfremdliche Senatoren, bewirkten endlich einen Vergleich, und der Friede wurde dadurch hergeſtellt, daß das Decemvirat gänzlich abgeſchafft ward, und das Konſulat nebſt dem Tribunat wieder eingeführt wurde. Außerdem aber mußten den Plebejern noch folgende weſentlichen Rechte eingeräumt werden: Die Plebsbeſchlüſſe, inſofern ſie vom Senate beſtätigt worden waren, galten in Zukunft als Volksbeſchlüſſe; es fand von den Beſchlüſſen der Konſuln eine Berufung durch die Tribunen an das Volk ſtatt; ohne Volksbeſchluß durfte keine neue Regierungsform eingeführt werden; die wieder eingeſetzten Aedilen mußten von allen Senatsbeſchlüſſen Abſchriften erhalten, welche von den Tribunen mit T unterzeichnet und dann im Cerestempel niedergelegt wurden, damit die ſpäteren Konſuln verhindert wären, dergleichen Beſchlüſſe wieder aufzuheben. Die vollendeten Geſetze wurden in zwölf eherne Tafeln eingegraben und auf dem Forum öffentlich aufgeſtellt. — Die verbrecheriſchen Decemvirn zog Virginius durch Anklage vor Gericht. Die meiſten flohen; Appius Claudius aber wurde ins Gefängniß geworfen, wo er ſich noch vor ſeiner Verurtheilung tödtete. Horatius und Valerius, welche zu Konſuln erwählt worden waren, beſiegten die Sabiner und Aequer, und ſo kehrte in Rom die Ruhe wieder ein.

Aber wie gewöhnlich dauerte ſie auch jetzt nur kurze Zeit; denn noch hatten Plebejer und Patrizier nicht gleiche bürgerliche Rechte. Unter den Geſetzen der 12 Tafeln erfuhr dasjenige, welches die Ehen zwiſchen Patriziern und Plebejern verbot, die meiſten Angriffe. Die Mißſtimmung der Plebs gegen dieſes Geſetz war allgemein, da daſſelbe gewiſſermaßen eine Verachtung derſelben ausdrückte. Deshalb trat im Jahre 445 der Tribun C. Canulejus mit der Forderung hervor, jenes Geſetz aufzuheben. Zugleich verband er damit den Antrag, dem Volke das Recht zuzuſprechen, ſeine Konſuln beliebig aus den beiden Ständen (Patrizier und Plebejer) wählen zu können. Wenn der erſtere Antrag auch nach einigen Kämpfen von den Patriziern angenommen und ſomit das erwähnte Eheverbot aufgehoben wurde, ſo war der Widerſtand gegen den zweiten deſto hartnäckiger, denn die Patrizier ſahen recht wohl ein, daß damit der erſte Schritt aus der Ariſtokratie in die reine Demokratie gethan würde. Sie wollten den alleinigen Beſitz des Konſulats um keinen Preis aufgeben. Aber die Tribunen entwickelten ihre alte Taktik, indem ſie ſich der Aushebung zum Kriegsdienſte widerſetzten, und ſo mußte man ſich, da der Feind vor den Thoren war, den Ausweg gefallen laſſen, daß man für das nächſte Jahr (444 v. Chr.) ſtatt der beiden Konſuln aus der Geſammtmaſſe des Volkes ohne Rückſicht auf den Stand drei Konſulartribunen, d. h. Kriegstribunen mit konſulariſcher Gewalt, erwählte. Da man indeß hierbei, weil das ganze Volk zu wählen hatte, nicht nach Tribus, ſondern nach Centurien ſtimmte, in welchen die Zahl der Patrizier überwog, ſo konnte es nicht anders kommen, als daß die Wahl der Konſulartribunen auf Patrizier fiel. Man ſah ein, daß damit für die Plebs nichts gewonnen war, und ſo geſchah es, daß von dieſer Zeit an Konſuln und Konſulartribunen häufig wechſelten.

Die Cenſoren. Was die Patrizier durch dieſe Niederlage an Regierungsgewalt eingebüßt hatten, das ſuchten ſie jetzt durch die Einrichtung eines neuen obrigkeitlichen Amtes wiederzugewinnen. Bisher hatte man dem Cenſus, wodurch die Bürger für die verſchiedenen Klaſſen beſtimmt wurden, keine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, und ſeit ſiebzehn Jahren war überhaupt keine Schätzung gehalten worden. Jetzt errichtete der Senat zur Abhaltung des Cenſus das Amt der Cenſoren, und zwar ſollten Letztere nur aus den Patriziern gewählt werden. Dieſe Cenſoren hatten durch ihre Gerechtſame auf die Bildung der Centurien den größten Einfluß, da es zu ihrem Amte gehörte, das Vermögen zu ſchätzen, die Bürger nach dem Ergebniſſe dieſer Schätzung in die Klaſſen einzutragen und durch ihre

Verzeichnisse sogar zu bestimmen, wer zum Senat und zur Ritterschaft geeignet sei, wobei Geburt und Vermögen den Ausschlag gaben. Später wurden die Befugnisse der Censoren noch ausgedehnter, wie wir am geeigneten Orte näher ausführen werden. Trotzdem legten die Tribunen der Censur doch so wenig Werth bei, daß sie gar keine Ansprüche auf eine Theilnahme der Plebs daran machten. Anders jedoch war es mit der Quästur, einem bisher wenig beachteten Amte, dessen zwei Verwalter (Quästoren) die Finanzangelegenheiten des Staates unter sich hatten. Die Quästoren waren bisher ebenfalls nur aus den Patriziern gewählt worden; jetzt aber verlangten die Plebejer, daß nicht allein noch zwei Quästoren für den Krieg erwählt würden, denen der Verkauf und die Vertheilung der Beute übertragen würde, sondern daß auch die Plebejer zur Quästur zugelassen würden. Die alten Streitigkeiten lebten wieder auf; das Agrarische Gesetz wurde wieder angeregt, und um dieses Schreckensgespenst nur los zu werden, ergaben sich die Patrizier darein, daß die zu ernennenden vier Quästoren auch aus den Plebejern erwählt würden.

Krieg gegen Veji. Wenn die bisherigen Kriege der Römer gegen die Nachbarvölker weiter nichts gewesen waren, als gegenseitige Raub- und Verwüstungszüge, so erlangte der letzte gegen die Stadt Veji gerichtete eine kriegsgeschichtliche Wichtigkeit dadurch, daß die zehnjährige ununterbrochene Dauer desselben eine geregeltere Kriegsführung nothwendig machte, als die Römer bisher gewohnt waren. Dieser Krieg, von 406—396 v. Chr. dauernd, hatte seine Ursachen in den schon lange bestehenden offenen Feindseligkeiten zwischen Römern und Vejentern. Um sich ihres rastlosen Feindes ein- für allemal zu entledigen, hatten die Römer die völlige Vernichtung Veji's beschlossen, und sie gedachten ihr Ziel um so eher zu erreichen, als die übrigen etruskischen Städte wegen Veji's Abfall von der bisherigen Verfassung dasselbe haßten und es nur sehr lau unterstützten. Veji hatte nämlich den Freiheitsgeist der Etrusker dadurch beleidigt, daß es sich zum Unterthan eines Königs gemacht hatte. Trotz der Isolirung Veji's geschah es, daß die Römer zehn Jahre lang die Stadt ohne allen Erfolg belagerten. Ja, sie erlitten sogar mehrere beträchtliche Niederlagen, bis sie sich endlich im zehnten Jahre des Krieges entschlossen, einen Diktator zu ernennen.

Camillus. Die Wahl fiel auf Marcus Furius Camillus, einen klugen, tapfern Feldherrn, der sogleich die besten Maßregeln ergriff, um die Belagerung Veji's durch Eroberung der Stadt zu Ende zu bringen. Er ließ einen Minengang graben, welcher aus seinem Lager bis in die Stadt ging. Indem nun die Römer gegen die Mauern anstürmten, drangen sie zugleich auf dem unterirdischen Wege in die Stadt ein, und so wurde dieselbe erobert. Camillus hielt einen Triumpheinzug in Rom, wobei er aber durch seinen Hochmuth das Volk in hohem Grade verletzte. Er hielt denselben nämlich auf einem prächtigen, von vier schneeweißen Pferden gezogenen Wagen. Da die weißen Pferde aber seit dem Sturze des Königthums nur dem Dienste Jupiters und der Sonne geweiht waren, und da Camillus sich noch obendrein das Antlitz, ähnlich wie an den Bildsäulen der Götter, mit rother Farbe bemalte, so sah das Volk in diesen Handlungen eine frevelhafte Anmaßung, die ihm die Herzen der meisten Bürger wirklich entfremdete und die Hauptursache seines späteren Schicksals wurde.

Die Ausbreitung, welche die Macht Roms durch die Eroberung Veji's gewonnen, wurde sogleich benutzt, um die Unterwerfung der übrigen etruskischen Städte herbeizuführen. Camillus, im Jahre 391 v. Chr. zum Kriegstribun ernannt, erzwang in der That die Uebergabe von Falerii, indem er die Stadt so lange absperrte, bis sich dieselbe freiwillig der römischen Herrschaft unterwarf. Man erzählt darüber, daß sich Falerii dem Camillus deshalb unterworfen, weil dieser der Stadt einen Beweis von seltener Großmuth gegeben habe, und zwar folgenden:

Ein Schulmeister aus Falerii hatte die Gewohnheit, mit der ihm anvertrauten Jugend, größtentheils Söhnen der angesehensten Bewohner, täglich einen Spaziergang außerhalb der Thore zu machen. Auch während der Absperrung der Stadt durch die Römer unternahm

er dieſe Ausflüge, und da die römiſchen Verſchanzungen in ziemlicher Entfernung von den Thoren lagen, ſo fand man darin nichts Arges. Doch der Schulmeiſter war ein Verräther. Nachdem er ſich mit jedem Tage immer näher an den Feind gewagt hatte, führte er endlich ſeine Schüler geradezu in das Zelt des Camillus und ſprach zu dieſem: „Mit dieſen Kindern hier überliefere ich dir Falerii. Sie waren meiner Aufſicht anvertraut; aber ich ziehe die Freundſchaft Rom's meinem Poſten in Falerii vor.“ Camillus, empört über dieſen ſchändlichen Verrath, rief ſeine Liktoren herbei, ließ den Schulmeiſter entkleiden und ihm die Hände auf den Rücken binden. Sodann wurden an die Zöglinge Ruthen vertheilt, um damit ihren verrätheriſchen Lehrer nach der Stadt zurück zu peitſchen. Die Kinder gehorchten mit Freuden und erzählten dann ihren Eltern das edle Benehmen des feindlichen Feldherrn. Und davon, ſagt man, ſeien die Bewohner Falerii's beſtimmt worden, die Stadt dem Camillus freiwillig zu übergeben, indem ſie überzeugt geweſen, daß eine Stadt, welche Bürger wie den Camillus hervorbringe, der Ehre werth ſei, ſie zu beherrſchen.

So viele Verdienſte ſich Camillus auch erworben, ſein Uebermuth vernichtete den Werth derſelben. Der Stolz, womit er bei jeder Gelegenheit der Plebs begegnete, brachte es endlich dahin, daß er von den Tribunen angeklagt und vor das Gericht geladen wurde, weil er ſich von der vejentiſchen Beute widerrechtlich einen zu großen Antheil zugeeignet habe. Camillus verachtete das Volk viel zu ſehr, um es als ſeinen Richter anzuerkennen. Um einem Urtheilsſpruch zu entgehen, zog er nach Ardea, wo er beſtändig die Götter bat, Rom in eine Lage zu verſetzen, die es recht empfindlich bereuen ließ, ſeinen Erretter ausgeſtoßen zu haben.

Der Zufall wollte, daß die Wünſche des in ſeinem Stolze gekränkten Camillus früher in Erfüllung gingen, als er ſelbſt es für möglich gehalten hatte. Kurze Zeit nach der Verbannung des Camillus erſchienen Geſandte der etruskiſchen Stadt Cluſium in Rom und baten um Beiſtand gegen einen Schwarm Gallier, der von Oberitalien aus in Etrurien eingefallen war und im Begriff ſtand, Cluſium einzunehmen. Die Römer ſchienen keine Luſt zu haben, ſich mit dieſem Feinde ihrer Verbündeten zu meſſen. Daher boten ſie vorerſt ihre Vermittelung an, indem ſie drei Brüder aus dem Geſchlechte der Fabier abſandten, um die Gallier im Namen Roms zur Umkehr zu bewegen. Die drei Fabier hatten den Auftrag, den Galliern vorzuſtellen, daß die Römer, obgleich ſie im Stande wären, ihre Freunde, die Cluſiner, mit den Waffen zu vertheidigen, ſich freuen würden, mit den Galliern Frieden halten zu können. Dieſe erwiederten, ſie hielten die Römer für tapfere Männer, weil die Cluſiner bei ihnen Hülfe geſucht. Auch ſie wären zum Frieden ſehr geneigt, wenn ihnen Cluſium einen Theil ſeiner Aecker abtreten wollte, da ſie Mangel daran litten. Da wurden die Fabier heftig, indem ſie trotzig fragten, mit welchem Rechte die Gallier fremdes Eigenthum begehrten und was ſie überhaupt in Etrurien zu ſuchen hätten. Zornig antworteten die galliſchen Anführer: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwerts, und tapferen Männern gehört Alles“. Hiermit wurden die Verhandlungen abgebrochen, um das Schwert entſcheiden zu laſſen.

So kam es denn zwiſchen den Cluſinern und Galliern zu einer offenen Schlacht, in welcher die Erſteren eine vollſtändige Niederlage erlitten. Die drei Fabier hatten an dem Kampfe perſönlich Theil genommen, ja einer derſelben hatte ſogar einen der galliſchen Hauptleute im Zweikampfe erſchlagen. Dieſe Einmiſchung der römiſchen Geſandten betrachteten die Gallier als eine Verletzung des Völkerrechts, und Brennus, ihr oberſter Anführer, forderte von Rom die Auslieferung der drei Fabier. Allein die Dankbarkeit, welche die Römer dem fabiſchen Geſchlechte ſchuldeten, bewog ſie, das Verlangen der Gallier abzulehnen, und ſo rüſtete man ſich denn zum Kampfe, indem zugleich die drei Fabier unter die zu ernennenden Kriegstribunen gewählt wurden.

Die Gallier. Die Gallier, von denen hier die Rede iſt, gehörten zu dem großen über das weſtliche Europa verbreiteten Volksſtamme der Kelten, und waren ſchon ſeit längerer

Zeit in großen Schwärmen nach Oberitalien gegangen, das von ihnen auch den Namen Cisalpiniſches Gallien erhielt. Sie waren ein rohes, aber tapferes Volk von furchterregendem Ausſehen und hauſten überall, wohin ſie kamen, mit einer Wildheit, die ſie zum Schrecken aller Länder machte, welche ihr Fuß betrat.

Der Einfall der Gallier in Etrurien war durch einen Ehebruch veranlaßt worden. Ein junger Lucumon (etruriſcher Edler) von Cluſium hatte nämlich die Frau ſeines ehemaligen Vormundes entführt. Der beleidigte Gatte ſuchte Vergeltung durch das Geſetz, konnte ſie aber bei dem Oberhaupte der Stadt nicht erreichen. Um ſich für die Rechtsverweigerung zu rächen, ging er zu den Galliern, machte ihnen von Etrurien eine verführeriſche Beſchreibung und gab ihnen zum Beweiſe von der Wahrheit ſeines Gemäldes italiſchen Wein zu trinken. Dies reizte die Gallier zu einem Einfalle in das ſo geſegnete Land, und ſo folgten ſie dem rachſüchtigen Manne, der ſie nach Cluſium führte.

Unterdeß waren die rohen Scharen auch ins römiſche Gebiet eingefallen (390 v. Chr.). Die Römer zogen ihnen entgegen und beide Heere ſtießen am Fluſſe Allia auf einander. Dort erlitten die Römer eine Niederlage, wie ſie ein römiſches Heer noch niemals erfahren hatte. Was den galliſchen Schwertern entrann, flüchtete ſich theils nach Veji, theils nach Rom, wo die Beſchreibung von der Wildheit des Feindes Alles in Furcht und Schrecken verſetzte; denn die furchtbaren Eindringlinge näherten ſich bereits den Thoren der Stadt. Jeder Bürger ſuchte nach einer Zufluchtsſtätte, weil ſich Niemand in ſeinem Hauſe ſicher glaubte. Die meiſten flohen die Stadt ganz und gar und ſuchten ein Aſyl in den benachbarten Orten; viele aber retteten ſich mit dem Senate und den Heiligthümern der Nation auf das ſtark befeſtigte Kapitol. Als die Gallier nun endlich in Rom einzogen, fanden ſie nichts als eine öde, menſchenleere Stadt. Nur achtzig Greiſe, lauter ehemalige Magiſtratsperſonen, ſollen es verſchmäht haben, die Stadt zu verlaſſen. Sie weihten ſich den Göttern der Unterwelt, indem ſie hofften, dieſe würden dafür den Tod, welchen ſie von den Galliern erwarteten, an den Feinden rächen. Deshalb ſetzten ſie ſich, in ihre langen weißen Mäntel gehüllt und einen Stab in der Hand, auf elfenbeinernen Stühlen in der Vorhalle ihrer Häuſer nieder und erwarteten ſo in unbeweglicher Stellung die Ankunft der Feinde; und dieſe wußten bei dem Anblicke der ſeltſamen, marmorähnlichen Geſtalten wirklich nicht, ob ſie Götter oder Menſchen, Todte oder Lebende vor ſich ſahen. In dieſer Weiſe fanden ſie auch den ehemaligen Konſul M. Papirius vor ſeinem Hauſe ſitzend. Einer der Gallier wollte ſich überzeugen, ob es eine Statue ſei, ging auf die Geſtalt zu und zupfte ſie prüfend am Barte. Da aber erhob Papirius ſeinen Stab und ſchlug damit den Verwegenen ſo heftig auf den Kopf, daß ihm kein Zweifel mehr blieb über die Lebenskraft des Greiſes, der nun ſofort nieder gehauen wurde. Ein gleiches Schickſal hatten alle übrigen.

Brennus nahm an Rom eine barbariſche Rache; es wurde von ihm den Flammen preisgegeben, ſo daß nur wenige Häuſer der allgemeinen Zerſtörung entgingen; nur das Kapitol widerſtand allen Angriffen. Die Gallier ſchwärmten nun in der umliegenden Gegend umher, um ſich mit Nahrungsmitteln zu verſehen; aber nicht immer gelang ihnen dies ohne Widerſtand, und namentlich war es in Ardea, wo der noch immer verbannte Camillus an der Spitze der Bewohner die Feinde zur Umkehr nöthigte. Die Niederlage, welche dieſer den Galliern beibrachte, veranlaßte die nach Veji geflüchteten Römer, den Verbannten zum Diktator der Republik auszurufen. Eine ſolche Ernennung konnte aber geſetzlich nur mit Bewilligung des Senats ſtattfinden. Da dieſer jedoch auf dem Kapitol eingeſchloſſen war, ſo befanden ſich die Römer zu Veji in der größten Verlegenheit, wie ſie die Zuſtimmung des Senats zu ihrer Wahl erhalten ſollten. Endlich erbot ſich ein kühner Mann, Namens Pontius Cominius, das Kapitol ſo heimlich zu erklimmen, daß er von den Galliern nicht bemerkt werde. In einer finſtern Nacht durchſchwamm er den Tiber, erkletterte an einer ihm wohl bekannten zugänglichen Stelle den Felſen des Kapitols und kehrte mit der Einwilligung des Senats auf demſelben Wege wieder nach Veji zurück.

Illustrirte Weltgeschichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Tod des Konsuls M. Papirius.

Zeichnung von A. de Neuville.

Digitized by Google

Digitized by Google

Während nun Camillus Pläne zur Vertreibung des Feindes entwarf, machten die Gallier einen letzten Versuch, das Kapitol zu erstürmen. Aber auch dieser mißlang; das Kapitol wurde durch Marcus Manlius gerettet. Die Gallier hatten nämlich an dem Felsen die Spur entdeckt, welche Pontius Cominius beim Erklettern desselben zurückgelassen, und beschlossen nun, das Kapitol auf demselben Wege zu überrumpeln. Die Muthigsten unter ihnen erstiegen Nachts auch wirklich die steile Höhe, ohne daß irgend ein Wächter ihre Ankunft bemerkte.

Camillus vor Brennus.

Nur die der Juno geheiligten Gänse, welche sich auf dem Kapitol befanden, erweckten durch ihr Geschnatter den Manlius, der nun, die Gefahr ahnend, sogleich herbeieilte und noch zeitig genug ankam, um den ersten Gallier, der die Höhe bereits erreicht hatte, niederzuhauen. Dem nachfolgenden stieß er den Schild gegen den Kopf, daß er rücklings den Felsen hinabstürzte; und als nun auf seinen Ruf die Römer herbeieilten, da wurden die heranklimmenden Gallier sämmtlich in den Abgrund geschleudert.

So war das Kapitol gerettet. Während nun am andern Tage derjenige Römer, welcher auf diesem Posten die Wache gehabt hatte, aber in der Nacht eingeschlafen war, zur Strafe für seine Fahrlässigkeit vom Kapitol herabgestürzt wurde, empfing Manlius

Digitized by Google

den Lohn für seine Tapferkeit. Der Senat schenkte ihm ein Haus auf dem Kapitol und ertheilte ihm den Beinamen Capitolinus. Von jedem Soldaten erhielt er ein Geschenk an Mehl und Wein, das man sich bei der großen Noth abdarbte, um nur dankbar sein zu können. Aber auch auf die Gänse, welche durch ihr Geschnatter das Kapitol und mit diesem Rom gerettet hatten, erstreckte sich die Dankbarkeit des Volkes. Eine große Herde dieser Thiere wurde seit jener Zeit auf öffentliche Kosten unterhalten; auf dem Kapitole selbst wurde das goldene Bild einer Gans aufgestellt und den Gänsen alljährlich ein Triumphzug gewidmet, wobei man eine Gans auf einer schönen weichen Sänfte umhertrug.

Da der Mangel an Nahrungsmitteln in der verwüsteten Gegend immer drückender für die Gallier wurde und endlich gar noch böse Fieber unter ihnen ausbrachen, so bot Brennus den Römern Friedensbedingungen an. Er verpflichtete sich zum Abzuge gegen eine Summe von 1000 Pfund Gold (etwa 942,000 Mark unseres Geldes). Der Senat bewilligte die Forderung. Als nun Brennus das Gold empfing, wog er es, um noch mehr zu erpressen, auf einer falschen Wage nach. Hierüber beschwerten sich die römischen Abgesandten. Doch mit frechem Uebermuth warf der wilde Gallier nun noch sein Schwert zu den Gewichten und rief drohend aus: „Wehe den Besiegten!“

Die Römer ließen zitternd geschehen, was der Gewaltige that. Allein in diesem Augenblicke erschien der Diktator Camillus an der Spitze eines Heerhaufens auf dem Platze. Kaum wurde er gewahr, was sich dort begab, als er mit entblößtem Schwerte an die Wage trat und ausrief: „Weg mit dem Golde! Mit Eisen nur erkauft der Römer sein Vaterland!“ Vergebens berief sich Brennus auf den mit dem Senate abgeschlossenen Vertrag; Camillus erklärte, daß ohne ihn, den Diktator, kein Vertrag giltig sei, und daß er nur mit dem Schwerte unterhandeln werde. So blieb den Galliern nichts übrig, als der Schlacht die Entscheidung zu überlassen. Sie endigte zu ihren Ungunsten, ebenso ein zweites Treffen; und sie sahen sich gezwungen, den Rückzug anzutreten. Sie verließen Rom noch in demselben Jahre, in welchem sie es betreten hatten (390 v. Chr.); und Camillus hielt unter dem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug in die durch ihn gerettete — Stätte, auf welcher einst Rom gestanden.

Die befreiten Bürger hielten nun großen Rath, ob die Stadt wieder aufgebaut werden, oder ob man, wie schon nach der Eroberung Veji's von einigen Seiten gewünscht worden war, diese Stadt zum künftigen Aufenhalte erwählen solle, um sich die Mühe und Kosten des Wiederaufbaues zu ersparen. Die Meinungen waren getheilt; Camillus endlich gab den Ausschlag, indem er das Volk dafür stimmte, Rom wieder aufzubauen. Er unterstützte seine Ansicht durch die triftigsten Gründe. Indem er das Volk beschwor, die heiligen, den Göttern geweihten Stätten nicht zu verlassen, pries er besonders die glückliche Lage Roms, wie es an einem Strome liege, der es mit dem Meere in Verbindung bringe, und doch weit genug davon entfernt, um vor Seeräubern geschützt zu sein, und wie es die Mitte der ganzen Halbinsel einnehme, gleichsam vorher bestimmt zur Herrschaft über dieselbe.

Nun ging man rüstig ans Werk. Der Senat gebot bei Verlust des Grundeigenthums den Aufbau der Häuser binnen Jahresfrist. Aber diese Eile trug die Schuld an der großen Unregelmäßigkeit und Unschönheit der neuen Stadt, ein Mangel, der auch zur Zeit von Roms größter Blüte nie ganz wieder beseitigt werden konnte. Die gallischen Horden hatten indessen die Stadt nicht blos niedergebrannt, sondern auch entvölkert. Dieser Verlust mußte ebenfalls ersetzt werden. Deshalb ertheilte man den Bewohnern einiger Städte, die sich als Freunde der Römer bewiesen hatten, z. B. Falerii, Veji, Capena ꝛc., das römische Bürgerrecht, und Roms Bürgerschaft wurde dadurch so bedeutend verstärkt, daß man noch vier neue Tribus errichten mußte.

Während nach Wiederherstellung der Stadt der abermals zum Diktator ernannte Camillus die äußeren Feinde Roms, und namentlich die stets unruhigen Volsker im Zaume hielt, hatten die Plebejer von den Patriziern neue Bedrückungen zu erdulden, indem der

größte Theil der Ersteren durch die Noth der Zeit in die Schuld der Letzteren gerathen war und diese jetzt ihre grausamen Gläubigerrechte geltend machten.

Manlius Capitolinus, ein tüchtiger, aber ehrgeiziger Mann, verdrossen darüber, daß man auf Camillus alle Ehren häufte und ihn selbst übersah, benutzte die Noth der Plebejer, um sich durch humane, volksfreundliche Handlungen und Vertheidigung ihrer Rechte in die Gunst der Plebs zu setzen. Es gelang ihm damit so gut, daß er sich bereits in dem Gedanken berauschte, mit Hülfe der Volksgunst sich die unumschränkte Herrschaft anzumaßen. Besonders nahm er sich der bedrängten Schuldner an, indem er den größten Theil seines Vermögens verwandte, um die Plebejer von ihrer drückenden Verpflichtung gegen die Patrizier zu befreien. Sein Haus war jedem Plebejer, der sich zu beklagen hatte, geöffnet, und endlich beschuldigte Manlius offen die Patrizier, daß sie die Urheber des Elends seien, in welchem das Volk schmachte, und klagte sie wegen Veruntreuung der öffentlichen Gelder an. Dadurch erwarb er sich die Gunst der Plebs in so hohem Maße, daß ihn dieselbe ihren Patronus und Vater nannte.

Aber die Patrizier, welche ihn als entarteten Standesgenossen haßten, merkten nicht sobald seine Pläne, als sie dieselben auch schon zu seinem Verderben benutzten. Sie zogen ihn wegen seines Strebens nach der Alleinherrschaft vor den Richterstuhl der Centurien. Bei seiner Vertheidigung führte Manlius gegen vierhundert Zeugen auf, die er durch Darlehen ohne Zinsen aus dem Schuldgefängnisse befreit hatte. Zugleich machte er seine Verdienste um das Vaterland geltend: er zeigte die Waffen von dreißig erlegten Feinden, vierzig Ehrengeschenke von den Feldherren und die zahlreichen Narben auf seiner Brust. Alles dies stimmte die Centurien so günstig für ihn, daß sie ihn freisprächen.

Um sich an den Patriziern zu rächen, stellte er sich an die Spitze einer Empörung gegen dieselben, indem er zugleich das Kapitol in Besitz nahm. Allein er wurde überwunden; und da die Tribunen gegen seine Absichten mißtrauisch geworden waren, so ließen sie es geschehen, daß derselbe vor die (patrizischen) Kurien gezogen und von denselben (384 v. Chr.) zum Tode verurtheilt wurde. Das Todesurtheil soll an Manlius dadurch vollstreckt worden sein, daß man ihn vom Tarpejischen Felsen, oder wie Andere berichten, sogar und zwar an derselben Stelle, wo er das Kapitol gegen die heranklimmenden Gallier vertheidigt hatte, in den Abgrund gestürzt habe.

Nach ihrem Siege über Manlius noch übermüthiger, füllten die Patrizier das Maß ihrer Bedrückungen bis zum Ueberlaufen. Im Jahre 376 v. Chr. traten die Tribunen Licinius Stolo und Lucius Sextius mit mehreren Gesetzvorschlägen (Rogationen) auf, durch welche sie die völlige Gleichheit der Rechte zwischen Patriziern und Plebejern, und somit den vollständigen Sieg der Demokratie begründeten.

Das Erste, was in diesen Licinischen Rogationen zur Sprache kam, war der alte Zankapfel der beiden Parteien: das Ackergesetz. Licinius bestimmte dasselbe noch näher dahin, daß die Plebejer an den Staatsländereien nicht nur gleiche Ansprüche mit den Patriziern haben, sondern daß auch von diesen Ländereien Niemand mehr besitzen solle als 500 Jugern (Morgen) Acker, von denen er den Zehnten an den Staat zu entrichten habe, wodurch die Steuern vermindert werden sollten. Die zweite Rogation setzte fest, daß derjenige Theil der Schulden, der durch Zinsenberechnung entstanden und immer unerschwinglicher geworden war, erlassen und der Rest in drei Jahren abgetragen werden sollte. Die dritte Rogation endlich sprach den Plebejern gleiche Rechte am Konsulat zu und setzte fest, daß das Kriegstribunat völlig abgeschafft, die Regierung nur von zwei Konsuln geleitet und einer derselben stets aus den Plebejern erwählt werden solle.

Mit allem Aufwand von Kräften und mittels aller möglichen Intriguen suchten die Patrizier diese Gesetzvorschläge, welche auch den Rest ihrer Vorrechte vernichteten, zu untergraben. Es gelang ihnen sogar, acht Tribunen zu dem Zwecke zu bestechen, daß sie gegen den Vortrag der Licinischen Rogationen in der Volksversammlung Einspruch erhoben;

aber Licinius und Sextius, welche zehn Jahre hintereinander zum Tribunate erwählt wurden, blieben ohne Anwendung ungesetzlicher Mittel fest auf ihren Forderungen stehen. Mit jedem Jahre wurden dann mehr der bestochenen Tribunen durch solche ersetzt, welche den Licinischen Forderungen beistimmten. Die Tribus nahmen selbstverständlich die Licinischen Rogationen an. Der Senat aber verweigerte die Bestätigung. Immer heftiger wurde der blutlose Kampf, immer entschiedener die Niederlage der Patrizier. Der Senat, aufs Aeußerste gedrängt, glaubte Hülfe durch Wiederaufrichtung der Diktatur zu finden, und dreimal hintereinander wurde Camillus zum Diktator ernannt. Aber auch er vermochte nichts gegen den eisernen Willen des Volkes, und endlich, da Camillus selbst, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, den Senat zur Nachgiebigkeit ermahnte, wurden (367 v. Chr.) die Licinischen Rogationen zum Gesetze. Das Volk hatte gesiegt; Rom war nun eine demokratische Republik.

Lucius Sextius wurde der erste plebejische Konsul. Es war für die Patrizier ein Tag bitterster Demüthigung, an welchem jener mit dem Zeichen einer Würde bekleidet wurde, durch die sie sich noch allein als die Regierenden betrachtet hatten. Allein es war ihnen gelungen, noch einige Trümmer ihrer Vorrechte zu retten durch Errichtung zweier neuen curulischen Magistratsämter, zu denen nur Patrizier zugelassen werden durften: die der Prätoren, welchen die richterliche Gewalt, die früher allein den Konsuln zukam, übertragen wurde, und die der curulischen Aedilen. Die Inhaber höherer Magistratsämter, früher nur von Patriziern verwaltet, saßen auf einem elfenbeinernen Stuhle (sella curulis) und ihre Aemter wurden daher in der Regel curulische genannt. Das Amt der curulischen Aedilen ging hervor aus einer Weigerung der plebejischen Aedilen, die eingeführten öffentlichen Spiele zu leiten, und die Patrizier ergriffen die Gelegenheit mit Freuden, ein neues, ihnen allein zustehendes Amt zu errichten, welches sie natürlich für ein curulisches erklärten. Das Volk hatte sich dies Alles gern gefallen lassen, um seinerseits das Licinische Gesetz desto leichter durchsetzen zu können; allein nach kurzer Zeit hatten die Plebejer den Zutritt zu sämmtlichen curulischen Aemtern erlangt: zu dem Aedilat, der Prätur, der Censur, der Quästur, dem Konsulat, selbst der Diktatur, ja endlich sogar zu dem Priesterthume.

Während aller dieser inneren Bewegungen breitete sich auch die Macht Roms nach außen aus, und die Kriege mit den benachbarten Völkern nahmen fast durchgängig eine für die Römer günstige Wendung. Manche heroische That, wie in Rom selbst, so auch im Felde, erwarb dem römischen Namen Achtung, wo man ihn nannte.

Einst öffnete sich in Rom mitten auf dem Markte plötzlich der Erdboden. Dieses Ereigniß, durch ein Erdbeben veranlaßt, erschreckte die Römer um so mehr, da sich die Erdspalte nicht ausfüllen lassen wollte. Man fragte die Auguren um Rath, und diese erklärten: Wenn man in den Erdschlund dasjenige hineinwürfe, was die Macht und die Stärke des römischen Volkes enthalte, so würde ein solches Opfer dem römischen Reiche ewige Dauer sichern. Marcus Curtius, ein junger Patrizier, legte diesen Spruch dahin aus, daß Roms Macht und Stärke in seinen Waffen und in seinen tapferen Männern liege, und sogleich faßte er den heldenmüthigen Entschluß, sich für die ewige Dauer seines Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Im Waffenschmuck bestieg er ein reich gezäumtes Roß, und stürzte sich so in den gähnenden Erdschlund, der sich nun — erzählt die Sage — mit leichter Mühe verschütten ließ.

Mit dem vollständigen Siege der Demokratie (um 343 v. Chr.) hatten die Römer die erste Sprosse der Leiter erreicht, welche sie zur Weltherrschaft führte. Wir werden im folgenden Zeitraume sehen, wie schnell sie dieselbe erstiegen.

Ende des ersten Bandes.

Beigabe zur „Illustrirten Weltgeschichte".

Zur Geschichte des Alterthums.

I. Tabelle. Völker und Reiche.

Zusammengestellt von Franz Otto.

v. Chr.	Asiatische und afrikanische Völker und Reiche.	Uebersicht der Völker in Griechenland (zur und nach der Sagenzeit).	Uebersicht der Völker in Italien—Rom.
	In Asien: Chinesen. Inder. Aegypter. — Arier. Turanische Völker. — Elam, Chaldäa; Assyrien. Babylonien; Medien, Persien. — Skythen. — Kuschiten. — dringen nach Westen.	Bewohner. Aelteste Zeit: Pelasger, verdrängt von den Hellenen in: Nordgriechenland: Thessalien und Epeiros (Pindos, Ossa und Olympos.) Hellas: Akarnanien (Argos). Aetolien. Doris. Phokis (Parnass, Delphi). Lokris. Boetien. Theben. Megaris. Attika. Athen, Eleusis. Peloponnesos: Sikyonien (Sikyon). Achaia. Elis. Elis. Olympia). Messenien (Messene), Lakonien (Sparta), Arkadien (Mantinea), Argolis (Argos,	**Völker in Norditalien:** Ligurer (später: Kelten). Onobrier. Insubrer (mit Mediolanum). Lavier. Euganeer. Veneter (mit Patavium, Aquileja, Tergeste etc.), Boier (Placentia etc.), Ligoner (Ravenna); **in Etrurien:** (griech. Tyrrhenia) mit Clusium,
1388—1322	Assyrien macht sich unabhängig von Babylon.	scheu Neuerfassungen bedeckt, daher der Name **Grossgriechenland.**	
1350	**Ramses II.**, des grossen Sesostris, Kriegszüge nach Asien.	**Städte:** Tarent, Kroton, Thurium, Regium,	
	Hohe Blütezeit des Reiches der Aegypter.	Sybaris. **Auf Sizilien:** Syrakus, Messana, Megara.	
1320	**Moses führt die Israeliten aus Aegypten.**		
1300	**Zoroaster** (Zarathustra) in Medien-Persien.	Argonautenzug (1250) siehe oben.	
1280—1120	**Josua** erobert das gelobte Land. Zeit der Richter.	Trojanischer Krieg 1193—1183 (siehe oben unter Heroen). Zerstörung von Troja (1184).	
1100	Die Phönikier gründen Gades (Cadix).	Ungefähre Zeit der thessalischen und dorischen Wanderung in den Peloponnesos (1104).	
1075	Samuel, Hohepriester der Israeliten.	**Kodros**, König von Athen (1066).	
1055—1033	König **Saul.**	Archonten auf Lebenszeit. Amphyktionen.	
1033—993	König **David.** (Sängerschulen in Jerusalem.)	Gründung von hellenischen Kolonien auf den griech. Inseln. (Siehe oben.)	
1001—967	Hochblüte von Sidon, Tyrus. König Hiram verschönert und erweitert Tyrus. Gründung von Kolonien in Sizilien, Kypros u. Kreta.	Acolische, jonische und dorische Kolonien an der Küste Kleinasiens (um 1050). **Homer's** Gesänge. — **Hesiodos** (um 900).	
993	König **Salomo.** Blüte Jerusalems. Tempelbau.		
980	Theilung des Judäischen Reiches in Israel und Juda.	**Lykurgos** in Sparta (884). Lykurgische Gesetzgebung. Fünf Ephoren.	
980	Ausbreitung des kanaanitischen Baaldienstes in Israel.	Die Erneuerung der olympischen Spiele durch	
846	Gründung von Karthago (Pflanzstadt der Tyrer) durch Elissa (Dido)	Lykurgos (884). Erste Olympiade (776). Tempelbauten der Dorier und Jonier.	
753	Grösste Machtentfaltung des Assyrischen Reichs.	Gründung der griech. Kolonien in Sizilien und	Gründung Roms durch die Söhne der Rhea-Sylvia: Romulus und Remus.
750	Aufblühen von Karthago.	Unteritalien (776).	

digitized by Google

Digitized by Google

Zur Geschichte des Alterthums.

III. Tabelle. Vom Untergang des Reiches Israel bis zu Alexander dem Grossen.

v. Chr.	Asiatische und afrikanische Völker und Reiche.	Griechen.	Römer.
703—345		Hervortreten Sparta's. Erster Messenischer Krieg (743—724). Aristodemos bei Ithome (727).	**Könige in Rom.** Tod des Romulus, des Gründers von Rom. Raub der Sabinerinnen (753—716).
730—672	Herrschaft der äthiopischen Könige in Aegypten.		
730	Tiglat-Pilesar II. unterwirft ganz Syrien der		
500—494	Aufstand und Niederlage der Ionier.	Einnahme von Chalkis durch die Athener (506).	Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die ersten Konsuln (509). Porsenna, König von Clusium. (Horatius Cocles und Mucius Scävola.)
492—449		**Zeit der Perserkriege.**	
485—465	Xerxes I., Grosskönig von Persien.	Erster Zug der Perser 492. Die Flotte des Mardonios scheitert am Vorgebirge Athos.	
480	Die Karthager in Sizilien. Kampf mit Gelon von Syrakus.	Zweiter Zug unter Datis und Artaphernes. Miltiades' Sieg bei Marathon (490).	Der Latinerkrieg. Der Diktator A. Postumius unterwirft die Latiner am See Regillus (496).
		Dritter Zug (480). Kampf am Artemision und bei Thermopylä. Ephialtes und Leonidas. Seesieg des Themistokles bei Salamis. Die Spartaner unter Pausanias und die Athener unter Aristeides siegen bei Platää. Tod des Mardonios. Seesieg der Spartaner (Leotychides) und Athener (Xanthippos) bei Mykale (479).	Der zweihundertjährige Kampf der Plebs um Gleichstellung beginnt. Auswanderung der Plebejer auf den Heiligen Berg. Einsetzung der Volkstribunen. Spurius Cassius veranlasst die erste Agrargesetzgebung (486). Widerstand des Marcius Coriolanus. — Krieg mit den Volskern (488).
		In Sparta: Pausanias Verrath (Tod dess. 469). In Athen: Bau des Hafens (Peiräeus) und der langen Mauern (460).	
478		Verleihung des vollen Bürgerrechts an die Theten.	
		Die Tragödien des Aeschylos (525—456) begeistern das Volk. Pindaros (522). Sophokles (497—406). Euripides (geb. 408).	
477—450		**Vorherrschaft Athens.** Kimon (Sohn des Miltiades) unterwirft Skyros. Dessen Doppelsieg am Eurymedon (469). Kimon verbannt. Themistokles bei Artaxerxes (465). Tod dess. (461).	Verurtheilung des Spurius Cassius (Sturz vom Tarpeischen Felsen). Krieg mit Veji. Untergang der dreihundert Fabier am Fluss bei Cremera (477).

(Fortsetzung umstehend.)

Zur Geschichte des Alterthums.

III. Tabelle. Vom Untergang des Reiches Israel bis zu Alexander dem Grossen.

(Fortsetzung.)

v. Chr.	Asiatische und afrikanische Völker und Reiche.	Griechen.	Römer.
464—454		Dritter Messenischer Krieg. Beschränkung des Areiopagos durch Ephialtes. Athen gegen Aegina, Korinth, Epidauros, Trözen. Aegina wird überwunden. Sparta mit Böotien verbündet siegt über die Athener unter Myronides bei Tanagra (456); Myronides bei Oinophyta über die Böotier. Zurückberufung Kimons (456). Fünfjähriger Waffenstillstand (450).	Antrag des Volkstribunen C. Terentilius Arsa auf schriftliche Abfassung der Gesetze (462).
465—424	**Artaxerxes I.** Longimanus, Grosskönig von Persien.		C. Cincinnatus, Diktator, besiegt die Aequer am Algidus (458). Die Zahl der Tribunen auf zehn vermehrt (457). Widerstand der Patrizier. Das Decemvirat (451). Die Zwölftafelgesetze (450). Aufhören des Decemvirats (449).
	Aegypten im Aufstand gegen die Perser (König Inaros) 461—455.	Tod des Kimon vor Kition (449). Kimonischer Friede. Ende der Perserkriege.	
447	Aufstand des Megabyzos.	Zweiter heiliger Krieg. Niederlage der Athener bei Chaeroneia. Der 30jähr. Friede des Perikles.	Tyrannei des Appius Claudius. Tod der Virginia. Die Censoren.
		Samos' Abfall und Unterwerfung durch Perikles.	
440—439		Höchste Blüte der Künste im Zeitalter des Perikles. Propyläen und Parthenon; Phidias, Polyklet, Myron. — Die Philosophen Zenon (um 500), Empedokles. Die Sophisten. Herodot, Vater der Geschichte (484—408). Thukydides (471—400). Xenophon (445—354). Aristophanes (erstes Auftreten 427). Isokrates (436—338), Lysias (459—378). Diogenes. Hippokrates, der grosse Heilkundige. Griechiche Künstler: Praxiteles, Lysippos, Zeuxis, Parrhasios, Apelles.	Gesetz des Tribunen Canulejus, durch welches die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern für giltig erklärt wird.
431—404			
430			
423—404	**Dareios II.** Nothos, König von Persien. Besiegung seines Bruders Sogdianus.		
422			
		Peloponnesischer Krieg. Friede des Nikias (423). Die Pest in Athen. Tod des Perikles (429). Schlacht bei Amphipolis. Kleon, der Athener, u. sein Besieger Brasidas, der Spartaner, fallen.	Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt werden ernannt (444).
			Die Plebejer werden zum Amte der Quästoren

Zur Geschichte des Alterthums.

IV. Tabelle. Von Alexander dem Grossen bis zur Begründung der römischen Weltherrschaft.

	(† 228) und Hasdrubal, dessen Schwiegersohn.	Beitritt Sparta's zu dem unter makedonischer Oberherrlichkeit stehenden Achäischen Bunde.	Alpen, Grenze der röm. Herrschaft im Norden.
219	Hannibal, des Ersteren Sohn, zerstört Sagunt. Der Hannibalische Krieg (218—201).	Philipp III. (V.) von Makedonien (221—179) gegen die Aetolier. Aratos Tod.	Zweiter Punischer Krieg (218—201). Hannibal's Zug über die Alpen nach Italien. Seine Siege am Ticinus (218) und an der Trebia. Anschluss der Gallier. Sieg am Trasimenischen See (217). Zug nach Apulien. Fabius Cunctator, Diktator. Schlacht bei Cannä (216). Marcellus' Sieg bei Nola über die Karthager (215). Cn. Corn. Scipio in Spanien. Hannibal vor den Thoren
		Philopömen, Strateg des Achäischen Bundes, schlägt Machanidas, Tyrann von Sparta.	
		Der Achäische Bund schliesst sich den Römern gegen Philipp III. (V.) von Makedonien an.	
206		Einnahme und Zerstörung von Korinth durch die Römer unter Mummius (146). Wieder aufgebaut 46.	römische Provinz (148).
			Dritter Punischer Krieg (149—146). Karthago gegen Masinissa. P. Corn. Scipio Aemilianus (Africanus minor) zerstört Karthago (146). Afrika wird römische Provinz. Aufstand der Lusitanier unter Viriathus; in Verbindung damit
			Der Numantische Krieg; endigt mit Zerstörung von Numantia durch Scipio Africanus minor (133). Dessen Tod (129).
			Verfall der Sitten und des religiösen Glaubens; dagegen blühen auf Poesie und Wissenschaft (Livius Andronicus, Quint. Ennius, Dichter; Aelius Catus, Rechtsverständiger).

(Tabelle V umstehend.)

Zur Geschichte des Alterthums.

V. Tabelle. Zeit der römischen Weltherrschaft.

v. Chr.	Das Römische Reich.
133	**Die Zeit der Gracchen.** Cornelia, Mutter der Gracchen. Tiberius Sempr. Gracchus und Cajus Gracchus, Volkstribunen und ihre Ackergesetze.
129	Senatoren und Ritter bilden die hervorragenden Stände. Dienstadel und Geldaristokratie. Eindringen griechischer Bildung. Grosser Reichthum und steigende Sittenverderbniss.
121	Gallia Transalpina wird römische Provinz. Tiberius Gracchus und 300 seiner Anhänger werden von den Optimaten erschlagen. Tod des Cajus Gracchus.
117—106	Krieg mit Jugurtha von Numidien. Metellus; Marius. Gefangennahme des Jugurtha durch Sulla (106).
113—101	**Die Cimbern und Teutonen in Oberitalien.**
113	Niederlage der Römer an der Rhone bei Noreja.
102	Bei Aquä Sextiä besiegt Marius die Teutonen und mit Catulus (101) die Cimbern bei Vercellä.
100	Marius zum sechsten Mal Konsul. Geburt von C. J. Cäsar (102)|
91	Marcus Livius Drusus. Neue Ackervertheilung (lex agraria). Ertheilung des Bürgerrechts an die Italiker.
91—89	Bundesgenossenkrieg. Dessen Beendigung durch Luc. Corn. Sulla. Cornelius Nepos; Strabo, der Geograph.
88—84	**Erster Mithridatischer** (Pontischer) **Krieg.** Sulla und Marius entzünden wegen des Oberbefehls den ersten Bürgerkrieg.
88—82	**Erster Bürgerkrieg.** Kampf des Marius mit Sulla. Sulla erlangt die Oberhand, erstürmt Rom und vertreibt Marius. Flucht des Marius nach Afrika.
86—84	Cinna mit Marius verbündet in Rom. Tod des Marius. Cinna von seinen Soldaten erschlagen (84)|

n. Chr.	Das Römische Reich.
30	Johannes der Täufer in Palästina am Jordan.
33	Jesus Christus erleidet den Tod am Kreuze.
36	Bekehrung des Paulus.
37—41	**Cajus Cäsar Caligula,** endet im Wahnsinn.
41—54	**Claudius Tiberius Drusus.** Dessen Weiber Messalina und Agrippina. Beginn der Eroberung von Britannien. Mauretanien und Thrakien werden römische Provinzen.
54—68	**Domitius Nero Claudius.** Seneca. Sabina Poppäa. Ermordung des Britannicus, der Octavia und des Seneca.
64	Brand von Rom; Christenverfolgung. Petrus und Paulus.
68	Tod Nero's. Ende des Hauses der Julier. Die Heere in den Provinzen setzen die Kaiser ein.
68—69	Galba, Otho, Vitellius.
	Kaiser aus dem Geschlechte der Flavier.
69—79	**T. Flavius Vespasianus,** Aug. Imp. Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis und Sabinus. Agricola erobert Britannien.
70	Einnahme von Jerusalem durch Titus.
79—81	**Titus Flavius Vespasianus,** einer der trefflichsten Herrscher. 79 Herculanum, Pompeji und Stabiä vom Vesuv verschüttet. Tod des älteren Plinius.
81—96	**Titus Flavius Domitianus,** durch Stephanus ermordet.
96—98	**Coccejus Nerva,** der Adoptivkaiser. Cornelius Tacitus; — Q. Curtius Rufus, Geschichtschreiber; M. F. Quintilian (35—118)|
98—117	**Ulpius Trajanus,** einer der trefflichsten Imperatoren. Dacien, Arabien, Armenien (106), Mesopotamien, Assyrien werden röm. Provinzen. Kriege Trajan's gegen die Parther
113—116	

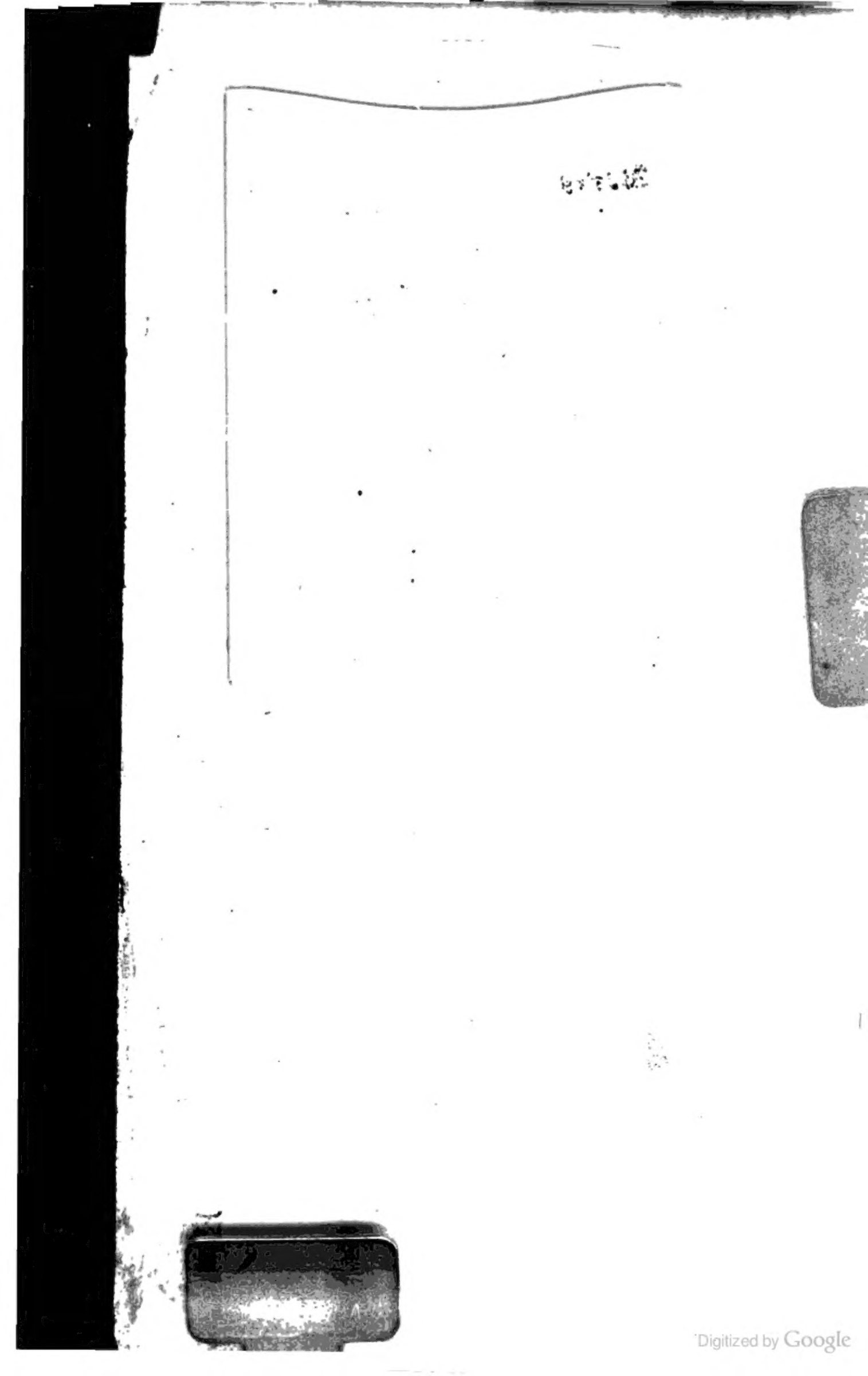
Digitized by Google

89099954745

B89099954745A

s book may be kept

FOURTEEN DAY



Digitized by Google

89099954745
b89099954745a

Digitized by Google